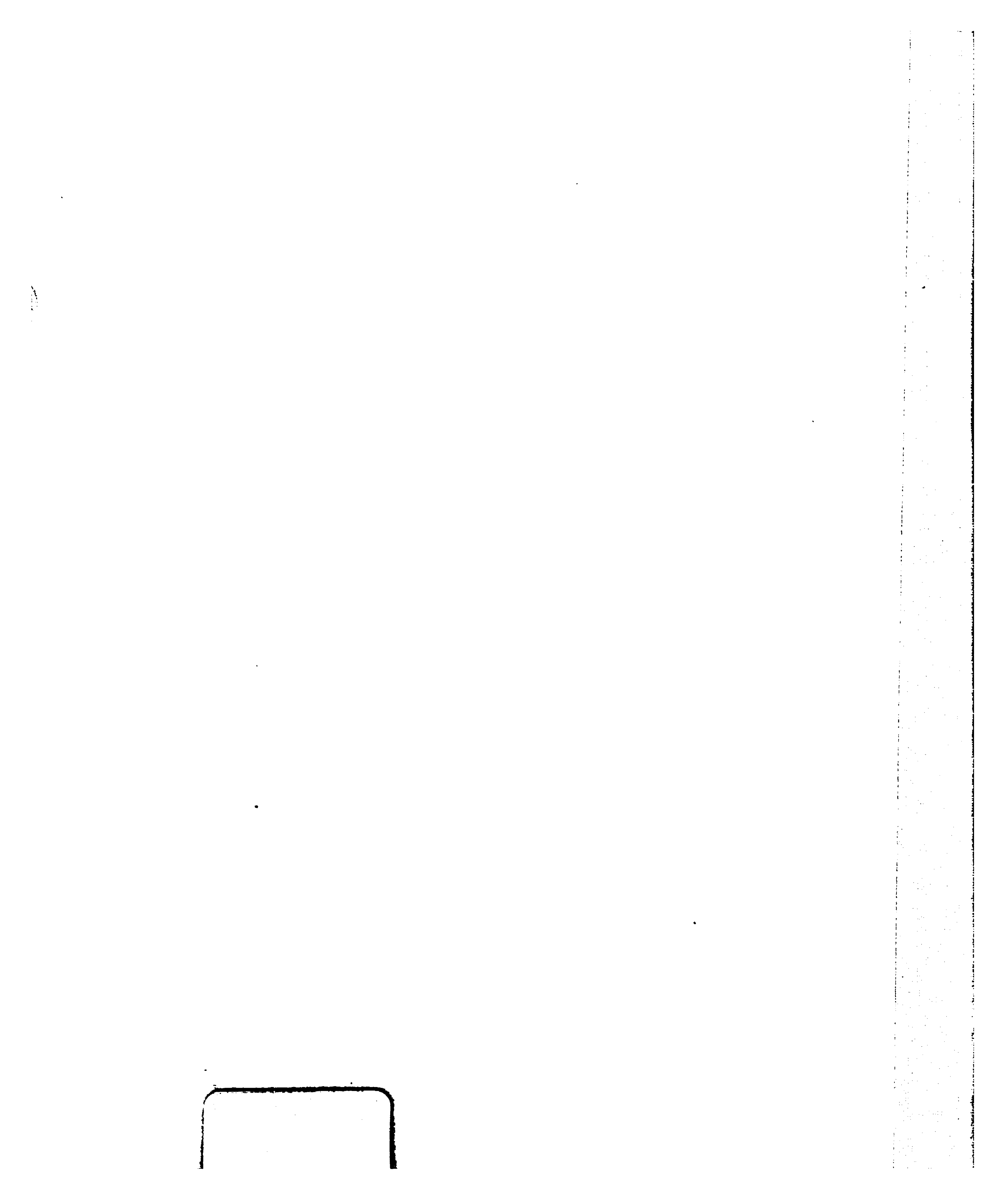


ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1800.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürſtl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1800.

Numero 93.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 1. April 1800.

GESCHICHTE.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Johann Christoph Krause*, der W. W. Magisters u. öffentl. ordentlichen Lehrers auf der k. preuss. Friedr. Univers. zu Halle, *Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa*. Ein Handbuch für Schulmänner, Erzieher, Studierende und andere Liebhaber der Geschichte aus allen Ständen. *Vierten Bandes vierte Abtheilung*, welche die allgemeine Geschichte der Hierarchie etc. des deutschrömischen Reichs, der Schweiz u. Frankreichs, vom Ende des dreyzehnten bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts enthält. 1797. 488 S. — *Vierten Bandes fünfte und letzte Abtheilung*, welche den Rest der Geschichte des Mittelalters enthält. 1798. 628 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Bekanntlich hatte der den historischen Wissenschaften zu früh entrissene Vf. dieses Werks den Entwurf gemacht, seiner *Geschichte des heutigen Europa* eine Einleitung voranzuschicken, welche durch *einen bündigen Abriss* der merkwürdigsten Begebenheiten *des Mittelalters*, den neuern Zustand unsers Welttheils begreiflich machen, mithin die Anlagen und Vorbereitungen zu den grosen Revolutionen in demselben entwickeln sollte: eine an sich recht nützliche und desto mehr empfehlungswerthe Methode, da viele Liebhaber der Geschichte blos nach der neuern begierig sind, und gleichwohl nicht einmal diese, ohne Vorkenntnisse aus der mittlern, überall gehörig verstehen können; ja da sogar Geschichtschreiber unserer Tage, welche Lieblinge der Lesezirkel sind, sobald sie sich über die beiden letzten Jahrhunderte hinaus versteigen, es gar bald merken lassen, dass sie auf einem fremden Felde herumirren. Weil unterdessen der Vf. den Umriss seiner Einleitung nicht scharf genug gezeichnet hatte; bey seinem Forschen in den Quellen, und bey seiner Belesenheit auf vielerley gerieth, was seinen Lesern angenehm zu wissen seyn möchte; überdies auch manche nicht gemeine Bemerkungen ihm vorkamen, und diese Arbeit wahrscheinlich ein etwas eilfertiges Erwerbungsmittel war; so ist aus der Einleitung ein beträchtliches Buch geworden, von dem man, im Verhältnisse gegen das beynahe ganz unterbliebene Werk selbst, beynahe wie jener Architekt von einem Pallaste, an dem nur das prächtige Portal fertig geworden war, sagen möchte: *una porta senza casa*. Gleichwohl bleibt es immer ein lehrreiches Buch von ausgebreiteten Kenntnissen, vielen feinen Beobachtungen, ungemeinem Fleisse; gesetzt auch, dass die Uebersicht des Ganzen vielen Lesern darin etwas schwer werden dürfte; dass hin und wieder mehr gesammelt als gewählt; bisweilen Verbesserungen nöthig, und einige Urtheile zu rasch gerathen seyn sollten; der Schreibart nicht zu gedenken, die noch gar mancher Verfeinerung bedarf.

Was überhaupt in der ersten der beiden vor uns liegenden Abtheilungen enthalten sey, lehrt die Aufschrift. „In dem nächst vorhergehenden Zeitraume, „(bis zum Ende des dreyzehnten Jahrhunderts,) sagt „der Vf., herrschten Hierarchie, Lehnwesen und Ritterthum hauptsächlich in der öffentlichen Verfassung, „und entweder Unwissenheit oder Pedanterey, beide „in Gesellschaft mit Aberglauben, in den Köpfen. „Es waren aber auch schon Bürgerstand und gelehrter Beruf in Aufnahme, und geschriebene Rechte „und darauf gegründete Einrichtungen zu einigen „Ehren gekommen; vorzüglich aber fängt nun die „Herrschaft des Geldes an. *Nun verfliegt* mit dem „Fortgange der Zeiten *der reine Geist der Hierarchie*, „des Lehnwesens und des Ritterthums; *es bleiben „nur die Hefen übrig: und mit diesen bestreichen* anmassende *Hierarchen* und unwissende und pedantische *Pfaffen und Mönche und rohe Ritter die Gesichter*, um desto majestätischer zu erscheinen, und ihre „wahre Gestalt zu verbergen. Ihrer aller darnach abgeänderter Berufsgeist, feindet häufig im Namen „Gottes, und nach Gesetzen der Kirche und der Ehre, „das gemeine Wohl an. Jene wollen vor Stellvertreter des Vaters der Menschen, diese vor die allein „erbfähigen ächten Kinder des Hauses gelten. Beide „fühlen bald, wie nothwendig ihnen Geld sey, und „suchen es in eben dem Maasse zu erlangen, als ihre „Bedürfnisse zunehmen. Darüber gerathen sie auf „einer Seite mit der weltlichen Obrigkeit, welche „vor allen des Geldes benöthigt ist, auf der andern „mit dem gemeinen Manne in Unlust und Zwistigkeiten. Beide achten zuletzt weder die öffentliche „Meynung noch Gesetze, wenn sie auch selbst sie gegeben haben. Das verleitet sie zu Missbräuchen und „Anmasungen gegen das gemeine Wesen, und gegen die häusliche Ordnung, und endlich auch gegen einander selbst. Jeder, der seine Gerechtsame „und Pflichten kennt und liebt, fühlt sich berufen, „solchem Unwesen zu steuern: der eine durch Anzeige, der andere durch Gegenarbeit. Lange und oft „verunglückten diese Versuche, bis endlich der Bürgerstand mit langsamern, aber festen Schritte zu „grösserer Theilnehmung am gemeinen Wesen vor„schrei-

„schreitet, *bis Grammatiker und Humanisten Regenten* und Laien *aufklären*) bis die ältern Erfindungen „mit den neuen des Lumpenpapiers, Schiefsgewehrs, „der Buchdruckerkunst verstärkt, dem menschlichen „Geschlechte ganz andere Wirkungskreise und Werkzeuge verschaffen, und insbesondere auch dem „Freunde der Tugend und Weisheit einen freyern „Spielraum zubereiten" u. s. w. - Denn diese vorläufige Abschilderung geht auf mehrern Seiten fort. Sie hat überall viel Treffendes; würde aber nicht allein besser, um den meisten Lesern verständlicher zu seyn, am Ende der Geschichte dieses Zeitalters, als historische Folgerung aus demselben, gestanden haben; sondern wir wüssten auch zu einigen Zügen derselben in diesem Zeitraum die Belege nicht zu finden. Denn soll *der reine Geist der Hierarchie* die älteste Kirchenregierung anzeigen; so ist ja dieser jetzt mit den Concilien von Costniz und Basel zum Theil wieder aufgeweckt worden; nicht aber verflogen. Warum sollen ferner nur *die Hefen des Ritterstandes* übrig geblieben seyn; der doch bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts noch fortblühte? Von *der Aufklärung der Regenten durch Grammatiker und Humanisten* dürften sich auch gar wenige Spuren zeigen lassen: und wie weit ging sie, diese Aufklärung, auch wo sie etwas sichtbar ist? „Am Schlusse dieses Zeitraums, meynt der Vf., war „es schon entschieden, dass die schönsten Tage, wel„che der Menschheit seit dem Verluste der römischen „und griechischen Cultur zugedacht waren, in vol„lem Glanze hereinbrechen würden." Das konnte aber wohl damals (am Ende des funfzehnten Jahrhunderts) unmöglich schon entschieden seyn, da, ungeachtet des wieder auflebenden Geistes der griechischen und römischen Schriftsteller, *Nero-Borgia* von Rom aus über den Verstand von hundert Millionen Christen unumschränkt herrschte; die neue Welt zwischen Spaniern und Portugiesen theilte, einen *Savonarola* verbrennen liess, und andere Werke der Finsterniss in Menge verübte, die wahrhaftig noch keinen schönen Tag ankündigten. Dass dieser anbrechen würde, machte erst die Geistesfreyheit und das allgemeine Licht, welche von der Reformation verbreitet wurden, sehr wahrscheinlich; aber gewiss und entscheidend wurde es erst durch die Art, wie man jene hohen Vortheile benutzte.

Im ersten dieser Theile also kömmt zuerst *die Geschichte der Hierarchie, der Ritterschaft, des Bürgerstandes und der Gelehrten*, sodann *die deutsche und französische des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts* vor. Der Vf. bemerkt zuerst, wie viel Gutes die Päbste hätten stiften können; führt auch einiges an, das sie wirklich gestiftet haben; wo aber noch mehr hätte hinzugesetzt werden können, und bey der Nachtmahlsbulle gezeigt werden sollte, worin eigentlich dieses Gute bestanden habe. Die Muthmassung, (S. 12.) dass die *deutschen Kurfürsten* sich bey der Kaiserwahl *die Cardinäle zum Muster genommen* haben sollten, hat unserm Bedünken nach gar nichts für sich. Richtiger ist die Anmerkung S. 14. über die aus Leuten ohne Vaterland, ohne rechtliches Weib und Kind, ohne Familienerbtheil bestehende päbstliche Curie; welche sich also, ungefähr wie die Verschnittenen der morgenländischen Hofe, desto mehr auf Zusammenscharren baares Einkommens gelegt, und daher so mancherley Mittel römischer Gelderpressungen aufgebracht hätten. Die Geschichte der Päbste dieser Zeiten, besonders der von Avignon, wird mit lesenswerthen Erläuterungen begleitet. *Bulaei Hist. Univers. Parisiensis* hätte nicht S. 39. unter einem französischen Titel citirt werden sollen; doch wie wenige haben überhaupt das wichtige Buch gesehen! Höchst übertrieben ist es, (S. 45.) dass die *Dominicaner* kaum den zehnten Theil so viel Klöster, als die *Minoriten* besessen haben sollen. Sie hatten ja schon im J. 1277 vierhundert und siebenzehn Klöster; und dass diese Anzahl seitdem gestiegen sey, ist bekannt. Das berüchtigte Werk des Franciscaners *Albizi* (nicht *Albigi*.) *Liber Conformitatum*, hält der Vf. nicht für so alt als man es annimmt; (S. 49.) giebt aber nicht den geringsten Grund seines Zweifelns an; und wir können auch keinen finden. Uebrigens glaubt er, es sey in einem doppelten Zwecke geschrieben: theils den Beweis aus Wundern für die Auslegung, welche die Spiritualen von der Regel ihres Patriarchen behaupteten, zu führen, theils eine Ausgleichung mit dem Pabste einzuleiten, dessen darin sehr in Ehren gedacht werde. Allein so wäre ja ein Zweck durch den andern aufgehoben worden, indem *Christus* in dem Buche dem heil. *Franz* erklärt, bey seiner Regel dürfe keine Glosse angebracht werden, und gleichwohl nach andern Stellen desselben der Pabst das Recht hat, sie zu glossiren.

Bey *Rudolf von Habsburg* entwickelt der Vf. S. 75 fg. die Ursachen, warum er in seinen spätern Jahren viel von der Liebe und Achtung verloren habe, deren er in den ersten genossen hatte. Ob auch von Achtung? das möchten wir wohl kaum behaupten: denn er hatte sich in ein bleibend furchtbares Ansehen gesetzt; aber die Besorgniss konnte wohl entstehen, ob sein Haus nicht zu mächtig würde, wenn man ihm zumal die Wahl seines Sohns zum Nachfolger zugestünde. *Adolf's von Nassau* Ankauf von Thüringen ist, nach des Vfs. Muthmassung S. 91. weder für sein Haus geschlossen, noch ganz ohne Theilnehmung anderer Fürsten vorgenommen worden. Vielmehr scheint ihm der Landgraf *Albrecht* sich über seine Söhne bey dem Könige beklagt; dieser aber sie für fachfällig und ihre Lehne für verwirkt erklärt, und darauf mit dem Vater, als vermeyntlichem letzten Besitzer, einen Vertrag geschlossen zu haben; auf welchen Fall die ausgemachte geringe Geldsumme nicht sogar unbedeutend gewesen wäre, indem sie nicht den Werth der Länder, sondern die Abfindung wegen der reinen Einkünfte ausmachen sollte. Freylich geben hierüber weder Urkunden noch genauere Nachrichten einiges Licht. Die erste Anlage der Eidgenossenschaft wird auf die gewöhnliche

che Art erzählt; doch findet der Vf. S. 102. die Gestalt ihrer ältern Geschichte fabelhaft, weil sie erst in spätern Zeiten aus Landesgerüchten und Bruchstücken zusammengesetzt worden sey. Dass die geistlichen Kurfürsten alle Niederdeutsche vom Kaiserthrone ausschlossen, hat nach des Vfs. Meynung, S. 103. mehr als, alles Uebrige zur Entkräftung des Kaiserthums beygetragen. Dass *Heinrich VII* nicht vergiftet worden sey, glaubt er darum, S. 109. weil es nicht strenger bewiesen, als widerlegt werden könne. *Marsilius Ficinus*, der S. 120. unter den schriftstellerischen Vertheidigern *Ludwig's des Bayern* steht, ist eine in der Geschwindigkeit vorgegangene Vermischung des berühmten Platonikers im funfzehnten Jahrhunderte, mit *Marsilius Patavinus* oder *Menandrinus*, *Ludwig's* Zeitgenossen. Gar zu flüchtig ist die Stelle S. 122. Anm. b. hingeworfen: „Die Urkunde (von *Ludwig's* Verzichtleistung auf das deutsche Reich) steht ganz abgedruckt in einem schlechten französischen Buche, das ich eben nicht zur Hand habe." Wenn es ein schlechtes Buch war: so dürfte wohl auch die Urkunde schlechte Glaubwürdigkeit haben; aber es mussten hier vielmehr einheimische Geschichtschreiber zu Rathe gezogen werden; da würde der Vf. gefunden haben, dass *Adlzreiter* (*Annal. Boicae gentis*, P. II. p. 48. ed. Leibnit.) eine richtigere Nachricht davon giebt, auch versichert, die darüber ausgestellte Urkunde sey noch im kurfürstl. Archiv zu München befindlich. Dass die Erfindung *des Linnenpapiers* deutschen Ursprungs sey, hält der Vf. S. 129. darum für wahrscheinlich, weil nicht nur Zeugnisse von früher als anderwärts vorhandenen wahren Papier dieser Art in Deutschland angeführt werden könnten; sondern weil auch dieses Land vorzüglich an Linnen schon seit mehrern Jahrhunderten einen grösern Ueberfluss als an andern Materialien, und bey seinem grossen Handel, auch bey seiner übrigen Thätigkeit, das Papier nöthig hatte. Allein diese Gründe möchten wohl nur eine geringe Wahrscheinlichkeit hervorbringen; Zeugnisse hat der Vf. ohnedem nicht beygebracht. Eher wollten wir ihm darin beytreten, dass das jetzige Feuer und Schiessgewehr deutschen Ursprungs sey, weil man eine Zeitlang in der Kunstsprache blos deutsche Benennungen darüber finde; wie Büchsen, Büssen, Donnerbüchsen, Feuerbüchsen, Hacken, Schlangen, Handrohr, Stücken u. dgl. m. Von *Karl'n IV* sagt der Vf. auf der einen Seite S. 137. er habe weder vom Pabste noch von Frankreich, noch von irgend einem Nachbar oder deutschen Hause das Geringste zu fürchten gehabt, wenn er die Gerechtsame des Reichs wahrnehmen und geltend machen wollte; er habe auch an Regenteneigenschaften fast alle Fürsten seiner Zeit übertroffen; aber setzt er hinzu, *Karl sey als Regent ein Pedant* gewesen. Gleichwohl nennt er ihn bald darauf (S. 143.) *einen Menschenkenner*, (welches Pedanten gewöhnlich nicht zu seyn pflegen,), dem es nicht so leicht geschienen habe, altrömischer Kaiser zu seyn, als dem Freunde der Einsamkeit und der alten lateinischen Classiker, *Petrarca*, in der Täuschung seiner poetischen und patriotischen Träumereyen. Aber, wenn man die Briefe des grossen Dichters an ihn liest, gegen welchen er so klein erscheint: so können die Vorschläge desselben wohl nicht blosse Träumereyen heissen. *Karl's* schimpflicher Vergleich mit dem Pabste, in dessen Diensten gleichsam er noch bey *Ludwig's* Leben sich zum Kaiser wählen liess, und seine beständige Abhängigkeit von demselben, geben diesen Auftritten eine ganz andere Gestalt. Von dem K. *Siegmund* entwirft der Vf. (S. 184.) folgendes Bild: „Es fehlten ihm fast alle „Eigenschaften eines Fürsten, wie sie in jenen Zei„ten erfoderlich waren. Er war kein Soldat, kein „guter Wirth; ohne feste Grundsätze, ein Spiel der „Zeitumstände und grösern Köpfe; voll Einbildung „auf seine Grösse; aber unfähig, seine Würde zu be„haupten, und sich Achtung zu verschaffen, und so„mit oft verachtet, gemisshandelt, beschimpft und „— wenn dieser Ausdruck seinetwillen nicht zu un„edel ist — genarret; er war unverdrossen thätig; „aber nie in Bereitschaft und nie am Ziele; *ohne Ge„fühl für Recht und Redlichkeit*, und daher in seinen „so häufigen Verlegenheiten eben so unbarmherzig „und habsüchtig, als unredlich und unbesonnen bey „der Wahl der Mittel, sich daraus zu retten, und „ohne wahre Ergebenheit irgendwo zu finden; mag „aber sonst gegen seine Vertrautern ein herzensguter „Mann gewesen seyn. Am wenigsten taugte er für „die damalige Lage der Dinge in Böhmen." Das Bild scheint uns doch etwas überladen zu seyn; und obgleich der Vf. hinzusetzt, es lasse sich in jedem Zuge aus *Windek* und andern, die um diesen Kaiser waren, auch aus seinen Thaten rechtfertigen; so möchten wir doch den Beweis daraus sehen, dass er *ohne Gefühl für Recht und Redlichkeit* gewesen sey. *Windek* sagt gerade das Gegentheil; er findet es unerhört, dass einem Fürsten zugleich das geistliche und weltliche Schwerdt übergeben worden sey, wie diesem Kaiser; dass aber der Pabst und das Basler Concilium ihm eine solche Macht anvertrauet hätten, leitet er davon her, weil *Siegmund ein grundbiderbe Herzmon und Fürste was*. Dass er gegen seinen Bruder *Wenzel* sehr unedel gehandelt habe, wird darum eben so wenig geleugnet, als andere seiner Fehler. Da mit seinem Nachfolger *Albrecht II* die Reihe der österreichischen Kaiser angeht: so wird hier *die schweizerische Geschichte* meist nach *Müller's* Leitfaden eingeschaltet. *Friedrich III* erscheint auch hier in einer nachtheiligen Figur, bisweilen fast in einer zu komischen, (z. B. *der Mann mit den fünf Vocalen*,) aber im Ganzen ist dem Kaiser, der *in pleno* des Reichstags einschlief, und vom päbstlichen Gesandten geweckt werden musste, nicht zu viel geschehen. Uebrigens werden die zum Theil sehr merkwürdigen Begebenheiten unter seiner Regierung, die er wenigstens angesehen und erfahren hat, mit Fleiss ausgezeichnet. Am sorgfältigsten ist von *den geheimen oder westphälischen Gerichten* gehandelt worden. Endlich *Maximilian I.* Seine sehr wohlgerathene Schilderung (S. 318 f.) wollen wir, weil sie zu viel Platz einnehmen würde, nicht

nicht hieher übertragen. Seine Geschichte selbst wird dem folgenden Zeitraum vorbehalten; wohin im Grunde auch sein Bild gehört hätte. Hier wird *die deutsche Nationalgeschichte* dieser Zeiten noch von einigen Seiten aufgeklärt, z.B. in Ansehung der blühenden Städte und des Reichthums, der aus den Salzwerken und dem Bergbau, aber auch vorzüglich aus dem ausgebreiteten Handel mit eigenen und fremdem Natur- und Kunstproducten floss; die Hanse ist dabey nicht vergessen. Wegen der Verbindung Italiens mit Deutschland, wird auch auf das erste Land einige Rücksicht genommen. Daher sind *Petrarca*, *Dante*, *Boccaccio* und *Poggio* hier aufgestellt. *Thomas a Kempis*, die *Buchdruckerkunst* und andere Erfindungen machen den Beschluss.

Das *dritte Kapitel* beschreibt *die französische Geschichte* von 1270 bis 1494. Ausführlich und kritisch wird die Aufhebung des Tempelherrenordens erzählt; (S. 365—380.) und das Resultat davon ist dieses: „dass es zwar nicht ohne allen Grund gewesen seyn möge, mancher Dinge sie zu beschuldigen, welche nach damaligen kirchlichen Grundsätzen sehr strafbar waren; dass es aber höchstens Leichtsinn einiger Mitglieder gewesen sey; und dass es ohne grausame Einverständnisse *Philipp's* und des Pabstes, nie zur Aufhebung des Ordens, noch weniger aber zu jenen unmenschlichen Ungerechtigkeiten gekommen seyn würde, welche die ihre erfolterten Aussagen widerrufenden Mitglieder dieses Ordens gegen das dem Pabste gethane Versprechen erfahren haben." Dass in der berühmten Schlacht bey *Crecy* 1346 eigentlich ein deutscher Graf oberster Befehlshaber die Engländer angeführt habe, wird S. 405 aus *Corneri Chron. ap. Eccard. corp. hist. med. aevi*, P. II. p. 1070. und *Chron. Schaumburg. ap. Meibom.* T. II. (muss T. I. heissen) p. 516. angeführt. Am letzten Orte steht gar nichts davon; aber *Corner* nennt ihn *Henricum, nobilem Comitem Holtzatorum*; er konnte wohl Befehlshaber einer Schaar deutscher Freywilligen gewesen seyn. Gleich darauf verwirft der Vf. die bekannte Erzählung von *den Bürgern zu Calais*, welche *du Belloy* so gut zu benutzen wusste, bloss aus dem Grunde, (der aber sehr unzulänglich ist,) weil nirgendswo gemeldet werde, dass die Calstaner sich besonders grober Beleidigungen schuldig gemacht hätten. Lange hält sich der Vf. bey den mancherley Muthmassungen über die *Pucelle d'Orleans* auf, und glaubt selbst, (S. 449.) sie möchte wohl unter der leitenden Hand ihres Beichtvaters gestanden haben. Was S. 461 von der Aufhebung *der pragmatischen Sanction* durch *Ludwig XI* gesagt wird, bedarf einiger Berichtigung; dieses so berühmte Palladium der französischen Kirche hat noch bis in die ersten Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts seine Gültigkeit behalten.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Klaubarth: *De agnitione Ellipseos in interpretatione librorum sacrorum*, disputatio, quam — pro loco in Theol. ordine occupando — defendit D. *Joannes Augustus Wolf*, Theol. Prof. ord. et ad aedem Thoman. Archidiaconus. 1800. 49 S. 4. — Ausgerüstet mit nicht gemeinen humanistischen Kenntnissen und mit einer grossen Belesenheit in den Werken der Theologen und Philologen, im Besitz einer guten lateinischen Schreibart, und durch vieljährigen Unterricht vertraut mit der Anwendung richtiger hermeneutischer Grundsätze, tritt hier ein Mann auf, welcher eben zu gelegener Zeit an die Gründlichkeit der *Ernestischen* und *Morusischen* Disciplin durch Lehre und Beyspiel erinnert. Das Thema der Schrift ist fruchtbarer und den Zeitumständen angemessener, als es dem flüchtigen Beschauer beym ersten Anblick scheinen mag; ja vielleicht hätte der Vf. selbst durch einen gewähltern Eingang ein grösseres Interesse für dasselbe erwecken können. — Zwar sind die Zeiten vorbey, wo die eine Partey durch Anerkennung einiger Ellipsen in unsern Religionsbüchern sich eines Hochverraths an den göttlichen Urheber derselben schuldig zu machen glaubte, indess die andere Partey, unkundig des griechischen Sprachgenius, ihre Unwissenheit überall hinter eine armselige Ellipsenjagd versteckte; und wir finden es daher weniger befremdlich, als Hr. *W.*, dass die beiden trefflichen Hermeneutiker, *Ernesti* und *Morus*, diesen Theil der biblischen Auslegungskunde in ihren Lehrbüchern so gut als übergangen haben. Allein nach dem Tode dieser Männer ist dasselbe Spiel mit den biblischen Ellipsen, nur in einer andern Hinsicht und zu einem andern Behuf erneuert worden, aus Unkunde der jüdisch-griechischen Sprache des N. T. und durch eine schiefe Anwendung der *moralischen* Auslegungsmethode, welche hie und da mehr Unfug veranlasst hat, als ihr berühmter Urheber vorhersehen oder vermuthen mochte. Man darf sich nur, um unsere Meynung ganz zu fassen, an einige Aufsätze im *Henkischen* Magazin für Religionsphilosophie und Exegese erinnern. Jetzt also war es gewiss mehr als jemals Bedürfniss, die einzelnen Stellen, welche aus unsern Religionsschriften hieher gehören, nach einer richtigen *grammatisch-historischen* Interpretation durchzugehen; und die zerstreueten Observationen über die biblischen Ellipsen auf sichere Principien zurück zu führen. Hr. *W.* hat diesem Bedürfnisse abzuhelfen angefangen. Wiewohl die vorliegende Schrift mehr eine historisch-literarische Einleitung in die zu liefernde Untersuchung, als die Resultate der Untersuchung selbst aufstellt; so zweifeln wir doch nicht, dass die letzten von dem Vf. bereits abgeschlossen worden sind. Die Art, wie er elliptische Redensarten behandelt, und aus dem Zusammenhang oder durch Beyhülfe passender Parallelstellen ergänzen lehrt, überzeugt davon. Auch sind die mislungenen Versuche derer, welche, zu Gunsten der moralischen Interpretation und ihre gezwungenen Deutungen zu beschönigen, zu Ellipsen ihre Zuflucht genommen haben, S. 23 ff. gut zurück gewiesen worden. Gern erwarten wir daher die Fortsetzung dieser Abhandlung, welche die hermeneutischen Grundsätze selbst, nebst den dabey zu beobachtenden Cautelen, vortragen soll, und sind begierig zu sehen, wie der Vf. seinen am Schluss angedeuteten Unterschied zwischen *Ellipsibus constantibus* und *temporariis* zum Vortheil der Wissenschaft behaupten wird. Denn unsers Bedünkens kann in einer Hermeneutik, wenn sie die Beobachtung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs nicht ohne Noth zur Vervielfältigung ihrer *Canonum* und *Cautionum* misbrauchen will, von *beständigen* Ellipsen so wenig, als von *beständigen* Emphasen oder *beständigen* Tropen die Rede seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. April 1800.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Johann Christoph Krause*, der W. W. Magisters u. öffentl. ordentlichen Lehrers auf der k. preuss. Friedr. Univers. zu Halle, *Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Die *fünfte Abtheilung des vierten Bandes* eröffnet ein *Anhang zum dritten Kapitel*: Geschichte *des Neu-Burgundischen Hauses* und Staatensystems, und der damit verbundenen deutschen, französischen und schweizerischen Begebenheiten, bis S. 93. Es wird hier insonderheit bemerklich gemacht, wie viel gesetzmäsige Freyheit, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit dazu beytragen können, ein Land höchst blühend zu machen. Als die nachtheiligste Folge der Kriege *Karl's des Kühnen* und des Unruhen nach seinem Tode, wird dieses nicht ohne Grund angegeben, dass Belgien nicht Ein Ganzes wurde, wozu doch schon ein guter Anfang gemacht war. Die folgende *grossbritannische Geschichte* vom J. 1307 bis 1485 ist zunächst noch *Hume Henry* und *Dalrymple*, wo sich keine andern Nachweisungen finden, beschrieben, und wird mit Bemerkungen über die englische Verfassung, Handelschaft u. dgl. m. beschlossen. Auch einiges von *Schottland*, das sich, ungeachtet seines Hasses gegen England, doch dieses Reich fast in allen Stücken zum Vorbild nahm; und von *Irland*. Die Denkwürdigkeiten *der spanischen Geschichte* von *Alfons* X bis auf die katholischen Könige, werden dergestalt erzählt, dass die Geschichte von *Castilien* und *Arragonien* vorangeht; sodann die frühere Geschichte *Ferdinand's* und *Isabellen*, endlich die *portugiesische*, auf einander folgen. Die Charaktere dieses eben genannten berühmten Fürstenpaares sind S. 209 fg. gut gezeichnet. Von *Ferdinanden* sagt der Vf.: „Er war ein kaltherziger Mann ohne Tugend, „ein schlauer Unterhändler ohne Redlichkeit, ein fei„ner Beobachter ohne Auffehen zu machen, und ein „unvergleichlicher Menschenkenner. Er kannte kei„ne Leidenschaft als die Herrschsucht, war gegen je„dermann voll Misstrauen, wuste es aber zu verber„gen, und dadurch die Menschen zu beschleichen, „um seine Werkzeuge auszuwählen, und aus allen „Ereignissen Vortheile zu ziehen. Er hat sich nie „übereilt, fast nie verrechnet, fast nie in seinem Ur„theile betrogen. Seine Plane waren meist weitaus„sehend, von ferne eingeleitet, und schienen nie dar„auf gerichtet zu seyn, worauf sie doch eigentlich „gingen. Man sah gemeiniglich auf seine nächsten „Beschäftigungen, welche doch nie richtig beurtheilt „werden konnten" u. s. w. Doch ist ein Hauptzug vergessen: scheinheiliger Gebrauch der Religion und ihrer damaligen Anstalten, um damit die ehrgeizigsten Absichten zu bedecken. Ein Anhang aus der Geschichte von *Navarra* ist S. 307 fg. beygefügt. Die Geschichte *des* (*undeutschen*) *Italiens*, begreift die Geschichte von *Neapel* und *Sicilien*, vom *Kirchenstaate*, von *Venedig* und von *Florenz* in sich, S. 310 fg. Dass das neapolitanisch-sicilianische Reich, bey allen seinen natürlichen Vortheilen, in eine so tiefe politische Unthätigkeit verfallen ist, kam, wie hier wohl bemerkt ist, theils von der durch das Haus Anjou eingeführten Lehnsverfassung, theils von der Einmischung des Pabstes, als Oberlehnsherrn desselben, in alle Landesangelegenheiten, her. Venedig machen seine Verfassung, sein Handel und seine grosen Erwerbungen merkwürdig. Recht wohl ist S. 382 fg. gezeigt worden, wie *die Cultur Italiens* überhaupt, vorzüglich aber zu Florenz durch das Haus *Medicis* glückliche Fortschritte gemacht habe. Allein darin thut der Vf. *den Humanisten* der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts unrecht, (S. 391 fg.) dass sie bloss zu ihrem Vergnügen studiert hätten, um sich an dem Genusse der Alten zu ergötzen, um sich mit Sprachen, Versemachen und Disputiren die Zeit zu verkürzen; auf die Wissenschaften hätten sie ihre Kenntnisse nicht anzuwenden verstanden; unter so vielen Humanisten habe kein einziger etwas für die Theologie gethan. Wie falsch dieses sey, beweisen des *Laur. Valla* schätzbare *Annotat. in N. Test.* und seine schon ins Grose gehende Kritik der Kirchengeschichte, des *Marsil. Ficinus* Buch *de veritate relig. christ.* und ausser andern Beyspielen, die Eröffnung der ächten Quellen, und die Wiederherstellung der wahren Methoden für alle Wissenschaften, welche doch offenbar ihr Werk waren, und gleich mit dem Anfange des folgenden Jahrhunderts für alle Theile der Gelehrsamkeit treffliche Früchte hervorbrachten. Man hat bey diesem Vorwurfe, der den Restauratoren des funfzehnten Jahrhunderts mehrmals gemacht worden ist, nicht bedacht, dass es keine so schnelle und leichte Sache war, nach einer so langen Nacht der Barbarey, und unter so manchen damaligen fast unübersteiglichen Hindernissen, sogleich in jeder Wissenschaft ein neues Licht anzuzünden; dass erst Sprache, Geschmack und Beredsamkeit gereinigt, die guten, sich freyer emporschwingenden Köpfen mit den grosen Mustern des Alterthums vertrauter, und die unendlich grössere Anzahl der düstern Köpfe nach und

und nach an eine Umschmelzung gewöhnt werden mussten u. dgl. m. Was also nach dem Vf. (S. 393.) schon mehrere Gelehrten bemerkt haben sollen, *dass der Charakter der italienischen Humanisten dieser Zeit in sklavischer Nachahmung der Alten bestehe*, ist eine aus einem schiefen Anblicke entstandene Bemerkung, die höchstens nur eine und die andere Seite trifft. In der nächsten *Geschichte des griechischen Kaiserthums, des osmanischen* oder *türkischen Grossultanats* und *der Krim*, vom J. 1261 bis 1512 von S. 395. an, scheint es der Vf. (S. 472.) ohne Ursache bezweifelt zu haben, dass ein Theil von *Constantinopel* durch Capitulation an die Türken übergegangen sey. Auch ist es etwas übertrieben, was S. 483 fg. von dem gänzlichen Mangel an Geistescultur bey den Osmanen, ausgenommen den geistlichen Stand u. dgl. m. gesagt wird. Vom *Matthias Corvinus* urtheilt der Vf. S. 517. in *der ungarischen Geschichte*, „dass dieser „hochbegabte heldenmüthige Fürst für Ungarn gar „nicht vortheilhaft regiert; dass er seine Kräfte nicht „auf die innere Veredlung der Nation verwandt, Uep„pigkeit und Unordnungen befördert, die Nation „eher gelähmt als rege gemacht; kurz, dass er will„kürlich Regiment — zu rühmlich geachteten Din„gen — nach Launen und Leidenschaften — ohne „Sittlichkeit und Gerechtigkeit dabey zu ehren — „geliebt und geführt, aber, weil er es nicht planmä„ssig that, nicht so begründet hat, dass es für den „Staat unter fähigen Regenten nützlich hätte werden „können. Er verliert in dieser Absicht, mit *Ludwig XI* „von Frankreich verglichen, sehr, und steht mehr „mit dem *Sforza* und ähnlichen Italienern, als mit „jenem Fürsten, oder mit *Ferdinand* dem Katholischen „in einer Reihe." Gern wollen wir zugeben, dass die Grösse dieses Königs zum Theil mehr blendend, als von innerer Festigkeit gewesen sey; dass seine Kriegslust ihn gehindert habe, für seine Nation so viel zu thun, als seine ungemeinen Gaben und selbst vorzüglichen Kenntnisse erwarten liessen u. dgl. m. Aber wer kann bey allen den Aufmunterungen, die er ihr gab, sagen, dass er sie gelähmt habe? Der Vf. setzt zwar hinzu, die ganze nachfolgende Geschichte beweise solches klärlich; gesteht aber doch selbst, dass der nächstfolgende König *Wladislav* einer der trägsten Fürsten gewesen sey, den die Geschichte kenne; er war auch eben so unbesonnen: und von einem solchen Könige kann man eher sagen, dass er seine Nation, auch nach einem Vorgänger, der auf allen Seiten thätig war, gelähmt habe. Die Geschichte *der ungarischen Nebenländer, die russische, mongolische, die schlesische, polnische, litthauische, preussische*, und endlich die Geschichte des *europäischen Nordens*, machen den Beschluss dieser Abtheilung.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Feind: *Bilder der Liebe*. Erste Sammlung. 1799. 372 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Vier Erzählungen: *die erste Liebe, die Linde auf dem Grabe, der zweyte Geburtstag in der Ehe* und *die Reue nach der That*. Dieser ersten Sammlung will der Vf., laut der Vorrede, mit „jeder" Messe (ist dies Versprechen nicht etwas zu rasch?) eine neue folgen lassen, wenn ihm anders wahre Kenner ihren Beyfall nicht ganz versagen. Zugleich versichert er, „auf dem Kampfplatze der Literatur kein Fremdling zu seyn." Wir gestehen ihm das Verdienst gern zu, dass er seine Plane nicht nur glücklich anzulegen, sondern auch natürlich durchzuführen und seinen Darstellungen oft ein sehr anmuthiges Colorit zu geben wisse: aber mit dem Tone und Ausdrucke im Ganzen können wir nicht in eben dem Grade zufrieden seyn. Ueberhaupt ist die Sprache des Vfs. nicht einfach, bestimmt und ungekünstelt genug, und artet bisweilen in Schwulst oder wohl gar in Nonsens aus, wie z. B. in folgender Stelle S. 103.: „Dies ist „denn die unermessliche Seligkeit, dies der Feuer„drang und Sonnenflug, den die erste Liebe der Brust „des Sterblichen einhaucht. Das Grosse und Göttliche „in der Natur und moralischen Welt scheint in einen „einzigen Punct zusammen zu fliessen; *alle Ideale geben „diesem Puncte ihre Unermesslichkeit und Grenzenlosig„keit; die Natur leiht ihm* (dem Puncte) *eine ätherische „Hülle, die ein ungewohnter Lichtglanz erhellt; die selbst„geschaffene Reife des Charakters, spiegelt sich in seinen „Stralen* (des Punctes oder des Lichtglanzes?) *doppelt „schön.*" S. 62 u. 65 finden wir in einem vertrauten Herzensgespräche zwischen zweyen Schwestern folgende Gelehrsamkeit: „Hast du aus der Schule verges„sen, dass die Conclusion mit dem Ober- und Unter„satze im Zusammenhange stehen und aus ihm her„vorgehen muss?" — „Der zerknirschte Sünder „soll auf einen versöhnten Blick von dir so lange hof„fen, wie weiland Kaiser Heinrich der Vierte auf Hil„debrand's Begnadigung zu Kanossa," — und S. 134 lässt sich gar ein Liebender in der ersten Unterredung mit der Geliebten nach langer Trennung, also vernehmen: „Alle meine Wünsche, Gefühle und „Triebe haben die *Tendenz* zu dir gehabt." Welche unerträgliche Pedanterey! Aecht Lohensteinisch ist folgende in einem Liebesantrage S. 255. vorkommende Prunkphrase: „Erinnern Sie sich noch der Zeiten, „wo der *Rosenzauber* der angehenden Jugend, der „aufdämmernden Blüthe der ersten Cultur uns um„wehte?" Für manche Wörter hat der Vf. eine so entschiedene Vorliebe, dass er sie bis zum Ueberdrusse wiederholt. So kommen z. B. die Wörter *Cultur* und *cultivirt*, *Ideal* und *idealisch*, so oft vor, dass man zuletzt dabey lächeln muss, wie bey Meister Wunderlich's *Nichts vor ungut* in der Komödie. „Wer je, heisst es S. 104. in *der* Epoche seines Le„bens, wo mit dem ersten Jugenddrange seine *Cultur* „reifte, sein Charakter Festigkeit gewann und seine „Gefühle *zur Harmonie sich verklärten*, sich zum er„stenmale dem unendlichen Zuge der Liebe über„liess; wer diese erste Liebe mit seiner emporstre„benden *Cultur* in Verbindung brachte und um so „inniger liebte, je *cultivirter* er wurde und wieder „um so weiter in der *Cultur* fortschritt, je inniger er „liebte" u. s. w. Auch würden wir dem Vf. rathen, künftig

künftig nicht so viele fremde Wörter einzumischen, als *Garant*, *garantiren*, *Sensation*, *sensibel*, *Routine*, *Relation*, *teintüre* u. a. m. Vor allen Dingen aber möchten wir ihm, bey seinen unverkennbaren Anlagen zum guten Erzähler, das Horazische: *Inutiles ramos amputans*, *feliciores inserit* zur Beherzigung empfehlen.

Leipzig, b. Weygand: *Montagslaunen des Herrn Tobias Lausche, Gastwirths zum blauen Engelein an der schwäbischen Grenze.* 1800. 216 S. 8. (16 gr.)

Lange ist dem Rec. kein geschmackloseres Product vorgekommen, als dies humoristisch, satyrisch und launig seyn sollende Büchelchen. Immerhin möge daher die Lesung desselben, die wirklich keinem Menschen von feinerer Geistescultur ohne die höchste Unbilligkeit zugemuthet werden kann, jener jovialischen Gesellschaft allein überlassen bleiben, die sich an blauen Montagen in des Vfs. Gaststube zum Trinken versammelt. Da liegt auch ganz eigentlich die Sphäre, wo der wohlmeynende Eifer von reellem Nutzen seyn kann, mit welchem er gegen manche verjährte, besonders in den mittlern Volksclassen herrschende Missbräuche und Vorurtheile auf den Kampfplatz tritt, und wo es auch Niemanden so leicht einfallen dürfte, an den Druck- und Sprachfehlern, womit das Werkchen so reichlich ausgestattet ist, ein Aergernifs zu nehmen. Sehr deutlich merkt man unserm Tobias das Bestreben an, die Manier des verewigten Vfs. der physiognomischen Reisen und Volksmährchen der Deutschen zu copiren. Aber wie unendlich weit bleibt er hinter der naiven Schalkheit und feinen Spottlaune jenes liebenswürdigen Satyrs zurück! Man urtheile selbst aus folgender Stelle, die wir, mit diplomatischer Genauigkeit, aus den *Thaten eines Bierfasses* S. 131. entlehnen: „Der Einsiedler *kosste* (kos'te) mit dem Mädlein aussen vor der Thüre öffentlich und schämte sich nicht „vor *den* (dem) Himmel der *mit tausend Laternen* drein „schaute, und achtete nicht den neuen keuschen „Mond, sondern trieb seinen Götzendienst im Mond„schein am liebsten, wie Siegwart und seine weiner„lichen Jünger" (dieser *bissige* Ausfall, um dem Vf. eins seiner Lieblingswörter abzuborgen, kömmt wenigstens um zwanzig Jahre zu spät) „und statt, wie er „gelobt, Gott zu opfern, opferte er der *Wohllust* (Wol„lust). So ist ein Heiliger in ein Bierfass gekrochen, „und hat sich verwandelt, wie das leere Fass, in „dem nun nichts mehr ist, als ein bischen Hefen, „die zu nichts mehr *daucht* (taugen). So gab sich ein „Noah zum zweytenmale Blösse und sündigte in „der Arche, die Gott gebaut hat, und trank sich „nüchtern in der Sündfluth, die *ihm* (ihn) nichts an„ging. Der Morgen fand sie beide *schlaffend* (schla„fend) Arm in Arm und das dem Heiligen incorpo„rirte Bierfass hatte sich verdünnt und war verdun„stet und aus dem Kopfe in den Unterleib getreten. „Nun trat die geistliche Nüchternheit in das leere „Bierfass, und es fing an hohl zu klingen, und „da der Schlaghammer des bösen Gewissens darauf „hämmerte, so klang's so erbärmlich" — dass die Leser es dem Rec. unstreitig Dank wissen werden, wenn er nicht weiter abschreibt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, b. d. Herausgeber: *Achtung den Scheintodten.* Zum Besten der Menschheit herausgegeben von *Heinrich Friedrich Köppen.* Erster Theil. 1800. 158 S. Zweyter Theil. 84 S. 8. (21 gr.)

Der Vf. versteht unter Achtung gegen Scheintodte: die herrschende Gesinnung, alle zweckmäfsigen Mittel, nebst der Art ihrer Anwendung kennen zu lernen, um den Entschlafenen entweder ins Leben zurück zu rufen, oder sich doch, bis zur höchsten Evidenz, von seinem wirklichen Tode zu überzeugen, und der Zweck, den er mit der Herausgabe dieser Schrift verbindet, ist kein anderer, als jene Gesinnung immer mehr in allen Ständen zu begründen und zu beleben. Wenn auch die Behauptung eines verstorbenen Arztes, dass der dritte Theil der Entschlafenen lebendig begraben werde, übertrieben und unglaublich ist, so haben doch zahlreiche Beyspiele von anerkannter Glaubwürdigkeit, unleugbar dargethan, dass viele, welche man für wirklich todt hielt, zum Glücke vor der Beerdigung, durch angewandte Mittel, durch Zufall oder von selbst, mehrere aber zu den gröfsten Qualen im Grabe wieder erwacht sind. Von jenem glücklichen und diesem schrecklichen Wiedererwachen hat nun der Vf. im *ersten Theile* seines Werks eine Reihe von Beyspielen aufgestellt, die er in glaubwürdige und minder glaubwürdige oder übertrieben scheinende abtheilt. Von den ersten wollen wir nur zwey der weniger bekannten hieher setzen. S. 144. „Zu D. in Sachsen starb die „Baronin v. F. an zuzückgetretenen Blattern. Sie „stand drey Tage in ihrer Wohnung, und dann wur„de sie in S., eine Meile von D., in einem Erbbe„gräbnisse beygesetzt. Nach einiger Zeit hören ver„schiedene Bauern in dieser Gruft ein Winseln und „Pochen. Anstatt nun für baldige Hülfe zu sorgen „und mit Aexten die Thüre des Todtengewölbes auf„zuschlagen, schickte man einen reitenden Boten „nach D. um den Schlüssel zu holen. Mehrere Stun„den verfliessen, ehe man den Schlüssel bekömmt. „Man öffnete die Gruft und fand die Verstorbene im „Sarge umgewandt. Sie hatte sich in der Angst der „Verzweiflung Gesicht und Hände zerfleischt, und „also unter den schrecklichsten Qualen den Geist auf„gegeben." — S. 145. „Zu Strasburg wurde eine „schwangere Frau, die man für todt hielt, in ein „unterirrdisches Gewölbe niedergesenkt. Nach eini„ger Zeit eröffnete man diese Gruft, um eine andere „Leiche darin zu begraben. Welch ein Anblick! „man fand die Frau, die sich aus dem Sarge heraus„gewunden hatte, auf der Erde liegend. Sie hielt „das Kind, wovon sie in diesem finstern Gewölbe „war entbunden worden, in ihren Armen, und seine „klei-

„kleinen Hände im Munde, als wenn sie solche hätte „verzehren wollen.“ Unter den minder glaubwürdigen Beyspielen, hat Rec. ungern S. 94. eine Erzählung wiedergefunden, die ihn schon, bey ihrer ersten Erscheinung in einer bekannten Zeitschrift, mit Unwillen und Abscheu erfüllte, und deren Authenticität überdem völlig unverbürgt ist. Auch die artige Novelle *Valeria* vom Ritter von *Florian*, die den Stempel der Erdichtung noch deutlicher an sich trägt, steht hier ganz am unrechten Orte. Im *zweyten Theile* hat der Vf. mehrere, seinem Zwecke zusagende Aufsätze und Stellen, aus den Werken eines Krünitz, Hufeland, Frank, Herz, Reil, Struve u. a. m. zusammengetragen und in zehn Rubriken geordnet. Mit warmer Theilnehmung wird jeder Menschenfreund die Nachrichten von der Humanitätsgesellschaft in England lesen, die in einem Zeitraume von 20 Jahren 2175 Menschen dem Tode entriss. — Möchte diese gemeinnützige, die Menschheit so nahe angehende Schrift, deren drittem Theile wir mit Verlangen entgegensehen, doch recht viele Leser und Verbreiter finden!

Altona, b. Hammerich: *Unser Jahrhundert.* Oder Darstellung der interessantesten Merkwürdigkeiten und Begebenheiten und der grössten Männer desselben. Ein Handbuch der neuern Geschichte von *J. H. Stöver.* 3ter Th. 2te Auflage. 1799. 564 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 188.)

Osnabrück, b. Karl u. Comp.: *Das peinliche Halsgericht der Teneriffaner*, ein Mährchen, wie es mehrere giebt, mit Anmerkungen. 2te Aufl. 1798. 200 S. 8. (Die erste Auflage erschien 1783 in der Buchhandlung der Gelehrten in Dessau.)

Königsberg, b. Nicolovius: *Beytrag über Verbrechen und Strafen.* von *Theod. v. Hippel*, Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie. 2te unveränderte Auflage. 1797. 134 S. 8. (9 gr.)

Wien, b. Doll: *Neuestes bewährtes Kochbuch für Fleisch- und Fasttage.* Nach dem jetzigen Geschmacke für alle Stände eingerichtet von *Katharina Brannin.* 2te verm. u. verbess. Auflage. 1799. 224 S. 8. (12 gr.)

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Christliches Tagebuch zur häuslichen Erbauung in den Morgen- und Abendstunden auf alle Tage im Jahre*, herausgegeben von M. *C. F. Lohdius* u. M. *J. F. H. Cramer.* 3te verbess. Auflage. 2ter Th. 1799. 760 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Cassel*, in der Griesbachischen Hofbuchh.: *Anweisung zu einer leichten und gründlichen Erlernung des französischen Lesens*, von *G. P. Schuppius*, Conrector der reformirten Schule zu Rinteln. 1799. 75 S. 8. (5 gr.) Der Vf. fand in den meisten Sprachlehren die Regeln zur Erlernung der französischen Aussprache bald zu kurz, bald zu weitschweifig, und oft nicht in der besten Ordnung vorgetragen; er entschloss sich daher einen zweckmässigen Leitfaden für seinen Unterricht zu entwerfen, und dieses Resultat seines Forschens legt er dem Publicum vor. Rec. sieht in diesem Buche das unentbehrlichste über den Gegenstand in seiner gehörigen Ausdehnung dargestellt, zwar nicht in der gewöhnlichen Form, sondern mehr durch eine tabellarische Uebersicht. Der Lehrer soll nämlich seinem Schüler zuerst die Beyspiele in die Hände geben, unter denen die Aussprache mit deutscher Schrift steht, und ihm nachher die Regeln, welche den Beyspielen und Uebungen vorgedruckt sind, bekannt machen und erklären. Ist bey einer solchen Verfahrungsart die Aussprache der Vocale, Consonanten, Diphthongen und Sylben durchgegangen und wiederholt, so sollen die ohne Bemerkung der Aussprache beygebrachten Beyspiele vorgenommen werden, um die Aufmerksamkeit und den Fleiss der Schüler dadurch zu prüfen. Auch schlägt der Vf. als eine nützliche Uebung des Erlernten vor, dass der Lehrer dem Schüler mehrere französische Wörter an eine Tafel mit deutschen Lettern, so wie sie ausgesprochen werden, schreibe, und der Schüler alsdann auf einen besondern Zettel bemerke, wie man diese Töne im Französischen schreibt, und seine Gründe darüber sage. Ohne Zweifel muss eine solche Uebung dem Anfänger Festigkeit geben.

Die Regeln der Aussprache sind dem Vf. besser gerathen als die Bezeichnung derselben. Er setzt z. B. erstlich *albâtre albastěr*, *affable affaběl*, *âpre aspěr* etc. da der Franzose doch *albastr'*, *afabl'*, *aspr'* ausspricht, und also obige Bezeichnung dem Anfänger schädlich werden dürfte. — Zweytens behält er die doppelten Consonanten des Originalwortes immer in der Copie bey, als *aller alleh*, *effet äffä*, *cette ssettě*, *ville willě*, *flamme flammě* u. s. w. da der Franzose doch nur einen derselben in diesen und vielen andern Wörtern hören lässt, und der Anfänger sich durch solche Vorzeichnung eine harte, unausstehliche Aussprache angewöhne. — Drittens ist der Laut manches Worts ganz falsch dargestellt, als S. 33. *cène ssehně*, 40. *août er uhteh*, *craye kräjě*, 41. *embleme angblehmě*, 42. *heureux hörö*, 44. *histoire histoarě*, *croitre krätěr*, *droit drä*, 45. *voyage wojaschě*, 46. *cuiller külieh*, 47. *anguille angwiljě*, 49. *neuf livres nöf liwěr*, 50. *gentilhomme schantilommě*, *babil babi*, *péril peri*, *mil mi* u. s. w. Der Franzose spricht *ssähn'*, *outhé*, *kräh*, *angblähm'*, *öröh*, *istoahr'*, *kroahtr'* (nur in der schlechten Aussprache des gemeinen Lebens bisweilen *krähtr'*, welches auch von *droá* gilt), *woajasch'*, *külljähr*, *angilj'*, *nö lihwr'*, *schangtiljom'*, *babilj*, *perilj*, *milj* (wenn es *Hirse* heisst, aber *mil*, wenn es *tausend* bedeutet). — Oft ist auch der Accent unrecht, als in *cène*, *embléme* etc. welche *cene*, *emblème* geschrieben werden müssen. Der Raum erlaubt übrigens nicht die in den folgenden Leseübungen vorkommenden Fehler gegen die Aussprache hier anzuzeigen, durch welche das sonst in verschiedener Rücksicht nützliche Buch verunstaltet wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. April 1800.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Die heilige Schrift des alten Testaments.* Dritten Theils erster Band, welcher die *Psalmen* enthält. Auf Befehl des hochwürdigsten Fürsten und Herrn, Herrn Rupert II., Abts des fürstlichen Hochstifts Kempten u. s. w. Zum Nutzen und Gebrauche der hochfürstlichen Unterthanen, herausgegeben von *Dominicus von Brentano*, hochfürstl. Kemptischen geistlichen geheimen Rath und Hofkaplan. 1797. 323 S. 8.

Der Vf. hat unmittelbar nach den 5. B. Mos., welche im J. 1797 erschienen sind, sogleich, weil er häufig dazu aufgefodert wurde, die Psalmen bearbeitet und dabey die Absicht gehabt, seinen Glaubensgenossen eine lesbare und dabey doch möglichst richtige Uebersetzung aus den Quellen zu liefern. Zu dem Ende übersetzte er grösstentheils wörtlich und behielt sogar manchen hebräischartigen Ausdruck und Gedanken bey. Auf diese Weise kam er denn freylich nicht in Gefahr, entweder bey dem Streben nach Deutlichkeit dem Dichter fremde Gedanken unterzuschieben, oder durch Vertauschung des bilderreichen morgenländischen Ausdrucks mit dem des kalten Abendländers der dichterischen Schönheit Abbruch zu thun. Allein da er doch die dem gemeinen Leser undeutlichen und unverständlichen Hebraismen in den Anmerkungen, welche den eigentlichen Sinn erläutern, den morgenländischen Ausdruck in einem gemeinverständlichen darstellen und seine Uebersetzung rechtfertigen sollen, erklären musste; so wurden dieselben, weil bey jedem Versel einige Erläuterungen nothwendig waren, sehr zahlreich und nehmen auf jeder Seite mehr Raum ein, als der ganze Text; so dass der Vf. besser gethan haben würde, wenn er dem Text eine umschreibende Erklärung, wie er beym N. T. gethan hat, zur Seite gestellt und nur die kritischen und philologischen Anmerkungen unter dem Text angebracht hätte. Unterdessen kann nicht geleugnet werden, dass sie ganz zweckmässig und brauchbar sind. Er bediente sich dabey der neuesten Hülfsmittel und wählte aus mehrern Meynungen diejenige, die ihm die beste zu seyn schien, oder nahm auch verschiedene auf, um den Leser selbst wählen zu lassen. In Ansehung der sogenannten Messianischen Psalmen pflichtet er denen bey, welche noch die Mittelstrasse gehen und also doch wenigstens einige als Weissagungen von dem Messias annehmen. Denn so wenig er glaubte, dass jede Stelle, die sich auf den Messias anwenden lasse, einen Psalm zu einem Messianischen erhebe, so sehr war er doch geneigt, die im N. T. von Christo erklärten dafür zu erkennen. Dahin gehören die Psalmen II. XV. XXI. XLIV. LXXI und CIX. Dagegen behauptet er mit Münthinge von dem XXXIX. Ps., dass David zwar von sich selbst, seinen Umständen gemäss, in demselben spreche; allein, da Gott gewollt habe, dass David ein Bild des künftigen Erlösers seyn sollte; so habe auch alles, was auf den Messias angewendet werden könne, von jedem aufmerksamen Israeliten als etwas angesehen werden müssen, das im vollesten Maasse an dem Messias Statt haben sollte. Und vom LXVIII. Ps. sagt er, dass derselbe, wenn auch die Leiden Davids die Veranlassung dazu gegeben haben sollten, doch mit Recht im N. T. von Christo verstanden werden könnte, in so fern nämlich die Schicksale David's das Bild der Schicksale Jesu gewesen wären. Aus dem Wenigen, was hier bemerkt worden ist, lässt sich's abnehmen, dass dieser Theil dem ersten, welcher die Bücher Mosis enthält, am Werthe und innern Gehalt nicht gleichkomme und demselben um vieles nachstehe. Die Fortsetzung des Werks wird wohl nunmehr, da seit dem Tode des Vfs. kein anderer Theil mehr davon erschienen ist, unterbleiben.

Wir verbinden damit

Augsburg, im Verlage d. Joseph-Wolffischen Buchhandl.: *Die heilige Schrift, erklärt aus den heiligen Vätern und andern bewährten Schriftstellern der Kirche,* von Hn. *le Maistre de Saty*, Priester u. s. w. nach der neuesten französischen Ausgabe übersetzt durch einige Benedictiner in Banz. Des alten Bundes Eilfter, der *Psalmen* aber Erster Band. 1797. 623 S. Vorr. XXVIII. Des alten Bundes Zwölfter, der *Psalmen* aber Zweyter Band. 1798. 812 S. 8.

Die zehn ersten Bände dieses verdeutschten Bibelcommentars sind schon ehemals in dieser A. L. Z. angezeigt worden; und zwar der 1te und 2te im Jahr 1788. Nr. 225. und der 3te, 4te, 5te, 6te, 7te, 8te, 9te und 10te im J. 1792. Nr. 192. Die Uebersetzer waren aber mit dem Urtheil jenes Recensenten, der es getadelt hatte, dass sie auf die Verdeutschung eines so weitläuftigen Werks verfallen wären, in welchem so wenig Gesundes und Vernünftiges über den buchstäblichen, und so viel Unsinn über den geistlichen Verstand gesagt worden sey, gar nicht zufrieden. Nichts desto weniger gestanden sie doch selbst in der Vorerinnerung zum 3ten Bande ein, dass zuweilen vom *Sacy* eine allegorische oder mystische Anspielung ein-

eingerückt worden wäre, welche dem heutigen Geschmack nicht behage und auch im Text keinen Grund habe; und versicherten auch in der Vorerinnerung zum 9ten Bande, dass sie im Buche Hiob nöthig gefunden hätten, sich nicht an den Buchstaben ihres Originals weder im Text, noch im Commentar zu halten, sondern die bessern Erklärungen und Aufschlüsse der neuern Ausleger zu benutzen; ja! sogar manche Erklärungen des Sacy ganz wegzulassen und sie mit bessern zu ersetzen. Dieses eigne Geständniss rechtfertigt also das Urtheil jenes Recensenten über die ersten Bände, und läst ihnen auch nicht einmal ihre einzige und beste Entschuldigung, dass nämlich aus solchen mystischen Stellen doch wohl eine nützliche Sittenlehre herausgezogen werden könne, indem es ja nur darauf ankomme, was für ein Thierchen eine Biene, oder eine Spinne, über die Blume gerathe, nicht ganz unangefochten, so lange sie nicht beweisen können, dass Bienen ihr Honig auch aus Stinkblumen zu sammeln pflegen. Bey dem vorliegenden 11ten und 12ten Band, haben die Uebersetzer keine Vorerinnerung vorangesetzt und auch sonst nirgends gesagt, dass sie mit ihrem Commentar über die Psalmen ähnliche Veränderungen, wie mit dem über das Buch Hiob, vorgenommen und denselben von mystischen Erklärungen so viel möglich gesäubert hätten. Gleichwohl würden sie dazu in der verdeutschten und hier voranstehenden Vorrede des *Sacy* die schönste Gelegenheit gehabt haben, und zwar da, wo dieser seinen Plan, vermöge dessen er demjenigen Sinn, den er mit den geschicktesten Bibelforschern Genebrard, Muis, Bellarmin, Estius und andern für den ächten buchstäblichen halte, noch verschiedene geistliche Erklärungen beygesetzt habe, damit rechtfertigen zu können glaubte, dass er hierin nicht nur dem Beyspiel der Kirchenväter, vorzüglich des Basilius, Chrysostomus, Hilarius, Ambrosius und Augustinus gefolgt sey, sondern auch das beste Muster Jesu und des Apostels Paulus, welcher auf diese Weise viele Stellen des A. T. und vorzüglich aus den Psalmen erkläre, für sich habe. Er giebt zwar selbst zu, dass man sich immer an den buchstäblichen Sinn, als an den Grund aller übrigen Erklärungsarten halten müsse; behauptet aber doch, dass sich dieser buchstäbliche Sinn zum allegorischen verhalte, wie die Schale zur Frucht, wie der Schatten und das Bild zur Realität und Wahrheit; und dass sogar in einigen Psalmen der allegorische Sinn der buchstäbliche sey, wie z. B. im Ps. 44 und 109. Ohnerachtet also die Uebersetzer hierbey die schicklichste Gelegenheit gehabt hätten, diese irrige Meynung des *Sacy* wenigstens in einer Anmerkung zu rügen und die Art, wie sie selbst den Commentar desselben über die Psalmen zu verbessern bemüht gewesen wären, anzugeben, dieses aber nicht gethan und folglich ihre Leser in der Meynung, dass sie den verdeutschten *Sacy* ganz unverändert vor sich hätten, bestärkt haben; so scheint es doch, als wenn auch hier, so wie im Buche Hiob, in manchen Stellen Zusätze gemacht und Veränderungen mit demselben vorgenommen worden seyn möchten. Denn man findet in diesem Commentar Erklärungen, welche offenbar vom *Sacy* selbst nicht herkommen können; z. B. bey dem Ps. X. wo von Mitteln die Rede ist, deren sich die Morgenländer nach *Büsching's*, *Harmar's* und *Niebuhr's* Zeugniss gegen die Schädlichkeit des tödlichen Windes Samum bedienen; und bey Ps. XVIII. wo die erhabene Vorstellung von dem Auf- und Untergang der Sonne durch eine ähnliche in *Ossian's* Gedichten erläutert wird. Ausserdem fehlt es nun aber freylich noch immer gar nicht an einer Menge von allegorischen und mystischen Anspielungen und Erklärungen, von welchen gar nicht zu begreifen ist, warum sie von den Uebersetzern beybehalten und nicht vielmehr durch andere erbauliche Betrachtungen ersetzt worden sind, dergleichen wirklich in sehr vielen Psalmen unter dem verrufenen Namen des *geistlichen Verstandes* vorkommen und gar wohl statt dessen, so wie jene in dem *Versuch einiger Beyträge zur historischen Auslegung der alttestamentlichen Bibel* (Leipz. 1794.) der Erklärung der Psalmen beygefügten zweckmässigen Winke, *praktische Anwendungen* genennt zu werden verdient hätten. Rec. vermuthet, dass etwa diese vernünftigen Anwendungen, wenigstens dem grössten Theil nach, von den würdigen Benedictinern selbst herkommen möchten, und erklärt sich daher die Abänderung, welche auf dem Titel dieser beiden Bände vorgenommen worden ist; indem nämlich die auf den Titeln der zehn ersten Bände befindlichen Worte: *erklärt nach dem buchstäblichen und geistlichen Verstande:* ganz weggelassen und nur noch in den besondern Ueberschriften von der Erklärung der einzelnen Psalmen beybehalten worden sind. So wenig nun aber auch bey aller mit diesem Commentar wahrscheinlich vorgenommenen Verbesserung erwartet werden konnte, dass er von allem Sauerteig des herkömmlichen Systems von Inspiration, Weissagung und Typologie hätte gereinigt werden sollen; so muss Rec. doch versichern, dass er auch in den zum buchstäblichen Verstande gehörigen Bemerkungen viel Gutes und Brauchbares gefunden, und sich hauptsächlich über den geläuterten Geschmack, mit welchem die Psalmen beynahe durchgängig übersetzt worden sind, nicht wenig gefreuet habe. Zur Probe mag hier die Uebersetzung des kurzen 92ten Ps. neben der Brentano'schen stehen:

Brentano.	*Sacy.*
1. Jehova ist König, hat sich in Majestät gekleidet, Jehova hat Stärke angezogen, sich umgürtet; vest steht die Erde, und wird nicht wanken.	1. Der Herr ist König, mit Ehre bekleidet, umgeben mit Macht ist der Herr; er hat sich umgürtet.
	2. Fest stehet der Weltkreis; er kennet kein Wanken.
2. Vest steht dein Thron von allen Zeiten her, von Ewigkeit bist du.	3. Unerschüttert stehet dein Thron von Anbeginn her; von Ewigkeit bist du.
3. Jehova, Ströme erheben, Ströme erheben ihre Stimme, Ströme erheben ihr Brausen.	4. Ströme erheben, o Gott, es erheben Ströme brausend die Stimme;
	5. Herauf aus Tiefen heben Ströme empor ihre tobenden Wellen.

4. Ma-

4. Majestätischer, als die Stimmen grosser Wasser, als des Meeres Wellen, majestätischer bist du, Jehova, in der Höhe.

5. Unveränderlich sind deine Aussprüche; deines Hauses Schmuck, Jehova, ist ewig.

6. Majestätischer, als der steigenden Fluth Getöse, als die Woge des Weltmeers, majestätischer noch in Höhen ist Gott.

7. Was du bezeugst, o Herr, ist sicher und fest; deine heilige Treue schmücket auf ewig dein Haus.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Die heilige Schrift des neuen Testaments.* Erster Theil, welcher die *Evangelisten Matthäus, Marcus, Lucas* und *Johannes* enthält. 836 S. Zweyter Theil, welcher die *Apostelgeschichte* mit den *Briefen Pauli an die Römer, Korinther, und Galater* enthält. 543 S. Dritter Theil, welcher die *Briefe an die Epheser, Philipper, Kolosser, Thessalonicher, Timotheus, Titus, Philemon, Hebräer, des Jakobus, Petrus, Johannes, Judas* und die *Offenbarung Johannes* enthält. 527 S. Auf Befehl des hochwürdigsten Fürsten und Herrn, Herrn Rupert II., Abts des fürstlichen Hochstifts Kempten u. s. w. Zum Nutzen und Gebrauche der hochfürstlichen Unterthanen herausgegeben von *Dominicus von Brentano*, hochfürstl. Kemptischen geistlichen Rath und Hofkaplan. Dritte vermehrte, verbesserte und mit Kupfern versehene Auflage. Mit kaiserl. königl. allergnädigster Freyheit. 1798. Vorr. XII S. gr. 8.

Diese Brentano'sche Uebersetzung des N. T. erschien zuerst im J. 1790 und 1791 zu Kempten in der Stifts-Buchdruckerey in zwey Theilen, auf 1706 S. und wurde wegen ihrer Vorzüge vor allen übrigen Uebersetzungen, welche von katholischen Gelehrten besorgt worden sind, auch in dieser A. L. Z. im J. 1791. Nr. 289. von einem andern Recensenten mit dem verdienten Lobe angezeigt. Je grösser aber der Beyfall war, den diese Uebersetzung mit allem Rechte erhielt, desto mehr wurde sie, weil sie nicht der Vulgata folgte, sondern sich blos an den Grundtext hielt, von einer gewissen Parthey der katholischen Kirche verrufen und dergestalt verhasst gemacht, dass davon im J. 1793 zu Bregenz eine umgearbeitete und nach der Vulgata berichtigte *unächte* zweyte Auflage, bey welcher Paraphrase und Noten weggelassen worden waren, zum Vorschein kam. Unterdessen kehrte sich Hr. *von Brentano* an alle hämische Verketzerungen nichts und veranstaltete schon im J. 1792, wie die hier vorgedruckte Vorrede des Vfs. und das kaiserl. Privilegium beweist, in einer neuen Verlagshandlung zu Frankfurt am Main, selbst eine zweyte sehr verbesserte Ausgabe, welche aber wegen Papiermangel von einem Jahr zum andern bis daher verzögert worden seyn muss, weil nirgends eine Spur von ihrer wirklichen Erscheinung zu finden ist. Und da nun der berühmte Vf. schon gegen das Ende des Jun. 1797 als Pfarrer zu Gerhartshofen gestorben ist, hier aber auf dem Titel noch immer als Hofkaplan aufgeführt wird, und überdies zu dieser dritten Auflage keine Vorrede vorhanden ist, aus welcher zu ersehen wäre, ob die auf dem Titel versprochene Vermehrung und Verbesserung von dem verstorbenen Vf. selbst, oder von einem seiner Freunde gemacht worden sey; so scheint diese dritte Auflage im Grunde blos jene ächte, aber bis daher verzögerte zweyte Auflage zu seyn und nur darum den Namen der dritten erhalten zu haben, damit sie nicht mit der vorhin erwähnten unächten Bregenzer zweyten Auflage verwechselt werden möge. Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, muss also diese neue Auflage in Vergleichung mit der ersten allerdings sehr vermehrt und verbessert genennt werden. Die grosse Menge von Druckfehlern ist getilgt, die ersten vierzehn Kapitel des Matthäus, bey welchen noch die Fuldaische oder Fleischützische Uebersetzung nach dem ersten Plan zum Grunde lag, sind neu übersetzt und der Anmerkungen ungleich mehr gemacht worden, wie man schon aus der Vergleichung der um 200 vermehrten Seitenzahlen schliessen kann. Doch ist nicht zu leugnen, dass noch weit mehrere Stellen hätten verbessert werden können. So lesen wir zwar Matth. VII, 22. nicht mehr: *wir heilten begeisterte*, sondern *ausserordentliche Krankheiten;* und bey Matth. VI, 13. ist zur Rechtfertigung der weggelassenen Doxologie eine Note gesetzt worden. Hingegen ist bey Matth. VI, 12. stehen geblieben: *Schenke uns, die wir täglich viel sündigen, Schuld und Strafe.* Auch in der Stelle Matth. XXIV, 28. *Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler,* ist in der Paraphrase noch immer die eben gar nicht ehrenvolle Vergleichung zu lesen: *wie der scharfsehende Adler dort am leichtesten zu finden ist, wo er seinen Raub entdeckt, so wird man den Messias nur unter den Seinigen,* d. i. *unter den wahren Gläubigen finden.* Und bey Offenb. Joh. XVII, 9. fehlen ebenfalls noch in der Uebersetzung die Worte: ὁπȣ ἡ γυνη καθηται ἐπ' αὐτων sc. ὀρεων, vermuthlich darum, weil es unschicklich gewesen seyn würde, das Weib auf *Königen* sitzen zu lassen. Denn statt der *Berge* sind in der Uebersetzung *Könige* genannt worden, weil — wie es in der Anmerkung heisst — *Berge* in der Bibelsprache oft *Mächte* bedeuten. Gleichwohl bezieht sich auf diese im Text ausgelassenen Worte die Paraphrase: *der Mächte, worauf sich das Weib stützt, sind Sieben.* Die Einwirkung des Satans oder der Dämonen nimmt der Vf. auch noch an, (vgl. Matth. IV, 24.) und hält die dämonischen Menschen für wirklich Besessene; ob er gleich das Mitwirken körperlicher und natürlicher Ursachen, z. B. verdorbene Säfte u. dgl. nicht ausschliesst. Auch findet man noch Matth. IV, 2. den Glauben an Vorbilder, und bey der Versuchung Jesu die Erklärung vom Satan, und bey der Taufe Jesu einen Beweis für die Dreyeinigkeit. Ausserdem wird man weder in der erklärenden Umschreibung, noch in den Anmerkungen Spuren von dem System verjährter Schulmeynungen, sondern vielmehr überall eigentliche Lehre des Christenthums finden. Es wird Matth. XVI, 18. dem Petrus kein Vorzug vor den übrigen Aposteln eingeräumt, sondern erinnert, dass den übrigen Aposteln gleiche Vollmacht Matth. XVIII, 20. gege-

gegeben werde. Der scheinbare Widerspruch zwischen Paulus und Jakobus K. II, 14. vgl. Röm. IV, 5. wird so gehoben, dass Paulus den Werken des jüdischen Kirchengesetzes allen Werth im Christenthum absprechen; Jakobus im Gegentheil von den guten Handlungen rede, die dem ewigen und unveränderlichen Sittengesetz gemäss sind, und ohne welche der Glaube zur Beglückung der Menschen nichts nützt. In der Erweckung der Tochter des Jairus Luc. VIII, 55. findet er einen Beweis, dass die Seele unsterblich sey und nicht mit dem Leibe sterbe, sondern sich in einem abgesonderten Zustande ausser dem Leibe nach dem Tode befinde, und in der Auferstehung wieder mit demselben werde vereinigt werden. Wo aber der Geist dieser Verstorbenen während dieser Zeit der Absonderung gewesen, sey zu untersuchen unnütz. Auch die dem Grundtext gar nicht angemessenen Ausdrücke: *Busse thun*, hat der Vf. durch richtigere, *sich bessern*, *den Sinn ändern*, gegeben, um den Irrthum zu verhindern, als wenn der Sünder durch die unangenehmen Empfindungen dieser Gemüthsveränderung bey Gott abbüsen müsse. Die unverständlichen und zu falschen Vorstellungen verleitenden Wörter *gerecht werden*, *rechtfertigen*, *Gerechtigkeit*, heissen bey ihm *begnadigen*, *Begnadigung*. Zuweilen aber, wenn *gerecht seyn* und *Gerechtigkeit* sich auf Gesinnung und Aufführung beziehen, *rechtschaffen*, *Rechtschaffenheit*. vgl. Röm. IV, 2. *An Jesum glauben* heisst, *seine Lehre annehmen und befolgen.*

Die drey Kupfer, welche Rec. bey seinem Exemplar findet, sind von keiner Bedeutung und vom gewöhnlichen Schlage. Das erste stellt vor bey Joh. I, 14. das neugeborne Kind Jesu in der Krippe; das zweyte bey Matth. XXVII, 31. Jesum, wie er zur Kreuzigung fortgeführt wird; das dritte bey Marc. XVI, 6. die einigen Frauen geschehene Erscheinung des Engels im Grabe Jesu.

PHILOLOGIE.

MAGDEBURG, b. Keil: *Des Plutarchus von Chäroneia vergleichende Lebensbeschreibungen.* Aus dem Griechischen übersetzt von *Joh. Friedr. Sal. Kaltwasser*, Prof. am Gymnasium in Gotha. *Erster Theil.* 1799. 420 S. 8. (1 Rthl. 6 gr.)

Von Plutarch's Biographieen haben wir nun im Deutschen vier Uebersetzungen. Die älteste, die jetzt sehr selten ist, und von welcher Hr. K. in der Vorrede umständlicher Nachricht giebt, ist von *Xylander* und im J. 1580 zu Frankfurt am Mayn gedruckt. *Kind* übersetzte diese Schrift Plutarch's aufs neue in den J. 1745 — 1754. Er benutzte die französische Uebersetzung von Dacier, studirte aber dabey den Autor selbst, und suchte ihn treu zu übertragen. Seine Arbeit fand Beyfall, ist aber für unsere Zeit schon veraltet. Die Uebersetzung des Hn. *v. Schirach* folgte in den J. 1776 — 1780 ebenfalls in acht Bänden. Rec. hat sie zur Vergleichung nicht bey der Hand. Nach Hr. K. Urtheil ist sie zwar in einer besseren Sprache abgefasst, der Vf. behandelt aber das Original zu flüchtig, zerstückelt oft die Perioden zu sehr und macht dadurch Plutarch's Schreibart unkenntlich. Hr. K., der als Humanist und Uebersetzer der moralischen Schriften Plutarch's auf einer vortheilhaften Seite bekannt ist, suchte mit des Schriftstellers Sprache vertraut, diese Fehler zu vermeiden, und nicht nur eine treue, sondern auch im Deutschen lesbare Uebersetzung zu liefern. Er studirte zuerst den Text, übersetzte ihn, verglich damit die Arbeit seiner Vorgänger, und nahm die bessern Ausdrücke und schicklichern Wendungen aus denselben auf. Nach Rec. Urtheil, hat Hr. K. seine Absicht erreicht. Seine Arbeit vereinigt in sich die Vorzüge der Kindischen und Schirachischen Uebersetzungen. Wir sind nur auf wenige Stellen gestossen, wo wir eine Aenderung gewünscht hätten. S. 2 übersetzt Hr. K. die Worte: σκοπουντι δε μοι, τοιῳ δε Φωτι (κατ' Αισχυλον) τις ξυμβησεται· .... εΦαινετο etc. *Bey angestellter Ueberlegung nun, um mit Aeschylus zu reden, wer wird mit diesem Mann sich messen? ... hielt ich für dienlich etc.* Rec. würde hier Kind's Wendung den Vorzug geben: *Ich dachte bey mir, wie Aeschylus ... und hielt für dienlich etc.* S. 83. giebt Hr. K. die Stelle: Νεμητωρ εκ τε των λογων τουτων και προς την οψιν εικαζων τον χρονον ουκ εΦυγε την ελπιδα etc. wörtlich: *Numitor wich der Hoffnung, die ihm diese Rede sowohl als die nach dem Anblicke des Jünglings berechnete Zeit gewährte, keinesweges aus.* Da der Genius der deutschen Sprache Hn. K. an mehreren Orten veranlasste, Perioden zu trennen, oder Ausdrücke zusammen zu ziehen; so hätte auch hier eine unbedeutende Veränderung gemacht werden können. Eben dieses gilt auch noch von einer andern Stelle S. 142 in der Vergleichung des Theseus mit dem Romulus. Φαινεται δε πρωτον, ὁ μεν, εκ προαιρεσεως, ουδενος αναγκαζοντος, αλλ' εξον αδεως εν Τροιζηνι βασιλευειν διαδεξαμενος αρχην ουκ αδοξον αυτος, εΦ εαυτου μεγαλων ορεχθεις ... Hr. K. übersetzt: *Hieraus ergiebt sich nun fürs erste, dass jener aus freyer Entschliessung und ohne allen Zwang, da es ganz von ihm abhing, das nicht unbetrachtliche trözenische Reich, welches ihm anheim fallen musste, zu beherrschen, schon von selbst nach grossen Dingen gestrebt hat; dieser hingegen etc.* Auch hier ist die Kindische Uebersetzung durch eine kleine Wendung deutlicher: *Es scheint aber erstlich, dass jener aus eigener Willkühr, ohne dringende Noth, von selbst nach grossen Dingen gestrebt habe, weil er kein geringes Reich überkommen hatte, und zu Trözene in Ruhe und Sicherheit hätte regieren können.* Noch müssen wir bemerken, dass kurze, zweckmässige antiquarische, historische und geographische Erläuterungen beygefügt sind. Jährlich erscheint von dieser Uebersetzung ein Band, der sechs Biographieen enthält. Im gegenwärtigen kommen Theseus, Romulus, Lykurg, Numa, Solon und Valerius Publicola mit den dazu gehörigen Vergleichungen vor.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 3. April 1800.

NATURGESCHICHTE.

Wien, b. Wappler: *Plantarum rariorum horti Caesarei Schoenbrunnensis descriptiones et icones.* opera et sumptibus *Nicolai Josephi Jacquin.* Volumen I. 1797. 70 S. 12 S. Vorrede und 120 illuminirte Kupfer. Vol. II. 1797. 68 S. und 121 illuminirte Kupfer. gr. Fol.

Von dem Reichthum des Schönbrunner Gartens ist das Publicum schon durch die *Icones plantarum rariorum*, die der Hr. von *Jacquin* nun beendiget hat, unterrichtet, die eine grosse Menge vorher nie bekannt gewesener Pflanzen in Abbildung enthalten. Das gegenwärtige Werk, was in demselben Geschmack und mit eben so saubern Kupfern erscheint, soll uns in drey Bänden mit den vorzüglichsten Seltenheiten dieses Gartens bekannt machen. Es sind von diesem Werke nur 162 Exemplare, wie von den übrigen Prachtwerken des Vf. aufgelegt, von denen jedes mit einer Numer bezeichnet ist, und es steht zu vermuthen, dass es sehr bald eben so selten, als seine *Flora austrica* und *Hortus vindobonensis* werden wird, die jetzt theurer, als der Verkaufpreis war, bezahlt werden. Nach der Herausgabe des dritten Theils dieses *Hortus* verspricht Hr. von *Jacquin* einen vollständigen Catalog des ganzen Gartens, worin er die etwanigen Irrthümer, so wie die Synonymie berichtigen wird. Möchte es doch Hn. v. *J.* gefallen, diesen Catalog nach Art des *Aiton's Hortus Kewensis* abzufassen, und bey neuen Pflanzen eine kurze Beschreibung mit Anzeige ihrer Verschiedenheit von ähnlichen zu geben! Eine Arbeit der Art, von der Hand dieses würdigen um die Botanik so verdienten Greises, würde von grosen Nutzen seyn; da wohl so leicht kein Garten, selbst der zu Kew nicht ausgenommen, eine so bedeutende Zahl westindischer und capischer Pflanzen aufzuweisen hat.

Diese beiden Bände sind vorzüglich reich an capischen Gewächsen, unter denen die meisten neu sind. Jede sauber abgebildete Art, ist kurz und bündig beschrieben, ihr Vaterland, Dauer, Grösse und Cultur mit wenigen Worten angezeigt. Mehrere Gattungen sind ansehnlich vermehrt worden; so sind von den Gattungen: *Amaryllis* 13, *Haemanthus* 6, *Ornithogalum* 5, *Hermannia* 16, *Acalypha* 4, *Arctotis* 23, *Arune* 7, *Indigofera* 4, *Othouna* 5, *Oxalis* 3, *Pelargonium* 9, und *Psoralea* 8 Arten abgehandelt, von denen die meisten vorher gänzlich unbekannt waren. Die durch einzelne Arten vermehrte Gattungen übergehn wir. Neue Gattungen sind in beiden Bänden zusammen sechs, nämlich: *Mappia*, die in die fünfte Classe gehört, deren Charakter aber, da die Frucht noch unbekannt ist, bis jetzt noch unvollständig bleiben muss. Sollte indessen die Frucht diese Gattung bestätigen, so würde deren Namen doch eine Veränderung erleiden müssen, da wir bereits eine ganz verschiedene Gattung *Mappia* haben. *Ludia* war schon aus Jussieux Werk bekannt, aber hier wird an der einen Art, welche aus *Isle de France* abstammt, die Frucht anders angegeben, als sie nach dem Commersonschen Manuscripte von Jussieux beschrieben ist. *Tetranthera* eine chinesische Pflanze, welche im Bau der Staubbeutel sehr ausgezeichnet ist, aber wohl nicht von *Tomex* getrennt werden kann. *Hosta* ein prachtvoller westindischer Strauch aus der vierzehnten Classe, der von der *Cornutia* des Linné im Fruchtbau abzuweichen scheint. *Psiadia* aus der neunzehnten Classe, dieselbe Pflanze, welche in dem Schrader- und Wendlandischen *Sertum hannoveranum Solidago viscosa* benannt ist, und die Lamarck zu den *Conyza* Arten bringt. *Commiphora* von der Insel Madagaskar zur zwey und zwanzigsten Classe gehörig. Hr. v. *Jacquin* sah nur männliche Sträucher, und daher bleibt der Charakter noch unvollständig; der übrigens, das Geschlecht abgerechnet, einige Aehnlichkeit mit der *Vitmannia* des Prof. Vahl hat. Die Jacquinische *Commiphora madagascarensis* ist dasselbe Gewächs, welches das durch die Zergliederung der französischen Chemisten bekannt gewordene Federharz von Madagaskar, was man mit dem amerikanischen nicht verwechseln muss, liefert.

Zu den bemerkenswerthen Berichtigungen schon bekannter Gewächse gehört auch die, dass die *Cicca disticha*, welche in den ältern Ausgaben von Linné's Werken *Averrhoa acida* hiess, weder eine besondere Gattung ausmacht, noch mit der *Averrhoa* vereinigt werden darf, sondern zum *Phyllanthus* zu bringen ist. Sie wird hier *Phyllanthus longifolia* genannt, und nach allen Theilen sehr genau beschrieben, so dass hierüber kein Zweifel übrig bleibt.

Da dieses Werk seines hohen Preises wegen, wohl schwerlich von allen Botanikern gekauft werden möchte; so wird ein kurzer Auszug der Vorrede, welche die Geschichte des Schönbrunner Gartens von seiner Entstehung an, enthält, gewiss den meisten sehr willkommen seyn.

Kaiser Franz I. liess 1753 hinter dem Schlossgarten zu Schönbrunn ein Stück Feld zu Gartengewächsen und ausländischen Pflanzen einrichten. Auf des grossen *van Swieten* Rath wurde der damals berühmte Florist *Adrian Stechhoven* aus Leyden nach Schön-

Schönbrunn gerufen, der viele Glashäuser, ein schönes ansehnliches Treibhaus, und andere nöthige Gebäude aufführen liess. Unterdessen wurde Richard *van der Schot* aus Delft in Holland zum ersten Gärtner ernannt, und musste die gekauften Steckhöverschen seltenen Pflanzen, so wie andere ausländische aus mehreren holländischen Gärten nach Wien bringen. So war nach dem Verlauf eines Jahres der Garten schon reich an schätzbaren Gewächsen.

Der Hr. *von Jacquin*, der damals zu Wien sich aufhielt, besuchte den Garten zu Schönbrunn um die Pflanzen, welche noch keine systematische Benennung hatten, zu bestimmen. Bey dieser Gelegenheit ward er dem Kaiser bekannt, der ihm den Antrag machte, Westindien und das feste Land des wärmern Amerikas auf seine Kosten zu bereisen, und den Garten mit den Gewächsen der dortigen Gegend zubereichern. Er reiste auch wirklich dahin von Wien 1754 in Gesellschaft des Gärtner *van der Schot* ab, und gesellte bey seiner Durchreise durch Italien zwey Florentiner *Johann Buonamici* und *Ferdinand Barculi* zu sich, die für das Thierreich sorgen sollten, indem auf die Vermehrung der Menagerie und des Naturalien-Cabinets, bey dieser Reise Rüchsicht genommen war. Er bereisete die Inseln Martinique, Grenada, Vincent, Domingo, Eustach, Christopher, Martin, Barthelemi, Aruba, Jamaika, Cuba, Curaçao, und kam 1759 nach Wien zurück. Vom August 1757 bis in die Mitte des Jahres 1758 konnte er wenig für die Wissenschaft thun; da er vier Monat sehr krank an der Lienterie war, von der er endlich in Jamaika genass. Zugleich gerieth er, da eben zwischen England und Frankreich der Krieg ausgebrochen war, auf dem Meere in die Gefangenschaft, und musste wider Willen Montserrot und die wüste Insel Gonave besuchen. Für den Garten ward indessen im August 1755 aus Martinique die erste Sammlung von frischen Gewächsen über Marseille geschickt. Die zweyte sehr ansehnliche ging in Begleitung des *van der Schot* im Februar 1756 von derselben Insel ab, die einen grossen Reichthum von Bäumen und Sträuchern enthielt, welche alle, die Heliconia-Arten ausgenommen, die unter Weges von den Mäusen angefressen waren, sehr gut ankamen. Die Bäume waren mannshoch von der Dicke eines Armes, und stärker, und die meisten von ihnen hatten schon in ihrem Vaterlande Früchte getragen, man hatte ihnen die Krone abgehauen, und nur die Hauptäste, etwa zwey Fuss lang übrig gelassen. Die kleinern Sträucher waren unverletzt geblieben. Alle waren sie auf die Art ausgegraben, dass man in einer zweckmässigen Entfernung einen kreisförmigen Graben um sie gezogen hatte, dass ein grosser Ballen ihres natürlichen Boden so viel als nur thunlich war zwischen den Wurzeln blieb. Dieser Ballen ward mit den Blättern des Musa, und mit Stricken aus der Rinde des *Hibiscus tiliaceus* so dicht umwickelt, dass keine Erde sich ablösen konnte. Ein einziger Baum der Art wog über hundert und mehrere Pfunde. Die Ballen wurden sparsam befeuchtet, und in freyer Luft aufgehangen, wo sie auch bald zu vegetiren anfingen. Damit aber durch den Transport die Wurzeln nicht von der Erde gelöset würden, so fuhr man auf einem Kahn diese Bäume und Sträucher längst den Flüssen bis zum Hafen St. Peter auf Martinique. Von Martinique gingen sie zu Schiffe nach Marseille, von wo aus sie mit Schiffen nach Livorno, und von dort auf Maulthieren nach Schönbrunn gebracht wurden. Schwerlich ist ein reicherer Transport von frischen Pflanzen aus warmen Zonen nach Europa gebracht, und schwerlich möchte ein ähnlicher statt finden. Im August 1756 ging *Buonamici* von der Insel St. Eustach mit der dritten Sendung nach Livorno ab. Am Ende desselben Jahrs ward die vierte Sendung abgeschickt. Die fünfte ging von Curaçao unter Begleitung des *J. A. Vesuntin* nach Amsterdam ab, der aber in Deutschland an der Ruhr starb. Diese Sammlung war die reichste an Corallen und andern Meerproducten, die noch jetzt eine vorzügliche Zierde des kaiserlichen Cabinets ausmachen. Die sechste Sendung in demselben Jahre ging von eben der Insel nach Amsterdam. Die siebente Sendung im Januar 1759 von Havanna nach dem spanischen Hafen Ferrol, begleitete zugleich *Jacquin* und *Barculi*, die im Julius zu Wien eintrafen. Besonders reich war dieser letzte Transport an Thieren aller Art.

So wuchs in wenigen Jahren die Zahl der Gewächse des Schönbrunner Gartens beträchtlich heran, und ausser dem ward sie noch durch den Ankauf aus andern Gegenden vermehrt. Nach dem Ableben *Franz* I. 1765 befahl *Maria Theresia*, dass er in demselben Stande erhalten wurde. Kurz vor dem Tode dieser Kaiserin 1780 betraf den Garten ein grosser nicht zu ersetzender Schaden. Der Gärtner van der Schot, wurde in seinem hohem Alter vom Podagra befallen, was ihm öfter mehrere Wochen nicht das Zimmer zu verlassen erlaubte. Die Leute, denen man die Pflege der Pflanzen übertragen hatte, betrieben dieses Geschäfte mit Nachlässigkeit; derjenige nun, dem das grosse warme Glashaus zu besorgen aufgetragen war, vergass es im Winter in einer der kältesten Nächte zu heitzen, und am frühen Morgen wollte er durch starke Feurung diesen Schaden ersetzen; aber leider tödtete die schnelle Abwechslung von Kälte und Hitze mehrere schöne Pflanzen. Unter den prächtigen Gewächsen, die die Sorglosigkeit des Gärtners in einer Nacht tödtete, waren alle Zimmtbäume von Martinique mit armdicken Stämmen, und weit ausgebreiteten Kronen, mehrere *Crescentia*, *Achras*, *Annona*, *Portlandia* Stämme, und *Coccoloba grandifolia*, die schon zwanzig Fuss hoch war, und zwey Fuss breite Blätter hatte.

Ein zweyter Verlust widerfuhr dem Garten dadurch, dass im Februar des Jahres 1783 eine grosse Sammlung, die *Herr Céré* aus *Isle de France* nach Triest für den kaiserlichen Garten schickte, gänzlich verdorben anlangte. Die Bäume waren todt, und die Samen verstockt.

Unterdessen hatte der Kaiser *Joseph* dem Hn. von *Jacquin* und von *Born* den Auftrag gegeben, geschick-

schickte Männer zu einer Reise in ferne Weltgegenden vorzuschlagen. Zum Director dieser Expedition ward der Prof. *Märter* ernannt, dem man den Doctor *Stupicz*, die Gärtner *Boor* und *Bredemeyer* und den Maler *von Moll* beygesellte. Diese Gesellschaft verliess im April 1783 Wien, und kam im September zu Philadelphia an. Sie reiseten durch Pensylvanien, Virginien, Carolina. Hr. *Boor* machte in Gesellschaft des Hn. *Schöpf*, der sich mit ihm verband, eine Reise nach Florida, und von dort nach der Insel Providence, *Bredemeyer* kam aus Carolina über England im November 1784 mit schönen Pflanzen nach Wien zurück. *Boor*, nachdem er in acht Monaten auf den Bahamischen Inseln eine grosse Anzahl seltener Pflanzen gesammelt hatte, traf im September 1785 zu Wien ein. Der Mahler *von Moll* und der D. *Stupicz* hatten sich aber von der Gesellschaft getrennt.

Auf Befehl des Kaisers reisete Hr. *Bredemeyer* wieder in Gesellschaft des Gärtner *Schücht* zum Director dieser Reise Hn. *Märter* nach Westindien am Ende des Jahres 1784 ab. Sie durchreiseten mehrere grössere Inseln Westindiens, und einen Theil des festen Landes bis an die Mündung des Orenoco. Im Jahre 1788 kamen sie mit vielen seltenen und neuen Pflanzen über Amsterdam nach Wien. Hr. *Märter* traf noch in demselben Jahre über London und Brüssel mit Pflanzen in Wien ein.

Der Kaiser hatte den Verlust an Pflanzen aus *Isle de France* nicht vergessen, und ertheilte daher dem Hr. *Boor* und Gärtner *Scholl* den Auftrag über das Vorgebürge der guten Hoffnung dahin abzugehn. Sie kamen mit holländischen Schiffen im May 1786 nach dem Cap, wo *Boor* bis 1787 blieb, und von dort allein nach *Isle de France* und Bourbon reisete. Er kam im Januar 1788 mit 280 Kisten voll seltener Pflanzen nach dem Cap zurück, und traf mit einer grossen Zahl prächtiger Gewächse den 20sten Julius desselben Jahres in Wien ein. Das Schiff hatte aber alle Kisten nicht aufnehmen können, und ein Theil blieb mit dem Gärtner *Scholl* am Cap zurück. Bis jetzt war es aber nicht möglich, diese so wie die andern lebendigen Pflanzen von daher zu erhalten, und noch ist *Scholl* daselbst, der von Zeit zu Zeit Zwiebeln und Saamen überschickt hat. Ausser diesem beträchtlichen Zuwachs des Gartens, ward auf mannichfaltige Weise die Zahl der Gewächse vermehrt, besonders aber dadurch, dass zu Haag beym Verkauf des *Schwenkischen* Gartens, der Kaiser alle seltene Pflanzen erstehn liess, und dass der jüngere Hr. *von Jacquin* bey seiner Reise durch den grössten Theil von Europa viele ausländische Pflanzen, die er in andern Gärten fand, übersandte.

Auf Befehl des Kaisers *Joseph* wurden die Gewächshäuser erweitert und mehrere neue dazugebauet. Der Kaiser *Leopold* liess, um den Gärtner *Scholl* vom Cap mit seinen Pflanzen nach Wien zu schaffen, den Gärtner *Bredemeyer* und den jüngern *van der Schot*, ein Sohn desjenigen der mit *Jacquin* in Westindien war, im J. 1791 abreisen. Sie sollten nach *Isle de France* gehn, wo *Cere* schon für den kaiserlichen Garten mehrere Pflanzen bereits zusammengebracht hatte, und nachdem sie diese empfangen hätten, sollten bey der Rückkehr die auf dem Cap befindlichen mitgenommen werden. Der Schiffskapitän, mit dem aber diese beiden Gärtner die Reise machen wollten, landete zu Malaga, und sie merkten bald, dass er nichts Gutes mit ihnen vor habe; daher sahen sie sich genöthigt, unverrichteter Sache wieder nach Wien zurückzukehren.

Nach dem Tode *Leopold's* hat der jetzige Kaiser *Franz* II. ein neues Glashaus von 235 Fuss Länge für Cap-Pflanzen errichten lassen. Ausserdem aber wurde ein eigener Garten, worüber der D. *Host* die Aufsicht hat, eingerichtet, worin alle in den österreichischen Landen wachsende Pflanzen auf das sorgfältigste cultivirt werden.

Man sieht aus dem Auszuge, worin wir nur das Interessanteste den Garten betreffende angeführt haben, dass alle römische Kaiser von Franz I. an, eifrig für die Erweiterung der Naturkunde, besonders aber Botanik gewirkt haben; so dass man sich nicht über die reiche Ausbeute wundern darf, die dadurch die Wissenschaft gemacht hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Hannover*, b. d. Gebrüdern Hahn: *Nöthiger Nachtrag zu der Concurrenz-Schrift:* wie können billige Preise der Apothekerwaaren, besonders der zubereiteten Arzneyen, erhalten und gesichert werden? *in Bezug auf des Herrn Bergcommissär's Westrumb Bemerkungen über Arzney-Taxen. Von Joh. Heinr. Jugler* d. A. W. Doctor und R. Ch. Landphysikus zu Lüchow. 1798. 75 S. 8. Diese kleine Rechtfertigungsschrift gegen Hn. *Westrumb's Bemerkungen etc.* ist kalt und bescheiden abgefasst, ungeachtet sich Hr. *W.* bey seinen Einwendungen gegen die oben genannte Concurrenz-Schrift, zuweilen zu Ausdrücken hinreissen liess, die eine etwas partheyische Wärme verrathen, und die er selbst in seiner Vorrede wieder gut machen zu wollen scheint; auch ist sie für das Publicum wichtig und lehrreich, denn sie enthält manche Aufhellung und Berichtigung über die Sache selbst, und sie scheint den Muth, dass eine gute Apothekertaxe verfertiget werden könne, wieder etwas aufzurichten, der nach Durchlesung der *Krügelsteinischen* und vorzüglich der *Westrumbschen* Schriften den meisten ganz vergehen wird. Sie zerfällt eigentlich in *drey Abschnitte; der erste* beschäftiget sich mit einigen kleinern und grössern Missverständnissen in Hn. *W.* Schrift, und zeigt, dass öfters da, wo man nach *W.* Vortrag glauben könnte, Hr. *J.* habe das Gegentheil vorgeschlagen, er doch mit ihm einerley Meynung war. Alle diese Missverständnisse hier anzuführen erlaubt der Raum nicht. Rec. darf nur die wichtigsten berühren, und die auf die Abfassung der Arzeneytaxen selbst Einfluss haben. Ueberhaupt scheint Hr. *W.* sehr viele Stellen in Hn. *J.* Concurrenzschrift für Entscheidungen oder für Grundsätze angenommen zu haben, welche der Vf. bloss als Beyspiele, ohne alle weitere Consequenz, nur zur Erläuterung seiner Ideen über

die

die Grundsätze zur Taxation der Arzneyen angeführt hatte. Es sey also nicht die Meynung des Vf., dass man *die Mittelzahl der Menge eines Educts oder Products, nach Angabe der Schriftsteller, annehmen solle*, er habe in seiner Schrift nur aus selbigen schöpfen müssen, und alle solche Citate seyen nur Beyspielsweise gegeben, weil Beyspiele nöthig waren. Derselbe Fall trete bey allen Stellen ein, wo *W.* seine ebenfalls nur Beyspielsweise angegebenen *Arzeneypreise* widerlegt, z. B. S. 124. ff. 128 bis 132. 135. ff. 138.; jedoch sucht der Vf. durch detaillirte, hier aber nicht anzuführende Gegenrechnungen zu beweisen, dass die von ihm gegebenen Beyspiele allerdings die Billigkeit und Annehmbarkeit seiner Grundsätze darthun, also passend sind. Im *zweyten Abschnitt* geht Hr. *J.* zu einigen Puncten über, wo er von Hn. *W.* Gegengründen noch nicht ganz überzeugt ist. Das hauptsächlichste betrifft die *Reinigung der Apotheken von dem sogenannten Ballaste*, die Hr. *J.* dringend empfohl, wogegen aber Hr. *W.* hauptsächlich einwendet: man könne eine grosse Classe von Menschen nicht von Vorurtheilen heilen, die Aerzte wären wegen der Heilkräfte der Medicamente unter sich selbst uneins, und müssten die Freyheit behalten sich bald auf diese, bald auf jene Pharmacopöe zu beziehen, eine strenge Auswahl der Medicamenten könne nur im Dispensatorium nicht aber in den Apotheken statt finden, und werde auch, da der Ballast, des Handverkaufs wegen, doch geführt werden müsse, den Apotheker nicht schadlos halten. Dagegen erinnert unser Vf. 1) nach seiner Meynung müsste ein Dispensatorium von mehreren Aerzten entworfen, der Entwurf den Physikern, Aerzten und den vorzüglichen Wundärzten, zur Anzeige ihrer Erinnerungen und Zusätze, und den berühmtesten Apothekern des Landes, zur Beybringung ihrer pharmaceutischen Bemerkungen zugeschickt, und nach diesen Resultaten abgefasst werden: dann werde die Nothwendigkeit, dass die Aerzte sich bald auf dieses bald auf jenes Dispensatorium beziehen, wegfallen, und auch ihre Freyheit nicht eingeschränkt werden; einzelne Formeln kämen hier nicht in Betracht, weil sie auf Verlangen eines Arztes bald bereitet werden können, 2) müsse ausser den Dingen, die ohnehin nicht ärztlich sind, und welche die Apotheker bloss für Künstler und Handwerker führen z. B. Smalte, Bergblau, Baumwachs, Orlean etc. der Apotheker dennoch in der eigentlichen Arzney- und Wundarzneykunst nicht mehr gebräuchliche, kraftlose Sachen zum Handverkauf behalten: so gehe dies dem Dispensatorium und der Taxe nichts an, finden solche aus dem Dispensatorium verwiesene Sachen Absatz, so werde der Apotheker sie von selbst anschaffen, und er möge dann als Kaufmann verfahren. (Rec. stimmt hier dem Vf. völlig bey. Ein Dispensatorium muss dem medicinischen Geist der Zeit und des Landes angemessen seyn: einige Lieblingsmittel einzelner Aerzte bedeuten im grossen Ganzen nichts, findet der Apotheker es rathsam, so mag er für den Handverkauf obsolete, kraftarme Arzneymittel führen, die Medicinalpolizey fodert sie so wenig von ihm als z. B. Farbmittel, er ist in Rücksicht ihrer blosser Kaufmann, und kann nicht vom Staat verlangen bey Abfassung einer Taxe irgend eine Rücksicht auf diesen Ballast zu nehmen, er liegt ihm auch nicht, wie *W.* sagt, zum Besten seiner Mitbürger zur Last, vielmehr wäre es sehr oft dem Besten seiner Mitbürger zuträglicher, wenn er mit seinen Mitbrüdern sich vereinigte, ihn nicht zu führen.) Hr. *J.* ist noch der Meynung, *dass ein Apotheker als Handelsmann dieser Art von allen Abgaben frey sey*, denn sonst müsse der Kranke sie verhältnissmässig noch einmal bezahlen, weil er sie für sich selbst schon bezahlt hat. Auch bemerkt der Vf., dass so viel er wisse, im Hannöverischen, alle Apothekerwaaren, ausser Wein, Brantwein und Essig, wirklich von Abgaben frey sind, und selbst von Wein und Brantwein dürfe der Apotheker in Lüneburgischen entweder eine bestimmte Quantität frey einführen, oder erhalte jährlich ein bestimmte Geldsumme aus der Licentcasse zurück. (Mehr als *Abgabefreyheit von seinen Arzneywaaren* kann ein Apotheker mit Recht auch nicht fodern, die übrigen trägt er wie jeder Staatsbürger von seinem Einkommen). Gelegentlich erzählt der Vf., ein glaubwürdiger Mann habe ihm versichert, der letztverstorbene Herzog von B—g habe einmal alle Apotheken in seiner Residenz an sich gekauft und unter Administration gesetzt, diese Einrichtung habe aber bald wieder aufgehört, und fodert zu einer authentischen und pragmatischen Geschichte dieser Begebenheit auf, in welche Auffoderung auch Rec. einstimmt. Im *dritten Abschnitt* sucht der Vf. seine in der Concurrenzschrift aufgestellten eigentlichen Grundsätze gegen verschiedene Einwendungen des Hn. *W.* zu rechtfertigen. Der Vf. nahm auf rohe Materialien mit Inbegriff aller übrigen kleinern, meistens nicht genau zu detaillirenden Nebenberechnungen, und Voraussetzung der Freyheit von Abgaben, das *alterum tantum des Einkaufspreises als Gewinn an*. Hr. *W.* fand diesen Tarif viel zu hoch, so bald der Apotheker diese (hundert) Procente *rein* ziehen könne, dies war aber nicht genau unsers Vf. Meynung: denn nach ihm sollte der Apotheker die kleinen Nebenausgaben miteinrechnen; und doch sagt Hr. *W.* (S. 102.) dass der Apotheker des Hannöverischen Landes nicht mit 75 Procent ganz reinen Gewinn fertig werden könne. Hr. *J.* sagt mit Recht, dass dieser Ausspruch *W.* von seinem Grundsatz doch nur wenig unterschieden sey. Hr. *W.* dringt besonders auf das Argument, dass der Apotheker jene zugebilligten (100) Procente auf die von Hn. *J.* vorgeschlagene Art nicht geniesse, und giebt zum Beweise mehrere Beyspiele an. Hr. *J.* wiederhohlt hier diese Beyspiele und zwar nach seinen Grundsätzen berechnet, und das Resultat scheint allerdings den *Juglerischen* Grundsatz zu rechtfertigen. Hierauf untersucht unser Vf. *die Bilanzen, welche Hr. W. von der Einnahme einiger Apotheken, nach J. Grundsatz, und von ihren Ausgaben, als Beweis angab, dass unsers Vf. Vorschlag von hundert Procent Vortheil dem Apotheker gerade zu verderblich sey*, bemerkt aber in voraus, Hr. *W.* habe in diesen Bilanzen die Einnahme bloss von rohen Waaren gerechnet, wie es doch billig gewesen wäre, auch mit in Anschlag zu bringen, wie viel der Apotheker aussérdem jährlich für die Zubereitung, Zusammensetzung und Form der Arzneyen, und für die Receptur, nach *J.* Grundsätzen, gewinnen möge. Nach diesen sehr detaillirten und instructiven Untersuchungen hat die Apotheke zu Halberstadt, deren Bilanz Hn. *W.* S. 95—97. so angiebt, dass sie jährlich ein minus Einnahme von 145 Rthlr. 9 gr. 4 pf. habe, und die Zinsen vom Capital im Waarenvorrathe, von Haus-Geräthe-Utensilien-Privilegiums-Ankauf hinzugerechnet, jährlich 945 Rthlr. 9 gr. 4 Pf. verliere, noch einen reinen jährlichen Ueberschuss von 237 Rthlr. 2 gr. 1 pf.! Die Bilanz der Apotheke zu Bodenwerder, hatte nach Hn. *W.* (S. 87.) nur 84 Rthlr. Ueberschuss, nach Hn. *J.* übersteigt schon die Einnahme bloss für rohe Waaren, die Ausgabe um 200 Rthlr. 17 gr. 10 pf.! Von einer Apotheke in einer der volkreichen grössern Hannöverischen Städte zog Hr. *W.* S. 91—94. eine Bilanz, zufolge welcher der Ueberschuss 1348 Rthlr. betrug, nach Hn. *J.* Berechnung würde bloss schon auf *rohe* Waaren 2046 Rthlr. gewonnen werden!! In Rücksicht der *Neujahrsgeschenke* erinnert unser Vf. dass sie nicht bloss auf die Taxe für Arzneywaaren in Berechnung zu bringen, wenn der Apotheker das Privilegium zum Gewürz-Wein-Aquavit etc. Handel benutzt. Auch bemerkt der Vf. mit Recht, dass die Repartition der *Zinsen für Buchschulden* auf die Taxe nicht zugegeben werden könne; sie müssen rechtlich die Schuldner treffen, auch haben ja in den meisten Ländern die Apothekerrechnungen bey Concursen etc. ein Vorzugsrecht. Der Einwurf aus der Verschiedenheit der Entfernung der Apotheken von den Einkaufsörtern, hebt sich, wenn man die Taxe einer Apotheke anpasst, die in einem Ort befindlich ist, der so ziemlich in der Mitte des Landes liegt. *Die Kosten für Geräthe*, Gefässe, Utensilien, Feuerung u. d. gl. glaubt Hr. *J.* mit unter der Taxe für einzelne Arbeiten begreifen zu können, und zwar billig; sonst dürfte der Schneider ja auch wohl bey seinen Rechnungen seine Nadel mit ansetzen? Wo bey einzelnen Operationen das Gefäss etc. ganz verdorben wird, müsse es noch besonders mit in Anschlag gebracht werden. Am Schluss seiner Schrift bedauert Hr. *J.* dass Hr. *Westrumb* gerade da sich plötzlich zurückzieht, wo man eben voller Erwartung ist, sein eigentliches Votum zu erfahren; gewiss bedauert dies Jeder, der über diese schwierige Sache, wie die Ausfertigung einer Apothekertaxe, zumal nun da *Krügelstein* und *Westrumb* darüber geschrieben haben, geworden ist, Aufhellung und Bestimmtheit wünscht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. April 1800.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Grundrisse der Tugend- und Religionslehre.* Zu akademischen Vorlesungen für zukünftige Lehrer in der christlichen Kirche. Von *Carl Frid. Stäudlin,* Dr. u. Prof. d. Theol. zu Göttingen. Erster Theil, welcher die Tugendlehre enthält. 1798. 547 S. 8. (1 Rthl. 10 gr.)

Die Classification der Wissenschaften und die Grenzbestimmung des eigenthümlichen Gebiets einer jeden, muss sich in eben dem Verhältniss abändern, in welchem die herkömmlichen Begriffe von ihren Gegenständen und von ihrer Erkenntnissquelle andern Vorstellungsarten weichen mussten. Zum Nachtheil der Wissenschaften selbst hält jene Veränderung mit dieser, worauf sie sich gründet, selten gleichen Schritt, und die Gestalt und Bearbeitungsart mancher Wissenschaft steht daher oft eine Zeitlang mit ihrem innern Gehalt und mit der zeitmäsigen Ansicht ihrer Gegenstände im Missverhältniss. Dem zufälligen und veränderlichen Bedürfnisse des *Gebrauches* gewisser Kenntnisse, der vielleicht durch eine gewisse Verbindung fremdartiger Dinge erleichtert wird, opfert man nicht selten das Interesse der *Wissenschaften selbst* auf, welches auf gänzliche Trennung dessen dringt, was auf sehr verschiedenartigen Principien beruht und eben darum eine merklich abweichende Behandlungsweise fodert.

Wenn es, in der That nur Eine Moral giebt und geben kann, die, als Wissenschaft betrachtet, einzig und allein auf Vernunftprincipien beruht und sonach einen wesentlichen Theil der Philosophie ausmacht; wenn die gute Ordnung und Haushaltung in den Wissenschaften es fodert, dass der bestimmte Inhalt irgend einer Wissenschaft nicht zugleich einen wesentlichen Bestandtheil irgend einer andern Wissenschaft ausmacht; so kann eine sogenannte *theologische* Moral sich durchaus nicht mit denselben Grundsätzen und ihren Folgerungen beschäftigen, welche der *Moralphilosophie* zugehören, sondern sie muss sich vielmehr auf die historische Quelle einer historischen Kenntniss von den sittlichen Lehren der biblischen und vorzüglich der neutestamentlichen Schriftsteller einschränken, diese nach grammatischen und historischen Regeln aufsuchen, sie unter sich vergleichen, zusammenstellen und nach gewissen, ebenfalls historisch gefundenen Grundideen systemartig ordnen. Von dem Resultat der Untersuchung über Offenbarung überhaupt und der christlichen insbesondere hinge es sodann weiter ab, ob und wiefern jene historisch aufgefundenen sittlichen Lehren an und für sich und zunächst einen blos historischen Werth für die Geschichte der Menschheit hätten, oder vielleicht zu der Würde und dem Gebrauch einer *göttlich geoffenbarten* Sittenlehre, es sey zur Bestätigung oder zur Berichtigung oder Erweiterung der philosophischen Sittenlehre erhoben werden könnten. — Nach diesen Ideen ist die gegenwärtige Tugendlehre des Hn. *Stäudlin* eben so wenig, als irgend eine der bisherigen Schriften über theologische Moral ausgearbeitet, und es ist also hier eben so wenig als sonst diesem wirklichen Desiderat Genüge geleistet worden.

Unserm Vf. dies zum besondern Vorwurf zu machen, was in der That *alle* seine Vorgänger wenigstens mit gleichem Rechte trifft, würde um so unbilliger seyn, jemehr sich sein Werk in anderer Hinsicht durch viele vortreffliche Eigenschaften, und vornehmlich auch dadurch von ähnlichen früheren Werken dieser Art auszeichnet, dass der Vf. desselben jene nothwendige Trennung der Philosophie von dem Historischen wenigstens vorbereitet (m. vergl. S. 94 ff.) und die nachtheiligen Verwirrungen und schädlichen Einflüsse, die aus jener Verbindung heterogener Dinge zu Einem Ganzen zu entspringen pflegen, grossentheils eben so sorgfältig als glücklich zu vermeiden gesucht hat.

Unter die Vorzüge dieser Moral gehört zuförderst eine, durch das Bewusstseyn einer redlichen und gewissenhaften Nachforschung, über alle verächtliche Rücksichten erhabene *Freymüthigkeit,* die zwar von frivoler Paradoxensucht und auf Scandale geflissentlich ausgehender Unbescheidenheit mancher neueren Philosophanten, aber auch von heuchlerischer Bemäntelung heterodoxer Vorstellungsarten durch unbestimmte biblische oder kirchliche Formeln gleichweit entfernt ist, die überall ihren Gegenstand unpartheyisch betrachtet und das Resultat dieser Betrachtung, unverstellt, klar und kunstlos dem Leser hingiebt. Beweise dieser Denk- und Handlungsweise, welche keineswegs allen theologischen Schriftstellern so gemein ist, dass sie keiner besondern Erwähnung verdiente, liegen z. B. in dem was S. 63 ff. über natürliche und geoffenbarte Tugendlehre; S. 72 ff. über den Ursprung der Tugendlehre Jesu, und über ihren Charakter, als *geoffenbarte* Moral, ingleichen (S. 197) über die Frage gesagt wird, ob die christliche Tugendlehre sich auf irgend ein und namentlich auf welches höchstes Princip sie sich gründe, und sonst überall im ganzen Buche, wo die Untersuchung mit dem System der Kirche oder der herrschen-

schenden Schulphilosophie oder der alten Sprache und Geschichte ins Gedränge kommt. Hr. *Städlin* exegesirt nicht philosophisch, moralisirt nicht exegetisch, er treibt jedes dieser Geschäfte nach den Grundsätzen, die sich in der Natur desselben gründen, er vergleicht ehrlich und ruhig die Resultate von beiden, ohne ängstliches Bemühen, eine vollkommene Harmonie zwischen *Jesus* und den Aposteln und *Kant* und *Fichte* zu erkünsteln. Eben so weit ist er (und dies giebt seinem Buche einen *zweyten* Vorzug) von sklavischem Partheygeist für irgend eine philosophische Schule entfernt. Seine ungeheuchelte Verehrung des Kantischen Verdienstes um die Tugendlehre verhindert ihn nicht vornehmlich in der Vorrede und Einleitung zu diesem Grundrisse, gegen einzelne Erklärungen, Behauptungen, Eintheilungen und Beweise jenes ehrwürdigen Weltweisen mancherley zu erinnern, was von redlicher Wahrheitsliebe und von tiefem Studium der Sache selbst zeugt, und auch von den Schriften anderer Moralisten, z. B. von *Reinhard's* System der christl. Moral, *C. C. E. Schmid's* Moralphilosophie, *J. W. Schmid's* theologischer Moral und von *Fichte's* System der Sittenlehre vornehmlich in der Ausführung der besondern Pflichten einen selbst gedachten und zweckmäfsigen Gebrauch zu machen.

Ein *dritter* Vorzug, der diese Tugendlehre allen zukünftigen Lehrern in der christlichen Kirche empfehlungswerth macht, ist die ungemeine *Deutlichkeit*, mit welcher selbst die subtilsten philosophischen Betrachtungen darin vorgetragen sind. Denkt man sich freylich solche Leser dieses Buchs und solche Theilnehmer an akademischen Vorlesungen über dasselbe, die, wie es seyn *sollte*, die *Moralphilosophie* vorher schon, ohne alle Rücksicht auf die christliche Lehre, gründlich studirt haben; so scheint es zweckmäfsiger, wenn der Vf. die philosophischen Lehren, wo nicht ganz übergangen, doch nur kürzlich berührt und dagegen der Entwickelung *biblischer* sittlicher Begriffe und der *Geschichte theologischer Meynungen* über dieselbe mehr Raum und Fleifs gewidmet hätte. Die bekannte exegetische und theologische Gelehrsamkeit des Vfs. hätte in diesem Falle etwas sehr Vorzügliches erwarten lassen. Allein bey der gewöhnlichen Vernachlässigung jenes Studiums ist es allerdings auch verdienstlich, jenem Mangel in theologischen Lehrbüchern und Vorlesungen so gut wie möglich abzuhelfen, und es ist daher immer Dankeswerth, dass Hr. *Städlin* beides, Philosophie und Geschichte, so gut mit einander vereinigt und sie dennoch nicht vermischt, sondern in der gehörigen Reinheit und Unabhängigkeit von einander erhalten hat. Ein noch gröfseres Verdienst wird sich der Vf. durch die versprochene Herausgabe eines ähnlichen Grundrisses für die *Glaubenslehre* erwerben, die gewifs jedem Freunde der Religion und der Wissenschaft aus den Händen eines so gelehrten, selbstdenkenden und gewissenhaften Theologen um so willkommner seyn wird, je weniger sie der elenden Beschränktheit gewisser gegen Religion und Wahrheit selbst durchaus gleichgültiger, und nur für äufsere Aufrechthaltung gewisser Glaubensformeln eifrig wachsamer Politiker Genüge leisten dürfte, denen, wie man erzählt, aller Bescheidenheit und gewissenhaften Behutsamkeit ihres Vfs. ungeachtet, schon dieser Grundrifs der Tugendlehre viel zu ehrlich und unbefangen vorkam.

ERFURT, b. Keyser: *Lehrbuch der christlichen Religion* zum Gebrauch in Gymnasien und mittleren Schulen. Von M. *Christian Herrmann*, aufserordentl. Prof. d. Philos. u. s. w. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1799. 190 S. 8. (8 gr.)

Der achtungswerthe Vf. hat durch gewissenhaften Fleifs in Verbesserung dieses Lehrbuches, das Lob und den Beyfall noch mehr verdient, den es gleich bey der ersten Erscheinung (im J. 1796) erhielt, und der nach einem so kurzen Zeitraume eine zweyte Auflage desselben nöthig machte. Wenn man die mancherley Rücksichten erwägt, die der Vf. eines solchen Lehrbuches auf die mannichfaltigen Fähigkeiten und Bedürfnisse der Lehrlinge, auf die gemischte und wandelbare Denkart des Zeitalters und noch auf manche andere äufsere und zufällige Verhältnisse nehmen mufs; so darf es niemand befremden, dafs gewisse Mängel und Unvollkommenheiten sich weit leichter von einem Recensenten bemerken, als von dem Vf. vermeiden lassen. Unter den gemachten Verbesserungen bemerken wir mit Vergnügen, dafs der Vf. der Erinnerung des Rec. bey der ersten Ausgabe gemäfs, die *Sinnlichkeit* nicht mehr als die *Ursache*, sondern nur als *Veranlassung* der Sünde vorstellt, und in dem Lehrbuche selbst überall *keine Ursache* der Sünde anführt. Denn innerhalb dieser Schranken mufs sich selbst die Philosophie, geschweige denn eine populäre Lehre halten, um nicht Freyheit und Imputation zu vernichten, und der Vf. hat ganz recht, wenn er in der Vorr. S. XVIII. den nämlichen Vorwurf der Vorstellungsart einiger andern Moralisten macht, welche den *uns verliehenen* geringen Grad moralischer Stärke, für den letzten Grund der Sünde, des Mifsbrauchs unsrer Freyheit und der Nachgiebigkeit gegen unmoralische Maximen erklären wollten; denn dadurch würde allerdings die Sünde so wie die Tugend *aus der Einrichtung unserer Natur*, als ihrer Naturursache, mithin aus etwas, das uns *verliehen* und gegeben, nicht aber unser eigenes Werk ist, erklärt; welches die Moralität vernichtet. Da übrigens manche Unvollkommenheit dieses Lehrbuches als eine unvermeidliche Folge seiner nächsten Bestimmung für den Gebrauch in verschiedenen Classen der Lehrlinge zu betrachten ist; so verdient das in der Vorrede angekündigte Unternehmen des Vfs. noch ein anderes Lehrbuch der Religion *in vier verschiedenen Cursus* auszuarbeiten, alle Aufmunterung.

SCHÖNE KÜNSTE.

Camburg, b. Hofmann u. Comp.: *Das Verhängniss, ein spanischer Roman, von Eugenius. Erstes Bändchen.* 1798. 224 S. 8. (16 gr.)

Wer den spanischen Rittern, Fräulein, Einsiedlern, Pfaffen u. s. w., die in diesem Romane ihr Wesen treiben, ein wenig näher ins Auge sieht, wird unter dem spanischen Wamse und Mantel, ohne Mühe seine lieben deutschen Landsleute erkennen, mit denselben Physiognomien ihrer Denk- und Handelsweise, wie sie die Ritterromane unsers Vaterlandes schon zu hunderten erschaffen haben. Unter diesem Costum glauben sie wahrscheinlich mit besserm Erfolg vor dem deutschen Publicum auftreten zu können, und ihre Liebesklagen, Pfaffenkabalen, Kerkergreuel und was sonst zu solchen Gerichten gehört, ihm schmackhafter zu machen. Alles kömmt hierbey freylich auf den Gaumen an: der unsrige verlangt nach dieser losen Speise schon da nicht, wenn sie noch frisch ist — wieviel weniger, wenn sie blos aufgewärmt erscheint? und in der That ist sie nicht neuer, als die Helden selbst, ihr Thun und Beginnen! — Fernando de Bruna liebt Camilla de Unabrocca, und sie ihn. Allein Rodriguez de Ettrora, (wie wenig klingen schon diese Namen ächt spanisch?) geld- und ahnenreicher als jener und darum von ihrem Vater begünstigt, macht ihm die Erlangung ihrer Hand streitig und der *entscheidende* Augenblick, wo Rodriguez und Camilla ein Paar werden sollen, steht schon bevor, als ein vormaliger Bandit, welcher als Eremit seine Sünden abbüsst und zu welchem Fernando sich verirrt, sich ins Mittel schlägt und, indem er seine mannichfaltigen Vergehungen gegen das Haus Bruna wieder gut zu machen sucht, nach verschiedenen Verkleidungen, Geistererscheinungen und andern Künsten der Art, dem alten Juan de Unabrocca seinen künftigen Schwiegersohn in seiner wahren verworfenen Gestalt, als Wollüstling, Meuchelmörder u. s. w. kennen lehrt, und ihn auch ferner bestimmt, Camillen an Fernando zu geben! Der zurückgesetzte Rodriguez verbindet sich nun mit dem Prior eines benachbarten Klosters und durch die Unterstützung desselben wird Camilla entführt und Fernando, um sie zu suchen, nach Italien geschickt; von dort kehrt er freylich unverrichteter Sache zurück, setzt seine Nachforschungen in der Nähe fort, wobey er in der Meynung auf einem von Rodriguez Schlössern seine Camilla zu finden und zu befreyen, eine ganz fremde Person erlöst. — So weit der erste Band: und nun fragen wir: liegt nicht ein ähnlicher Cannevas schon hundert Romanen dieser Classe zum Grunde? — Die Episoden, welche wir übergehen, sind eben so wenig ohne ihre Parallelen. — Bey diesem Charakter, welchen das Ganze trägt, hätten wir freylich sehr Unrecht, uns zu wundern, dass die Helden des Stücks so ganz unselbstständige Wesen sind, nie aus sich selbst etwas beginnen, alles nur durch fremden Antrieb und Eingebung thun, und dass so die Personen, auf welchen die Maschinerie der Dichtung beruhen sollte, wie z. B. der Eremit, geradezu an die Hauptstellen treten. — Auch die Sprache ist nicht besser, als man sie bey solchen Kaufarbeiten sonst gewohnt ist. Die Verstosse gegen ihre Richtigkeit mögen indessen, da sie nur einzeln vorkommen, als Druckfehler gelten, die ziemlich häufig sind. — Von der Poesie, die der Vf. zum Glück nur selten einstreut, geben wir noch eine Probe:

> O mein Fernando, du Geliebter,
> Leidest sicher gleichen Schmerz, wie ich!
> Wir beiden Glücklichen — verübter
> Ach so arger Bosheit Opfer! wir!
>
> Aber wüsstest du, Fernando! Trautet!
> Wo du die Leidende — mich suchtest!
> O Schmerz! — die wir so innig, lauter
> Uns liebten! — dass wir so leiden!

Altona, b. Hammerich: *Taschenbuch für weisen und frohen Lebensgenuss*, von *A. Lindemann.* Mit Kupfern von D. *Chodowiecki*, *Bolt*, *Küffner* u. a. Mit Liedern und Tänzen. 1800. 206 S. 12. (1 Rthl. 8 gr.)

Hier findet der Leser, ausser dem gewöhnlichen Kalender: Sieben Kupfer, nebst beygefügten Erklärungen, eine prosaische Erzählung, dreyzehn Gedichte und acht Notenblätter. Die Kupfer sind, bis auf die gänzlich verunglückte Scene aus der *Pupille von Dusch*, ihrer Meister nicht unwerth. Besonders gefiel uns, wegen der vorzüglichen Eleganz und Reinigkeit des Grabstichels, das Blatt von *Küffner* mit einer Scene aus der Erzählung *Fritz Kronthal* oder *das glückliche Alter*. Dieser Erzählung, welche den grössten Theil des Taschenbuchs einnimmt, fehlt es keinesweges an Interesse. Das Ganze wird durch den milden Geist der Humanität belebt und hat, kleine Nachlässigkeiten des Stils und einige allzu wortreiche Tiraden abgerechnet, eine leichte und gefällige Darstellung. Das altdeutsche Mährchen *Caspar Gottvertrau*, welches die bekannte Sage von einem Küchenjungen, der sein Glück durch eine Katze machte, naiv und angenehm vorträgt, hat uns unter den Gedichten die meiste Befriedigung gewährt. Auch die übrigen sind nicht ohne glückliche Stellen, welche jedoch nicht selten durch falsche Reime: *Zweige* — *Leiche* — *Grösse* — *Getöse* — *Friede* — *Gebiete* — oder durch schleppende Verse:

> Die erste Schwalbe hier —
> Die Laute in der Hand —
> Kommt, Genügsame, ihr alle —

oder durch Sprachunrichtigkeiten

> Neidet nicht den Lorbeerkranz *dem Held* —
> Er muss den Menschen ob *dem Held* vergessen —

oder durch Härten

> Und nimmer wird mein *Aug' sie* finden —
> *Der Rückerinnrung* hohes Glück —

unan-

unangenehm unterbrochen werden. Das pleonastische Wort *Rückerinnerung* gemahnt Rec. wie *Vorhoffnung*.

* * *

JENA u. LEIPZIG, b. Frommann: *Neues Magazin für Prediger.* Herausgegeben von D. *W. A. Teller.* VIII. Bd. II. St. 1799. 328 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 366.)

CASSEL, in d. Hampeschen Buchdruckerey: *Kurze Beschreibung von Weissenstein bey Cassel.* Mit 2 Kupfern. 2te verm. u. verbess. Aufl. 1797. 44 S. 8. (6 gr.)

SCHWERIN u. WISMAR, in d. Bödnerischen Buchh.: *Ueber die nächstkommenden vierzig Jahre. Ueber das Pabstthum und über Aegypten, nebst einigen damit in Verbindung stehenden Fingblättern*, von *Ch. G. Thube.* 3te Aufl. 1798. 100 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 363.)

AUGSBURG, b. Riegers S.: *Lauretanische Litaney, zum Lobe und zur Ehre der allerheiligsten und unbefleckten Jungfrau Maria durch biblische Sinnbilder in 57 Kupferstichen vorgestellt, mit kurzen Betrachtungen und Gebeten erklärt*, von *F. X. Dornn.* 6te verbess. u. mit dem Kern täglicher Andachten vermehrte Aufl. 1798. 124 S. 8. (4 gr.) (Die erste Aufl. erschien 1783.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: *Sollte die Einführung einer allgemeinen Beichthandlung bey den hamburgischen lutherischen Gemeinen nicht rathsam und möglich seyn?* 1799. 31 S. 8. Eine mit vieler Sachkenntnifs, Einsicht, Wärme für das ächte praktische Christenthum und Zweckmäfsigkeit verfasste kleine Schrift, die dem ungenannten Vf., wer er auch sey, wahre Ehre macht, und die ihres Zwecks nicht ganz verfehlen wird, wenn sie nur von denen, die da helfen können, mit einiger Achtung für die Würde des Zwecks der Religion und der Geistlichkeit selbst gelesen wird. Da es nun weltbekannt ist, dafs unter den hamburgischen Patrioten ein hoher Sinn für alles Wahre, Gute und Nützliche herrscht, wovon die rühmlichsten Proben zu Tage liegen, und da man mit Recht voraussetzen darf, dafs die Vorsteher des hamburgischen Kirchenwesens, denen diese inhaltsreiche kleine Schrift zur Prüfung vorgelegt ist, zu diesen Patrioten gehören; so darf man auch sicher hoffen, dafs die gewünschte Veränderung, wo nur irgend möglich, wirklich eintreten wird, und so eröffnet sich zugleich eine schöne Aussicht für die neue Begründung einer vernünftigen Religiosität zu Hamburg, welche um so nöthiger scheint, da auch hier nach der Versicherung des Vfs. eine Kälte gegen die Mittel, wodurch die Religiosität aufrecht erhalten werden soll, nur zu sichtbar wird. Die ganze Schrift drehet sich um zwey Hauptpuncte, um die Nothwendigkeit oder das Zeitbedürfnifs der Einführung einer allgemeinen Beichte zu Hamburg, und dann um die Möglichkeit dieser Einführung. Bey dem ersten Puncte wird die gegenwärtige Lage der Sachen geschildert, und zwar mit einem so richtigen Blicke, so psychologischen Scharfsinne, und so genauer Kenntnifs des Locals, dafs sich jedem Wohldenkenden das Resultat von selbst aufdringen mufs — unmöglich kann dieser Zustand der Dinge in unsern Zeiten länger zu Hamburg fortdauern, ohne dafs der Zweck der Religion und die Würde ihrer Diener selbst gefährdet wird! Der alte Mechanismus mit der Privatbeichte in den Beichtstühlen mufs zu unsern Zeiten höchst anstöfsig werden, weil die alte Einfalt des Geistes und der Sitten fehlt, welche sonst keinen Anstofs daran nahm, und überdem hat diese Privatbeichte für grofse volkreiche Städte im Allgemeinen nie ganz passen wollen, sondern es haben sich von jeher anstöfsige Auftritte, Vordrängungen und sogar Streitigkeiten dabey gezeigt, wodurch der Zweck dieser religiösen Handlung ganz verloren gehen mufste. Rec. hat das Local von Hamburg in dieser Hinsicht nie so genau gekannt, als er es hier bezeichnet findet: allein das Anstöfsige bey der Privatbeichte in grofsen bevölkerten Städten, hat er längst gekannt, und findet eben deswegen die Schilderung des Vfs. um so viel treffender. Abgesehen von der allgemeinen Anstöfsigkeit der Privatbeichte, die allenthalben herrscht, dafs das Beichten in ein gedankenloses Formelwesen ausartet, wobey der Beichtende blos der Absolution harret, die beym Volke zu einem wahren Ablasse wird (eine schreckliche Sache für die Moralität desselben!); so leidet die Zweckmäfsigkeit noch weit mehr zu Hamburg durch die wenige Bekanntschaft oder gänzliche Unbekanntschaft des *Beichtvaters* mit seinen Beichtkindern, durch das *Hinzudrängen zu* dem Beichtstuhle und das Eindringen in denselben nach langem Warten, so wie durch die Anhäufung, so viel der Beichtstuhl fassen kann, weil der Geistliche sonst gar nicht fertig werden könnte, und die Wartenden vor Ungeduld vergehen würden. Es ist also in dieser Hinsicht schon keine eigentliche Privatbeichte mehr vorhanden, die nur bey Einzelnen im Beichtstuhle statt finden und zweckmäfsig werden kann. Reflectirt man ferner psychologisch auf das menschliche Gemüth; so ist es gar nicht möglich, dafs bey dem stundenlangen Warten auf den Beichtstuhl die Andacht erhalten werden kann, am wenigsten bey Leuten, die ihre bestimmten Geschäfte haben, und natürlicherweise in Unruhe und Mifsmuth versetzt werden müssen. Daher das Drängen zum Eintritt in den Beichtstuhl, das Mifsvergnügen auf den Gesichtern derer, die noch zurück geblieben sind, und die dadurch entstehende ängstliche Gefangenschaft in dem Beichtstuhle selbst. Daher endlich das Einlassen durch die unrechte Thür, um die Presshaften schneller zu expediren; welches aber den übrigen Wartenden nicht immer verborgen bleiben kann. Das sind lauter Unbequemlichkeiten, welche die Privatbeichte in Hamburg nicht nur völlig unzweckmäfsig, sondern auch höchst anstöfsig und skandalös machen. Ueber die Nothwendigkeit der Einführung einer allgemeinen Beichte, wird also jeder Wohldenkende mit dem Vf. einverstanden seyn (besonders wenn dabey die Privatbeichte frey bleibt, wie sie nach den ächten protestantischen Grundsätzen bleiben mufs) und man wird diese Einführung sogar für *Pflicht* halten. Dagegen wird die Stimme über die Möglichkeit getheilt seyn, wenn gleich der Vf. auch diese gezeigt und die meisten Schwierigkeiten sehr glücklich beseitigt hat. Die Hauptschwierigkeit wird immer das Surrogat für das Beichtgeld bleiben. Sollte dieses nicht auszumitteln seyn, welches jedoch in Hamburg kaum zu erwarten ist; so müfste man sich damit zu helfen suchen, dafs das Beichtgeld nach der Beichtrede vor dem Altare durch einen Umgang auf denselben gelegt würde. Endlich müfste die schädliche Absolution in eine blofse Segnung verwandelt werden, zum Gewinn für die Sittlichkeit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. April 1800.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Theoretisch-praktischer Commentar über die Pandecten* nach Anleitung des *Hellfeldischen Lehrbuchs von Christian Heinrich Gottlieb Köchy*, der Weltweisheit und der Rechte Doctor. *Ersten Theils, erste Abtheilung.* 1796. *zweyte Abtheilung.* 1799. zusammen 688 S. 4.

Dieser Commentar, dessen ersten Theils zweyte Abtheilung mit dem Titel *de transactionibus* beschliesst, besteht grösstentheils in Auszügen aus *Glück's Erläuterung der Pandecten nach Hellfeld*, *Höpfner's* Commentar, und einigen andern neuern Werken über das Civilrecht. Vorzüglich aber ist es die *erstere*, welche hier etwas abgekürzt wieder gegeben wird. Der Vf. hat dies zwar selbst nicht angezeigt, auch seinen Vorgänger da, wo er ihm wörtlich, bis auf kleine Abänderungen im Ausdruck gefolgt ist, häufig nicht genannt. Doch ist das eine Sache, die seit einiger Zeit besonders auch unter juristischen Schriftstellern ziemlich Mode wird. Man glaubt sich schon gegen alle Vorwürfe des literarischen Plagiums völlig gesichert, wenn man gewisse Bücher, die vorzüglich genutzt worden, beyläufig nur einige Male anführt, dann aber ganze Seiten daraus abschreibt, und diese sich zueignet, ohne es weiter zu bemerken, dass es wörtlich eingerückte Stellen aus andern Büchern und Schriften sind. So macht es der Vf. des *Handbuchs des bürgerlichen Rechts*, und der *theoretisch-praktischen Erläuterung der Pandecten*, in welcher letztern unter andern nach und nach der ganze *Höpfner'sche* Commentar vorkommen wird, so treiben es in der That bisweilen auch, wenn man unpartheyisch die Wahrheit sagen darf, die Hn. *Danz* und *Glück*, deren entschiedene Verdienste um die Rechtswissenschaft man sonst nicht verkennen wird, *jener* in seinem Handbuche des deutschen Rechts, *dieser* in seinem Pandecten-Commentar, und so verfährt auch unser Vf. in dem Werke, welches wir anzuzeigen haben. Nur darin zeichnet er sich besonders aus, dass er da, wo er von seinen Vorgängern abgehen, ihre Begriffe und Grundsätze berichtigen zu müssen glaubt, zur Dankbarkeit einen ziemlich rauhen Ton annimmt, wie er dann überhaupt gegen andere Gelehrte, deren Meynungen gerade nicht die seinigen sind, sich allerhand unartige Ausdrücke erlaubt, die den Leser an jene uncivilisirten Civilisten erinnern, denen der Vf. doch wohl nicht gern beygezählt seyn möchte. Bey der Strenge, womit er gegen Andere, die es ihm nicht recht machen, verfährt, darf er selbst desto weniger auf eine nachsichtige Kritik Anspruch machen, und wir hätten allerdings Gelegenheit, manches zu erinnern, wenn es darauf ankäme, einzelne Stellen hier genauer durchzugehen. — Bey der Frage vom heutigen Gebrauch der Prorogation der Gerichtsbarkeit, heisst es, nachdem der Vf. eine Reihe verschiedener Meynungen der Rechtsgelehrten angeführt hatte: „Auf eine ausführliche Untersuchung dieser eben so schweren, als wichtigen Materie kann „ich mich hier nicht einlassen, ich begnüge mich vielmehr, die verschiedenen nach und nach zum Vorschein gekommenen *Hypothesen* (?) der Rechtslehrer „zur weitern Prüfung meinen Lesern vorgelegt zu „haben.“ So kurz sollte man sich nun nicht aus dem Handel ziehen, wenn man es einmal übernommen hat, einen Pandecten-Commentar zu liefern, und zwar nach Anleitung einer *jurisprudentia forensis*, wo die genaue Bestimmung der Anwendbarkeit des römischen Rechts in deutschen Gerichten zur Hauptsache gehört, und wo man sich um so mehr angelegen seyn lassen sollte, diesen Punct immer aus *ächten Gründen* zu deduciren, da sich gerade hier im Systeme des gemeinen Privatrechts noch eine so beträchtliche Lücke findet, die für die Rechtspflege selbst nicht anders, als von sehr nachtheiligen Folgen seyn kann. Es giebt freylich über die Ausbildung unserer positiven Rechtswissenschaft eben keine günstige Vorstellung, dass bey einem solchen Hauptpuncte noch so viel zu thun übrig ist, und dass man Jahrhunderte hindurch römisches Recht in Deutschland gelehrt und angewandt hat, und doch über die wahren Grenzen dieses Gebrauchs noch so wenig aufs Reine ist. Die Lehrbücher, welche *jurisprudentiam romano-germanicam* ankündigen, lassen die Frage vom heutigen Gebrauch des römischen Rechts sehr häufig da, wo viel darüber zu sagen wäre, ganz unberührt, und was sie noch darüber enthalten, ist oft so wenig auf eine gründliche Darstellung der Sache berechnet, dass es kaum der Stelle in einem Systeme werth ist. Diesem Mangel sollten daher unsere Commentatoren abzuhelfen, und eben dadurch die, dem Ganzen so äusserst nachtheilige Ungewissheit der Entscheidungsnormen, in vorkommenden Rechtssachen zu vermindern suchen. Dass die Autorität der Rechtsgelehrten hier nichts beweise, und das liebe: *sed hodie secus*, womit die Rechtsbücher den Leser abfertigen, so viel als nichts gesagt sey, dass das Berufen auf Praxis keine Stelle der Gründe vertreten könne, versteht sich von selbst, und gleichwohl findet man doch diese Sprache so häufig selbst da, wo man sie nicht vermuthen sollte z. B. wie es hier S. 321. heisst: „es „be-

„bezeugt auch *von Quistorp*, dass hier insonderheit „nach dem Gerichtsgebrauche bey den Protestanten „die Anwendung des römischen Rechts keinem Zweifel unterworfen sey." Wozu können dergleichen Berufungen in einem wissenschaftlichen Vortrage nützen? Wenn die Anwendung des römischen Rechts nichts weiter als dergleichen Zeugnisse vor sich hat; so sieht es mit derselben sehr misslich aus. *Von Quistorp* kann nichts weiter bezeugen, als was er selbst erfahren hat; wie unbedeutend wird also die Praxis, die man allenfalls auf sein Zeugnifs annehmen kann, sobald von einer allgemeinen Verfahrungsart aller protestantischen Gerichte die Rede ist! Ueberhaupt ist der Gerichtsgebrauch blofs factisch, man weiss durch den besten und vollständigsten Beweis desselben doch immer nichts mehr als dass etwas geschieht, oder nicht geschieht. Eine ganz andere Frage aber ist es, ob es geschehen oder unterbleiben *sollte?* Diese muss mit Rechtsgründen beantwortet werden, und das erwartet man eigentlich in einem wissenschaftlichen Vortrage des Rechts. Allerdings kann und soll in Lehrbüchern und Commentarien des Gerichtsgebrauchs Erwähnung geschehen, aber zugleich mit Anführung der Gründe, welche sich für und wider ihn sagen lassen, nicht aber als eine an sich schon gültige Entscheidungsnorm, welche blofs durch sich selbst gerechtfertigt würde. Nichts kann unrichtiger und schädlicher seyn, als wenn die Anfänger verleitet werden, mit den Worten Praxis und Gerichtsgebrauch den Begriff eines Gewohnheitsrechtes zu verbinden. — Bey dem Unterschiede des *merum* und *mixtum imperium* ist die feine Bemerkung *Bach's* in seiner unpartheyischen Kritik III. 175. ganz übergangen. — Der Ausdruck hätte hin und wieder wohl einige Sorgfalt mehr erfodert, obgleich der Vf. dies bey andern Rechtsgelehrten z. B. *Runde* und *Claproth*, sehr scharf zu rügen weiss. S. 319. heifst es: „bey dem allen wird über die Frage etc. unter den „Rechtsgelehrten *ausnehmend* gestritten, *indem sie von* „*einigen verneinet, von andern bejahet wird.*" Dies ist wohl sehr natürlich, wenn die Frage ausnehmend streitig seyn soll. Wir wollen durch diese Erinnerungen dem Vf. keinesweges allen Beruf, die Pandecten zu commentiren, absprechen; aber verargen wird er es uns nicht, dass wir ihn auf die Foderungen, wozu eine solche Unternehmung berechtiget, etwas aufmerksam zu machen suchen. Dass man übrigens angefangen hat, die seit einiger Zeit über das Hellfeldische Lehrbuch angelegten Commentare Theilweise, so wie der Vorrath des Manuscripts es zulässt, zum Druck zu befördern, und dass kein Vf. die Geduld hat, sein Werk vor der Erscheinung ins Publicum ganz zu vollenden, ist eine sehr üble Gewohnheit, und zuverlässig dem Ganzen, wenn auch einer es bis dahin bringen sollte, äusserst nachtheilig, da es zumal bey der Pandecten-Ordnung unvermeidlich bleibt, dass in den ersten Theilen beyläufig schon manches zu berühren ist, wovon die vollständige Erörterung erst weiterhin an die Reihe kommt. Dies wird nun zuverlässig jeden Vf. bey jener Art zu arbeiten in die Verlegenheit setzen, dass er beym weitern Fortrücken des Werks vieles von dem in den ersten Theilen gesagten wieder wegwünschen möchte, wie das z. B. Hn. *Glück*, und unserm Vf. welche *statuto de pactis* in der über ein Darlehn ausgestellten Handschrift, und in dem Empfangschein des Heyrathsguthes, wenn beide ein gewisses Alter erreicht haben, einen Literalcontract annehmen, vermuthlich begegnen wird, wenn sie einmal in der Folge zu einer genauern Prüfung dieser Materien kommen werden. Dass auch bey jener gleichsam Heftweisen Lieferung von Zeit zu Zeit eine gewisse Uebereilung statt finden müsse, wenn es darauf ankommt, die bestimmte Anzahl Bogen zur bevorstehenden Messe zu befördern, dürfen wir wohl kaum noch erinnern, wie denn auch die Erfahrung davon schon Beweise giebt, so langsam auch übrigens diese angefangenen Werke meistens nur fortrücken.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BRESLAU, HIRSCHBERG und LISSA, b. Korn d. ä.: *Abhandlungen der Londner Königlichen Gesellschaft zur Rettung Verunglückter und Scheintodter, vom Jahr 1774 bis 1784 nebst Zusätzen vom Jahre 1794 enthaltend vermischte Bemerkungen über den Scheintod* herausgegeben von *W. Hawes* M. D. Senior der Krankenhäuser zu Surry und London. *Erster Band.* Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Dr. *Christian August Struve*, Arzt zu Görlitz. 1798. XXII. und 310 S. gr. 8.

Die Urschrift: *Transactions of the royal humane Society* etc. ist A. L. Z. 1798. Nr. 361. und 362. umständlich angezeigt worden, es ist also überflüssig, bey der Anzeige dieser Uebersetzung derselben, den Inhalt noch einmal anzugeben, und Rec. schränkt sich hier blofs auf die Individualität der Uebersetzung ein. In seiner Vorrede sagt der Uebersetzer, er schätze sich glücklich, (?) dieses Werk von der Humanitäts-Societät unmittelbar erhalten zu haben, und wage, um sich eines so schätzbaren Geschenkes würdig zu machen, eine deutsche Uebersetzung, in der Absicht etwas zur Beförderung des menschenfreundlichen Plans der Societät beyzutragen; um aber das Buch für den Käufer nicht zu sehr anzuschwellen, sey bey der deutschen Bearbeitung, eine Auswahl nöthig gewesen, er habe daher manche Declamationen, und manche für uns unbedeutende Nachrichten, die sich auf das Locale beziehen, und solche Fälle, die blofs als Notizen für die Societät anzusehen sind, weggelassen, aber auch, so viel möglich (?) nichts Interessantes übergangen; er hielt es auch für Pflicht (?) einige *Anmerkungen* beyzufügen, besonders war ihm die Vergleichung der wirklichen Ausführung mit der in seinem *Versuche über die Kunst Scheintodte zu beleben* aufgestellten Theorie sehr angenehm, und um die Leser zu entschädigen, dass er bey seinem Buch diese *Transactions* etc. nicht schon benutzen konnte, hat er

an diese Ueberſetzung derſelben, mit jenem Werkchen in eine genaue (?) Verbindung geſetzt, und ſich in den hinzugefügten Bemerkungen darauf bezogen. Rec. braucht alſo hier nur ſeine Meynung über die vom Ueberſetzer getroffene Auswahl, über die Treue und Güte der Verdeutſchung, und über den Inhalt und Nutzen der Anmerkungen zu ſagen. Warum mag der Ueberſetzer die erſte Seite der *Einleitung* im Original in der Verdeutſchung vom Ganzen getrennt, und ſie nebſt des engliſchen Herausgebers *Anzeige (advertiſſment)* vor ſeine Vorrede geſetzt haben? Der in der Urſchrift befindliche Vorbericht zu *Harriſon's erſter Jahresrede*, und die *kurzen Auszüge aus derſelben* ſind in der Ueberſetzung weggelaſſen, Rec. würde ſie als ein treffendes und angenehmes Bild von den ſchnellen und heilſamen Fortſchritten der Societät beybehalten, und dagegen lieber die kurze Ueberſicht von *Cullen's* und *J. Hunter's* Meynungen weggelaſſen haben, weil dieſe Aufſätze beider berühmten Männer (*Cullen's* an den vom Ueberſetzer ſelbſt angeführten Orten und *Hunter's* in der *Sammlung für praktiſche Aerzte* B. IV.) ſchon längſt in Deutſchland bekannt ſind. Rec. erinnert überhaupt, daſs in der Ueberſetzung auch viele im Original mitgetheilte *Rettungsgeſchichten* übergangen ſind, zwar vermiſst er keine ſehr wichtige, allein da ſchon die Urſchrift nur eine Auswahl aus den, in den *Reports* etc. mitgetheilten Fällen enthält, ſo hätte doch wohl der Ueberſetzer für *Hawe's* Gründe zur in der Urſchrift gemachten Wahl, die Achtung haben, und nicht noch einen engern Ausſchuſs machen ſollen, zumal da dadurch kaum einige Bogen erſpart worden, und doch jeder Fall wenigſtens in Rückſicht der Zeit, ehe die Rettungsmittel angewendet wurden, und binnen welcher ſie wirkten, und viele auch wegen mancher kleinen Umſtände bemerkungswürdig ſind. Hingegen billigt Rec. ſehr daſs Hr. St. *Grens* u. a. *Gedichte* weggelaſſen, auch hätte er bey *Hunter* über *die Ungewiſsheit der Kennzeichen der Ermordung unehlicher Kinder*, nur auf B. XI. S. 193. der *Sammlung für praktiſche Aerzte* verweiſen können, wo dieſer Aufſatz, der ohnehin hieher nicht ſo recht gehört, ſchon umſtändlicher eingerückt iſt. Da in den *Zuſätzen* einige andere kleine Notizen, Briefe u. d. gl. angeführt ſind: ſo konnte der Ueberſetzer leicht auch noch, den Brief unſers *Zarda* an den Lord *Stamford*, Präſidenten der Societät, den Brief von *Ruſſel* aus Boſton, an Dr. *Lettſom*, die Bemerkungen über den Nutzen der Preismedaillen, über die Branchotomie, wie auch die menſchenfreundlichen Warnungen (*humane Cautions*) mitnehmen, alles dies charakteriſirt doch den Geiſt der *Humane Society*, und des Mannes, der ſo viele Verdienſte um ſie hat, des Herausgebers dieſer Verhandlungen etc. des edlen *Hawe's!* Zur Beurtheilung der Treue und Güte der Ueberſetzung, will Rec. nur einige Stellen anführen, welche er leicht vermehren könnte, wenn es der Raum zulieſse: S. 9. ſo läſst ſich doch Seneca's weiſe Bemerkung *ſo wohl auf dies* (gegenwärtige Zeitalter) *als auf jene* (folgenden Zeitalter) anwenden: *Seneca's wiſe obſervation is to this and will be to them, equally applicable, as to that wherein he made it;* alſo: ſo läſst ſich S. W. B. *doch auf das, und wird ſich auch auf dies, eben ſowohl* anwenden laſſen, *als auf jenes, worin er ſie machte.* S. 23. iſt *Milan* wieder Milan ſtatt *Meyland* überſetzt. S. 25. *die Societät unternimmt die von ihr angegebene Behandlungsart Verunglückter, ſo viel nur möglich zu verbreiten, ſo wie ſolche für die Wiederherſtellung des Lebens von der gröſsten Wichtigkeit iſt: the Society has undertaken to publiſh their modes of treatment, in as extenſive a manner as poſſible, as the proper method of treating perſons, is of the utmoſt importance to return of life;* alſo: die Societät beförderte, daſs ihre Wiederbelebungsmethode, ſo umſtändlich als möglich bekannt gemacht wurde, weil eine gehörige Behandlungsart für die Wiederkehr ins Leben von der äuſserſten Wichtigkeit iſt. S. 26. Sie ertheilt *Gaſtwirthen* etc. — die Summe von einer Guinee und *hält ſie dadurch* im Fall des Miſslingens, in Rückſicht der Begräbniſskoſten ſchadlos, — *give to any publican* etc. *the ſumm of one Guinea; and* a l ſ o *to ſecure them* etc. Sie ertheilt den Zolleinnehmern etc. die Summe von einer Guinee und hält ſie **auch** etc. S. 32. Vor dem Daſeyn dieſes Inſtituts würde *man ſolches als die letzte Zuſlucht aller Menſchen bezeichnet haben: previous to the exiſtence of this inſtitution, ſuch would have been conſigned, to the final receptacle of all human beings;* alſo: vor dem Daſeyn dieſes Inſtituts *würde man ſolche* (Perſonen) *dem letztem Behälter aller Menſchen* (dem Sarg) *anvertrauet haben.* S. 37. *Man ſagte mir, er ſey auf einer Sandbank in einer beträchtlichen Entfernung gefunden worden, von da er herausgezogen wurde: I was informed,* t h a t h i s h a t *was found* o n t h e b a n k, *a conſiderable diſtance from where he was taken up;* alſo: man ſagte mir, *ſein Hut ſey an dem Ufer*, in einer beträchtlichen Entfernung von der Stelle gefunden worden, wo man ihn herausgezogen habe; Ebend. *aber ſchwerlich läſst ſichs denken, daſs er ohne eigne noch übriggebliebene Kraft geſchwommen ſey: as it is hardly to be ſuppoſed, that he floated, while any power of action remained;* alſo: da es kaum glaublich iſt, daſs er, ſo lange noch Kraft ſich zu bewegen übrig war, geſchwommen haben ſollte. Ebend. *der Knabe war unterm Waſſer, und ſteckte mit dem Kopf tief im Schlamm. Es verging eine halbe Stunde und volle 40 Minuten, ehe ich ihn ſah: The boy had been in the water (with his head ſtuck faſt in the mud) a Quarter of an hour, and fully forthy Minutes were loſt, before I ſaw him;* alſo: der Knabe hatte eine Viertelſtunde im Waſſer (mit ſeinem Kopf tief im Schlamm) gelegen, und es verfloſſen noch volle 40 Minuten, ehe ich etc. S. 204. *Die Directoren hatten erfahren, daſs eine Menge armer Leute an den Geländern und unten an der Brücke arbeiteten:* man: *The Directors — — that a number of expert divers worked on the quays and in the veſſels below bridge, it was;* alſo: Die Directoren — — daſs eine Anzahl erfahrner Taucher an den Kayen und auf den Fahrzeugen unter der Brücke in Arbeit waren. Rec. ſind dieſe Ueberſetzungsfehler, bloſs bey einer durchblätternden

den Vergleichung aufgestossen, er könnte viel mehr angeben, zumal wenn er sorgsam und ernstlich darnach suchen wollte, aber ihm dünkt dass die angeführten zur Beurtheilung hinreichen. Des Uebersetzers Anmerkungen sind meistens unbedeutend und lehren nichts neues: jedoch enthalten sie auch nichts falsches, es sey denn die Erklärung, gegen der Erfahrung und *Hawe's* Ausspruch, über den Nutzen der Tobaksrauchklystiere, den der Uebersetzer sehr herabsetzt; Rec. wünscht, er hätte hierauch auf *Scherf's* Anmerkungen zu *Hawe's* Aufsatz in den *Beyträgen zum Archiv der medicinischen Polizey* B. VI. *Samml.* 2. S. 38. u. f. Rücksicht genommen, und sein Urtheil über sie gesagt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Germanien (Hamburg), 1798.: *Neueste Staatsanzeigen*, gesammelt und herausgegeben von Freunden der Publicität und der Staatskunde. *IVter Band.* IV. Stück. S. 409—544. *Vter Band.* I. bis IV. Stück. XVII—XXstes Heft. S. 1—544. *VIter Band.* Istes Stück. S. 545—678. 1799. 8. (jedes Stück 10 gr.)

Seit der Anzeige des bisherigen Inhalts in der A. L. Z. 1797. Nr. 258. und 1799. Nr. 69. hat diese periodische Schrift zwar in Ansehung des Verlags, der Redactionsmethode, und der Erscheinungsfristen Veränderungen erlitten, aber ohne deshalb ihren Plan und Geist umzumodeln. Solche beschränken sich darauf, dass statt Hn. Mutzenbecher die *Villaumesche* Buchhandlung in Hamburg den Verlag übernommen, dass statt der unbestimmten Zeitfolge jetzt monatliche Hefte von 8 bis 9 Bogen herausgegeben werden, und dass statt der Uebersicht der Redaction von *mehreren* solche jetzt nur *Einem* der anonymen Mitarbeiter zusteht, wodurch die Schreibart weniger buntscheckig geworden.

Die populäre oder wie sie gern genannt wird, die demokratische Tendenz dieser Zeitschrift, wird bey den vorliegenden Heften vorzüglich in der Aufnahme eines zu Strasburg 1799. 8. auch besonders gedruckten Abrisses der *geheimen Polizey zu Wien* gefunden werden, der den grösten Theil von drey Heften, IV. 4. und V. 1. 2. einnimmt. In so fern als ein Franzose der sich zu Wien bis zu der Bernadottischen Periode aufgehalten als Verfasser dieser Schrift angegeben wird, kann man das leidenschaftliche, unbewiesene und übertriebene wegen der vielen interessanten Aufklärungen und Schilderungen wohl verzeihen, mit welchen das Ganze durchwebt ist. Insbesondere haben die biographischen Fragmente über *Pergen*, *Saurau*, *Migazzi*, *Thugut* und über die Schriftsteller: *Hofmann*, *Haschka*, *Hoffstätter*, *Alxinger* und *Blumauer*, bey denen hier eben nicht die *gelehrte* Seite berührt wird, für den grösten Theil der Leser viel Anziehendes. Indessen wird jeder einigermassen Unbefangene wegen der obigen Erinnerungen sie doch immer mit historischem Skepticismus lesen.

Gleichartiger Tendenz, wie diese Abhandlung, sind die Geschichten politischer Märtyrer, die man hier nicht bloss von Deutschland, wie z. B. in V. 3. die von *Heinzmann* und *Oelsner*, und in VI. 1. die von *Brabeck*, sondern auch aus England und Pohlen, wie in VI. 1. die von *Napper Tandy* und *Kollontay*, antrifft. Selbst mit der grösten Vorliebe für Publicität wird man endlich die *freymüthige Charakteristik des regierenden Herzogs von Würtenberg* im V. Bande 3tes Stück zu *frey* finden, ob sie gleich von hieraus in *die Bayreuther Reichs- und Staatszeitung* aufgenommen wurde.

Zur Special-Statistik, und zur Kunde der innern Landes-Administrationen findet man auch ferner nützliche Beyträge, z. B. vom Stift *Bamberg*, IV. 4. und V. 3. 4. und von der *Batavischen Republik* in V. 2. 3. und VI. 1. S. 562. 585. und 595.; jedoch scheint in Ansehung dieser beiden Staaten das zu viele Detail und auch die zu wenige Ersparung des Raums im weitläuftigen Druck, gerügt werden zu können. *Vom Wirtenbergischen*, das sonst ein Hauptthema war, kömmt diesmal nur ein einziger grosser Aufsatz in V. 2. S. 203. vor; dagegen ist, aus dessen Nachbarschaft, die Stadt und das Stift *Augsburg* in V. 3. S. 337—372. desto genauer beleuchtet. Unter den aussereuropäischen Beyträgen ist der von Bengalen der schätzbarste. Auch kann Rec. eine diplomatische Bereicherung hier nicht unerwähnt lassen, die in V. 4., zwar aus der Petersburger Cabinetsdruckerey entlehnt ist, aber damals noch in keiner andern deutschen Zeitschrift sich befand. Es ist dieses die Convention zwischen Russland und dem Grossmeister von Maltha (von Hompesch) vom 15. Januar 1797, welche respective 37 und 11 Artikel enthält, und welche die erste Begründung des seitdem so wichtig gewordenen Grosspriorats von Russland auf den Ruinen der polnischen Commenden betrifft, wobey für den Grossmeister eine jährliche Recognition von 300,000 Gulden stipulirt wurde. — Von den Rastädter Verhandlungen ist hier bloss eine Beschwerdeschrift der Fränkischen Reichsritterschaft gegen Preussen, in IV. 4. S. 480. aufgenommen, womit aber VI. 1. S. 574. zu vergleichen ist.

Ein sehr interessanter Theil dieser Zeitschrift ist die auswärtige *Correspondenz* vorzüglich die von *Paris*; sonst ist über Frankreich nichts als ein Aufsatz über den Vendeekrieg in V. 1., folglich keine von den ekelhaften Wiederholungen zu finden, wodurch jetzt soviele Journalisten sündigen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 7. April 1800.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Jena, b. Cuno's Erben: *Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtswissenschaften von D. Gottlieb Hufeland*, ord. öffentl. Lehrer der Rechte auf der Universität zu Jena. Erstes Stück. 1792. 102 S. ohne Vorrede. 8.

Der Zweck des Vf., durch diese und die folgenden Beyträge zur Beseitigung des Vorwurfs mitzuwirken, dass die Jurisprudenz die Vorzüge, welche mehreren andern Wissenschaften durch ihre Bearbeiter bereits zu Theile geworden sind, noch nicht als die ihrigen ansehen könne, wird wohl keiner Rechtfertigung bedürfen, zumal da die unpartheyischte Schutzrede für dieses Unternehmen schon in der allgemeinen Stimme liegt, womit der vorzüglichere Theil unserer Rechtsgelehrten über den Werth dieser ersten Lieferung entschieden hat. Zwey dieser Abhandlungen haben den eigenthümlichen Charakter, dass durch sie die bisher schon schwankende Grundlage eines gemeinen deutschen Privatrechts gänzlich zernichtet wird, und zwar mit einer Stärke des Angriffes, die nur die Wirkung einer glücklichen und seltenen Vereinigung eines auf Entwicklung der wahren Begriffe, und unbedingten Grundsätze gerichteten philosophischen Scharfblickes, mit einer genauen Kenntniss des positiven Rechts, und seiner gegenwärtigen wissenschaftlichen Behandlung seyn konnte. Wenn daher gleich diese Schrift schon in den Händen beynahe aller Bearbeiter des deutschen Privatrechts, und der Zeitraum ihrer mercantilischen Neuheit lange schon vorüber ist; so verdienen doch gewiss die Hauptideen derselben, ihres unstreitig sehr bedeutenden Einflusses auf die Wissenschaft wegen, in den Annalen der Literatur niedergelegt zu werden. I. *Giebt es allgemeine Gewohnheiten im juristischen Sinne?* Hr. H. unterscheidet allgemeine Gewohnheiten im *historischen* und *rechtlichen* Sinne. Erste sind solche, welche in allen einzelnen Provinzen Deutschlands gelten, nach welchen also die darauf sich gründenden Rechtssätze als solche angesehen werden müssen, welche in das Recht jeder einzelnen Provinz gehören; diese sind, juristisch betrachtet, nur *besondere* Gewohnheiten, von denen die Rechtswissenschaft nicht gebietet, dass sie in jeder Provinz gelten sollen, sondern von denen nur die Beobachtung erzählt, dass sie wirklich, Thatsachen nach, in jeder Provinz gelten. Dagegen sind allgemeine Gewohnheiten im rechtlichen Sinne solche, die nicht als Gebote für eine einzelne Provinz oder auch für mehrere Provinzen, sondern als Gebote *für ganz Deutschland* gelten, wenigstens in jedem Falle, wo das besondere Recht einer Provinz oder eines Orts nicht dagegen ist. Der Begriff der Allgemeinheit bezieht sich daher bey Gewohnheiten der letzten Art nicht auf *Zufälligkeiten*, sondern auf das *Wesen der Sache* selbst, (auf rechtliche Nothwendigkeit). Hr. *H.* bestreitet nun die Existenz allgemeiner deutschen Gewohnheiten im juristischen Sinne aus folgendem Grunde: wenn eine allgemeine Gewohnheit existiren soll, so müssen ihre gemeinrechtlichen Erfodernisse bewiesen werden können; dieser ganze Beweis ist aber nur in Rücksicht auf bestimmte Handlungen zu führen, von denen dann Mehrheit, Gleichförmigkeit, Vernunftmässigkeit, u. s. w. bewiesen werden muss. Solche Handlungen aber schliessen ihrer Natur nach den Charakter der *Allgemeinheit* aus, indem sie durchaus an *bestimmten* Orten vorgenommen werden müssen; es ist sogar erfoderlich, um die Gültigkeit einer Gewohnheit für einen bestimmten Ort zu beweisen, dass man darthue, es wären an eben diesem Orte, Handlungen, welche die in Frage stehende Gewohnheit als gesetzlich voraussetzten, unter den gehörigen Erfodernissen vorgenommen. Der Beweis, dass diese Gewohnheit an noch so vielen andern Orten gilt, kann für den Ort, für den man diesen Beweis nicht führen kann, durchaus nichts wirken. Historisch allgemeine deutsche Gewohnheiten findet der Vf. nur zwey: die Aufhebung der väterlichen Gewalt durch abgesonderten Haushalt der Kinder, und die Begründung einer Klage durch einen blossen Vertrag. — Keiner derjenigen Rechtsgelehrten, die vor Hn. *H.* dem rechtlichen Fundamente und Wesen des deutschen Privatrechts Untersuchungen gewidmet haben, ist auf einen Zweifel gegen die juristische Haltbarkeit allgemeiner deutschen Gewohnheitsrechte gestossen; und doch scheint die hier ausgeführte Entdeckung beynahe eine axiomatische Evidenz zu haben. Nur glaubt Rec., dass sich dieses Resultat noch durch eine andere Ansicht der Sache, nämlich von Seite der gesetzgebenden Gewalt, deren ausdrückliche oder stillschweigende Einwilligung zur Genesis eines Gewohnheitsrechts erfodert wird, bestärken lasse. Nach gegründeter Territorialhoheit kömmt den deutschen Landsherrn die gesetzgebende Gewalt in ihren Territorien zu; wenn daher gleich der Consens mehrerer oder aller deutschen Landsherrn in eine Handlungsweise ihrer Unterthanen vorläge, so wird doch dieser nicht als eine allgemeine Einwilligung in die Entstehung eines allgemeinen Gewohnheitsrechts für ganz Deutschland gelten können. Zwar hat Kaiser und

Reich eine allgemeine Gesetzgebungsgewalt in Ansehung des ganzen Reichs, aber eine stillschweigende Einwilligung derselben in eine Gewohnheit, als allgemeines deutsches Gewohnheitsrecht, ist nicht gedenkbar. Denn abgesehen davon, dass Handlungen, welche bürgerliche Privatverhältnisse betreffen, (von staatsrechtlichen Observanzen ist hier die Rede nicht), wenn sie auch in allen deutschen Territorien und Gebieten gleichförmig unternommen werden sollten, nicht zur Kenntniss der Reichsgesetzgebenden Gewalt kommen, so ist eben diese in Hinsicht der Privatverhältnisse auch nur *subsidiarisch*, das heisst, die privatgesetzgebende Gewalt wird nicht eher wirksam, als bis die Theilhaber dieser Gewalt, von der Unzulänglichkeit der Territorialgesetzgebung überzeugt, allgemeine privatrechtliche Normen, die für ganz Deutschland Verbindlichkeit haben, unter sich festsetzen wollen. Diese Normen können also nicht bloss auf einem *stillschweigenden* Consense beruhen. Was auf der andern Seite den *ausdrücklichen allgemeinen* Consens in die Entstehung allgemeiner deutscher Gewohnheitsrechte angeht, so beziehen sich die reichsgesetzlichen Bestimmungen, die man hie und da zum Beweise einer solchen Einwilligung anführt, offenbar auf besondere Landes- und Ortsgewohnheiten. Sollten allgemeine deutsche Gewohnheitsrechte, *vor* entstandener Landeshoheit, hergestellt werden können, so würden sie doch nur dann, wenn sie als *neue* Gewohnheiten in *einzelnen* Orten oder Territorien erwiesen werden; eine gesetzliche Kraft, und diese nur für jene einzelnen Districte, erhalten. II. *Ist es durch die Reichsgesetze verboten, höhere Zinsen, als fünf vom Hundert zu nehmen?* Die Gründe für die verneinende Meynung sind aus den Schriften des Hn. v. *Meyern* über die Rechtmässigkeit des sechsten Zinsthalers in zweckmässiger Kürze zusammengestellt, womit auch eigene Gedanken des Vfs. verbunden sind. Die Stellen der Reichsgesetze, welche man als Beweis der Einschränkung der Zinsen auf 5 vom 100 anführt, sind: die Reform der Polizey v. 1530. Art. 26. §. 8.; v. 1548. Art. 17. §. 8.; Polizeyord. v. 1577. Art. 17. §. 9.; Deput. Abschied v. 1600. §. 139.; und J. R. A. §. 174. Die drey ersten Gesetzstellen aber sind nur von wiederkäuflichen Gülten und wucherlichen Contracten zu verstehen. Die Stelle des Deput. Abschiedes geht bloss auf Verzugszinsen, und so sehr auch der J. R. Absch. wenn man die hieher gehörige Stelle desselben abgerissen betrachtet, für die allgemeine Bestimmung der Darlehnszinsen zu sprechen scheinet, so ist sie doch nach dem natürlichen Zusammenhange bloss eine Verfügung zu Gunsten der während des dreyssigjährigen Kriegs verarmten Schuldner, von welchen nicht mehr, als fünf vom Hundert genommen werden sollen. Wenn also Particulargesetze nichts anders bestimmen, so ist, nach dem Vf., das römische Recht, und zwar l. 26. §. 1. D. *de usur.* die gemeine Entscheidungsquelle. III. *Giebt es ein allgemeines deutsches Privatrecht im juristischen Sinn? Pütter, Rudlof* und *Tafinger* haben sich zwar schon der richtigen Idee von dem, was deutsche Privatrechtswissenschaft seyn kann und seyn soll, genähert; aber Hn. *H.* bleibt, das, unserm Ermessen nach, unstreitige Verdienst, durch scharfe Zeichnung der Begriffe den Streit über das Daseyn eines allgemeinen deutschen Privatrechts geendiget zu haben. *Gemeines* Recht im juristischen Sinne ist dem Vf. der Inbegriff derjenigen Vorschriften und Bestimmungen über Handlungen, welche immer anzuwenden sind, sobald die Particularrechte keine Normen zur Bestimmung oder Entscheidung oder auch keine gesetzliche Veranlassung zu einer besondern anderweiten Bestimmung an die Hand geben, ohne dass erst ein besonderer Gegenstand, der seine Anwendbarkeit begründe, dabey vorauszusetzen ist. Es kann der Fall seyn, dass das Particularrecht über irgend eine Frage keine ausdrückliche Entscheidungsnorm liefert: da müssen freylich zuerst diejenigen Grundsätze in Anwendung kommen, welche mit dem Gegenstande, worüber die Frage aufgeworfen ist, zusammenhängen, gesetzt auch, sie wären nicht ausdrückliches Gesetz; und diese sind alsdann als solche anzusehen, die bey dem Mangel der Particularrechte als Aushülfe zu gebrauchen sind. Aber sie gelten nur alsdann, wenn der Gegenstand, oder das Rechtsinstitut, worauf sie sich beziehen, schon aus andern Gründen als gültig festgesetzt ist; davon hängt ihre *Gültigkeit in* vorliegendem Falle, als von ihrer Bedingung ab. *Das* eigentlich sogenannte gemeine Recht hingegen hat eine solche *bedingte* Gültigkeit gar nicht. Es setzt nicht voraus, dass die Gültigkeit des Gegenstandes auf andere Art und durch andere Gründe als diejenigen, welche dem gemeinen Recht überhaupt seine Gültigkeit mittheilen, rechtsbeständig begründet sey; sondern es gilt unumschränkt immer, wenn nur kein widersprechendes Institut eingeführt ist. Nun haben die Reichsgesetze freylich den Charakter einer allgemeinen unbedingten Gültigkeit; aber sie enthalten viel zu wenige Rechtssätze, als dass sie zu einer Wissenschaft verbunden werden könnten; und auf allgemeine deutsche Gewohnheitsrechte kann, nach der ersten Abhandlung, gar kein Gewicht gelegt werden. Und die Natur der Sache, welche *Runde* zuerst unter die Quellen dieser Wissenschaft aufgeführt hat, ist zwar so reichhaltig, dass aus ihr Materialien einer Wissenschaft von nicht geringem Umfange geschöpft werden könnten; allein die Rechtssätze, welche aus der Natur der Sache fliessen, können nicht eher angewendet werden, als bis der Gegenstand einer deutschen Rechtslehre nicht nur im allgemeinen in einem deutschen Lande, sondern durch einen rechtsbeständigen Grund (entweder durch ausdrückliches Particulargesetz, oder Gewohnheit, oder Vertrag unter Privatleuten) festgesetzt ist, — Bedingungen, welche sich mit dem wahren Begriff eines gemeinen Rechts nicht vertragen. Hr. *H.* glaubt daher, die Wissenschaft bloss: *heutiges deutsches Privatrecht*, ohne irgend einen weitern Zusatz nennen zu müssen. — Der Vf. bemerkt S. 19. folg. gegen die Bestimmung, welche *Tafinger* seinem von ihm sogenannten analogischen deutschen Privatrechte giebt, dass

dass durch dieselbe theils *veraltete* Institute in den Umfang dieser Wissenschaft aufgenommen würden, theils aus der *ursprünglichen* Entstellung, und der auf diese folgenden weitern Ausbildung zunächst zur Bestimmung der *heutigen* Beschaffenheit kein Vortheil gehofft werden könne. Ganz unrichtig scheint Rec. die *Tafinger'sche* Idee nicht zu seyn, nur fehlt es ihr an der gehörigen Bestimmtheit und Einschränkung. Es bleibt kein anderer Zweck der deutschen Privatrechtswissenschaft übrig, als *Erläuterung* der deutschen Particularrechte, in so weit sie nicht aus den fremden recipirten Gesetzen geschöpft sind. Die deutschen Particularrechte nun, abgerechnet dessen, was römischen Ursprungs ist, sind zum Theil aus ältern deutschen Rechtsinstituten und Gebräuchen, zum Theil aus Normen zusammengesetzt, welche auf neuere aus dem verfeinerten gesellschaftlichen Leben entstandene Verhältnisse sich beziehen; zur ersten Gattung gehöret z. B. die Einkindschaft, die Gütergemeinschaft unter Eheleuten, das Besthaupt u. s. w.; zur andern z. B. die rechtlichen Verhältnisse der Handelsleute, der Handwerker u. dergl. Das deutsche Privatrecht, welches eine Erläuterungsquelle der Particulargesetze seyn soll, muss die allgemeinen Grundsätze von beiderley Gattung der Rechte enthalten, und diese können sich nur aus der Natur der Sache, durch Entwicklung der allgemeinen Begriffe dieser Rechtsgegenstände und Verhältnisse bilden. Es ist aber nicht in Abrede zu stellen, dass, um den Geist eines ältern, originell deutschen Rechtsinstituts zu abstrahiren, zuweilen auch die *Geschichte* zu Hülfe genommen werden muss; so wie auch manche römische Gesetze nur durch das Studium der frühern Sitten und Staatsverfassung Roms, Licht erhalten: da geschieht es nun freylich, dass man ein solches Rechtsinstitut von seiner Urquelle an, die ganze Stufenleiter seiner Modificationen durch, verfolgen muss. Bey denjenigen Rechten hingegen, welche neuere, aus der fortgerückten Cultur des bürgerlichen Lebens erzeugte Veranlassung haben, kann die Natur der Sache allein aus der *gegenwärtigen* Lage und Absicht der Anstalt, und des Verhältnisses, ohne historische Beyhülfe, abgezogen werden. — Rec. kann am Schlusse die Aeusserung seines Wunsches nicht unterdrücken, dass es Hn. *H.* nicht an Musse fehlen möge, diese Beyträge zum baaren Gewinn für die Rechtswissenschaft fortzusetzen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Lingen, b. Jülicher: *Petr. Camperi, summi medici, dissertationes decem, quibus ab illustribus Europae, praecipue Galliae, academiis palma adjudicata.* Accedunt ejusdem *de optima agendi vel exspectandi in medicina ratione* liber singularis, et dissertatio *de forcipum indole et actione.* Cum tabulis in aere expressis. Vol. secundum et ultimum. 1800. 834 S. 8. (3 Rthlr.)

Den ersten Band dieser Sammlung von gekrönten Preisschriften des unvergesslichen *Camper* haben wir unsern Lesern 1799. Nr. 21. angezeigt: dieser Band, welcher das Ganze beschliesst enthält folgende Abhandlungen, ausser denen, welche der Titel angiebt. VII. *De remediorum specialium requisitis, genuina historia, actione et optima administrandi methodo; nec non de morbis, quorum speciales curationes desiderantur.* Im J. 1779. von der königlichen Akademie zu Dijon gekrönt. VIII. Von S. 129. an: *Differt. de somni et vigiliae indole atque usu in morbis, qui manu curantur.* Im J. 1781. von der königlichen chirurgischen Gesellschaft zu Paris gekrönt. IX. S. 227. *Solution de la question: comment le vice des differentes excretions peut influer sur les maladies chirurgicales? et quelles sont les regles de pratique, relatives à cet objet.* Die Abhandlung selbst ist auch in französischer Sprache, und 1782. von der chirurgischen Gesellschaft zu Paris gekrönt. X. S. 389. *De hydrope.* 1782. von der königlich medicinischen Gesellschaft zu Paris gekrönt, und schon im J. 1788. im sechsten Bande der *Memoires de la societé royale de medecine à Paris* abgedruckt. Die Abhandlung *von der besten Weise in der Ausübung der Arzneykunde thätig zu seyn, oder zu erwarten, was die Natur thun werde,* wurde durch eine Aufgabe der Gesellschaft zu Dijon für das J. 1786. veranlasst, wobey aber dieselbe, überzeugt von der Wichtigkeit des Gegenstandes, die Erlangung des Preises durch hohe Erwartungen mit Recht erschwerte. Diese Abhandlung geht von S. 563 bis 708. Die letzte Abhandlung von dem Gebrauche der Scheeren in der Chirurgie ist im J. 1784. geschrieben, und von der Pariser chirurgischen Gesellschaft für das J. 1785. aufgegeben, und enthält eine Vergleichung der Scheeren gegen andere schneidende Instrumente oder gegen die Messer u. s. w. Zu dieser Abhandlung gehören die drey beygefügten Kupfertafeln, welche meist nur Umrisse enthalten.

Der aufmerksame Leser wird in allen diesen Abhandlungen gründliche Kenntnisse, grosse Belesenheit, Scharfsinn und Talent nicht verkennen, und so behält diese Sammlung, obgleich sich seit *Camper's* zu frühem Tode manches in der Theorie und Praxis der inneren und äusseren Heilkunde geändert und gebessert hat, immer einen bleibenden Werth. Den näheren Inhalt dieser Abhandlungen anzuzeigen und zu beurtheilen, würde ganz zweckwidrig seyn, da es niemand einfallen kann, das was *Camper* hier vorträgt, als untrüglich, oder durchaus auch jetzt noch brauchbar anzunehmen. Schade ist es, dass der Text durch so viele Druckfehler entstellt ist, welche indessen in einem Verzeichnisse angemerkt worden sind.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Ueber das Ausziehen fremder Körper aus dem Speisekanale und der Luftröhre.* Von *Joh. Gottl. Eckoldt.* 1799. 172 S. 4. und 5 Kupfertafeln.

Ein sehr schätzbares Geschenk für jeden Wundarzt. Die Schrift betrifft nämlich Uebel die nicht selten vorkommen, sehr ängstigend und oft gefährlich sind, deren Behandlung in den Lehrbüchern der

Chirurgie zu kurz abgefertigt ist, und bey welchen die Wundärzte sich zu unthätig oder gegentheils zu tumultuarisch zu verhalten pflegen. Hier findet man nun zusammen, was über diesen Gegenstand bisher zerstreut, z. B. in den Schriften der Akademieen, die nicht jedem zu Gebote stehen, geschrieben ist, und zwar durch häufige eigene Erfahrung des Hn. E. geprobt, verbessert und vervollständigt. Die Kupfer sind, wie auch das Aeussere des Buches selbst, nett, und stellen fast den ganzen Apparat älterer und neuerer Zeit sehr deutlich dar.

Ueber die *fremden Körper in den Respirationsorganen* verbreiten sich nur die ersten 20 Seiten, und machen den unwichtigern Theil der Abhandlung aus. — Im Allgemeinen wird angenommen, dass ein Körper, dessen Durchschnitt acht Linien übersteigt, die Stimmritze nicht passiren könne. — In den schleimreichen *ventriculis laryngis* können kleine nicht sehr spitzige oder eckige Körper Jahre hindurch ohne die geringste Unbequemlichkeit verweilen. — Bey der Tracheotomie wird in manchen Fällen, besonders bey Kindern, die Verletzung der Schilddrüse für unvermeidlich, aber auch nicht für bedeutend gehalten.

In der grössern Abhandlung über die *fremden Körper in der Speiseröhre* werden zuerst die verschiedenen Arten derselben angegeben. Es gehören zu ihnen auch ausgerottete Geschwülste der Nase oder des Rachens, deren Verschluckung Hr. E. durch einen von ihm erfundenen und hier abgebildeten *Halter* verhütet. Nach Angabe der Symptome und der Prognosis geht er denn zur Behandlung über. Hier verbreitet er sich auch über die Nebenzufälle, z. B. über die Mundklemme. Von dieser will er ein länger, als alle andere, vorherverkündigendes Zeichen gefunden haben, nämlich wechselseitiges schmerzhaftes Zucken der Ohrenmuskeln. Am ausführlichsten verbreitet er sich aber über die erste Hauptanzeige, nämlich über die, den fremden Körper sobald, als möglich, fortzuschaffen, entweder durch Herabtreiben oder Herausziehen. Letzteres ist in der Regel vorzuziehen, und selbst das gewöhnliche Hausmittelchen, durch einen dicken Bissen den Körper herunterzutreiben, ist so allgemein passend gar nicht, als der Laye glaubt. Gräten werden oft dadurch tiefer eingestochen, und der Vf. führt zwey Beyspiele an, dass der stecken gebliebene dicke Körper den neuverschluckten Bissen aufhielt, und nun zwey festsassen. Um durch Erbrechen ihn fortzuschaffen, giebt er einen neuen Handgriff an, nämlich mit den Fingern auf die beiden Seiten des Halses, vorzüglich auf die obere und untere Gegend, wo der fremde Körper eingekeilt ist, zu drücken, wodurch er gewöhnlich ein Würgen entstehen sah, welches den fremden Körper herauswarf. Vor starken Brechmitteln wird bey spitzigen Körpern gewarnt, weil sie durch starke Zusammenziehung der entgegengesetzten Wand noch tiefer eingedrückt werden, da bey geringerm Würgen nur die Fasern an der Stelle, wo sie geritzt und gestochen werden, sich zusammenziehen und ihn so weit eher herausschieben. — Dann folgt eine sehr vollständige Aufzählung und Beschreibung der für beide Zwecke erfundenen Instrumente, bey welchen der Vf. auch manche kleine, aber doch bedeutende, Veränderung angebracht hat. Ganz neu sind eine bequeme *Zange*, ein *Schlundschirm* in der Speiseröhre herabfallende Körper aufzufangen, womit der Vf. aber zufällig auch einmal eine verschluckte Nadel auszog; ein ähnlich wirkender wohlfeilerer, einfacherer und doch auch sanfter wirkender *Schlundsack*; ein anderes Instrument, welches man einen *Nadelfänger* nennen kann, und das nach Art der Palletten zum Auffangen der in den Nasengang eingebrachten Sonde eingerichtet ist, und einen *Schlundkäsig*. Der Mechanismus ist in allen recht artig, ohne die Abbildungen zwar nicht deutlich zu machen, aber durch sie hinlänglich deutlich gemacht. — Endlich giebt der Vf. noch eine neue Methode, den Speiseröhrenschnitt zu machen, an. Er glaubt nämlich, dass, wenn man ihn an der bisher angewiesenen Stelle macht, man die festere Luftröhre und die kürzern hier liegenden Muskeln nicht hinlänglich auseinander ziehen könne, um zum Gebrauche des Messers und zur Ausziehung des fremden Körpers Raum genug zu bekommen, und dass man hiebey zu viel Gefahr lief, die Schilddrüse, die untern Schilddrüsen — Schlagader und den zurücklaufenden Nerven zu verletzen. Aus diesen Gründen räth er, an einer andern Stelle den ersten *Einschnitt* zu machen, und zwar von da, wo bey nach der rechten Seite gebeugtem Halse der linke *musc. sternocleidomastoideus* sich in seine untern Schenkel theilt, bis an die Gelenkverbindung des Schlüsselbeins mit dem Brustbeine. Dann kommt man in einen dreyeckigten Raum, welcher nur mit sehr lockern Zellgewebe gefüllt ist, durch welches man sich mit dem platten Stiele des Messers, und mit dem Zeigefinger einen freyen Weg bis zu der Speiseröhre bahnen kann. Bey Subjecten, wo sich die Theilung jenes Muskels besonders tief anfängt, muss man ihn nach oben noch etwas spalten, doch vorsichtig von aussen nach innen, um den darunter liegenden *musc. omohyoideus* nicht mit zu durchschneiden. Dieser Raum ist gross genug, um die Theile, die man nicht durchschneiden darf, hinlänglich erkennen und vermeiden zu können, wenn man die Ränder durch zwey stumpfe Haken von einander ziehen lässt. Die Beschaffenheit der Wunde und die Lage der benachbarten Theile sind auf der letzten Kupfertafel abgebildet. Die beiden von einander getrennten Schenkel des *m. sternocleidomastoidei* und der unter ihnen liegende *sternothyreoideus* von der einen Seite, und von der andern Seite die *Carotis* sind von einander gezogen. Im obern Winkel erscheint der sehnigte Theil des *omohyoideus* und im Grunde derselben die Speiseröhre mit der über ihr sich schlängelnden untern Schilddrüsenschlagader und dem zurückkehrenden Nerven mit seinen Zerästelungen. — Ob der Vf. diese Operation schon bey Lebenden gemacht hat finden wir nicht. Sollte sie nicht auch dadurch gefährlich werden, dass sie der *carotis* so besonders nahe kommt, und sie so sehr entblösst?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. April 1800.

TECHNOLOGIE.

BERLIN, in Comm. b. Maurer: *Praktische Anweisung zur Construction der Faschinenwerke und den dazu gehörigen Anlagen an Flüssen und Strömen nebst einer Anleitung zur Veranschlagung dieser Baue.* Entworfen von *Eytelwein*, königl. preufs. geh. Oberbaurathe, Director der königl. Bauakademie Mitgliede u. f. w. 1800. 126 S. gr. 4. mit acht Kupfern.

Ehemals vereinigten nur selten die Schriftsteller, welche einzelne Abtheilungen der so weitläuftigen Wissenschaft des Wasserbaues bearbeiteten, Theorie mit Ausübung; jetzt finden wir dies öfter. Auch der Vf. dieser Schrift ist als Theoretiker und Praktiker rühmlichst bekannt.

Die am Rhein und in Holland aufgeführten Faschinenbauwerke, allen Eisgängen Widerstand leistend, sind die sprechendsten Beweise von der Güte dieser noch immer zu wenig *recht* gekannten Bauart, und der Vf. hat sich kein geringes Verdienst um den Flussbau erworben, dafs er die Methode des Faschinenbaues, wie sie an der *Oder* in Ausübung gebracht wird, beschrieben hat. In schnellen Flüssen dürfte sie aber einigen Abänderungen unterworfen werden müssen. Doch wir wollen jetzt sehn, wie der Vf. in seiner in 12 Kapitel getheilten Schrift, diesen Gegenstand behandelt hat, und einige, uns nöthig scheinende Erinnerungen wagen.

Es wird dem Vf. jeder Hydrotekt hoffentlich darin beypflichten; dafs die Pfahl- und Steinwerke den Faschinenbauwerken beym Flussbau (ja auch beym Seebau, wenn sie mit Steinen bedeckt sind) weit nachstehn, sowohl in Hinsicht ihrer ersten Festigkeit als ihrer Dauer; dafs die Construction der Faschinenwerke äusserst schwierig zu beschreiben und in Zeichnungen anschaulich zu machen ist. Wir bemerken indessen, dafs sie demjenigen deutlich werden wird, welcher ein Faschinenbauwerk aufführen sah, und wir rathen daher jedem angehenden Hydrotekten, solche Baustellen zu besuchen, wo dergleichen Bauwerke in schnellen Flüssen aufgeführt werden. Insbesondere findet er ein solches Local am Niederrhein, vorzüglich am preufsischen Antheil desselben und an den obern Flüssen (Waal, Rhein, Leik und Yssel) in Holland, woselbst der Faschinenbau in der gröfsten Vollkommenheit betrieben wird.

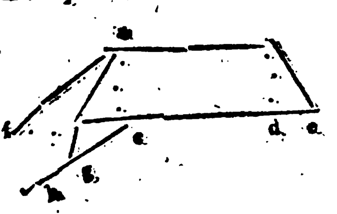
Im 1. Kap., worin der Vf. von den Materialien und Werkzeugen, welche zum Faschinenbau erfodert werden, handelt, hält er dafür: die Faschinenschichten, wenn die Faschinen mit Laub versehn, also grün sind, mit groben Sand zu beschweren; sind die Faschinen trocken, so müsse Erde, zur Decklage aber allemal Erde, und zwar fette, zum Beschwerungsmaterial genommen werden. Diese Angabe scheint uns aber nicht als eine allgemeine Regel gelten zu können: denn ein Faschinenwerk ist ein aus Ausschuss- und Einziehlagen (jene aus ganzen Faschinen, diese aus ausgespreiteten Busch bestehend); ein mit Würste (Wippen) und Pfählen zusammen verbundenes Gewebe, dessen innere Schichten oder Lagen, dessen Dossirungen und Oberfläche mit solchem Material beschwert seyn muss, welches in alle Zwischenräume des Busches einrieseln kann; das nicht vom Wasser aufgelöst und fortgeschwemmt werde; welches, wo möglich, an den Ufern oder im Flusse gefunden wird, um Kosten zu sparen. Das gröbste Material, welches der Strom führt, also grober Grand, wird sonach angewendet werden müssen, und im höchsten Nothfall nur Erde, und zwar lediglich in langsamen Flüssen, die nicht grobes Material führen. Dies beweist auch die Erfahrung, indem diejenigen Kribben, welche im Clevischen and vorzüglich unter oder oberhalb *Emmrich* mit Erde beschwert worden sind, ein paar Jahre nach ihrer Anlage theils durchgebrochen, theils an ihrer Länge und Höhe beträchtlich verloren haben, wenn die zu gleicher Zeit mit Grand beschwerten, und nach der Bauart, welche am Niederrhein im Gebrauche ist, aufgeführten, wenig Beschädigung erlitten haben. Es ist dies auch ganz begreiflich: denn die Erde kann nicht in alle Zwischenräume des Busches einrieseln, weil sie nass sich in Klumpen formirt; folglich liegt die von ihr beschwerte Buschlage hohl und nicht compact. Sie kann ferner zum Beschweren der Dossirungen (in schnellen Flüssen) nicht gebraucht werden, weil sie vom Wasser aufgelöst und weggeschwemmt wird. Der Busch bleibt aber alsdann dem Eise und Wasser blossgestellt. Dahingegen füllt der Grand oder Flusskiesel alle Zwischenräume des Busches, beugt die Spitzen desselben nieder und bedeckt das gesammte Werk; insbesondere die Dossirung stromwärts. Auch auf der Decklage ist Erde wegen des Wachsens des Weidenbusches nicht nöthig; denn das Erdweidenholz wächst im Kiess wie im guten Boden, welches die tägliche Erfahrung am Oberrhein zwischen Basel und Speyer, beweist. Feuchte muss es aber stehen, auch nicht mit seinen Spitzen zu niedrig, damit sie nicht im May unter Wasser kommen. Da, wo in schnellen Flüssen der Grand nicht zu bekommen ist, müssen die Faschinenwerke mit Steinen auf den Dossi-

rungen beschwert werden. Zu dem Innern kann alsdenn Sand, auf der obern Lage im Nothfall auch Erde genommen werden. Auch ist Ziegelgraus dazu brauchbar, dessen man sich in Holland an den Merwede zu den Bauwerken bedient. Strömt aber der Fluss nicht schnell, etwa einen bis drey Fuss in der Secunde (im Stromstrich) bey seinem mittlern Wasserstande; dann mag auch Erde, vorzüglich Schlickerde, zu dem Innern und der Krone gebraucht werden, wie z. B. an der Oder in der Mittelmark, an der Elbe unterhalb Hamburg; an der Weser unter Verden und Bremen, und an der alten Maas unter Dordrecht.

Zu den Rücksichten wegen der Bestimmung der Dimensionen (2. Kap.) möchten wir auch noch die Höhe des Bauwerks zählen: ob nämlich der gewöhnliche Eisgang darüber weggleitet. Diese Höhe muss aber, ausser von den hydrotechnischen Absichten, welche mittelst des Bauwerks erreicht werden sollen, auch noch von der Natur selbst bestimmt werden. Wir sehen nämlich an den Ufern der Flüsse einen Saum, bis zu welchem herab alles Weidenbuschwerk gut ausschlägt und wächst; bis zu diesem wird in den mehrsten Fällen die Höhe der Bauwerke gehen können, das ist am Niederrhein auf 5 bis 6 Fuss über den niedrigsten Wasserstand.

Die Breite der Krone bestimmt der Vf. von 12 bis 60 Fuss. Am Niederrhein und in Holland sind die stärksten, in beträchtlicher Tiefe aufgeführten Faschinenwerke, oben nur 12 bis 24 Fuss breit.

Dass die Dossirung (S. 13.) höchstens nur einen Fuss auf jeden Fuss Höhe betragen könne, ist wohl nicht gewiss; denn die Einziehlage richtet sich nicht nach der Dicke der Faschine, sondern sie wird der Länge des Busches nach zurück gezogen. Soll das Werk mit einer starken Dossirung versehen seyn, so müssen die Einziehlagen dünne gelegt werden. Auf die Spitzen der Reiser braucht man gar nicht Rücksicht zu nehmen, weil sie von dem Grand oder von den Steinen, und selbst vom Strome umgebogen und zusammengepresst werden. Die Faschinenwerke können also noch immer drey Fuss Ausladung auf jeden Fuss Höhe erhalten. Auch ist die Bestimmung der Dossirung (§. 24.) nicht immer, wie der Vf. lehrt, von der Tiefe in der Kronenlinie abhängig, insbesondere wenn man auf ein irreguläres Bett (etwa einen Durchbruch zubauet) das Werk zu legen genöthigt ist. Es sey z. B.



h g c d e das Bett, *a c* die Tiefe in der Kronenlinie, so wird bey einer einschuhigen Dossirung *f c* = *a c* die Ausladung seyn. Da das Werk aufliegen muss, so wird die Dossirung in *a g* nicht in *f a* fallen.

Die Rücklage (S. 27.) wird deswegen nicht aus ganzen Faschinen verfertigt werden müssen, wie der Vf. lehrt, weil die Holungen, welche ganze Faschinen unvermeidlich machen, vermieden werden müssen.

Der Vf. sagt §. 26. ganz richtig: dass es schwer sey, die Lage der einzelnen Theile eines Faschinenbauwerks in der Zeichnung anzugeben; indessen kann das Werk aber so nicht sinken wie die Fig. 23 bis 30 zeigen, sondern der erste Ausschuss muss sich an das Ufer anschmiegen, und so nach und nach zu Boden sinken, jedoch so, dass keine Lage für sich besteht, auch nicht in Senklagen, welche in den Durchschnitten angegeben sind.

Gegen die Schöpfbuhnen (Separationswerke), vermittelst deren man den Flussarmen mehr oder weniger Wasser zuleitet, oder die Separation des in mehrern Aesten fliessenden Stromes, nach den Foderungen der Hydrotechnik bewirkt, erklärt sich der Vf. (§. 90.) sehr bestimmt. Dass er hierin offenbar zu weit geht, ist gewiss: denn hat sich Brunings nicht der Separation oder Schöpfwerke zur Correction der Flüsse — Rhein, Waal und der Merwende mit dem besten Erfolge bedient? Und was sind die grossen in die Südersee an dem Nieuwendiep angelegten Leitdämme anders als Schöpfwerke, welche den Ebbestrom aus der Südersee in diesen Seehafen *einleiten*; dessen Strom und Tiefe sie so *ansehnlich vermehrt* haben. Jeder Leser dieser Schrift wird mit uns gewünscht haben, dass der Vf. sein ungünstiges Urtheil von der Wirkung der Schöpfwerke durch mehrere hydrotechnische Localfälle bewährt hätte; um zu beweisen, dass die Schöpfwerke bey ihrer *zweckmässigsten Richtung dennoch die Absicht verfehlten*. Zum Besten der Wissenschaft fodern wir ihn hiermit auf, dies noch an einem schicklichen Orte zu thun. Wir wünschen, dass er die Localfälle mit genauen und detaillirten Stromkarten und hydrometrischen Messungen belegen möge. Insbesondere wird dies für den Flussbau in den preussischen Staaten von grossen Nutzen seyn: denn nach einer solchen Autorität, als die des Vfs. auch seinem Posten nach ist, dürfte sich nun schwerlich ein Bauinspector oder Baudirector in der Provinz unterfangen, ein Schöpfwerk vorzuschlagen. Bis dahin mögen wir nicht bestimmen, ob die Correction der Weichsel und Nogath an der Montauerspitze ohne ein Separationswerk bewerkstelligt werden könne. Wenn indessen die Richtung des Separationswerks ganz ausser der Richtung des ungetheilten Stromes und das Werk fast seitwärts demselben liegt, wie z. B. die Separation des neuen Russflusses von dem neuen Gilgecanal, dann möchte wohl der Effect nicht sehr erwünscht seyn.

Dass der Effect der Schöpfwerke auch dann noch unsicher sey, wenn sie hydrotechnisch zweckmässig angelegt werden, und dass man sie, wie der Vf. sich ausdrückt, grösstentheils durch andere Anlagen entbehrlich machen könne, davon können wir uns nicht überzeugen, zumal da die isolirten Kribben grösstentheils ein irreguläres Bett machen, und hinter sich Abbruch, vermöge des Ueberfalls und Widerstroms, erzeu-

erzeugen, welches ja auch die zwey declinanten Kribben in dem neuen Rufsstrom unter dem Separationspunct beweisen.

Das 6. Kap. vom Bau der Coupirungen, enthält recht viel Lehrreiches, so wie auch das 7te u. 8. Kap. worin die Verfertigung der Uferdecken und Bloswerke gelehrt wird.

Bey den Pflanzungen (9. Kap.) müssen wir noch erinnern, dass dieselben vorzüglich in solchen Flüssen sehr nützlich sind, die eine Menge Material führen und absetzen. Darin können wir aber dem Vf. (S. 60.) nicht beystimmen, dass vor den Deichen keine Bäume, sondern Strauchpflanzungen angelegt werden sollten. Die hohen Bäume halten den hohen Eisgang ab, wenn er über die Erdweiden, die überdem auf einem hohen Vorland n... mehr gut fortkommen, hinwegzieht. In der Regel sollte man beide Gattungen Holz vor den Deichen pflanzen; diese am Ufer, jene auf das Vorland und längs dem Deichfluss. Ja man kann die Kopfweiden und Pappeln noch einige Fuss hoch auf die äussere Dossirung der Deiche heraufpflanzen, wenn sie nicht steil ist, aber nicht hoch hinauf noch viel weniger auf des Deiches Krone. An der nördlichen Seite des Leckflusses beobachtet man auch diese Maassregel, und nirgends kann der Deich besser als hier erhalten werden.

Im 10. Kap. handelt der Vf. von den Verzäunungen. Was damit und mit Pflanzungen anszurichten ist, wenn der Fluss viel Material führt, und wenn man Bauwerke zu Hülfe nimmt, dies hat der Oberdeichgräf *Kehrer* und Oberdeichinspector *Dammert*, bey Schüttschur an der Elbe mit dem besten Erfolge gezeigt, und diese Anlagen verdienten wohl eine Beschreibung. Dass man sich zur obern Lage der Bauwerke der Verzäunungen statt der Wippen bedienen müsse, weil diese länger halten und leichter ausgebessert werden können als Wippen, zu denen neue Pfähle gehören, glauben wir noch anmerken zu müssen.

Die Bestimmung der Kosten (11. Kap.) meynt der Vf. mit Recht, könnte beym Wasserbau nicht genau angegeben werden; indessen müsse man sich doch, so viel als möglich, der Genauigkeit zu nähern suchen. Er rechnet von dem ganzen Körper $\frac{2}{8}$ Erde von dem Faschinenraum ab. In schnellen Flüssen, nach unser Praxis zu urtheilen, wird man gut thun, für das Beschwerungsmaterial von dem Holze nichts abzuziehn, weil das Buschholz wenigstens um $\frac{1}{6}$ des Raums, den es in den Faschinen einnimmt, zusammengepresst wird. Indessen richtet sich dies auch nach der Gattung des Beschwerungsmaterials, wie stark es die Lagen zusammendrückt und in die Zwischenräume des Busches einrieselt.

Das 12. Kap., welches „Bruchstücke von Verordnungen in Absicht des Faschinenbaues, der damit beschäftigten Officianten und der Strompolicey" enthält, macht den Beschluss dieser für Hydrotekten und Cameralisten sehr lehrreichen Schrift.

NATURGESCHICHTE.

FREYBERG, in d. Cratzischen Buchh.: *Kurze Beschreibung einer mineralogischen Reise durch Ungarn, Siebenbürgen und das Bannat*, von Jens Esmark. 1798. 191 S. 8. (12 gr.)

Den mehresten Lesern wird diese Reise aus dem neuern bergmännischen Journal bekannt seyn, bey dessen Druck diese Auflage davon besonders gemacht wurde. Hr. *E.* reiste im Sommer 1794 von Wien nach Pressburg und Schemnitz ab. Bey Pressburg fand er feinkörnigen Granit, bey Schemnitz aber Sienit-Porphyr, oder die Gebirgsart, die Born zuerst *Saxum metalliferum*, andere nach ihm aber Graustein benennten. Der Calvarienberg besteht aus Thon-Porphyr, seine Kuppe aber aus Basalt. Die Schemnitzer und Kremnitzer Gänge erklärt Hr. *E.* für wirkliche Gänge, ob er wohl nicht zu bestimmen wagt; ob sie von oben nieder, oder von Innen heraus ausgefüllt worden sind. Doch scheint er für das erste zu seyn, weil er in einer Tiefe von 200 Lachtern noch eine Art von bituminösen Holze antraf. Indessen leidet alles, was in dieser *Schrift* von den Gängen angeführt wird, durch Charpentier's Beobachtungen über die Lagerstätte der Erze etc. eine merkliche Einschränkung. Wir zweifeln nicht, dass Hr. *E.* diesen Beobachtungen selbst beypflichten wird, da sich unter seinen Beobachtungen mehrere finden, die mit denselben vollkommen übereinstimmen. So fand er bey Kremnitz auf der Grube, Rothische Handlung, in einem Abstande von etlichen Lachtern, über zwanzig neben einander streichende Gänge, die deutlich durch die Gebirgsmasse von einander getrennt waren. Diese möchten wohl schwerlich als ehemals offene Spalten zu betrachten seyn, da die dünnen Gebirgsmassen gewiss noch vor der Ausfüllung zusammen gebrochen seyn würden. Bey Glasshütte fand er Glimmerschiefer, auf welchem der Sienitporphyr aufzusitzen schien. Bey Istravia schöner Holzopal im Sandsteingebirge. Zu einem einzigen Stamme davon waren acht Ochsen erfoderlich, um ihn fortzubringen; man grub ihn aber wieder ein, weil man glaubte, er sey noch nicht hinlänglich versteinert. Das Kremnitzer Gebirge besteht aus Urtrapp und ruhet auf Sienitporphyr. Bey Neusohl aber herrscht grauer dickschiefriger Kalkstein, wo das rothe und gelbe Rauschgelb auf Klüften in verhärtetem Mergel, gleich unter der Dammerde vorkommt. Auch befinden sich hier mehrere Sauerbrunnen. Der Herrengrunder Bergbau wird auf Gebirgslagern im Grauwacke betrieben. Bey Witzegrad eine Steinkohlenniederlage auf Uebergangskalkstein aufgesetzt, deren Flötze mit Schieferthon und thonigem Sandstein abwechseln. Von Pest über Segedin nach Temeswar Sandebenen. Das Werschetzer Gebirge besteht mehrentheils aus Glimmerschiefer, das Bannater Erzgebirge hingegen, welches Hr. *E.* lieber das Wallachische nennen will, und wo Orawitza die Hauptstadt ist, aus verschiedenen Hauptgebirgsarten, als Granit, Glimmerschiefer von zweyerley Formationen, Sienit-

porphyr und Uebergangskalkstein, welcher die höchsten Gebirge ausmacht. Die Erze des Bannats brechen gewöhnlich zwischen zwey ganz verschiedenen Gebirgsarten, als dem körnigblättrigen Kalkstein und dem Sienit etc., und sind daher keine Gänge, sondern wahre Gebirgslager. Bey Steierdorf Steinkohlen zwischen Sandstein und Schieferthon. Die warmen Quellen bey Mehadia befinden sich in einem engen Thale, welches von hohen Uebergangskalksteinbergen gebildet wird. Die Gebirge bey Zalathna bestehen meist aus Grauwacke, auf welche Uebergangskalkstein gelagert ist. Eben so verhält sich auch die Gegend bey Facebay, wo auf wirklichen Gängen gebauet wird, bey Offenbanya war Glimmerschiefer mit und ohne Granaten herrschend.

Um nicht die Grenzen dieser Anzeige zu weit zu überschreiten, übergehen wir hier einige Beobachtungen, die Hr. E. ferner anstellte. Er setzte seine Reise von Offenbanya über Abrudbanya, Veröspatak, Boiza, Trestian, Certes, Nagyag und Ohlapian fort. Von Zalathna aus besuchte er auch Hermannsstadt und die Gebirgsgegenden Sebes und Zott. Weiter ging er über Thorda, Klausenburg und Desakka nach Kapnick, Felsöbanya und Nagybanya, von wo er nach Tockai kam. Die hier befindlichen Berge sind nicht hoch, und sanft ansteigend. Sie bestehen aus einem zur Trappformation gehörigen Porphyr, der etliche Lachter hoch mit aufgeschwemmten Thone bedeckt ist, welcher viel Schalen von Landschnecken enthält. Zwischen Tockai und Kevestur macht schiefriger Thonporphyr, den Fichtel Porphyrschiefer nennte, die Gebirgsart aus. Weiter nach Kerestur hin fand sich wieder ein eigener Porphyr, über dem ein Trümmerstein liegt, von dem Hr. E. glaubt, dass er zuvor ein bimssteinartiger Perlstein gewesen seyn dürfte. Fichtel hat ihn vulkanischen Trass genennt. Zwischen Kerestur und Erdöbanya fand sich eine graulichtweisse Erde, die eine grosse Menge Obsidiane und bimssteinartige Perlsteine enthielt. Hier gerieth Hr. E. in grosse Verlegenheit, ob er dieses letzte Fossil nicht, wie es ihm doch am wahrscheinlichsten schien, einer vulkanischen Entstehung zuschreiben sollte. Doch erklärt er sich endlich für eine neptunische, weil er keine andern vulkanischen Fossilien dabey fand, und glaubt, dass jetzt weder ein Oryktognost noch irgend ein Geognost den Obsidian noch für ein vulkanisches Fossil halten wird; worin er sich doch zu irren scheint. Denn dieser streitige Gegenstand ist so weit noch nicht aufs Reine. Der meiste verkäufliche Bimsstein, der bekanntlich von den Liparischen Inseln gebracht wird, verhielt sich nach den damit angestellten Versuchen eben so, wie der hiesige, daher er ihm ebenfalls einen neptunischen Ursprung zuschreibt. So trifft man auf mehrere Stellen, die den Neptunisten sehr vorgreiflich, den Vulkanisten hingegen in eben dem Grade verwerflich scheinen werden. In den Weingärten von Erdöbanya fand er die von Fichtel beschriebenen vielfarbigen Halbopale und Obsidiane, doch letzte sie ganz anstehend. Auf einem Berge bey Tallya, der mit dem Schator in Verbindung steht, fand er Basalt, dessen Blasenräume mit dem oberwähnten Perlsteine angefüllt waren. Endlich versichert er S. 167., dass er überall, wo Fichtel Aschen und Schlacken sahe, auch nicht die mindeste Spur von einem Feuerproducte angetroffen habe, und wünscht, dass künftige Reisende zwischen ihm und Fichtel entscheiden mögen, worin gewiss alle wahrheitliebende Geognosten von ganzer Seele mit einstimmen werden. Die ungarischen Mineralogen scheint er indessen wider sich zu haben, indem er selbst klagt, dass sie seine Gründe gegen die Fichtel'schen Behauptungen nicht einmal hätten anhören wollen.

Von Telkobanya reiste er nach Caschau, welches zwischen aufgeschwemmten Gebirgen liegt, die Opalbrüche bey Czerwenitza besuchte er aber nicht, da sie nicht im Umtriebe standen. Bey Schmöllnitz fand er uranfänglichen Thonschiefer mit erzhaltigen Gebirgslagern. Von hier ging er über Göllnitz, Slowinka, Poratsch und Iglo nach Kesemark, wo er aber doch verhindert wurde, die Karpathen noch zu besuchen.

* * *

Bayreuth, in d. Lübeckischen Hofbuchh.: *Fliegende Volksblätter, zur Verdrängung schädlicher, oder doch geschmackloser Volksleserey. Angefangen von J. F. Schlez.* Zweytes Bändch. nebst einem Anhang. Mit Bildern. 1800. 8. (13 gr.)

Leipzig, b. Graffé: *Magazin für Landprediger, insbesondere für die, die sich im Gedränge der Geschäfte befinden.* 1. B. 6. Heft. 1799. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 224.)

Lübeck, b. Iversen u. C. u. Leipzig, b. Heinsius: *Niedersächsisches Kochbuch,* oder 710 Anweisungsregeln, wornach alle und jede, sowohl kostbare, als ordinäre Speisen präpariret, auch einige Gartenfrüchte getrocknet und eingemacht werden können, nebst 52 Regeln von den nöthigsten Confituren. Für die Liebhaber mit aller Aufrichtigkeit verfertigt durch *Marcus Loofft.* 17te verbess. Ausg. 1800. 550 S. 8. (16 gr.)

Augsburg, b. Riegers S.: *Andächtige und kurze Besuchung des schmerzhaften Kreuzweges, für die Verehrer des Leidens Christi,* herausgegeben von *P. Franz Schauenburg.* N. Aufl. 1798. 24 S. 12. (1 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. April 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Edinburgh u. London, b. Cadel u. Davies: *The anatomy of the human body.* Vol. II. containing the anatomy of the heart and arteries. By *John Bell Surgeon.* 1797. XXXI u. 406 S. gr. 8. (12 Rthl.)

Dies ist die Fortsetzung der mit den Knochen und Muskeln im ersten Bande begonnenen Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers, aber nach einem in mancher Rückficht veränderten und erweiterten Plane. Denn einmal glaubte der Vf., um die Anatomie des Herzens durchaus verständlich zu machen, nicht blos bey dem Menschen stehen bleiben zu dürfen, und hat daher wenigstens im Allgemeinen und bey Gelegenheit auch von den übrigen, in Rückficht des ganzen Herzbaues, verschiedenen Thieren, gesprochen; fürs andere ist den anatomischen Beschreibungen unmittelbar mehr physiologisches Räsonnement mit eingewebt; ferner sind Abhandlungen über das Blut selbst, über die Respiration in den verschiedenen Thierclassen, über Misbildungen und über Krankheiten des Herzens hinzugefügt, und endlich sind auch die Abbildungen von dem Werke unzertrennlich, da sogar manche kleinere Kupfer zwischen den Text selbst hineingedruckt sind. Doch erstrecken sich die Abbildungen nur auf menschliche und thierische Herzen und Respirationswerkzeuge, die einzelnen Schlagadern sind in ihrem Verlaufe nicht dargestellt, und es scheint dies auch weniger nöthig, da nach einer genauen Kenntnifs der Muskeln die Lage der Gefäfse sich schon weit leichter durch blofse Beschreibung verständlich machen läfst.

Die Vorrede enthält zuerst einen kurzen Blick auf *Harvey's* Entdeckung des Blutumlaufs, auf die vor ihm gehegten Meynungen, die Widersprüche, welche der grofse Mann fand, und die lächerlichen Hypothesen, welche man nach allgemein anerkanntem Harvey'schen Kreislaufe über die Bestandtheile des Blutes, ihre Gestalt u. s. w. vorbrachte. Dann kommt der Vf. auf den Nutzen der Physiologie des Herzens und der Respirationswerkzeuge, welche beide mit allen übrigen Theilen in so enger Verbindung stehen, und setzt hierauf noch vorzüglich die Unentbehrlichkeit einer genauen Arterienkenntnifs für den Wundarzt auseinander, wobey er sich zugleich über die Erschwerung der anatomischen Kenntnisse durch Unzweckmäfsigkeit, sowohl in der Ordnung als in der Art des Vortrages, ausläfst. Das Werk selbst zerfällt in zwey Bücher, nämlich: I. *vom Herzen,* II. *von den Schlagadern.* Im ersten Buche handelt das erste Kapitel zuförderst *vom Mechanismus des Herzens* und der Vf. zeigt, ohne sich auf genaue Beschreibung einzulassen, erst die Verschiedenheit des Herzens in mehreren Thierclassen und die Verrichtung desselben im Allgemeinen, wobey etwa folgendes zu erinnern ist: die Behauptung S. 2, dafs die Venen gerade so viel Blut in die rechte Herzkammer bringen, als aus der linken fortgetrieben wird, scheint nicht gegründet zu seyn: wozu wäre sonst die rechte Herzseite so viel geräumiger und ihre Wände nachgiebiger als die linke? — S. 4 sagt der Vf. kaltblütige Thiere sind meist langsam, träge und bewegen sich nur mit Mühe; dies ist viel zu allgemein behauptet, denn wie manche Amphibien und Insecten sind in ihren Bewegungen äusserst schnell. Ferner heifst es ebendaselbst, die Amphibien unter den Säugethieren können nicht länger untertauchen als der Mensch — wozu hätten denn aber die Robben die grofsen *sinus venosos* an der Hohlvene?? — S. 5 spricht der Vf. von zwey Herzen der warmblütigen Thiere, und meynt damit die zwey Herzseiten, jener Ausdruck ist deswegen nicht passend, weil es kaltblütige Thiere giebt, die wirklich mehrere von einander abgesonderte Herzen haben, wie z. B. die Sepien. Es folgt nun die Beschreibung der einzelnen Theile des Herzens, welche nach des Rec. Bedünken hätte vorangehen sollen; denn es mufs dem Anfänger, welcher diese Theile noch nicht gesehen oder wenigstens deutlicher beschrieben gehört hat, in dem Vorhergehenden manches dunkel bleiben, und zum Theil würde auch durch vorangeschickte Beschreibung der einzelnen Theile manche Wiederholung haben vermieden werden können. Der Name *auricular valves,* welchen der Vf. für die *valv. tricuspidales* und *mitrales* wählt, ist nicht paffend, denn diese Klappen liegen ganz in den eigentlichen Herzkammern selbst und haben auf die Nebenkammern oder Venensäcke keinen gröfsern Bezug als auf die eigentlichen Herzkammern. Ueber die Eustachische Klappe läfst sich der Vf. weitläufig aus und hat einige gute Abbildungen derselben beygefügt, wenn er aber S. 30 behauptet, dafs seit Winslow's Zeit keine einzige vollkommne Beschreibung dieser Klappe gegeben worden sey; so zeigt er seine Unbekanntschaft wenigstens mit der deutschen Literatur. Den Nutzen, welchen die meisten Physiologen für die Eustachische Klappe angeben, und der sich nur auf den Fötus erstreckt, will der Vf. durchaus nicht gelten lassen; denn es sey nun, dafs man mit Haller und andern das Hinleiten des Blutes zum *foramen ovale,* oder mit Lancisi die Unter-

Unterstützung der aus der untern Hohlvene kommenden Blutsäule zur Verrichtung dieser Klappe zähle, so habe man in beiden Fällen den kleinen Umstand vergessen, dass der Fötus mit dem Kopfe zu unterst im Mutterleibe liegt. Diese Klappe hat nach dem Vf. im Erwachsenen ihren Nutzen zur Verstärkung der Wirkung bey der Zusammenziehung der rechten Nebenkammer; denn da, wo die Hohlvenen die Nebenkammer durch ihr Zusammentreffen schliessen, sey dieselbe sehr schwach und dünn und die grosse Weite des *sinus venosus*, d. i. beynahe der ganzen Nebenkammer, würde ihrer Zusammenziehung alle Wirkung benehmen, um dies zu verhindern, treffen die Hohlvenen und die Nebenkammer so schief zusammen, dass die Seite der Hohlvene eine Art von Mauer für die Nebenkammer bilde; wenn diese sogenannte Mauer (*wall*) bey erschlaffter Nebenkammer lose zurückfalle, so habe sie das Ansehen einer Klappe ohne den Nutzen derselben, wenn aber die Theile angespannt und mit Blute gefüllt seyen; so bilde sie wirklich einen Theil der Seitenwand (*side*) der Nebenkammer. Rec. gesteht, dass ihm durch diese Ansicht der Dinge noch gar nichts erklärt und gewonnen scheint. Es folgt nun der Abschnitt *von der Wirkung des Herzens:* der Vf. hätte sich hier weniger bey den alten längst vergessenen Meynungen über die Ursache der Zusammenziehung des Herzens aufhalten sollen; auch ist es wohl nicht in der Natur gegründet, dass wie der Vf. noch annimmt, die Reizbarkeit von den Nerven ganz unabhängig sey. *Vom Herzbeutel:* mit Recht macht der Vf. aufmerksam, „dass im lebenden Zustande zwischen dem Herzbeutel und dem Herzen kein so grosser Raum sey, als bey einem todten Körper, und dass bey heftigeren unregelmäsigen Zusammenziehungen das Herz von seinem Beutel unterstützt werde; denn wenn man bey ungeöffnetem Herzbeutel das Herz einspritzt, so füllt es denselben so aus, dass man kaum ohne Verletzung des Herzens am Beutel einschneiden kann (es ist aber hiebey noch immer abzurechnen, dass das Herz vom Blute nie so voll als von Injectionsmasse wird, da die Nebenkammern und Herzkammern sich nur abwechselnd füllen.) Dass der Herzbeutel durch das beständige Reiben am Herzen an Dicke zunehme, ist wohl nicht wahrscheinlich, denn sonst müsste derselbe bey alten Leuten doch verhältnissmäsig ungleich dickhäutiger seyn; er nimmt nur nach einem natürlichen Gesetze der thierischen Oekonomie so lange an Dicke zu, bis er gehörig geschickt zu seiner Verrichtung ist, wie wir dies bey andern Theilen auch finden, ohne einen Reiz durch Friction annehmen zu dürfen. Bey Gelegenheit der im Herzbeutel enthaltenen Feuchtigkeit, welche im Leben nur Dunst nicht tropfbares Wasser ist, kramt der Vf. wieder unnöthigerweise die abentheuerlichsten Meynungen der alten Aerzte von dem Herzbeutelwasser aus, und hält sich sogar bey dem Streite auf, welchen dieselben begonnen: ob aus der, Jesu mit dem Speere gemachten Brustwunde Herzbeutelwasser geflossen sey oder nicht. Wozu nützt doch auch nur die Erwähnung solcher Lächerlichkeiten in einem Werke wie das vorliegende? Und doch ist dies hier sehr oft der Fall. Das zweyte Kapitel handelt *vom Blute*, und fängt gleichfalls mit der Aufzählung mancher albernen Hypothese an. Hunter's Meynung von der Vitalität des Blutes und nachher von der *materia vitae diffusa* sucht der Vf. weitläufiger zu widerlegen; da aber die Widerlegung gerade nichts Neues enthält; so enthalten wir uns näherer Anzeige. Der Vf. geht dann zur Betrachtung der Eigenschaften des Blutes über, welche er nach den drey leicht durch Ruhe sich abscheidenden Bestandtheilen untersucht. Dass die Farbe der Blutkügelchen von Eisen entstehe, glaubt der Vf. nicht; denn ein Gran Eisensafran (?) welchen wir von vierhundert Theilen der Blutkügelchen erhalten, sey wohl nicht zur Färbung derselben hinlänglich — warum nicht? — Die gerinnbare Lymphe hält der Vf. für völlig gleich mit dem Kleber (*gluten*) der Pflanzen; die feinen Unterscheidungen zwischen *gluten* und *albumen* oder *serum*, zwischen vegeto-animalischem *gluten* und dem Kraftmehle der Pflanzen, seyen ganz überflüssig, alle diese nur verschiedene Zustände (*stages*) eines und desselben Productes; was im *albumen* unvollkommener ist, sey im *gluten* vollkommener und der ganze Unterschied beruhe vielleicht nur auf etwas mehr oder weniger Sauerstoff. Das Serum sey auch nur durch eine grössere Menge Wassertheilchen verschieden, welche zur Aufnahme mancher fremder in den Körper kommender Theile und zur Ausführung derselben dienen; bey ganz gelinder Abdunstung bleibe eine dem *gluten* völlig gleiche Masse übrig. Die Flüssigkeit des Serums scheine auf dem darin enthaltenen Laugensalze zu beruhen; daher machen Säuren es wirklich gerinnen, indem sie sich mit dem Laugensalze verbinden; Weingeist hingegen bewirke nur eine scheinbare Gerinnung, indem sich derselbe lieber mit dem Wasser verbinde, woher denn das ganze trübe und das Serum verdickt werde. Der Vf. geht nun zu der Wirkung der Luft auf das Blut über, welche durch Veränderung der Farbe am leichtesten erkannt wird; hier schaltet er vorläufig auf mehr als 10 Seiten eine Darstellung des grossen Nutzens der neueren Chemie und der neueren Theorie selbst durch Vergleichung der Erscheinungen bey Verbrennung und Verkalchung der Metalle und der ältern und neuern Erklärungsart ein, wobey auch viele chemische Versuche erzählt werden. Obgleich in einer physiologischen Abhandlung über das Blut allerdings zur allgemeinen Verständlichkeit die Lehre der neueren Chemiker von der verschiedenen Art des Säuerungsprocesses dargestellt werden muss; so glaubt Rec. doch, dass dies hier viel zweckmäsiger, bündiger und mit etwas mehr Ordnung hätte geschehen können. Die ganze Abhandlung gehört eigentlich wohl nicht in ein anatomisches Lehrbuch, doch ist darüber leicht wegzusehen, wenn man nur den Titel des Werks verändert und statt Anatomie *Physiologie* setzt. In dem Abschnitte von der Wärme des Blutes widerlegt der Vf. Crawford's Theorie und nähert sich der von *Brandis* (Versuch über die Lebenskraft) vorgetragenen Lehre,

Lehre, nach welcher nämlich die Wärme nicht in den Lungen, sondern an den äussersten Enden der Schlagadern erzeugt wird. Nach diesem Abschnitt betrachtet der Vf. die Respiration selbst, und zwar zuerst im Allgemeinen bey Thieren und Pflanzen, dann im *dritten Kapitel* besonders bey den verschiedenen Thierclassen. In jener allgemeinen Betrachtung wird nur von der Veränderung gesprochen, welche die atmosphärische Luft in der Lunge, und welche sowohl Luft als Wasser in den Pflanzen erleiden. Bey der Respiration der Vögel erklärt sich der Vf. ganz gegen Hunter, welcher bey diesen Thieren ein Zwergfell annimmt, welches durch gewisse kleine von der innern Fläche der Rippen entstehende Muskeln, zugleich mit den Lungen abwärts gezogen werde. Ein solches vermeyntes häutiges Zwergfell ist nicht da; Brust und Bauchhöhle sind bey diesen Thieren eins und die Bauchhaut bildet in beiden mehrere grosse Zellen oder Blasen, in welche bekanntlich die Luft aus den kleinen, keiner Bewegung fähigen Lungen einströmt. Der Nutzen hievon ist theils das Leichtermachen des Körpers und theils ein doppelter Gebrauch derselben Luft zur Oxydirung des Blutes, denn wenn die Luft aus den Luftzellen durch die Lungen zurückströmt, so hat sie noch bey weitem nicht allen Sauerstoff verloren. (Daher dürfen Vögel nicht so oft einathmen als Säugethiere, welches, zumal beym schnellen Fluge sehr zu statten kommt.) Die Luftzellen der Brust und des Bauches beschreibt der Vf. ziemlich genau und bildet dieselben auch in Umrissen auf der zu S. 144 gehörigen Tafel ab. Es ist hier auch auf einer besondern Tafel die Abbildung von der Brust- und Bauchhöhle des Strausses nachgestochen, welche die Pariser vor längerer Zeit lieferten, die aber hier wohl hätte wegbleiben können, da man es derselben ansieht, dass sie nicht getreue Copie der Natur sey. Mit Recht bemerkt der Vf. bey der Respiration der Amphibien, dass dieselbe vermöge der am Unterkiefer befestigten Muskeln allein geschehe; dass diese Thiere nie das Maul zum Athmen aufthun, sondern blos durch die Nasenlöcher Luft einziehen, welche durch Zusammenziehung der breiten Muskeln, welche den Bogen des Unterkiefers ausfüllen, in die Lungen getrieben wird; die aus den Lungen durch leichte Zusammenziehung der Bauchmuskeln wieder fortgebracht wird. Diese Thiere schlucken also Luft hinunter, ungefähr so, wie andere Thiere Speisen schlingen. Unter der Respiration der *Fische* wird auch die der Schaalthiere, oder wie die Engländer in Rücksicht der Respiration wenigstens nicht unrecht sagen, *Schaalfische* (*shellfish*) mit begriffen, welche auch durch Kiemen geschieht. Das blosse Eintauchen der Kiemen in's Wasser, ist nach dem Vf. nicht zur Respiration (der Ausdruck Respiration wird mit Recht auch bey diesen Thieren beybehalten) hinlänglich, sondern das Wasser muss mit einer gewissen Gewalt durch die Kiemen strömen. Amphibien und Fische kommen darin überein, dass beide ein einfaches Herz haben, es findet aber der besondere Unterschied statt, dass bey den Amphibien, z. B. dem Frosche, das Lungenherz fehlt, indem nur eine kleine Schlagader von der Aorta zu den Lungen abgeht und folglich jedesmal nur die Hälfte des Blutes oxydirt wird, welches zu den Theilen hingeht. Bey den Fischen hingegen ist das Gefäss, welches aus der Herzkammer kommt, blos Lungen- oder Kiemenschlagader, es vertheilt sich ganz und gar zu den Kiemen, und aus den von den Kiemen zurückkommenden Venen wird der gemeinschaftliche Stamm zusammengesetzt, welcher das Blut zum ganzen Körper führt und folglich Aorta ist. Auffallend war Rec. das, was der Vf. bey der letzten Art der Respiration, nämlich bey den Insecten sagt: „man muss nicht vergessen, dass, obgleich der Anfang dieser Röhren „(Luftröhren) in den grossen Tracheen und nahe an „den Stigmaten, völlig durchscheinend ist, doch die „äussersten Zweige derselben schön weiss sind, wie „mit Chylus angefüllte Gefässe." Vielleicht spricht diese Bemerkung für Hn. *Wiedemann's* Idee, welcher die Stigmaten für eine Art von Kiemen und die sogenannten Luftröhren selbst für Blut- oder Saftgefässe zu halten geneigt ist. Das vierte Kapitel handelt *von den Eigenheiten des Blutumlaufes beym Fötus.* Nach einer allgemeinen Uebersicht derselben beschreibt der Vf. die verschiedene Bildung der Theile, welche den Kreislauf des Fötus bestimmen, auf eine zweckmässige Art. Der Nutzen des *ductus arteriosus* besteht nach dem Vf. vorzüglich darin, dem Blute der Aorta die vereinigte Kraft beider Herzkammern (vermöge der Zusammenziehung dieser) zu geben, welches bey dem Fötus, wo das Blut einen weiteren Zirkel durch Nabelschnur und Mutterkuchen zu machen hat, nöthig war; so ist also das doppelte Herz nur als ein einziges zu betrachten, so lange *foramen ovale* und *ductus arteriosus* offen sind. Der Vf. glaubt, dass das Blut des Fötus im Mutterkuchen oxydirt werde, und scheint den Tod des Kindes bey, während der Geburt zusammengedrückter Nabelschnur mit als Beweis für diese Meynung gelten machen zu wollen, welches aber durchaus nicht Statt findet, denn in diesem Falle ist ja die Gemeinschaft zwischen Mutter und Kind aufgehoben, und das Kind muss folglich auch sterben, wenn sein Blut blos in der Mutter oxydirt wird. Die alte auch von Haller noch angenommene Idee, dass das Blut bey dem Ausathmen nicht frey durch die Lungen dringen könne, weil bey dem Zusammenfallen der Lungen die Gefässe sehr viele Krümmungen und Winkel bilden, lässt der Vf. nicht gelten; denn da von 220 Cubiczollen Luft, welche die Lungen im ausgedehntesten Zustande halten, bey jedem gewöhnlichen Ausathmen nur etwa 40 Cub. Zoll fortgeschafft werden; so betrage das Zusammenfallen im Ganzen nur sehr wenig und die Gefässe bleiben völlig wegsam. Diesen Satz angenommen, fallen denn auch alle die Schlüsse weg, dass man, wenn das *foramen ovale* auf irgend eine Art offen erhalten werden könne, das Athmen längere Zeit als sonst entbehren könne.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

1) BAYREUTH, b. Lübeck: *Allgemeingültiges Gesellschaftsgesangbuch.* 1799. 13 Bog. 12.

2) LEIPZIG: *Auswahl der besten und neuesten Lieder nach bekannten Melodieen.* Ein Taschenbuch für frohe Gesellschaften. 1799. 9 Bog. 8. (6 gr.)

3) HANNOVER, b. Hahn: *Liedersammlung für gebildetere Töchter.* 1798. 7 Bog. 8. (6 gr.)

Wenn man nach der Menge von Liedersammlungen, welche seit einigen Jahren erschienen sind, urtheilen dürfte; so müsste kein Volk in Europa mehr singen, als die Deutschen; und doch singt vielleicht gerade keines weniger, als sie; und sie selbst sogar *jetzt weniger als ehemals.* Die Ursachen wären nicht schwer zu finden, aber hier zu weitläufig zu entwickeln. Dass man aber die fortdauernde, durch politische Umstände vielleicht gar vermehrte, Dürre unserer gesellschaftlichen Unterhaltung lästig findet; dass man strebt, mehr Geist, mehr Lebhaftigkeit, mehr Frohsinn darüber auszugiessen, sieht man aus dem Eifer, womit Liedersammlungen aller Art, und sowohl Texte als Melodieen zusammengetragen und dem schweigenden Publicum angeboten werden. Der Himmel gebe, dass diesen verdienstlichen Eifer die Erreichung seines Zweckes belohne! *Passender* Gesang ist gewiss eine der angenehmsten und unterhaltendsten gesellschaftlichen Abwechselungen, und eine der besten Aufmunterungen zum Frohsinn, welchen wir Deutsche so sehr bedürfen. Um aber diesen Zweck zu erreichen, müssen freylich die Sammlungen zweckmässiger werden. Wenn man *in gemischten Gesellschaften* singen soll, so muss man auch etwas haben, was *jedermann* mit Bewusstseyn singen *kann.* Ausserdem sind es höchstens die Töne, welche zu einem einzelnen Gesange reizen; und dann ist es mehr Vergnügen der Einsamkeit, weil man wohl fühlt, dass der Text kein Verhältniss zur Gesellschaft hat, oder in Gesellschaft blosser Ohrenkitzel und Kunstvortrag, wobey die Mehrheit müssig zuhört. So war es bisher fast mit allen Gesängen, welche sich über den grössten Theil von Deutschland ausgebreitet haben. Auf den *Tönen* hoben sie sich.

Rec., der schon sehr lange auf gesellschaftliche Unterhaltung, und auf den so wichtigen Zweig derselben, den Gesellschaftsgesang, aufmerksam ist, hat noch keine Sammlung gefunden, welche seinen Foderungen so nahe käme, und von den vorher geäusserten Grundsätzen ausginge, als:

Nr. 1. das *allgemeingültige Gesellschaftsgesangbuch.* Es enthält 134 Lieder (58 allgemeingesellschaftliche; 4 Tischlieder; 44 Weinlieder; 13 Rheinweinlieder; 5 Punschlieder; 2 Bischoflieder und 8 vermischte bey bestimmten Gelegenheiten) freylich nicht lauter poetische Meisterstücke; das ist aber auch auch nicht möglich, und in der That auch nicht nöthig. Singen kann sie indessen, (etwa ein halbes Dutzend ausgenommen, die ausdrücklich bezeichnet sind) nicht blos jedermann, Jüngling und Greis, Mädchen und Weib, ohne den geringsten Anstoss (selbst die unschuldigsten Scherze von Kuss und Liebe sind mit *Recht* vermieden) sondern man kann sie auch *zu jeder Zeit* und *an jedem Orte* singen. Lauter sehr wichtige Bedingungen für ein eigentliches Gesellschaftsgesangbuch. Es fehlt ihm nichts mehr, als das in der ausführlichen Vorrede längst versprochene, und solchen Sammlungen unentbehrliche Melodieenbuch.

Nr. 2. Die Auswahl enthält 80 Lieder, für eine Donnerstagsgesellschaft zunächst bestimmt, daher zuerst zwey Begrüssungen des Donnerstages, dann Lieder für die Freuden der Tafel, des Weines, *der Liebe,* zum Preise *der schönen Hälfte des Zirkels,* Tanz, Hoffnung, Freude, Freundschaft, Leben, Fürst und Vaterland, für einzelne Lagen des Lebens; also schon der Bestimmung nach nicht allgemein gültig. Es sind sogar Maurerlieder darin. Bey der Mannichfaltigkeit der Gegenstände, und dem grossen Reichthume an Liedern über einige davon sind diese auch ziemlich flüchtig zusammen geworfen, und ohne alle Rücksicht auf die vorhin erwähnten Grundsätze bearbeitet. So sollen „alle gute Väter leben, die an ihre Brautnacht denken;" so „braueten Weiblein zur Erfrischung Punsch, und der Kenner *wird hinausgewinkt,"* u. dgl. mehr, was in einer grossen gemischten Gesellschaft anstössig, oder für die individuelle Wirklichkeit sinnlos ist.

Nr. 3. Die Liedersammlung hat einen genau bestimmten Zweck, und ist nach der kurzen Vorerinnerung für die Hoftöchterschule (Hoftöchter?) zu Hannover gemacht worden. Insofern lässt sie sich nicht vollkommen beurtheilen. Sie ist nicht blos unanstössig, sondern auch beynahe gar zu ernsthaft, wodurch sie vielleicht ihrer Anwendung schadet. Der Frohsinn junger Mädchen wird durch sie nicht geleitet, denn er findet in ihr gar keine Nahrung, und könnte eben darum sie leicht ganz fliehen. Da sie durch den Druck dem ganzen Publicum mitgetheilt wurde, so hätten die Lieder wohl in poetischer und anderer Rücksicht etwas sorgfältiger gesammelt werden sollen. Die Hälfte wenigstens (zusammen sind es 65) hat ausser der Unanstössigkeit nichts weiter für sich. Hie und da ist gar die Bestimmung der Sammlung vergessen; so ist z. B. *die Ermunterung* S. 24 ganz für Männer. Zuweilen indessen finden sich Abänderungen und Abkürzungen, wie S. 22. 29 u. s. w. oft ohne dass man eine Ursache sieht. Dass keine Melodieen angegeben sind, ist gleichfalls ein Mangel. Einige können gar nicht einmal gesungen werden, wie z. B. mehrere von Klopstock. Und endlich, warum sind die Verfasser nicht genannt? Verdienen denn die Dichter, deren Lieder das Volk kennen lernen soll, nicht auch dem Namen nach von ihm gekannt zu seyn?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. April 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

EDINBURGH u. LONDON, b. Cadel u. Davies: *The anatomy of the human body etc.* By *John Bell* Surgeon etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im fünften Kapitel handelt der Vf. von Missbildung des Herzens und der Lungen und von Krankheiten des Herzens, weil alles dieses zur richtigen Erkenntniss der Verrichtungen dieser Theile im gesunden Zustande nothwendig ist. Der gewöhnlichste Fehler in der Bildung des Herzens bestehe in widernatürlich verschlossenen Lungenschlagadern, hier sterbe das neugeborne Kind entweder sogleich, oder es lebe einige Tage lang, wenn nämlich rückwärts durch den *ductus arteriosus* ein wenig Blut aus der Aorta in die Lungen gelangen könne. Die nächste Missbildung sey die, wo die Aorta so über beiden Herzkammern stehe, dass sie sich gleichviel in beide öffne, in diesem Falle sey auch meist die Lungenschlagader zu enge, und so werde nur sehr wenig Blut oxydirt. Eine dritte Art der Missbildung sey die, wo, wie bey manchen Amphibien noch eine dritte Herzkammer statt findet, aus welcher sowohl die Lungenschlagader als die Aorta entsteht. Hier wird nur die Hälfte des in den Körper zu treibenden Blutes oxydirt. Der Vf. beschreibt auch die Folgen dieser Missbildungen, wenn die Kinder kürzere oder längere Zeit nach der Geburt leben bleiben, genau; im Allgemeinen sind bläulichrothe Farbe (*livid color*), unzuvertreibende Kälte, Angst und Beklemmung der Brust, Herzklopfen, schweres Athmen, Ohnmachten oder epileptische Anfälle nach Anstrengungen oder Leidenschaften, die Zeichen von schlecht oxydirtem Blute. Auch Missbildung der Lungen kann diese Folgen veranlassen, es wird hier blos des Mangels und des Kleinerwerdens einer oder beider Lungen erwähnt, so erzählt der Vf. S. 217 von einem Soldaten, dem die Lunge an der rechten Seite durchaus fehlte und zwar war dies ein angeborner Fehler; dass es krankhaft oft der Fall werde, ist bekannt genug. Unter den Krankheiten des Herzens erwähnt der Vf. zuerst die Erweiterung und Erschlaffung des Herzens, wobey derselbe sich oft zu einer ungeheuern Grösse verändert. Bey solcher Erweiterung seyen zugleich auch die grossen Venen und die Nebenkammern erweitert und zwar oft zu einem solchen Grade, dass die venösen Klappen gar nicht mehr wirksam seyn können; daher fühlt man dann oft selbst in den Halsvenen eine Art von Pulsation, welche nämlich durch die Zusammenziehung der vordern Herzkammer bewirkt wird. Die Aorta hingegen bleibt meistens nicht allein verhältnissmässig kleiner, sondern wird in der Folge selbst absolut kleiner, welches aus der geschwächten Kraft des erweiterten Herzens leicht zu erklären ist. In solchen Fällen, wo die Aorta sehr erweitert ist, findet man gewöhnlich ein kleines aber derbes muskulöses Herz. Bey Gelegenheit der Erweiterung des Herzens spricht der Vf. auch von Polypen des Herzens, und führt einige abentheuerliche ältere Beobachtungen darüber an; er glaubt, dass selbst bey krankhafter Erweiterung des Herzens diese Polypen doch nur in den Augenblicken des Todes entstehen. Als eine andere, nicht seltene Krankheit des Herzens giebt der Vf. eine ungewöhnliche Verdickung der Wände desselben an, wobey selbst, wenn das Herz von aussen grösser als gewöhnlich erscheint, doch die Höhlen desselben kleiner sind. Diese Krankheit finde ohne Verknöcherung der Klappen, ohne Verengerung der Aorta oder eine andere bemerkbare Ursache statt, und bringe eine grosse Menge von Symptomen hervor, welche die Erkenntniss dieser und anderer Krankheiten des Herzens verwirren und schwieriger machen. Zuletzt spricht der Vf. noch von Erweiterung der Aorta, welche so häufig als fürchterlich ist. Weder *Hunter's* noch *Haller's* Meynung von der Beschaffenheit dieser Krankheit genügen unserm Vf.; er behauptet, dass bey alten Personen bey anfangender Verknöcherung der Aorta die Muskelhaut derselben vernichtet und die äussere und innere Haut verdickt werde. Bey verlorner Muskelkraft könne nun das Gefäss dem Antriebe des Blutes nicht mehr hinlänglich widerstehen und werde so erweitert. Von dem Herzklopfen, welches leider zu oft als ein Zeichen organischer Fehler des Herzens und der nahen Gefässe und Theile angesehen wird, sagt der Vf., dass es bey jüngern Personen in der Regel nur Nervenkrankheit sey, bey alten aber eher Gefahr befürchten lasse. Er warnt daher im ersten Falle sehr vor dem Aderlassen.

Im zweyten Buche werden von S. 245 an, die einzelnen Schlagadern beschrieben und zwar giebt der Vf. zuerst, wie das äusserst zweckmässig ist, und bey dem Vortrage der Anatomie immer geschehen sollte, eine allgemeine Uebersicht des Verlaufes der Hauptstämme. Die folgenden Beschreibungen sind im Ganzen richtig, deutlich und zweckmässig; doch verfällt der Vf. auch hier, wo es ihm noch weniger als im ersten Buche zu verzeihen ist, in den Fehler, dass

dass er sich bey längst vergessenen Meynungen aufhält. So füllt er z. B. vier Seiten mit der albernen Behauptung der ältern Anatomen, dass auf zusammengedrückte Carotis Schlaf erfolge. Weit zweckmässiger ist dagegen das, was er S. 257 über das Zusammendrücken der Schlagadern in der Nähe der grossen Stämme mit den Fingern bey chirurgischen Operationen sagt, dass dies nämlich oft sehr unzuverlässig sey, und dass man aus dem Verschwinden des Pulses nicht auf völlig gehemmten Blutlauf in der zusammengedrückten Pulsader schiessen dürfe. Was der Vf. S. 290 über den geschlängelten Lauf der Schlagadern sagt, dass derselbe nämlich gar nicht zur Verstattung des Nachgebens bey der Ausdehnung der Theile diene, ist gewiss nur Liebe zu Paradoxen; der Grund, dass an nicht ausdehnbaren Theilen wie z. B. am Hinterhaupte Schlagadern gleichfalls sehr geschlängelt laufen, beweist noch nichts für den Vf.: denn wie manchen andern Zweck kann die Natur dabey beabsichtigen, welchen wir noch nicht einsehen, auch vielleicht nie einsehen werden? Bey Gelegenheit der Hirnschlagadern merkt der Vf. an, dass, obgleich dieselben, da, wo sie durch die feste Hirnhaut dringen, das äussere Zellgewebe verlieren, welches dieselben an andern Theilen des Körpers befestigt, sie doch deswegen vielleicht nichts an Stärke einbüssen, wie es ältere Zergliederer glaubten. Indessen erzählt der Vf. doch S. 299 ff. die Krankengeschichte einer Frau, wo durch einen blossen Fehltritt ohne Fall, die mittlere Hirnschlagader queerdurch gerissen war, so dass eine Menge Blut sich in die Hirnhöhlen und unter die feste Hirnhaut ergossen hatte. Es scheint doch beynahe, als ob hier eine besondere prädisponirende Ursache statt gefunden haben müsse. In den folgenden Beschreibungen nimmt der Vf. bey solchen Schlagadern, welche wegen mancher chirurgischen Handleistungen dem Wundarzte wichtig seyn müssen, immer hierauf Rücksicht, und schaltet manche gute Bemerkung ein; warnt den Anfänger hin und wieder durch Erzählung übel abgelaufener Fälle und giebt selbst da, wo es nützlich seyn kann, Varietäten in der Vertheilung der Hauptäste an, wie z. B. S. 380 bey der Theilung der Armschlagader. Was die Abbildungen betrifft, so sind dieselben meist vom Vf. selbst radirt und als Kunstwerke freylich keines hohen Lobes werth; doch erläutern sie meist die Gegenstände hinlänglich. Am schlechtesten sind die von den venosen Klappen, wo der Vf. mehr nach Willkür als nach der Natur gearbeitet zu haben scheint. Einige Ansichten sind neu und gut z. B. S. 23 die halbmondförmigen Klappen der Aorta im ausgedehnten Zustande von unten gesehen. Ungleich fleissiger und auch mit dem Grabstichel bearbeitet ist die zu S. 37 gehörende Abbildung Nr. 2, welche die Eustachische und Thebesische Klappe in der Lage vorstellt, wie man dieselbe nämlich durch den nur zum Theile geöffneten Hohlvenensack sieht; diese ist nach *Bell's* Zeichnung von *Bengo* gearbeitet.

NATURGESCHICHTE.

Linköping, b. Björn: *Lichenographiae Sueciae Prodromus.* Auctor *Erich Acharius*, Med. Doct. Medicus Provin. Ostro-Gothiae etc. 1798. 264 S. mit 2 illum. Kupf. 8.

Alle Botaniker werden es mit uns dem Hn. Provincialmedicus *Acharius* zu Wedstena danken, dass er sich der mühevollen Arbeit die Flechten Schwedens gehörig zu bestimmen, mit so glücklichem Erfolge unterzogen hat. Mehrjährige Beobachtungen, die er über diese Gewächse anzustellen Gelegenheit hatte, und wodurch er öfter mehrere Arten als Spielarten ein und derselben Pflanze kennen lernte, geben dieser Arbeit, vor der seiner Vorgänger, einen bedeutenden Vorzug. Er sieht dieses Werk nur als den Vorläufer eines grössern an, worin er alle Arten abbilden und beschreiben wird, wozu er aber wegen seiner vielen Geschäfte, die ihm von diesen Lieblingsbeschäftigungen abziehn, noch vor der Hand keine Hoffnung machen kann. Indessen verspricht er seine fernern Beobachtungen und Berichtigungen als einen Nachtrag in der Folge bekannt zu machen. Was bis jetzo über die Blüthen und Früchte der Flechten bekannt ist, zeigt er ganz kurz in der Vorrede an, in der er auch noch einige Ausdrücke, deren er sich bey der näheren Bestimmung und Abtheilung der Arten bedient hat, erklärt. Diese beziehen sich meistentheils auf die Fruchtbehältnisse, welche, wie bekannt, eine abweichende Form haben, und einige gehen nur auf andere Theile. Diese Ausdrücke, unter denen die meisten schon bekannt waren, sind folgende: *Scutellae, Peltae, Tubercula* (welche er nur bey den Hoffmannischen Cladonien annimmt) *Cistellae* (sind nach ihm kugelförmige an der Spitze vorkommende mit Pulver angefüllte Fruchtbehältnisse, die mit der Zeit reissen und, nachdem das Pulver herausgefallen ist, hohl erscheinen, z. B. *Lichen globiferus*), *Thalami* (so nennt er die Fruchtbehältnisse des Endocarpon des Hedwig und der Schraderschen Gattung Verrucaria), *Lirellae* (die Fruchtbehältnisse der Humboldtschen Opegrapha-Arten), *Tricae* (die der Gattung Umbilicaria), *Glomeruli* (sind die aus angehäuftem Staube bestehenden Knöpfe, die man jetzo aller Wahrscheinlichkeit nach für männliche Blüthen hält), *Cyphellae* (die kleinen schildförmigen Körper auf der Unterfläche des Laubes, die man bey der Peltigera sylvatica Hoffmann's und einigen andern Arten sieht) *Bacilla* (heisst er den Strunck der Hoffmannschen Cladonien). Er will die verschieden geformten Gewächse, welche Linné in eine Gattung mit der Benennung *Lichen* zusammenstellt, eben so beybehalten. Der bequemern Uebersicht wegen hat er sie aber in 28 nach der äussern Form unterschiedene Tribus vertheilt, die man als Gattungen ansehn könnte. Er verfolgt also denselben Weg, den schon vor ihm *Hoffmann* im zweyten Theil seiner Flora von Deutschland eingeschlagen hat. Die Frucht bietet bey diesen Gewächsen zu wenig Kennzeichen dar, dass durch sie nicht der verschiedene *Habitus* deutlich

lich kann bezeichnet werden, auch fehlt es nicht an Arten, die in Rücksicht ihres *Habitus* das Mittel zwischen auffallend abweichenden halten. Wollte daher Hr. *A.* die Kenntniss dieser Gewächse erleichtern, so musste er nothwendig zu vielen feinen Abtheilungen seine Zuflucht nehmen, die zugleich so wenig als möglich Arten in sich fassten, damit deren Ueberblick nicht erschwert werde. So entstanden diese 28 Tribus oder Untergattungen. Die Kennzeichen für dieselben giebt die Unterlage, der Truncus, die Fructification und deren Lage. Jede dieser Untergattungen hat ihre besondere Benennung erhalten, die aber nur hier in der Absicht um das Auffinden bequemer zu machen, angeführt ist, und nicht bey dem Namen des Gewächses selbst wiederholt wird. Hierdurch sah der Vf. sich genöthigt, bey den Trivialnamen häufige Veränderungen vorzunehmen.

Ueberhaupt sind nach des Vfs. Angabe in diesem Werk 529 Arten bestimmt, unter denen 101 neue sich finden; von der ganzen Zahl sind aber 345 in Schweden einheimisch, 184 aber noch nicht dort bemerkt. Ausserdem sind noch 202 Spielarten angeführt, und es beläuft sich die ganze Zahl aller Arten und Spielarten auf 731 Stück.

Jede in Schweden einheimische Art ist mit einer Numer versehen, welche durch das ganze Werk fortläuft, dahingegen sind alle übrigen ausländischen Arten ohne Numer und zwar nach jeder Untergattung wie ein Anhang angezeigt, und haben entweder ein Sternchen oder Kreuz. Mit dem ersten will der Vf. andeuten, dass sie eine besondere Art und mit dem letzten dass sie noch eine ungewisse Art sey. Jeder Art hat er eine gute Diagnose beygefügt, worauf dann eine Benennung nach der Untergattung und der schwedische Namen folgen. Die Synonymie der Schriftsteller ist sorgfältig angeführt, jedoch mit Weglassung der Seitenzahl und der Diagnosen. Zuletzt folgt die Anzeige aller Kupfer der abgehandelten Art, deren Standort, und zuweilen bey neuen oder sehr verwandten Arten eine kurze Beschreibung oder Bemerkung.

Im Ganzen genommen ist der Vf. sehr streng bey der Unterscheidung der Arten verfahren, indem er mehrere als verschiedene Arten angesehene in eins zusammenzieht; nur bey seiner dritten Untergattung *Opegrapha* hätte er viele, die blosse Spielarten zu seyn scheinen, den übrigen beygesellen können, worüber er sich aber auch hinreichend damit entschuldiget, dass bey dieser die Grenzen zwischen Spielart und Art schwer zu bestimmen sind, und dass sie erst durch des Hn. *Persoon's* Bemühungen bekannt geworden wären.

Bey dem vielen Guten was Hr. *A.* geleistet hat, wird man einige Mängel und Fehler, die seiner Aufmerksamkeit entschlüpften, gern übersehen, da er sie vielleicht im versprochenen Nachtrage verbessern wird. Sie bestehen hauptsächlich darin, dass er hin und wieder Pflanzen zusammengezogen hat, die gewiss wesentlich verschieden sind, oder Citate an den unrechten Ort einschaltete. Zum Beweise mögen einige wenige dienen: *Lichen tartareus Wulfen* in *Jacq. Collect.* 4. *t.* 8. *f.* 2. ist von seinem desselben Namens sehr verschieden, er gehört nicht einmal in diese Untergattung. *Lichen querneus Dickson* kann nicht als Spielart zum *L. Haematonima* gezogen werden, wie Rec., aus, von ihm selbst erhaltenen Exemplaren, sieht. *Verrucaria amylacea* und *alboatra Hoffmann's* sind sich zwar sehr ähnlich, scheinen aber doch wohl verschiedene Arten zu seyn. *Psora vesicularis* und *candida Hoffmann's*, können schwerlich vereiniget werden. *Lichen tegularis Ehrhart* würden wir doch wegen der verschieden geformten Kruste lieber als Art vom *L. murorum* unterscheiden. Zu seinem *L. murinus* gehört *Ehrhart's Lichen spadochrous*, den er mit Unrecht zur *Umbilicaria cirrhosa Hoffmann's* bringt u. s. w.

Auf der andern Seite ist aber auch nicht zu leugnen, dass neben den vielen schönen Bemerkungen, auch die Kenntniss mancher Linné'schen Art, welche die meisten Botaniker wegen der kurzen Beschreibung, die sie von ihrem Entdecker erhielt, mit ähnlichen verwechselten, hier sehr gut berichtigt ist. Ueberhaupt wird niemand unbefriedigt dieses Werk aus der Hand legen.

Druck und Papier sind gut, und erster ziemlich correct. Die beiden Kupfer und die Titelvignette, welche die Abbildungen vom *Lichen Acharii, Dillenianus, Swartzii, Ehrhartianus* und *Westringii* enthalten, und auch unilluminirt zu haben sind, zeichnen sich durch den Stich und saubere Illumination sehr vortheilhaft aus.

* * *

Augsburg, b. Riegers S.: *Anleitung, wie und was eine weltliche Person einem Sterbenden in der Abwesenheit eines Priesters vorsprechen soll.* Von einem Seelsorger. 4te Aufl. 1798. 62 S. 8. (2 gr.)

Leipzig, b. Lincke: *Kyau's Leben und Schwänke.* Neuerdings ans Licht gestellt durch *Vetter Jacob d. jüng.* Neue verm. u. verbess. Aufl. 1800. 224 S. 8. (10 gr.)

Ingolstadt, b. Krüll: *Introductio nova,* oder *neue ausführliche Einleitung zu der lateinischen Sprache,* von *J. Bapt. Casp. Luttenhover.* 1798. 288 S. 8. (8 gr.) (Die erste Auflage erschien 1773 b. Rieger in Augsburg.)

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *C. D. Küster's christlicher Soldatenkatechismus.* 2te verm. u. verbess. Aufl. 2ter Th. 1799. XXXVI u. 144 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 376.)

KLEI-

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Franke: *Briefe, bey Gelegenheit der politisch-theologischen Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter. Von einem Prediger ausserhalb Berlin.* 1799. 64 S. 8. In diesen Briefen wird der Antrag der Hausväter von einer ganz andern Seite betrachtet, als in den A. L. Z. 1799. Nr. 268—273. recensirten Schriften und Schriftchen. Der Vf. zeigt, dass diese Anfrage und deren Beantwortung von Hn. D. Teller oder vom Oberconsistorium die anfragenden Juden keinen Schritt weiter bringen können, indem jene nur ihre Privatmeynung sagen, aber aus eigener Gewalt keine neue Secte (worauf es doch nur hinaus will) stiften, noch uralte Gebräuche der bisher anerkannten Kirchengesellschaften abändern können, weil die jüdischen Hausväter keine Vollmacht von der Judenschaft haben, und weil die vorgeschlagene Quasibekehrung nur die Fabel des Drama, als Mittel sey, für sich und ihre Nachkommen nach dem civilsten intellectuellen Preise in die bürgerliche Gesellschaft zu treten, welches sie ganz in der Stille hätten abmachen können. Der treffliche *Friedländer* müsse durch diesen *Verrath* der bessern Sache (nämlich dass sie nach *Dohm's* Vorschlage als Juden in gleiche bürgerliche Rechte gesetzt würden) tief verwundet seyn und seine Stimme gegen den gewaltigen Sprung erheben, den man unter den ernstlichsten Protestationen wider das Christenthum (wenigstens wider dessen historische Basis, Urkunde und dessen erhabenen Stifter) weder aus Liebe zur neuen, noch aus Hass gegen die alte Religion thut. Die Vernunft fodere, dass *Alle* (sollte wohl heissen: alle sesshafte und contribuirende Einwohner eines Staats) *Bürger* seyn sollen, wisse aber nichts davon, dass Alle *Christen* seyn müssen. (Das sieht man auch in den nordamerikanischen Freystaaten mit glücklichem Erfolg.) Es sey faule Vernunft der Staatsmänner, welche die Ueberreste alter Barbarey für unzerstörbar, und die Collisionen, die bey der Sache entstehen könnten, für unauflöslich hält. Es sey besser, Juden im Lande zu Bürgern machen, als Colonisten hereinholen. Das Dogma von innerer Verderbniss der Juden sey, historisch beleuchtet, falsch, dem die Galanterie des Staats gegen die christliche Kirche, indem er mit dem äussern Uebertritt einzelner Proselyten zu derselben den Genuss aller bürgerlichen Rechte verbindet, geradezu widerstreitet, wobey bisher der Staat, moralisch beurtheilt, keine sonderliche Acquisition gemacht hat. Bey Beurtheilung des Werthes jüdischer Ceremonie, im zweyten Briefe, sagt er, ihr behaupteter „gediegener Sinn" sey nur für die Priester „gediegen" gewesen [welches Urtheil doch diejenigen einseitig finden werden, die wissen, dass in der Theokratie der Juden der Stamm Levi nicht nur eigentliche Priester, sondern alle Rechtslehrer, Ministers (daher 2 Sam. 8, 18. David seine Brüder zu כהנים machte, ohngeachtet sie nicht vom Stamme Levi waren, welches daher als etwas von der Regel Abweichendes bemerkt wird) Richter, und Aerzte ganz allein lieferte, der gelehrte Stand, gleichsam der Adel war, der von den im Ceremonialgesetz verordneten Abgaben besoldet wurde) und rüget die Bitterkeit, mit der der Sendschreiber bey allem Schein von ruhiger Würde, vom Staat und vom Christenthum spricht, dass er die Foderung, zum Christenthum überzugehen, als eine zudringliche Zumuthung ansieht, dass er die Grundwahrheiten seiner Religion *aus dem Judenthum* mitzubringen vorgiebt, dass er dem Christenthum moralische Gefahren seiner Dogmen vorgiebt, und aus den Propheten und Psalmen eine Moral trotz der unsrigen herausziehen will, und dass seine Absicht nur dahin zu gehen scheint, es recht auffallend zu machen, dass man auch seinen vorgeschlagenen *halben* Uebergang zum Christenthum überall nicht verlangen solle. Dieser *geheime* Sinn solle die Nation befriedigen, und der Schein der Ruhe und Würde solle nur die Christen in Verlegenheit setzen und bey guter Laune erhalten. Seine prächtige Zurüstung vom Genius der Ursprache und von den Principien der Mendelssohnischen Philosophie führe doch nur auf etwas sehr kleines, nämlich auf die feyerliche Protestation gegen die Lehre vom Sohne Gottes, von deren Geschichte er nichts zu wissen scheine, und auf die gegen Teller unverzeihliche Erklärung, dass es im protestantischen Christenthum Sätze gebe, die den Vernunftwahrheiten widersprechen, und dass man diesen Widerspruch nur auf einem Schleifwege aufheben könne, der unter der Würde eines ehrlichen Mannes ist. Im dritten Briefe hält er es für das Schlimmste, wenn solche Juden, die gegen alles, was zur Religion gehört, völlig gleichgültig sind, entweder aus Unsittlichkeit oder nach Kantischen Principien (Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft) blos aus politischen Zwecken und ganz antichristlich auf dem gewöhnlichen Wege zum Christenthum übergehen werden, da ein in Vorurtheilen und Aberglauben judaisirendes Christenthum die Krankheit sey, die wir uns ja nicht noch inoculiren sollten. *Daher sollten die im Staat official bestellten Aufseher und Wortführer der christlichen Religion den Staat bitten, den Juden ohne Rücksicht auf Religion bürgerliche Freyheit zuzulassen,* und keinem Juden allein um deswillen, weil er zur christlichen Religion übertritt, fernerhin irgend ein bürgerliches Recht zu verleihen, weder ihm selbst noch seinen Kindern; dagegen *eheliche Verbindungen der Christen mit Juden und Judinnen zu verstatten,* die in den heiligen Büchern nicht verboten, und der Praxis der ersten christlichen Kirche nicht zuwider sind. (So sehr Rec. mit erstem übereinstimmt, so viel schwierige Folgen möchte letzteres im bürgerlichen Leben doch haben.) Durch solche Erklärung allein könne die christliche Kirche sich von Verdacht reinigen und Schaden verhüten. Die Juden, denen es Ernst ist, Bürger zu werden, sollen ihr Ceremonialgesetz nicht ganz ablegen, sondern nur den Gesetzen des Staats unterordnen und sich *erklären, sie* wollen sich keiner bürgerlichen Pflicht unter dem Vorwande entziehen, dass sie dem Ceremonialgesetze zuwider laufe, auch sollen der Hoffnung eines Messias förmlich und öffentlich entsagen; sich nicht mehr Nation nennen, als aus einem fremden Lande vertrieben, in das sie früh oder spät zurückzukehren dächten, welches sie sonst billig vom Besitz eines Bodens und von Bekleidung eines Staatsamtes, wie jeden darin ähnlichen Fremdling, ausschliessen würde; da sie jetzt wie Pächter eines Grundstücks auf ein Paar Jahre, die nichts daran wenden, sondern es aussaugen — in einem Lande, das sie nicht als ihr Vaterland und ihre bleibende Stätte ansehen, wenigstens in der niedrigen Classe, sich unter Fremden Betrug erlauben, weil Gerechtigkeit aller ungebildeten Menschen nur juristisch und nicht moralisch ist, und weil Handel, sonderlich Geldhandel, sie am wenigsten an den Boden befestigt und ihres Eigenthums schnelle Verpflanzung in entfernte Gegenden erleichtert. Der Vorschlag einer besondern, zwischen Judenthum und Christenthum in der Mitte stehenden Religionsgesellschaft könne dem westphälischen Frieden nur insofern zuwider seyn, dass ein solcher nicht zum Comitialgesandten ernannt, und nicht zum Reichskammergericht präsentirt werden könne; eine leicht entbehrliche Ehre! Durch die äussere Trennung von den zurückbleibenden orthodoxen Juden werde der letzten Christen- und Vaterlandshass noch stärker werden, und jene würden zu ihrer Bildung noch weniger, als bisher, beytragen können, jene vielmehr concentriren und den jüdischen Wucher ganz in ihre Hände spielen. Im letzten Briefe bedauert der Vf., dass in Berlin über diese Angelegenheit — ausser der Tellerschen höflichen Antwort — nichts Besseres geschrieben ist, und schliesst daraus, die Berlinischen Theologen müssten wohl kein Interesse für die Sache nehmen — welches gewissermassen wahr und in der geringen Erwartung von dem Antrage zum Besten der Religion und der Moralität gegründet ist. Uebrigens ist diese Schrift nach des Rec. Meynung allen bisherigen an gründlicher Ansicht der Sache bey weitem überlegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. April 1800.

PHILOSOPHIE.

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Grundzüge zu einer Theorie des Abstractionsvermögens*, entworfen von *Wilhelm Mackensen*. 1799. 256 S. 8.

Der Titel entspricht dem Inhalte der Schrift nicht ganz. Denn man findet weit mehr als die Grundzüge zu einer Theorie des Abstractionsvermögens; diese nehmen den kleinsten Raum ein, und sind durch so viele Abschweifungen von einander gerissen, dass der Leser Mühe hat, zu einer Uebersicht der Theorie zu gelangen. Wäre diese der einzige Zweck des Vf. gewesen, so müsste man gestehen, dass er durch das Bestreben, seine Theorie zu erläutern, undeutlich geworden sey. Aber die Vorrede giebt uns einen andern Aufschluss, „Gegenwärtige Abhandlung, heisst es, war eigentlich bestimmt, einer Sammlung philosophischer Aufsätze über die kritische Philosophie, zur Einleitung zu dienen. Ich bin verhindert worden, jene Aufsätze jetzt zu liefern; inzwischen habe ich zweckmässig gefunden, diese Abhandlung besonders vorauszuschicken, und jene Sammlung philosophischer Schriften demnächst nachfolgen zu lassen." Indessen ist auch die Abhandlung, ausser jener Verbindung, interessant. Es offenbaret sich in ihr ein Geist, der Gegenstände von manchen nicht gewöhnlichen Seiten leicht aufzufassen weiss; daher wird man mit manchen Gedanken und neuen Ansichten überrascht, die noch dazu durch den leichten und gefälligen Vortrag gewinnen. Aber das Penetriren, das Umfassen ist nicht seine Sache; daher das Einseitige und Desultorische, welches nur dadurch weniger unangenehm wird, dass dem Vf. eine Menge von Kenntnissen zu Gebote stehen, um die aufgefasste Seite eines Gegenstandes ins Licht zu setzen.

Die Abstraction, sagt der Vf. in der Vorrede, ist die Seele alles Philosophirens. Die kritische Philosophie, wird ohne sie ein peinigendes, Herz und Geist verzehrendes Spiel mit Begriffen, aber durch Abstraction aufgefasst ist sie leicht, evident, erfreulich und seelenerhebend. Man solle durch diese Schrift nicht das Abstrahiren lernen, sondern seine Absicht sey, durch die Erklärung der Natur des discursiven Denkens, welches der Abstraction gerade entgegengesetzt ist, diese Vorstellungsart, in welcher allein Wahrheit sey, zu erläutern und ins Licht zu setzen. Man sollte aus diesem Gegensatze schliessen, dass der Vf. unter Abstraction ganz etwas anders denkt, als was man darunter nach dem Sprachgebrauche verstehet; allein das ist der Fall nicht. Er gehet von der sogenannten symbolischen Erkenntniss aus, handelt von dem Zweck und dem Missbrauch der Bezeichnung durch Worte, von dem Skepticismus und Metaphysik, wobey manche Digressionen vorkommen, und kommt dann erst S. 67. auf das Abstractionsvermögen. Die Worte sind Zeichen, denen wir nicht allein die Anerkennung der Gegenstände verdanken, sie leisten uns auch den wichtigen Dienst, unser Vorstellen willkürlich zu lenken, und auf bestimmte Gegenstände zu heften. Die Vorstellung eines jeden Gegenstandes ist mit irgend einer Empfindung begleitet, die in Töne ausbricht. Ist dieses geschehen, so ist der Gegenstand ein Etwas für den Menschen geworden, die Vorstellung ist vollendet und *sein* geworden, er ist nun mit dem Gegenstande bekannt. Wird ihm nun derselbe Gegenstand wiederum vorgeführt, so setzt er die Thätigkeit seiner Vernunft, den Gegenstand aufzufassen, und ihn im Verhältnisse zu sich zu betrachten, sogleich dadurch zur Ruhe, dass er ihn als solchen anerkennt, der eine Empfindung dieser Art in ihm hervorbringt, d. h. dass er ihn bezeichnet. Dieses nennt der Vf. Eindrücke auf Begriffe bringen, der zweyte Act des Erkennens ist, Begriffe auf Begriffe bringen, und das nennt er Denken, welches nach seiner Ansicht nicht nur Worte als Bedingung voraussetzt, sondern auch sich mit Worten fast allein beschäftiget, und die Quelle vieler Irrthümer ist, weil dadurch den Worten eine ganz andere Bestimmung angewiesen wird. Anstatt dass sie bloss als Zeichen zur Anerkennung der Gegenstände dienen, werden sie durch den öftern Gebrauch als Repräsentanten der Gegenstände betrachtet. In diesem ganzen Räsonnement scheint uns einige Verwirrung zu herrschen. Erstlich unterscheidet der Vf. nicht zwischen der Sprache als Ausdruck der Empfindung und als Ausdruck der Gedanken. Worte sind ihm bloss Zeichen für Empfindungen, und Begriffe nichts als Worte (S. 24.). Zweytens. Das Geschäft des Verstandes bey der Sprache und überhaupt bey Vorstellung der Gegenstände wird übersehen, und daher der Sprache eine ganz falsche Bestimmung gegeben. Wenn es auch wahr ist, dass die Worte dazu dienen, der Gewalt der Eindrücke, Einhalt zu thun, und ihre Folge zu unterbrechen, so leisten dieses nicht die Worte an sich, sondern als Folge von der geschehenen Function des Verstandes, wodurch er das Mannichfaltige der Empfindungen in ein Ganzes vereiniget, und Anschauungen auf Begriffe bringt. Diese einseitige Ansicht, welche ein Hysteron proteron erzeugt, herrscht fast durchaus. So sind nicht die Worte Schuld daran,

daran, wie der Vf. glaubt, dass man in ihnen das Wesen der Dinge zu finden glaubte, sondern der Fehler liegt in der dogmatischen Denkart. Es ist aber wieder zu weit gegangen, wenn dieses Fehlers wegen, das ganze discursive Denken, als etwas Unnützes und Schädliches verworfen wird. Es ist, wenn man diese Abhandlung liest, als wäre das analytische Denken in der kritischen Philosophie eine verbotene Waare. Nachdem der Vf. sich lange bey dem Beweise aufgehalten, dass das discursive Denken, zu weiter nichts führe, als zur Verdeutlichung der Begriffe, und dass alle Definitionen nur Worterklärungen sind, wobey viele gute Bemerkungen vorkommen, tritt er endlich seinem Gegenstande S. 67. näher. Das Vermögen, welches alles erklären soll, was durch Worte nicht erklärt werden kann, und welches uns zu Wahrheiten führt, die sonst ewig für uns verborgen seyn müssten, ist das Abstractionsvermögen. Darunter versteht er das Erkenntnisvermögen, welches dem symbolischen entgegengesetzt ist, und also Anschauungen liefern muss, welche aber nicht von der Art seyn können, als diejenigen seyn müssten, welche gewöhnlich unmittelbare genannt, und der Vorstellung durch Zeichen entgegengesetzt werden; oder es ist ein Vermögen, eine gewisse Vorstellung *nicht* zu haben, und an ihrer Statt willkürlich *eine andere* zu setzen. Nach diesem Begriff ist schwer zu begreifen, wie die Abstraction der Schlüssel der kritischen Philosophie seyn soll. Allein da in dem Begriffe auch das Merkmal liegt, *willkürlich* eine Vorstellung an die Stelle der andern zu setzen, so giebt uns der Vf. selbst das beste Beyspiel von dem, was er abstrahiren nennt, wenn er S. 69. zur weitern Erklärung sagt: „es ist das Vermögen, den alten Begriff gleichsam bey Seite zu schieben, sich von der symbolischen Vorstellung, die er uns aufdringt, selbstthätig loszumachen, und ihn entweder mit andern Bestimmungen oder von einer andern Seite und in einem andern Lichte anzuschauen.“ Wir wollen uns hier nicht bey der Kritik dieser drey Erklärungen, noch bey den Fehlern derselben z. B. dass das Abstractionsvermögen, worunter doch eine Aeusserung des Verstandes zu verstehen ist, Anschauungen liefern soll, und dass ein Artbegriff zum Gattungsbegriff gemacht wird, aufhalten, sondern bemerken nur sogleich unser Unvermögen, auch hier einen Schlüssel der kritischen Philosophie wahr zu nehmen. Keine Philosophie ist allein durch Abstraction zu Stande gekommen, denn diese ist nicht die einzige Function des Denkens, sondern höhern Vernunftthätigkeiten untergeordnet, sonst würde sie ein willkürliches Spiel von Begriffen seyn. Auch die kritische nicht. Sie fodert auch nicht, jeden beliebigen Begriff auf die Seite zu schieben, und an seine Stelle beliebig einen andern zu setzen, oder denselben mit andern Bestimmungen von einer andern Seite, in einem neuen Lichte zu betrachten, sondern kritisch zu Werke zu gehen, woraus von selbst folgt, dass eine unhaltbare dogmatische Vorstellungsart einer gründlichern auf die Untersuchung des Erkenntvermögens sich gründenden weichet. Es ist also dieselbe Einseitigkeit wieder, die wir schon oben rügen mussten. Indessen da diese Vorstellungsart nur darum nicht ganz richtig ist, weil sie auf halbem Wege stehen bleibt, und die Folge für die Ursache ansiehet, so können doch die Erläuterungen, welche der Vf. beybringt, den Nutzen leisten, bey denjenigen, die noch nicht den Geist der kritischen Philosophie kennen, das Aufmerken und das Eindringen in denselben zu erleichtern. Diese Erläuterungen sind aus dem Theoretischen und Praktischen genommen, und sie geben allerdings einiges Licht über die Macht des menschlichen Geistes, vermöge deren Vorstellungen verdunkelt, verdrängt, und andere an deren Stelle belebt und empor gehoben werden, ob sie gleich zusammengenommen mit dem unvollkommenen Begriff kaum Grundzüge einer Theorie genannt werden können. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die praktischen Beyspiele; auch lenkt der Vf. hier gehörig ein, wenn er hinzusetzt, der gute oder böse Wille lenkt, und richtet hier die Abstraction. Aber auch hier verfällt der Vf. in den Fehler der Uebertreibung und Einseitigkeit. Die Unterdrückung einer Leidenschaft, die aus dem tugendhaften Charakter entspringt, ist nach dem Vf. eine Abstraction der Art. Wenn man annehme, dass z. B. in dem Rachsüchtigen die Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke fortdauere, und dass er sie dennoch durch Freyheit unterdrücken könne, mit dem Entschlusse, sich nicht zu rächen, *weil er* dadurch dem Sittengesetze zuwider handeln würde, so sey dies unbegreiflich, und man könne nicht anders als dafür halten, dass er heteronomisch bestimmt werde. Denken wir uns aber einen Menschen mit vollkommen fest gegründetem moralischem Charakter, so wird der Kampf mit seiner Leidenschaft in eine Betrachtung derselben übergehen, in welcher aus dem Begriffe der Rache, gerade so wie die Abstraction bey metaphysischen Begriffen verfährt, ganz etwas anderes wird, er wird endlich verschwinden, und es wird für den Tugendhaften kein Etwas dieser Art mehr geben, *er kennt keine Rache*. S. 174. Die Freyheit (S. 132.) kann also nicht in dem Vermögen bestehen, eine Begierde oder Leidenschaft, die so zu sagen, schon völlig ausgewachsen ist, zu bändigen, so sehr sie auch toben mag, sondern es giebt nur ein Vermögen, Leidenschaften abnehmen und verschwinden zu lassen, welches daher nicht wie die Freyheit der Handlungen (?) etwas ungedenkliches ist, sondern eine natürliche Folge des durch Freyheit fest gegründeten guten Willens ist, welcher das handelnde Subject so ganz einnimmt und bestimmt, dass es eine ganz andere Ansicht der menschen Verhältnisse und Handlungen gewinnt, als ihm ein böser Wille würde aufgedrungen haben.“ Nun dächten wir aber doch, eine starke Leidenschaft zu bändigen sey bey weitem noch nicht so undenklich, als eine Empfindung des Schmerzes, nicht etwa durch eine andere Vorstellung zu verdrängen, welches gar wohl möglich ist, sondern *durch die abstracte Vorstellung derselben zu vertilgen und aufzuheben*, wie der Vf. S. 178. die Apathie der Stoiker, „eine weit höhere Abstraction“ er-

erklärt. Dieses ist gegen die Geschichte (verglichen Gell. Noct. Att. XIX. C. 1.) mit welcher der Vf. überhaupt etwas gewaltsam verfährt, z. B. wenn er S. 50. 62. behauptet, der Skepticismus sey aller Philosophie vorangegangen, und in ihm bestehe die Speculation. — Am Ende sagt der Vf. noch etwas über den Unterschied von „etwas abstrahiren, und „von etwas abstrahiren, und von der Reflexion, und schliesst mit der Bemerkung, dass Besonnenheit nichts anders sey als eine Abstraction von der Summe der Vorstellungen. Man kann dagegen mit vollem Recht sagen, dass die Abstraction des Vf. nichts anders ist als die *Besonnenheit*. Nun folgen noch zwey Anhänge. I. *Was heisst Aesthetik?* Um den Unterschied und das Verhältniss des Abstractionsvermögens und der Einbildungskraft zu zeigen, untersucht der Vf. was Dichtkunst und Rhetorik sey. Das Resultat besteht in folgendem. Die Worte sind eigentlich symbolische Zeichen. Es kann ihnen aber eine Beschaffenheit gegeben werden, dass sie nicht symbolisch wirken, sondern dass der Hörende, statt zu verstehen, und also den Gegenstand mittelbar vorzustellen, dahin gebracht wird, ihn unmittelbar vorzustellen, und zwar mit den Bestimmungen, die ihm nicht allein an und für sich selbst, sondern auch nach der Vorstellungsart eines Andern zukommen. Es kann ferner zwar symbolisch vorgestellt werden, aber diesen Vorstellungen kann eben die Lebhaftigkeit und Stärke gegeben werden, die sie dann haben, wenn wir selbstthätig und zwar wörtlich denken. Das Erste ist der Zweck der Dichtkunst, deshalb bezeichnet sie *sinnlich*, das Andere Zweck der Rednerkunst, deshalb bezeichnet sie *figürlich*. Die Vorstellungen der Ersten sind deshalb von Gegenständen in concreto und nicht symbolisch, die Vorstellungen der letzten sind zwar symbolisch, aber sie haben die grösste Lebhaftigkeit und Stärke, welche symbolische Vorstellungen haben können. Ganz verschieden von beiden sind diejenigen Vorstellungen, in welchen ein Gegenstand, weder in concreto, noch symbolisch, sondern selbst und unmittelbar vorgestellt wird, dergestalt dass die Vorstellung nicht die Vorstellung von einem Gegenstande, sondern dieser Gegenstand nach seinem innern Wesen selbst ist. Das sind Vorstellungen durch Abstraction. Es ist unnöthig auch hier auf das Einseitige dieser Gedanken aufmerksam zu machen, da das Eigenthümliche der Dichtkunst und Rednerkunst einzig in der Bezeichnungsart oder Darstellung gesetzt wird. II. *Ueber das ursprüngliche Vorstellen*. Gegen Hn. Beck's einzig möglichen Standpunct werden manche gute Erinnerungen gemacht, z. B. dass hier der Text den Commentar erläutern muss, dass Hr. Beck mit Unrecht den Verstand mit der Sinnlichkeit vermengt, oder gar diese von jenem ableitet. Eine sehr gute Bemerkung, die vorzüglich jetzt Beherzigung verdient, steht S. 243. „Es ist eine augenscheinliche Täuschung, die Schwierigkeit durch eine ursprüngliche und erste *Thathandlung* gelöset zu glauben, und über die *Thatsache* als etwas, wobey man nichts verstehe, hinwegzusehen, da doch diese gerade es ist, die allein durch Abstraction vorgestellt werden kann. Man mag noch so sehr darauf dringen, die Handlung des ursprünglichen Zusammensetzens, auf der That zu ertappen zu suchen, oder gar sie selbst vorzunehmen, man wird es nie dahin bringen, so leicht es auch ist, sich zu überreden, dass man wirklich Zeuge davon gewesen."

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, gedruckt b. Nagel: *Freymüthige Gedanken über die Ursachen des Verfalls der mehresten Landstädte und die Mittel solchen wieder aufzuhelfen.* 1799. XIV. und 160 S. ohne die ausführliche Inhaltsanzeige. 8.

Der Vf., der seine Schrift allen Landesherren und Stadträthen widmet, sagt in dem Vorberichte: „Zwey „Hauptschritte müssen von Seiten der Regierung gethan werden, wenn zurückgekommene Städte wieder in Aufnahme gebracht werden sollen. Der erste Schritt bestehet darin, alles aus dem Wege zu räumen und abzuschaffen, was dem gemeinen Stadtwesen und der Bürgerschaft — nachtheilig ist. — „Der zweyte Hauptschritt ist, dass recht viele Bürger aufgesucht und gehörig unterstützt werden, deren Metier zu solchen gehört, die das eigentliche „städtische Gewerbe ausmachen." Wie dieses anzugreifen sey, dazu soll nun die Schrift selbst Anleitung geben. Sie ist in Paragraphen abgefasst und fängt mit einer kurzen Geschichte der Entstehung und Bildung der Städte an, von welcher der Vf. zu den Ursachen ihres Verfalls übergeht. Als allgemeine Ursachen desselben giebt er an: a) b) und c) *verminderte Achtung gegen Städte, Magistratspersonen und Zünfte*, d) *Einschränkung des städtischen Gewerbes, besonders der Braunahrung*, e) *Minderung der Kämmerey oder Stadt-Einkünfte und Vermehrung der Ausgaben*, f) *den dreyssigjährigen Krieg*, und g) *die zu grosse Nähe anderer Landstädte*. Diese Ursachen des Verfalls geht der Vf., ohne jedoch dabey viel Belehrendes zu sagen, einzeln durch, nachdem er zuvor auch ziemlich oberflächlich von dem Vortheile, den nahrhafte, und dem Nachtheile, den verarmte Städte bringen, so wie von dem Nutzen und Schaden des Ackerbaues in den Landstädten gehandelt hat. Als eine Probe jener Behandlung seines Gegenstandes will Rec. hier den §. 35. ganz einrücken.

„Ad g. Liegen mehrere Städte zu nahe an einander; so stehet dieses nicht abzuändern, und man „muss nur den Bedacht darauf nehmen, dass sie sich „nicht feindlich behandeln; sondern als Schwestern „ihr gemeinschaftliches Beste suchen, einander in „Gefahr und Unglück beystehen, und in nichts mit „einander wetteifern, als in Fleiss, Ordnung und „guten Sitten."

Nach dieser Einleitung wirft der Vf. die Fragen auf: *Ob und wie dem Verfall abzuhelfen sey?* und thut, da er die gewöhnlichen Mittel: *Steuer-Erlasse, Vorschüsse und das Anlegen von Fabriken* mit An-

Angabe seiner Gründe verwirft, folgende Vorschläge! 1) müssen *„alle die namhaft gemachten den Verfall der Städte veranlassten Ursachen von Grundaus „gehoben werden.“* Hierüber, fährt er fort, und wie solches „zu veranstalten sey, habe ich nicht nöthig „weiter was zu sagen, da ich mich deshalb schon umständlich genug erklärt habe, und jede Regierung „von selbst wissen wird, wie sie dabey zu Werke gehen muss.“ Im letzten Falle braucht sie freylich die Belehrung des Vf. nicht; sollte es aber unglücklicher Weise eine Regierung oder ein Stadtmagistrat nicht wissen: so würden sie es aus dem bisher von dem Vf. vorgetragenem wohl schwerlich lernen können.

Der 2te Vorschlag geht dahin: *„Man gebe sich von „Seiten der Regierung alle mögliche Mühe, wahre Bürgertugend in eine Stadt zu bringen und darin zu erhalten.“* Anstellung guter Magistratspersonen, Kirchen und Schullehrer, Ertheilung einer neuen Stadtordnung und Aufsicht auf das Verhalten der Bürger werden hier empfohlen.

Der 3te Vorschlag ist: *„Die Stadt mit so viel fleissigen und durch Geschicklichkeit und Sparsamkeit sich „in solcher gut nähren könnenden Bürgern zu besetzen „als möglich ist.“* Viertens beantwortet er die Frage: *„wie und auf was Art muss die Regierung eine verarmte Stadt unterstützen, wenn sie wieder in nahrhafte blühende Umstände kommen soll?“* Leihhäuser, Holzmagazine, Jahrmärkte, gute Polizeyanstalten werden als allgemeine; Spinnereyen, Wollenmärkte, Schauanstalten, Walkmühlen, Färbereyen und Abstellung der Handwerks-Missbräuche als besondere Unterstützungsmittel empfohlen. Diesen Vorschlägen hat der Vf. noch einige Bemerkungen über den missverstandenen Diensteifer oder den Neid mancher Landesherrlichen Beamten, auch wohl Regierungs- und Finanz-Collegien beygefügt, die sich in Schwächung städtischer Gerechtsame äussern. Diese Klagen, die in vielen Gegenden nur allzugegründet seyn mögen, haben wahrscheinlich den Vf. veranlasst, seine Schrift *freymüthige* Gedanken zu nennen. Als Beylage ist eine von dem Oberburgemeister Harssleben zu Naguhn den 23sten März 1798 aufgesetzte, die beiden Anhalt-Dessauischen Städte Naguhn und Jessniz betreffende Nachricht abgedruckt, nach welcher durch jenes ehrwürdig erscheinenden Mannes, von weisen und guten Fürsten thätig unterstützte Bemühungen diese verarmten Städte in einem Zeitraume von 50 Jahren in einen so blühenden Zustand gekommen sind, dass da, wo sich sonst 10 Tuchmacher kümmerlich nährten, nun 78 ein nahrhaftes sehr ausgebreitetes Gewerbe treiben. So schön und nachahmungswürdig dieses Beyspiel ist: so darf man doch nicht vergessen, dass einzelne Städte zwar durch solche Mittel gehoben werden können, ihr Wohlstand sich aber doch nur auf die mindere Thätigkeit Anderer gründet und es da, wo der Landstädte zu viele sind, wie in einem grossen Theile Deutschlands und besonders Sachsens, nicht möglich seyn dürfte, sie alle durch solche Gewerbe in Aufnahme zu bringen. Rec. vermisst in dieser Schrift eine gründliche Auseinandersetzung des Verhältnisses des städtischen und ländlichen Gewerbes, besonders aber die unpartheyische Erörterung der für diese Untersuchung höchst wichtigen Frage: ob es billig und weise sey, den Städten das ihnen in neueren Zeiten fast allgemein entzogene Handwerksmonopol wieder zu geben. Dass es unser Vf. recht gut meyne, lässt sich nicht bezweifeln, auch scheint er praktische Kenntniss des Gegenstandes, über welchen er schreibt, mit theoretischen zu verbinden, dennoch aber fehlt es ihm, wenn man auch den oft unrichtigen Ausdruck und grobe Sprachfehler übersehen will, z. B. S. 94 an schriftstellerischen Talenten, und besonders an der Gabe eines gedrängten Vortrags, da das zwar nicht Neue, aber doch Nützliche und Zweckmässige, was diese Schrift enthält, und wozu Rec. vorzüglich die Bemerkungen über das Herbeyziehen fremder Professionisten; die zu grosse Zahl von Krämern, Beckern etc. und die Ertheilung neuer Innungen rechnet, unter vielem unnützem Wortkram versteckt ist. Diese *freymüthige* Beurtheilung der *freymüthigen* Gedanken schien Rec. um so nöthiger, da der *Vf.* nach S. 105. nächstens eine andere Schrift über *Holzmangel* und Holzpreise ins Publicum senden will.

* * *

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Der Blumenzeichner für Damen, welche sticken oder bunt ausmalen, oder diese Kunst erst erlernen wollen.* 2ter Th. Mit 16 ausgemalten und eben soviel schwarzen Kupfern. — Auch unter dem Titel: *Angenehme und nützliche Beschäftigung für die Jugend im Zeichnen und Malen.* 4. (3 Rthlr.)

Ebendaselbst, b. Ebendemselb.: *Entdecktes Geheimniss die Karte zu schlagen oder zu legen, als ein Beytrag zur gesellschaftlichen Unterhaltung im Winter.* 2te Aufl. Mit ausgemalten Kupfern. 8. (12 gr.)

LÜNEBURG, b. Herold und Wahlstab: *Kurze Anleitung zu einem gründlichen Studium der Rechtsgelehrsamkeit auf Universitäten.* Von K. G. (*Schwarz.*) 1798. XXIV. und 544 S. 8. (12 gr.) — Ist bloss mit einem neuen Titelblatte versehen, und weiter nichts als die 1778 bey Lemke in Lüneburg erschienenen: Erinnerungen an die, welche sich der Rechtsgelehrsamkeit widmen wollen. Von *K. G. Schwarz.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. April 1800.

PHILOSOPHIE.

PRAG, b. Elsenwanger: *Klugheitslehre*, praktisch abgehandelt, in akademischen Vorlesungen. Von *Karl Heinrich von Seibt*, Ritter der k. k. Erblande, k. k. Rath u. ordentlichem Prof. der Philosophie. Erster Band. 1799. 412 S. Zweyter Band. 392 S. 8.

Es war gewiss ein verdienstliches und für alle Universitäten nachahmungswerthes Unternehmen des Vfs., öffentliche Vorlesungen über die Klugheitslehre zu halten, deren eigentlicher Zweck darin bestand, junge Leute für den Uebergang aus dem akademischen in das praktische, geschäftige Leben, aus der Schule in die Welt, mit etwas Menschenkenntniss und Lebensklugheit auszustatten. Keine gelehrte Schule vermag zwar in dieser Hinsicht das zu geben, was nur die lebendige Erfahrung und der vielfältige Verkehr mit Welt und Menschen selbst giebt; aber sie kann doch den Zögling für die Schule der Erfahrung vorbereiten und empfänglicher machen, wenn anders der Lehrer selbst mehr, als bey akademischen Gelehrten der gewöhnliche Fall ist, mit dem wissenschaftlichen und gelehrten Studium mannichfaltigen Umgang mit Menschen, Welterfahrung und Geschäftsleben vereinigt, und sich dadurch selbst zum geschickten Führer der Unerfahrnen in die Verhältnisse des menschlichen und bürgerlichen Lebens gebildet hat. Was und wie viel, und wie ausführlich über jeden dahin einschlagenden Punct zu sagen nöthig oder unnöthig, was als bekannt, als sich von selbst verstehend vorauszusetzen oder nicht vorauszusetzen sey — dies hat keine allgemeingültig bestimmbaren Grenzen, und bleibt billig der eigenen Beurtheilung des mündlichen Lehrers überlassen; der Schriftsteller muss aber hier auf jeden Fall mit strengerer Auswahl zu Werke gehen, um nicht einem grössern Publicum mit Alltäglichkeiten langweilig zu werden, die vielleicht in der mündlichen Vorlesung für gänzlich Unerfahrne nicht übergangen werden mussten oder auch durften.

Etwas anders beurtheilen wir demnach diese Vorlesungen, *als akademische Vorlesungen*, die der Vf. wirklich hielt und unstreitig dem ihm bekannten Bedürfnisse seiner Zuhörer anzupassen wusste; anders *als ein gedrucktes Buch* für ein grösseres lesendes Publicum, dem vielleicht mit strengerer Auswahl und mit gedrängterer Kürze besser gedient gewesen wäre, als mit einem weitläuftig ausgeführten Gemisch gemeiner und alltäglicher Dinge mit feinen Bemerkungen, interessanten Schilderungen und auserlesenen Rathschlägen. In der gegenwärtigen Gestalt lässt sich das Buch nur solchen Lesern, als eine durchaus interessante und lehrreiche Lectüre empfehlen, die sich weder durch eigene Erfahrung noch durch das Studium ähnlicher Bücher, z. B. *Knigge* über den Umgang mit Menschen, einige Vorkenntnisse von dem menschlichen Leben erworben haben; wiewohl auch die besser Unterrichteten von Hn. *S.* noch manches Nützliche lernen werden, was vorher ihrer Aufmerksamkeit entgangen war.

Die Gegenstände, worüber sich der Vf. in diesen Vorlesungen verbreitet, sind für den vorgesetzten Endzweck gut gewählt. Der erste Theil enthält allgemeine Betrachtungen über den Begriff und über die verschiedenen Theile der Klugheit, über wahre und falsche Klugheit, über Verstellung und Anstellung; eine Charakteristik der vier Haupttemperamente und der drey herrschenden Leidenschaften; einige allgemeine Regeln für die Erforschung der Charaktere und eine Würdigung der Physiognomie für den Zweck praktischer Menschenkenntniss. Der *zweyte* stellt ein Grundgesetz der Klugheit auf, und verbreitet sich über die Geschicklichkeiten des Verstandes, über Ehre, Vermögen, Gönner, Freunde, Ehe, Anstand, Höflichkeit, Artigkeit und den gesellschaftlichen Umgang überhaupt, als über die vornehmsten Bedingungen, von welchen die sichere Erreichung unserer Zwecke in dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben abhängt. Die empfohlnen Klugheitsregeln selbst stimmen nicht nur mit der menschlichen Natur und dem gewöhnlichen Gang menschlicher Dinge, sondern auch mit den gangbaren Maximen eines moralischen Eudämonismus recht wohl überein; mit *reinern* Grundsätzen ächter Sittlichkeit aber ist manche Regel des Vfs., z. B. über Verstellung und Anstellung (Th. I. S. 39. ff.) über Bewunderung schlechter Autoren (S. 115. des 2. Theils) und über Mildthätigkeit als ein Erwerbsmittel (Th. II. S. 132.) schlechterdings unvereinbar; doch trifft dieser Tadel immer nur den kleinsten Theil des Buchs, und der Vf. scheint in jene Verirrungen lediglich durch angewöhnte Principien eines unlautern Systems gerathen, übrigens aber für seine Person ein zu inniger Verehrer der Wahrheit und Redlichkeit des Charakters zu seyn, um jenen Principien mit völliger Consequenz getreu zu bleiben. Seine Anleitung zur Lebensklugheit bleibt auch nicht bey allgemeinen Grundregeln stehen, sondern sie geht sehr in die einzelnen Lebensverhältnisse hinein, und macht jede Regel durch sehr passende Schilderungen und Unterredungen anschaulich. Etwas Weitschweifigkeit und einige Provin-

vincialismen abgerechnet, ist der Vortrag des Vfs. angenehm und durch eingemischte Schilderungen, Anekdoten und wohlgewählte Stellen aus ältern und neuern Schriftstellern unterhaltend.

SCHLESWIG, b. Röhs: *Lehrbuch der Moral und Religion* für die gebildetere Jugend, von *Detl. Joh. Wilhelm Olshausen*, Pred. z. Oldesloe im Hollsteinischen. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1799. 206 S. 8.

Hr. O. hat diese zweyte Auflage seines mit verdientem Beyfall aufgenommenen Buchs mit Recht eine verbesserte und vermehrte genannt. Im Ganzen und Wesentlichen ist sie zwar der ersten Auflage gleich und der Inhalt stimmt daher grösstentheils mit *Schmid's* Moralphilosophie überein, die Hr. O. in so weit benutzt hatte, als es die verschiedene Bestimmung eines Compendiums für Akademien und eines Lehrbuchs für die frühere Jugend verstattete. Ueberall finden sich aber doch Beweise der sorgfältigen und prüfenden Rücksicht, welche der Vf. auf die Erinnerungen seiner Recensenten, und auf die seit dem erschienene Metaphysik der Sitten des Hn. *Kant* genommen hat; überall Berichtigungen oder nähere Bestimmungen oder fasslichere Erläuterungen der sittlichen Begriffe und Grundsätze; endlich hat der Vf. auch die Hauptpuncte des Inhalts mit auserlesenen Bibelstellen belegt. Für solche Lehrer und Erzieher, deren Plan es mit sich bringt, das Positive bey dem Unterrichte in der Moral- und Religionslehre entweder vorerst oder auch überhaupt ganz wegzulassen, ist dieses *Olshausische* Lehrbuch jetzt vorzüglich brauchbar, wenn sie anders die zwar kurze, aber überaus zweckmäfsige Anleitung des Vfs. zu einer guten Methode des religiösen und moralischen Unterrichts benutzen können und wollen. Es giebt ausserdem noch eine achtungswürdige Classe gebildeter Leser, die, ohne sich selbst auf Speculationen einlassen zu können, doch mit den Resultaten der kritischen Philosophie über Moral und Religion sich für ihr eigenes Herz und Leben bekannt machen möchten; auch diesen können wir von der Lectüre dieses Buchs Befriedigung ihres edeln Bedürfnisses versprechen.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Kantische Blumenlese* oder solche Stellen aus Kant's Schriften, die für Jedermann fasslich, interessant und lehrreich sind. Nebst einer *Abhandlung über die Hauptresultate der Kantischen Philosophie:* Von *J. G. Rätze*. 1799. XVI u. 150 S. 8.

Ueber den Zweck dieser Schrift erklärt sich der Vf. so. Die Kantische Philosophie ist nicht leicht einem Deutschen aus der gebildeten Classe dem Namen nach unbekannt geblieben; aber verschieden ist der Eindruck, den sie gemacht hat. Nur einige wenige kennen und achten ihren Werth hinlänglich. Die übrigen sehen sie, aus Unwissenheit und Vorurtheil, allenfalls zwar für etwas Grofses, aber fürs gemeine Leben dennoch Unbrauchbares an, ja ein grofser Theil hält sie gar für eine Quelle des Unglaubens, der Sittenlosigkeit und der bürgerlichen Unruhe. Das zweckmäfsigste Mittel, dieser Verkennung Einhalt zu thun, scheint eine Sammlung der geistvollsten und fasslichsten Stellen aus den Kantischen Schriften. Diese hat nun der Vf. hier, und zwar vorzüglich in Rücksicht auf Moral und Religion gegeben. Es kommt hier auf zweyerley an, auf die Richtigkeit dieser Idee und auf die getroffene Auswahl. Wir sind nicht so gutmüthig, mit dem Vf. zu glauben, dass die beabsichtete Wirkung auch nur zum Theil durch ein solches Mittel erreicht werden könne, nämlich bey denen, die Kant's Philosophie aus Unkunde verkennen. Die übrigen, bey denen Vorurtheile, Parteygeist, oder wer weiss sonst für Ursachen ihren Urtheilen zum Grunde liegen, können immer eine Sammlung classischer Stellen aus dieses Philosophen Werken mit Beyfall, Bewunderung, ja Hochachtung lesen, ohne deswegen für seine Philosophie gewonnen zu werden. Indessen wollen wir nicht in Abrede seyn, dass eine solche Blumenlese, wenn sie auch nicht diese Wirkung hat, unmittelbarer Weise auf Herz und Verstand der Leser wohlthätigen Einfluss haben könne, vorausgesetzt, dass sie mit Beurtheilungskraft angelegt ist, welches wir von dieser grösstentheils rühmen können. Die ausgewählten Stellen sind unter drey Rubriken: *Moral, Religion, speculative Philosophie*, geordnet. Was die zwey ersten Rubriken betrifft, so ist die Wahl fast durchgängig zu billigen, wenn es gleich noch mehrere Stellen giebt, die wegen ihres erhabenen Sinnes eine Stelle verdient hätten, z. B. der Schluss der Kritik der praktischen Vernunft. Die Stellen, welche sich auf speculative Philosophie beziehen, sind zum Theil als abgerissene Stücke, weniger verständlich, zum Theil fehlt es ihnen am allgemeinen Interesse, z. B. die Stücke: Nutzen der Kritik der reinen Vernunft, Land des reinen Verstandes, unbedingte Nothwendigkeit neue Wörter zu bilden, letzte Periode in der Kritik der reinen Vernunft. Die angehängte Abhandlung stellt die Hauptresultate der Kantischen Philosophie richtig dar, nur sollte sie, für die Classe von Lesern und für den Zweck, populärer und weniger in der Schulsprache geschrieben seyn.

LITERATURGESCHICHTE.

OLDENBURG, auf Kosten des Vfs.: *Bibliographische Unterhaltungen*, von *L. W. C. von Halem*. *Erstes und zweytes Stück*. 1794. 192 S. 8.

Wir hofften, von diesen bibliographischen Unterhaltungen eine Reihe von Fortsetzungen auf einmal beurtheilen zu können, und darum verspäteten wir die Anzeige dieser beiden Stücke. Sollte der Grund, dass nicht mehrere erschienen sind, etwa in einem Mangel von Theilnahme des Publicums liegen: so wäre es gewiss Pflicht aller kritischen Blätter, zur Wegräumung dieses Grundes beyzutragen. Diese

Un-

Unterhaltungen sollten ihrer Bestimmung nach von Zeit zu Zeit Nachrichten von seltenen Werken aus der trefflichen herzoglichen Bibliothek zu Oldenburg geben. Mannichfaltigkeit der Unterhaltung war die vornehmste Regel, welche der Vf. beobachtete. Ueber sein weiteres Verfahren erklärt er sich selbst also: „Könnte ich dabey jeden Artikel so einrichten, dass er auch dem, zu dessen besondern Fach er nicht gehört, einige Unterhaltung gewährte; wäre ich so glücklich, dass auch der Kenner, dem die Quellen, aus denen ich schöpfte, bekannt sind, hier dann und wann mehr als blosse Compilation fände; vermöchte ich überdem etwas zur Tilgung des Vorurtheils beyzutragen, welches manche, ältere und neuere Bearbeitungen wider die Literargeschichte, und die Bibliographie insbesondere, erregt haben: so würde meine Absicht völlig erreicht seyn." .. Rec. hat mehrere Männer vom ersten Range aus verschiedenen Fächern gesprochen, welche darin übereinstimmten, dass schon die beiden ersten Hefte dieser Absicht gänzlich entsprächen; und auch das grössere Publicum, welchem Literargeschichte nicht besonders am Herzen liegt, wird nach einer nähern Bekanntschaft mit diesen bibliographischen Blättern sich der Blumen des Genusses freuen, die der Vf. auf seine dornenvolle Bahn streute.

Zuerst beschäftigt sich der Vf. mit dem Idyllendichter *Baptista Mantuanus*, nachdem er die Bemerkung vorangeschickt hat, dass die neuern lateinischen Dichter, die zu ihrer Zeit den berühmtesten Dichtern des Alterthums wohl gar vorgezogen wurden, zum Theil so in Vergessenheit gerathen, dass selbst ihre Namen im Strom der Zeit verschwinden. Wie sehr sowohl jenes Lob, als diese gänzliche Nichtachtung ungerecht sey, lehrt das Beyspiel des erwähnten Dichters und eine Idylle desselben, welche hier in einer glücklichen hexametrischen Uebersetzung mitgetheilt ist. In ihr ist keine Uebertreibung des Natürlichen, welche bisweilen Mantuan's Fehler ist, und der auch hier im lateinischen Texte einen Schäfer, ehe er seinen Gesang anhebt, bey Seite gehen lässt, mit den Worten: *vado ad ventrem levandum.*

Eine Reihe von kleinern Aufsätzen, welche nun folgen, beweiset schon durch ihre Ueberschriften, wie sehr der Vf. auf Mannichfaltigkeit Rücksicht genommen habe. Nr. 6. *Aristoteles apud Aldum* (1495. 1497) *in fol.* Die oldenburgische Bibliothek besitzt eine aus mehr als 200 Bänden bestehende Sammlung Aldinischer Ausgaben griechischer und lateinischer Autoren. Von der angeführten Ausgabe des Aristoteles giebt es sechs Theile, deren vollständige Sammlung aber schon einige Jahre nach ihrer Erscheinung selten war. Der erste, zweyte und fünfte finden sich in der Bibliothek, über welche der Vf. die Aufsicht führt. In diesem Artikel ist eine reichhaltige Notiz über die Aldinische Officin mitgetheilt. S. 38. „In sehr vielen Büchern bediente man sich damals noch der sogenannten Gothischen Buchstaben. Aldus Geschmack war zu sehr verfeinert, als dass er diese hässlichen, von der Barbarey der *deutschen* Erfinder zeugenden Formen hätte aufnehmen sollen. Er bediente sich daher blos der lateinischen oder römischen Lettern." .. Da die deutschen Buchstaben nichts weiter sind, als schlechtgeschriebene lateinische; so kann man die Deutschen eigentlich nicht Erfinder derselben nennen. In einer Anmerkung sind die römischen Buchstaben gegen diejenigen vertheidigt, welche wider ihren Gebrauch für deutsche Schriften deshalb eifern, weil sie die Augen mehr angriffen, als die deutschen. Andere Nationen, welche sich der lateinischen Schrift schon so lange bedienen, sind nicht blödsichtiger, als wir. Es scheint eine Illusion hiebey zum Grunde zu liegen, indem man der Form der Buchstaben zuschreibt, was blos in dem Mangel an Gewohnheit liegt: man würde es gleichfalls angreifend und unangenehm finden, wenn man Lateinisch oder Französisch mit deutschen Buchstaben gedruckt läse.

Unter den fernern Nachrichten des ersten Hefts über alte, seltene Schriften findet man auch eine willkommne Notiz über die grosse *französische Encyklopädie.* Der Vf. führe selbst die Idee aus, welche er in diesem Artikel mittheilt. Eine raisonnirte Geschichte der Encyklopädie und Encyklopädisten, sagt er, von einem philosophischen Beobachter könnte (da sie während eines grossen Zeitraums fast alle in demselben lebende französische Gelehrte und alle Künste und Wissenschaften umfassen würde) ein sehr beträchtlicher und fruchtbarer Beytrag zu der noch so wenig bearbeiteten Literargeschichte des achtzehnten Jahrhunderts werden.

Das erste Heft, in welchem auch Artikel der Art wie Nr. 9. *Discours de la Beauté des Dames, prins de l'italien du Seigneur Ange Firenzuole Florentin. Par J. Pallet Saintongeois.* a Paris 1578. 8. Nr. 10. *L'instruction du Roy en l'exercice de monter a cheval. Par Messire Antoine de Pluvinel* etc. a Paris 1627. fol. etc. uns nicht blos in die literarische Welt führen, sondern auch zu den verschiedenen Sitten der Zeitalter, schliesst mit einem trefflichen Aufsatz über *Johannis Bodini Colloquium Heptaplomeres de abditis rerum sublimium arcanis. Libri* 6. (Mspt.) in Folio: oder vielmehr über diesen berühmten Staatsmann überhaupt. Aus seiner Schrift *de republica* sind diejenigen Züge ausgehoben, welche stark an die gegenwärtige Zeit erinnern. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts ward in Frankreich noch lebendiger, als am Ende des achtzehnten Ruin der Thronen gepredigt. Bodin lehrt, dass Ermordung eines Tyrannen auf dem Thron eine herrliche That eines Auswärtigen, aber die Hinrichtung desselben von Seiten des einzelnen Unterthans oder der Masse der Bürger ein Verbrechen sey. Sein *colloquium heptaplomeres* ist nie gedruckt worden. Sieben Personen unterreden sich in demselben über die verschiedenen Religionen. In einer freyen Uebersetzung sind hier einige Stellen ihres Gesprächs mitgetheilt worden. Wohl nie möchte eine Unterredung über einen solchen Gegenstand sich

endi-

endigen, wie diese; denn bey ihrem Schluss wird im Chor der Psalm gesungen: siehe, wie fein und lieblich ists, dass Brüder einträchtig bey einander wohnen! Die sieben Freunde umarmen sich hierauf und gehen auseinander.

Das zweyte Stück beginnt mit der Beschreibung eines sehr merkwürdigen Manuscripts der oldenburgischen Bibliothek, nämlich: *Instructionen, Vollmachten und Rescripte der Herzoge zu Braunschweig-Lüneburg Wolfenb. Linie an Ihre Comitialgesandte zu Regenspurg. Vol. 1. von 1677 bis 1702. Vol. 2. von 1705 bis 1717. Relationes der Fürstlich-Braunschweig-Wolfenbüttelschen Gesandtschaften zu Regenspurg und Wien; nebst dazu gehörigen Comitialprotocollen und Beylagen. Vol. 1. von 1692 bis 1708. Vol. 2. v. 1708 bis 1717. Vol. 3. v. 1717 bis 1719. in Folio.* Der Graf von *Thoms*, in diplomatischen Geschäften von der braunschweig-wolfenbüttelschen Linie gebraucht, hat diese Sammlung von Abschriften nach den im braunschweigischen Comitialarchive befindlichen Originalen zu seinem Privatgebrauch veranstaltet. Der Hauptgegenstand dieser Papiere ist, wie sich vermuthen lässt, die *neunte Kurwürde*. Der Vf. dieser bibliographischen Unterhaltungen könnte sich ein ausgezeichnetes Verdienst um die Geschichte erwerben, wenn er alles Bedeutende aus diesen Papieren zusammensuchte und mit Vergleichung der übrigen Quellen zu einem Ganzen vereinigte.

Besonders reichhaltig ist der Artikel über das *Brasichellische* Verzeichniss *librorum expurgandorum*. Er verbreitet sich über die Geschichte der Verzeichnisse verbotener Bücher überhaupt. Eine Anmerkung dieses Artikels müssen wir dem grössern Publicum mittheilen. S. VII. „Es ist zu verwundern, dass noch keine Sammlung der Wiener Bücherverbote veranstaltet ist. Seit einigen Jahren liefert uns von Zeit zu Zeit das Intelligenzblatt der A. L. Z. die einzelnen monatlichen Verzeichnisse derselben. Da ein solches Verbot gleichsam eine stillschweigende *Recension* des Wiener Censors in sich fasst, so hätte hierauf in dem *Repertorium* der A. L. Z. bey der Bemerkung der Beurtheilungen jedes Buchs wohl Rücksicht genommen werden können. Vielleicht lässt sich diese Idee bey dem künftigen Repertorium realisiren; es müssten jedoch diese Quasirecensionen, da es einigen zweifelhaft scheinen möchte, ob das † oder der * dadurch einen Zuwachs bekomme, besonders bemerkt, oder ein eigenes Zeichen (etwan das Zeichen des Krebses) dazu gewählt werden."

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Berlin*, b. Himburg: *Vernunftgründe für die Unsterblichkeit der Seele; und über den Selbstmord.* Zwey Beylagen zu der Schrift Lazarus von Bethanien. Von *Jakob Elias Troschel.* Für die Besitzer der zweyten Auflage besonders abgedruckt. 1798. 96 S. 8. (6 gr.) — Die Leser der schätzbaren Erbauungsschrift: *Lazarus von Bethanien*, werden unstreitig durch diesen zweckmässigen Anhang auf manchen nützlichen und wahren Gedanken über die beiden, auf dem Titel genannten, wichtigen Gegenstände geleitet werden. Indessen ob der Vf. gleich von ziemlich gelehrten Bemerkungen über die theoretischen und praktischen Gründe der Unsterblichkeit, über die kritische Philosophie und über D. *Reinhard's* Censur ihrer Resultate, das Daseyn Gottes betreffend, ausgeht, und sonach mehr eine streng philosophische Untersuchung als eine allgemeinfassliche Erörterung der Sache erwarten lässt: so muss man diesem würdigen und bescheidenen Manne doch wohl zutrauen, dass er durch seine versuchte Vereinigung theoretischer und praktischer Beweisgründe für die Unsterblichkeit der Seele nicht sowohl die Wissenschaft selbst um einen Schritt weiter gebracht, als vielmehr bekannte Gedanken für eine gewisse Classe zwar gebildeter, aber doch ungelehrter Leser fasslich und eindringend dargestellt zu haben glauben werde. Philosophische Zweifler dürften wohl gar durch die vorausgeschickten *physischen* Beweise eher gegen diese Lehre eingenommen, als für dieselbe gewonnen werden. Denn es lässt sich doch z. B. nicht *beweisen*, dass jemals ohne wirkliche Verletzung des materiellen Organismus, blofs durch Entweichung der Seele, als des Lebensprincips, der Tod, als das Aufhören alles thierischen Lebens herbeygeführt werde; oder dass der Körper die Function des Denkens nur hindern, oder nicht hindern, aber nicht wirklich befördern könne — eine Vorstellungsart, die sogar den Selbstmord einigermassen begünstigen würde. Eine consequentere Befolgung der Maxime, welche die Kantische Kritik für diese und ähnliche Gegenstände aufstellt, „von dem moralischen Glaubensgrunde auszugehen, und nun erst dem sittlich gestimmten Gemüthe die theoretischen Gründe für und wider die Sache vorzulegen, durch Speculation aber nur die speculativen Einwürfe gegen die Resultate der praktischen Nachforschung kritisch aufzuheben" — würde den Vf. selbst in populärer Hinsicht zweckmässig geleitet, und den letzten Eindruck für das Resultat des sittlichen Glaubens sicherer befestigt und verstärkt haben. — Die zweyte Abhandlung über den Selbstmord ist zwar auch bey weitem nicht erschöpfend, aber doch frey von dem Fehler der ersten; sie giebt doch dem Leser, der etwa selbst zu diesem Verbrechen geneigt wäre, keine Blössen durch Aufstellung unächter Beweisgründe seiner Unsittlichkeit, deren Entdeckung dem grübelnden Scharfblicke solcher Unglücklichen selten mislingt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 12. April 1800.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Martini: *Philosophisches Taschenbuch für denkende Gottesverehrer* von K. H. Heydenreich. *Dritter Jahrgang.* 1799. XVI. 240 und 126 S. 12. Mit einem Titelkupfer. (1 Rthlr.)

Mit diesem Jahrgange endiget sich diese Sammlung, an welche sich die von dem Vf. schon im J. 1798 angefangene *kleine Monatsschrift für Freunde der Religion* anschliessen soll. Die *erste Abhandlung* enthält: I. *Entwurf eines Codex der Duldung und Nichtduldung religiöser Meynungen in Staaten;* als Versuch einer Ausführung dieses von *Rousseau* in seinem Briefe an *Voltaire* über dessen Gedicht, die Zerstörung von Lissabon, aufgestellten Problems. Sie hat uns nicht befriediget. Richtig ist der Satz, es sey widersinnig, Bekenntnisse sowohl der natürlichen Religion, als irgend eines positiven theologischen Systems, zur Bedingung des Bürgerrechts zu machen. Unrichtig und inconsequent hingegen die Behauptung: der Staat habe das Recht, auf die öffentlichen Erklärungen der Bürger über Religion aufmerksam zu seyn, und diejenigen des Bürgerrechts für verlustig zu erklären, deren bekannte Ueberzeugungen den gesellschaftlichen Vertrag vernichteten, oder doch der Erreichung des Zwecks der Gesellschaft hinderlich wären. Keine individuelle religiöse Ueberzeugung, auch öffentlich erklärt, kann den gesellschaftlichen Vertrag auflösen, und den Zweck desselben hindern. Ein Bürger, welcher eine solche Missgeburt von Religionssystem, wie es der Vf. voraussetzt, zum Vorschein brächte, müsste entweder nicht richtig im Kopfe, oder ein Schurke seyn; er würde sich selbst dem Spotte und der Verachtung preisgeben. So lange es bey der blossen Erklärung bliebe, würde man ihn unbedenklich laufen lassen; stiftete er aber Complotte, um seine ungeheuere Idee auszuführen, so würde sich die Polizey seiner bemächtigen, nicht um dieser seiner inneren Ueberzeugung willen, so närrisch oder gottlos sie auch wäre, sondern wegen seiner gesetzwidrigen äussern Handlungen. Von gleicher Beschaffenheit sind auch die mehrsten übrigen Artikel dieses Codex, die noch überdies ohne innern Zusammenhang und willkürlich geordnet sind. II. *Das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der moralischen Wesen als allgemeine Glaubenslehren dargestellt.* (Fortsetzung und Beschluss.) Ein weit zweckmässigerer Aufsatz. Was der Vf. sagt, fliesst grösstentheils aus deutlichen Vorstellungen und einem lebhaftem Gefühle für Sittlichkeit. Wir zeichnen nur einige von den Stellen aus, bey welchen uns Zweifel aufstiessen. S. 63. hätte der Satz nicht stehen bleiben sollen: „Ich schaudere vor der Materie nicht, und bin weit entfernt, zu fürchten, ich werde untergehen, wär' ich auch *nicht — immateriell.*" S. 69. „Der ganze Begriff eines sittlichen Wesens löst sich auf, wenn Unsterblichkeit, moralische Ordnung und Gottheit nichts als Träume sind." Streng genommen ist diese Meynung nicht richtig. Der Grundsatz der Moralität, oder der Begriff eines moralischen Wesens, fliest nicht aus den Ideen an Gott und Unsterblichkeit; sondern umgekehrt fliessen diese Postulate aus dem Grundsatze der Moralität. Wenn dieses nicht wahr wäre, so würde das, was S. 86. gesagt wird: „der ächte Religionsglaube müsse aus dem höchsten Grade sittlicher Bildung hervorgehen," mit jener Aeusserung des Vfs. in Widerspruch stehen. S. 111. heisst es: „die *Fortpflanzung* der Geschlechter der Thiere hänge einzig vom Mechanismus des Instincts ab. Da dieses aber nicht mit der *Würde* der Menschheit vereinbar sey, so habe die Natur seine Anreizungen durch höhere Bedürfnisse und Gefühle vorbereitet, um die Dauer der Gattung zu bewirken. Wen sollten nicht, (wird hinzugesetzt) die Keime, der ganze Gang und die Verkettung der Gefühle der Liebe entzücken, *durch welche* Menschen auf die edelste Weise sich fortpflanzen." S. 112. „Allenthalben hat die Natur für die Menschen die Mittel ihrer Erhaltung *auf die zweckmässigste Weise bereitet.*" Und bald darauf, S. 115. „Wenn der Mensch aufwächst, — so kostet ihm jeder Gewinn für die Befriedigung seiner Bedürfnisse Fleiss, Anstrengung und Kunst; selbst sein unentbehrlichstes Erhaltungsmittel, das Brod, erfordert eine Menge mühsamer Handlungen, und um trinkbares Wasser zu bekommen, muss er erst Brunnen graben lernen." Die neun Betrachtungen über die Natur in Beziehung auf Religion, welche diese Fortsetzung ausmachen, und die Abhandlung beschiessen, sollen zeigen, dass die Betrachtung der Natur zwar religiöse Gefühle erwecke und verstärke, dass sie selbst für die Zwecke des Menschengeschlechts eingerichtet sey, aber uns in Ansehung unserer Ueberzeugung von Gott und Unsterblichkeit zweifelhaft lasse, weshalb diese nur in unserer praktischen Vernunft selbst aufgesucht werden müsse. III. *Welches sind die vorzüglichsten Mittel, wodurch ein Mensch lebendiger Religionsüberzeugung und gläubiger Hoffnung auf die Zukunft fähig wird?* Der Mensch muss sich zum reinen und starken Bewusstseyn des Sittengesetzes und der dadurch bestimmten Pflicht erheben, sich des vollen Gefühls seiner moralischen

lischen Freyheit bemächtigen, auch eine allgemeine sittliche Ordnung im Universum für nothwendig erklären, an guten Grundsätzen halten, keine selbstsüchtigen Neigungen überwinden. u. s. w. Auch hier erinnern wir Einiges. „Hat das Gute, sagt der Vf., Wahrheit und Realität, so muss alles *gut* seyn; die Weltbegebenheiten müssen nach dem Maasstabe strenger Gerechtigkeit erfolgen, in ihrem ganzen Gange muss es sich offenbaren, dass nicht Zufall oder blinde Nothwendigkeit, dass Vernunft durch die heiligsten Gesetze im Weltall herrscht. Ohne diese Zuversicht auf moralische Ordnung ist kein fester Religionsglaube möglich; *sie* muss begründet seyn, ehe noch der Mensch Gott und Unsterblichkeit ahndet. Moralische Ordnung im Universum ist ein Gedanke, der vor allem Glauben an Gott und göttliche Dinge aus der Vernunft des Menschen hervorgeht." Diese Behauptung stöfst nicht allein das wieder um, was der Vf. in der vorigen Abhandlung von den Zweifeln gesagt hat, welche die Natur gegen das Daseyn moralischer Gesetze, gegen die moralische Ordnung, gegen das Daseyn Gottes, veranlassen soll, sondern sie ist auch an sich falsch. Das Universum, das All der Erscheinungen, wird durch Naturgesetze regiert, was darin erfolgt, erfolgt nur nach diesen, nicht nach moralischen Gesetzen. In der Phänomenenwelt *muss* nicht alles *gut* seyn, als solche ist sie weder gut, noch böse. Es *könnte* und *sollte* aber eine moralische Welt seyn, d. i. eine solche, in welcher eine völlige systematische Einheit der physischen und der Freyheitsgesetze in den vernünftigen Wesen herrscht. Man kann aber weder sagen, dass sie wirklich ausser uns in den uns umgebenden Erscheinungen wäre, noch, dass das Universum eine solche seyn *müsste*. Die moralische Welt, ihre Möglichkeit und Nothwendigkeit ist nur in der Vernunft des Menschen; sie ist in diesem Betrachte nur eine intelligible Welt. Der Vf. drückt sich auch viel zu stark aus, wenn er sagt, der Glaube an moralische Ordnung müsse schon begründet seyn, ehe der Mensch Gott und Unsterblichkeit ahnden könne u. s. w. Das Wahre in diesem Satze ist, dass der Mensch ohne den Glauben an die *Freyheit des Willens* nicht auf eine consequente Weise an Gott und Unsterblichkeit glauben könne. Ehe er sich aber zu dem Gedanken erhebt, dass diese Freyheit das Gesetz einer intelligiblen Welt sey, und durch sie, unabhängig von der Sinnenwelt werde, wird ihm auch, ungeachtet jenes Glaubens an seine Freyheit, der Gedanke an die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer moralischen Welt nicht einkommen, und er wird, wie es auch die Geschichte der Lehre des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit lehret, eher diesen als den Glauben an eine übersinnliche Welt ergreifen. Uebrigens sind Freyheit, Gott und Unsterblichkeit gleich nothwendige Postulate der praktischen Vernunft, deren jedes in dieser seinen ihm allein eigenen Grund hat, und von welchen keines, ohne die Lehre von dem höchsten Gute und die Moral selbst aufzuheben, weggenommen werden kann. Die *zweyte Abtheilung* liefert folgende Aufsätze: I. *Ueber den wahren Charakter der Frömmigkeit und ihren Unterschied vom Aberglauben*. Eine humoristische Betrachtung nach *Peter Charron*. II. *Ueber die Verachtung der Welt*; eine Andacht nach *Isaak Arnaud*. III. *Grabgesang*, einer Menschenfreundin gewidmet. IV. *Ueber die Vortheile, welche künftige Religionslehrer von der Erziehung der Kinder in den Perioden der ersten Entwickelung ihrer Kräfte ziehen können.* Eine Vorlesung. V. *Der Tod*, ein Volkslied. VI. *Liebe und Hoffnung* in das Stammbuch meines Freundes, des kursächsischen Lieut. von Bernewitz.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Née und Barez: *Voyage Pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie* par *Cassas Artiste*, et redigé par *Joseph Cavallier*, Membre de la Société Philotechnique etc. XI. Livraisons. An VI. de la Republique. in gr. Fol. (Jede Lieferung kostet 15 Liv. 15 Sous.)

Das Publicum erhält hier einen Theil der Früchte von einer grofsen Reise, welche der französische Maler und Baumeister *Cassas* durch die Morgenländer gemacht hat. Nach andern Zeichnungen desselben, die er auf eben dieser Reise von den merkwürdigsten Gegenden und Monumenten in Palästina, Syrien und Aegypten verfertigt, — sind bereits mehrere Hefte eines andern Werks von ähnlicher Grofse und *Pracht*, *wie* das gegenwärtige, erschienen. Dieser enthält blofs Gegenstände aus Istrien und Dalmatien, und soll zusammen aus 12 bis 13 Lieferungen bestehen. Zwey derselben sind für den Text bestimmt, die übrigen aber werden eine Sammlung von 60 bis 66 in Kupfer gestochener Blätter ausmachen. Man hat von den merkwürdigen Alterthümern zu Pola und Spalatro noch keine so deutlichen und vollständigen Abbildungen gehabt, als wir hier erhalten. Das bekannte Amphitheater an erstem Ort ist allein sechsmal aus verschiedenen Gesichtspuncten dargestellt. Der Triumphbogen daselbst, und der Tempel des Augustus, jener vier und dieser dreymal. 7 Blätter zeigen verschiedene Ansichten von den Trümmern des vom Kaiser Diocletian erbauten grofsen Pallasts zu Spalatro; sechs vom Jupiter's Tempel, und vier vom Tempel des Aeskulap's, welche beide in dem Bezirk des gedachten Pallasts stehen, und zu Kirchen dienen. Ueberdem sind mehrere andere Blätter noch mit architektonischem Detail und allgemeinen Aufrissen der erwähnten Gebäude angefüllt, so, dass nicht nur die Neugierigen, welche sich mit einer allgemeinen Ansicht dieser berühmten Denkmale des Alterthums begnügen, sondern auch diejenigen befriedigt werden, die genauer unterrichtet zu seyn wünschen. Unterdessen ist dabey nicht blofs für Antiquare und Künstler gesorgt worden: der Bürger C. hat den Liebhabern zu gefallen sich's angelegen seyn lassen, malerische Standpuncte zu wählen, und auf schöne landschaftliche Gegenstände eben sowohl, als auf Werke der Baukunst, Rücksicht genommen. Das Schlofs *Lueg*, oder *Predjama*, welches eine der sonderbarsten Lagen hat, die man sich denken kann, ist

ist zweymal abgebildet: besonders giebt die Ansicht desselben, wo es etwas entfernt liegt, ein überaus anmuthiges Bild. In gleicher Hinsicht zeichnen sich auch die beiden Blätter aus, welche den schönen Wasserfall, oder vielmehr die Wasserfälle, bey *Scardona* darstellen, desgleichen eine Aussicht über *Triest*, eine andere noch lieblichere über *Pola*, eine von *Spalatro* etc.

Was nun die Kunst in diesem Werke betrifft, so sind die entschiedenen Verdienste des Zeichners auch im Kupferstich nicht zu verkennen: er behandelt die landschaftlichen sowohl als die architektonischen Gegenstände mit Geschicklichkeit, aber freylich etwas leicht; auch scheint seine Beleuchtung ein wenig manierirt zu seyn. Kleine grelle Lichter unterbrechen oft zur Unzeit die grossen Schattenpartien, und machen die Bilder unruhig. Wir haben bey genauerer Betrachtung auch Fehler gegen die Perspective wahrgenommen. Einige Basreliefe sind vermuthlich nur nach flüchtigen Skizzen gestochen, obschon sie im Kupferstich sauber und geendigt erscheinen, die Figuren sind verzeichnet, und haben ein sehr unzuverlässiges Aussehen.

In ein so weitläufiges Werk, wie dieses ist, haben sich nothwendig mehrere Kupferstecher theilen müssen; doch sind die Blätter einander an Verdiensten und Fehlern noch so ziemlich gleich, alle verdienen ohne Ausnahme in Ansehung der saubern Arbeit Lob; dagegen kann man den meisten Steifigkeit vorwerfen, auch fehlt es zuweilen an Uebereinstimmung, zuweilen an Haltung, und beynahe überall am Ausdruck des Charakters der verschiedenen Gegenstände. Doch ist dieser Mangel in den Blättern mit Architektur nicht so auffallend, als in den landschaftlichen Darstellungen.

Jede der sieben ersten Lieferungen besteht aus sechs in Kupfer gestochenen Blättern, wenn nicht, wie in der zehnten und eilften, ein ganzes Royalfoliobogenblatt statt zweyen dient. Der prächtig bey *Didot dem ältern* gedruckte Text gilt für die achte Lieferung, und enthält nebst der Vorrede, auf etwa 60 Folioseiten die Geschichte von Istrien und Dalmatien, wie auch eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche der morlachischen Einwohner; alles zwar etwas kurz, doch ziemlich deutlich und zusammenhängend vorgetragen. Nur da, wo der Vf. seine eigenen Betrachtungen und Urtheile einschaltet, hat man wenig Ursache mit ihm zufrieden zu seyn. Er führt Seitenhiebe auf die Engländer, die uns hier sehr am unrechten Ort angebracht scheinen; aber das ist noch nicht das schlimmste. Die Unbilligkeit, womit er die Venetianer behandelt, herabzusetzen und verhasst zu machen sucht, erregt zum wenigsten Unwillen gegen ihn. Er muss sehr verblendet seyn, wenn er alles aus Ueberzeugung thun konnte, oder knechtisch gesinnt, wenn es bloss geschehen ist, um den Machthabern seiner Nation zu schmeicheln, welche freylich zu ihrer Entschuldigung Ursache haben, die ehemalige venetianische Regierung als tyrannisch abmalen zu lassen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Berlin*, b. Maurer: *Moses und Christus, oder über den innern Werth und die wahrscheinlichen Folgen des Sendschreibens einiger Hausväter jüdischer Religion an Hn. Probst Teller*, und dessen darauf ertheilte Antwort, (sollte heissen: *und seiner darauf ertheilten Antwort.*) 1799. 70 S. 8. Mit dieser Schrift tritt endlich ein kritischer Philosoph auf, der dem Urtheile des Publicums die wahre Richtung geben will. Die ganze Anfrage hält er für einen Beweis der abnehmenden Religiosität, indem die Juden nicht mehr die Bücher Mosis gegen die Uebertreter seines Gesetzes achten, und viele Christen nicht mehr verdammt zu werden glauben, wenn sie die Gottheit Christi und seinen Versöhnungstod bezweifeln. (Wenn das Beweise des Religionsindifferentismus seyn sollen, so nimmt der Vf. Religion und Religiosität bloss in dem *äussern* Sinne des Wortes, und beleidigt viele fromme Juden und Christen, die bey sehr richtiger Einsicht des Unpassenden jener Ceremonialgesetze und Flüche Mosis, und des Ungöttlichen dieser Dogmen, gewiss rechtschaffene innere Herzensreligion haben können, und haben.) Er vergleicht die positiven Religionen mit einem baufälligen Hause, in dessen untersten Stockwerke die Juden, im obersten die Christen wohnen, wo nun die ersten in dem jetzt reparirten letzten sich zwar zum Schein einmiethen wollen, welches doch gefährlich sey, weil beide trotz aller Stützen sich zum Falle neigen — eigentlich aber lieber aus allen religiösen Gebäuden ausziehen, und in dem grossen offenen Tempel der Natur, sey es auch über den Trümmern der eingestürzten Versammlungsplätze, sich als Menschen die Hände reichen, und gemeinschaftlich Gott verehren wollen. Da man noch vor 50 Jahren sich ein Verdienst daraus machte, aus dem Judenthum christliche Proselyten zu hohlen, und da die Israeliten sonst fest auf ihrem Glauben hielten, scheint jetzt der Staat die Vereinigung der Juden und Christen nicht zu wünschen, und die Theologen rathen eher ab als zu, Finanziers betrachten es als ein Unglück für den Staat, und die Philosophen bezweifeln die bürgerliche Verbesserung der Juden, als einer besondern unverbesserlichen Menschenrace (wobey er deren Meynung begünstigt, die die Juden von den Indostanern abstammen lassen, welches gegen die Geschichte ist) denen ein sittlicher Charakter, der den Menschen erst zum Menschen macht, fehle, die keiner Pflichten und Tugenden empfänglich sind. (Welche *Philosophen* haben das behauptet?) Auf die Frage, wie die bürgerliche Verbesserung der Juden beginnen solle, antwortet er: der bisher gegen sie ungerechte Staat; denn sie können sich ihrer nicht eher würdig zu machen anfangen, als man ihnen durch Gunstbezeugungen dazu Gelegenheit giebt, und es sey ihnen nicht zu verargen, dass sie vorerst wenigstens dem Aeussern nach keine Juden mehr seyn wollen, damit sie nicht mehr als Juden behandelt werden. Wenn zufolge des preussischen Gesetzbuches vor dem Gesetz alle Menschen gleich seyn sollen, so dürfe der Nachkomme Abraham's, der dem Mosaismus entsagt, keine Ausnahme davon machen. Wenn die Politik sage, dabey würden Gewerkszünfte, Künstler und Ackerbau, nicht nur wegen der Concurrenz, sondern auch wegen der Emsigkeit und des Raffinements der Juden leiden, so sey das eben so ungerecht als menschenfeindlich; dabey müsse, weil es auf Rechte ankommt, eben die Unpartheylichkeit, wie in Civilprocessen, statt finden. Der preussische Staat, der den leibeigenen Bauer zum Staatsbürger erhebt, würde sich in auffallende Widersprüche verwickeln, wenn er den Israeliten dasselbe Recht verweigern wollte. Vom Sendschreiben und von der Antwort urtheilt er so: im Sendschreiben leuchte zwar philosophische Kenntniss, aber keine Notiz der kritischen Philosophie hervor, *darum* wären die Erörterungen dunkel (??) Was da von dem Erfolge ihrer religiösen knechtischen Furcht in der Kindheit auf Ehrerbietung gegen Wahrheit und Tugend gesagt werde, finde nur bey so denkenden Männern statt, sonst habe es oft den entgegen-

gengesetzten Erfolg. Es sey ein wankender Satz, dass es zwischen positiver Religion und Irreligion eine Mittelstrasse gebe; die ewigen Wahrheiten des Sendschreiben wären im Geiste der leibnitz-mendelsohnschen Philosophie erörtert, daher sey darin noch viel Zusatz von *vager* Metaphysik der Dogmatiker (?) die der Vf. auf drey nach kantischen Principien reducirt. Dieser reine Religionsglaube liege zwischen Atheisterey und positivem Zusatz in der Mitte. Es sey in der Geschichte ungegründet, dass Moses jene fünf Sätze der mendelsohnschen Philosophie, welche die Stammväter der Israeliten schon besessen hätten, wieder verkündigt habe; die semitischen Urkunden, die Moses sammelte, haben das Gepräge des Kindesalters der Menschheit; seine Gesetze zeigen den zu *Memphis* von der Priesterkaste erzogenen Mann. Von *T.* Antwort urtheilt er:, sie verrathe den kenntnissreichen und wohlwollenden Gelehrten, der aber in ästhetischer Hinsicht hinter jenen zurückbleibe, oft schüchtern da im Allgemeinen stehen bleibe, wo der Sendschreiber eine umständliche Erörterung gewünscht hätte, dagegen vieles hieher nicht gehörige sage. Er meynt, der einzige positive Zusatz der reinen moralischen Religion in Christi Munde sey: „dem Sohne die himmlischen Worte des Vaters glauben" (das wäre doch also Autorität des Ansehens — die Beweise — und für uns historische Dokumente foderte.) Aus Hn. T. Satze „dass eine ganz unumschleyerte Religion zwar denkbar sey, aber nicht auf immer fest gehalten werden könne, auch den Menschen nicht zuträglich zu seyn scheine" sagt er, das zeige, dass Hr. T. von den neuesten philosophischen Verhandlungen über die Religion nur historische Notiz genommen habe. (? freylich keine sektirische Parthey!) Er meynt, es sey ein Zeichen des Kindes- und Knabenalters der Menschheit, dass die Religion noch immer am Gängelbande eines sinnlichen Cultus erscheine (und es ist ein Zeichen, dass der Vf. die *Menschheit* nur aus philosophisch speculativen Lehrbüchern, aber die *Menschen* nie, aus Beobachtung, Weltgeschichte und Erfahrung kennen gelernt hat, dass er von der Fähigkeit und Bedürfniss der Totalität der Menschheit, wie von einer einzelnen Person spricht, ohne auf die immer und ewig fortdauernde millionenfache Verschiedenheit der Individuen Rücksicht zu nehmen.) Die Frage „ob die Menschheit je zum selbstständigen Manne reifen *werde*" meynt er, könne kein Geschichtschreiber (nun freylich redet der Geschichtschreiber nie vom Zukünftigen) sondern nur der philosophische Forscher entscheiden, und da meynt er, unsere *Zeitzeichen denteten darauf* (ist das auch philosophisch??) dass ein Zeitpunct kommen *werde*, wo statt Cultus und Autorität, selbst statt Taufe und Abendmahl nur philosophische Lehrmeynungen (!!) in den Religionsversammlungen existiren werden. Er hält den Geschichtsglauben *von Christo* so wenig, als den Glauben *an Christum*, als den Stifter der moralischen Religion, für nothwendig, nur herzlichen Beyfall gegen die christlichen Lehren. Der Ausdruck „Sohn Gottes" müsse gelehrten Juden verständlich seyn, dessen Bedeutung sich im A. T. und in rabbinischen Schriften finde. Die Taufformel, meynt er, scheine trotz aller Deutungen der Exegeten nach dem allgemeinen jetzt gangbaren Sinne, wenn er auch nicht in dem Sinne der Worte liegen sollte, dem ersten Lehrsatze der Religion: „der Herr unser Gott ist ein einiger Gott" zu widersprechen; (welches nach der jetzt wenigen unbekannten Kenntniss ihres wahren Sinnes wohl nicht mehr der Fall ist.) Bey dem 2ten Abschnitt der Tellerschen Antwort meynt er, sey ein 3tes Verhältniss des Staats und der Kirche übergangen, nämlich dass religiöser Cultus und die dazu gehörigen Meynungen in gar keinem Verhältnisse mit dem Staate stehen, wie jetzt in Frankreich — wobey ein Ausfall auf die Amtsentlassung Fichte's vorkommt, der doch 1792 die Wirklichkeit einer an das menschliche Geschlecht ergangenen Offenbarung vertheidigt habe. —

Hierauf macht nun der Vf. einen Entwurf eines Antwortschreibens an die jüdischen H. V. wie er in Hn. Teller's Stelle es abgefasst haben wollte, worin er, nach einigen Complimenten folgende Hauptsätze vorträgt: 1) dass Vernunftreligion bey dem grossen ungebildeten Haufen nicht statt finden könne, dass plötzliche Tageshelle Blende und Afteraufklärung nach sich ziehe. 2) Die H. V. sollen also ihre Nation erst durch bessern Unterricht der Jugend und der Erwachsenen dazu vorbereiten. 3) sie selbst die H. V. „bedürften keines sinnlichen Vehikels, keiner Statuten, keines Tempels, sondern könnten als eine philosophische Secte sich aus Schriften und durch Unterredungen erbauen: Dabey werde der Staat es keinem wehren, hinüber zu treten, keinem das Bürgerrecht versagen (*ohne* Taufe und *christliches* Religionsbekenntniss? hat der Vf. obrigkeitliche Vollmacht die zu versprechen? das ist ja eben die Anfrage der Vff. — oder *mit* Taufe und Bekenntniss bey innerm Widerspruch ihrer Erkenntnisse und ihres Gewissens? werden die H. V. als Philosophen und redliche Männer das wollen?) Der grosse Haufe bedürfe sinnlicher Vorstellungen und etwas Positives, dessen Uebergang müsse langsam, ohne Revolution geschehen, sie müssten das Judenthum als antiquirt verlassen, und in *dem Augenblick, da dies geschieht, erscheint ihr Messias, und erlöset sie vom Druck.* Aber als eine neue Religionssecte werde der Staat sie nicht gern dulden, sie sollen also den *Nahmen* der Christen annehmen, um der *Rechte* derselben theilhaftig zu werden. (Wider dies Einschleichen protestirt das Sendschreiben.) Das Christenthum, wie Jesus es lehrte, fern von fremden Zusätzen ist mit der Vernunftreligion einstimmig (wahr!) unterscheidet sich nur dadurch, dass es den am Verstande Unmündigen das, was er nicht begreifen kann, auf Jesu Wort zu glauben anleitet, ohne sich weiter über Beweise zu beunruhigen, die bloss eine geübte Vernunft fassen kann. (wahr, und den Aussprüchen Jesu selbst gemäss!) Was seine Schüler mehreres von ihm gesagt und geschrieben haben, sey nach jüdischer Denkweise und den Zeiten angemessen gedacht. (wahr!) Jesus betrachte die Religion Mosis nur als vorhandene Landesgesetze, die er deshalb selbst beobachtete und sich (wie auch Paulus) nach der gangbaren Meynung fügete; aber man habe nachher die empfehlende Einkleidung, das Bild für die Sache selbst genommen. (wahr!) Viele Einrichtungen in der christlichen *Kirche*, an denen die H. V. sich stossen, rühren nicht *von Christo* her; man könne ein Christ seyn, wenn man auch nicht Weihnachten, Ostern, Himmelfarthsfest und Pfingsten mit den Vorstellungen und der Form, wie jetzt feyert, die aber zweckmässiger eingerichtet (wozu er Vorschläge thut) auch ihren Beyfall finden würden. Taufe und Abendmahl seyn sehr bedeutende Feyerlichkeiten, nur müsste letztes in der Form der ersten Kirche gefeyert werden, als ein Fest der *Bruderliebe* und Gleichheit. Keine Beichte und Absolution. Gebet als Resignation, wobey die Ruhe des Herzens wächst, und das Herz veredelt wird. Feyer des 7ten oder 8ten Tages ist einerley. *Glauben* an Gott, Unsterblichkeit und *Tugend* auf die Versicherung eines Weisen, der allgemeines *Zutrauen* (der glaubigen Christen nur!) hat, ist viel werth, und diese Autorität ist ein grosses Bedürfniss. Selbst Moses würde in jetzigen Umständen einen solchen *Uebertritt* zum Christenthum billigen. Nur dann, wenn die Menschen den *Eigennahmen* der Religion entsagen, wenn es keine Christen, Juden, Muhamedaner und Heiden geben wird, wenn alle ihre Kirchen, Tempel, Pagoden und Moscheen verlassen, und sich als Kinder eines grossen Weltenvaters über den umgestürzten Trümmern die Hände reichen, dann wird eine Heerde und ein Hirte seyn. — Schöner philosophischer Traum! aber doch nur Traum! In der nicht bloss intelligiblen, nicht bloss Ideenwelt, sondern in der objektiv wirklichen, aus selbstdenkenden, selbstwollenden, nach Verstandesfähigkeiten, Temperamenten, Cultur, Clima, Regierungsform, Lebensart u. s. w. tausendfach verschiedenen Menschen bestehenden Welt ist weder diese allgemeine Einstimmung der Vorstellungen und Gesinnungen möglich, noch alle äussere Form und Anstalt der Gottesverehrung je entbehrlich; und ob bey dieser allgemeinen Religion, bey dieser Art von Eintritt in die christliche Kirche, diese sowohl, wie sie noch jetzt der *äussern* Form nach ist, sie zu activen Mitgliedern — als ob der Staat sie zu activen Bürgern mit *allen* Vorrechten aufnehmen werde? das ist ja eben die Aufgabe, die hier, wie in allen übrigen durch das Sendschreiben veranlassten Schriften, weder beantwortet, noch deren Beantwortung erleichtert und näher gebracht ist. Hoffentlich wird nun auch das Geschreibe hievon ein Ende haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. April 1800.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris, b. Agasse: *Lycée ou Cours de Litterature ancienne et moderne, par J. F. Laharpe.* Tome I. VIII u. 506 S. T. II. 500 S. T. III. 1 part. 360 S. 2 part. 363 S. T. IV. 493 S. T. V. 487 S. T. VI. 485 S. T. VII. 335 S. An VII.

Dieses Werk ist besonders in französischen Blättern als ein solches angekündigt worden, das den Meisterstücken der französischen Literatur die Krone aufsetzte, und es zeichnet sich auch in der That unter den Werken, die in dem letzten Jahrzehend in Frankreich erschienen sind, sehr zu seinem Vortheil aus. Destomehr erfodert es aber auch eine ausführlichere Anzeige und Untersuchung, die zugleich einem künftigen deutschen Uebersetzer desselben Gelegenheit geben kann, seine Fehler und Mängel sowohl im Plan als im Einzelnen zu verbessern. — Es enthält die Vorlesungen, die der Vf. in dem im J. 1786 gestifteten *Lycée des Arts* seit zwölf Jahren, die Epoche der Schreckensregierung abgerechnet, gehalten hat. Der grosse Umfang desselben, da es die ganze Literatur der Alten und die französische bis auf unsere Zeiten enthalten soll, läfst erwarten, dass nicht alle Theile desselben mit gleicher Gründlichkeit und Sachkenntnifs abgefasst seyn werden; der Vf. sah dieses selbst sehr gut ein, aber er hofft, dass die gelegentheitliche Veranlassung dazu, und der Fleiss, den er darauf gewendet hat, die Mängel eines Werks entschuldigen werden, das schwerlich ein einziger Mann gehörig auszuführen im Stande seyn dürfte. Ueber den Endzweck des Buchs erklärt er sich selbst in der Vorrede S. VI. folgendermafsen: *Ce n'est ici ni un livre élementaire pour les jeunes étudians, ni un livre d'érudition pour les savans. C'est autant que je l'ai pu, la fleur, le suc, la substance de tous les objets d'instruction qui sont ceux de mon ouvrage; c'est le complément des études pour ceux qui peuvent pousser plus loin celles qu'ils ont faites; c'en est le supplément pour les gens du monde qui n'ont pas le tems d'en faire d'autres. Mais j'ai desiré, je l'avoue, que ce pût en être une particuliere pour les orateurs et les poëtes.* Man mufs also hier keine ausführliche und gelehrte Geschichte der Literatur erwarten; dem widerspricht schon die Beschränkung des Plans auf die übrig gebliebenen Werke der Griechen und Römer, so wie die Vermischung der Literatur beider Völker nach gewissen Fächern. Eben so wenig darf man wichtige Aufschlüsse über, und tiefe Blicke in den Geist der alten Schriftsteller überhaupt, oder in den Zustand der Wissenschaften im allgemeinen hier suchen; sondern das Werk enthält nur eine ästhetische Zergliederung und Würdigung der wichtigsten Werke, die aus dem Alterthume übrig sind, mit Rücksicht auf die neuere französische Literatur, und auf das, was sie für uns seyn können und sollen, abgesehen von dem was sie an und für sich nach ihrem absoluten Werthe seyn mögen, wozu freylich Erörterungen über die Geschichte der Literatur, über die Vorgänger und Hülfsmittel, die jeder grosse Schriftsteller hatte, und über den Geist des Volks, für welches und unter welchem sie schrieben, unentbehrlich seyn würden. Aus jenem Gesichtspuncte mufs man auch den Mangel an Einheit und Zusammenhang des Plans, und die blofs fragmentarische Anordnung des Werks entschuldigen.

Das ganze Werk zerfällt, so weit es bis jetzt erschienen ist, in zwey Haupttheile, wovon der erste (Tome I. II. III.) die alte Literatur, und der andere die französische Literatur im Zeitalter Ludwig's XIV. enthält. Die fünf noch zu erwartenden Bände werden die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts umfassen, und auf diese wird ein eigenes Werk in drey Bänden folgen, welches *la philosophie du dix-huitieme siecle* enthalten wird.

Die *Einleitung* ist eigentlich gegen den Unfug des Geniewesens gerichtet, und zeigt, dass es eine Kunst der Schreibart (*art d'écrire*) giebt, dass die Regeln derselben nicht willkürlich, sondern in der Vernunft gegründet sind, dass die Philosophie (hier die Philosophie des Schönen, Aesthetik) für die Künste der Einbildungskraft nützlich, ja unentbehrlich ist, und handelt endlich von der Bedeutung der Wörter: *Genie* und *Geschmack*. (Ziemlich unbefriedigend; vom Genie heisst es S. 29.: *Ce ne peut être autre chose que la superiorité d'esprit et de talent, et conséquemment elle admet le plus et le moins, et peut s'appliquer à tout ce qui depend des facultés intellectuelles.* Vom Geschmack S. 31.: *Ce mot en passant du propre au figuré peut se definir connaissance du beau et du vrai, sentiment des convenances.* Keine von beiden Erklärungen enthält wohl für jemand etwas Neues, und es bedurfte der Zurüstungen nicht, um zu diesem oberflächlichen Resultate zu gelangen.) Das erste Buch des ersten Theils handelt von der Dichtkunst. Erstes Kapitel. Zergliederung der Dichtkunst des Aristoteles. Voraus eine kurze Angabe seiner übrigen Werke und seiner Verdienste. In den Erläuterungen über die Regeln des Aristoteles müssen einige Unrichtigkeiten bemerkt werden. S. 65. *Les mimes étaient à ce*

à ce qu'on croit, d'après quelques passages des anciens; une sorte de poësie très licentieuse. Viel zu allgemein; es passt nicht auf die Mimen des Sophron, von denen wir in den Adoniazusen des Theocrit eine Nachbildung besitzen. v. Valken. ad Adoniaz. p. 194. 199. Der Hauptcharakter derselben, dialogisirte Darstellung von Scenen aus dem gemeinen Leben, ist ganz ausgelassen. Ebend. *On sait qu'Archiloque, Hipponax et beaucoup d'autres ont fait des satyres personelles; mais les Grecs appellaient aussi du nom de Satyre des drames d'une licence et d'une gaité burlesque.* Hiernach sollte man glauben, dass die Gedichte des Archilochus etc. von den Alten selbst Satyren genannt worden; sie hiessen aber Jamben; von denen die δράματα Σατυρικὰ ganz verschieden waren. — Der Vf. nimmt Batteux Erklärung der Stelle über das Reinigen der Leidenschaften an S. 72.: *Il veut dire, que l'objet de toute imitation theatrale, au moment même où elle excite la pitié et la terreur, en nous montrant des actions feintes est d'adoucir, de moderer en nous ce que cette pitié et cette terreur auraient de trop penible, si les actions qu'on nous represente étoient reelles.* Also soll die theatralische Darstellung etwas lindern und mässigen, was eben dadurch, dass sie Darstellung einer fingirten Handlung ist, schon gelindert und gemässigt wird! Das heisst doch wohl nichts anders, als die Handlung in der Tragödie soll keine wirkliche, sondern bloss eine fingirte Handlung seyn, und der Zuschauer soll diesen Unterschied selbst inne werden. Die wahre Erklärung der Aristotelischen Stelle hat in Deutschland schon vor 30 Jahren Lessing gegeben Dramat. 78. Stück, wo auch gezeigt wird, wie falsch französische Kunstrichter den φόβος des Aristoteles durch *terreur*, *Schrecken*, übersetzt haben, 74—78. St. — Im 9. Kap. sagt Aristot. φανερὸν δὲ ἐκ τῶν εἰρημένων, καὶ ὅτι οὐ τὸ τὰ γινόμενα λέγειν τοῦτο ποιητοῦ ἔργον ἐστιν, ἀλλ' οἷα ἂν γένοιτο καὶ τὰ δυνατὰ κατὰ τὸ εἰκὸς ἢ τὸ ἀναγκαῖον, d. h. die Sache des (tragischen) Dichters ist nicht, bloss das Geschehene zu erzählen (wie der Geschichtschreiber thut), sondern Vorfälle darzustellen, dergleichen geschehen könnten, und das, was nach der Wahrscheinlichkeit oder der (innern) Nothwendigkeit dabey möglich gewesen. La Harpe übersetzt aber S. 80.: *L'objet du poëte n'est pas de traiter le vrai comme il est arrivé, mais comme il a dû arriver, et de traiter le possible suivant la vraisemblance.* Richtiger war die Stelle schon im *Voy. du j. Anach.* T. VIII. p. 9. zweyte Ausg. erklärt worden. Was der Vf. ebendaselbst über den Unterschied der Geschichte und der Poesie gegen Aristoteles einwendet, beruht ebenfalls auf einem Misverständnisse. — S. 82. kann der Vf. nicht begreifen, wie ein Trauerspiel ohne Peripetie seyn könne, und verwirft daher die Eintheilung der Fabel beym Aristoteles in einfache, in denen weder Glückswechsel, Peripetie, noch Erkennung, sondern bloss πάθος, irgend ein Unglück statt findet und verwickelte, wo alle drey Arten von Begebenheiten vorkommen. Von der einfachen Art sind aber z. B. der Oedipus Colon. des Sophocles. Vgl. Lessing's Dramat. 38. St. — Aristoteles sagt c. 13. wenn in einem Trauerspiel ein schlechter Mensch in Unglück gerathe, τὸ μὲν φιλάνθρωπον ἔχοι ἂν ἡ τοιαύτη σύστασις, ἀλλ' οὔτε ἔλεον οὔτε φόβον. Hr. Lah. übersetzt S. 85. *il peut avoir un exemple, mais il n'y a ni pitié ni terreur.* Aber nach dem Sprachgebrauch des Aristoteles heisst τὸ φιλάνθρωπον, das sympathetische Gefühl der Menschlichkeit, das auch eine Art von Mitleid ist, ἔλεος hingegen das bis zum Affecte gesteigerte Mitleid. S. Lessing Dramat. 76. St. Die Anmerkung, die Hr. Lah. bey dieser Stelle macht, *Aristote veut dire seulement que ce n'est pas là ce qui produit la terreur et la pitié, et qu'il faut les tirer d'ailleurs*, zeigt das Bestreben, einige Stücke der französischen Bühne in Schutz zu nehmen, und es doch nicht mit dem Aristoteles zu verderben; sie widerspricht aber ganz dem Sinne des griechischen Weltweisen; denn dieser spricht dort nicht von Nebenpersonen, sondern von dem Helden des Stücks. Zuweilen nimmt er auch neuere Stücke gegen Aristoteles in Schutz, indem er sich auf den Effect, den sie gemacht haben, beruft, z. B. S. 84. Eine schöne Widerlegung! Den ungleich reichhaltigern Auszug aus Aristoteles Poetik im 71. Kap. des *Voy. du j. An.* scheint der Vf. gar nicht benutzt zu haben. — *Zweytes Kapitel.* Zergliederung der Abhandlung Longin's vom Erhabenen. Das Erhabene soll sich nicht definiren lassen, S. 93: man soll von ihm weiter nichts sagen können, als *cela est beau, parceque nous sommes transportés.* S. 94. *Le sublime est tel en lui-même, que l'imagination, l'esprit, l'ame ne conçoivent rien au delà.* S. 96. Solche oberflächliche Bemerkungen bringen uns nichts weiter. Hätte der Vf. wenigstens *Burke's treatise on the sublime* gekannt. — Hr. L. scheint die Nothwendigkeit gefühlt zu haben, seiner Beurtheilung der vorzüglichsten Dichterwerke einige allgemeine Bemerkungen über das Wesen der Dichtkunst, über ihre allgemeinen Regeln und Grundsätze voranzuschicken; aber was er in den zwey ersten Kapiteln darüber sagt, ist weder gehauen noch gestochen, so wie er überhaupt seine schwache Seite zeigt, wenn es auf die Feststellung der Principien ankommt. Was wir von Aristoteles Poetik besitzen, betrifft grösstentheils nur die Tragödie, und nicht die ganze Dichtkunst, hätte also bis auf den Artikel vom Trauerspiel der Griechen verspart werden sollen; dagegen ist das Erhabene zu weitumfassend, indem es nicht nur für die Dichtkunst, sondern auch für die Beredsamkeit gehört; und wo bleibt dann die Erörterung des Schönen, die doch in einer Theorie der Dichtkunst mit gleichem Rechte erwartet werden kann, und auch einen Punct der Eintheilung ausmacht? — *Drittes Kapitel.* Vergleichung der französischen mit den alten Sprachen; recht gut, aber ausser Frankreich weniger interessant. Wir Deutsche erfahren unter andern daraus, dass in einigen Gegenden Deutschlands noch lateinisch gesprochen wird. (!) S. 166. *Je n'apelle pas latin celui qu'on parle dans quelques parties de l'Allemagne!* — *Viertes Kapitel.* Von der epischen Dichtkunst bey den Alten. *Erster Abschnitt.* Von der griechischen

chischen Epopöe. Die Epopöe definirt der Vf. S. 188. *le recit en vers d'une action vraisemblable, heroique et interessante.* Sonderbar und neu ist die Art, wie er beweisen will, dass die Epopöe einen moralischen Zweck haben müsse S. 202.: *L'epopée étant ce qu'on appelle en poësie une fable, elle renferme necessairement une leçon morale.* Also, weil die Aesopische Fabel sowohl wie die Fabel in der Epopöe auf griechisch μῦθος heisst, so passt auf die letzte, was von der ersten gilt! Demnach werden im Heldengedichte auch wohl vernunftlose Wesen redend eingeführt werden müssen. Der Vf. spricht von S. 205. mit Enthusiasmus von der Iliade (die er so betrachtet, wie sie auf uns gekommen ist, ohne, wie es scheint, die neuern Untersuchungen über ihre ursprüngliche Form gekannt zu haben) und vertheidigt sie mit Wärme gegen *Lamotte*, welches doch jetzt überflüssig war. Man sehe besonders die schöne Stelle S. 226 u. ff. Ungeachtet jenes Enthusiasmus ist die Charakteristik der Iliade doch sehr mangelhaft; sie betrifft eigentlich nur den Plan des Gedichts, der bekanntlich sehr problematisch ist. Von der Mannichfaltigkeit und der Wahrheit in der Schilderung der Hauptpersonen, von dem glücklichen Gebrauch, den er von der Mythologie gemacht hat, und überhaupt von der Kunst der anschaulichen Darstellung, die darin herrscht, finden wir wenig oder gar nichts. Von der Odyssee sagt der Vf. S. 249.: *Je ne vois dans l'Odyssée ni ces grands tableaux, ni ces grands caracteres, ni ces scenes dramatiques, ni ces descriptions remplies de feu, ni cette eloquence du sentiment, ni cette force de passion, qui font de l'Iliade un tout plein d'ame et de vie.* (Uns scheint, dass hier der Gegenstand oder das *sujet*, mit der Art ihn zu behandeln verwechselt worden. Die Odyssée konnte ihres Plans und Gegenstandes wegen nicht die Eigenschaften haben, die den Vf. in dem angeführten Stücke an der Iliade entzücken; auch muss die Iliade, da sie starke Leidenschaften malt, die in allen Zeiten und Gegenden dieselben sind, allgemeiner interessiren, als die Odyssee, welche häusliche Scenen und Sitten, die immer ändern, Traditionen, die dem Kindesalter der Menschheit angemessen, aber für uns kindisch sind, enthält; aber eben darin, dass der Dichter bey einem verschiedenen Gegenstande einen verschiedenen Ton wählte, liegt ein Beweis mehr für sein gesundes Urtheil und sein Dichtergenie, und diesem reifen Urtheile dürfte wohl eigentlich beyzumessen seyn, was einige Alte und unser Vf. aus dem höhern Alter des Dichters erklären wollen. Ist aber der Ton des Gedichts dem Inhalte desselben angemessen, so kann sein dichterischer Werth nicht niedriger angeschlagen werden, als der Werth eines Gedichts, welches wegen seines erhabenern Gegenstandes auch einen erhabenern Ton erfoderte; und auf diese Unterscheidung hat der Vf. zu wenig oder gar keine Rücksicht genommen.) *Zweyter Abschnitt.* Von der Epopöe der Römer. Virgil S. 260. ein sehr gut ausgeführter Artikel. Der Held des Gedichts ist ohne Fehl, aber eben deswegen auch kalt und frostig; die sechs ersten Bücher sind vortrefflich, aber in den sechs letzten bleibt er, auch zum Theil wegen der unbekannten Personen, hinter seinem Muster und sich selbst zurück; sein Charakter ist die sich immer gleiche Vollkommenheit des Stils. (Zwey Unrichtigkeiten finden sich S. 263. in der Note, wo nach Macrobius gesagt wird, dass das zweyte Buch der Aeneide aus Pisander genommen, und dass dieser Pisander *une espece de recueil d'histoires mythologiques* geschrieben habe. S. Heyne Exc. I. ad Aen. II.) Das Gedicht des Silius Italicus ist *une gazette en vers. La diction passe pour être asses pure, mais elle est faible et habituellement mediocre* S. 271. Von Statius S. 271. *Stace, à force de boursoufflure, de monotonie et de mauvais goût, est beaucoup plus ennuyeux et plus penible à lire, que Silius Italicus, quoiqu'il ait plus de verve que lui, et qu'au milieu de son fatras il y ait quelques étincelles.* Von Claudian S. 273.: *Il a fait quelques poëmes satyriques ou heroïques dont l'harmonie ressemble parfaitement au son d'une cloche qui tinte toujours le même carillon. — En général, c'est encore un de ces versificateurs empoulés, qui, en se servant toujours de beaux mots, ont le malheur d'ennuyer.* Mit Lucan macht der Vf. eine ehrenvolle Ausnahme. Ungeachtet seines schlechten Geschmacks, seiner Weitschweifigkeit, seiner Hyperbeln, des ganzen Plans, der nicht episch ist, hat er doch Stellen, deren Schönheiten überwiegend sind, besonders in den Schilderungen der Charaktere. Blos in Ansehung Cäsar's findet eine Ausnahme statt, den er ganz entstellt hat, so vortrefflich er ihn auch im Anfange seines Werks geschildert hatte, und dieses giebt dem Vf. Anlass eine interessante Rechtfertigung Cäsar's und Vergleichung mit Pompejus einzuschalten S. 291—300. *Dritter Abschnitt.* Anhang über Hesiodus, Ovid, Lucrez und Manilius (eine sonderbare Zusammenstellung!) S. 300. Der Vf. ist ein grosser Bewunderer der Metamorphosen Ovid's, der ganzen Anordnung dieses Werks und der Leichtigkeit, womit der Dichter jedesmal den richtigen Ton zu treffen weiss S. 304 ff. *L'esprit, la grace, la facilité, trois choses, qui ne l'abandonnent jamais, couvrent ses negligences, ses petites recherches* p. 306. *Lucrece n'est gueres poëte, que dans les digressions; mais alors il l'est beaucoup. L'energie et la chaleur caracterisent son style; mais en y joignant la dureté et l'incorrection* S. 307. In einem P. S. wird noch vom Apollonius Rh. gehandelt, dessen viertes Buch dem Virgil nicht unnütz gewesen zu seyn scheint: *On voit que le chantre de Didon n'a pas dedaigné d'emprunter quelques idées d'Apollonius; mais il faut avouer aussi, qu'il leur prête une force d'expression passionnée, dont le poëte Grec est bien loin; les empruntes sont peu de chose, et la superiorité est immense.* (Das hier auf 10 Seiten von *fünf* nicht unwichtigen Dichtern gesagte ist nicht einmal eine ästhetische Zergliederung zu nennen.) — *Fünftes Kapitel.* Ueber das Trauerspiel der Alten. 1. *Abschn.* Allgemeine Ideen über das Theater der Alten S. 310. enthält verschiedene gute Bemerkungen über den Unterschied der griechischen und neuern (französischen) Tragödie.

Les

Les modernes en general approfondissent davantage les sentimens et les passions, s'enfoncent plus avant dans une situation theatrale, remuent le coeur plus puissamment et savent mieux varier et multiplier les emotions. (Vgl. S. 314. Man sehe Hn. Manso's Abh. *über die Verschiedenheit der griech. und der deutsch. Trauerspiele* in den *Nachtr. zu Sulz.* II, 229. wo zugleich die Ursachen dieser Verschiedenheit entwickelt werden, welches unser Vf. nicht gethan hat. Was das Detail der Gefühle und der Leidenschaften betrifft, so war dieses bey den Griechen nur Nebensache und wurde nicht zum Wesen der Tragödie gerechnet. S. Arist. de poet. c. 6.) *C'est un progrès, que l'art a dû faire; mais s'il a pu acquerir de l'energie dans nos grands tragiques, ils n'ont pu surpasser les anciens pour la verite, et dans cette partie les Grecs ne sauraient être trop etudiés ni trop admirés.* S. 318. Was S. 314 u. f. gesagt wird, *une scene ou deux par acte, et des choeurs qui ne quittaient pas la scene et se mêlaient au dialoque dans les situations les plus interessantes, voilà tout ce que l'on demandait au poëte*, dürfte der Vf. bey reiferer Ueberlegung wohl selbst wieder zurücknehmen. Und die Ursache dieser Verschiedenheit: *c'est que parmi nous le spectacle est pour une assemblée choisie* (dieses wird doch durch eine andere Stelle T. V. S. 323. sehr eingeschränkt); *chez eux le spectacle etoit pour un peuple* S. 315. Aber dieses Volk entschied ja nicht in Masse; es wurde ja nur eine kleine Anzahl Richter durchs Loos gewählt. S. *Voy. du j. Anach.* T. VII. p. 251. Zweybr. Ausg. und die kleine Anzahl der gekrönten Stücke des Aeschylus, Euripides und Sophocles (*Voy. du j. An.* ib. p. 233.) zeigt doch wohl, dass die Kritik in Athen nicht ganz schlecht war. Unkunde mit der Entstehung und Geschichte der griechischen Tragödie verräth auch S. 322. wo der Vf. nicht begreift, wie vor Aeschylus nur eine Person auf dem Theater habe erscheinen können; die Auflösung dieser Schwierigkeit konnte er aber schon im 69. Kap. des *Voy. du j. An.* finden. Dass der Vf. keine Werke der Ausländer über die Gegenstände, die er auch behandelt, gekannt hat, ist in einem französischen Werke nicht zu verwundern; aber billig wird es jeden wundern, dass er auch nicht einmal Barthelemy's Werk benutzt hat, welches im 69. 70 u. 71. Kapitel mehr Gründliches und Wahres über das Wesen der griechischen Tragödie sagt, ob es sich gleich nicht in die Beurtheilung einzelner Stücke einläst, als hier auf beynahe 300 Seiten gesagt worden ist. — Bey der Beurtheilung einzelner Stücke scheint uns der Vf. zu viel Rücksicht auf ihr Verhältniss zum französischen Theater genommen, und das Sujet nicht genug von der Behandlung desselben geschieden zu haben, z. B. wann er die *Bacchae*, *Supplices*, *Phoenissae*, *Orestes*, *Helena*, *Jon* Stücke nennt, *qui ne sont pas dignes de la reputation de l'auteur, et qui semblent se rapprocher de l'enfance de l'art* S. 448. Von den Heracliden heisst es S. 460.: *Il n'y a encore là nulle connaissance de l'art dramatique.* Dergleichen Kritiken sind überhaupt wenig unterrichtend, so lange nicht alles, was auf Nationalgeschmack, Nationalvorurtheilen und Convenienz beruht, sorgfältig davon abgesondert wird. Den rechten Gesichtspunct bey Beurtheilung der Alten hatte der Vf. auch recht gut gefasst, T. III. p. 2. wo er den Demosthenes und Cicero vergleicht: *Ce qui importe le plus n'est pas de decider une preeminence, qui sera toujours un problême, attendu la valeur à-peu-près égale des motifs pour et contre, et la diversité des esprits; mais de bien saisir, de bien apprecier les caracteres distinctifs et les merites particuliers de chacun*, aber diese Regel war ihm wenigstens bey den zwey ersten Bänden noch nicht gegenwärtig. Beym Theater sind es insbesondere die unseligen *bienséances* des französischen Theaters, die den Vf. in seinen Urtheilen leiten. Der deutsche Leser wird ungleich mehr Belehrung in den Abhandlungen des Hn. Prof. Jacobs über Aeschylus, Sophocles und Euripides (Nachtr. zu Sulz. II, S. 391. IV, S. 86. V, S. 335.) finden, welche überhaupt zu dem gründlichsten, reichhaltigsten und feinsten gehören, was jemals über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Dem Sophocles läst er indessen Gerechtigkeit widerfahren, ob er gleich auch hier der Behandlung desselben Gegenstandes durch einen französischen Dichter immer den Vorzug giebt. Am längsten verweilt er beym Philoctet, den er selbst auf die französische Bühne gebracht hat, bey welcher Gelegenheit er seine Nachbildung gegen *Auger* vertheidigt. S. 422 — 447. Wenn er indessen in dieser Vertheidigung sagt S. 440.: *Comment l'anonyme ne s'est-il pas souvenu, que chez les anciens, les choeurs, ainsi que le dialogue, étaient chantés?* so hätte er sich auch aus dem *Voy. du j. Anach.* T. VII. Note p. 291. eines bessern belehren können.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Inbegriff der Hauptwahrheiten des Christenthums.* Ein Lese- und Erbauungsbuch für gebildete Confirmanden und Confirmirte, von *Chr. Dassel.* 1800. VIII und 234 S. 8. (12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Der hannöverische Landeskatechismus, als Lese- und Erbauungsbuch eingekleidet etc.

Vier und vierzig kurze Betrachtungen über die in dem hannöverischen Landeskatechismus vorkommenden Lehrsätze machen den Inhalt dieses Buchs aus, dessen Zweck auf dem Titel angegeben ist. Neben manchen guten Ideen, kommen noch eine Menge veralteter dogmatischer Vorstellungen von Inspiration, Dreyeinigkeit, Erbsünde, Vergebung der Sünden u. a. vor, die man nach den geläuterten Religionsbegriffen unsers Zeitalters in einem Erbauungsbuche unmöglich billigen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. April 1800.

TERATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Agasse: *Lycée ou Cours de Litterature ancienne et moderne; par J. F. Laharpe. etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyter Band. *Sechstes Kapitel.* Ueber die Komödie der Alten. Erster Abschnitt. Ueber die griech. Komödie. Eintheilung der griech. Komödie in die alte, mittlere und neue, deren verschiedene Epochen nach dem gewöhnlichen Schlage bestimmt werden: *La vieille comédie n'était autre chose que la satyre en dialogue. Elle nommait les personnes et les immolait sans aucune pudeur à la risée publique.* (Aber Aristot. Poet. 9. unterscheidet ja schon die Komödie von den Jamben, d. h. persönlichen Satyren, dadurch, dass jene bey der Wahl der Namen ihrer Personen, auf das Allgemeine und nicht auf das Einzelne, wie die Jambendichter ziele. Vergl. Lessing Dramat. 89. u. f. St. Krates war der erste, der dieses Allgemeine einführte. Arist. Poet. 5.) Die Dichter der mittlern Komödie *prirent le parti de jouer des avantures veritables, sous des noms supposés* S. 2. (Woraus dieses erhellt, ist uns nicht bekannt. Ueberhaupt ist dieser Artikel sehr oberflächlich, ein Mangel, dem der Vf. leicht durch die Benutzung dessen, was im *Voy. d. j. An.* T. VII. p. 233. über die Geschichte der Komödie gesagt worden ist, hätte abhelfen können.) Die eilf noch übrigen Stücke des Aristoph. sollen ganz zur alten Komödie gehören, S. 3. (auch der Plutus?) In Ansehung dieses Komikers unterschreibt er ganz das Urtheil Plutarch's (*in compar. Aristoph. et Men.* T. II. p. 853. sq.) und läst sich S. 19. im Allgemeinen folgendermasen über ihn aus: *Il ne faut pas s' imaginer qu'il soit question de plan, d'action, d'intrigue, d' intérêt, d'ordonnance dramatique, d'aucune des bienséances theatrales, des situations ou des caracteres comiques; rien de tout cela. — On y distingue cependant un fonds d'imagination, quoique très-dereglée, un esprit fertile en inventions satyriques, et une sorte de verve sans aucun goût.!* Die Regel, die er S. 81. giebt; (*il faut soigneusement observer la disparité des moeurs dans les comparaisons du theatre ancien et du nôtre*) scheint ihm bey diesem Urtheil noch nicht eingefallen zu seyn. — Zweyter Abschnitt. Von der Komödie der Römer. Vom Plautus heisst es S. 54. *Le comique de Plaute et très-defectueux; il est si borné dans ses moyens, si uniforme dans son ton, qu'on peut l'appeller un comique de convention, tel qu'a été longtems celui des Italiens, c'est-à-dire un canevas dramatique retourné en plusieurs façons, mais dont les personnages sont toujours les mêmes.* Sein Verdienst ist nach S. 57. *un fond de comique dans quelques situations, de la gaité dans quelques scenes, enfin un caractere, le seul à la verité qui merite ce nom, mais que Moliere à immortalisé en le surpassant, celui de l'Avare.* (Ganz anders urtheilte doch Cicero *de Off.* I, 29.) Terenz (S. 73.) hat keinen von den Mängeln des Plautus, ausgenommen einen Anstrich von Einförmigkeit im Sujet wegen der Liebschaften; doch hat er die Geliebten seiner jungen Leute dadurch veredelt, dass er ihre freye Geburt am Ende anerkennen läst. *Des comiques anciens qui nous restent, il est le seul qui ait mis sur le théatre la conversation des hounêtes gens, le langage des passions, le vrai ton de la nature. Sa morale est saine et instructive, sa plaisanterie de très bon gout, son dialogue réunit la clarté, le naturel, la précision, l'élégance.* Bey S. 77. wo der Vf. meynt, dass das Sujet der *Hecyra* ein gutes Drama abgeben würde, wunderten wir uns, weil wir nicht begreifen konnten, wie sich dieses mit der französischen Delicatesse reimte. — *Siebentes Kapitel.* Ueber die lyrische Poesie bey den Alten. Erster Abschnitt. Von den griechischen Lyrikern. Pindar. Der Vf. lässt sein Urtheil von ihm nur errathen; er scheint Anstand genommen zu haben, einen so hochgeschätzten Dichter ohne Umstände wegen seines Mangels an Geschmack zu verurtheilen; aber seine Erinnerungen, dass man ihn in seiner eigenen Sprache lesen müsse, weil in einer Uebersetzung seine mythologischen Erzählungen, seine ewigen Digressionen, und seine Abschweifungen, *dont on ne voit ni le but ni le point de reunion,* (freylich sieht man diese bey einer oberflächlichen Kenntniss des griechischen Alterthums wenig oder gar nicht), unmöglich gefallen könnten, dass die Griechen ungleich mehr Geschmack an den Gegenständen, die er besungen, genommen, und die Gedichte mehr nach dem Eindruck, den sie auf die Sinne und die Einbildungskraft machten, als mit dem Verstande beurtheilten u. s. w. (eine *Mässigung*, die sonst nicht in der Manier des Vf. ist) diese Erinnerungen zeigen auch in dem Ton, worin sie vorgetragen sind, und der nahe an Persiflage grenzt, dass der Vf. nicht sehr günstig von ihm dachte. (Uebrigens von seiner Feyerlichkeit, die sich immer auf gleicher Höhe erhält, von den Sitten- und Denksprüchen, womit er so imponirende Uebergänge macht, von seiner Gedrungenheit und Fülle — kein Wort. Dagegen sehe man den Aufsatz in den Nachträgen zu Sulzer I, S. 49 bis 77.). Hierauf einige sehr unbedeutende Nachrichten über Linus, Orpheus, Musaeus, u. a. (Von den Hym-

Hymnen des O. S. 101. *Nous avons encore quelques fragmens des hymnes, que l'on y chantait, et dont très certainement il fut l'auteur.* S. 102. glaubt der Vf. dass Orpheus in einem Fragment bey Suidas die Bücher Mosis vor Augen gehabt habe.) Anacreon. S. 104. *Ses poësies respirent la mollesse et l'enjoûment, la délicatesse et la grace* und S. 106. *Il y a dans sa composition originale une mollesse de ton, une douceur de nuances, une simplicité facile et gracieuse, qui ne peuvent se retrouver dans le travail d'une version. — — Il composait d'inspiration, et on traduit d'effort. Ne traduisons point Anacreon.* Zweyter Abschnitt. Horaz. *Il a l'enthousiasme et l'élévation du poëte Thébain; il n'est pas moins riche que lui en figures et en images; mais ses écarts sont un peu moins brusques; sa marche est un peu moins vague; sa diction à bien plus de nuances et de douceur.* S. 107. *Aussi franchement voluptueux qu' Anacreon, aussi fidele apôtre du plaisir, il a les graces de ce lyrique grec, avec beaucoup plus d'esprit et de philosophie, comme il à l'imagination de Pindare avec plus de morale et de pensees.* S. 108. Man vergleiche hiemit die Charakteristik Horazens, als Lyrikers, in den *Nachträg. zu Sulzer* V, S. 301. (S. 110. folgt eine Uebersetzung der Horazischen Oden I, 34. 35. die er nach dem Beyspiel anderer zusammenzieht, obgleich der lyrische Schwung durch diese methodische Behandlung sehr herabgestimmt wird.) — *Achtes Kapitel.* Erster Abschnitt. Von den Schäfergedichten. Theocrit und Virgil S. 121. *Le caractere dominant de Theocrite est la simplicité et la verité; mais cette simplicité n'est pas toujours interessante, et va quelquefois jusqu'à la grossiereté. Il offre au lecteur trop de circonstances indifferentes, trop de details communs et ses sujets ont entr' eux trop de ressemblance,* S 123. Dagegen ist Virgil ihm vollkommen. *Virg. est beaucoup plus varié; il est aussi plus elegant; ses bergers ont plus d'esprit, sans jamais en avoir trop!* Der ganze Artikel ist mager und dürftig. Man vergleiche Nachtrag. zu Sulzer I, S. 89—118. — Zweyter Abschnitt. Von der Fabel. S. 126. Aesop, dessen einziges Verdienst in dem grosen Sinn seiner Moral besteht, (welche Fabeln des Aesops und welche Moralen der Vf. wohl meynen mag? S. Hn. *Jakob's* Abh. über die griechischen Fabulisten in den Nachträg. zu S. V. S. 269.) und Phädrus, dessen Eleganz, Reinheit und Präcision gerühmt werden, sind beide weit unter La Fontaine. — *Neuntes Kapitel.* Von der Satyre. Erster Abschnitt. Vergleichung des Horaz und Juvenals S. 131—172. besonders gegen den französischen Uebersetzer des Juvenal's, *Dussaulx.* Juv. ist gemacht, zuweilen bewundert, aber Horaz, immer wieder gelesen zu werden. Zweyter Abschnitt. Persius und Petron. Dritter Abschnitt: Vom Epigramm. In der griechischen Anthologie sind nur fünf, die unserem Begriff vom Epigramm entsprechen, (Anal. T. III, p. 214. CCXCVIII. Tom. I, p. 170. IX. oder T. III, p. 200. CCXLVII. T. II, p. 14. XXVIII. Tom. I, p. 170. VII. Das zweyte auf Leander haben wir nicht finden können,) und nach Voltaire's Nachahmung mitgetheilt werden. Von Martials 1200 Epigrammen könnte man drey Viertel sehr gut entbehren. — *Zehntes Kapitel.* Von der Elegie und der erotischen Poesie der Alten. S. 188. (Von den griechischen Elegikern — kein Wort; und doch kann man den Werth eines Dichters erst dann ganz bestimmen, wenn man seine Vorgänger kennt). Hier folgt das bekannte über Catull, Ovid, Tibull und Properz, deren Beurtheilung sich indessen etwas zu sehr in eine Aufzählung der Geliebten dieser Dichter verliert, ohne dass der Vf. doch die Liebesgeschichte eines jeden dazu benutzt, den Einfluss, den sie auf die Stimmung seines Geistes hatte, bemerklich zu machen, wie *Manso* in den Nachträgen zu Sulzer (II, S. 190—221. III, S. 1—49. und S. 325—395.) gethan hat. Bey Tibull wunderten wir uns, nichts von der Knabenliebe erwähnt zu finden, der ein grosser Theil seiner Gedichte gewidmet ist. Ueberhaupt passen des Vf. Bemerkungen eigentlich nur auf die erste Elegie des I. Buchs, woraus wir indessen nicht schliessen wollen, dass ihm nur diese bekannt war.

Zweytes Buch. Beredsamkeit. *Erstes Kapitel.* Zergliederung der *Instit. or.* des Quintilian, mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der neueren Zeiten, und Anwendung auf die französische Sprache S. 229. *Zweytes Kapitel.* Zergliederung der Ciceronischen Werke *de Oratore, Orator* etc. S. 344. Anhang über *die rhetorischen Eintheilungen und Classificationen der Alten* S. 385. *Drittes Kapitel.* Erklärung der verschiedenen Hülfsmittel der Rednerkunst, die besonders im Demosthenes betrachtet werden. Erster Abschnitt. Von den griechischen Rednern vor Demosthenes (ganz allein nach Cicero *de cl. orator.*) und Charakterisirung des letzten. Zweyter Abschnitt. Von den verschiedenen Theilen der rednerischen Erfindung, und besonders von Demosth. Manier in der Rede *pro corona* S. 405. Dritter Abschnitt. Von der Rede de Chersoneso, in derselben Rücksicht betrachtet, S. 424. Vierter Abschnitt. Beyspiele von den grösten rednerischen Kunstgriffen, aus den Reden des Aeschines und Demosthenes *de corona* genommen. S. 466. (*Dritter Band.* Iter Th.) *Viertes Kapitel.* Zergliederung der oratorischen Werke Cicero's. Erster Abschnitt. Von dem verschiedenen Charakter der Demosthenischen und Ciceronianischen Beredsamkeit. S. 1. Demosthenes hatte mit einem leichtsinnigen, eitlen, dem Vergnügen leidenschaftlich ergebenen Volke zu thun, das er heftig erschüttern musste, um zu machen, dass es seine Vorschläge annahm; durch einen glänzenden Stil hätte er es zwar entzücken, aber nicht zur thätigen Befolgung seiner Rathschläge drängen können. Dagegen war das römische Volk viel ernsthafter, gesetzter, und auf seine Würde stolzer; Cicero musste es also mit viel mehr Schonung behandeln als Demosthenes nöthig hatte; daher ist eins seiner Hauptaugenmerke immer, sich der Gunst und Zuneigung seiner Zuhörer zu versichern (*l'insinuation*); ein anderes unterscheidendes Merkmal in seiner Manier ist der Schmuck, den er anwenden musste, *weil alle Künste des Geschmacks und Luxus in Rom viel höher ange-*

schla-

schlagen wurden, und Stil und Ausdruck in höheren Ansehen standen. (Das letzte ist wenigstens sehr zweifelhaft, und widerspricht auch dem, was der Vf. kurz vorher vom Demosthenes gesagt hatte, dass er weniger Schmuck im Ausdruck anbringen müssen, weil die Athenienser hierdurch leicht so sehr entzückt seyen, dass sie die Sache selbst darüber aus den Augen gesetzt hätten. Aber eben deswegen, weil die Römer besonnener und kälter waren, als die Griechen, und weil Schönheit und Eleganz des Ausdrucks bey ihnen noch etwas neues und seltenes war, so war diese nicht nur dem Zwecke des Redners nicht nachtheilig, sondern musste seinen Gründen und Beweisen selbst mehr eindringende Kraft geben.) Zweyter Abschnitt. Von den römischen Rednern vor Cicero (aus dessen *Brutus*) und vom ersten Auftreten dieses Redners in der Sache des Roscius von Ameria S. 13. Dritter Abschnitt. Zergliederung der Verrinae. S. 23. Vierter Abschnitt. Von den Reden gegen Catilina. S. 48. Fünfter Abschnitt. Von den übrigen Reden des Cicero (*pro Murena*, *pro Archia*, *pro Sextio*, *pro Milone*, *pro Marcello* und den *Philippicis*) S. 84. Urtheile Quintilian's und Fenelon's über Demosthenes und Cicero. Der Vf. giebt Cicero den Vorzug, besonders wegen seiner Mannigfaltigkeit, und der Leichtigkeit, womit er jeden Ton anzunehmen versteht. Als *Anhang* folgen S. 160. einige Erlauterungen über dieselben Gegenstände, über die Gelehrsamkeit des 14, 15, 16 Jahrhunderts, (wo der Vf. gegen seinen Collegen *Garat* zu zeigen sucht, dass die Gelehrsamkeit der Entwickelung des Genies im neuern Europa nicht nur nicht nachtheilig, sondern vielmehr behülflich gewesen.) Von unserer Nation heisst es S. 171. *Pour ce qui regarde les Allemands, une disposition d'esprit particuliere qui les attache exclusivement aux sciences, a dû les détourner longtems des lettres et des arts de l'imagination, et depuis qu'ils s'y sont essayés, on convient que leurs progrès y ont été mediocres.* Wegen dieses Urtheils, das ohnedem vielleicht in dem Munde eines Mannes unbedeutend scheinen möchte, der die Werke Shakspeare's und Milton's für *monstres* erklärt T. I. S. 20. T. IV. S. 54., wird man sich durch eine andere Stelle T. III. part. 2. S. 192. trösten können: *Un des plus savans et plus celebres Professeurs de philosophie, dans un pays, où elle est depuis longtems comme naturalisée, l'Allemagne, M. Tiedman (sic) — a pris la peine etc.*) Ueber den Dialog *de causis corruptae eloquentiae*; Vertheidigung des Cicero gegen den Vorwurf der Schmeicheley und des Eigennutzes S. 188 — 208. (ein sehr interessanter und schön geschriebener Artikel, worin unter andern das Porträt des Pompejus meisterhaft entworfen ist S. 194.) *Fünftes Kapitel.* Ueber die beiden Plinii. S. 225. Auszüge aus dem Panegyricus des jüngern Plinius (*il a infiniment d'esprit; on ne peut même en avoir davantage; mais il s'occupe trop à le montrer, et ne montre rien de plus.* S. 228.) und aus seinen Briefen, die nicht sowohl für seine Freunde als für die Nachwelt geschrieben sind, in denen man aber interessante Charakterzüge, Sittengemälde und Anecdoten findet. Der ältere Plinius (S. 278.) wird hier nur als eleganter Schriftsteller in Ansehung der Beredsamkeit, die er durch sein Werk verbreitet, und des Schwungs der Einbildungskraft, womit er seinen Stil belebt hat, betrachtet, ob er gleich an Reinheit des Geschmacks seinem Nachahmer *Buffon* weit nachsteht.

Drittes Buch. Geschichte, Philosophie und vermischte Literatur. *Erstes Kapitel.* Erster Abschnitt. Griechische und römische Historiker von der ersten Classe S. 292. Herodot (*dont on estime la clarté, l'élégance, et l'agrément, mais en qui l'on désirerait plus de méthode, plus de devloppemens, plus de critique* S. 293.) Thucydides, Xenophon, Livius (der geschmackvollste aller Geschichtschreiber), Sallust (zu viel Affectation, zu lange Vorreden und moralische Digressionen, die doch nur Gemeinplätze betreffen, endlich Partheylichkeit gegen Cicero S. 306.) Tacitus, dessen gehaltvolle Manier sehr gut charakterisirt wird S. 312. Curtius (dessen blumenreicher Stil seinem Gegenstande angemessen ist, von ausgezeichnetem Verdienst in der Beschreibung der Schlachten und in der Erzählung, aber in seinen Reden hört man den Schriftsteller zu sehr). Zweyter Abschnitt. Von den Reden, und der verschiedenen Manier der alten und neuen Geschichtschreiber S. 317. Warum sollten die grossen Männer, die von ihnen redend eingeführt werden, nicht so oder ungefähr so gesprochen haben? S. 320. (Sonderbar!) Die alten Geschichtschreiber suchten nur beredt und wahrhaft zu seyn, wir wollen Details über die innere Verfassung, die Sitten etc. Die Ursache dieser verschiedenen Ansicht der Geschichte liegt darin, weil unsere Einrichtungen sich immer verändert haben, da sie hingegen in den alten Republiken beständiger waren. Von den Historikern, *qui n'ont pas été des écrivains eloquens*, nur ein Wort S. 323. Polybius (dessen einziges Verdienst in den Nachrichten besteht, die er uns über die römische Taktik gegegeben hat!!) Dionys von Halicarnass, Diodorus, Appian, Arrian, Dio Cassius, (eine sonderbare Zusammenstellung!) alle mittelmässige Schriftsteller. — Dritter Abschnitt. Geschichtschreiber der zweyten Classe; S. 326. Justin (ein sehr guter Erzähler, der den Ton der Grösse und das Interesse des Stils sehr gut zu vereinigen weiss!) Florus (*de la rapidité et de la noblesse* S. 331.) Vellejus (*son ouvrage est un morceau precieux par le style et par le talent de semer des reflexions rapides et des pensées fortes dans le tissu de sa narration ib.*) Cornelius Nepos (Eleganz, Präcision, gute Betrachtungen, aber keine Charakterschilderungen) Sueton (ein Anekdotenjäger) Plutarch (ein moralischer Geschichtschreiber und vollkommner Biograph). *Zweytes Kapitel.* Philosophie der Alten (Tom. III. 2de partie). Dieses Kapitel enthält nach dem Vf. S. 11. nur ein *exposé succinct de ce que nous pouvons recueillir de plus profitable de la philosophie des anciens, sous un double aspect, celui des choses où ils se sont le plus approchés de la verité par les lumieres naturelles, et celui des erreurs les plus remarquables où les a fait tomber l'inevitable imperfection de ces mêmes lumieres.*

. Die Beurtheilung ihres Werths bloss als ftsteller in Ansehung ihrer Schreibart und Ma- oll in diesem Theile dem ersten *Gesichtspuncte* ntergeordnet seyn, ob sie gleich in den vorigen Haupt-Gesichtspunct ausmachte. Der Vf. han- ur von Plato, Plutarch, Cicero und Seneca; schon hieraus läfst sich schliessen, was sich näherer Untersuchung auch ergiebt, dass jene les Vf., wozu auch in der That nicht weniger n getreuer Abriss der ganzen Geschichte der Phi- ie der Alten gehören würde, hier nur sehr un- ommen und mangelhaft ausgeführt ist. Wir n nicht, warum der Vf. bey dieser Materie von bisherigen Methode abgewichen ist, und den schriftstellerischen Werth der alten Philosophen ls eine Nebensache behandelt hat; uns dünkt, n einem *Cours de Litterature*, dieses immer der t-Gesichtspunct seyn, und dass jene Aufstel- und Beurtheilung der Wahrheiten und Irrthü- welche sie als Philosophen gelehrt und began- aben, in eine eigentliche Geschichte der Philo- e verwiesen werden müsse. Indessen ist der Vf. n Plane in diesem Kapitel getreu geblieben; und en wir z. B. beym Plato nichts von seiner Kunst ialog, von der Sokratischen Ironie u. s. w. — rtikel über Seneca (S. 160—347.) ist ganz pole- , und eigentlich eine hier nicht sehr passend ein- te Streitschrift gegen Diderot, der den Sene- n so sehr über Cicero erhob, als unser Vf. ihn liesen herabsetzt. — Im *dritten Kapitel* folgen noch ein paar Worte über die griechischen e und des Apulejus *goldnen Esel*, über Dio- on Halicarnass seine römischen Alterthümer, etorischen Schriften (die er dem Vf. nur für geschrieben zu haben scheint, da hingegen ian und Cicero für Leute von Geschmack n S. 353.) aus denen er die Beurtheilun- griechischen Classiker auszieht, und zum er nicht immer glücklich, widerlegt, wel- y jedem insbesondere passender geschehen ber Lucian (*s'il a la verve d'un satyrique, il s travers d'un Bouffon, qui sacrifie tout à l'en- ire rire* S. 360.) endlich über Pausanias und

dem *dritten Theile* endigt sich das Fach der eratur. Aus dem hier gelieferten Auszuge chon abnehmen, dass dieser Theil des Werks gelhaft und oberflächlich bearbeitet ist, auch n das Werk bloss als eine ästhetische Zer- g betrachtet. In dieser Rücksicht möchte Vf. besonders ein Schwanken in den Prin- Beurtheilung verwerfen, das dem ganzen a sehr ungleiches Ansehen giebt, und zu-

weilen die Vermuthung veranlassen könnte, dass die Beurtheilung manches Schriftstellers die Frucht der ersten Lectüre und des ersten Eindrucks wäre. Wenn er einmal die Regel einschärft, dass man bey der Beurtheilung der Werke des Alterthums niemals die Rücksicht auf die Verschiedenheit des Nationalcharakters und der Sitten aus den Augen setzen müsse, so beurtheilt er ein andermal die griechischen dramatischen Werke nach den Regeln der Französischen *bienséance* und des französischen Geschmacks. Er stellt erst die Einfalt der Alten als das nachahmenswürdigste an ihnen vor, und redet mit Unwillen von der *orgueilleuse delicatesse* der Franzosen (T. I. am Ende) dann aber tadelt er die Intriguen ihrer Stücke als nicht genug verwickelt, und als ihre schwache Seite; er ist über die Zoten des Aristophanes entrüstet, und weiss nichts von den Zoten des Horaz, Catulls etc. Ungeachtet dieser Mängel sind doch sehr viel glückliche, feine und treffende Bemerkungen durch das Werk zerstreut anzutreffen. Besonders ist der Vf. glücklich in den Schilderungen der Schriftsteller, von denen wir einige mit seinen eigenen Worten ausgehoben haben, und die, wenn gleich nicht immer richtig, doch mit der gröfsten Kunst und den bestimmtesten Zügen entworfen sind. Aber die glänzendste Seite des Werks ist der Stil, der es durch seine Eleganz, Klarheit, Lebhaftigkeit und Würde zu einer sehr angenehmen Lectüre macht, und den nicht genug behutsamen Leser auch über seine Mängel hinweggleiten läfst.

(*Der Beschluss folgt.*)

PHILOSOPHIE.

WIEN, b. Alberti: *Magyar Minerva második Kötet* oder: *Erkölcsi Oktatások* u. s. w. (d. h. *Ungrische Minerva*. 2ter Band, oder Moralische Belehrungen, welche *Joseph Takáts von Peter* seinem geliebten Schüler dem *Grafen Ladislaus Festetics v. Tolna* ans Herz gelegt hat.) 1799. 392 S. 8.

Aus der Erscheinung dieses zweyten Bandes schliesst Rec. mit Vergnügen auf die Fortdauer der M. Minerva, durch grofsmüthige Unterstützung des Hn. Grafen *Georg Festetics*, von welcher schon bey der Anzeige des ersten Theils in der A. L. Z. Erwähnung geschehen ist. Dieser Theil liefert ein sehr brauchbares, und wegen seines deutlichen und angenehmen Vortrags empfehlungswürdiges moralisches Handbuch. Tiefe philosophische Analyse wäre hier am unrechten Orte angebracht, desto mehr hingegen erscheint überall philologische und ästhetische Lectüre des Vf's.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. April 1800.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris, b. Agasse: *Lycée ou Cours de Litterature ancienne et moderne,* par *J. F. Laharpe* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mit dem *vierten* Theile fängt der Abriss der französischen Literatur unter Ludwig XIV. an. Voran geht eine Einleitung über den Zustand der Wissenschaften in Europa seit dem zweyten Jahrhundert nach August, bis zur Regierung Ludwig's XIV. eine im J. 1797 gehaltene Rede; daher ihr rednerischer Ton. Ueber die griechischen Kirchenväter, Gregorius, Basilius, Origenes und Chrysostomus, von denen der letzte vorzüglich den grössten Männern, die das Alterthum hervorgebracht hat, an die Seite gesetzt werden kann. S. 23. Die römischen Kirchenväter stehen ihnen weit nach. Ueber den Vandalismus in Frankreich, bey Erwähnung der Stiftung der Universität zu Paris S. 17—28. eine Digression voll treffender Beredsamkeit. — Wiederherstellung der Wissenschaften; Ariost, Tasso, Machiavel, (den man nicht mit den *docteurs revolutionnaires* verwechseln muss) Lopez de Vega und Calderon in Spanien. Von Shakspeare heisst es S. 54: *C'est au même moment que parut chez les Anglais leur Shakespeare, qui eut les beautés et les défauts de Lope et de Calderon, mais qui,* sans porter l'art plus loin qu'eux, *l'emporta sur eux par un talent naturel, quelquefois élevé jusqu'au sublime des pensées, à l'eloquence des passions fortes, à l'energie des caracteres tragiques. Dans ces morceaux d'autant plus frappans,* qu'ils sont chez lui plus rares et plus mêlés d'alliage, *il fut, il est vrai, au dessus de son siècle, où la veritable tragedie etait ignorée partout; mais depuis* que des genies du premier ordre, sous Louis XIV. et de nos jours, l'ont portée à sa perfection, *il n'appartient plus qu'à la prevention nationale chez les Anglais, ou parmi nous à la manie paradoxale de comparer* les maitres dans le premier des arts *cultivés par les nations eclairées, à un ecrivain qui dans la barbarie de son pays* et dans celle de ses écrits, *fit briller des éclairs de genie.* Man wird vieles hievon, so wie die Stelle S. 59, wo er das französische Theater *le premier du monde* nennt, wohl für Aeusserungen einer verzeihlichen Nationaleitelkeit halten; sang doch schon Ronsard von Jodelle's Komödie Eugénie:

Jodelle chanta devant nos rois
La jeune comédie en langage françois,
et si bien les sonna que Sophocle et Menandre,
tant fussent-ils savans, y eussent pu apprendre.

Erstes Buch. Poësie. *Erstes Kapitel.* Von der französischen Poësie vor und seit Marot, bis auf Corneille S. 81—184. *Zweytes Kapitel.* Vom französischen Theater und P. Corneille. *Erster Abschnitt.* Von den tragischen Dichtern vor Corneille S. 184. *Zweyter Abschnitt.* Corneille S. 220. Erhabenheit und Stärke; aber jene artet oft in Schwulst und Declamation und diese ins Grässliche aus; die Liebe führt bey ihm ganz den abentheuerlichen, geschraubten und läppischen Ton, den die spanischen Romane in Schwang gebracht hatten; er hat zu viel Räsonnement anstatt Empfindung. *Drittes Kapitel.* Racine. Dieses nimmt den Rest dieses Bandes und die grössere Hälfte des fünften bis S. 289 ein; aber Racine ist auch für den Vf. das *non plus ultra* der tragischen Kunst. In *neun* Abschnitten zergliedert der Vf. die Trauerspiele Racine's, unter denen er die Andromaque, den Britannicus, die Iphigenie, Phedre und Athalie als die vollkommensten auszeichnet, nach dem Plan, den Charakteren und dem Stil. Ein deutscher Kunstrichter, der neben dem französischen auch das griechische und englische Theater kennte, und der das, was bey verschiedenen Nationen conventionell ist, von dem, was das Wesen der Tragödie selbst ausmacht, zu trennen verstünde, dürfte freylich in manchen Stücken dem Vf. nicht beypflichten; er dürfte manches nicht so hoch anschlagen, und noch manche Gebrechen und Incongruitäten darin nachzuweisen haben, die unserm Vf. ganz entgangen sind; aber jede Nation hat in diesem Stück ihren eigenen Gesichtspunct, den man ihr nicht bestreiten kann, und Hr. *Laharpe* hat wenigstens in der Entwickelung der Charaktere eine Kunst gezeigt, wie sie von einem Manne, der selbst theatralischer Dichter ist, zu erwarten war. — Bey der Iphigenie und Phedre werden die ihnen zum Grunde liegenden Stücke des Euripides verglichen und nochmals kritisirt, wo dann, wie zu erwarten war, der Grieche dem Franzosen, auch im Ausdruck, unendlich nachsteht. Ohne Lächeln wird niemand leicht die Bemerkung lesen S. 90, dass die Eröffnung, welche die Amme beym Euripides dem Hippolytus von der Liebe der Phädra macht, ein *défaut de bienséance* sey. — Das *vierte* Kapitel (Tom. V. S. 226) enthält eine Recapitulation dessen, was über Corneille und Racine gesagt worden ist. — *Fünftes Kapitel.* Ueber die Tragiker von geringerm Werth unter Ludwig XIV. S. 289. Rotrou und Duryer, Thomas Corneille (über die Vorwürfe, die der profunde Historikus Voltaire dem Essex dieses Dichters gemacht hat, und die hier wiederholt werden, vergleiche man die gründlichen Bemerkungen Les-

sing's in der Dramat. 23. St.) Quinault, Campistron, Duché und Lafosse. — *Sechstes Kapitel.* Von der Komödie im Zeitalter Ludwig XIV. Einleitung. Von der Comödie vor Moliere S. 379. *Erster Abschnitt.* Moliere S. 385. *Siebentes Kapitel.* Von den komischen Dichtern vom zweyten Rang unter Ludwig XIV. *Erster Abschnitt.* (Tom. VI. S. 1.) Quinault, Brueys und Palaprat, Baron, Campistron, Boursault. *Zweyter Abschnitt.* Regnard, der beste Komiker nach Moliere. S. 17. Voran, der Sonderbarkeit wegen, eine kurze Nachricht von seinen Lebensumständen. *Dritter Abschnitt.* Dufresny, Dancourt, Hauteroche, Dichter vom dritten Rang. S. 41. *Achtes Kapitel.* Von der Oper, besonders von Quinault S. 46. Die Opern von Campistron, Thomas Corneille, Rousseau und Fontenelle sind kaum des Erwähnens werth. *Neuntes Kapitel.* Von der Ode und Rousseau. S. 94. Sein vorzüglichstes Verdienst ist der dichterische Ausdruck und das gehörige Ebenmaass der Theile; unter allen französischen Dichtern hat er am meisten für das Ohr gearbeitet; aber an Fülle und Neuheit der Gedanken zeichnet er sich nicht sonderlich aus. Auch als Epigrammatist glänzt er, aber seine Briefe, seine Allegorien und seine Comödien, sind des Lesens nicht werth. *Zehntes Kapitel.* Von der Satyre und Epistel. Boileau. S. 164. Gröstentheils Vertheidigung dieses Dichters gegen Marmontel in seinen *Elemens de litterature* und den ungenannten Vf. der *lettre sur l'influence de Boileau* (1787), bey welcher Gelegenheit *Mercier* mit der grösten Verachtung abgefertigt wird. *Eilftes Kapitel.* Von der Fabel und Erzählung. *Lafontaine* S. 324. Dieselben Resultate, die in Hn. Jakob's Abhandl. in den Nachträgen zu S. V. S. 139. aufgestellt sind, nur dass diese Abhandlung mehr ins Detail geht und die Werke des Dichters von mehrern Seiten zeigt. *Zweyter Abschnitt.* Vergier und Senecé S. 386 die einzigen, die im Fache der Erzählung nach Lafontaine genannt zu werden verdienen. *Zwölftes Kapitel.* Vom Hirtengedicht. *Segrais* hat Natur und Gefühl, Mad. *Deshoulieres* ist zu empfindsam und prosaisch. Von *Fontenelle* heisst es S. 426: *Ses bergers en savent trop en amour, et il en sait trop peu en poësie.* Unter den vermischten Gedichten von Fontenelle, die beynahe alle schlecht sind, zeichnen sich drey, *le portrait de Clarice, le sonnet de Daphne* und der Apolog *de l'amour et de l'honneur*, aus. In der leichten Poësie ist *Chaulieu* der erste, wenn man Voltaire ausnimmt. Vgl. *Nachtr.* zu S. V. S. 423.

Zweytes Buch. (VII. Band.) *Erstes Kapitel.* Beredsamkeit. *Erster Abschnitt.* Gerichtliche Beredsamkeit. Diese blieb weit hinter der Kanzelberedsamkeit zurück. *Lemaître* und *Patru*, die besten unter dieser Art von Rednern, sind voll von einer unbehülflichen und geschmacklosen Gelehrsamkeit; *Lem.* war mehr Redner, *Patru* weniger Declamator, aber zu oft niedrig in seinem Stil, ob er gleich einer der ersten ist, welche die Sprache gereinigt haben. — *Zweyter Abschnitt.* S. 20. Von den Lobreden (*genre demonstratif*), nichts von Bedeutung. Unter den politischen Reden (*genre deliberatif*) ist eine Rede des Kanzlers *de l'Hopital*, bey Eröffnung der Generalstaaten das beste. *Dritter Abschnitt.* Kanzelberedsamkeit. Leichenreden S. 27. *Bossuet* ist der Demosthenes und *Flechier* der Isokrates der Franzosen. Die besten Werke des ersten sind die Leichenrede auf die Königin Henriette von England, auf die Tochter Ludwig's XIII. auf den grossen Condé und auf die Prinzessin von der Pfalz die schönsten. (Bey Gelegenheit der Leichenrede Flechier's auf Turenne sagt der Vf. vom Prinzen Heinrich von Preussen S. 84. *Si Flechier eût vecu de nos jours, il aurait pu remarquer le même accord si rare des talens militaires les plus éminens et de la modestie la plus vraie, dans un prince au dessus de Turenne par la naissance, puisque sa fienne est royale, egal à Turenne dans ce grand art de la guerre, puisqu' il n'y eut que Frederic pour rival; et que tous deux en ont fait un art nouveau, où ils ont eu l'Europe pour disciple; et qui après tant de triomphes, sait cultiver dans la retraite les vertus privées et les connaissances philosophiques, et porte dans la societé cette aimable simplicité, qui cache le heros et qui montre le grand homme.*) Mascaron ist tief unter jenen beiden, und ein sehr schlechtes Muster; sein bestes Werk indessen ist die Leichenrede auf Türenne. — *Vierter Abschnitt.* Von den Predigten S. 110. Massillon ist durch die Anzahl, die Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit seiner Werke der erste in diesem Fache. — *Zweytes Kapitel.* Geschichte. S. 149. *Daniel's* einziges Verdienst ist, die vielen Irrthümer des Mezerai verbessert zu haben; der *P. d'Orleans* ist mittelmässig; *Mezerai* schreibt in einem vernachlässigten Conversationsstile; *Maimbourg* ist ein Redekünstler und *Varillas* ein Romanenschreiber; *Vertot* schreibt zierlich und anziehend. Der *Abbé de Saint-Real* ist der einzige Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, welcher der Geschichte die gehörige dramatische Form zu geben verstanden hat, welche uns in den griechischen und römischen Geschichtschreibern so sehr anzieht; doch gilt dieses nur von seiner Geschichte der Verschwörung zu Venedig; in seinen übrigen Werken ist er mittelmässig, auch trug er am meisten dazu bey, die historischen Romane in Schwang zu bringen, die jedoch jetzt in Frankreich gefallen sind. — *Bossuet discours sur l'histoire universelle* ist das am schönsten geschriebene französische Werk. *Fleury* schrieb seine Kirchengeschichte als wahrer Philosoph und Christ; aber die Fortsetzung derselben ist mehr eine Compilation als eine Geschichte. (Ueber die wahre Manier die Geschichte allgemeinnützlich zu schreiben S. 165. *On ne distingue pas assez l'histoire de ce qui doit servir à la faire; et là dessus les modernes ont eté long-tems moins judicieux que les anciens, et beaucoup moins sobres de paroles. Il est trop aisé et trop inutile de recueiller tout ce qu'on a lu. Le discernement consiste à laisser aux savans ou à ceux qui veulent l'être ce qui est de leur ressort et à se reserrer dans ce qui convient au plus grand nombre de lecteurs, selon la nature des objets et le degré d'interêt et d'attention qu'ils peuvent y donner; c'est là l'esprit de l'histoire.*) Uebrigens gesteht

steht der Vf., dafs die Franzosen, wenigstens aus dem 17ten Jahrhundert, in der Geschichte nichts besitzen, das den Foderungen derselben Genüge thäte. *Zweyter Abschnitt.* Von den *Memoires.* S. 172. Unter diesen sind die *Mem. du Card. de Retz* in Rückficht der Schreibart bey weitem die vorzüglichsten. — *Drittes Kapitel.* Philosophie. *Erster Abschnitt.* Metaphysik. Französischer *Philosophisme* des 18ten Jahrhunderts im Gegensatz der Philosophie; eine gute Distinction, um nicht, wie so viele Schwätzer, der Philosophie zuzuschreiben, was nur der Sucht nach Sophistereyen angehört. S. 195. Grosse Verdienste des Descartes um die Philosophie. *Il apprit aux hommes à n'affirmer sur chaque objet que ce qui était clairement renfermé dans l'idée même de cet objet.* (Also blosse Analyse?) *C'est ainsi qu'il trouva les meilleures preuves que l'on eût encore données de l'existence d'un premier être, de l'immatérialité des esprits et de l'immortalité de l'ame* (!!) S. 197. *Pascal* ist in der Speculation eben so erhaben, und in seinem Stil eben so kräftig als Descartes. Seine *Provinciales* und *Pensées*, von denen Voltaire einige angegriffen hat *avec une très mauvaise logique et beaucoup de mauvaise foi.* S. 201. *Mallebranche* machte einen Roman über die Seele, wie D. einen über das Weltall gemacht hatte. Sein Stil ist ein Muster eines für metaphysische Untersuchungen passenden Stils. — *Fenelon*, von dessen Philosophie das unterscheidende Merkmal ist *de joindre naturellement le sentiment à la pensée.* — *Bayle.* — *Zweyter Abschnitt.* Moral. S. 222. Fénélon. Sein *Telemach*, *Direction pour la conscience d'un roi*, *Dialogues des morts.* — *Nicole Essais de morale;* ein sehr scharfer Logiker, der aber mehr zum Verstande als zum Herzen redet. — *Duguet* (*Institutions d'un prince*) zu viel Weitläuftigkeit und zu wenig Geist bey sonst sehr guten Sachen. — Die ersten Muster eines gedrängten und nachdrucksvollen Stils gaben *la Rochefoucauld* und *la Bruyere;* aber die *Maximes* des erstern enthalten mehr Satyre als Moral. (Hier folgt eine lange Widerlegung verschiedener von seinen Sätzen, wodurch dieser Abschnitt selbst wieder eine moralische Abhandlung wird). *Labruyere* ist ein besserer Moralist und ein grösserer Schriftsteller: *il vous laisse encore plus content de vôtre esprit que du sien.* — *Saint-Evremond* hat mit den vorhergenannten nichts gemein, als dafs er auch über die Moral geschrieben hat; indessen hat er doch sehr viel Gutes, und wird in diesem Jahrhundert viel zu wenig gelesen, da er hingegen im vorigen zu hoch gepriesen wurde. — *Viertes Kapitel.* Vermischte Literatur. *Erster Abschnitt.* Romane. S. 297. Die ersten vernünftigen Romane waren *Zaïde* und *la Princesse de Cleves* von Mad. *de la Fayette.* *Passez de Mad. de la Fayette à Scarron et de Zaïde au Roman comique c'est aller de la bonne compagnie à la taverne.* *Zweyter Abschnitt.* Erzählungen S. 308. Tausend und eine Nacht und Tausend und ein Tag. Feenmährchen, in denen Mademoif. d'Aulnoy am glücklichsten war. Hamilton, der geistreichste Mährchendichter. — *Dritter Abschnitt.* Briefe (M. de Sevigné.) Uebersetzungen (nichts von Bedeutung.) Kritik (*Journal des Savans, Bayle Lettre etc.*) S. 322.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in d. Sommerschen Buchh.: *Benjamin Lara's Taschenbuch der Wundarzneykunst in alphabetischer Ordnung.* Aus dem Englischen. Nebst einigen Anmerkungen und Zusätzen von D. K. G. *Kühn.* *Erster Theil.* 1799. 394 S. 8. XVIII S. Vorrede des Uebersetzers. (1 Rthl. 12 gr.)

Das Original erschien zu London 1796. Für England mochte es vielleicht ein Bedürfniss seyn, für Deutschland war es aber, besonders durch Bernstein's Handbuch, entbehrlich, wenigstens in einer vollständigen Uebersetzung, da das Wenige Neue des Buches der fleissige Hr. Bernstein auch bey seiner neuen Auflage nicht unbenutzt lassen wird. — Die Uebersetzung ist sonst mit Fleiss gearbeitet, aber sehr viele Fehler des Originals hätten einer Berichtigung bedurft. Man sehe z. B. den nur 2 Seiten langen Artikel *Anchilops* und *Aegylops* nach. Dies sollen verschiedene Arten der Thränenfistel seyn, da diese Krankheiten doch ihren Sitz *über* oder *auf* dem Thränensacke haben und nicht *in* ihm. Dieser Zufall soll entweder skrophulös oder atheromatös seyn. (Eine atheromatöse Thränenfistel!) Zuweilen soll er *ohne Entzündung* seyn (die sogenannte Thränenfistel wohl, aber nie die genannten Krankheiten.) Wenn die Krankheit mit einer Zerfressung verbunden ist, soll sie zuletzt in Krebs übergehen! Die eine Behandlung besteht darin, dass man, wenn das Uebel noch neu ist, mit Aderlassen und Purgieren anfängt, oder wenn diese Mittel durch Gegenanzeigen verboten sind, alterirende antiskrophulöse Mittel giebt etc. — Die Literatur ist zweckmäfsig abgeändert. *Lara* führt nämlich am Ende jedes Artikels Schriftsteller an, die er benutzte, (welches besonders *Bell* ist) oder welche nachzulesen sind. Der Uebersetzer behielt nur diejenigen englischen bey, die durch Uebersetzungen bey uns bekannt sind, und fügte statt ihrer deutsche hinzu. Auf *Bell, Bernstein, Callisen, Heister* und *Richter* ist regelmäfsig verwiesen. — *Gutta serena* beschliesst diesen ersten Theil, es sind also noch mehrere Theile rückständig.

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Taschenbuch für Lehrlinge der Wundarzneykunst.* 1799. 198 S. 8. (8 gr.)

Ein lediglich für Balbier*bursche* bestimmter Katechismus. Sein Vf. glaubt, dafs viele von solchen Büchern zu hoch geschrieben wären. Das seine fängt nun freylich trivial genug an. Welchem Kinde wären z. B. folgende anatomische Fragen zu hoch! „*F.* „Was bemerkt man am Gesichte? *A.* Die Stirn, die „Nase, die Augenbrämen, die Augenlieder, die Aug„apfel, die Backen, den Mund, die Lippen und das „Kinn. — *F.* Was sieht man an den Seitentheilen? „*A.* Die Ohren. — *F.* Was bemerkt man am obern „und hintern Theile des Kopfes? *A.* Dafs er mit „Haaren bewachsen ist. — *F.* Was bemerkt man am „vor-

„vordern Theile des Halses? A. Den obern Theil „der Luftröhre, wo man beym männlichen Geschlech„te (bey Weibern gar nicht?) den schildförmigen „Knorpel des Kehlkopfes wahrnimmt, welchen man „Adamsapfel nennt." In die Muskellehre werden sie auch nicht zu weit geführt, da sie auf *Einer* Seite mit vier Fragen abgethan ist. — Auf die Anatomie folgt die Chirurgie, wo der Unterricht dann schon etwas gelehrter ist. So findet sich z. B. S. 99 bey der Verrenkung der Kniescheibe die Anmerkung, „dass „man hiezu keine vollkommnere und bequemere Ban„dage haben kann, als die in dem Büchelchen: *Bücking Abhandlung vom Kniescheibenbruche*, beschrie„bene Maschine." Hier scheint der Vf. auch selbst die Langeweile gefühlt zu haben, welche seine Fragen dem Leser machen, indem hier 3 Seiten lange Antworten erscheinen, z. B. die Verbände für sämmtliche Verrenkungen in einer Antwort hintereinander weg. Möchte der Vf. doch *alle* seine Fragen weggelassen haben, oder besser noch, das ganze Buch!

CÖLLN, b. Oedenkoven u. Thiriart: *Traité des Hernies de A. G. Richter, traduit de l'Allemand avec des additions* par *J. C. Rougemont. Seconde Edition.* Tom. I. 461 S. Tom. II. 363 S. 8. — *An VII. de la Republique.* (3 Rthl. 12 gr.)

Im J. 1786 gab *Rougemont* seine erste Uebersetzung von *Richter's* trefflicher Schrift *über die Brüche* heraus, und auch in Frankreich fand dies Werk so viel Beyfall, dass eine zweyte Auflage nöthig wurde. Diese besorgte nun *Rougemont*, nachdem *Richter* in seinen Anfangsgründen der Wundarzneykunst gewissermassen die dritte Auflage seines Buches gab, (s. A. L. Z. 1799. Nr. 403.) welche der Uebersetzer auch, bis auf die in dem sechsten, damals noch nicht erschienenen Theile enthaltenen wenigen Kapitel, benutzte; jedoch behielt er Manches aus der zweyten Auflage lieber bey, wenn es ihm nämlich in der neuesten zu kurz abgehandelt schien. — Es muss den Deutschen freuen, wenn ihre Hauptwerke auch dem Auslande brauchbar gemacht werden, aber durch die gegenwärtige Uebersetzung hat selbst das Mutterland gewonnen. Die auf dem Titel angegebenen Zusätze sind nämlich durchaus nicht, wie es jetzt oft der Fall bey Uebersetzungen ist, einige winzige unter den Text geworfene Brocken, die fast nur auf dem Titel nützen, nämlich dem Verleger, — sondern sie liefern einen der Schrift würdigen, weitumfangenden Commentar. Die meisten §§. haben Zusätze bekommen, und ganz neue sind hinzugefügt. Meistens sind sie literarisch, doch ausführlich genug, um für sich zu belehren. Es sind dabey, da sie ursprünglich für Frankreich bestimmt sind, vorzüglich deutsche Schriften benutzt, jedoch auch viele französische, von den ersten sind aber selbst Dissertationen und die in den Zeitschriften, z. B. von *Arnemann, Baldinger, Hufeland* vorkommenden, hieher gehörenden einzelnen Auffätze benutzt. Hie und da sind es auch wahre Berichtigungen und Vervollständigungen, z. B. über die Direction des Bruchschnittes, wo er sich gegen *Richter* erklärt und *Desault's* sehr gute Lehre anführt, sich nach der Lage des Samenstranges zu richten, — über die Theile, welche den Bauchring ausmachen etc. — Von den Kupfern des Originals liess der Uebers. alle diejenigen weg, welche schon durch französische Werke, z. B. von *Juville* bekannt sind, und lieferte blos das Messer und die Tobacksrauchmaschine. Hingegen fügte er neue Figuren hinzu, als *Savigny's* Pelotte die durch *Quentin* (*diss. inaug. Gotting.*) bekannt ist; die von *Weissenborn* (dessen Namen nach französischer Unsitte verfälscht und *Weissenhorn* angegeben ist;) *Schindler's* Zange zur Stillung der Blutung aus der *Epigastrica*; *Brüninghausen's* Haken zur Dilatation des Bauchringes nach *Arnaud's* Art und auch eine sehr grobe Abbildung eines *appendix intestini*.

Diese Schrift führt auch noch den allgemeinen Titel:

Bibliotheque medico-chirurgicale germanique, ou Traduction des meilleures auteurs Allemands, qui ont écrit sur l'art de guerir. Tom. I et II. Ueber die Einrichtung dieser Bibliothek findet sich aber weiter keine Nachricht.

LEIPZIG, b. Gräff: *Frid. Henning analecta litteraria epilepsiam spectantia.* 1798. 272 S. 4. (1 Rthl. 16 gr.)

Eine neue Bearbeitung der Inauguraldissertation des Vfs. (*Analecta historica ad theoriam epilepsiae.* 1788. s. A. L. Z. 1788. Nr. 231.) Der Vf. giebt sie selbst für weiter nichts aus, als für eine Compilation, setzt aber in der Vorrede aus einander, dass gute Schriften dieser Art auch verdienstvolle und nicht kopflose Arbeiten sind. Es muss jedem Gelehrten Leid thun, dass solchen Schriften ihre Verfasser jetzt Apologieen vorauszuschicken für nöthig halten! Die vorliegende Schrift hält Rec. deshalb noch für besonders verdienstlich, weil sie eine Krankheit zum Gegenstande hat, die wir noch lange nicht genug kennen, und die Kranke und Aerzte so hartnäckig plagt, dass man sehr gern viele Urtheile und Erfahrungen über dieselbe vergleicht. Die Anlage ist nach Art des Repertoriums von *Ploucquet* gemacht, doch ist die in Parenthese beygefügte Relation meistens etwas ausführlicher. Der erste Theil (erste Bogen) enthält die *ethymologica;* der zweyte die Pathologie, Definition, nächste und entfernte Ursachen; der dritte die grosse Menge von bekannten und ihrer Zusammensetzung nach geheim gehaltenen Arzneymitteln; der vierte das zwey Bogen lange chronologische Verzeichniss der über diese Krankheit besonders geschriebenen Schriften (welches Rec. würde haben vorangehen lassen.) Einen räsonnirenden Theil macht Hr. *H.* Hoffnung, in der Folge einmal nachzuliefern. — In der Vorrede, die überall seltene Bescheidenheit zeigt, gesteht Hr. *H.* noch, dass er die allegirten Schriften nicht alle selbst gelesen und nicht alle Citate aus der ersten Quelle selbst geschöpft habe; und welcher billig Denkende würde dies verlangen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. April 1800.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Herausgeber: *Histoire des descentes qui ont eu lieu en Angleterre, Ecosse, Irlande et isles adjacentes, depuis Jules César jusqu'à nos jours; suivie d'observations sur le Climat, les Qualités du sol, les Productions, la Population, l'Agriculture, le Commerce, les Manufactures, la Litterature, les Sciences, les Arts, les Finances, la Marine etc.* — Avec trois cartes géographiques. — Seconde édition, revue et corrigée. An VI (1798). 155 S. 8. (18 gr.)

Die grossen Vorbereitungen Frankreichs zu einer Landung in England, und die allgemein gespannte Erwartung des Ausgangs, gab ohne Zweifel Veranlassung zum Hervortreten dieses Buchs, und zu einer wiederholten Auflage desselben. Statt der Einleitung liefert der Herausgeber Prudhomme, wahrscheinlich einerley Person mit dem Vf., eine Uebersicht der Revolutionen, welche England seit den ältesten Zeiten zu erleiden hatte, und schliesst mit der durch die Franzosen diesem Lande bevorstehenden. Rec. weiss nicht, ob jeder Leser die bey dieser Gelegenheit gethanene Aeusserung des Herausgebers als wahr unterschreiben wird. „Zum Glück für England und für die Menschlichkeit, lockt nicht Begierde nach Eroberung, nicht die Hoffnung des Raubes, nicht Blutdurst, den jetzt durch die französische Regierung vorbereiteten Anfall. Die Krieger der Republik haben sich zu vielen Ruhm erworben, als dass sie ihn zu beflecken fähig seyn sollten. — Der Endzweck strebt bloss auf die Bestrafung einer Regierung, deren Verbrechen und Treulosigkeit der ganzen Welt drückend waren; er strebt die Hindernisse zu vertilgen, welche sich dem Glücke und der Ruhe anderer Nationen in den Weg legten. Selbst das englische Volk wird wohl in kurzen eine Unternehmung segnen, welcher es die Wiederherstellung seiner gekränkten bürgerlichen Freyheit, und vorzüglich Entledigung von dem Drucke der Auflagen verdanken wird, welche es an den Rand des Verderbens gebracht haben.“ Hierauf folgt nun das lange mit den nöthigen Umständen vorgetragene chronologische Verzeichniss aller Einfälle, welche, so lang man Geschichte kennt, mit glücklichem oder unglücklichem Erfolge auf Grossbritannien gemacht worden sind. Die Mühe, alle diese einzelnen, oft sehr unbedeutenden Fälle aufzusuchen, und zusammen zu stellen, ist immer gross genug. Als Hauptquelle dient Rapin de Thoyras; man sieht aber deutlich, dass mehrere andere auch englische Schriftsteller nicht bloss zum Prunke am Ende jeder Seite aufgestellt, sondern wirklich gelesen und benutzt worden sind. Rec. war voll Erwartung, woher denn die Menge von feindlichen Anfällen auf diese Insel kommen sollten, welche er beym ersten Durchblättern des Buchs vor Augen fand; aber die nähere Ansicht gab bald befriedigende Aufklärung. Alle Landungen finden hier ihre Stelle, die nicht bloss in England, sondern auch in Schottland und Irrland je gemacht wurden, vom Julius Cäsar bis auf Prinz Eduard. Unter diese Landungen wird auch gezählt, wenn ein einzelner Befehlshaber durch Ueberfall einige Orte längst der Küste plünderte, oder ein wenig befestigtes Städtchen einnahm, und dann wieder abging; oder wenn ein vertriebener Prinz von einem Theil der Nation selbst wieder in das Land gerufen wurde, welches vorzüglich in dem Krieg der Rosen so häufig geschah, und in jenen Zeiten, wo England noch keine Seemacht hatte, so leicht bewerkstelligt werden konnte. Dadurch häufen sich denn nun freylich die Fälle, unter welchen die Unternehmung des muthvollen Prätendenten Eduard's mit Recht am ausführlichsten erzählt wird. Die glücklichen Versuche sollen zur Aufmunterung für den bevorstehenden, die mislungenen zur Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten dienen, welche man zu entfernen suchen müsse. Aber zu diesem allen fehlt es an hinlänglichem Detail; man lernt aus den meist abgerissenen Erzählungen nichts, das der spätere Unternehmer zum Vortheil seiner Landung benützen könnte; nichts als dass häufige Stürme die meisten Landungen in ihrer Geburt erstickten. Und über die Hauptschwierigkeit, wie sich gegen eine überlegene Seemacht die Landung und Unterstützung einer zahlreichen Armee bewerkstelligen lasse, sucht man jeden Wink vergeblich. — Angehängt ist eine auch auf dem Titel angegebene Abhandlung über das Klima, Fruchtbarkeit, Bevölkerung, Handel, Manufacturen und Cultur der brittischen Inseln, und zwar eines jeden Reichs insbesondere. Der Deutsche wird wenig neues aus der Zusammenstellung des Vfs. lernen; aber schlecht finden wir sie nicht, sondern mit ziemlicher Unpartheylichkeit, mit gerechter Würdigung der Vorzüge dieser Nebenbuhler vorgetragen. Er kennt die Producte des Landes (nur die Seide hätte er England nicht absprechen sollen) die Manufacturen, vorzüglich die Gelehrten, welche in jedem Fache sich auszeichneten. Dass er die englische Sprache versteht, schliesst man unter andern auch aus den nicht nach französischer Sitte verstümmelten, sondern richtig geschriebenen

benen Namen der Orte, Flüsse und Menschen. Die gute Kenntniss von Schottlands immer wachsender Cultur und von seinen Eigenheiten, scheinen an dem Vf. einen Mann, der als Augenzeuge spricht, zu verrathen. Die drey angefügten Landkarten, welche England, Schottland und Irrland vorstellen, sind, aufs gelindeste gesprochen, sehr mittelmässig ausgefallen. Sie sollen aber nur die Eintheilung dieser Königreiche und ihre Hauptorte vorstellen, und hiezu sind sie immer brauchbar.

Freyburg, b. Craz: *Synchronistische Tabellen der Völkergeschichte*, hauptsächlich nach Hn. Hofrath Gatterer's Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte, von M. *Daniel Gotthold Joseph Hübler*, Conrector am Gymnnasium zu Freyburg. — *Dritte und letzte Lieferung*, vom Jahre 1040 bis 1453. 1799. 5 Bog. gr. Fol.

Glücklich hat der Vf. sein nützliches Werk zu Ende gebracht. Vier Tafeln liefern die synchronistische Darstellnng der wichtigsten Begebenheiten und der europäischen Regenten von der Mitte des eilften bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, oder bis zur Eroberung Constantinopels und zur Erfindung der Buchdruckerey, welches man gewöhnlich als den Schluss der mittlern Geschichte gelten lässt. Die Einrichtung ist ganz die nämliche, wie in den letzten Tafeln der vorigen Lieferung. In der ersten Columne die Jahrzahlen, dann unter der allgemeinen Aufschrift *Germaner* die einzelnen Zweige dieses grossen Stammes, welche sich in den verschiedenen Reichen Europens festgesetzt haben, und hier erstlich Spanien mit seinen kleinen christlichen Reichen, und neben ihnen der Nachbarschaft wegen die arabischen Herrschaften in Spanien. Sie sind sehr in das Enge gedrängt, aber der mit äusserster Oekonomie zu Rathe gehaltene Raum erlaubte es nicht anders. Ihnen folgen in geographischer Reihe von Westen nach Osten Frankreich, England, Deutschland, Italien, und endlich auf der zweyten Hälfte des Bogens, Dänemark, Norwegen und Schweden. Noch immer bleibt Rec. in der Ueberzeugung, Deutschland als Stammland der meisten übrigen Reiche, dann auch weil die Tabellen für Deutsche gefertigt, und weil die Ereignisse dieses Landes am ausführlichsten behandelt sind, folglich den grösten Raum einnehmen, hätte an der Spitze stehen sollen. Unter der allgemeinen Aufschrift *Slaven* kommen neben den deutschen Völkern Böhmen, Polen und Russland zu stehen; aber nichts von Croatien, Servien etc. Ihnen zur Seite unter der Aufschrift *Letten*, Preussen, Lithauen, Liefland; unter *Finnen* die Bulgaren und Ungarn; und endlich die Regenten und Hauptereignisse des oströmischen Reichs zu Constantinopel. Aus dieser aufgezählten Reihe ergiebt sich's, dass die Breite eines Bogens nur mit Mühe für so viele einzelne Fächer hinreicht, dass es folglich zur Unmöglichkeit würde, die Reiche Asiens und ihre wichtigsten Vorfälle neben der bisherigen aufzustellen. Hr. *H.* hat daher die asiatischen Staaten auf einem besondern Bogen in systematischer Ordnung vorgelegt; und um die Verbindung mit den europäischen Reichen nicht aus dem Gesichte zu verlieren, in der letzten Columne die Reihe der deutschen Kaiser nochmals mit angefügt; so wie in der letzten Columne der für die europäische Geschichte gewidmeten Tafeln die Hauptereignisse der asiatischen Staaten unter der gehörigen Jahrzahl bemerkt worden sind. Dies war wirklich die beste Methode sich aus der Verlegenheit zu ziehen, da das Ganze unmöglich zusammen gereihet werden konnte. Nur begreifen wir nicht, warum Hr. *H.* Afrika so ganz aus dem Spiele lässt, das wichtige Reich der Mameluken, Fez und Marocco, nebst den übrigen kleinern ganz mit Stillschweigen übergeht. Dies ist ein wirklicher Mangel an diesen so brauchbaren Tafeln, deren Nützlichkeit sonst noch dadurch vermehrt wird, dass der Vf. auf der Rückseite der dreyzehnten Tafel die oströmischen Kaiser nach ihren Familien genealogisch geordnet nochmals vorträgt. Fehler im Einzelnen haben wir beym sorgfältigen Durchlesen nicht bemerkt, mit Vergnügen aber die kernhaft vorgetragenen Staats- und Culturveränderungen in jedem Lande, welche dem Regentenverzeichnisse zur Seite laufen. Der Genauigkeit des Vfs. dürfen wir zutrauen, dass er den Jahrzahlen die nöthige Sorgfalt geschenkt hat; im Durchlesen fiel uns keine als unrichtig auf; für die Wahrheit jeder einzelnen kann aber nicht eine Recension, sondern erst die strenge Prüfung des langwierigen Gebrauchs bürgen. Folgende zwey Angaben wird vielleicht Hr. *H.* ändern, auf der zwölften Tafel unter Dänemark, dass Kaiser Otto IV. der *Hoheit* über Holstein entsagte; und auf der vierzehnten Tafel, wo unter den Turkomannen „*Dschesira* (*Mosul*)" folglich beide als einerley Ort erscheinen; dies sind sie nicht. Dschesira liegt nördlicher am Tigris. Der Vf. macht dem Publicum Hoffnung, auch die neuere Geschichte in ähnlichen Tabellen zu bearbeiten; es nimmt sie gewiss gerne aus der Hand eines so genauen und kenntnissreichen Schriftstellers.

Gotha, b. Ettinger: *Kleine Weltgeschichte zum Unterricht und zur Unterhaltung*, von *J. G. A. Galletti*, Professor zu Gotha. Sechster Theil. 1799. 431 S. 8.

So wie sich die Geschichte den neuern Zeiten nähert, gewinnt der Vortrag des Vfs. an innerm Gehalte, und es lässt sich nicht verkennen, dass er auf die Bearbeitung des gegenwärtigen Theils ungleich mehr Fleiss und Aufmerksamkeit gewendet hat, als auf die vorhergehenden. Rec. kann also nicht nur das Ganze als unterrichtend, sondern auch einzelne Stücke als vorzüglich gut ausgearbeitet empfehlen. Um Beyspiele zu geben, verweisen wir S. 50 etc. auf die Kirchen- und Gelehrtengeschichte der Zeiten vor Karl dem Grossen. S. 81. auf die Unternehmungen dieses Monarchen in Italien und seine Erhebung zur Kaiserwürde; und S. 119. auf die nach Eginhard

gut

gut dargelegte Weise seines Privatlebens. Ferner S. 213. auf die Regierungsgeschichte Heinrich's des Finklers; S. 269 etc. auf den ganzen Vortrag der frühern russischen Geschichte, und auf viele einzelne Stellen. Fällt in andern Theilen eine Seite zuweilen etwas mager aus, so darf man dies dem Gegenstande, nicht der Schuld des Vfs. zuschreiben, da er eine Art von Universalgeschichte, wenigstens der nun entstandenen europäischen Reiche in diese engen Grenzen zusammen drängt, folglich nur das Wichtigste, und insbesondere für den Deutschen wichtige, mit befriedigender Ausführlichkeit vortragen kann. Hätte sich Rec. durch den Inhalt der ersten Bogen von der Fortsetzung der Lectüre abhalten lassen, so würde das Urtheil über diesen Band eine weniger günstige Wendung bekommen haben. Wir wissen nicht zu erklären, warum sich gerade über die ersten Einrichtungen der deutschen Völker in den den Römern entrissenen Ländern und in ihrer Verfassung, häufige Unrichtigkeiten eingedrängt haben. Die Franken nach Chlodwig nennt Hr. G. dieses biedere und unverdorbene Volk." Sehr verdorbene Volk hätte er sagen sollen; bey dem der Luxus der Römer schnell Wurzel fasste, ohne eine bessere Cultur zur Begleiterin zu haben. S. 4. „Die Vandalen in Afrika *und die Franken theilten alles Land.*" Von den Franken wissen wir nicht, dass sie auch nur etwas getheilt hätten. — „Die Bewohner der Flecken und Dörfer wurden Leibeigene der Deutschen, welche die Grundstücke besassen." Die Einwohner Galliens wurden zwar für geringer gehalten als ihre deutschen Besieger, aber die persönliche Freyheit verloren sie nicht. S. 9. „Einige *Ober- und Unterschreiber*, die ausser dem Lesen und Schreiben weiter keine Wissenschaft nöthig hatten, nannte man bald *Referendarien*, bald Cancellarien, bald Notarien." Hr. G. hat also einen sehr irrigen Begriff von den Referendarien etc., sie gehörten unter die ersten und wichtigsten Staatsbeamten. S. 16. „Die *Bischöfe* stellten weltliche *Regenten* vor, seit Endigung der weströmischen Herrschaft." Soll wohl nur heissen: sie erwarben sich beträchtliche liegende Güter, und gewannen allmählich einen überwiegenden Einfluss bey Hof. Regenten ausser dem König kannten diese Zeiten noch nicht. Tiefer im Texte stösst man äusserst selten auf ähnliche Uebereilungen. Etwa noch S. 96., wo *Roland* Karl's des Grossen Sohn genannt wird. Dazu machte ihn selbst die Legende nicht. Oder S. 97. wo die Bayern als Anverwandte der Alemannen aufgestellt sind. Rec. kennt zwischen ihnen keine nähere Anverwandtschaft, als zwischen allen übrigen Zweigen des deutschen Stammes. Spaniens Geschichte ist nicht der glänzendste Theil dieses Buchs. Es haben zwar auch andere Schriftsteller gesagt, was Hr. G. S. 295. hier wieder erzählt, dass es zur Zeit der maurischen Herrschaft längst des *Quadalquivirs* (Guadalquivirs) 12000 Orte gab, und dass die Stadt Cordova mehrere 100,000 Häuser zählte. Es muss aber doch einem denkenden Mann beyfallen, dass so viele Orte keinen Raum längst des Flusses fanden, wenn sie auch alle in Einem Zusammenhange von der Quelle des Flusses bis zu seiner Mündung sich fortgestreckt hätten. Theilt man jedem Orte im Durchschnitte nur die Ausdehnung von einer halben Viertelstunde Wegs zu (eine sehr geringe Annahme, da Städte von einigen 100,000 Häusern, Cordova, Sevilla, mit in die Reihe zu stehen kamen): so beträgt die Länge des Raums, welchen die 12000 bedeckten, 750 geographische Meilen; oder wenn sie an beiden Ufern fortlagen, 375 Meilen, und der ganze Lauf des Guadalquivir beträgt höchstens 70 geogr. Meilen. Die Uebertreibung ist schon gross genug, wenn man die 12000 Orte über ganz Andalusien verbreitet liegen lässt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GERMANIEN: *Ueber die Langeweile*, von *V. L. E. M. O. N. U. R. V. L.* 1798. XVI u. 222 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Schrift hat bloss praktischen Werth. Man findet in derselben keine psychologische Entwickelung des Gefühls, das man Langeweile nennt, noch der Ursachen desselben, sondern nur eine Schilderung der in dem gewöhnlichen Leben der Menschen gegründeten Ursachen der Langenweile und ihrer Folgen, und der gewöhnlichen Mittel, nebst guten praktischen Bemerkungen über Beschäftigung, Bildung des Geistes, Wahl der Lectüre, über den Umgang mit Menschen, Eintheilung der Zeit, mit einem Worte über die Lebensweise, welche vor Zerstreuung und Langeweile schützt, und doch wahren Genuss gewähret. Der Vf. verräth durchgängig einen edeln wohlwollenden Charakter, eine gesunde Beurtheilungskraft und gute Kenntniss der Welt. Auch der Vortrag ist nicht unangenehm, sondern gedankenreich, kräftig; zum wenigsten kann man nicht sagen, dass er selbst Langeweile mache. Hier und da ist eine Stelle aus einem andern Schriftsteller angeführt, die das Interesse unterhält. Nur ist das auffallend, dass sie an einigen Orten isolirt dastehen, und nicht mit dem Folgenden oder Vorhergehenden gehörig verbunden worden sind, z. B. S. 110. 127. Einige Fehler im Ausdruck und gegen die Construction sind uns auch vorgekommen, z. B. S. 34. „Die Hauptleidenschaft im Menschen ist Wollust, die zwar an sich edel, erhaben und gut ist, und den Menschen zu den Eindrücken der sanftesten Empfindungen fähig macht. S. 90. „ist sie (die Sprache) es nicht, die entwickelt des Verstandes Kräfte, vermehrt unsere Kenntnisse, und fortpflanzt unsere Erfahrungen auf die Nachkommen?" Doch dies sind nur unbedeutende Fehler, und das Buch bleibt immer empfehlungswürdig wegen der guten Grundsätze und lehrreichen Bemerkungen über Fehler, die unsern Zeiten eigenthümlich sind, z. B. Hang nach Zerstreuung und Wohlleben und Spielsucht. Aber wir befürchten, dass es gerade von denjenigen Classen am wenigsten wird gelesen werden, in welchen diese am meisten herrschen.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Copenhagen*, b. Schubothe: *N. D. Riegel's Philosophiae animalium fasciculus primus de erinaceo tradens hujus digestionis instrumenta, chylificationis, secretionum, generationis, osteologiam, musculos, animam, instinctus et mores, problemata varia physiologica.* (Auch unter dem Titel: *Scrutatio anatomico-philosophica de erinaceo.*) 1799. 82 S. 8. (6 gr.) Der Vf. hat sich, wie man am Ende der Schrift erfährt, vorgesetzt, jährlich einen ähnlichen Fascikel, und zwar zunächst über die Ratten, Seehunde, Maulwürfe, Frösche und Eidechsen, Schweine, Schafe, Hasen, Hühner, Gänse, Eulen, Krähen und Hechte zu liefern, und Rec. wünscht ihm dazu von Herzen Leben und Musse, obgleich dieses erste Probestück manches enthält, worin man mit dem Vf. nicht gleicher Meynung seyn kann. Die Einleitung giebt einen kurzen Rückblick auf das, was die Alten in der Zootomie leisteten, wo sich der Vf. aber vorzüglich bey Aristoteles aufhält, in dessen Geiste er sich auch vorgenommen hat, die vorliegende Anatomie des Igels zu liefern. Mit Rechte beklagt er sich, dass das Studium der Zootomie auch in Dännemark, so wie fast überall, vernachlässigt werde, und dass weder Ehre noch Reichthum auf diesem Wege zu ärnten sey, welches er selbst schon zu seinem Schaden erfahren habe. Von S. 26. fängt dann die Beschreibung des Igels selbst an, und zwar wird zuerst von den Verdauungswerkzeugen desselben gesprochen. Wir wollen nur das merkwürdigste ausheben. Bey den Zähnen drückt sich der Vf. zu unbestimmt aus, indem er z. B. den hintersten Zahn des Oberkiefers *semicaninus* nennt; dieser Zahn ist nämlich von beiden Seiten flachgedrückt und hat zwey Spitzen, die drey folgenden Zähne nennt er *semimolares et canini sed largi et quadrati*, das heisst, es sind Backenzähne mit scharf vorragenden Spitzen u. s. w., die beiden Vorderzähne des Unterkiefers heissen *vere laniarii*, und darunter würde sich gewiss jeder einen konischen in eine scharfe Spitze auslaufenden Zahn denken, diese Zähne endigen sich aber mehr in eine Schärfe oder Schneide, als in eine Spitze, und sind auch gar nicht konisch. Sonderbar ist es, dass die Speiseröhre zwischen dem Zwerchfelle und der obern oder linken Magenmündung noch einen Zoll Länge hat. Der Magen fast muskulöser als bey irgend einem andern Thiere. Das Netz geht zwischen alle vordern Windungen der Därme hinein. Die Meynung des Vfs., dass die Milz beständig Fett absondere, welches, so wie die Galle aus der Leber in die Gallenblase, in das Netz abgelagert werde, bedarf wohl erst näherer Beweise, welche der Vf. auf Erfahrungen an lebenden Thieren gestützt, in der Folge zu geben verspricht, und wodurch er gewiss, wenn sie haltbar befunden werden, sich um die Physiologie sehr verdient machen wird. Vom Pankreas gehen zwey Gänge in den Zwölffingerdarm. Fünf feine Gänge gehen aus der Leber in den hintern Theil der Gallenblase. Das *Pancreas Asellii* werde hier von einer 1½ Zoll langen Saugaderdrüse gebildet. Der Brustgang hat mehrere Klappen, welche etwa ½ Zoll von einander entfernt liegen, diese haben vorzüglich ihren Nutzen bey der zusammengerollten Lage des Thiers. — Die Urinblase sey sehr gross, wie bey allen fetten Thieren. Die Mutterscheide kann um ½ Zoll verlängert werden, und die *Clitoris* ist der Schamöffnung näher als bey andern Thieren, damit nämlich die Igel beym *Coitus* sich nicht durch ihre eigenen Stacheln beschädigen. Das Weibchen stehe beym *Coitus* auf den Hinterfüssen, den Rücken gegen einen Baum gelehnt. Wie der Vf. S. 39 u. 52. wiederholt behaupten kann, dass der Igel keine Schaambeine habe, ist Rec. unbegreiflich. Was wäre es denn anders als das Schaambein, welches an jeder Seite den vordern Theil des *foraminis ovalis s. obturati*, und mit dem der andern Seite zusammenkommend unten das Becken schliesst? Eine Vergleichung mehrerer Becken vom Menschen durch verschiedene Sauge-Thierordnungen hinunter lässt über diesen Punct durchaus keinen Zweifel übrig. Die Beschreibung der Knochen des Igels ist theils unvollständig, theils kommen unrichtige Behauptungen darin vor; so heisst es z. B. S. 49. der Unterkiefer habe ausser dem Gelenk und Kronfortsatze noch einen dritten, welcher dem Igel eigen sey — hierunter versteht nämlich der Vf. den zu einem Fortsatze verlängerten Winkel des untern und hintern Unterkieferrandes, welcher sich aber eben so verlängert schon bey Eichhörnchen, Maulwürfen, Mardern u. a. findet. Eben so auffallend ist es, dass der Vf. von den *Nervis infraorbitalibus* sagt: *proprios erinaceo, gliri, phocae, talpae, muribus*, und des Ursprungs derselben von der *basi cranii prope pontem Varolii* so erwähnt, als ob es ein besonderer Nerve wäre. Was der Vf. S. 49. den dritten Hirnnerven nennt, muss man der Beschreibung nach als das fünfte oder *Par trigeminum* erkennen, und da zählt denn der Vf. noch auf die ganz alte längst verbesserte Art. Wie der Vf. zu der Behauptung kommt: *secunda vertebra cervicalis caret eminentia odontoide praeeminente*, sieht Rec. nicht ein, denn der *processus odontoideus* ist beym Igel so deutlich und gross als bey irgend einem andern Thiere. Hat der Vf. etwa ein junges Thier vor sich gehabt, wo dieser Ansatz bey der Maceration verloren gegangen ist? — Unrichtig ist auch, was der Vf. S. 51. vom Rückenmarke sagt, dass es nämlich, wenn es in die Brustwirbel gelangt sey, seine weiche Markfubstanz verliere und sich in mehrere sehr harte Nerven, als Schenkel-Armnerven u. s. w. theile. Die Armnerven kommen ja meist von den Halsnerven, und die eigentliche Theilung des Rückenmarks geschieht nicht so hoch in den Brustwirbeln. Zur Beschützung der Aorta beym Zusammenrollen des Thiers liegt zwischen den ersten Lendenwirbeln am Anfange der Schenkel des Zwerchfelles ein schildförmiges Knöchelchen. S. 53. sagt der Vf., die Nägel, (welche übrigens bey dem Igel in weniger als einer Woche vollkommen wieder erzeugt werden) entstehen aus der Vereinigung des Fettes mit erdigen Theilchen; dies wäre wohl noch erst zu beweisen. Von den Muskeln des Igels wird nicht viel eigenes gesagt, sondern in einer Anmerkung Coiter's Beschreibung der Hautmuskeln, welche bey diesen Thieren wegen des Zusammenrollens vorzüglich merkwürdig sind, wörtlich beygefügt. Unter der Aufschrift: *anima erinacei* werden die Sinne abgehandelt: die Behauptung, dass das Hirn dieser Thiere nur durch grössere Länge vom menschlichen abweiche, ist falsch, denn auch in den Verhältnissen der einzelnen Theile ist mancher Unterschied. Nicht übel ist, wenigstens in Rücksicht der Verrichtung, der Name *antennae* für die Knurrhaare an der Schnauze des Igels sowohl als anderer Thiere, welche mit äusserst feinem Gefühle begabt sind. Auch in den Stacheln haben diese Thiere ein ziemlich feines Gefühl, in jeden Stachel gehe ein Nerve, welcher zur Aufrichtung desselben beytrage. (Die Aufrichtung geschieht zunächst wohl durch Zusammenziehung des Hautmuskels.) Ueber das, was der Vf. vom Instincte und von den Sitten dieser Thiere sagt, gehen wir der Beschränktheit des Raumes wegen, so wie auch über acht angehängte Probleme, weg, welche hin und wieder sehr sonderbare Einfälle enthalten. Lächerlich ist in der That, was der Vf. noch am Ende in vollem Ernste vom medicinischen Gebrauche dieses Thieres anführt: nämlich eine Kraftbrühe von zwey Igeln soll vorzüglich nach Gallenkrankheiten sehr heilsam und stärkend seyn. Den von Verdauung entwöhnten Magen soll Igelfleisch wunderbar wieder gewöhnen, den Appetit herbeylocken, gesunde Excremente bewirken, und den Speichel wieder zuführen. Die zu Pulver geriebene Galle soll trefflich gegen Kolik seyn; das Fett von lebendigen Igeln soll, bey Rheumatismen eingerieben, gewisse Hülfe bringen, ja sogar mit Bier (ein lieblicher Mischmasch) innerlich genommen, in Gallenkrankheit über die Masse wirksam seyn!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. April 1800.

MATHEMATIK.

WEIMAR, im Verlage des Industrie-Comptoirs: *Neuester Himmels-Atlas zum Gebrauche für Schul- und Akademischen Unterricht*, nach Flamsteed, Bradley, Tob. Mayer, de la Caille, le François de la Lande und von Zach, in einer neuen Manier, mit doppelten schwarzen Stern-Karten bearbeitet, durchgehends verbessert, und mit den neuesten astronomischen Entdeckungen vermehrt von *C. F. Goldbach*. Revidirt auf der Sternwarte Seeberg bey Gotha; und mit einer Einleitung begleitet von Hn. Obristwachtmeister *von Zach*. 1799. 4 Blätter Einleit. und 56 Blätter Sternkarten. kl. Querfolio.

Die erste Grundlage dieses Werks ist der grosse *Flamsteed'sche* Himmels-Atlas von 1729, von dem 1776 Hr. Fortin zu Paris eine auf kleineres Format reducirte Ausgabe lieferte, nach welcher eine in gleichem Format 1782 mit Vermehrungen und Verbesserungen von Bode, und eine andere 1795 von la Lande und Méchain erschien. Alle Ausgaben zusammengerechnet wäre also die gegenwärtige die fünfte. Die beiden deutschen Ausgaben versprechen nicht nur, sondern enthalten viele Verbesserungen und Vermehrungen. Besonders ist dies der Fall bey der gegenwärtigen Ausgabe. Es sind darin diejenigen von La Lande ausgezeichneten 146, angeblich Flamsteedsche Sterne, welche jetzt nicht mehr am Himmel stehen, sey es, dass sie veränderliche Sterne sind, oder nur aus Irrthum in die Karten eingetragen wurden, in den Karten zwar angezeigt, aber einmal unterstrichen worden. (Darunter hätten doch wohl diejenigen, von denen es erwiesen ist, dass sie auch von Flamsteed nie beobachtet worden sind, dergleichen besonders Miss. Herschel mehrere bemerkt hat, aus den Karten wegbleiben sollen.) Doppelsterne, die von Herschel und andern unter den Flamsteedschen Sternen beobachtet wurden, wurden doppelt unterstrichen. Aus den Bradley'schen, Mayer'schen, la Caill'schen und v. Zachischen Zodiacal-Stern-Verzeichnissen, wurden noch sehr viele neue Sterne eingetragen, auch die südlichen Sterne des la Caille bis zum 53sten Grad der südlichen Abweichung (soll ohne Zweifel heissen: bis zum 33sten Grad, denn weiter gehen die Karten nicht, das 19te und 20ste Blatt ausgenommen, worauf sich noch ein paar Sterne bis gegen den 43sten Grad der Abweichung hin finden) wurden bemerkt, besonders aber das neue Sternverzeichniss von Hn. le François de la Lande benutzt, und so, ausser den 2919 Flamsteed'schen Sternen, noch 2139 Zodiacalsterne, und 5312 neue Laland'sche, zusammen also 10370 Sterne verzeichnet. Die letzte Bod'sche Ausgabe des Fortin'schen Atlas enthält nur 5058 Sterne, wenn gleich die südlichen Sternbilder bis zum 37sten — 38sten Grad hin darin eingetragen sind. Im Thierkreis sind die Sterne bis zur 8ten, sonst bis zur 6ten Grösse angegeben. In Absicht auf Reichhaltigkeit ist also gewiss für den Zweck und das Format des Buchs nicht zu wenig geschehen. Fast möchte man denken, es sey hierin eher zu viel geschehen, wiewohl dies immer ein leicht zu entschuldigender Vorwurf ist. Rec. will damit nur so viel sagen: Anfänger und Dilettanten brauchten wohl nicht so sehr ins Einzelne zu gehn, und es wäre möglich, dass besonders auf den Karten, wo noch, ausser den Sternen, Abtheilungen des Himmels und Sternbilder verzeichnet sind, allzuviel Detail sie anfänglich ermüdete. Uebrigens ist es freylich schwer, hierin eine bestimmte Grenze zu ziehen. Auch die natürliche Sehkraft der Menschen ist so verschieden. Der eine unterscheidet mit blossem Auge nur Sterne 3ter bis 4ter, ein anderer noch 7ter bis 8ter Grösse. Sonst war es auch in dieser Rücksicht ein recht guter Gedanke des Verlegers, dass er neben den in ihre Sternbilder abgetheilten und mit den gewöhnlichen Eintheilungs- oder Abmessungs-Linien versehenen Karten, jedesmals als Gegenstück eine andere Karte abdrucken liess, welche bloss die Sterne allein, wie sie sich am nächtlichen Himmel selbst zeigen, ohne alle fremdartige Umrisse, Linien, Buchstaben darstellt. Es ist recht merklich wie sehr das Auge, wenn es auf den danebenstehenden eingetheilten Karten eine Zeitlang verweilt hat, besonders in vorzüglich sternreichen Gegenden, sich bey Betrachtung der nicht eingetheilten Karten erholen kann. Nur, da die Eintheilungen nach gerader Aufsteigung und Abweichung am Rande doch gemacht sind, hätte Rec. gewünscht, dass am Rande die Zahl der Grade bey diesen Abtheilungen, so wie auf den gegenüberstehenden Blättern angegeben wäre, weil dies die Auffsuchung der Sterne nach Stern-Verzeichnissen erleichtern würde. Eine eigenthümliche Einrichtung dieser Karten ist es, dass die Sterne, nebst ihren Namen, Abtheilungen u. s. w. weiss auf schwarzem Grund vorgestellt sind. Schon die Ankündigung und Probe, die von dieser Manier in den allgemeinen geographischen Ephemeriden gegeben wurde, erhielt vielen Beyfall. Und die wirkliche Ausführung dieses Plans ist, wie jeder billige Beurtheiler eingestehen wird, gewiss zur

zur Bewunderung gut gerathen. Ganz ausnehmend schön nehmen sich besonders die Blätter aus, welche nichts als die Sterne enthalten. Die anderen suchte zwar der Zeichner auch, besonders dadurch, dass er in den Bildern, so viel möglich, unnöthige Schattirungen vermied, und nur die Umrisse angab, vor Ueberladung zu sichern, was bey dem grossen Reichthum an Sternen um so nöthiger war: doch muss Rec. gestehen, dass sein Auge, und zwar, wie es ihm scheint, und auch sehr wohl erklärbar ist, bey Tage mehr als bey Nacht, eine gewisse Unbehaglichkeit und Anstrengung empfindet, wenn es lange auf diesen schwarzen eingetheilten Blättern genaue Musterung halten soll. Sollte sich nicht vielleicht auf eine für das Auge wohlthätigere Weise ein Versuch machen lassen, solche Abdrücke auf blauem oder grünem Grunde zu liefern? Astronomen, oder auch nur fleissige Astrognosten, haben ohnehin Ursache ihre Augen, so viel möglich, zu schonen, so dass deswegen jeder darauf abzweckende Versuch ihnen erwünscht seyn muss. In vorliegenden Karten sind hie und da die feineren Züge in einzelnen Buchstaben nicht scharf genug ausgedrückt, und ein Anfänger, dem die Namen einzelner Sterne noch unbekannt sind, wird deswegen wohl thun, nebenbey andere Anweisungen, z. B. das eigentlich zur weiteren Erläuterung dieser Sternkarten bestimmte *Voigt'sche* Lehrbuch einer populären Sternkunde, in dieser Absicht zu benutzen. Bey den vielen technischen Schwierigkeiten eines in gewisser Art ersten Versuchs wird man übrigens immer Ursache haben, mehr das schöne Ganze mit Zufriedenheit anzusehen, als sich diesen einzelnen, nicht allzuhäufig vorkommenden Umstand befremden zu lassen. Was die nähere Einrichtung der Karten betrifft, so ist mit gutem Grund die Flamsteed'sche Projections-Art beybehalten worden, bey welcher es besonders bequem ist, dass die Parallelen des Aequators als gerade Linien erscheinen. Diese Parallelen sind von 5 zu 5 Graden, die Stundenkreise von 15 zu 15 Graden gezogen, so wie die Längen- und Breiten-Kreise von 10 zu 10 Graden punctirt gezeichnet sind. An dem Rande sind die Abtheilungen der geraden Aufsteigung und Abweichung nach einzelnen Graden, und bey den Karten des Thierkreises von 15 zu 15 Minuten angegeben. Das erste Blatt enthält die nördliche Halbkugel, auf die gewöhnliche Weise, die Sterne schwarz auf weissem Grund vorgestellt, und eben so das 28ste und 29ste Blatt die südliche Halbkugel, und zwar letztes nach de la Caille, das 30ste lehrt in gleicher Manier die vornehmsten Sterne durch Linien, die durch sie gezogen sind, finden. Alle übrige Blätter sind in der schon angezeigten Manier, die Sterne weiss auf schwarzem Grund, doppelt gearbeitet, so dass die Blätter 2—12 die nördliche Sternbilder, die 13—22 die Sternbilder des Thierkreises (die Wage und der Scorpion sind auf einem, und eben so auch der Steinbock und Wassermann auf einem Blatt vorgestellt) und die 23—27 die südlichen Sternbilder enthalten. Auch die seit einigen Jahren erst eingeführten Sternbilder, der Aerndtehüter, der Mauerquadrant, die Friederichs-Ehre, das grosse und kleine Herschel'sche Teleskop u. dergl. sind an den gehörigen Stellen eingetragen. Dass in Ansehung der Genauigkeit von Hn. *Goldbach* viel geleistet worden sey, hat sich Rec. durch sorgfältige Nachmessungen und Vergleichungen überzeugt. Dass aber unter einer so grossen Anzahl von Sternen, mehr als 10000, wovon noch dazu der grösste Theil auf mehr als einem Blatt vorkommt, indem immer die benachbarten Sternbilder wieder mit vorgestellt sind, auch hie und da eine kleine Verzeichnung, Verwechslung u. dergl. vorkommen könne, wird jeder billigdenkende für sehr menschlich halten, besonders, wenn, wie es hier der Fall ist, dergleichen Mängel so selten vorkommen. Hätte Hr. *Goldbach* sich bestimmt darüber geäussert, dass seine Absicht gewesen sey, gerade *alle* in den von ihm verglichenen Verzeichnissen enthaltenen Sterne bis zur 6ten, und in dem Thierkreis bis zur 8ten Grösse einzutragen, so könnte man ihm vielleicht noch hie und da ausgelassene Sterne nachweisen, da er aber dies nicht that, so lässt sich hierüber nicht viel mit ihm rechten. Nur zur Probe hielt Rec. das 20ste *Blatt* mit dem *Mayer'schen* Verzeichniss im Berlinischen Jahrbuch für 1790 und mit *la Caille's Coelum australe stelliferum* etwas genauer zusammen, und theilt hier nicht aus Tadelsucht, sondern als Beweis seiner Aufmerksamkeit die dabey gemachten Bemerkungen mit. Er führt dabey die Sterne nach den Numern jener beiden Verzeichnisse an. Es fehlen die *Mayer'schen* Sterne 658. 660. 679. 681. 685. 689. 690. 718. 795. 846. Doch ist zu bemerken, dass diese Sterne sämmtlich nur von der 7ten und 8ten Grösse sind, den 718ten ausgenommen, der von der 6ten Grösse ist, und dass sie grösstentheils nur in den Sternbildern stehen, welche eigentlich nicht die Haupt-Vorstellung des Blattes ausmachen, sondern nur als benachbarte Sternbilder mit vorgestellt wurden. Sonst ist bey dem 674sten die gerade Aufsteigung etwas zu gross, bey dem 682sten oder ϑ Ophy. fehlt der Buchstabe ϑ; die Sterne 691. 693. stehen zu nördlich, die 720 und 826 zu südlich; bey dem Stern 835 zunächst am Auge des Steinbocks sollte der Buchstabe ρ stehen, der jetzt zu weit östlich bey einem andern Stern steht. Bey dem Stern 849 fehlt der Buchstabe υ, und eben so auf der 21sten Tafel. Von *la Caill'schen* Sternen fehlt 1393, oder das 2te μ des Scorpions 4ter Grösse, auf Taf. 19 steht dieser Stern; eben so fehlt 1394 das eine ζ des Scorpions 4ter Grösse; 1407 6ter Grösse, dieser steht auf dem 19ten Blatt, es ist aber das Schwanzgelenk des Scorpions auf den beiden Blättern verschieden vorgestellt; 1507 6ter Grösse; 1539 6ter Grösse. Der Stern 1456, κ des Scorpions, steht zu nördlich; 1467 oder das 2te ι des Scorpions fehlt auf der 20sten Tafel, auf der 19ten steht dieser Stern, aber gegen ι 3ter Grösse zu südlich; 1563, ε in der Krone, ist fälschlich δ bezeichnet; 1577, α in der Krone, ist offenbar zu weit östlich, oder der geraden Aufsteigung nach zu weit vorgerückt gesetzt; 1584 oder ψ im Schützen, hiebey fehlt der Buchstabe ψ; 1640, c im Schützen, heisst

heisst auf der Karte e. Auch die Sterne α im Steinbock, deren Mayer 3 zählt, wurden wegen der grossen Menge der dort herum befindlichen Sterne nicht gut ausgedrückt. Um diese oder andere bemerkte Fehler der Karten zu verbessern, oder etwa den Lauf eines Kometen hineinzuzeichnen, müsste man freylich weiss auf schwarz schreiben können. Erwünscht wäre es ohne Zweifel Vielen gewesen, wenn auch dieser Ausgabe der Fortin'schen Sternkarten, so wie der Bodischen, ein Verzeichniss aller darin vorkommenden Sterne beygefügt worden wäre. Doch auch ohne diese Mitgabe wird gewiss dieses neue schätzbare Hülfsmittel zu Erlangung und Erweiterung der Kenntniss des Himmels nicht ungenützt bleiben, und so der in der interessanten Einleitung zu diesem Werk bemerkte Hauptzweck desselben erreicht werden.

Magdeburg, b. Keil: *Auszug aus Robert Simson's lateinischer und englischer Uebersetzung der ersten sechs Bücher und des eilften und zwölften Buches der Elemente des Euklides, enthaltend die von ihm getroffenen Abänderungen und eingeschalteten Sätze, nebst den geometrischen und kritischen Noten, als ein Anhang zu der Lorenzischen deutschen Uebersetzung sämmtlicher Elemente* herausgegeben von *J. A. Matthias*, Domvicarius und Lehrer an der Domschule zu Magdeburg. 1799. 170 S. 8. Mit 3 Kupfertafeln. (20 gr.)

Unstreitig ist die Robert - Simson'sche Bearbeitung des Euklids bey weitem das Beste, was wir zur Beurtheilung, Berichtigung und Ergänzung der Elemente nach ihrer jetzigen Gestalt haben, und es war, bey der Seltenheit der lateinischen oder englischen Simson'schen Uebersetzung in Deutschland, ein recht guter Gedanke des Hn. Prof. *Lorenz*, durch einen veranstalteten Auszug aus jenen Uebersetzungen die darin enthaltenen schätzbaren Bemerkungen in allgemeinern Umlauf unter uns zu bringen. Auch hat Hr. *Matthias* wirklich aus dem Text und den Noten ziemlich vollständig alles hieher gehörige gesammelt. Doch blieben, man weiss oft nicht warum, einige wenige Bemerkungen oder Zusätze weg. So ist z. B. im 1sten Buch die bey den Sätzen 20. 21. sowohl in der lateinischen als englischen Uebersetzung beygefügte Note nur zur Hälfte beygebracht, ungeachtet es für Anfänger interessant seyn konnte, schon hier auf den in dem weggelassenen Theil aus Pappus angeführten Satz aufmerksam gemacht zu werden. In der Lehre von den Parallelen ist die in dem Englischen enthaltene weitere Entwickelung der Simson'schen Vorstellung übergangen. Der am Ende des 5ten Buchs von Simson eingeschaltete Satz K fehlt gleichfalls. Bey der 10ten Erklärung des 11ten Buchs ist des in der englischen Uebersetzung angeführten etwas allgemeinern Beyspiels nicht erwähnt, das doch, wenigstens der Hauptsache nach, mit wenigen Worten, dem übrigen sich hätte beyfügen lassen, etwa so: über einer (dreyseitigen) Grundfläche denke man sich zwey in einander steckende Pyramiden; so entsteht, wenn man die innere Pyramide herausnimmt, ein durch (6) Dreyecke begrenzter Körper A: setzt man dieselbe innere Pyramide auf der entgegengesetzten Seite der Grundfläche wieder an; so entsteht ein 2ter durch gleichviele (6) den vorigen ganz gleiche Dreyecke begrenzter Körper B, und doch ist offenbar der Körper B dem Körper A nicht gleich, indem er diesen letzten in sich begreift. Diese, bey der sonstigen oft fast zu grossen Vollständigkeit des Herausgebers unerwartete Auslassungen werden vielen unangenehm seyn, die Simson's Zusätze ganz zu besitzen wünschten. Einige kleinere Auslassungen erwähnen wir nicht. Auch die Uebersetzung sollte hie und da richtiger seyn. Z. B. I, 7. „*Vel vertex neutrius trianguli est intra reliquum triangulum, vel vertex alterius est intra reliquum*" ist übersetzt: „Der Gipfel (Scheitel) des einen Triangels ADB liegt entweder ausserhalb, oder innerhalb des andern Triangels ABC." Hier ist der erste Fall in der Uebersetzung nicht richtig ausgedrückt; denn es könnte der Scheitel von ADB ausserhalb des Dreyecks ABC liegen, und man könnte doch nicht sagen: *vertex n e u t r i u s trianguli est intra reliquum*, wenn nämlich dabey der Scheitel von ABC innerhalb des Dreyecks ADB läge. Auch das Englische zeigt dies: „*in the case in which the Vertex of e a c h of the triangles is without the other triangle.*" Bey I, 29. heissts im Deutschen: „ohne eine Erläuterung ist der Satz (das 11te Axiom) nicht ganz verständlich." Verständlich ist er nun wohl: aber nicht sogleich einleuchtend. *Explicatione quadam indiget, ut dilucidior fiat.* Ebendas. „*facile potest quispiam concipere etc. vel potius nullus est, qui aliter de hisce rectis concipere potest*" ist übersetzt: „jeder sieht ein u. s. w. Das Gegentheil hievon hat aber auch noch Niemand behauptet." Unter mehreren Stellen, die sich Rec. in dieser Rücksicht angezeichnet hat, bemerkt er nur noch folgende wenige. V, 13. Erkl. „*ex Propositionibus, in quibus primo utuntur (sic!), satis innotescunt*" „sie erhellen aus den Sätzen, worin die Möglichkeit ihrer Aussagen dargethan wird" statt: wo sie zuerst gebraucht werden (*where they are first mentioned*). Bey VI, Satz A ist gesagt, dieser Satz müsse in den Elementen gestanden seyn, und dies so erwiesen, „*Pappus certe hac, tanquam Propositione elementari, sine demonstratione utitur.*" Dies ist übersetzt: „*Pappus* wenigstens macht von ihm, als von einem Elementar-Satze, *jedoch* ohne ihn zu beweisen, Gebrauch" wo das zugesetzte jedoch den Sinn völlig entstellt. Bey XI, 26. heissts: „Es hat hiemit (mit einem vorher ausgedrückten Satz) gerade die Bewandniss, wie mit dem Satz u. s. w." Wer sollte hier nicht denken, es sey von zwey verschiedenen mit einander verglichenen Sätzen die Rede? So ists aber nicht. Es sollte heissen: In diesem Fall ist der Satz einerley mit dem u. s. w. (*Idem est, ac asserere*). Besonders falsch ist noch der Satz XI, 36. ausgedrückt. „*Parallelepipedum — aequale est parallelepipedo — aequilatero quidem etc.*": Das Parallelepipedon ist gleich dem Parallelepipedon, *welches dem ersten gleichwinklig*

fig ist. u. f. w. Schade, dafs die fonft fo nützliche und lehrreiche Schrift durch dergleichen Fehler entftellt ift! Auch einzelne Ausdrücke find nicht gut gewählt z. B. *ratio duplicata*, *triplicata* die zwiefache, dreyfache Verhältnifs. Befonders zu Anfang find hie und da eigene kleine Bemerkungen von Hn. *M.* beygefügt, die meift nicht bedeutend, und oft ganz fchief find z. B. bey I, 15, wo bemerkt wird, Simfon habe in feinen Zufätzen eine nothwendige Bedingung vergeffen, dafs nämlich die geraden Linien alle in einer Ebene liegen müffen. Gerade, als ob nicht in den erften fechs Büchern durchaus immer nur von einer Ebene die Rede wäre, ein Umftand, an den Simfon noch dazu in den Noten zum 11ten Buche mehreremals erinnert.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau und Leipzig, b. Gehr und Comp.: *Paul Werner* oder *Gefchichte meines Freundes für Univerfitätsjünglinge.* 1799. 156 S. 8. (12 gr.)

Zum Beweife, dafs dies ein im höchften Grade abgefchmacktes und gemeines Buch fey, mögen einige Stellen dienen. Gleich S. 7. auf der erften Seite der Gefchichte: überhaupt *pflog* er felten ohne Buch auszugehen. Er liebte gute Schaufpiele (S. 12. kömmt beyläufig heraus, dafs er den *Abällino* für folch ein gutes Schaufpiel hält); hiftorifche und ökonomifche Bücher. Von erften trug er meift *einen kleinen Vorrath* in der Tafche. Vom Werther war er ein Todfeind aber nicht von Wilhelm Meifter; dabey erinnerte er fich feines ehemaligen Theaters, auf welchem er eine ziemlich bedeutende Nebenrolle zu fpielen die Ehre gehabt. S. 11. Er hat nicht nöthig, fich in dem grofsen Narrenhaufe, welches unfere *Philologen* Welt nennen herumzubalgen. Ibid. *Cour* machen fchreibt der Vf. Chur. S. 33. Setzt ein Verliebter fich aus Liebe beynah neben den Stuhl; und nach aufgehobener Tafel eilt er aus der Gefellfchaft, um fich im Garten einiger Gefühle zu entfchlagen, die ihn nicht wenig incommodirten. S. 87. fagt ein Vater zu feinem Sohne; der in einen Studentenorden getreten ift: du willft Meutereyen und Verfchwörungen anzetteln? Wehe dem Staate deffen Tugend fchon Fiescós hat; die fich wider ihn verfchwören; und ihre Handlungen feiner *Controulle* entziehen. S. 118. endlich heifst es von einem Mädchen: Sie bot alles auf, fich zu überzeugen, und fich zu überreden, dafs es nicht fo wäre (nämlich dafs fie fchwanger fey) dafs etwas anders Schuld daran wäre, als ausblieb, was nicht hätte ausbleiben follen. etc. — Wir dürfen es nur mit wenigen Worten berühren, dafs das Ganze diefes Einzelnen würdig fey; und dafs die Pointe der ganzen Erzählung darin befteht, dafs der als der Edelfte dargeftellte Mann, ein gefallenes Mädchen, welches fchon in einem Bordel gewefen, heirathet, der Held diefer Gefchichte aber, durch einen Studentenorden verführt wird, und fich zuletzt mit Opium vergiftet.

Leipzig, in Comm. b. Kramer: *Gedichte eines guten Sohnes.* Herausgegeben zum Beften feiner armen Mutter. 1799. XX. und 224 S. 8.

Sollte auch der innere Gehalt diefer Gedichte vor dem Richterftuhle der Kritik kaum die leichtefte Probe aushalten; dürfte auch der Vf. wegen mannichfaltiger Verftöfse gegen die Regeln der Profodie, und Eleganz der Sprache, wegen matter Gedanken, einiger ungeläuterter Religionsbegriffe und eines zuweilen in das Platte fallenden Witzes in Anfpruch genommen werden; fo kann doch vielleicht die, bey allen diefen Gebrechen hervorfchimmernde Anlage des Vfs., welcher kein Gelehrter ift, fondern fich einzig und allein felbft gebildet hat, und die gute Abficht, durch die Herausgabe diefer Gedichte, die traurige Lage feiner Mutter und zwey jüngerer Gefchwifter zu erleichtern, den Druck diefer Verfuche einigermafsen entfchuldigen. Um die Erfüllung feines Wunfches, dafs glückliche Aeltern und Kinder ihn durch den Kauf diefer Gedichte gütigft *unterftützen* mögen, nicht zu hindern, wollen wir einige Strophen aus einem der beften, vielleicht dem allerbeften Gedichte aus diefer Sammlung abfchreiben:

An Gellert's Geift.

O du erhabener Geift!
Du, weyland Liebling der Mufen!
Dem felbft Apollo die Leyer geliehn,
Mit der du fingend belehrt'ft,
Mit der du Seelen entzückteft,
Wenn fie Welt, Schöpfer und Ewigkeit fang.

Erhab'ner! leite auch mich
Bey meinem erften Bemühen
Dir nach zu fingen manch würdiges Lied,
O lernt' ich fingen wie du
Einft fangft, von heiligem Feuer,
Von Gott und Wahrheit und Tugend durchglüht.

O, lernt' ich glücklich wie du
In fchön erhabenen Bildern
Der Menfchheit Würde, Beftimmung und Zweck,
Der Gottheit Weisheit und Macht,
Des Weltalls Herrlichkeit fchildern,
Von edlem, rühmlichem Eifer entflammt. u. f. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. April 1800.

GESCHICHTE.

St. Petersburg, im grosen akademischen Gebäude: *St. Petersburgische Zeitung.* Jahrgang 1799. Nr. 1—104. (unpaginirt, 150 Bog.) gr. 4.

Die Reichhaltigkeit des zweyten Regierungsjahrs Kaisers Paul I. an innern Staats- und Personalveränderungen, und dessen thätiger Theilnahme am Kriege gegen Frankreich, erhebt den Jahrgang 1799 vor allen andern des Jahrhunderts zu einer grosen literarisch-politischen Merkwürdigkeit; denn nur die kleinere Hälfte desselben ist für auswärtige Artikel abzurechnen, die grösere betrifft dagegen blos das Innere, aus der nur die auffallendsten Nachrichten in ausländische Blätter übertragen, und selbst dann fast bis zur Unkenntlichkeit abgekürzt zu werden pflegen. Bekanntlich erscheint diese Zeitung schon lange unter dem Schutze des kaiserlichen Adlers, zu dessen Zierrathen jetzt noch das Maltheserkreutz hinzugekommen, und zwar mit gothischen Typen, wöchentlich zweymal. Nach *Meusel's gelehrten Deutschland* (VII. Nachtrag S. 622) war der bejahrte Collegienassessor *Johann Stavenhagen* lange Jahre ihr Vf. Jetzt wird sie im Namen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, von einem Titularrath *Michailow* ausgetheilt. Der Jahrspreis auf Pergamentpapier ist 20, und auf andern 10 Rubel; man druckt aber nur so viel Exemplare ab, als sich zeitig Pränumeranten melden, so dass, wenn man nicht mit dem Anfang des Jahrs baar vorausbezahlt hat, die ersten Numern nicht mehr nachzubekommen sind. Da das Datum, wie alle darin enthaltene Zeitrechnung, nach dem *alten* Stil ist, so läuft dieser Jahrgang erst vom Tage des 11ten Jänners 1799 an, und geht bis zum 11ten Jänner 1800. — Für ganz Russland ist übrigens diese Zeitung der gesetzliche Weg gerichtlicher Notificationen und neben den Hamburgern und Berlinern fast die einzige und zwar langsam zugehende Quelle von Neuigkeiten. Ausser den politischen und inländischen Begebenheiten gehören die Intelligenznachrichten, der Wechselcurs, der Witterungsstand und in besondern Beylagen die gerichtlichen und Senatsbescheide zu den regelmässig fortlaufenden oder *stehenden* Artikeln. Die Eigenthümlichkeiten vieler aus der Landessprache beybehaltenen Benennungen vorzüglich beym Maass und Gewichte, und bey Aemtern, setzen eine genaue topographisch-statistische Kenntniss von Russland voraus; auch ist die Orthographie der Geschlechtsnamen von der in Deutschland üblichen sehr verschieden.

Die Personalveränderungen des Inlandes füllen stets ein Drittheil des Ganzen aus. Verabschiedung und Destituirung, Strafversetzung, Ausschliessung aus dem Verzeichnisse, und Degradation nüanciren hier mit Standeserhöhungen, mit Adels-, Ordens-, oder Erbrechtsertheilungen, mit Geschenken, Belohnungen und wörtlichen Zufriedenheits- und Dankbezeugungen, mit Rangbestimmungen und Subjectionsaufnahmen durch alle Classen der russischen Rangordnung, und bey allen Ständen, täglich ab. Die neue Organisation der See- und Landmacht, die Rangstufen der griechischen und der Hof-Hierarchie (Nr. 89 und 94) von der *Höchstheiligen* Synode an bis zum Unterpopen, die Titulatur und Stufenleiter der Civilstellen nebst deren sonderbaren Combinationen (z. B. des Kapellmeisters mit dem Collegienassessorate und der Stelle des Generalgewaltigers) lernt man aus dieser Zeitung allmählich besser, als in statistischen Uebersichten, kennen. Diese, wie Ebbe und Fluth wiederkehrende Nomenclatur wird durch die oft beygefügten speciellen und naiven *Motive* und durch die vielfachen Abstufungen der Strafe und Belohnung unterhaltend. *Seiner unerschütterlichen Tapferkeit wegen* darf das Regiment A. den Grenadiermarsch schlagen; für *besondern Diensteifer* oder für *gute Recrutenführung* wird der Hauptmann B. zum Essane Sotnick ernannt. In Nr. 65 wird ein Stadtvoigt für *gebrauchte Vorsicht bey Festnahme eines Majors* zum Hofrath; in Nr. 67 Hofrath *Golikow* für die bey der *Geschichte Peter's I. angewendete viele Mühe,* in Nr. 85 der Arzt *Rudolph für seine lange treue und eifervolle Dienste* befördert. Eben so bey den Veränderungen im entgegengesetzten Sinne; wie z. B. am 28ten Jänner die Verabschiedung des Generallieutenants *Schuwalow, häuslicher Verhältnisse wegen,* und die fürstlich *Badensche* Regimentsentziehung *wegen des geheimen Tractats mit Frankreich* von 1796, wodurch die 5te Numer mit Nr. 41 dieses Jahrgangs gar sehr contrastiret, und welche in alle deutsche Blätter übertragen wurde.

Die Qualität und Zahlaufnahme der *Ausländer* in den russischen Dienst oder nur zu Reichsunterthanen lässt sich ebenfalls für die feinere Staatskunde hier herausheben. Nach Nr. 41 wurde z. B. einem ägyptischen Fürsten *Hadshibey* und einem Moldauer Fürsten *Gika* zum Theil, ausserdem vorzüglich *alt*-Franzosen, Piemontesern, Mecklenburgern u. s. w. — Die Beschreibung des *Hofceremoniäls* bey Empfahung des heil. Abendmahls, bey der Taufe der vom Stapel gelassenen Schiffe, bey den Hofverlöbnissen und Vermählungen, ist ein groser Anhang dieses Abschnitts, wobey vorzüglich die Abweichung der griechisch-

chisch - orientalischen Gebräuche von den europäischen sehr in die Augen fällt.

Eine zweyte stehende Rubrik im Abschnitte vom Innern ist die *motivirte Abweisung* der *Supplicanten*, welche theils von dem geheimten Rath *Neplujew*, theils von dem Etatsrath *Briskorn* bekannt gemacht wird. Der Umfang davon läst sich aus der Zahl der dem Kaiser im Laufe des Jahrs mit der Post zugegangenen Bittschriften abnehmen, welche 3229 betrug, und wovon 854 mit Ukasen und 1793 mit mündlichen Befehlen erwiedert wurden. Ausser den abschlägigen Resolutionen ist auch die stillschweigende Verwerfung als *ungereimt*, mittelst Einreichung und Zurücksendung der Bittschrift bey der Post unter dem Befehl, das Postgeld beyzutreiben, üblich. Letztere traf unter andern nach Nr. 81 den aus seinem Memoire und dem Besitze eines mineralischen Contrefeys von Ludwig XVI. bekannten Obristen Graf *Robassome*. Ein Ansehen der Person kömmt dabey so wenig in Betracht, dass in Nr. 10 die Bittschrift des Prinzen *August von Biron*, in Nr. 76 die der Prinzessin von *Nassau-Siegen*, in Nr. 87 die des Generallieutenant von *Eckbaum* und in Nr. 79 die des Generals Grafen *Chamboran* als ungereimt behandelt werden. Ein Verbot des Reisens in das Ausland kömmt hiebey häufig vor. Aus dem wissenschaftlichen Gebiete nur zwey motivirte Beyspiele in der 39ten Numer. Einem Professor *Osten* wurde das Ansuchen um Unterstützung zu der von ihm entdeckten Goldmacherey und Universalmedicin mit dem Rathe abgeschlagen, *sich an solche Leute zu wenden, die von der Sicherheit seiner Erfindung überzeugt seyen* (so wie dem Kaufmann *Jerschow* ein gleiches Ansuchen zum Abdruck seiner zwey Werke von der Bewegung der Planeten und von Entstehung der Berge;) des Ausländers *Klee* Plan zu Anlegung einer Universität verwarf der Kaiser, *weil schon viele Plane darüber eingereicht wären.*

Eine dritte stehende Rubrik sind die *namentlichen Ukasen*, welche mit diesem Beyworte zum Unterschiede von den vielen mündlichen Befehlen bezeichnet werden. Der abwechselnde Aufenthalt des Kaisers zu Paullowsk, Gatschina, Peterhof und Petersburg, und der Umstand, ob man den Befehl, bey Ertheilung der Parole erliess, wird dabey stets bemerkt, die Formel der Genehmigung bey den Vorschlägen des Senats ist dreyfach: *Es sey dem also — Es sey nach diesem* oder, *es ist nach unserm Willen.* Zum Theil enthalten diese oft ausführlichen Ukasen sehr nützliche Beyträge zur Staatskunde, z. B. über die Ansiedelung der Armenianer in Nr. 45, über die Petersburger Commerzschule in Nr. 56, über die neue Universität zu Dorpat, über die Organisation des südlichen Sibirien in Nr. 95; über die russisch-amerikanische Handlungscompagnie zu Irrkutzk in Nr. 97; über die Anlegung von Vorrathsmagazinen im ganzen Reich, in Nr. 103; über die Einführung des Thronfolgers in das Staatsconseil Nr. 98; über die Stärke und Abtheilung der vier Armeen Nr. 6. — Wie sehr die Erhaltung des Adels den Gesetzgeber beschäftigt, lässt sich aus den *heraldischen* Verfügungen, aus der Abänderung des Reichswappens und den Ukasen in Nr. 10 und 104 über das *allgemeine adliche Wappenbuch* abnehmen. Es sind nämlich darin nach den Ukasen vom 20ten Januar und 27ten July 1797 alle fürstliche, gräfliche und adliche Wappen unter Aufsicht des Wappendirectors *Kosodawlew* in fünf Bänden eingetragen und hier specificirt, so dass die nicht darin begriffenen dem Adel *nicht beygezählt* werden. — Zum Beweise aber, in welches Detail diese Zeitungspublicität geht, mag aus Nr. 5 der Befehl wegen Führung der Pferde zur Tränke dienen, der in Gefolg des über den Fürsten *Bagration* und *Marquis d'Autichamp* gehaltenen Kriegsrechts erlassen wurde. Die Zueignung des Grossmeisterthums von *Maltha* und insbesondere die Ernennung neuer Ritter und des Oberregierungsraths, so wie die Errichtung der Priorate und der Chevaliergarde kömmt fast in allen, insbesondere in der 6, 9, 18 und 27. Numer, vor. Die Candidaten zum Maltheserorden haben sich an den *Lieutenant de cet ordre souverain*, Grafen Soltikow, an den Ordensgrosskanzler Grafen *Rastopsin* und an den Vicekanzler *de la Hoppaye* zu wenden.

Eine vierte Rubrik bilden die merkwürdigen *Kriegsberichte* von der See- und Landmacht, aus Italien, der Schweiz, Deutschland, Holland, der Mittelsee und aus dem Ocean. Aus den Amtsberichten des Generalissimus *Suwarow* (Nr. 39. 54. 56.), *der Generale Essen* (Nr. 81.), *Bowr* (Nr. 85.) und *Gorschakow*, der Admirale *Uschakow* (Nr. 25.) und *Woinowich* über die Einnahme von Ancona, so wie auch aus den von der brittischen Gesandtschaft mitgetheilten Kriegsnachrichten kann manches nachherige politische Ereigniss erklärt werden.

Eben so interessant sind fünftens in literarisch-statistischer Beziehung die Nachrichten aus dem *bürgerlichen Leben*. Die Spuren der Leibeigenschaft, in der Verfolgung entlaufener *Dienstmädchen* in russischen *Sarafans* (einer Nationalkleidung) und im Verkaufe handfester *Erbjungen*, die Dienstanbietung deutscher Gelehrten, die Bücheranzeigen, z. B. eines neuen *russischen Volksbuchs in drey Quartbänden* (Nr. 59.), die Nachrichten von Privat - Erziehungs - Instituten und von dem damals noch nicht nationalisirten deutschen Schauspiele geben eine anschaulichere Kenntniss des wissenschaftlichen Zustandes, als manche Reisebeschreibung. Für den Geschäftsmann ist die von der Landespolicey aus guten Gründen vorgeschriebene Benahmung aller *Abreisenden* nützlich, die sich in diesem Jahre auch auf das Gefolg der beiden Durchlauchtigsten Schwiegersöhne des Kaisers erstreckte. Diplomaten, Gelehrten und Handwerker von allen Farben und Nationen bilden hier ein buntes Gemälde, in welchem jedoch die Ueberzahl der Schweden, der Deutschen und der Engländer die übrigen nur im Hintergrunde erscheinen lässt.

Die politischen Nachrichten vom *Auslande* sind grösstentheils aus den Hamburger, Wiener und Berliner Zeitungen, selten aus andern Blättern, entlehnt. Insofern dabey die Staatsverhältnisse von Russland mit

mit andern Mächten zu berühren waren, bemerkt man die äusserste Zurückhaltung und Behutsamkeit. Die bekannte Strenge der Censur fällt dabey sehr in die Augen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Weimar, b. d. Gebr. Gädicke: *Praktisches Tagebuch für Landprediger*, zur leichtern Führung ihres Amtes und zur bessern Aufsicht über die ihnen untergebenen Landschulen. Herausgegeben von D. *Joh. Adolph Jakobi*, Prediger zu Ruhla im Herzogth. Gotha, und von *Joh. Traug. Lebr. Danz*, Rect. d. Stadt- u. Rathsschule zu Jena. *Ersten Bandes zweytes Stück*. 1799. mit fortlauf. Seitenz. von S. 213—416. 8. (8 gr.)

Die zweyte Abtheilung auch unter dem besondern Titel:

Praktisches Tagebuch für Landschullehrer, zur Erleichterung ihrer sämmtlichen Geschäfte. Herausgegeben von *J. T. L. Danz*. *Ersten Bandes zweytes Stück*. von S. 103—199. 8. (7 gr.)

Die ersten Stücke dieser Tagebücher sind A. L. Z. 1799. Nr. 303. angezeigt. Das zweyte Stück der ersten Abtheilung liefert I. die Probepredigt des Vfs. zu Ruhla. Sie ist gedankenreich und gut ausgearbeitet. II. Entwürfe zu Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien von Michael bis auf das Weihnachtsfest. Einige derselben behandeln sehr interessante Gegenstände, wenn dies anders, bey der Menge von vorhandenen Predigten und Predigtentwürfen, ihre Aufnahme in dieses Tagebuch rechtfertigen kann. III. Die psychologischen Fragmente werden fortgesetzt und daraus manches interessante Resultat gezogen. Wir empfehlen besonders das, was S. 300 über vermeynte Rechtgläubigkeit, als Universalmedicin sehr treffend gesagt wird.

In der zweyten Abtheilung erhalten die Leser I. Formulare zu Gevatterbriefen, nebst einigen Bemerkungen über dieselben, II. wird die Geselligkeit, als ein wichtiges Erfodernifs eines Schullehrers betrachtet. Dieser Gegenstand verstattete wohl eine tiefer eindringendere Behandlung. III. Von der Eintheilung der Schulkinder in Classen. Der hier gethane Vorschlag, den Gliedern der obern Classen die Erlaubnifs zur beliebigen Vertauschung ihrer Plätze zu ertheilen, ist in gröfsern Schulen, wenn grobe Unordnungen nicht unvermeidlich eintreten sollen, durchaus unanwendbar. IV. Von der Anzahl der Schulstunden und der Vertheilung der Lectionen in denselben. Das längste Zeitmaafs der täglichen Schulstunden wird auf sechs angesetzt. Aber das ist in der That zu viel, obgleich selbst in bessern Schulen noch hierin dem Vorurtheile nachgegeben wird. Dieser und die beiden vorhergehenden Aufsätze sind aus einer noch ungedruckten Schrift: *Lehr- und Erziehungsplan für Volksschulen*, entlehnt. V. Einige Bemerkungen über zweckmäfsigere Einrichtung der Landschulen. Was über Naturgeschichte, Geographie und Geschichte gesagt wird, unterschreibt Rec. VI. Einige Grundsätze, die man bey Belohnung und Bestrafung besonders vermittelst des Ehrtriebes nie aus den Augen zu setzen hat. Grofsentheils nach Overberg, in der Anwendung aber überaus schwierig. VII. Einige Uebungen, um den Landschülern zu der Fertigkeit zu verhelfen, ihre Gedanken schriftlich aufzusetzen. Der Vf. läfst seine Schüler vorgelegte Fragen über einen vorher erläuterten Gegenstand schriftlich beantworten, läfst sie zu gegebenen Vordersätzen leicht zu findende Nachsätze suchen etc. VIII. Bestimmung des Unterschiedes einiger Wörter, die ähnliche Bedeutungen haben, und IX. Was mufs derjenige, der ein guter Landschullehrer seyn will, für Eigenschaften haben? (sollte richtiger so gestellt seyn: was für Eigenschaften mufs derjenige, welcher etc.) So wenig auch Rec. ein Freund von der Weitschweifigkeit ist, so scheinen ihm doch die meisten Aufsätze in diesem Schullehrertagebuche zu oberflächlich und also unbefriedigend gearbeitet zu seyn; und er siehet sich genöthiget, die am Schlusse der Anzeige des ersten Stücks gemachte Erinnerung hier zu wiederholen.

Frankfurt a. M., b. Zefsler: *Unentbehrliches Allerley für das schöne Geschlecht, sowohl in der Haushaltung als an der Toilette*. 1799. 190 S. 8.

Der Compilator dieses, gröfstentheils sehr *entbehrlichen Allerley's* gesteht es in der zärtlichen Anrede an die „liebenswürdigen Schönen" selbst ein, dafs „an Sammlungen von dieser Art noch kein Mangel gewesen;" bemerkt aber, „dafs doch jede ihr Eigenes gehabt habe, und dafs dieses auch mit der gegenwärtigen der Fall sey." Schade nur, dafs das Eigene dieser Sammlung so wenig Gehalt hat! Man findet hier, in buntem Gemische, Anleitung, Aepfelessig zu verfertigen, alte Gänse von jungen zu unterscheiden, Schönheitswasser zu bereiten, lederne Handschuhe zu waschen, Schminke zu bereiten, geräucherte Schinken vor Schmeissfliegen zu bewahren, Magenpulver und Pulver gegen das Schwitzen unter den Armen zu verfertigen, stinkendes Fleisch wieder geniefsbar zu machen, die Haut des schönen Geschlechts zu verfeinern u. s. w. Den schlechten Stil, die Fehler wider die Rechtschreibung, die vielen Schreib- und Druckfehler, z. B. *Teich* statt *Teig* S. 74., *wieder* st. *wider* S. 160. 161 u. a. *Cassia cariophyllata* st. *C. caryophyllata*, S. 167. *Gummi Bedillii* st. *G. Bdellii*, S. 184. *G. Sagepein* st. *Sagapeni*, *Lamperien*, S. 62. u. s. w., möchte man dem Sammler noch hingehen lassen, wenn die von ihm angegebenen Mittel nur bewährt, und nicht zum Theil offenbar schädlich wären. Nicht zu gedenken, dafs *Schminke* keinesweges zu dem „*unentbehrlichen* Allerley für das schöne Geschlecht" gehört, so hätte wenigstens S. 125 kein *Zinnober* empfohlen werden sollen. Dieser ist durchaus zu verwerfen. In gröfserer Menge kann er stinkendes Zahnfleisch, triefende Augen u. f. w. verursachen.

sachen. S. 130. Nach langem Gebrauche der dort erwähnten *weissen Schminke*, wird die Haut schwarz. S. 131. *Eau de Princesse* ist, wegen des Bleyweisses, höchst schädlich. Dies gilt von allen Schminken, die Bleykalke enthalten. S. 137. Der fortgesetzte Gebrauch dieser adstringirenden Mischung zum Waschen, hat gewiss schädliche Folgen. Sie verschliesst die Poren u. s. w. S. 139. Die sogenannten Finnen im Gesichte entstehen von sehr verschiedenen Ursachen. Das dagegen angegebene Waschwasser wird in den meisten Fällen schädlich seyn. S. 155. Das erste Mittel zum Färben der rothen und grauen Haare, wird die Haare verderben und zum Ausfallen bringen. S. 157. Hier mag der Compilator einmal selbst reden; „Wenn man zu viel mit Haaren gesegnet ist, besonders an Theilen, wo keine seyn sollen, so kann man folgende Mittel gebrauchen: Man nehme *Aurum pigmentum*, ungelöschten Kalk, von jedem 2 Loth, Silberschaum, 1 Loth. Dieses alles koche man in einem halben Pfund Wasser, bis von einer hineingeworfenen, oder getauchten Schreibfeder die äussern Federn abgehen. Mit dieser Mischung wird der mit Haaren bewachsene Theil bestrichen, und jedesmal sogleich mit Liliensalbe beschmiert." Dieses, so wie das S. 158 angegebene Mittel, ist sehr gefährlich. S. 159. Der *Grünspan* (unter dem Mittel wider die Warzen) hinterlässt leicht üble Geschwüre. Am besten vertreibt man die Warzen durch Höllenstein, den man mit gehöriger Vorsicht anwendet. Oefteres Betupfen mit einer Auflösung von Salmiak oder Küchensalz in Weinessig, vertreibt die Warzen auch in den meisten Fällen. Unter den S. 62 ff. angegebenen Mitteln wider die Wanzen, ist des *Attichs* nicht gedacht. Die Wanzen aber fliehen den Geruch der frischen Blätter des Attichs (*Sambucus Ebulus*). So lange diese Blätter frisch sind, vertreiben sie die Wanzen sicher. S. 82 ist ein gutes Mittel, um faules Wasser trinkbar zu machen, nicht angeführt worden, dies besteht darin, dass man das faule Wasser über ausgeglüheten Kohlenstaub destillirt, und nachher der freyen Luft aussetzt. Am Schluss dieser Compilation erbietet sich der *Verleger*, „für die Bearbeitung beliebiger Produkte Sorge zu tragen, weil es vielleicht manchen Schönen zu beschwerlich fallen möchte, sich damit zu bemühen."

KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Schladebach: *Neu eingerichtetes Leipziger ABC- und Lesebuch*, sowohl für Schulen, als auch zum Privatgebrauche. Mit IV illuminirten Kupfern und XVI ABC Tafeln. Neue vom Verfasser durchaus verbesserte u. vermehrte Auflage. 1799. 11½ Bog. 8. ohne Kupfer und Tafeln. (1 Rthl. 4 gr.)

Es mag seyn, dass man für Kinder reicher Häuser auch theure Fibeln besorge, aber, je theurer, desto mehr Sorgfalt und Geschmack sollten doch Inhalt und Bilder verrathen. Hier aber sind doch die Kupfer weder fein noch sprechend, und die Geschichtchen dazu so alltäglich, dass man zu jedem Kupfer so viele, eben so passende Geschichtchen dichten *könnte*, *als* man nur wollte. Wenn übrigens der Vf. rühmt: *dass er eine grössere Anzahl von aufgetheilten Wörtern gebe, als alle bisher erschienenen ABC- und Lesebücher*, und, *dass er sein Buch nicht mit aufgezählten Sylben, die oft keinen Sinn haben*, vertheuert habe, so will ihm Rec. das Erste aufs Wort glauben, und das Letzte nicht tadeln.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. Wien, b. Trattner: *Georg Vega*, des milit. Mar. Theresia Ordens Ritter, des k. k. Bombardiercorps Major u. s. w. *Versuch über Enthüllung eines Geheimnisses in der bekannten Lehre der allgemeinen Gravitation.* 1800. 39 S. 8. Man denke sich an einem gegebenen Puncte C eine nach allen Seiten anziehende Kraft, welche im umgekehrten Verhältnisse mit dem Quadrat der Entfernung des von ihr angezogenen Puncts oder Körpers stehen mag. Für die Entfernung b des angezogenen Körpers vom Puncte C sey die anziehende Kraft so gross, dass wenn sie unveränderlich bliebe, ihre Beschleunigung der Beschleunigung g der Schwere gleich seyn müsste. Wenn nun die Kraft an C einen in der Entfernung $= a$ ruhenden Körper A wirklich anzieht, und dieser binnen einer Zeit t den Weg $= x$ zurücklegt; so wird er sich am Ende der Zeit t in der Entfernung $= a - x$ von C befinden, und die Geschwindigkeit $v = 2b\sqrt{[gx : (a-x)a]}$ haben. Setzt man hier $x = a$: so wird v unendlich gross; und für $x > a$ wird v unmöglich: Darnach zu urtheilen, müsste also der Körper A an der Stelle C der anziehenden Kraft eine unendlich grosse Geschwindigkeit erlangen, ohne im Stande zu seyn vorzurücken. Dieses ist das Geheimniss, dessen Enthüllung der Vf. übernommen hat, und zwar auch überhaupt, wenn die anziehende Kraft im umgekehrten Verhältnisse der zwölften Potenz der Entfernung des angezogenen Körpers stehet. Seiner Meynung nach sind die Irrthümer, in welche *Euler*, *L'Huilier* und andere Analysten bey der Betrachtung dieser Bewegung verfallen sind, dadurch veranlasst worden, dass sie von der Formel für die Geschwindigkeit v mehr verlangt haben, als sie bey den zum Grunde gelegten Voraussetzungen geben konnte. So sehr auch Rec. von jenen Irrthümern überzeugt ist; so sieht er doch nicht ein, dass der Weg, welchen der Vf. zur richtigen Beurtheilung der Bewegung, von der hier die Rede ist, vorschlägt, nöthig ist. Die Fragen, wird der Körper A, nachdem er an C eine unendlich grosse Geschwindigkeit erlangt hat, weiter über C gehen? und was wird darauf folgen? kann und wird die oben für v angeführte Formel ganz richtig beantworten, wenn man sie nur gut frägt, welches allerdings die grössten Analysten hier vernachlässiget haben. Der Vf. befriediget den Forscher schon deswegen nicht, weil er (etwa §. 12.) bey der Untersuchung über die Fortsetzung der Bewegung, voraussetzt, dass der Körper A mit der an C erlangten unendlich grossen Geschwindigkeit wirklich über C vorrücken muss, da doch dieses hier der Hauptpunct ist, welcher aus der Grundformel muss entschieden werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. April 1800.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WIEN, b. Camesina u. Comp.: *Handbuch der innern Staatsverwaltung mit Rücksicht auf die Umstände und Begriffe der Zeit*, von *J. v. Sonnenfels*. Erster Band. Enthaltend nebst der allgemeinen Einleitung einen Theil der Staatspolicey. 1798. XXXII u. 518 S. gr. 8. mit des Vfs. Bildniss.

Der verdienstvolle Vf. hat in dieser sehr erweiterten Umarbeitung seiner *Grundsätze der innern Staatsverwaltung*, welche in drey Bänden in 8. herausgekommen sind, den Umfang und die Form einer Anleitung zu den politischen Wissenschaften gegeben, die, auch ohne mündliche Erläuterung, eine hinlängliche Vorbereitung zu öffentlichen Aemtern geben könnte. Jenes Werk wird in dieser Umarbeitung vier Bände betragen, und dazu kommen hernach noch zwey Bände über die *praktische Geschäftsbehandlung*, wobey freylich zunächst auf die Einrichtungen des österreichischen Staats Rücksicht genommen ist, jedoch ohne die allgemeinen Grundsätze zu vernachläsigen, welche der Praxis immer zu Grunde liegen müssen, da selbst die daraus abzuleitenden Folgerungen ungefähr für alle Länder dieselben sind. Uebrigens ist die Ordnung, bis auf wenige Abänderungen, beybehalten, wie sie in der vorhergehenden Auflage war; die Vermehrungen aber bestehen nicht allein in den beträchtlichen in einzelnen Anmerkungen angehängten Zusätzen, sondern auch in mehrern eingeschalteten Paragraphen. Die Anmerkungen enthalten Erörterungen und Erklärungen, Citate und Anzeige einiger Schriften, jedoch ohne in der letzten Rücksicht eine gewisse Vollständigkeit abzuzwecken. Sie sind nicht unter den Text gesetzt, sondern folgen in einer Reihe hinter jedem Abschnitt, damit manche Gegenstände weiter entwickelt werden konnten, ohne die Verbindung des Textes unschicklich und der Deutlichkeit zum Abbruch zu unterbrechen. Allein diese Einrichtung scheint doch grosse Unbequemlichkeiten zu haben, weil die Verbindung der Gegenstände dadurch auf eine andere Weise dem Leser aus den Augen gerückt wird; und es dürfte zweckmäsfsiger gewesen seyn, die grössern gleich hinter den gehörigen Paragraphen folgen zu lassen, die kürzern aber, welche Citate aus andern Schriftstellern oder Anzeigen von Schriften enthalten, unter den Text zu setzen.

In den Erörterungen hat der Vf. hauptsächlich, nach Aussage des Titels, auf die Umstände und Begriffe der Zeit zurück gesehen, als ein Mann von festen Grundsätzen, der nicht in den Augen der Machthaber liest, wie er zu meynen hat, aber auch von der Mode der Meynungen die Seinige sich nicht aufdringen lässt. Es ist in der That ein erfreuliches Phänomen in unsern Tagen, welche für die Nachwelt durch Extreme auf beiden Seiten so belehrend werden, solche Zeugen der Wahrheit auftreten zu sehen, die, wie unser Vf. von sich mit Grund sagt, voll von gleichem Abscheu gegen jede Art von Anmasung, als unpartheyische Freunde der öffentlichen Ordnung, und ehrerbietig gegen jede Verfassung, welche jene durch gleiche Gerechtigkeit gegen jede Volksclassen handhaben, stets fortfahren zu behaupten, dass Unterdrückung in keiner Form der Regierung ein Recht, aber auch Empörung unter allen Umständen ein Verbrechen sey, und dass die Gerechtigkeit und Weisheit der Maasregeln in der Mitte liege zwischen Zügellosigkeit und Unterdrückung. Und die Schrift, welche er in der Einleitung so charakterisirt, hat er in einer mit gleicher anständigen Freymüthigkeit abgefassten Zueignung seinem Monarchen gewidmet, dessen treues und ergebenes Volk, indem es durch eigene Kraft dem revolutionirenden Strom Grenzen setzte, den Königen, wie er sagt, zurief: „sehet, wie Gerechtigkeit und „Güte Thronen sichert; und den Völkern: sehet, wie „Treue und Folgsamkeit Raub von Eurer Haabe und „Knechtschaft von Euren Nacken abwendet." Um so mehr scheint man daher sich von der Ausbreitung so mancher hier aufgestellten richtigen Grundsätze glückliche Folgen für die östreichische Monarchie versprechen zu können; so wie der würdige Vf. bereits durch seine Bemühungen mehrere weise Veranstaltungen hervorgerufen, und insonderheit noch neuerlich durch die Anführung einer Stelle aus einem Briefe des Marcus Aurelius die glückliche Veranlassung gegeben hat, die Einziehung der Güter aus dem östreichischen Strafgesetz zu verbannen.

Bey dieser liberalen Denkungsart des Vfs. haben wir ungerne an manchen Stellen eine leidenschaftliche Heftigkeit in Aeusserungen über gewisse Meynungen wahrgenommen, die bey Gelegenheit der französischen Revolution mehr oder weniger übertrieben oder auch offenbar misverstanden sind; denn wie stark auch der Abscheu seyn mag, den wohlwollende Menschen bey dem Gedanken an so verderbliche Irrthümer empfinden mögen, so soll er doch immer nur das Fehlerhafte treffen, nicht das Unschädliche oder wohl gar Nützliche, was mit jenen verbunden ist. Besonders muss das dem unpartheyischen Leser bey den Ausfällen des Vfs. gegen Rousseau anstössig

rösig werden. Er rechtfertigt sich sogar eigends in der Einleitung desfalls, dass er den *Contrat social* oft angeführt habe, ungeachtet er mit dem Vf. desselben so sehr im Widerspruch und offenen Kampf sich befinde; aber bey sehr vielen Stellen, wo der Vf. gegen R. streitet, dürfte sich des letzten Meynung sehr gut vertheidigen lassen, sobald man sie in ihrem wahren Sinn nimmt, und sie von den schiefen Auslegungen und falschen Anwendungen trennt, welche die Schriftsteller der revolutionirenden Parthey so gern dem Genfer Philosophen unterschieben, der gewiss nicht minder als irgend einer seiner Gegner bürgerliche Ruhe und Ordnung liebte und predigte. Es ist wirklich zu beklagen, dass R. Werke durch den Streit der Meynungen in den letzten Jahren in einem Grade Zunder des Partheygeistes geworden sind, der fast kein wahrhaft unpartheyisches Urtheil mehr zulässt; indem die sogenannten monarchischen Schriftsteller (denn die aristokratische Lehre scheint jetzt völlig verschwunden zu seyn) es ihrer Sache eben so sehr schuldig zu seyn glauben, R. auf das heftigste verketzern zu müssen, als die neu-republikanischen ihren Lehren einzig Gewicht zu geben meynen, wenn sie solche aus R. herleiten können. Indess ihn jene unendlich tief herabsetzen, um zu erkennen zu geben, dass sie selbst desto fester stehen, vergöttern ihn diese, um auf sich auch etwas von dem Glanz fallen zu lassen, den sie ihm leihen; und beide entbehren auf die Weise das Gute, was sie aus einer kaltblütigen und reifen Prüfung der oft scharfsinnigen und treffenden, oft aber auch überspannten und paradoxen Sätze des so berühmt gewordenen politischen Schriftstellers ziehen könnten.

Die allgemeine Einleitung, womit dieser Band anhebt, enthält in drey Abschnitten die Abtheilung der Staatswissenschaft in ihre Zweige, den Hauptgrundsatz der Staatswissenschaft und die Mittel die Bevölkerung zu berechnen.

Der Vf. theilt die Staatswissenschaft in *vier Hauptzweige* nach den Hauptzwecken des Staats: nämlich in die Cabinetswissenschaft, welche sich mit der äussern Sicherheit beschäftigt; in die Staatspolicey, welche die innere Sicherheit zum Gegenstand hat; in die Handlungswissenschaft, welche die Vervielfältigung der Nahrungszweige durch einen vortheilhaften Umsatz dessen, was Erdreich und Kunstfleiss hervorbringen, abzweckt; endlich in die Finanzwissenschaft, welche die Grundsätze lehrt, wie die Staatseinkünfte auf das vortheilhafteste eingehoben werden sollen. Wir wollen uns weder bey diesen Erklärungen, noch bey den Eintheilungsgründen aufhalten, ob wir gleich manches dabey zu erinnern finden, weil wir in einem Werke dieser Art eine schulgerechte Genauigkeit nicht für ein durchaus wesentliches Erfodernis halten; doch müssen wir gegen die Folgerung protestiren, welche man etwa aus dem von der Finanzwissenschaft gegebenen Begriff ziehen möchte, als ob der Finanzier nicht auch mit der zweckmässigsten Art der Anwendung und Verwaltung der Staatseinkünfte vertraut seyn müsse, da diese offenbar den zweyten Hauptzweig der Finanzwissenschaft ausmachen, welche mit der Staatswissenschaft überhaupt ohnehin in unzertrennlicher Verbindung steht. In der siebzehnten Anmerkung wird sehr gut gezeigt, dass es von keinem Nutzen sey, sich Fälle von Collisionen der Rechte der Regenten und der Unterthanen zu ersinnen, die man sich als moralisch unmöglich denken müsse, weil sie nach der Natur durchaus unwahrscheinlich wären, und wenn sie jemals sich ereignen sollten, für Unordnungen der gewaltsam aus ihrem Geleise geworfenen Natur zu halten wären, wovon die Folgen nothwendig andere gleich gewaltsame Unordnungen seyn würden, während welcher der Zusammenfluss widerstreitender physischer Kräfte den Staat hin und her schleuderte, indess Rechtlichkeit und Vernunft ihrer Herrschaft entsetzt wären. „Dann ergreift," sagt der Vf., „der „Wirbel der Verwirrung alles; der Strom der Gewaltthätigkeiten reisst alles unaufhaltbar mit sich fort; „es geschieht nicht, was geschehen soll, sondern was „geschehen kann. Und nie war der niedrigste Söldling des Despotismus so unverschämt zu behaupten; „Kalligula habe das Recht gehabt, dem römischen „Volke mit einem Streiche den Kopf abzuschlagen: „noch hat auch die zaghafteste Censur die Stelle „weggestrichen, wenn irgend in einem Werke vorkam: das römische Volk sey *nicht verpflichtet* gewesen, sobald Kaligula's Majestät den *allerhöchsten* „Wunsch äusserten, ihm mit einem Streiche den Kopf „abzuschlagen, auch dem Streiche seinen Nacken „allerunterthänigst entgegen zu strecken."

Der *Hauptgrundsatz der Staatswissenschaft* ist unserm Vf. die Vergrösserung der bürgerlichen Gesellschaft; und auf die Art, wie er sich darüber erklärt, kann man ihm nicht anders als beypflichten, weil die möglichst höchste Volksmenge zugleich gegenseitig Ursache und Wirkung der grössten bürgerlichen Glückseligkeit ist. Wenn also andere Schriftsteller den höchsten Zweck des Staats in allgemeine Glückseligkeit überhaupt, andere in äussere und innere Sicherheit, andere in Sicherheit und Bequemlichkeit gesetzt haben; so würde man auf eben dem Wege auch zu den Folgerungen des Vfs. gelangen; und der anscheinende Streit beruhet nur auf der Frage, welcher Ausdruck für den angemessensten zu halten sey.

Aus jener Darstellung unsers Vfs. fliesst auch die Erklärung der Mittel, die *Bevölkerung* im Ganzen und in ihren Theilen zu übersehen, als einer Einleitungskenntniss, welche keinem Zweige der Staatswissenschaft insbesondere, sondern allen angehörte. Mit eben so viel Grund würde man andere Theile der politischen Rechenkunst dazu zählen, welche den Nahrungsstand der Einwohner in Rücksicht auf die natürliche und künstliche Production betreffen, und dem Staatsmann, insonderheit dem Finanzier, nicht minder wichtig sind, um seine Maasregeln und Veranstaltungen darnach zu bestimmen. Ueberhaupt scheint dieser Abschnitt nicht zu den vorzüglichsten zu gehören; wenigstens vermissen wir darin ver-

verschiedene erhebliche Resultate der Bereicherungen, welche diese Wissenschaft in den neuern Zeiten erhalten hat, vorzüglich in Ansehung der praktischen, aus den Volkstabellen, zu ziehenden Schlüsse.

In der *Einleitung zu der Staatspolicey* werden die einfachsten Begriffe derselben entwickelt, und aus diesen der Umriss derselben, nach welchem sie acht Abschnitte befasst, von welchen die beiden ersten in dem vorliegenden Bande abgehandelt sind. Sehr scharfsinnig und anziehend sind die Bemerkungen des Vfs. über die Mechanik des Willens, und die Gleichheit der Gesetze der physischen und moralischen Natur, als den obersten Grundsatz der gesetzgebenden Wissenschaft in der zweyten Anmerkung; ein Gegenstand, welcher einer sorgfältigen Prüfung und einer genauern Ausführung allerdings sehr würdig ist. Ferner wird in der eilften Anmerkung sehr gut gezeigt, warum Belohnungen nicht überhaupt und allgemein, sondern nur in gewissen besondern Fällen, als Triebfedern zur bürgerlichen Folgsamkeit gebraucht werden können; wogegen nach der zwölften Anmerkung innere Güte der Gesetze und Grösse der Strafe stets in umgekehrtem Verhältnisse stehen, dass also nur asiatische Willkür und Eigenmacht, wo der Wohlstand des Volks in keine Betrachtung kommt, durch Henker und Mordbeile gehandhabt werden müssen, und im Gegentheil der Bestimmungsgrund zur Uebertretung bey einem an sich guten Gesetz immer schon durch eine hinzukommende verhältnissmässig geringere Strafe überwältigt werden kann.

Die *Aufmerksamkeit der Gesetzgebung in Ansehung des sittlichen Zustandes* soll, nach dem ersten Abschnitt, dahin gehen, dass sie theils gute Sitten durch die schicklichsten Mittel, Religion, Erziehung, Wissenschaften zu bilden, und durch Einflössung der Selbstachtung, durch gute Beyspiele und Schauspiele zu befördern suche; theils sich bestrebe, alles dasjenige abzuschaffen, was diese Mittel entkräften und dem Fortgang guter Sitten entgegen stehen kann, wozu besonders Büchergesetze und Censur-Anstalten, gegen den Müssiggang, gegen das Uebermaass der Studirenden, Gesindeordnungen, Zucht- und Arbeitshäuser, und solche Vorkehrungen gehören, wodurch der Verführung zur Unzucht und andern öffentlichen Unordnungen möglichst vorgebeugt wird. Ueber die Religion denkt der Vf. sehr aufgeklärt und tolerant. Sie soll in der Leitung der bürgerlichen Gesellschaft unter keiner Beziehung Zweck, sondern nur Mittel seyn; und dies Mittel muss nur in der Ergänzung der in der politischen Verwaltung mangelnden ermunternden und abhaltenden Beweggründe, vorzüglich der letzten bestehen. Daher ist bey Bestimmung der Duldung aller verschiedenen Secten die allgemeine Regel: Genuss aller Rechte gegen Ausübung aller Pflichten; und nur in dem Verhältniss, wie eine Religionslehre ihre Anhänger an Ausübung aller bürgerlichen Pflichten hindert, werden sie auch auf den Genuss der bürgerlichen Rechte schwächern Anspruch haben. Für die Pfarrer werden mit Recht bessere Einkünfte, und zwar Geldeinkünfte, auch dabey Rang, Aussicht zur Beförderung und Versorgung im Alter gefodert. Unter den verschiedenen Arten der Erziehung giebt der Vf. zwar der Privaterziehung den Vorzug; er will aber nicht, dass sie sich selbst ganz überlassen bleibe, sondern dass die Regierung verbindende Erziehungsplane für beide Geschlechter nach den verschiedenen bürgerlichen Bestimmungen entwerfe, und eine Magistratur zur Befolgung derselben bestelle. Von Taubstummeninstituten kommen in der sieben und zwanzigsten Anmerkung interessante literarische Bemerkungen vor; man erfährt hier auch, dass der verdiente Director des Taubstummeninstituts zu Wien, Hr. *May*, sich mit einem Schul- und Methodenbuch für Taubstumme beschäftigt, wovon sich gewiss viel erwarten lässt. In der vier und dreyssigsten Anmerkung führt der Vf. die so sehr bestrittene Materie von der Aufklärung, nach unserm Bedünken, vollkommen zweckmässig aus. Er setzt zuförderst den Begriff zum Behuf der vorliegenden Untersuchung sehr richtig so fest: dass Aufklärung verbreitete richtige Kenntniss der Rechte und Pflichten aller Stände sey, deren Wirkung sich in der Ueberzeugung offenbare, dass mit der wechselseitigen Beobachtung dieser Rechte und Pflichten das allgemeine Wohl, wie das jeder Einzelnen verbunden sey. Sodann beweiset er aus überwiegenden Gründen, dass eine solche Aufklärung nie zu weit gehen könne und gehindert werden dürfe; und erinnert dabey zugleich an die *Betrachtungen eines östreichischen Staatsbürgers an seinen Freund*, welche er 1793 *Sabbatier's* Schrift gegen die Aufklärung entgegensetzte. Er sagt, der Gedanke sey ihm unerträglich gewesen, dass eine Regierung, der die durch keinen Wechsel der Umstände gestörte Ergebenheit und Treue der Nation das vollgültigste Zeugniss der Gerechtigkeit und Milde leiste, durch einen französischen Flüchtling in Verdacht gebracht sey, als hätte sie seine Schmähschrift auch nur gut geheissen, „dass ich aber diese Betrach„tungen schrieb, sie mit solcher Freymüthigkeit und „Unbesorgtheit schrieb, dass ich in einer censurirten „Schrift sagen konnte;" wenn die Aufklärung dem Minister und Regentendespotismus Einhalt thut, so beweiset dieses ihren Nutzen, ihre Nothwendigkeit mehr als hundert gekrönte Abhandlungen; „das war „die bündigste Widerlegung eines so beleidigenden, „von dem Lästerer der Aufklärung sorgfältig genähr„ten Verdachts." Um aber etwanigen Misbräuchen der Pressfreyheit vorzubeugen, empfiehlt der Vf. die Censur, vorzüglich vor allen Stafgesetzen gegen gedruckte Schriften, als ein der bürgerlichen Ruhe und Ordnung weit zuträglicheres, und selbst der bürgerlichen Freyheit mehr angemessenes Mittel; und wir müssen gestehen, dass wir „bey der von allen Partheyen eingestandenen Unmöglichkeit einer gänzlichen Ungebundenheit der Presse, und in der Voraussetzung, dass die Censur *verständigen und wohlgesinnten Männern* anvertrauet werde, dieser Meynung beytreten möchten.

Von

Von den *Mitteln einen hohen Begriff von der Gesetzgebung zu erwecken*, womit sich der zweyte Abschnitt beschäftigt, beziehen sich einige auf die Regierungsform, andere auf die Gesetzgeber, andere auf die Gesetze selbst. Dass in der *Regierungsform* an sich kein entscheidendes Vorurtheil für das Ansehn der Gesetzgebung liegen könne, ist allerdings wahr, weil, wie der Vf. in der achtzehnten Anmerkung sehr gut gezeigt, der Satz, als ob in demokratischen Staaten das Gesetz der Wille der Nation sey, auf der oft unrichtigen Voraussetzung beruhet, dass die mehresten Stimmen zugleich auch die weisern seyen, indem die Masse der Nation unstreitig nur die letzten wählen wolle. Aus eben diesem Grunde muss aber auch jede Regierung auf den individuellen Charakter der Männer, welche an der Gesetzgebung Theil nehmen, sehr aufmerksam seyn, indem dieser bey den Zeitgenossen besonders entscheidet. Unter den innern Charakteren der Gesetze ist besonders auf innere Güte, auf eine gewisse Unveränderlichkeit Rücksicht zu nehmen; auch darf ihre Menge nicht zu gross seyn, man muss für Anstand im Ausdruck und Deutlichkeit im Gegenstande sorgen, keinen durchkreuzenden Erklärungen, Antinomien oder spitzfindigen Unterscheidungen bey der Vollstreckung Platz lassen, und endlich nicht häufig Ausnahmen gestatten. Sehr richtig und passend ist, was in der drey und zwanzigsten Anmerkung über die unverhältnissmässige Grösse eines Staats gesagt wird, der nach einerley Gesetzen regiert werden soll, die gleichwohl den in einen Staat vereinigten Ländern von entgegengesetzten Himmelsstrichen und Völkern, die an Charakter und Cultur ganz von einander verschieden sind, immer nur durch eine gewisse Gewalt aufgedrungen werden. Dass der blosse Nichtgebrauch Gesetze aufhebe, kann freylich, als dem Ansehn der Gesetze hinderlich und dem Endzweck derselben zuwiderlaufend, im allgemeinen nicht zugestanden werden; aber in Ansehung des Einzelnen sind wir doch der Meynung, dass ihm sein unwillkürlicher Irrthum zu statten kommen müsse, weil die Regierung ihre Absicht, das Gesetz aufrecht zu halten, bey Uebertretungen nothwendig an den Tag legen muss, und überdies das Alter der Gesetze in den meisten Staaten dieses leichte Mittel Contraste mit Zeit und Sitten zu heben, auf gewisse Weise sogar nothwendig macht.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FRANKFURT, b. Körner: *Vermächtniss an Theone, in moralischen Bruchstücken über wichtige Gegenstände unserer Ruhe.* Von *Friedrich Ludwig Textor*, Hessen-Darmst. Feldprediger. 1799. 182 S. 8. (16 gr.)

Dass auch diese Schrift manchen guten Gedanken veranlassen, manches heilsame Gefühl erwecken, und also auch hin und wieder Erbauung stiften könne, ist wohl nicht zu bezweifeln. Ob aber dies schon genug sey, um die Vermehrung der übergrossen Menge mittelmässiger Erbauungsschriften zu rechtfertigen, ist eine andere Frage. Auch solche Schriften fodern, wenn sie *gut* seyn sollen, einen bestimmten Zweck, einen regelmässigen Plan, und eine gewisse Classe von Lesern, auf deren geistige Fähigkeiten und Bedürfnisse, Inhalt und Sprache des Buchs berechnet ist. Titel und Vorrede der gegenwärtigen lassen zwar erwarten, dass sie zunächst für das weibliche Geschlecht, und zwar für den gebildeten Theil desselben bestimmt sey; allein weder die ausgewählten Materien (Jesus, das höchste Muster der Humanität; an Theone, bey dem frühen Tode ihrer Lieblingstochter; Feier der Religion; Weisheit und Güte Gottes, mein Dank und meine Betrachtung; Krieg und Friede, ein skizzirtes Gemälde; Ideen über Fortdauer und Auferstehung), noch der Gesichtspunct aus dem sie betrachtet und vorgestellt, noch der Ton der Behandlung sind dieser angezeigten nähern Bestimmung des Buchs angemessen. Der Vortrag ist zwar im Ganzen rein, aber mehr declamatorisch, wortreich und gedehnt, als einfach, ruhig und herzlich. Hin und wider nimmt sogar leere Empfindeley die Stelle ein, wo reines, lauteres sittliches Gefühl sprechen sollte. So liegt es z. B. wohl *weniger* in dem Charakter einer reinen Sittenlehre, *die Jesus* empfahl, als in der charakterlosen, schlaffen Denkart der gemeinen Romanen- und Schauspielmoral, die Vergehungen einer ausschweifenden Lebensart um des *liebevollen* Herzens willen, das *die Quelle jener sogenannten Schwachheiten* seyn soll, als *unschuldige Verirrungen des Herzens sehr verzeihlich* zu finden. Eine solche Erklärung und Anwendung der Worte Jesu (Luc. 7, 39.): „Ihr sind viel Sünden vergeben! „Denn sie hat viel geliebt." Ist weder dem biblischen Texte und dem Charakter Jesu, noch dem Zwecke eines Buchs angemessen, wodurch vornehmlich das weibliche Geschlecht *erbaut*, d. h. zur Berichtigung und Befestigung des Charakters veranlasst werden soll. Der ascetische Schriftsteller ist am wenigsten von der Verbindlichkeit frey zu sprechen, dass er seine eigenen moralischen Begriffe und Einsichten, ehe er sie mittheilt, möglichst aufzuklären und zu berichtigen suche. Wie wenig aber auch in anderer Hinsicht unser Vf. mit der moralischen und religiösen Aufklärung des Zeitalters gleichen Schritt gehalten habe, dieses ergiebt sich schon daraus, dass er (Vorr. S. V.) die Glaubenslehre als den Grund der Moral ansieht, von der diese die Motive ihrer Tugend herleitet, und dass (S. 71.) der, unserer Seele so eigenthümliche, Trieb nach Glückseligkeit ihm als der Zweck, und folglich auch der Probierstein jeder wahren Religion erscheint.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. April 1800.

PHYSIK.

BERLIN, b. Nicolai: *Ueber den Anbau der sogenannten Runkelrüben und die mit demselben angestellten Zuckerversuche*, von K. A. *Nöldechen*, K. Kriegsrathe u. s. w. *Erstes Heft* nebst Anhange. 70 S. *Zweytes Heft* mit Belegen und einem Anhange. 139 S. 8.

Die Versuche über die Darstellung des Zuckers aus Runkelrüben im verflossenen Jahre haben wie billig ein allgemeines Interesse des Publicums erregt, und Rec. kann voraussetzen, dass den Lesern der A. L. Z. Hn. D. *Achard's* erste Nachrichten bekannt sind, welche er über diesen Gegenstand theils ins Publicum bringen liess, theils selbst brachte. In den vorliegenden Schriften sucht Hr. *Nöldechen* nun verschiedenes gegen diese Bekanntmachungen, und das, wie es Rec. scheint mit Recht, einzuwenden. Das erste Heft enthält zuerst eine Widerlegung des vorgeblichen Geheimnisses, durch eine besondere Cultur Zucker in die Runkelrüben zu bringen, wo der Vf. die Beweise führt, dass: 1) Hr. *Achard* zu seinen Versuchen missrathene Rüben von des Vf. Vater erhalten habe, (welchen Beweis Hr. *Achard* aber nicht eingestand); dass: 2) der H. O. S. R. *Hermbstädt* ebenfalls Zucker aus solchen Rüben erhielt, welche nicht nach Hn. *Achard's* Methode erbauet waren. Nach Verlauf eines Jahres muss es dem Vf. angenehm seyn, seine Behauptung von allen Orten her bestätigt zu sehen, da man theils gleichzeitig mit Hn. *Achard*, theils später Zucker aus jeder Runkelrübenart darstellte. Rec. glaubt allerdings, dass die Verschiedenheit des Ackers, so wie die Art der Cultur, nebst den verschiedentlich anzuwendenden Düngungsmitteln, und die Witterung selbst einen wesentlichen Einfluss auf den *grössern* oder *geringern* Zuckergehalt der Runkelrüben äussern können, wodurch die Schwierigkeit der Zuckerabscheidung vermindert oder vermehrt wird. Indessen kann er aus *eigenen* Erfahrungen dreist behaupten, dass jede Runkelrübe unter schicklicher Behandlung Zucker liefert, und dass in der Gegend wo er lebt, der Achardische Vorschlag zur Erbauung dieser Rübe nicht einmal ökonomisch im Grossen ausführbar ist. Er ist überzeugt, dass weitere Prüfungen dieses bestätigen werden. Unser Vf. geht nun zu der Beurtheilung einer Ausführung dieser Versuche im Grossen, so wie zu der Berechnung über, wie viel man auf einen gegebenen Acker Zucker zu erbauen hoffen dürfe. Auch hier zeigt er, dass die Angaben im *Stellvertreter des indischen Zuckers* übertrieben sind. Rec. ist der Meynung, dass Berechnungen dieser Art erst nach Jahren und mehreren Erfahrungen einige Bestimmtheit erlangen können. Hat uns doch bis jetzt Hr. *Achard* noch immer nicht bekannt gemacht, *wie viel weisser Zucker, und mit welchem Aufwande im Grossen*, aus einer gewissen Menge Rüben erhalten werden. Schliesslich erwähnt Hr. *N.* noch des Ahornzuckers, welchen Hr. *Hermbstädt* schon längst bearbeitete, und ermuntert zu der weitern Anpflanzung des Zuckerahorns. Schneller dürfte man aber doch den Zuckerertrag aus der Runkelrübe erhalten, und verdienen unfehlbar diese Versuche die Fortsetzung mit der möglichsten Thätigkeit, wozu wir vermöge der preiswürdien Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Preussen, und nach dem Eifer mehrerer Chemiker für diesen Gegenstand, die beste Hoffnung haben. Im Anhange theilt der Vf. noch die interessante Abhandlung Marggraf's über den Zucker aus verschiedenen Pflanzen, aus den Berliner Memoires etc. mit. Unfehlbar bleibt das erste Verdienst um die Darstellung des Runkelrübenzuckers dem sel. Marggraf, so wie sich Hr. Achard und andere um die weitere Ausführung im Grossen nützlich machen. Im zweyten Hefte zeigt der Vf. zuerst, dass durch den Anbau der Runkelrüben dem Getraidebau kein Acker entzogen werde, dass ferner die oft genannte Fabrication sich nicht zu einem Monopol eigne, worüber Rec. ganz mit dem Vf. einverstanden ist. Dann folgen noch einige Bemerkungen über den Anbau, und ein Versuch Branntwein daraus zu bereiten, von dem Vf. selbst. Rec. bezweifelt jedoch, dass auf dem von dem Vf. angegebenen Wege der Branntwein *ganz* ohne Nebengeschmack erhalten werden kann. Nun folgen noch Erfahrungen anderer Chemiker, welche dem angeblichen Geheimnisse der Cultur, so wie ein von dem Vf. selbst angestellter Versuch, widersprechen, ferner eine Vertheidigung gegen einige dem Vf. gemachte Vorwürfe in der Schrift: Deutschlands Goldgrube. Den Schluss macht ein Anhang, wo noch manche Erläuterungen der abgehandelten Materien vorkommen. Man muss übrigens dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er durch diese Schrift vieles zur Verbreitung eines nützlichen Gegenstandes beygetragen, und der Geheimnisskrämerey entgegengearbeitet hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

MAGDEBURG, b. Creuz: *Mathilde die Magdeburgerin oder die Wiederkehr aus der Gruft*, von *Ch. F. Wehrhan*. 1800. 190 S. 8. Mit einem Kupf. (18 gr.)

Dieses Buch enthält eine Legende, welche sich auf ein Bild in dem Magdeburger Dom stützt. Eine zu zeitig

zeitig begrabene Edelfrau erwacht, als ein Todtengräber ihr den Finger abschneiden, und sich dadurch eines kostbaren Ringes bemächtigen will. An dieses für sich sehr uninteressante, und obenein sehr oft erzählte Factum sind nun selbst erfundene Charaktere und Begebenheiten angeknüpft; und hiedurch ist denn etwas zu Stande gebracht worden das aussehen soll, wie ein Roman. Weder das Ganze noch das Einzelne erhebt sich über die bleyerne Mittelmäfsigkeit. Die Leser mögen selbst urtheilen. S. 61. wird ein Schmarozer an zwey Narben erkannt, die er am linken Mundwinkel hat. Er ist nämlich beym Essen einst so gierig gewesen, dafs er mit der Gabel fehl gefahren, und sich zwey Löcher gestochen hat. Das heifst charakteristisch seyn! S. 68. findet sich folgendes Gleichnifs. Es erkennt dort nämlich Jemand, an einem zweyten am Hinterkopfe angebrachten Gesichte, einen Todespropheten, welcher von diesen zweyen Gesichtern; Janus genannt ward. Darüber wird ihr grausig zu Muthe, „wie einem *Wanderer*, „dem *im unbefangenen Lustwandeln* ein Hund von „hinten in die Wade beifst, und der diesem nach„schauend, das böse Zeichen, den eingezogenen „Schwanz erblickt."! Man vergleiche auch S. 182. unten. Nach diesen Proben, werden unsere Leser wahrscheinlich hinreichend den Werth des Buches kennen; und wir fügen daher nur hinzu, dafs sich hie und da unverkennbare Spuren finden, dafs der Vf. die Darstellungsart von Jean Paul vor Augen gehabt und nachgeahmt habe. Z. B. S. 175. „Niemand ergründet das Freudenmeer, worin bey dieser Nachricht Mathilde'ns Seele fluthete. Nur *Eine Owaihi-Insel* stand für sie in diesem Meer, etc."

1) BERLIN, b. Schöne: *Taschenbuch für Theaterfreunde auf das Jahr* 1800. von *Karl Albrecht*. 1799. 210 S. 12. Mit einem Titelkupfer. (20 gr.)

2) Ebendaselbst: *Die Privattheaterprobe*. Lustspiel in einem Acte. Nach einer Erzählung aus den Findlingen, bearbeitet von *Karl Albrecht*. Zum erstenmal aufgeführt auf dem Privattheater Apollo zu Berlin. d. 18 November 1798. 1799. 64 S. 8. (6 gr.)

3) Ebendaselbst: *Pedro und Elmira*. Ein Singspiel in vier Aufzügen von *Karl Albrecht*. 1800. 132 S. 8. (10 gr.)

Obgleich Hr. *Albrecht* in der Vorrede zu dem Taschenbuche, von seiner Bemühung, und den Schwierigkeiten der Anfertigung viel Aufhebens macht; so können wir ihm doch unmöglich beytreten, und müssen das ganze Product für höchst unbedeutend, und dessen Verfertigung für erstaunlich leicht erklären. Das Ganze enthält die Geschichte der deutschen Bühnen in Berlin; und man kann es durch jede Blattseite beweisen, dafs der Vf., weder durch theatralische noch durch historische Kenntnisse, dem Werke, welches er unternommen, gewachsen sey, und dafs es ihm gänzlich an Beurtheilungskraft fehle, die schon vorhandenen Materialien zu ordnen, und zu würdigen. Es erweckt einen sehr unvortheilhaften Begriff von den theatralischen Kenntnissen des Vf's., wenn er S. 23. *Pantalon* in der Note durch: *Etwa Hanswurst* erklärt. Es ist lächerlich, wenn unter den Quellen der Theatergeschichte Berlins, sogar die Denkwürdigkeiten von *Kosmann* und *Heinsius* aufgeführt werden. Nachher werden als Quellen angegeben: das Archiv der Zeit, die Jahrbücher der preufsischen Monarchie, *Eschenburg's* Beyspielsammlung, und *Koch's* Compendium der deutschen Literaturgeschichte. Das Archiv des Theaters würde bey der bekannten Humanität des Directors auch ihm willig geöffnet seyn, und weit bessere Auskunft gegeben haben. Den Anfang in diesem Taschenbuche macht eine Geschichte der Berliner Bühne; und hier sind denn die bekannten und gewöhnlichen Nachrichten ausgehoben, und in Perioden zerschnitten aufgestellt. Die Geschichte geht bis auf 1798. Dann folgen Verzeichnisse von gegebenen Stücken, und von Schauspielern, welche in den verschiedenen Perioden der Geschichte das Theater betreten haben. Alle diese Nachrichten sind theils bekannt, theils uninteressant. Hierauf folgt das jetzige Personale mit dem Rollenfache jedes Subjects, und dann eine kurze Beurtheilung aller jetzt (1798) beym Berliner Nationaltheater stehenden Schauspieler und Schauspielerinnen. In beiden Abschnitten zeigt der Vf., dafs er durchaus nicht im Stande ist, weder einen Schauspieler, noch sonst irgend etwas, was zur Bühne gehört, zu beurtheilen. Wir ziehen hier einiges aus; und obgleich man die ganze Lächerlichkeit dieser Urtheile nur dann erst empfinden kann, wenn man in Berlin lebt, und Augenzeuge von den Bemühungen der Schauspieler ist; so setzen wir doch einiges her, um auch für andere Leser das obige harte Urtheil zu belegen.

S. 164. Mll. Böheim, spielt *angehende Mädchen!!* S. 165. Hr. Berger, *Bösewichter*. Hr. Beschort, *abentheuerliche Bösewichter*. Hr. Mattausch, S. 167. *einige jugendliche Schwachköpfe*. Auch fodert S. 203. *sein wohlgebildeter, überall gerundeter Körper, und die Aufmerksamkeit, welche er auf seinen Anzug verwendet, nicht selten zum lauten Beyfall auf.* Hr. Schwadke, *jugendliche Schwachköpfe niedern Standes*. Hr. Hübsch, *Dämonen in der Operette*. Man sieht, wie genau unser Vf. classificirt. — Das Titelkupfer stellt Fleck vor, ist von Bolt recht fein gestochen auch ähnlich, — aber viel zu jugendlich.

Nr. 2. gehört zu der Classe von Stücken, von welchen sich durchaus nichts anders sagen läfst, als dafs sie jämmerlich, platt und gemein sind. Es ist zu bedauern, dafs man dergleichen Machwerk nicht in Masse recensiren kann. Zum Beleg eine Stelle, welche statt aller dient. S. 15. *Doctor.* — *Ich wünschte ich hätte den Schritt (die Heyrath) in meinem Leben nicht gethan. So wahr ich lebe! jedes Pfund Rindfleisch mufs man in der Elle wenigstens mit zwölf Groschen bezahlen; und so verhältnifsmäfsig alle andere Bedürfnisse.*

Nr.

Nr. 3. *Piedro und Elmira* ist um weniges besser; um so weniges, dass es fast unmöglich ist, den Unterschied zu bestimmen. Das Ganze ist ein Gewebe von Reminiscenzen, aus Axur, der Zauberflöte, dem unterbrochenen Opferfest, Paul und Virginie und andern Opern. Die Verse sind elend. Zur Probe:

S. 39. Hier nun schon die ganze Nacht,
So in Freyen zugebracht,
So gelegen ohne Betten,
Unter Disteln, unter Kletten
Mit dem Kopf auf einem Stein;
Ey da schlag der Henker drein.

So ist das Komische. Das Sentimentale hat folgenden Charakter.

S. 62. „Wohin sich nur mein Auge wendet,
Seh ich ein schwarzes Traumgesicht,
Das über uns den Stab zerbricht,
Und unser Glück und Leben endet.
Wenn ich nach dem Aether blicke,
Scheinet mir das Morgenroth,
Bleich und gräslich wie der Tod.
Ganze Heere von Dämonen,
Sinds die mir im Herzen wohnen,
Die mit rabenschwarzer Tücke,
Mich zermartern und erschrecken,
Die mit Quaalen mich bedecken.

S. 64. Lasst uns Kokos, lasst uns Nelken
Mit einander schön verbinden.

Hat hier der Vf. gewusst, dass Kokos ein Baum und keine Blume ist?

Es ist ein bekannter Haussluch: das Wetter soll *drein schlagen*. Dies geschieht hier im eigentlichen Verstande; und dadurch wird nicht nur die Entwickelung des Stücks gemacht, sondern der Bösewicht, welchen der Vf., um ihn recht gräulich darzustellen, zum Vatermörder gemacht hat, wird durch oben gedachtes Gewitter vom Leben zum Tode gebracht; und das zwar von Rechtswegen, denn: poetische Gerechtigkeit muss geübt werden, und wenn die Kunst darüber zu Grunde gienge.

Gros-Glogau, b. Günther d. j.: *Dramatische Probeschüsse ins blaue der Kritik. Erstes Bändchen.* 364 S. *Zweytes Bändchen.* 1798. 448 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. ist laut der Dedication *v. Fink*. Wir sind nicht so glücklich den Titel zu verstehen, welches vielleicht nur an uns liegt, aber so viel ist richtig: dass der Vf. sehr schlecht Probe geschossen hat; schade um das Papier, welches er zu seinen dramatischen Patronen verbraucht hat. Es fehlt ihm an den gemeinsten Begriffen von dramatischer Kunst: welches man besonders an denjenigen Theilen seines Dramen bemerkt, welche er selbst hat erfinden müssen; oder an den originalen Dramen, deren ein paar vorkommen. Es ist lächerlich, dass der Vf. sich zutraut, Verse machen zu können, da er nicht einmal eine ordentliche Prosa schreiben kann, und in dieser Voraussetzung fast alle Stücke mit Reimereyen durchwebt.

Das erste Stück und das beste der ganzen Sammlung ist: *Isabella Monetti oder der Einspruch zur Unzeit.* Hier sind Spuren einer Anlage zur Zeichnung, einige Charaktere haben eine Art von Festigkeit, und hie und da ist sogar etwas Colorit. Verse wie folgende sind sehr häufig:

Mein Leben wird zum Himmel mir durch dich! —
O süsses Weib! — Wie glücklich machst du mich.

Uebrigens ist die Hauptverwickelung entlehnt, welches auch der Vf. eingesteht: der Rodrigez scheint übrigens besonders um 100 S. nach dem Leporello aus Don Juan gemodelt.

Das zweyte Stück ist: *Der Rübenzähler. Ein schlesisches Vaterlandsschauspiel mit Gesängen.* Es ist fast ganz nach Musäus gearbeitet, wenigstens haben die Erzählungen, welche in den Volksmährchen angeführt sind, das Gedächtniss des Vfs. sehr beschäftigt. Zur Probe: der Gean hatte der entführten Prinzessinn unter andern auch die Gabe verliehen aus Rüben, welche sie hinter sich warf, wenn sie dabey den Namen einer Freundin aussprach, die Gestalt dieser Freundin entstehen zu lassen; S. 219. geschieht dies, und Richilde zaubert auf diese Art die Gestalten der Emma, Clara, Rosalia und Evelina. Der Dichter schreibt vor, dass Kälte und Mangel an Gefühl ihr Spiel charakterisiren soll, daran merkt Richilde die Täuschung, sie singt, S. 224:

Entflieht ihr könnt mich nur betrüben,
Ihr seyd nichts mehr als kalte Rüben,
Als Täuschung die mein Glück mir raubt.

Diese Probe ist wahrscheinlich hinreichend.

Das Eyland der Ruhe. Ein Singspiel in zwey Aufzügen. Ein schlechtes Stück mit Reminiscenzen aus dem Sturme des Shakespear und andern Stücken. Die Armuth des Vfs. beweisst wohl nichts so sehr als folgende Nachahmung eines bekannten Liedes. S. 349:

Liviella.
Wir freuen uns des Lebens.
Prospero.
Weil noch die Flamme glüht.
Liviella.
Wir pflücken junge Rosen.
Prospero.
Weil noch ihr Purpur blüht.

Ein E und ein C Anfangsbuchstaben des Namens von Personen, welche im Stücke vorkommen, werden aufgehangen, und nun wird gesungen, S. 352:

E und C!
Freud und Weh
Auf der Menschheit Wegen!

Elis-

Mildert schön,
Eh wirs versehen
Reicher Gottes Segen.

Die Verwickelung ist sehr oft schon gebraucht.

Zweyter Band. Der Sommernachtstraum ein Lustspiel in vier Aufzügen nach Shakespear fürs deutsche Theater bearbeitet. Es geht doch wirklich weit mit der Kühnheit der trivialen Schriftsteller. Sie nehmen ohne alle Umstände die Meisterstücke der Dichter, setzen hier ein wenig zu, nehmen dort ab, und dann heisst es bearbeitet. So dieser Vf. Act. 1. Scene 1. läfst Shakespear den Egeus sagen:

Verdrusses voll erschein' ich und verklage
Mein Kind hier, meine Tochter Hermia.

Dies arbeitet unser Vf. um: „Verzeihe Fürst, dass „mein Unmuth sich zwischen dich und deine Freu-„de drängt; dass meine Klagen dich daran erinnern, „dass des Fürsten Liebe auch vorzüglich seinem Volk „gehört. Ich klage über Hermia."

In diesem Sinne sind auch die andern Verbesserungen gemacht. Für das Kloster im Shakespear, welches Eschenburg als ungriechisch anführt, und wodurch der Vf. wahrscheinlich auf seine Verbesserung gekommen ist, steht der Altar der Vesta, und zwar heisst es daselbst so:

„Tod! (wartet dein) oder was noch schlimmer als „Tod ist! Entsagung des erhabensten Glücks des Men-„schenlebens, Abschwörung der Liebe an den Altar-„stufen der Vesta." — Meynt nun der Vf. dass eine vestalische Jungfrau zu den Zeiten des Theseus weniger ungriechisch sey? und dass er diese gemeynt hat, davon kann das bald darauf folgende: In öden Mauren des Tempels dem unfruchtbarem Monde Hymnen entgegenächzen ihn noch mehr überführen.

Man weiss in der That nicht, wie man diese seltsame Frechheit genug bestrafen soll, er hätte um mit den Worten in der Vorrede zu sprechen: *„das strafende Rohr seines kritisirenden Sergeanten"* ganz vollkommen verdient. Er ist wie er selbst sagt noch *Recrut*, und wagt es schon über den Plan des Generals zu raisonniren und ihn verbessern zu wollen, ja sich gegen ihn thätlich zu vergehen? Kennt er nicht die Kriegesgesetze? Kurz das ganze Stück ist aus einem unendlich schönen und zarten Ganzen ein gemeines Drama geworden, worin sich der Geist des verändernden Scriblers spiegelt.

Der Thurm von Tasona ist ein nach einer Erzählung, die unendlich oft wiederholt ist, verfertigtes Trauerspiel. Folgendes spricht ein als wahnsinnig dargestellter Greis „der Thau fällt, die Sonne wird „morgen Perlen frühstücken —— (auf den Camin deu-„tend) da ist ja die Sonne, ich will sie anblasen, (Er „blässt ins Feuer)" S. 238.

Theodor. S. 239.

Der Unglückliche er verlohr sein höchstes Gut, seinen Verstand.

Den Schluss macht ein Drama: *das war nicht seine Absicht*, und: *die Weihe der Dichterinn.* An Werth ist beides den vorigen gleich.

Aus allem erhellt; dass der Recrut, weder das gehörige Maass noch das mindeste Talent hat, um dem Stande, dem er sich gewidmet, beytreten zu können. Er wird also gebeten, wenn laut der Vorrede: *der Genius des Jahrzehends ihm wieder Federn schneiden wollte*, diese Höflichkeit zu verbitten und künftig *„den unnatürlichen Schwunge seiner zaubervollen Phantasie nicht nachzufliegen,"* (s. Vorrede) sondern vielmehr zu bezeugen, dass er gar keine Flügel habe; und das Ende dieser Probeschüsse vorzuzeigen, wo dann kein Zweifel ist, dass der Genius den Vf. von allem Fliegen für immer dispensiren wird.

Mainz und Hamburg, b. Vollmer: *Fridolin der Gaukler, weiland theatralischer Kreuzfahrer, Emigré, politischer Revolutionär Märtyrer des Geschmacks. Erster Abschnitt.* 1800. 189 S. 8. (14 gr.)

Von diesem Buche läfst sich manches Gute sagen. Es ist manches gar nicht übel beobachtet, besonders die gemeine Natur und alltägliche Gegenstände, vieles lebhaft dargestellt, und gut erzählt. Der Vf. ist noch ganz ungebildet, roh und neigt sehr zur Niedrigkeit, der Stil ist oft sehr schlecht; allein bey alle dem läfst sich ein gutes Talent für das Komische nicht verkennen; und wenn der Vf. seinen Sinn dafür bildet, so wird er manche gute Darstellungen liefern können. Als eine Probe der guten Darstellung in der gemeinen Natur kann: *das grosse Hundeschauspiel*, wohlgemerkt in einzelnen Stellen dienen; und die Beschreibung der wandernden Schauspieler. Als Beweis für die grosse Plattheit der Darstellung diene S. 161 und 168., wo etwas steht, was man anständiger Weise nicht anführen kann. Ferner S. 80. die Nase voll paffen, S. 17. hampeln. Was heisst S. 13. Ich schwamm in einem Meer von *Uranus?* — Daneben kommen viel Reminiscenzen vor. S. 120. z. B. Eine spitzige Rede schläft in einem närrischen Ohr. S. 121. Besser aber ists du spielst die Närrin in deinem Hause; und läfst die Thüren hinter dir zumachen. Beide sind aus Hamlet, und wenn es charakteristische Accomodationen seyn sollen, sehr unglücklich gewählt. *„Verschiedene Säuglinge und eingeschurte Stubenhocker verbrannten,"* S. 171 und 183. *eingeschürte Mütterchen*, wie manche andere Züge aus den Räubern. S. 110. sind die Ruinen von Troja mit den von Carthago verwechselt, und 179. werden die Furien: *Eurynnen* genannt, *umschreiben* setzt er für beschreiben. S. 23. 24. u. s. w. Ueberhaupt aber wird das Buch gegen das Ende um vieles schlechter, und die angezogenen Stellen zeigen: dass der Vf. ausser seinem Talente noch nichts weiter besitzt; dessen Bildung von allen Seiten wir ihm aber doch empfehlen müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. April 1800.

ERDBESCHREIBUNG.

Halle, b. Gebauer: *Neues Elementarwerk für die niedern Classen lateinischer Schulen und Gymnasien.* — Nach einem zusammenhängenden und auf die Lesung classischer Autoren in den obern Classen, wie auch auf die übrigen Vorkenntnisse künftiger Studirenden gründlich vorbereitenden Plane. — *Neunter Theil. Geographisches Lehrbuch für den zweyten Cursus.* — Erster Band. *Dritte neu umgearbeitete Auflage.* 1799. 390 S. 8.

Auch unter dem eigenen Titel:

J. E. Fabri, Professors etc., *Elementargeographie.* — Zweyter Band. Dritte neu umgearbeitete Auflage. (1 Rthlr.)

Hn. F. Arbeit erweckte in der Seele des Rec. die Erinnerung an *Hübner's* Geographie, welche ihm in seinen Jugendjahren als Lieblingslectüre diente, nicht durch ihre Beschreibung der Städte und merkwürdigen Gebäude, sondern weil er beym Artikel Hameln die Geschichte des berühmten Rattenfängers, und bey andern Orten Anekdoten von ähnlicher Wichtigkeit vorfand. Den nämlichen Eindruck und aus der nämlichen Ursache machte das Buch ehemals *auf* viele Leser; es ist also immer unerklärbar genug, dass die Speculation, nach dem nämlichen Plane, aber mit klügerer Auswahl des Zweckmässigen und Wahren, seitdem nicht wieder gemacht wurde; denn *Raff's* Versuch rechnen wir nicht hieher. Aber Hr. F. hat sie, und zwar nach des Rec. Urtheile sehr glücklich gemacht. Unbedeutende Orte gehören nicht in seinen Plan: bey wichtigern wird ausser der Häuser- und Menschenzahl, und ausser den der Auszeichnung werthen Gebäuden, überall das Hauptgewerb der Einwohner, bey ganzen Provinzen das Maass ihrer Fruchtbarkeit, die vorzüglichsten Producte und Manufacturen angegeben. Dies alles hat er mit andern Handbüchern gleichen Umfangs gemein. Aber bey vielen Manufacturen führt er nicht bloss an, dass sie vorhanden sind, sondern erzählt zugleich, da wo er glaubt, dass er den Leser interessiren könne, die Art der Waarenverfertigung, z. B. S. 207. die Methode Granaten zu schleifen. Ueberdies geht er recht eigentlich darauf aus, Natur- und Kunstanlagen, auffallende Gebräuche einzelner Orte ausführlich vorzustellen. Sie sind nicht alle von gleichem Belange, und manche würde man nicht vermisst haben, wenn sie unbemerkt geblieben wären; andere aber erhalten zuverlässig Beyfall. Wir rechnen hieher S. 61. die detaillirte Beschreibung der Bergfestung Königstein in Meissen. Das Nachbarschaftsfest in Einbeck. S. 193. einige auffallende Gebräuche der Uskochen und Krabaten in Krain. — Der Schüler liest diese kleinen Schilderungen zu seinem Vergnügen, und stösst im Durchblättern auf tausend geographische Angaben, welche sich allmählich und unbemerkt in seinem Gedächtnisse festsetzen. Man hat Ursache, diese geographischen Angaben von einem Schriftsteller, der schon so viel in diesem Fache gearbeitet hat, und in einer dritten Ausgabe, mit möglicher Pünctlichkeit zu erwarten, Rec. fand sich auch oft befriedigt, stiess aber doch nicht selten auf Stellen, wo bekannte Nachrichten eine sorgfältigere Bestimmung erlaubt hätten. Mitunter erhält auch mancher Ort eine allzu kahle Abfertigung, wird wohl völlig übergangen, ob er gleich auf sein Plätzchen Anspruch machen konnte. Folgende Beyspiele werden als Erläuterung des Gesagten dienen. Wittenberg kommt S. 54. mit der Bemerkung weg, dass es 5000 Einwohner (4638), einige Manufacturen von grobem Tuch habe, und wie weit es von Hamburg entfernt sey. Nichts von der Universität, nichts von dem 1758 durch das Bombardement erlittenen, noch nicht verschmerzten Schaden. Sangerhausen mit 4000 Einwohnern übergeht er völlig. S. 56. liest man die Aufschrift: „Vom Meissnischen Kreise, oder dem Markgrafthum Meissen." Beide Ausdrücke sind nicht gleichbedeutend; aber gegründet fanden wir die bemerkten Ursachen von der Armuth der Landleute bey vielem Fleisse und gutem Boden. Chemnitz S. 68. erhält 11600 Einwohner, da es nur 9900 hat. Oelsnitz im Voigtlande, mit seinen 2800 Einwohnern, beträchtlichen Musselin Arbeiten, und seinem Perlenfang, fand hier keine Stelle. Plauen erhält mit zu freygebiger Hand 750 Häuser und 8000 Einwohner; es hat 525 Häuser und 5600 Einwohner. Merseburg hingegen wird mit 689 Häuser und 4647 Einwohner zu kärglich behandelt, es hat gegen 900 Häuser und gegen 6000 Einwohner. „Zeiz an der Elbe mit einem Schloss." Und damit Punctum. Sollte denn Hr. F. von dieser Stadt sonst gar nichts zu bemerken gehabt haben? Eisleben erhält 4500 Einwohner; es hatte im J. 1796 5328 Einwohner. Mit vorzüglicher Aufmerksamkeit und Genauigkeit fanden wir das Fürstenthum Coburg behandelt. — Warum lässt Hr. F. bey Würzburg die Zahl der Häuser und Menschen weg, da er sie doch in seinem Handbuche angegeben hat? Bey Erlangen trifft der nämliche Fall, lässt sich aber leich-

ter erklären; eine genaue Untersuchung liefert wohl eine geringere Menschenzahl als man sie an Ort und Stelle gewöhnlich anzugeben pflegt. Bey Bayreuth sucht man vergeblich nach der Wahrscheinlichkeit, dass die Volksmenge seit einigen Jahren zugenommen habe; sie ist hier auf 10000 angegeben, in dem Handbuche nur auf 9400. Aehnliche Bemerkungen lassen sich in den übrigen Theilen Deutschlands machen, aber sie bleiben immer nur Ausnahmen; das Ganze nähert sich sichtbar immer mehr der Vollkommenheit. — Recht gut, mit Mühe gesammelt, und mit Präcision vorgetragen fanden wir die allgemeinen Bemerkungen über Deutschland, von S. 339. Hr. F. giebt unserm Vaterlande 2300 Städte, noch eine grössere Anzahl von Marktflecken, über 90,000 Dörfer und gegen 30 Millionen Einwohner. Wird aber beym Frieden der Rhein die Grenze, so verliert es 1215 Quadratmeilen Landes mit 3,918,000 Einwohnern. Diesen allgemeinen Angaben folgt die detaillirte Berechnung der innern Kräfte der ansehnlichsten Stände unsers Vaterlands. Nach derselben halten Oesterreichs deutsche Staaten (ohne die Niederlande) 3500 Quadratmeilen mit 8,742,000 Seelen; die preussischen deutschen Staaten (mit Cleve, Mörs und Geldern) 1634 Quadratmeilen und 2,942,000 Seelen; Bayern 1043 Quadratmeilen und 2,140,000 Seelen; davon gehen ab am jenseitigen Rheinufer 566,000 Seelen. Kursachsen 726 Quadratmeilen und 2,100,000 Seelen. Kurbraunschweig 514 Quadratmeilen und 850,000 Seelen. Diesem allen folgt eine billige Schätzung der Anlagen und der Cultur der Deutschen, der Producte seines Landes, seiner Manufacturen, Handlung, Religion, etc. Die Beschreibung von ganz Deutschland umfasst dieser Theil, mit Inbegriff Schlesiens; die Gegenden des linken Rheinufers sind aber weggeblieben. — In der Vorrede verwahrt sich der Vf. gegen die zu vielen innern und äussern Thore der Stadt Halle in Sachsen, welche eine fremde Hand in seinen Text geschoben hat. Es kommen ihrer wirklich sechzehn ohne die Pforten zum Vorschein.

WIEN, b. v. Ghelen: *Kaiserlich-Königlicher Hof- und Ehrenkalender auf das Jahr* 1800. Zum Gebrauch des Kaiserlich-Königlichen Hofes. 8 Bogen. 4.

Ein trocknes altfränkisch ausstafirtes Namenverzeichniss des Hofstaats nach den verschiedenen Stäben bis auf die geringsten Subalternen, deren Amtstitel für Ausländer grösstentheils unverständlich sind. Die [illegible] *aulae familiares*, *Hofzöhrgaddner*, *Plahenparthey*, *Grundbuchscontrolor*, *Raiträthe*, *Stallübergeher*, *Klampferer*, *Extraweiber*, *Aja*, *Cammermenscher Leibkräserinnen*, mögen davon zum Beweise dienen. Ausser den Ordensrittern findet man auch die Bischöfe und Erbämter in der ganzen Monarchie, und die obersten weltlichen Aemter von Ungarn darin. Unter dem Titel: *Almanacco all' Uso della Corte di Vienna*, ist dieser Staatskalender für J. 1800 in das Italienische übertragen worden.

BERLIN, b. Decker: *Handbuch für den Königlich-Preussischen Hof und Staat für das Jahr* 1800. 459 S. 8. (1 Rthlr.)

Anhang zum Handbuche über den Königlich-Preussischen Hof und Staat. 106 S. 8. (8 gr.)

In Vergleichung mit dem Jahrgange 1799 (s. A. L. Z. Jan. 1800. Nr. 10.) und den frühern Vorgängern, gewann dieses musterhafte Staatsbuch, seit dessen Entstehung, noch nie so viel mit einemmal durch verbesserte Anordnung und durch zweckmässige Erweiterungen, als im Schlussjahre des Jahrhunderts. Letzte wurden vorzüglich durch die Assimilirung von *Neu-Ostpreussen* und von *Anspach-Bayreuth* zu der alten Masse des Staatskörpers möglich gemacht, welche im J. 1799 bis auf einige Rubriken, z. B. das Forstwesen im Bayreuthschen, grosse Fortschritte machte. Von S. 113—119. 128—134. 52—58. 180—183. 216—219 u. s. w. findet man davon die Spuren. Ausserdem sind die Abschnitte von *römisch-katholischen Kirchen- und Consistorialbehörden* und von den *protestantischen Dom- und Collegiatstiftern* S. 272—289. neu bearbeitet. Ganz zum erstenmal sieht man hier die Rubriken von der *Bauakademie* S. 344. neben dem vollständiger aufgeführten *Oberhofbauamte* S. 12 u. 13., die *Feuersocietäten* S. 346., *Creditassociationen* S. 375., *Wittwenanstalten* S. 381., *Direction der Porcellanmanufactur* S. 374 u. s. w. Versetzungen und specielle Verbesserungen sind S. 32 u. 33., S. 40. bey der Censur der politischen Zeitungen (unter welchen nach S. 160. die *gazette françoise de Berlin* aufhörte) und überhaupt in dem Abschnitte von *verschiedenen Departements* S. 336—382. wahrzunehmen; insbesondere ist die *Akademie der Wissenschaften* S. 336—39. wesentlich anschaulicher dargestellt.

In der Dienerschaft ist der Tod des Jubelgreises Finkenstein die Hauptveränderung, übrigens herrschte weise Sparsamkeit in Gnadenbezeugungen, z. B. nur 4 neue Kammerherren, 1 Ritter des schwarzen und 8 des rothen Adlerordens im Laufe des ganzen Jahrs. Unter den *auswärtigen Gesandtschaften* S. 388. fiel die *Russische* ganz aus; die Consuls in Frankreich heissen *Commerzagenten*.

Der commentirende *Anhang* ist seit 1798 nicht neu aufgelegt, daher ihn viele Käufer entbehren können.

SCHWERIN, b. Bärensprung: *Herzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender* 1800. I. Th. 159 S. II. Th. XLII u. 179 S. 8.

Im diesjährigen Jahrgange bekam die fürstl. Genealogie durch die Vermählung des Erbprinzen einen glänzenden Zuwachs, welche darein neben der Grossfürstin alle russische Orden und zwey russische Militärchargen verwebte. Bey der Dienerschaft sind der Tod des ersten Staatsministers von Dewitz, des geheimen Raths Krüger und des Cammerdirector Manecke drey bedauerliche; dagegen aber die Erhebung des

des verdienten Vfs., Hn. *Rudloff*, zum Regierungsrath, eine angenehme Veränderung. Die meklenburgische Literatur von 1799 zeigt Th. II. S. 174. 64 Schriften, unter welchen allein 11 für Staatsrecht, Geschichte und Statistik.

NEU-STRELITZ, b. Spalding: *Herzoglich Meklenburg-Strelitzischer Staatskalender für* 1800, mit herzoglichem Privilegium. 118 S. 8.

Seit dem Jahrgange 1796, welcher in der A. L. Z. 1796. N. 352. recensirt worden, hat sich dieser Staatskalender nach dem Muster seines Nachbarn noch etwas verbessert. Sehr begreiflich, wenn man weiss, dass nach dem Hn. Hof- und Landgerichtsassessor *Kamptz*, der ihn noch 1799 auf 12½ Bog. herausgab, ein anderer bedeutender Staatsbeamte, Hr. geheime Legationsrath *August Christian* Graf von *Schulenburg-Hehlen* die Besorgung übernahm. Durch Zahlen und compendiöse Andeutungen ist Anciennetät, Titularcharakter, Immatriculirung und ehemaliges Dienstverhältnifs auf eine sehr zweckmässige Art beygefügt. S. 18—20. ist das Verzeichniss aller bloss charakterisirten Personen eingeschaltet, die man so selten in andern Staatskalendern findet. In den beygefügten Landesannalen wird der Kürze halber auf die Strelitzschen Intelligenzblätter verwiesen.

LONDON, b. Debrett: *The Royal Kalendar, or complete and correct Annual Register for England, Scotland, Ireland and America for the year* 1800. 340 S. 8.

Nicht so vollständig als das mit diesem Staatskalender jährlich wetteifernde *Court and City Register*, aber doch in einigen Rubriken vervollständigt und bereichert. Zu jenen gehört das Militär (*Landforces*), das S. 185—199. in tabellarischer Form mit den *Agents and Stations* dargestellt wird; zu den ganz neuen Zusätzen S. 340. die *Royal Institution for diffusing the knowledge and facilitating the general introduction of useful mechanical inventions and improvements*, bey welcher der Graf Rumford so viel Gutes stiftet, der *Inspector of the Telegraphs* etc.

ALTONA, in der Expedition des Mercurius: *Königlich Dänischer Hof- und Staats-Kalender auf das Jahr* 1800, von P. H. C. Brodhagen, Professor in Hamburg. 246 u. 48 S. 4.

Dieser Kalender umfasst alle Beamten und alle Staaten der Monarchie, und kommt seit 1743 unter privativem königlichen Privilegium mit dem Anfange jeden Jahrs heraus. Die mit dem Schleswig-Holsteinischen Specialkalender 1791 entstandenen Streitigkeiten wurden durch eine jährliche Abgabe ausgeglichen. Seit 1790 wurde nach S. 5. kein Elephantenritter ernannt, und seit 1797 keiner vom Dannebrog und kein Cammerherr; in Vergleichung mit allen andern Staaten ist dies einzig in seiner Art. Im zahlreichen *Corps Diplomatique* ist die einzige Vacanz die bey dem schwäbischen und rheinischen Kreise. Die literarischen Institute füllen sehr viele Seiten, (nämlich S. 76—91. u. S. 175—178.) aus, bey vielen Professoren ist der Rang von Etats- und Conferenzräthen angemerkt, dagegen sind unter den auswärtigen Mitgliedern, wie auch in deutschen Staatskalendern der Fall ist, Todesfälle und sonstige Veränderungen wegen Unkunde nicht nachgetragen. In allen Zweigen der Künste und Wissenschaften findet man hier Institute; so auch für die Staatsökonomie, z. B. für die Hornviehseuche. — S. 163 ff. kommt Island und die Grönländische Küste, nebst St. Croix, St. Thomas, St. Jean in Amerika, der Küste Guinea und den Etablissements in Ostindien vor. — Unter den adlichen Gutsbesitzern S. 197 bis 205. findet man aus allerley Ständen und Ländern, so wie auch S. 234. unter den *charakterisirten Bedienten*, wo auch viele deutsche Schriftsteller, z. B. Schirach, Lawätz, Ehlers, Meyer in Tübingen, rubricirt sind. In der Titulatur sind die *Verbitter* in den Fräuleinstiftern die auffallendsten.

MAINZ, in der Municipalitätsdruckerey: *Jahrzahlen für das achte Jahr der fränkischen Republik.* 132 S. 8.

Nach dem Vorbilde der in der A. L. Z. Nr. 413. 1799. und Nr. 70. d. J. recensirten Staatskalender des Roer- und des Rhein-Moseldepartements ist für ein drittes, das *vom Donnersberge*, am linken Rheinufer unter dem vorliegenden unbestimmten Titel ein weniger vollkommnes Handbuch bearbeitet worden. Jedoch findet man im geographisch-statistischen Detail viele nützliche und bisher noch unbekannte Angaben darin. Das Departement ist 24 Stunden lang und 23 breit, ist in 4 Bezirke und 36 Cantons abgetheilt, welche aus 683 hier specificirten Gemeinden bestehen, zählt 342.356 Einwohner, und zahlte an Frankreich im J. 1799 an Grund-, Personal- und Möbelsteuer 3.479.450 Francs (Livres). Unter den republikanischen Gesetzen ist die *Zeitungspolicey* S. 64. mit einer Schärfe begleitet, die sich durch das Bonapart'sche Protoconsulat von selbst hebt, indem Todes- und Verbannungsstrafe gegen die Journalisten verhängt wird, welche für die Wiederherstellung jeder *Einzelregierung* oder einer andern Verfassung als der vom Jahre III schreiben. Was S. 62 u. 63 von den Pässen gesagt wird, ist für Reisende sehr nothwendig zu wissen. Unter den statistischen Artikeln ist S. 77. die Mineralogie des Departements gut bearbeitet. Ueber Münzen, Maafs, Gewicht, Posten, geographische Distanzen enthält der Staatskalender gute Belehrungen. Im Namenverzeichnisse der Beamten sind aus der Revolutionsgeschichte *Petersen*, *Cretbois*, *Hofmann*, *Eickmeier*, *Pfeiffenbring*, *Winkelmann*, und aus der Literatur bey der auf die Mainzer Universität gepropften Centralschule S. 100. die Bürger Professoren *Köler*, *Metternich*, *Bodmann*, *Weidmann*, *Ackermann*, *Wedekind*, die bekanntesten. Im ersten Monate nach der Herausgabe fielen aber schon

schon so viele Veränderungen vor, dass der praktische Nutzen von dieser Seite schon sehr vermindert worden.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Reinicke u. Hinrichs: *Lectures pour l'âge le plus tendre* etc.

Auch unter dem Titel:

Geschenk für Kinder oder *Uebungen im Lesen für das zarte Kindesalter nach der Methode des Moritzischen ABCBuchs*, um Kindern zugleich auf eine leichte und fassliche Art ihre Begriffe zu entwickeln. Mit 12 illuminirten Kupfern. 1799. XXVII u. 115 S. gr. 8. (12 gr.)

2) Ebendas., b. ebendens.: *Principes de Morale*, pour les enfants etc.

Auch:

Vernunftkatechismus. Ein Geschenk für Kinder, um ihnen in kurzen und fasslichen Erzählungen die nöthigsten moralischen und Verstandesbegriffe beyzubringen. Mit 10 illuminirten Kupfern. Deutsch und Französisch. Zweyte verbesserte und mit dem französischen Text vermehrte Auflage. 1800. 157 S. gr. 8. (12 gr.)

Nr. 1. schliesst sich unmittelbar an das ABCBuch an und ist zum ersten Lesebuch für Kinder bestimmt, welche die Buchstaben gefasst und sie zusammen zu setzen gelernt haben, die aber noch nicht fähig sind, allgemeine Begriffe zu fassen oder minder einfache Erzählungen zu verstehen. Es sollte nicht allein die Uebung im Lesen befördert, sondern auch die Denkkraft beym Lesen geweckt und geübt werden. Alles musste fasslich und interessant seyn. Der Vf., der in der Vorrede sehr viel richtiges, wenn gleich nicht neues, über die stufenweise Entwickelung der jugendlichen Seelenkräfte sagt, schränkt diese ersten Leseübungen auf die Verstandesbildung an Gegenständen der Natur und des gesellschaftlichen Lebens ein, von denen das Kind schon anschauende Kenntniss hat. Die so sorgfältig beobachtete Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern, vom Bekanntern zum Unbekanntern, von den einzelnen Erscheinungen zu ihrem Zusammenhang und ihren Gründen, die klare analytische Entwickelung der Begriffe, weisen dieser Schrift einen ehrenvollen Rang unter den zweckmässig eingerichteten Kinderschriften an. Ausserdem kommen einige Kindergeschichten vor, eine Anzahl kurz ausgedrückter Weisheitssprüche, Maximen, Anekdoten, die nicht durchaus, wie jene Leseübungen, in die Sphäre der Kindheit zu passen scheinen, zuletzt vermischte Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte. Der Vf. wird sich um die Jugendbildung verdient machen, wenn er, wie es den Anschein hat, noch mehrere Lieferungen der fortzusetzenden Bildung des Verstandes, und dann der Vernunft und der ästhetischen Bildung widmen will.

Sehr richtig bemerkt der Vf., dass die bloss intellectuelle Bildung schon auf einen gewissen Punct gediehen seyn müsse, ehe man das Kind, ohne Nachtheil seiner wahrhaft sittlichen Bildung selbst, über sittliche Verhältnisse belehren und sittliche Begriffe vor die Seele des Kindes bringen dürfe. Der Vf. von Nr. 2. scheint aber des Glaubens nicht zu seyn, und er hat in seiner Schrift, welche in zwey Abschnitten die sittlichen und die Verstandesbegriffe durch Beyspiele zu verdeutlichen sucht, ein wahres Hysteronproteron begangen, indem er die sittlichen Begriffe als die *leichtern* vorausschickt, und die *etwas mehr Nachdenken erfodernden Verstandesbegriffe* folgen lässt! Seine Anordnung ist diese: *Moralische Begriffe.* Liebe gegen Aeltern. Gehorsam. Geschwisterliebe. Mitleid. Ordnungsliebe. Verträglichkeit. Verhalten gegen Beleidiger. Muthwille. Unmässigkeit. Lügen. *Verstandesbegriffe.* Die Bestimmung. Vergänglichkeit. Gebrauch der Zeit. Leben. Seele. Körper. Vernunft. Gesundheit. Geselligkeit. Nutzen und Vergnügen. Elemente. Eigenschaft. Der Vortrag besteht in kurzen Sätzen und ist deutlich und leicht. Die eingestreuten Liederverse so wie die Farbenklecksereyen, welche unter dem Namen von illuminirten Kupfern diesem Buche sowohl als Nr. 1. beygefügt worden, sind unter der Kritik.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, in Comm. b. Tauchnitz: *Der Edle.* Ein kleines moralisch-religiöses Gemälde, von *Gottfried Köppel.* Auf Kosten des Verfassers. 1800. 32 S. 8. *Edel* nennt der Vf. den Weisen und Tugendhaften. Die Schrift, zu welcher eine mit Beyfall aufgenommene Predigt Veranlassung gab, enthält daher eine kurze, anschauliche, in einer populären aber würdigen Sprache abgefasste Darstellung der vorzüglichsten Grundsätze, Gesinnungen und Empfindungen eines Menschen, der die Tugend für das höchste Gut hält, alle dahin abzweckenden Mittel redlich anwendet, und keine Mühe noch Aufopferung scheuet, derselben gemäss zu denken und zu handeln.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. April 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Paris, b. Villers: *Traité des Bandages et Appareils, par le Cit. Thillaye*, Professeur et Conservateur des Collections de l'Ecole de Médecine etc. An VI. de la république (1798.) 163 S. 8. (4 Livr. 10 S.)

2) Leipzig, b. Supprian: *Thillaye vollständige Darstellung des chirurgischen Verbandes.* Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von J. G. G. 1798. 227 S. 8.

Thillaye ist ein Schüler *David's*, und gehört zu einer Nation, der ein Ausländer nicht leicht den Vorwurf wird machen dürfen, den ihr *Louis* einst machte, dass die Wissenschaft vervollkommnet, aber das Handwerk (worunter er hier besonders die Anlegung der Bandagen verstand) vergessen wäre; eher könnte man ihr eine zu sehr verfeinerte und zusammengesetzte Behandlung des Verbandes, wobey man sich allzu sehr auf seine Binden und seine Hände verläst, und zweckmäsigen Maschinen zu wenig anvertraut, vorwerfen, besonders wenn man den einfachen englischen Verband dagegen hält. In dieser Rücksicht verdient diese Verbandlehre Aufmerksamkeit, obgleich der fleissige Deutsche auch die neuern französischen Verbandarten, von *Desault* u. a., schon in seine Werke aufnahm, z. B. *Köhler* in seine Anleitung zum Verbande. Von den Vervollkommnungen, welche diese Wissenschaft oder Kunst durch andere Nationen erhielt, darf man hier aber fast gar nichts suchen, da der Vf. nach *Heister* keinen Deutschen zu kennen scheint. Z. B. von *Brünninghausen's* trefflichem Verbande für den Schenkelbeinhalsbruch, von seiner und *Ewers* Bandage für den Schlüsselbeinbruch, findet man Nichts; die Verbandlehre für die zerrissene Achillessehne geht nur bis zu *Petit's* Pantoffel; *Monro's* Bruchbinde zum Bauchstiche wird als überflüssig bloss genannt und für den Klumpfuss findet sich gar keine Bandage angegeben. — Nach der Abhandlung der Bandagen im Allgemeinen folgen der Reihe nach die für den Kopf, den Hals, den Stamm und die Extremitäten, welchen dann noch ein Kapitel über die Stillung der Blutung bey Amputationen und ein anderes über den Verband der Fontanellen angehängt sind. Die zum Verbande gehörigen Maschinen sind hier nicht mit beschrieben, sondern für ein besonderes Werk aufgespart.

Der Vf. von Nr. 2. hätte also sehr viele Gelegenheit zu zweckmäsigen Zusätzen gefunden. Rec. hat aber bey Vergleichung mit der Urschrift mehr Auslassungen, als Zusätze, entdeckt. Am Ende ist zwar noch Etwas unter einem besondern Titel: *Zusätze, enthaltend Vorschläge zu Verbänden für verschiedene Theile des Leibes, von einigen der berühmtesten Wundärzte Deutschlands*, angehängt; diese liefern aber nur ein neues Beyspiel, wie weit die Unverschämtheit manches Uebersetzers reicht. Sie machen nämlich 5 Seiten aus, und liefern nichts als zwey Auszüge aus *Theden's* Schriften, nämlich die Angabe einiger überflüssigen und schädlichen Instrumente (von Instrumenten handelt *Thillaye* gar nicht) und die Beschreibung seiner Einwickelung. Und für diese zwey Zusätze macht der Uebers. noch obendrein folgende Anmerkung: *Der Vf. und sein Werk sind bey einem jeden angegeben, was mich der besondern Mühe überhebt, hier auch für angehende Wundärzte noch die Literarnotizen von diesem Theile ihrer Kunst mitzutheilen. Sie werden die Namen eines Richter, Starke, Schmucker, Köhler, Hofmann, Bernstein u. a. m., die sich unter den Neuern hierin verdient gemacht haben, stets mit der ihnen und ihren Bemühungen so gebührenden Achtung nennen!* — So zeigt auch die ganze Uebersetzung von grosser Flüchtigkeit und Mangel an Sprach- und Sachkenntnissen, und wenn *Thillaye* sie sähe, würde er sie ihrem Urheber, der ihn so oft darin ganz entstellt hat, schlecht danken. Gleich die ersten Seiten geben Beyspiele. Das Werk fängt sich an: *Les moyens, que la Chirurgie employe pour contenir les pièces d'appareil et pour assujettir les parties fracturées et deplacées, sont appellés Bandages.* Hr. J. G. G. übersetzt: *Verbände heissen diejenigen Mittel, welche die Chirurgie braucht, um gebrochene und verrenkte* (!) *Theile zu befestigen.* — Bey der Bronchotomie ist bekanntlich ein Röhrchen (*canule*) nöthig. Diese ist durch *Fistel* übersetzt. *Le cautere*, die *Fontanelle*, wird *Aetzmittel* übersetzt, *l'escarre* (Brandschorf) mit *Riss* etc.

Mainz, b. Vollmer: *Vollständiges praktisches Handbuch der Wundarzneykunst, vom Verfasser des medicinischen Recept-Taschenbuchs.* Th. 1—3. 1799. 868 S. 8. (2 Rthl. 12 gr.)

Der Vf. begiebt sich gleich selbst (s. Vorrede) des Verdienstes, in seinem Buche irgend etwas Neues gesagt zu haben, und macht nur darauf Anspruch, aus den Schriften von *Richter*, *Callisen*, *Bell* u. a. es besonders vollständig zusammen compilirt zu haben. Unter dieser Firma kann man, besonders von anonymischen Schriftstellern, fast nur einen *zusammengesetzten Nachdruck* erwarten, und dies ist dann auch die-

dieses Werk. Rec. verglich es hie und da mit *Richter*, und fand sogleich bey der Hasenscharte S. 492 aus Richter's Anfangsgründen Th. 3, den ganzen §. 386 *wörtlich* nachgeschrieben, die §. 400 und §. 401 hier S. 494 — 496 nur mit Umkehrung einiger Perioden; bey den Kopfverletzungen (S. 469) Richter's §. 225 des 2ten Theils, bey den Gesichtswunden (S. 472) den §. 319 etc. Bewiese dies nicht schon hinlänglich den Geist oder vielmehr die Geistlosigkeit dieses Machwerks, und wäre die Zeit nicht zu kostbar, um auf solche Producte sie zu verwenden: so würde Rec. wahrscheinlich eben solche Plagiate aus *Bell* und *Callisen* (welchem der Vf. besonders in der Ordnung gefolgt ist) anführen können. — Recepte sind selten beygefügt, weil man „mit Recepten keine chirurgische Krankheiten curirt" und, wer ihrer bedürftig ist, ja nur des Vfs. *neues medicinisches Recept-Taschenbuch* nachzuschlagen braucht. — Wir verbinden mit dieser Anzeige:

Ebendaselbst: *Abhandlung über die Wunden und deren Behandlung, vom Verf. des medicinischen Recept-Taschenbuches.* 1799. 313 — 572 S.

Weil die Wunden ein Hauptgegenstand der Wundarzneykunde sind: so hat der Vf. den von denselben handelnden zweyten Theil seines vorstehenden Handbuches den Wissbegierigen unter diesem Titel auch einzeln liefern wollen. Dieses Buch liefert denn doch auch wirklich etwas Neues, nämlich eine Schrift, welche sich mit Seite 313 anfängt.

Leipzig, b. Fleischer: *Wie kann man das verlorne oder verminderte männliche Vermögen wieder erhalten und stärken?* Ein Noth- und Hülfsbüchlein für alle, welche in der Liebe oder durch Selbstbefleckung ausgeschweift haben. *Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.* 1798. 112 S. — *Zweyter Theil.* 1798. 94 S. 8.

Der 1797 zuerst erschienene erste Theil ist schon in diesen Blättern (1798. Nr. 297.) angezeigt. Es ist eine traurige Erscheinung, dass das folgende Jahr schon eine neue Auflage lieferte, nicht wegen Schädlichkeit des Buches, da es wirklich Manchen nützlich werden kann; sondern wegen der hieraus erhellenden Menge von Menschen, die sich eines solchen Noth- und Hülfsbüchleins bedürftig fühlen. — Die neue Auflage ist um 28 Seiten stärker.

Der *zweyte* Theil enthält als Basis etwas von der Kranken-Correspondenz, welche dem Vf. sein Buch zuzog, der dann Bemerkungen zur Vervollständigung und nähern Bestimmung des im ersten Theile Gesagten beygefügt sind. Sehr viele seiner Correspondenten versicherten ausdrücklich, dass sie sich nur einem ihnen unbekannten Arzte so vertrauen könnten, und dieser findet dann darin den Beweis, dass er nach richtiger Menschenkenntniss sich geheim hält. Rec. hat hiegegen nichts, aber dass er seine Pillen, die die Hauptcur machen sollen, geheim hält, und nur selbst, ziemlich theuer, verkauft, findet keine Rechtfertigung hierin. — Ausser seinen Pillen empfiehlt der Vf. besonders eine Auflösung von *extr. chamomill.* und *borax in aqua cinnamomi.* Bey hypochondrischen Beschwerden mit Verschleimung giebt er denen, *die es ohne Arzt brauchen wollen*, folgendes Recept: *ipecac.* ʒβ. *Crem. tart.* ʒiij. *rhei opt. russ.* ℈ij. *M. D. in III part. aequ.* Hievon soll früh Morgens, zwey Stunden vor der Mahlzeit und Abends beym Schlafengehen, jedesmal 1 Stück genommen werden, 10 Tage lang!!! und dies soll Galle und Schleim auflösen und abführen, ohne im mindesten anzugreifen!!! Wer die Dosis der Brechwurzel kennt, wird sehen, dass jede Gabe dieses Pulvers ein förmliches Brechmittel ist, und deren sollen in 10 Tagen 30 genommen werden! Wenn des Vfs. Versicherungen seiner Menschenliebe nicht als eine elende Maske erscheinen sollen: so ist es seine Pflicht, dieses für durch Ausschweifungen entnervelte Hypochondristen *mörderische* Recept unverzüglich in öffentlichen Blättern zu verbessern, wozu ihn auch schon der Wunsch, den Credit, dessen er sich rühmt, zu erhalten, bewegen muss. Um des letzten willen müsste er auch Sorge tragen, dass die Kunstausdrücke richtiger gedruckt und vielleicht auch geschrieben würden.

OEKONOMIE.

Marburg, in d. akad. Buchh.: *Taschenbuch für Forst- und Jagdliebhaber für das Jahr* 1800. Herausgegeben von *L. C. E. H. F. von Wildungen*, fürstl. hessischen Regierungsrathe (jetzt Oberforstmeister.) 278 S. gr. 12. mit 7 Kupfertaf.

Dies ist die dem Format und Inhalt nach vergrösserte Fortsetzung des sonstigen Neujahrsgeschenkes. So interessant die vorigen Jahrgänge des Neujahrsgeschenkes waren, so sehr ist es auch dies Taschenbuch, und alle Aufsätze des Herausg. selbst sind mit einer Laune und einem Witze ausgestattet, die dem nützlichen Inhalte derselben auch bey dem Leser, der sie mehr um der scherzhaften Einkleidung halber lieset, Eingang verschaffen müssen. Die naturhistorischen Artikel betreffen diesmal den *Luchs*, den *Buch-* und *Steinmarder*, den *gemeinen Adler* und das *Schneehuhn*, für deren Beschreibung der wissbegierige Jäger und Naturforscher dem Vf., in Rücksicht mancher neuen Bemerkungen, die sie enthalten, Dank wissen wird. Sehr angenehm lieset sich auch der Aufsatz *von den Mannweibern unter dem Wilde*, oder von dem weiblichen Edelwilde, das dem männlichen in Rücksicht des aufgesetzten Geweihes oder der sonstigen Gestalt ähnlich ist. Sonst glaubte man gewöhnlich, dass nur Geltthiere oder eigentlich alte Schmalthiere, die sich niemals vermehrt hatten, diese Kopfzierde zuweilen erhielten; allein das hier abgebildete setzte mehrmalen auf, und warf auf eine sonderbare Art das einzelne Geweih nur zum Theil ab. Rec. hat auch einen *Weibmann* gesehen, der, ohne dass sich die geringste Verletzung oder Unregelmässigkeit am Kurzwildpret zeigte, noch nie einen Keim von Gehörn auf dem Kopfe getragen hatte, ungeachtet

achter er schon viermal hätte aufgesetzt haben müssen. Er wurde nach der Brunstzeit für ein Stück Wildpret geschossen, und hatte die deutlichsten Spuren aufzuweisen, dass er gebrunstet haben musste. Hätte man doch das gehörnte Thier und den ungehörnten Hirsch zusammenbringen können; wer wüsste, ob nicht eine neue Edelhirschraçe daraus entstanden wäre. Eben so interessant, aber freylich bloss für den denkenden Jäger, ist die Abhandlung *über die Wundergehörne* (fossilen Gehörne) *aus Irland*, welche dem Vf. wegen der Verschiedenheit am Geweih und Schädel einer besondern, von unserm Elennhirsche abweichenden, Hirschart angehört zu haben scheinen. Sonderbar ist es, dass die fossilen Thiere der Vorwelt immer die Totalform ihrer jetzigen Namensart aufzuweisen haben, und nur in Kleinigkeiten, vorzüglich aber in der beträchtlichen Grösse, abweichen. So ist es auch mit den Bärengerippen, die man in manchen Gegenden z. B. im Herzogthum *Meiningen* so häufig ausgräbt. — Von *forstwissenschaftlichen* Aufsätzen enthält dieser Jahrgang nur einen, aber dafür einen sehr wichtigen, *über einige noch nicht genug erklärte und beherzigte Ursachen des Holzmangels*. Eine Fortsetzung der im vorigen Jahrgang angefangenen Abhandlung vom Hrn. Oberjägermeister *von Witzleben*, welche vorzüglich die Collisionen, die zwischen Holz- und Viehzucht statt haben, recht anschaulich darstellt, und die Nothwendigkeit zeigt, dass alle die Nebennutzungen der Wälder, welche in Weide, Streusammeln, Grasen u. dgl. bestehen, verbannet werden müssen, und lieber zum Besten der Landwirthschaft und zur Entschädigung nach Verhältniss grössere oder kleinere nahe gelegene Stücken Waldungen abgegeben werden sollen. Sie verdient von allen Kammern und Forstdepartements beherzigt und erwogen zu werden. Was helfen alle Klagen über zu befürchtenden Holzmangel, wenn man nicht mit Ernst und Nachdruck Hand an das Werk legt, um ihn zu verhüten?

Ausser noch manchen nicht unwichtigen Anzeigen der *neuesten Wolfsjagden*, *der Merkwürdigkeiten des letzten Winters*, *der Jagdfreuden der Vorzeit*, *des rechtmässigen Schiess- und Fanggeldes für junge oder Sommerfüchse*, um den Schaden dieses Raubthiers zu verhüten, *der neuesten Forst- Jagd- und Wald-Insecten-Schriften und des Dianenordens*, werden besonders die meist sehr witzigen *Jagdanekdoten*, *das Schreiben des Pfarrers N. an den Herausgeber* und die artigen *Jagdlieder*, von allen Jägern und Forstmännern mit Vergnügen gelesen werden.

Die Kupfertafeln, die lauter naturhistorische Gegenstände darstellen, sind nett gezeichnet, gestochen und ausgemalt. Da Hr. *v. Wildungen* nun ganz in dasjenige Fach gekommen ist, wozu er so viel innern Beruf hat: so kann sich nicht nur sein Vaterland, sondern auch das ganze Forst- und Jagdpublicum desto schönere Früchte seines Eifers für diesen Zweig der Wirksamkeit versprechen.

Leipzig, b. Fleischer: *Forst- und Jagdkalender für das Jahr 1796*, von *M. F. G. Leonhardi*, ordentl. Professor der Oekonomie, etc. Mit Kupf. 298 S. *Für das Jahr 1797.* 288 S.
Ebendaselbst, b. Küchler: *Für das Jahr 1798.* 272 S. *Für das Jahr 1799.* 301 S. 12. (Mit Einband und Futteral 4 Rthl.)

Dem Oberforstmeister *von Wildungen* und unserm Vf. gehört das Verdienst, dass sie zu den glücklichen Aussichten, die sich dem Forstwesen öffnen, wenigstens in Hinsicht der untern Forst- und Jagdbedienten, die mehrentheils noch wenig oder gar nichts von dem wussten, was zur Verbesserung und Vervollkommnung der Wälder geschrieben war, durch Taschenbücher und Almanache den Weg gezeigt haben. So wie in den *von Wildungenschen* Neujahrsgeschenken, so ist auch in den *Leonhardischen* Forst- und Jagdkalendern, durch eine schickliche Abwechselung des Angenehmen mit dem Nützlichen verbunden; nur dass man in den letzten das ungemein Anziehende in der Darstellung, wodurch sich die ersten auszeichnen, vermisst.

Was die *naturhistorischen* Aufsätze dieser *vier Jahrgänge* anlangt: so wird im Jahrgang 1796 die Naturgeschichte des wilden Schweines, des Dachses, gemeinen Geyers, Silberfasans, und der Erlen- oder Birkeneule — im Jahrgang 1797 die des Baum- und Steinmarders, Iltisses, grossen Wiesels, Fischaars, Uhus, Schwarz- und Grünspechts und Eichenwicklers — im Jahrgang 1798 die des Steinbocks, der Gemse, des Luchses, Dachshundes, der Gabelweyhe, des Kranichs, Blaukehlchens und Birkenspanners — im Jahrgang 1799 die des Eichhorns, Hasen, Hasengeyer, Schwans, Kampfhahns und Rothbuchenspinners so vollständig, als es der Zweck erfodert, abgehandelt; und obgleich der Kenner wenig mehr darin findet, als was schon in den bekanntesten Schriften über diese Gegenstände enthalten ist: so gehört doch für die mehrsten Leser das Meiste gewiss unter die Neuigkeiten. Von *forstwissenschaftlichen* Inhalte sind im Jahrgang 1796: Beschreibung der Waldungen in Frankreich; einige Bemerkungen über die Holzcultur; von Holzflössen und den dabey gewöhnlichen Ausdrücken; von den in Europa gebräuchlichen Holzmaassen (eine Fortsetzung vom vorigen Jahrgange); technologische Benutzung der deutschen Holzarten; Erleichterungsmittel für bloss praktische Förster beym Verkauf des Nutzholzes; Beschreibung eines neuen Höhenmaasses — wovon vorzüglich die zwey letzten Aufsätze dem gewöhnlichen Leser willkommen seyn werden. Im Jahrgang 1797 zeichnen sich in dieser Hinsicht vorzüglich aus, die Aufsätze über Waldhuthung und Waldgräserey — von der Anwendung des schlagbaren Holzes zu Nutz- Bau- und Geschirrholz (im Jahrg. 1798 fortgesetzt) und der: Ist zur geschwinden Wiederherstellung der verwüsteten Waldungen für den Besitzer das Anpflanzen oder Besäen aus freyer Hand vortheilhafter; im Jahrgang 1798 die Beschreibung derjenigen Nordamerikanischen Holzarten, deren holzgerechte und

forst-

forstmäsige Anpflanzung in Deutschland in den Waldungen und in Gartenanlagen statt findet (wird fortgesetzt) und die Geschichte der nützlichen Erfindungen für den Forstwirth überhaupt und insbesondere (wird fortgesetzt), welche aber mancherley fremde Dinge enthält z. B. *Choregraphie* oder die Kunst, die Schritte der Tänzer in Noten zu setzen, hat ein französischer Tanzmeister von Langers, Thionet Arbeau, erfunden und 1588 bekannt gemacht u. dgl. Im Jahrgang 1799 sind besonders die Erfahrungen über die Erziehung der Acacie, Esche und des Ahorns aus Saamen interessant.

Ausser diesem Hauptinhalte findet man noch manche nicht unwichtige Bemerkungen über Wildschaden, Gedichte (worunter sich vorzüglich der Bauer und seine Frau, die sich gesprächsweise über ihr von Sauen verwüstetes Kartoffelland beklagen, auszeichnet und welche Scene auch in Kupfer gestochen ist,) Bücheranzeigen, das Personale der Jägerey mehrerer fürstlichen Häuser u. dgl. — lauter Gegenstände, die in einer solchen Schrift ganz an ihrem rechten Orte stehen. Die Kupfertafeln, welche in den drey ersten Jahrgängen nicht nur mit Fleiss gezeichnet und gestochen, sondern auch der Natur getreu ausgemalt sind, scheinen sich in dem letzten zu verschlimmern; vorzüglich halten der Hase und der Hasengeyer in jenen Rücksichten gar keine Vergleichung aus. Auch ist Papier und Druck weit schlechter, als in den vorhergehenden Jahrgängen.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Magazin für das Forst- und Jagdwesen*, (von Prof. *Leonhardi*.) VIter Heft. 165—192 S. gr. 4. Mit 6 Kupfertafeln. (1 Rthl.)

Diess Heft enthält I. *Beschreibung des Titelkupfers*, welches „*Mittel gegen den zu befürchtenden Holzmangel, durch Düngen der Forsten und Anpflanzen der unächten Acacia*" unterschrieben, und eine eckle Satyre auf die Anpflanzer dieses nützlichen Baums ist. Eine Carricatur, dem Costume nach, wie die Erklärung sagt, scheinbarlich der Apotheker N. zu N. düngt unmittelbar selbst eine alte Eiche, so wie sein Bologneserhündchen eine unächte Acacie, und zählt dabey durch eine Brille in einem Mistbeete die Acacienpflänzchen. Es lacht vielleicht niemand weiter über diess Kunstproduct, als der Erfinder desselben, und der Herausgeber wird gewiss über lang oder kurz diese unanständige Scene aus seinem Magazine wegwünschen. II. *Von der Jagd überhaupt.* Beschluss der durch die vorhergehenden Hefte laufenden Abhandlung, die, wie Rec. schon erinnert hat, eine sehr nützliche und angenehme Lectüre ist. III. *Ueber die Einrichtung der Saugärten*, nicht nur zur Vermehrung und Unterhaltung des Schwarzwildprettstandes und zur Sicherstellung der Feldbesitzer gegen das Brechen der Sauen, sondern auch zum Einfangen und Abjagen derselben. Dieser kurze Auffatz wird sowohl denen willkommen seyn, welche den Klagen des Landmanns über den Schaden, den das Schwarzwildpret thut, abhelfen und doch diesen Wildstand nicht ganz aufgeben wollen, als auch denen, welche auf eine zweckmässige und bequeme Art dasselbe einfangen und hetzen wollen; in letzterer Hinsicht ist der artig gezeichnete Saugärten von der Dresdener Haide in dem Fischhäuser Reviere auf Taf. II. abgebildet. IV. *Ueber ein Hauptgebrechen beym Abtreiben der Eichenwaldungen in der L . . r Gegend.* Anstatt die abzutreibenden Eichen zu roden und mit den Hauptwurzeln umzuwerfen, pflegt man sie 2 bis 2½ Fuss hoch von der Erde theils mit der Axt umzuhauen, theils bis über die Hälfte einzusägen und alsdann auf der entgegengesetzten Seite vollends durchzuhauen und die hohen Stöcke stehen zu lassen. Diese gehören dem Förster als Accidenz und werden, wenn es die Zeit erlaubt, im Sommer und Herbst ausgerodet. Das Schändliche und Schädliche dieser Behandlung wird hier gezeigt. V. *Von hohen Tücherwagen.* Eine Abbildung zeigt, wie sie zweckmässiger und leichter eingerichtet werden können, so dass weniger Frohnbauern, die gerade zur Jagdzeit die nothwendigsten Geschäfte im Felde haben, gebraucht werden. V. *Fortsetzung der Anzeige und des Auszuges aus Hennert's Schrift: Ueber den Raupenfrass.* — Die *vierte* Kupfertafel soll nachgeliefert werden, und die *sechste* enthält *zwey kämpfende Hirsche*, allein ohne Beschreibung.

Hof, b. Grau: *Bemerkungen über kameralistisch-ökonomisch und technische Gegenstände des Forstwesens*, von *Heinrich Christoph Moser*. 1799. 221 S. gr. 8. (16 gr.)

Diese Bemerkungen sind das Resultat einer forstlichen Reise, welche Hr. *Moser* in Gesellschaft mit Hn. *Schirmer* unternommen hat. Sie erstrecken sich vorzüglich über den Harz und über den Thüringer Wald; und enthalten Nachrichten, welche Hr. *Moser* über die Grösse dieser Waldungen, über ihre theils ausgeführte, theils projectirte Taxation und Eintheilung, und überhaupt über den forstlichen Haushalt und die Cultur derselben erhalten hatte.

Besonders gilt dieses von den Elbingeroder und Lauterberger Forstrevieren, worüber die Nachrichten sehr ins Detail gehen, und für den Forstmann schätzbar sind. Kürzer sind die Bemerkungen über den Brocken und über die exotische Holzanzucht zu Harbke. Die Schilderung des Suhler Reviers ist für die dortige Wirthschaft nicht zum Vortheil ausgefallen. Sehr brauchbar sind die Erfahrungen über die Production eines gutbestandenen Fichtenreviers.

In der zweyten Abtheilung dieser Bemerkungen, die eigentlich über das Kameralistisch-Technische des Forstwesens sich verbreiten, giebt der Vf., ausser einem Auffatz über die Benutzung der Buchekerne zu Oel, sehr gute Nachrichten über die Köhlerey auf dem Harze und über das Harzscharren, Pechsieden und Kühnrussbrennen im Thüringer Wald. Seine anderweitigen Reflexionen über das Flosswesen, Köhlerwesen und die Kohlentaxe, so wie über die Waldhütung, sind zweckmässig und zeigen, dass er auf seiner Reise gut beobachtet habe. Das forstliche Publicum wird diese Bemerkungen mit vielem Interesse lesen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 23. April 1806.

PHILOLOGIE.

OXFORD: Εὐριπίδου Ἱππόλυτος Στεφανηφόρος cum Scholiis, versione latina, variis lectionibus, Valckenari notis integris, ac selectis aliorum VV. DD. quibus suas adiunxit *Fran. Hen. Egerton*. 1796. 295 und 93 S. gr. 4.

Wenn man von dieser prachtvollen Ausgabe alles abzieht, was fremdes Eigenthum ist: so bleibt dem Herausgeber weiter nichts übrig, als ein Schwall höchst unbedeutender Anmerkungen über die griechische, vorzüglich aber über die hebräische, persische und arabische Sprache, welche er bey dieser Gelegenheit an den Mann zu bringen für zweckmäfsig gehalten hat. Es läfst sich, im Ganzen genommen, dagegen nichts einwenden, dafs Jemand, der die gehörigen Kenntnisse dazu besitzt, bey der Erklärung eines Classikers auch auf die morgenländischen Dichter Rücksicht nehme. Kommt aber einer gar auf den Einfall, ein griechisches Drama z. B. den Hippolytus *darum* herauszugeben, *um* das Studium der orientalischen Sprachen dadurch zu befördern: so hat er offenbar das Mittel mit dem Zwecke verwechselt, und von der wahren Interpretation gar keinen Begriff gehabt. In diesem Fall befindet sich nun Hr. Egerton. Wir wollen, statt aller Beweise, die Entstehungsgeschichte seines Werks, nach Anleitung der Vorrede, kürzlich angeben, weil dieses Mittel allein hinreichen wird, den eigentlichen Werth desselben zu bestimmen. Hr. Egerton also glaubte die Musse, die er zu Durham zu geniefsen das Glück hatte, nicht besser anwenden zu können, als wenn er sich mit der Lectüre einiger griechischen Schriftsteller, die er ehemals in der Schule, unter Foster und Davies, gelesen hatte, aufs neue beschäftigte. Als Schüler hatte er die Gewohnheit, die Bemerkungen seiner beiden Lehrer an den Rand seiner Exemplare zu schreiben, und eigene hinzuzusetzen. Bey der Wiederholung fand sich, dafs diese Anmerkungen wohl des Aufbewahrens werth wären, und mit neuen vermehrt zu werden verdienten. *Quin eo tandem adductus sum, ut ad Graeci alicujus scriptoris novam editionem publici juris faciendam me accingerem.* Nun wurde aber die Wahl schwer. Zuerst dachte er an Plato, Thucydides und Demosthenes. Aber nicht genug, dafs von diesen Schriftstellern bereits bessere Ausgaben vorhanden waren, als er liefern zu können sich getraute, (war dieses nicht auch, und noch viel mehr der Fall mit dem Hippolytus?): so hielten ihn auch von einer so grofsen Unternehmung, theils das weit wichtigere Studium der Theologie, theils die *sollennia sacri muneris officia*, und noch einige andere Pflichten ab, die ihn, (seiner vorher gerühmten Musse ungeachtet) gar sehr zerstreuten. In dieser Verlegenheit nahm Hr. Egerton endlich seine Zuflucht zu dem Hippolytus des Euripides, nicht als ob ihm dieses Stück vor allen übrigen vorzüglich gefallen hätte, (*huic enim plurimas alias aliorum Poetarum, nonnullasque ipsius Euripidis anteponendas esse opinor*): sondern weil es unter allen Werken des Alterthums, die er damals zu lesen Gelegenheit hatte, das kürzeste war. — Der Herausgeber hatte, wie man sieht, keine sonderlich grofse Vorstellung von seinem Hippolytus. Jungen Lesern zu gefallen, die die Valckenaersche Ausgabe nicht bey der Hand haben möchten, sey es erlaubt, hier das Urtheil dieses Gelehrten, der seine Gedanken abzuwägen pflegte, ehe er sie niederschrieb, auf jenes folgen zu lassen: *Inter optimas Euripidis Tragoedias, quales sunt Orestes, Alcestis, Jon, Andromache, Iphigenia in Aulide, Troades, Bacchae, mihi quidem e m i n e r e videtur Hippolytus, vitiorum illa tamen non immunis, sed a Poeta retractatum emendatumque drama, veris imaginibus illustre, miserabili praesertim ista Phaedrae primum in scenam cum lectulo delatae, cujus in Tragoediis antiquis ne in Sophocleis quidem usquam similis invenietur, quaeque vel sola naturae pictoris ingenium demonstrat; illud praeterea, quam vere judicaverit Longinus, (XV. 6.) in duabus inprimis mentis concitatae perturbationibus, furore atque amore, versibus Tragicis apte exprimendis hunc Poetam fuisse felicissimum.* — Wenn nun aber der Hippolytus dem Hn. Egerton darum so vorzüglich gefiel, weil er so kurz war, und sich mithin am geschwindesten absolviren liefs: wie kommt es denn, dafs sein Werk so dick geworden? Das gieng so zu. Erstlich fand er für gut, die ganze Ausgabe von J. Barnes wörtlich abdrucken zu lassen, und den gröfsten Theil der Anmerkungen von Musgrave, Markland, Brunck, und einigen anderen Kritikern damit zu vereinigen, ohne jemals ein Wort zur Bestätigung oder Entkräftung ihrer Conjecturen hinzuzusetzen. Hierbey fügte er nun zweytens seine eigenen Erläuterungen der hebräischen, arabischen und persischen Sprache, Auszüge aus Brumoy (*Reflexions sur l'Hippolyte*) Bayle (*Diction. histor. Art. Euripide*) ganze Scenen aus Shakespeares Stücken, z. B. S. 53. und 54. die 7te Sc. des 4ten Acts aus König Lear, weitläuftige Stellen aus Milton, Tasso, Camoens und anderen; alles zu Nutz und Frommen der lieben Jugend, welcher er diesen *bequemen* Quartband in die Hände zu spielen wünsch-

wünschte, damit sie durch dieses Mittel von den „kindischen und verderblichen Possen gelehrter Nebulonen, von den schändlichen und unsittlichen Gesängen wollüstiger Dichter, endlich von den kühnen und gottlosen Verirrungen einer geschminkten oder unächten Philosophie (*ab audacibus denique et impiis fucatae philosophiae deliramentis*) vermuthlich der Kantischen Philosophie, entfernt, und zu den heilsamen Lehren wahrer Weisheit zurückgeführt würde, die in den Werken der Griechen zum grossen Glück der Menschheit aufbewahrt worden." Mit dieser Stelle der Vorrede muss man eine Anmerkung des Verfassers zu V. 333. vergleichen, um sich einen Begriff von der Consequenz dieses Moralisten zu machen. Phädra giebt daselbst ihren Entschluss, sich selbst umzubringen, zuerst zu erkennen: *ἐκ τῶν γὰρ αἰσχρῶν ἐσθλὰ μηχανώμεθα.* Hier ruft nun Hr. Egerton aus: So gross war die Blindheit dieser Heiden, dass sie den Selbstmord für eine ehrenvolle und edle That hielten. Phädra sagt es noch einmal, und zwar ganz deutlich dem Chor selbst, V. 407. dass sie ihrer Liebeskrankheit durch den Tod ein Ende machen wolle, und gleichwohl setzt ihr jener nichts, als unbedeutende Worte entgegen, z. B. *εὔφημος ἴσθι*, weiter nichts. Dass solche gottlose Gedanken, fährt der Vf. fort, öffentlich auf dem Theater ausgesprochen werden durften, und zwar zu Athen selbst, (*in illa scilicet tantopere praedicata, veluti verae Philosophiae simul ac Sapientiae magistra, Civitate*) darüber muss sich jedermann wundern. „Aber mit jener hochgepriesenen Weisheit der Griechen war es auch im Grunde schlecht genug bestellt. Diese so sehr gerühmten Philosophen hatten den Weg der Wahrheit gänzlich verfehlt. Daher kommt es denn auch, dass man in den dramatischen Werken der neuern, christlichen Dichter eine ganz andere Moral findet, als z. B. in Euripides." Nun folgt eine Scene aus Mason's Elfrida, wo der Chor dem Athelwold die Schändlichkeit des Selbstmords zu beweisen sucht. — Das reimt sich nun freylich nicht recht zusammen. Aber es sind auch nur beyläufige Nebenbemerkungen, auf die wenig ankam. Der Hauptzweck des Herausgebers war, wie gesagt, die Vergleichung der griechischen mit den morgenländischen Sprachen: *Non est cur dissimulem nihil me prius antiquiusve duxisse:* damit junge Leute durch dieses Beyspiel aufgemuntert würden, das Studium beider miteinander zu vereinigen, und auf diesem Wege endlich eine neue und richtigere Uebersetzung des alten und neuen Testaments zu Stande komme.

Hiermit könnten wir nun die Anzeige dieses zwecklosen Werks füglich beschliessen. Da aber Hr. E. es einmal sogar gewagt hat, den Euripides zu verbessern: so wollen wir wenigstens diese kritische Bemerkung (die einzige im ganzen Commentar) *pour la rareté du fait*, mittheilen. Es betrifft den streitigen Vers 1433. *Εἴθ' ἦν ἀρχῖον δαίμοσι βροτῶν γένος.* Markland wünschte, dass jemand aus diesen Worten einen besseren Sinn herausbringen möchte, als er und andere darin gefunden haben. Valckenaer schlug demnach vor, so zu lesen: *εἶτ' ἦν ἀραῖον δ. β. γένος; Siccine vero mortale genus Diis erat execrabile?* womit man zufrieden seyn kann. Egerton hingegen glaubte es besser machen zu können. Er schlägt vier neue Verbesserungen vor, und liefert bey jeder noch einen Nachtrag. Nr. I. *Forte legas: Δόξης γὰρ ἦμεν πρὸς θεῶν ἐσφαλμένοι Εἴγ' ἦν ἀρχῖον δ. β. γένος. Ἱππ. Φεῦ.* (Nun spricht Minerva.) Die Stelle wird so übersetzt: *Sana enim mente eramus a Diis privati Si modo mortalium genus imprecationibus Deorum devotum erat (vel, esse possit).* Ein ganz schiefer Sinn! *Aliter. Εἴγουν ἀρχῖον. — Si saltem etc.* Noch schlechter! Also Nr. II. *Iterum, Forte legas: Φεῦ. Οὔθην ἀραῖον δ. β. γ. — Οὔθην. non equidem, haud sane, non sane, non.* Dergleichen Anmerkungen findet man hier in Menge, alle auf Velinpapier gedruckt. *Aliter. Οὔθ' ἦν ἀρχῖον. — Οὔθ' pro Οὔτε.* Vortrefflich! Die dritte Bemerkung zu dieser Stelle findet man schon bey Barnes, und die vierte gehört einem Freunde des Herausgebers zu, welcher lesen wollte: *εἰ μὴ ἦν ἀρχῖον δαιμόνων βροτοῖς γένος. Utinam non audirent Dii hominum execrationes.* Wer sollte glauben, dass dieses eine Uebersetzung jener griechischen Worte sey?

Den Beschluss des ganzen Werks macht Valckenaer's Commentar, der sich freylich in einer solchen Gesellschaft nicht befinden sollte. Denn zuverlässig gehört dieses Buch unter die *chartas inemptas*, wie Horaz nach Wakefield's Verbesserung geschrieben haben soll, *such books as no body will buy.*

Halle, b. Gebauer: *Versuch einer neuen Behandlung der griechischen Conjugation und Declination.* Ein Handbuch zum leichtern Verständnisse der griechischen Autoren. 1799. 324 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieses Versuchs hat die Absicht, die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche die griechische Declination, vorzüglich aber die Conjugation, nach der bisherigen Behandlung drücken. Durch die Trendelenburgische Methode, der er anfangs geneigt war, fand er die Schwierigkeiten bey weitem nicht vermindert, ja vielleicht um ein Grosses noch vermehrt; daher entschloss er sich, eine eigene Bahn zu brechen. Dasjenige, was nach seinem Urtheil die Conjugation der griechischen Sprache erschweret, bestehet in der grossen Anzahl von Endungen, welche an einem Verbum vorkommen. Es gehört in der That, sagt er, ein sehr glückliches Gedächtniss und tägliche Uebung dazu, wenn man alle diese Endungen immer gegenwärtig halten will, und die Schwierigkeit verdoppelt sich, wenn man noch die Dialecte in Anschlag bringt. So richtig diese Bemerkung ist: so ist nur zu bedauern, dass sie den Vf. nicht zur Reflexion über die richtige Methode, dieser Schwierigkeit abzuhelfen, geleitet hat, und dass er, anstatt die Conjugation zu vereinfachen, welches der einzig sichere Weg ist, sie nur weitläufiger gemacht hat. Rec. getraut sich, alles, was zur Conjugation gehört, in so fern es dem Lernenden zu wissen nöthig ist, (und

von

von dem kann hier nur die Rede seyn) auf 2 — 3 Bogen zusammen zu drängen, und in ein paar Wochen dem Anfänger ins Gedächtniss zu bringen. Der Vf. braucht dazu 14 Bogen. Seine neue Behandlung bestehet in folgendem. Zuerst giebt er ein *alphabetisches Verzeichniss der Personalendungen*, wobey der Modus, das Genus, das Tempus und die Person, angegeben ist. Dies alles hätte aber auf einem weit kleinern Raume dargestellt werden können. Z. B.

αμην (im Buche steht unrichtig αμεν)
Indicativ.
a. Passiv.
aa. Verb. μι aus ω.
a. Imperf.
aa. 1 Sing.

Warum nicht kürzer so: αμην.

1 Sing. 1 Aor. Med. u. Imperf. pass. Verb. μι aus ω.

Wir sehen auch nicht ein, warum αμην blos für die Endung des Aor. I. des Verb. baryt. und nicht überhaupt des Aor. I. angegeben ist, da darin auch die Verba contracta, und Verba in μι übereinstimmen. Der Vf. konnte hier mehr verallgemeinern, und sich das *Verzeichniss der Temporum, welche in Ansehung der Endungen gleich sind*, S. 45 — 48. ersparen. Auf die Dialekte hat der Vf. zugleich mit Rücksicht genommen, doch fehlen viele Endungen, welche unten in einem Nachtrage S. 204 — 217. nachgeholt sind. Dann folgt eine *Aufzählung der Zeitwörter, von welchen sich andere Tempora borgen*, z. B. αγχγω — αγω. Der Ausdruck, ein Verbum borgt von dem andern Tempora, ist unrichtig, und gegen die Sprachanalogie; richtiger würde es heissen: *unvollständige Verba*. Nun giebt der Vf. in dem 2 Abschn. S. 55. Regeln für die Bildung der Temporum, sehr ausführlich, aber auch mit weniger Oekonomie des Raums und der Zeit. Nach den Regeln folgt eine *anschauliche Darstellung der Bildungsregeln für die Sylbe vor der Endung* und *eine alphabetische Angabe der Charaktere*, oder der Buchstaben vor den Endungen, mit Bestimmung der Temporum, in welchen sie vorkommen; (dieses Verzeichniss wird den Anfängern Mühe machen, ehe sie sich in dasselbe finden lernen, und doch wenig nutzen,) und noch eine *alphabetische Angabe der Charaktere vor den flüssigen Buchstaben*; die *Lehre vom Augment*; eine *gedrängte Darstellung der Lehre von den Endungen, durch welche der Grieche conjugirt*. In dieser Darstellung ist es dem Vf. endlich gelungen, den Mechanismus der Conjugation durch eine willkürlich gewählte Bezeichnung für den Anfänger bis auf einen gewissen Grad zu vereinfachen. Er giebt nämlich ein Schema von den Endungen der Personen des Indicativs, Optativs, u. s. w. und bezeichnet die Vocale, die damit verbunden werden müssen, mit dem Zeichen ϑ auf die Art:

Sing.	Dual.	Plural.
ϑ.	ϑ μεν.	ϑ μεν.
ϑς.	ϑ τον.	ϑ τε.
ϑ.	ϑ τον.	σι.

Aber eben dieses Zeichen ϑ macht nun wieder mehrere Erklärungen nothwendig, was in einzelnen Fällen darunter zu verstehen sey, z. B. im Präsens 1 Pers. ω, 2 Pers. ει, Perfect. u. Aor. I. α. u. s. w. Dieses Schema enthält also nur das Gemeinsame von den Endungen, welches leicht noch allgemeiner hätte gefasst werden können, dass es für den Optat. keines besondern Schema bedurft hätte. Das zweyte nothwendige Stück, die schematische Darstellung des Charakteristischen jeder Endung für jedes einzelne Tempus und Modus, welches in den Vocalen bestehet, fehlet. Durch eine zweckmässige Verbindung von beiden, konnte der Zweck des Vf. erst vollkommen erreicht werden, und dann war der weitläufige *Commentar über die gedrängte Darstellung* S. 137 — 156. völlig entbehrlich. Von S. 163 — 192. folgen die *Kunst, das Thema zu finden*, und einige alphabetische Verzeichnisse z. B. der Zeitwörter, die nur in dem Medium gewöhnlich sind, der Buchstabenvertauschungen in den Dialekten. Was die Declinationen betrifft, so haben wir wenig Eigenes gefunden, ausser dass der Vf. bey dem Schema jeder einzelnen Declination zugleich die Abweichungen der Dialekte angiebt. Auf die Darstellung der einzelnen Declinationen folgt eine *alphabetische Angabe der Casuszeichen*, eben so umständlich behandelt, als eben bey der Conjugation, die zwar dem Anfänger, wenn er bey einer Endung anstösst, Erleichterung verschafft, aber überflüssig ist, wenn man gleich zu Anfange einen guten Grund gelegt hat. Den Beschluss macht die *Lehre von den Sprachregeln in Ansehung der Consonanten und Vocale* als Hülfskenntnisse bey der Declination und Conjugation. Das Buch enthält also beynahe eine vollständige Elementarlehre der griechischen Sprache, die sich von den gewöhnlichen Grammatiken dadurch auszeichnet, dass jene damit aufhöret, womit diese anfangen, eine Methode; welche in gewisser Rücksicht Vorzüge hat, weil sie von dem Concreten zu dem Abgezogenern fortgehet. Aber man wird auch zugleich aus der Inhaltsanzeige, die wir gegeben haben, das Urtheil fällen, dass die Weitläufigkeit, welche sie veranlasst, diesen Vortheil wieder aufwieget, und die Neuheit der Behandlung nicht eben durch Zweckmässigkeit empfehlungswerth geworden ist.

Nürnberg, b. Bieling: *Lateinische Sprachlehre für den ersten Cursus.* Oder vollständiges Schema der lateinischen Declinationen und Conjugationen mit ihren deutschen Benennungen nebst den nöthigen Einleitungen und Anmerkungen. Zum Behufe des öffentlichen und Privatunterrichts. 1798. 222 S. 8.

Der verständige Vf. glaubte, Elementarschüler im Lateinischen dürften keinen Leitfaden in die Hand bekommen, der über die Anfangsgründe, d. i. über die Lehre von den Declinationen und Conjugationen hinausginge, und er veranstaltete deswegen für den ersten Cursus einen kurzen Auszug aus Scheller's

und

und Bröder's kleinern lateinischen Sprachlehren, in so fern sie das Nomen und Verbum umfassen, und suchte das Gute beider Sprachlehren zu vereinigen. In der Stellung und in beygefügten Erläuterungen und Anmerkungen hat er doch einiges eigenthümliche Verdienst. Der Syntax ist ganz aus dieser kleinen Sprachlehre ausgeschlossen. Für einen zweyten Cursus schlägt der Vf. die kleine Schellersche oder Brödersche, und für einen dritten die grosse Sprachlehre von Scheller oder Bröder vor. Auf eine Fertigkeit im Decliniren und Conjugiren, als die Bedingung des weitern Fortkommens im Lateinischen, dringt der Vf. mit Recht, aber er scheint mit Windmühlen zu fechten, wenn er gegen die neuere, durchaus verderbliche, gewissenlose Unterrichts-Methode eifert, nach welcher der Lehrling *bloss* durch *Uebersetzen* zu dem Zwecke gelangen solle, zu dem der rechtgläubige Lehrer ihn auf jene Art zwar später, aber desto sicherer, zu führen suche! Die herrschende neue Methode ist das nun eben nicht; aber wenn auch einzelne Sprachlehrer sich dieser von ihnen für gut gehaltenen Lehrart bedienten, muss man denn eine fehlerhafte Methode auch *gewissenlos* nennen?

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Späthen: *Der Jacobs-Brunnen; wohin die gläubigen Beter kommen:* oder *geistliche Andacht treuer Christen-Seelen, die ihren Heyland suchen und seine Erscheinung lieb haben.* 1798. XVIII. u. 332 S. 8.

Den seltsamen Titel erläutert der Vf. nach seiner Art aus der biblischen Geschichte, dass *Jacob* die Tochter Labans *Rahel* zuerst an diesem Brunnen gesehen, ihre Schafe getränkt, bey demselben hernach durch geschälte Stäbe in den Tränkrinnen die Heerden, die da empfangen sollten, zur Hervorbringung sprenklichter Schafe disponirt habe, und reich geworden sey, — dass dieser Brunnen bey Sichar noch zu Christi Zeiten durch die berühmte Unterredung Joh. 4. merkwürdig geworden. Darum kommen nun noch seine Jünger zur Gnadenquelle, ruffen (rufen) sehnlich an, trinken und werden innigst gelabt und erquickt. — „So, sagt er dabey sehr erbau„lich, so fand jener starke Simson und wunderbare „Held einen faulen Esels-Kinn-Backen, reckte sei„ne Hand aus, nahm ihn, und schlug damit 1000 „Mann... Gott spaltete einen Backzahn in dem Kinn„backen, dass Wasser herausging. Und als er trank, „kam sein Geist wieder, und ward erquickt. Darum „heisst er: des Anrufers Brunnen, der im Kinnbacken „ward." u. s. w. Aus dieser Stelle kann man schon den Geist und Werth des Gebetbuchs errathen. Stünde nicht des Vf. Namen (*Brumbey*) darunter, und wären nicht so viele Schriftstellen in ernsthaftem Tone angeführt: so wäre man in Versuchung, es für eine boshafte Spötterey zu halten, wenn Christus und Gebet in solche Parallelen gestellt werden. Der Gebete sind 90. Zuerst ein Gebet um die Gnade, recht zu beten, dann Bitte um Erhörung, und dann so weiter, ein Gebet beym Anfange, und eines beym Schlusse eines Gebets(!!!) beym Aus- und Ankleiden, so für alle Zeiten des Tages, der Woche und des Jahres, für allerley Stände und Lebensumstände, unter andern für Unfruchtbare; Schwangere, Gebährende(!) Kindbetterinnen, bey einer Mutter von Vierlingen, bey schwerer Geburt(!!) für Seefahrer beym Seesturme, nach erlittenem Schiffbruche, Wunsch der ersten Kirche für die Verstorbenen (eine Art von Seelmesse am Tage aller Heiligen!!) Proben des Inhalts zu geben wird uns jeder Freund einer vernünftigen Religion erlassen.

DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Sammlung einiger öffentlichen Vorträge* für Freunde einer rein-biblischen Religionserkenntniss und eines thätigen Christenthums von *Maur. Joh. Heinr. Beckhaus*, evangel. reformirten Prediger zu Gladbach im Herzogthum Berg. 1798. 396 S. 8.

Inhalt und Form dieser Predigten berechtigen uns zu einer vortheilhaften Meynung von dem Publico des Vf.; und wir glauben, dass er selbst nicht wenig darzu beytrage, reine Religionsbegriffe und tugendhafte Gesinnungen in demselben zu verbreiten. Er entwickelt die Religionsbegriffe der Schrift nach geläuterten Grundsätzen, und mit steter Anwendung auf das Leben und Handeln. Dabey ist sein Ausdruck grösstentheils rein und gut, seine Darstellung leicht und gemeinfasslich, ohne von allem Schmuck der Beredsamkeit entfernt zu seyn. Auch haben wir mit Vergnügen bemerkt, dass der Vf. nicht nur in seinem Studio der *Exegese* und Moral, sondern auch in der Bildung seines Kanzelvortrags beträchtliche Fortschritte macht. Denn in dieser Sammlung sind die Predigten von 1794 und 1795 denen von 1789 und den folgenden Jahren weit vorzuziehen. Vorzüglich haben uns die zwölfte: *Wie trostvoll der Glaube an eine selige Unsterblichkeit für wahre Christen sey;* über 2 Tim. 1, 12. und die vierzehnte: *Das Bild eines guten, frommen Mannes;* eine Pfingstpredigt über Apostelgesch. 11, 24. gefallen. Die Trostpredigten, die unter den Drangsalen des Krieges gehalten sind, zeichnen sich durch Herzlichkeit und Wärme aus. Uebrigens enthält diese Sammlung auch zwey Homilien, wovon es der zweyten über Luc. 5, 1—11. zu sehr an Einheit des Gesichtspunctes, aus welchem die Materialien geordnet sind, fehlet; zwey Confirmationsreden, denen etwas mehr Wärme nicht schadete, und eine Gelegenheitspredigt am Gedächtnisstage der Eisfahrt zu Mühlheim am Rhein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. April 1800.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lübeck, b. Bohn: *Philologisch-kritischer und historischer Commentar über das neue Testament*, in welchem der griechische Text, nach einer Recognition der Varianten, Interpunctionen und Abschnitte, durch Einleitungen, Inhaltsanzeigen und ununterbrochene Scholien als Grundlage der Geschichte des Urchristenthums bearbeitet ist, von *Heinrich Eberhard Gottlob Paulus*, der Theologie Prof. zu Jena. *Erster Theil*, der drey ersten Evangelisten erste Hälfte. 2 Alphabet in gr. 8. ausser 2 Bogen Vorrede u. dgl. (2 Rthl. 16 gr.)

Vorliegendes Werk hat einen so wichtigen und weitgreifenden Zweck, und enthält zu dessen Beförderung so vieles Merkwürdige, dass wir allen, welche den Werth theologischer oder zur überzeugenden Einsicht derselben vorbereitenden Untersuchungen zu schätzen wissen, einen angenehmen Dienst zu erzeigen hoffen, wenn wir ihnen mit der strengsten Unpartheylichkeit jenen Zweck und die Art, wie ihn Hr. D. P. zu erreichen gesucht hat, in so bündiger Kürze, als uns möglich ist, vorlegen.

Wenn nur derjenige des Namens eines Theologen oder wenigstens eines nach diesem Namen gewissenhaft Strebenden werth ist, der durch *eignen Fleiss* und Nachdenken — es versteht sich, mit *möglichster* geprüfter Benutzung dessen, was ihm von Andern darin vorgearbeitet worden — zur gründlichen und zusammenhängenden Einsicht derselben gelangt ist: so ist namentlich bey einem christlichen Theologen zur Erreichung dieses Zwecks zweyerley schlechterdings nothwendig: *erstlich*, die Ueberreste des ursprünglichen Christenthums, wie es aus Christi und der durch ihn belehrten Apostel Händen, in den Schriften des neuen Testaments zu uns gekommen ist, mit Beseitigung aller unserer eigenen oder von Andern empfangenen Vorstellungen davon, hingegen mit genauester Anwendung des erweislichen Sprachgebrauchs und der irgend entdeckbaren historischen Umstände, selbst so zu studieren, wie sich ihr Sinn uns auf die gedachte Art überzeugend darstellt; *hernach*, die so entdeckten darin liegenden Geschichts- oder Lehr-Wahrheiten nach dem strengsten Zusammenhang so zu ordnen, dass daraus ein deutliches und bündiges Ganze entstehe. Nun gedenkt Hr. P. zur Beförderung des eigenen Fleisses eines immer weiter gewissenhaft fortschreitenden Religionslehrers, dereinst ein solches Ganze durch eine, wie er sagt, „in einander eingreifende Reihe von eigentlichen, d. i. ohne Beyhülfe von andern lesbaren, Lehrbüchern zu liefern, worin alle Fächer der Theologie, auf philologische und philosophische Gründe gestützt, nach der strengsten Schlussfolge zusammengeordnet, und ohne selbstzerstörende Reticenzen wahr und klar entfaltet werden sollen." Für jetzt aber macht er, als die erste Vorbereitung dazu, diesen Commentar über das neue Testament bekannt, den man also ganz in jener Rücksicht d. i. als Grundlage des darauf aufzuführenden Lehrgebäudes anzusehen hat. Hier legt er das, „was ihm über den historischen Inhalt des N. T. Resultat ist, so vor, dass jeder, welchem die Textessprache nicht allzu fremd ist, selbstprüfend es entwickeln könne. Der angehende Theologe auf Akademien soll durch diese Arbeit eine vollständige Anleitung erhalten, das N. T. bey Vorbereitungen oder Wiederholungen, in Verbindung mit dem Vortrage seines Lehrers, nach einerley Ton und Geist leichter zu umfassen. Auch wer durch ein nicht wissenschaftliches theologisches Amt vom Detail der theologischen Literatur abgeschnitten, sich eine durchgeführte, überall von philologischer und psychologischer Bestätigung begleitete, Ansicht des Ganzen wünscht, ohne sie aus der Menge exegetischer Hülfsmittel selbst herausarbeiten zu können, soll hier die nothwendigen *Vorbegriffe, Wortbedeutungen, Erweise und Sinnerklärungen* so zusammengedrängt finden, dass sie durch grammaticalische Construction leicht zu verbinden und auf den vorliegenden Text überzutragen seyn werden."

Was der Vf. hier geleistet hat, in so fern von den *Theilen* seiner Arbeit die Rede ist, besteht *theils* in historischen Einleitungen, *theils* in einem genau revidirten Text, *theils* in Scholien, die Erläuterungen des Textes enthalten. — Die Einleitungen könnten *entweder* allgemeine seyn, welche die Bücher des N. T. und deren Beschaffenheit, oder auch ganze einzelne Bücher desselben und deren Eigenschaften beträfen, *oder* besondere, die zur vorläufigen Kenntniss und Beurtheilung ihrer einzelnen Abschnitte dienten. *Jene* wird man hier eigentlich nicht finden; vermuthlich, weil der Vf. es als bekannt aus besondern dazu geschriebenen Büchern voraussetzen zu können glaubte, auch wohl, wie er es selbst andeutet, weil es der Raum dieses ohnehin schon weitläufig ausfallenden Werks verbot. Indessen erlässt man einem Schriftsteller, der, wie er, so viele neue Aussichten zu eröffnen pflegt, ungern solche Untersuchungen, und er wird uns erlauben, ihn bey dem Wort zu halten, mit welchem er dergleichen nur auf schicklichere Gelegenheiten zurückzulegen versichert.

Diesesmal verweiset er, in Absicht auf die bearbeiteten Evangelien des N. T., auf seine *Capita selectiora Introductionis in N. T.* und was er von dieser Art in dem gegenwärtigen Werke gelegentlich beybringt, wollen wir unten an seinem Orte erwähnen, wo wir auch der *besondern* Einleitungen, Uebersichten oder Inhaltsanzeigen *einzelner* Abschnitte der erläuterten Bücher und deren Einrichtung gedenken werden. Bis weiter unten versparen wir auch von dem hier abgedruckten *Texte* des N. T. und den fortlaufenden *Scholien* dazu zu reden; weil es uns zu einer bessern allgemeinern Uebersicht dessen, was Hr. *P.* geleistet hat, schicklicher scheint, seine Arbeit nicht sowohl nach ihren *Theilen*, als vielmehr nach den verschiedenen *Arten* seiner Erklärung des N. T. zu beschreiben. Denn die Theile fliessen nicht nur oft in einander, — da z. B. das, was die Kritik betrifft, theils bey Erwähnung des Textes, theils bey Beschreibung der Scholien gemeldet werden müsste, und die historischen Erläuterungen eben sowohl in den besondern Einleitungen, als in den Scholien, zerstreut vorkommen, — sondern die *Art der Behandlung* bleibt doch auch immer die Hauptsache, worauf bey Beschreibung und Würdigung des ganzen Werks gesehen werden muss. Wir wollen also lieber alles, was hier geleistet worden ist, nach demjenigen abtheilen, was der Vf. in Absicht auf *kritische*, oder *philologische*, oder *historische*, oder *philosophische* Versuche — wenn man diese letzten noch von den historischen unterscheiden will — gethan hat.

Auf die Reinigkeit des Textes und die Wahl unter den verschiedenen Lesearten — um mit den *kritischen* Untersuchungen anzufangen — hat Hr. P. besondern Fleiss gewendet, und sich selbst durch *Griesbach's* vortreffliche Vorarbeiten einer neuen Untersuchung nicht für überhoben gehalten; auch mit in der so löblichen Absicht, um, wie er sich ausdrückt, dem besorglichen Aussterben derjenigen theologisch-philologischen Kenntnisse entgegen zu wirken, welche man gar zu leicht für entbehrlich erklärt, weil sie bloss aus Mangel einer durch Beyspiele erleichterten Anleitung und Uebung allzu schwer (überhaupt auch wohl den meisten zu unbedeutend) scheinen. Mit vollem Rechte nennt er sie S. XV. der Vorrede eine Classe von Kenntnissen, welche dem, der in Sachen der christlichen Religion Lehrer seyn will, und folglich sich alle ihm mögliche Fertigkeiten, um *Selbstprüfer* zu seyn, erwerben soll, nicht willkürlich erlassen werden kann, ungeachtet der Bequemlichkeitssinn (die innere *Vis inertiae*) nur allzuvieler von unsern theologischen Zeitgenossen sie weit lieber vermindert als vermehrt sieht." (So soll es wohl heissen anstatt dass hier *lieber vermehrt als vermindert* gedruckt steht.) In den kritischen Grundsätzen folgt er zwar dem, was schon *Griesbach* so gut ins Licht gesetzt, und selbst sein Text erscheint meistens in der Gestalt, die ihm dieser gegeben hat. Aber nicht selten urtheilt er über die vorzügliche Leseart anders als dieser, da nämlich, wo nicht bloss nach Zeugen, sondern auch und noch mehr nach innern Gründen entschieden werden muss, so wie er anderwärts durch dergleichen Gründe die von *Griesbach* gewählte Leseart noch mehr bestätigt. Von diesem letzten Fall würde es, Beyspiele anzuführen, unnöthig seyn; aber bey dem, was unser Vf. vor Griesbach Eigenes hat, müssen wir einige zur Probe geben. Sie sind von einer doppelten Art. Denn bey manchen Stellen stimmen zwar beide in der Wahl einer Leseart überein, aber nur Hr. *P.* nimmt eine gerade in den Text auf, wo G. glaubte, dass auch eine andere ihr das Gleichgewicht hielte, und daher die gewöhnlichere in dem Texte beybehielt; in andern Stellen hingegen geht Hr. *P.* ganz von G. ab, und billigt hier ausschliesslich als ächt, setzt sie auch ohne Bedenken in den Text, die G. nicht erwähnt oder als unächt und verdächtig verwirft. Von jener Art ist z. B. Luca 2, 22. τε καθαρισμε ΑΥΤΟΥ, statt des gewöhnlichen, auch von G. beybehaltenen αὐτων, in den Text gerückt; Marc. 1, 16. hat *P.* ΚΑΙ ΠΑΡΑΓΩΝ παρὰ τ. θάλασσαν, G. aber περιπατων δε π. τ. θ.; Matth. 8, 28. ΓΕΡΑΣΗΝΩΝ, wo G. Γαδαρηνων im Texte gesetzt hat. Von der andern Art, wo unser Vf. geradezu anders als G. lieset, geben wir folgende Stellen. Man weiss, was Luc. 3, 1. der Λυσάνιας τῆς Αβιληνῆς, als ein zu der Zeit, wo Jesus zu lehren anfing, lebender Tetrarch, den Kritikern für Mühe gemacht hat. Hr. *P.* zeigt S. 216 ff., dass es nach Herodes I. höchst wahrscheinlich gar keinen Tetrarchen Lysanias über Abilene gegeben habe, und streicht also im Texte S. 185 das τετραρχῶντος hinter Αβιληνης weg, so dass die Worte και Λυσ. τ. Αβιλ. müssten zum Vorhergehenden gezogen und dieser District Ἀβιληνή dem Tetrarchen Philippus beygelegt werden. (Aber dann müsste es ja heissen: κ. της Αβιλ. Λυσ. oder κ. της Λ. Αβ.) Bey der sehr variirenden Stelle Luc. 4, 27. stimmen wir gern bey, dass τίς ἡ διδαχὴ ἡ καινὴ αὑτη ein Glossem sey; Hr. *P.* schliesst daher διδ. ἡ. κ. αὑτ. in [ ], lässt aber, wir wissen nicht warum? τις ἡ ganz im Texte weg. Auch Matth. 1, 18. behält und vertheidigt er das gewöhnliche γεννησις, da G. γενεσις sogar in den Text aufgenommen hatte. Luc. 8, 27 und 39. hat er πολιν mit einem Π drucken lassen, als sey nicht eine Stadt, sondern die Gegend, welche unter dem Namen Δεκαπολις vorkommt, gemeynt, weil Marcus K. 5, 20 ausdrücklich Δεκαπ. erwähne, daher wahrscheinlich diese ganze Gegend kurzweg möge ἡ Πόλις geheissen haben (S. 377.)

Will man auch die verschiedene Interpunction unter die Varianten des Textes zählen; so fehlt es auch daran in dem hier abgedruckten Texte nicht, wo sie durch einen * oder durch " angedeutet wird. Bisweilen ist sie ganz natürlich, z. B. S. 47. Luc. 1, 45: Και (nämlich εἰπεν, ferner rief sie aus) μακαρια ἡ πιστευσασα, * ὁτι εσται u. s. w., vermuthlich anzuzeigen, dass ὁτι nicht zu πισ. gehöre, und das ausdrücke, *was* Maria geglaubt habe, sondern zu μακαρία, um zu bezeichnen, *warum* sie sie glücklich preise. So auch Luc. 2, 5. συν Μαριαμ u. s. w. von απογραψασθαι durch ein * geschieden, um es mit ἀνεβη v. 4. zu verbinden, weil der *Census* nur den Hausvater anging.

Maria

Maria also aus andern Ursachen, als um sich schätzen zu lassen, den Joseph begleitete. Allein in andern Stellen scheint die vorgeschlagene Interpunction sehr hart zu seyn. Wir übergehen Luc. 1, 2, wo Hr. P. meynt, schon mit καθως, und nicht erst mit ἐδοξε μοι, fange der Nachsatz an; denn hier bekennen wir, was die vorgeschlagene Interpunction sagen solle, nicht genug zu verstehen. Aber Marc. 1, 2—4 soll (nach S. 209 und 212) ὡς v. 2. den Vordersatz und v. 4 εγενετο Ιωαννης βαπτιζων u. s. w. den Nachsatz enthalten: „Wie diese Gattung von Männern beschrieben war in prophetischen Stellen: so war wirklich deren Einer — Johannes;" (welche Art, den Nachsatz auszudrücken, dem N. T. ganz ungewöhnlich ist. Ἀρχη τε Ευαγγελιε Ιησ. Χρ. ist sicher statt: αὑτη ἦν ἡ ἀρχη etc. und so schliesst sich v. 2 und 3 ganz natürlich an v. 1 an.) Noch weit härter scheint es, wenn Luc. 1, 78. ανατολη ἐξ ὑψες nicht zu ἐπεσκεψατο ἡμας gehören soll, weil das ἐπισκεπτεσθαι sonst der Gottheit, nicht dem Messias beygelegt und alles schleppender werde, — bey jener gewöhnlichen Construction. Dagegen wird hier vor ανατολη ein Punct zu setzen, vorgeschlagen, hinter ἀνατ. ἐξ. υψ. soll man ἐϛι ergänzen, und das Ganze: ἀνατολη bis εἰρηνης soll gleichsam die Formel der Lehre seyn, welche Johannes einst verbreiten werde, daher dieses Ganze hier im Text als eigene künftige Worte Johannis (mit ") virgulirt ist, dass der Sinn sey: das aus der Höhe herabscheinende Gestirn ist bereits da, um zu leuchten in der Finsterniss u. s. f.

Der Text selbst von den neben einander gestellten ersten drey Evangelien, ist stückweise, wie in der Griesbachschen *Synopsi* (doch ohne untergesetzte Varianten) nach der Inhaltsanzeige jedes Abschnitts und deren historischer Ausführung und vor den erläuternden Scholien, so abgedruckt, dass die vom gewöhnlichen Text abweichende und hier in ihn als die wahre aufgenommene Leseart mit kleiner Schrift mehrentheils bezeichnet ist; nur manchmal ists vergessen worden, z. B. Luc. 1, 55. in ἑως αἰωνος, und Matth. 11, 2. πεμψας των μαθητων αὐτε, nämlich τινας, obgleich gerade diese letzte Leseart zuerst von Hn. G. angenommen und sicherlich die ursprüngliche ist. Zweifelhafte Worte im Texte sind in Klammern eingeschlossen. Billig hätte auch durch irgend etwas sollen angezeigt werden, wenn Worte des gewöhnlichen Textes in dieser neuen Recension als unächt weggelassen sind, wie z. B. Luc. 2, 42. die Worte εἰς Ἱεροσολυμα hinter ἀναβαντων αὐτων. Ziemlich oft sind auch Worte durch „" eingeschlossen, um sie ausdrücklich als eigenthümliche Worte auszuzeichnen d. i. wie wir sehen, wenn der im Text redende etwas Vorhergesagtes näher bestimmt, als Luc. 1, 55. τῳ Ἀβρααμ κ. τῳ σπερμ. αὐτε; oder Worte eines Andern führt, wie Matth. 5, 31; oder einen Grund von dem Gesagten angiebt, wie ebendas. v. 35. Noch nützlicher ists, wenn durch einen Gedankenstrich im Text angezeigt ist, dass das Nachfolgende als etwas von dem alten Verfasser hinzugedachtes anzusehen sey, z. B. S. 430 sind bey Matth. 9, 30. und Luc. 8, 46. die Worte την ἐξ αὐτε (oder ἀπ' ἐμε) δυναμιν ἐξελθεσαν zwischen zwey Striche gestellt, weil, wie aus S. 423 erhellt, Hr. P. dem Leser bemerklich machen will, diese Worte wären nicht Factum, sondern Meynung des Volks und, nach diesem, des h. Schriftstellers. — Uebrigens haben wir keine Leseart von einigem Belang unerwähnt und ungeprüft gefunden, selbst wenn sie dem Anschein nach blosse Kleinigkeit zu seyn schien; so dass es denen, die sich in Beurtheilung derselben üben wollen, hier gar nicht an Gelegenheit zu kritischen Uebungen fehlen wird.

So viel von den kritischen Untersuchungen und der Recension des Textes. Wir kommen auf die *philologischen*, welche in den beygefügten Scholien enthalten sind, und von welchen sich diejenigen ohngefähr einen Begriff machen können, die des Vfs. bekannten philologischen *Clavis über die Psalmen und den Jesaias* kennen; denn die Methode der Auslegung ist, mit einigen wenigen Veränderungen, eben die, welche er in jenem gebraucht hat. Wenn er auch zur Erläuterung des Sprachgebrauchs und selbst der Sachen nichts gethan hätte, als das Beste, das Zweckmässigste aus den brauchbarsten Sammlungen derjenigen zu excerpiren, die das N. T. aus Profan- und jüdischen Schriftstellern zu erläutern gesucht haben: so würde schon dieses, für den zumal, der auch die besten hieher gehörigen Sammlungen zu vergleichen, keine Gelegenheit oder Zeit oder Lust hat, allen Dank verdienen; denn es ist bey aller Kürze mit sehr verständiger Wahl geschehen. Aber er hat auch aus eigenem Gebrauch des alttestamentlichen Textes, dessen griechischen Uebersetzungen, dem Josephus und Philo und rabbinischen Schriftstellern, manche treffende Erläuterung beygebracht, besonders um ähnliche Gedanken und Meynungen und überhaupt die zum Verstande des N. T. so nöthige Local- und Zeitkenntnisse ins Licht zu setzen. Vorzüglich ist dieses in Absicht auf den morgenländischen Sprachgebrauch und manche in dem N. T. herrschende Begriffe geschehen. Wir machen die, welche gleich anfangs vor dem Gebrauch dieses Commentars sich von den hier zu erwartenden schönen Aussichten überzeugen wollen, nur auf das aufmerksam, was S. 58 über den jüdischen Begriff von einem προφητης; S. 72 ff. über das so oft im N. T. gebrauchte πληρωθῃ, und daraus über die aus Jes. 7, 14. vom Matthäus citirte Stelle S. 77 ff., so wie über die Matth. 2, 17 ff. angeführte Stelle aus dem Hoseas S. 148; über die Combination des von den Magiern bey Bethlehem erblickten Sterns mit dem Hause, wo sie den neugebornen König aufsuchen sollten, S. 129 vergl. mit S. 113; über das Reich Gottes, an mehrern Orten; über das nicht Zeit abtheilende ἑως αν Matth. 5, 18. S. 511 u. dgl. gesagt worden ist. Ueberhaupt scheint uns Hr. P. da am lehr- und lichtreichsten, wo etwas aus Ort- und Zeitbegriffen zu erläutern ist.

Nicht so ganz in andern Fällen, wo es auf sonst gewöhnliche Bedeutungen der Wörter und Redensarten, und auf leichte Auffassung oder Darstellung des

des Sinnes, ankommt; und wir hoffen um ſo mehr, es werden uns darüber einige Anmerkungen erlaubt ſeyn, da er ſelbſt durch fremde Urtheile und Gründe weiter geleitet zu ſeyn wünſcht. — So wenig wir der Kenntniſs der Etymologie ihren Nutzen, wenigſtens bey Anfängern, um die verſchiedenen Bedeutungen durch Ideenaſſociation zu behalten, abſprechen wollen: ſo gewiſs iſt doch auch, daſs ſie ſehr täuſchen und von dem wirklichen Sprachgebrauch abführen könne, zumal wenn Zwiſchenbedeutungen verloren gegangen ſind, und in ganzen Redensarten. Dies möchte wohl manchmal der Fall bey den hier gegebenen Erklärungen geweſen ſeyn. S. 51 z. B. wird bey den Worten der Maria: διεσκορπισεν ὑπερηφανους διανοια καρδιας αὐτων Luc. 1, 51 geſagt: ὑπερηφανος heiſse *übermüthig, eingebildet,* wahrſcheinlich von ὑπερ und ἐπανω, nach den (hier oft citirten) *Lennepiſchen* Etymologien, διανοιᾳ ſey *Denkart,* und ὑπερηφ. διαν. ſo viel als κατα διαν. So führte denn freylich die Etymologie auf die gemeine Erklärung; aber die ὑπερηφανοι ſind zuverläſſig hier nicht *übermüthige,* ſondern *tapfere, ſtrenui,* אַבִּירֵי לֵב, die Symmachus Pſalm 76, 6. ὑπ. τ. καρδ. überſetzt, welches auch bey Lucas die Verbindung beſagt. Eben ſo bey Luc. 3, 1. ſoll nach S. 215 τετραρχειν heiſsen: *eine Unterabtheilung eines Volks regieren;* denn τετρα komme, nach *Lennep,* von τεταμαι, *id quod ſtat erectum,* folglich ſey τετραρχης ein *magiſtratus ſuperior.* Konnte nicht ſchon die bekannte Abtheilung, die Herodes I. von ſeiner Herrſchaft in vier Theile machte und zwey dem Archelaus, jeden der beiden andern aber zweyen ſeiner andern Söhne überlieſs, dieſe etymologiſche Erklärung verhüten? So ſoll auch S. 639 εὐθεως darum nur *bald, baldmöglichſt,* bedeuten können, weil es von εὐ θεειν *gut gehen* abſtamme, alſo *gerade* heiſsen, weil ſichs auf dem geraden Wege *gut* geht. — Auch eine gewiſſe Härte der Erklärungen iſt uns nicht ſelten vorgekommen, und bey manchen läſst ſich ſchwer abſehen, wie der angenommene Sinn in den Worten liegen ſolle. Ob es nur ſo ſcheine, wollen wir bey einigen Beyſpielen mehr Anderer Beurtheilung überlaſſen. Luc. 1, 64 wiederholt man gewöhnlich in den Worten: ἀνεωχθη το ςομα αὐτȣ, και ἡ γλωσσα αὐτȣ, hinter dieſen letzten ἀνεωχθη; ganz recht, wie uns dünkt; denn daſs ſich dieſs, wie Hr. P. meynt S. 57, dem Sinn gemäſs, nicht ergründen laſſe, widerlegt ſich ja ſchon aus Marc. 7, 35. Statt deſſen ſoll ἡ γλωσ. αὐτ. der *Nominativus abſolutus* ſeyn und das folgende και *ſo* bedeuten: „*Was ſeine Zunge betrifft: ſo ſprach er nun.* Matth. 5, 22. ſoll ἐνοχον εἰναι εις τ. γέενναν τȣ πυρος nicht von Strafen nach dem Tode verſtanden werden, ſondern ſo viel heiſsen als: dem Satan als ein Höllenkind überlaſſen werden, d. i. unter den Bürgern des Gottesreichs (den Chriſten) keinen Platz mehr haben, von den Chriſten ausgeſtoſsen werden. (Wo kommt es je ſo vor?) Matth. 6, 13. ſollen die Worte im Vater Unſer: μη εἰςενεγκῃς ἡμας εἰς πειρασμον mit einer Bedingung verſtanden werden, die in der vorhergehenden Bitte liege, und den Sinn haben: „Nicht deswegen, weil wir gegen dich mit mancher Schuld im Rückſtand ſind, veranlaſſe du Proben des Unglücks gegen uns," ſo daſs der betende Chriſt dadurch ſich in der Zuverſicht ſtärke, daſs Unglück nicht Beweiſe des Unwillens Gottes gegen ihn ſey. Die Anfrage Johannis des Täufers Matth. 11, 3: biſt du, der da kommen ſoll, oder ſollen wir eines Andern warten, drücke nach S. 693 keinen Zweifel an Jeſu göttlicher Sendung aus, ſondern ſeine Verwunderung, daſs Jeſus zu lange auf ſich *warten* laſſe d. i. nicht die Errichtung ſeines Reichs beſchleunige; da nämlich Jeſus nicht ſich ſchnell Anhänger machte, ſondern wahre, überzeugte und freywillige Anhänger abwartete. (Wo mag dieſer Sinn *in gedachten Worten* Johannis liegen? Wenn die erſten Worte: *Biſt du, der da kommen ſoll?* unſtreitig ſo viel heiſsen als: Biſt du der Meſſias: ſo können, vermöge des Gegenſatzes die letzten Worte: *oder ſollen wir etc.* nichts anders ſagen, als: oder biſt du es nicht? Dies iſt ganz etwas Anderes, als: warum wirkſt du ſo *langſam?* Da würde Johannes ſich eher wie die Juden Joh. 10, 24. ausgedrückt haben. Und wie reimt ſich dazu die Antwort Jeſu v. 4 und 5, wo er von ſeinen wundervollen Thaten redet, die ja Johannes nach v. 1 ſchon kannte? Würde er nicht, wenn Joh. ſich über den *langſamen* Fortgang ſeines Reichs gewundert hätte, eher das geantwortet haben, was er v. 12, erſt nach *Weggang* der Geſandten Johannis, ſagt, oder was er Luc. 17, 20 auf dergleichen Fragen antwortet? Denn jene Thaten, als *Beweiſe* ſeiner *Thätigkeit,* wie ſie Hr. P. vorſtellt, konnten doch den über *Langſamkeit des Fortgangs* Klagenden nicht befriedigen.)

(*Der Beſchluſs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, b. Hendel: *Die Familie im Schwarzwalde.* Eine wahre Geſchichte von *F. H. Andrä.* Mit einer Kupferſcene (?) *Zwey Abtheilungen.* 1798. 431 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Wenn die ausführliche Beſchreibung jeder geringfügigen Handlung des menſchlichen Lebens Poeſie wäre; ſo würde der Vf. dieſer Geſchichte den erſten Anſpruch auf den Namen eines Dichters haben. Da man aber ohne ein Fünkchen von jener göttlichen Kraft, welche den Dichter macht, erzählen kann, wie Micheln ſein Mittags- und Abendbrod geſchmeckt, wie er Tobak geraucht und Bier getrunken, wie er von ſeinem Rector *ausgepauckt* worden, ſeine Frau *abgeſchmatzt* habe, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr ſind; ja, da eine ſolche Erzählung einen gänzlichen Mangel an Sinn für die Foderungen der Dichtkunſt, und jeder Kunſt, die etwas mit der Schönheit zu thun hat, auf das vollſtändigſte manifeſtirt; ſo müſſen wir dem Vf. rathen, ſeinen Trieb zu ſchreiben entweder ganz zu unterdrücken, oder, wenn er das nicht vermöchte, bey einem Gegenſtande zu befriedigen, der weder Einbildungskraft noch Geſchmack erfödert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. April 1800.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lübeck, b. Bohn: *Philologisch-kritischer und historischer Commentar über das neue Testament*; etc. von *Heinrich Eberhard Gottlob Paulus*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Nächstdem wäre wohl zu wünschen gewesen, dass, anstatt der Erklärung ganz bekannter Wörter, ohne deren Kenntniss Niemand das N. Test. zu lesen anfangen sollte, und die auch dem untersten Anfänger im Griechischen bekannt seyn müssen, lieber manches Dunkle, auch im Ausdruck, sonderlich hebräischartige und eigenthümliche Ausdrücke, wenigstens der Anfänger wegen, noch genauer und mit etwas mehrerer Sorgfalt wären erklärt worden. Wie viele werden z. B. Luc. 1, 15. in der Redensart: *mit dem Heiligen Geist erfüllt werden*, bey der blossen Uebersetzung des πνευμ. ἁγιυ durch *Gottgeweyhte Geisteskraft*, *statt* (im Gegensatz gegen) *irdischer Exaltationsmittel* S. 30., oder Matth. 3. 16. bey dem Schweben des Geistes Gottes, als einer Taube, wo er, wie es heisst, als Taube *sichtbar* geworden sey, etwas Bestimmtes oder Richtiges denken? und wie viele sich bey Luc. 1, 34. aus der blossen Angabe: σημειον heisse ein *bedeutungsvolles Phänomen* und ἀντιλεγομενος *dem Widerspruch* ausgesetzt, deutlich sagen können, was nun eigentlich hier das zusammengesetzte σημειον ἀντιλεγομενον *bedeute*? Auch S. 190. giebt die Erklärung von μετανοειν durch: *verändert Denken in Beziehung auf Wollen und Handeln*, keinen hinlänglichen Begriff von μετανοια, einer Hauptidee des N. Test., die doch bey Aufführung eines Lehrgebäudes auf die Begriffe des N. T. einen so grossen Einfluss hat. Wie verlegen werden die Leser seyn, wenn sie bey Matth. 5, 5.: die Sanftmüthigen κληρονομησουσι την γην, hier weiter nichts finden, als: „κληρονομειν heisse einen Antheil bekommen, und ἡ γη das Land" mit dem Zusatz: „unbestimmt wo? Sanftmuth siegt und gewinnt Raum auch im Aeussern?" oder bey den Worten Matth. 5, 33. ὀυκ ἐπιορκησεις, ἀποδωσεις δε τῳ Κυριῳ τους ὁρκους σου, zur Erläuterung dieser letztern bloss bemerkt sehen, ἀποδιδοναι sey *abgeben*, *leisten*, und ὁ ὁρκος das *Beschworne* oder *Gelobte*; ohne eine Auskunft zu erhalten, wie denn Jesus diesen Zusatz: ἀποδωσεις u. s. w. tadeln, und v. 34. seine Lehre dem entgegensetzen könne? Und wie nöthig wäre gewesen, den Begriff des δοξαζειν τον Θεον Matth. 5, 16. in seinem edlern und weitreichenden Umfange, nicht: jemanden und seinen Wirkungen Gerechtigkeit widerfahren lassen, desgleichen des ἁγιαζειν in der ersten Bitte des Vater Unser, durch: heilig, an sich gut, anerkennen, und: so handeln (wo schwerlich der Begriff der moralischen Heiligkeit, sondern vielmehr der der Ehrfurcht zum Grunde liegt), zu erklären? Auch wird man ungern bey Matth. 6, 22. 23. die Erklärung des dort uneigentlich Ausgedrückten vermissen. Wir bescheiden uns gern, dass die Grenzen zwischen dem, was der Ausleger alles sagen oder nicht sagen solle, nicht genau können angegeben werden; aber wir glauben doch, dass der würdige Vf. bey den angegebenen Stellen unsere Wünsche, die gewiss auch Anderer Wünsche sind, auch zu Verhütung des bey Anfängern so leichten Missverstandes und blossen Errathens, nicht unbillig finden werde.

Doch wir gehen lieber gleich zu der dritten Art der Untersuchungen in diesem Commentar, zu den *historischen*, fort, die unserer Ueberzeugung nach, den schätzbarsten Theil desselben ausmachen, um welcher willen schon allein dieser Commentar einer allgemeinen Empfehlung würdig ist. Wir verbinden aber gleich damit das, was man unter dem Namen *philosophischer* Versuche begreifen möchte. Denn alle diese letzten, so weit sie wenigstens in diesem Bande des Commentars vorkommen, oder überhaupt bey Geschichtbüchern des N. Testaments, betreffen die Glaublichkeit und Glaubwürdigkeit des Erzählten, worüber ohne Kenntniss historischer Umstände, sie mögen nun wirklich von den heiligen Geschichtsschreibern angegeben, oder aus andern historischen Quellen bekannt seyn, oder auf Vergleichung des so angegebenen oder bekannten unter sich, abgenommen werden können, gar nicht geurtheilt werden kann. Daher kann die Anzeige solcher historischen und philosophischen Bemerkungen und Untersuchungen, so fern sich die philosophischen auf jene gründen, und umgekehrt historische Umstände ohne psychologische Kenntnisse, und ohne Kenntniss der Veränderungen in der Welt und ihrer Gesetze, nicht deutlich vorgestellt werden können, auch nicht von einander getrennt vorgelegt werden.

Wenn man die Begebenheiten, welche die Evangelisten erzählen, gehörig im Zusammenhange denken und beurtheilen will: so ist sehr zu rathen, dass man vorher die scharfsinnigen Bemerkungen des Hn. P. über die Prüfung historischer Glaublichkeit und Glaubwürdigkeit S. 5. ff., und den Anfang seiner allgemeinen Anmerkung über die chronologische und synchronistische Zusammenordnung der nächstfolgenden Abschnitte, S. 320. sich wohl und mit Ueber-

gung bekannt mache; nachher aber fich die hin und wieder S. 5. 64. ff. 181. ff. 262. 283. 294. 298. 302. ff. 373. 389. 405. ff. 451. ff. 614. ff. zerftreut vorkommenden Bemerkungen über die Quellen fammle, woraus die Evangeliften ihre Berichte fchöpften, und wonach fie fie ordnen. Es würde daher gewifs den Lefern fehr angenehm gewefen feyn, wenn Hr. P. nicht blofs auf feine oben fchon erwähnte *Capp. selectiora Introduct.* in N. T., die nicht jeder Lefer des gegenwärtigen Werks bey der Hand oder um einer Abhandlung willen die ganze Sammlung, die er gröfstentheils fchon in einer erften Ausgabe befitzt, zu kaufen Luft hat, verwiefen, fondern das ihm darüber Wahrfcheinliche irgendwo bey diefem Commentar, zur allgemeinern Ueberficht zufammengeftellt, und mit Belegen, dergleichen auch in diefem Commentar neu vorkommen, einleuchtend gemacht hätte. Doch hat er in den Inhaltsanzeigen und bey befondern Stellen, wo die Evangeliften von einander abgehen, oder ihre Erzählung nicht recht zufammenhängend fcheint, dafür geforgt, dafs aus den bey ihnen vorkommenden Datis die Befchaffenheit jener Quellen und der Gebrauch, den fie davon machen, hinlänglich deutlich werden kann.

Einen aufserordentlichen Fleifs hat er darauf verwendet, *theils* die von den Evangeliften erzählten Begebenheiten in eine beffere chronologifche Ordnung zu bringen, *theils* bey jeder die befondern Umftände, und jeden in dem wahrfcheinlichften Zufammenhange darzuftellen. Hiedurch erfcheinen die Erzählungen glaublicher, und werden von vielen Schwierigkeiten und Zweifeln befreyt; vornehmlich aber wird die von unferm Vf. beabfichtigte hiftorifchpragmatifche Ueberficht des Lebens und der Handlungen Jefu ausnehmend befördert. Wie viel eben dadurch die evangelifche Gefchichte felbft an Glaubwürdigkeit gewinne; in wie viel hellerm Lichte dadurch der Charakter Jefu, und befonders die Weisheit feiner Handlungen und Reden erfcheine; und wie vortheilhaft diefes felbft für das Chriftenthum fey, das fich auf diefe Gefchichte gründet, fällt jedem Aufmerkfamen in die Augen; fo wie der mühfame Fleifs, den Hr. P. hierauf verwendet hat, um fo verdienftlicher wird, je weniger noch bisher diefer Theil der Aufklärung des N. Teft. mit dem Fleifs bearbeitet war, deffen Möglichkeit und Nutzbarkeit vielen erft durch das einleuchten wird, was er wirklich hier geleiftet hat.

In der harmonifchen Stellung der evangelifchen Bruchftücke kommt er zwar mit Andern, namentlich mit Hn. D. *Griesbach*, da überein, wo die in dem einen Evangeliften vorhandene Ordnung mit der in dem andern parallel läuft. Aber, fo wie Hr. G. gar nicht die Abficht hatte, in feiner Synopfi eine eigentliche Harmonie zu liefern, er auch an die Möglichkeit, dergleichen unter den Erzählungen der Evangeliften herzuftellen, und an ihre Nützlichkeit, wenig Glauben hat: fo hat deffen Hr. P. defto mehr, und fein, felbft die kleinften Anzeigen nicht verfchmähender, Fleifs ift auch nicht ohne Frucht geblieben.

Wer ihm in feinen meifterhaften Unterfuchungen diefer Art, befonders bey der fynchroniftifchen Zufammenordnung der evangelifchen Abfchnitte vom erften bis zweyten von Jefu, als öffentlichem Lehrer gefeyerten Pafcha S. 320. ff. und dem chronologifchen Rückblicke darauf S. 737. ff. zu folgen Geduld genug hat; wird fich bald davon zu feinem Vergnügen überzeugen. Eben fo verfährt er auch bey den einzelnen Abfchnitten, und in der einem jeden vorgefetzten Anzeige des Inhalts, die ganz eigentlich dazu beftimmt ift, fowohl den Zufammenhang, wenigftens die Folge, der von Jefu geführten Reden, z. B. bey der fogenannten Bergpredigt, als den meiftens noch fchwerer zu entdeckenden Zufammenhang der zerftreuten Begebenheiten deutlich zu machen. Hiezu bedient er fich fowohl der Spuren, die in der Erzählung felbft liegen, als auch der Kenntnifs, welche Beobachtung der Menfchen überhaupt, Ort, Zeit, Denkungsart, damals mögliche Einfichten, Vorurtheile und Sitten, an die Hand geben, um, nach den verfchiedenen Graden der Wahrfcheinlichkeit, auf einer Seite den Hergang möglichft *vollftändig* darzuftellen, und auf der andern von dem was wirklich *gefchehen*, dasjenige *abzufondern*, was der erzählende Gefchichtfchreiber, nach feiner Anficht, Meynung und Erklärung des Gefchehenen, hinzudachte. Man fehe nur z. B. die mufterhafte Darftellung des Vorgangs mit den morgenländifchen Magiern S. 111., des mörderifchen Anfchlags Herodis gegen die Bethlehemitifchen Kinder, und der Rückkehr Jofephs aus Aegypten S. 131., der Gelegenheit zu Jefu Niederlaffung zu Kapernaum und deren unmittelbaren Folgen Matth. 4, 18—22. Marc. 1, 16. bis 20. S. 284., des an dem Gelähmten verrichteten Wunders, und der dabey von Jefu den jüdifchen Gelehrten gegebenen Belehrung Matth. 9, 2—8. Marc. 2, 1—12. Luca 5, 17—26. S. 379., der Heilung der blutflüffigen Frau und der Erweckung der Tochter des Jairus S. 422: fo wird man, nebft dem felbft ins Kleine gehenden Fleifs, die glückliche Divinationsgabe, und den Scharffinn des Vf. nicht verkennen, wenn man ihm auch gleich nicht follte in allen einzelnen Stücken mit Ueberzeugung folgen können. Wir übergehen die übrigen eingeftreuten vorläufigen Erinnerungen in den gedachten Inhaltsanzeigen, wodurch er feine Lefer zum Verftändnifs eines jeden Abfchnitts vorzubereiten fucht.

Hingegen können wir nicht verfchweigen, wie glücklich er jene zufammenhängende Darftellung hin und wieder, fowohl in diefen Einleitungen als in den Scholien angewendet habe, den Charakter und die Handlungsart Jefu, und die wundervollen Thaten aufzuklären, welche die Evangeliften fo häufig erwähnen. — Wie fchön erfcheint hier Jefus S. 232. ff. bey feiner Taufe und unter feinen Vertrauten in feiner anfpruchslofen Befcheidenheit, und doch vertrauungsvollen Ueberzeugung von feiner göttlichen Sendung! wie feine discrete Weisheit in der Belehrung über das Faften und über die Anhänglichkeit am Neuen und Alten, im Haufe des eben gewonnenen Matthäus

S. 403. ff., und über den Unterschied, den er zwischen der Aufrechterhaltung der reinen Religion des alten Testaments, und der Verwerflichkeit der Pharisäischen Zusätze, in der Bergpredigt macht, S. 480. ff.! wie seine gerade Offenheit bey der Erweckung der Tochter des Jairus S. 426.! die Reinheit seiner Absichten und ihrer Ausführung in dem nicht übereilenden Losstürmen auf seine Zuhörer, um sie nur zu seinen Anhängern zu machen, sondern in ruhiger Abwartung der Ueberzeugung, die seine Lehre allmälig bey ihnen wirken sollte, S. 694. ff. und in unzählichen andern Fällen!

Bey der versuchten Erklärung, die Hr. P. von den aufgestellten Wundern Jesu und einigen andern Erscheinungen, giebt, kann man freylich voraussehen, dass sie Einigen sehr, Andern desto übler gefallen werde. Indessen werden doch auch die Letzten bey diesen Versuchen, dergleichen sich bey der Geschichte des Zacharias und der Elisabeth, der Hirten bey der Geburt Jesu, des gestillten Sturms zur See, der Heilung eines Paralytischen, und einer blutflüssigen Frau, der Erweckung der Tochter des Jairus und des Jünglings zu Nain, finden, ihm müssen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er nicht nach blosser Willkür und grundlosen Erdichtungen erklärt, sondern ähnliche bewährte Beyspiele aufgestellt, auf das, was in jedem Text jedesmal steht und nicht steht; aufmerksam gemacht, und besonders die Bemerkung des Unterschiedes zwischen dem *wirklich Geschehenen*, und dem als Erklärung *Hinzugedachten*, sehr wohl benutzt habe.

Ueberhaupt verschwindet schon manche Schwierigkeit und manches anstössig scheinende in dem biblischen Texte, wenn man nur nicht Manches *voraussetzt* oder hineindenkt, was nicht darin steht, und *Hr. P.* hat daher oft an dergleichen willkürlich Angenommenes erinnert; überall aber in den *Scholien*, neben der Worterklärung, die ausgesuchtesten historischen Erläuterungen beygebracht. Vorzüglich sind seine *geographischen* Anmerkungen, worin man aus alten Schriftstellern, sonderlich dem Josephus, und aus den besten Reisebeschreibungen, viel zweckmässiges zusammengestellt antrifft. Auch sind mit grossem Fleiss einige historische Schwierigkeiten in ausführlichen Untersuchungen gehoben, dahin wir vornehmlich die Schwierigkeiten bey den Geschlechtsregistern Jesu S. 163. ff., bey dem Census zur Zeit seiner Geburt S. 83. ff. und bey Erwähnung seiner [illegible] S. 461—467. rechnen, wodurch man auch auf manche neue Aussichten geleitet werden kann. An dergleichen Aussichten, die selbst gelehrtern Auslegern willkommen seyn werden, ist dieses Werk sehr reich; und man muss nie vergessen, dass, wenn es gleich zunächst angehenden Auslegern bestimmt ist, er doch weder bloss für diese Classe von Lesern, sondern auch, wie er sich (S. VIII. der Vorrede) ausdrückt, „für den *Mann vom Fach* schrieb, den tiefere Untersuchungen interessiren, die er hier oft, selbst in wenigen Zeilen concentrirt, findet, noch solche Leser voraussetzte, die nur dieses Werk *lesen* und ihm *nachsprechen*, oder es gar nur im Nothfall einmal *nachschlagen* wollen; sondern solche, die „Sinn und Willen haben, sich zu *gründlicher* philologisch-historischer Kenntniss der neutestamentlichen Urkunden *durchzuarbeiten* (S. XVII.)" Dazu wird dann freylich erfodert, dass man das N. Test. nicht etwa nur Einmal durchlese, sondern es sich durch tägliches Studiren familiär mache, und den in diesem Commentar angegebenen Sinn sich nicht bloss als *Resultat* gegeben ansehe, sondern ihn aus den hier vorgelegten Beweisen und Deductionen, allmälich *zu eigener Ueberzeugung* schöpfe, und *selbst* erklären lerne. Mögen also immerhin hier Untersuchungen mit vorkommen, die eigentlich den Sinn des N. Test. nichts angehen, sondern in ein anderes Fach schlagen, und besser an einem andern Ort Platz gefunden hätten, — (wie z. B. die chronologischen Ableitungen des Jahres und der Jahreszeit der Geburt Jesu aus der Zeitbestimmung des Dienstes der Priesterclasse, zu der Zacharias gehörte S. 23. ff., aus dem Todesjahr Herodis I, S. 135. ff., und aus den Regierungsjahren des Kaisers Tiberius S. 214.; die Bestimmung des Soldes der römischen Soldaten S. 227. ff.; beyläufige Erläuterungen von Stellen des Plinius, Eusebius u. a. S. 474. und 437. in der Anmerkung); — mögen manche Leser die, wiewohl nicht häufigen, Widerlegungen der Meynungen Bengel's, Michaelis, Eichhorn's etc. hier für entbehrlich, und überhaupt vieles für zu geringfügig oder für zu detaillirt halten, (als wozu der Anfänger, und wer noch nicht den Werth der vermeynten Kleinigkeiten zu schätzen weiss, nur zu geneigt ist): — so werden es hingegen gelehrtere Leser desto mehr zu schätzen wissen; die, welche es, wenigstens noch nicht, interessirt, können es vor der Hand überschlagen; nach und nach werden auch diese, wenn es ihnen um Ueberzeugung zu thun ist, dahin zurückkehren, und überhaupt sich dadurch zu genauen Untersuchungen gewöhnen.

Hierauf glauben wir die Leser aller Art, die diesen Commentar gebrauchen wollen, besonders darum auch aufmerksam machen zu müssen, weil der Vf. manches beyläufig einstreut, und nur kurz berührt, was nicht schlechterdings hier beyzubringen nothwendig gewesen wäre, ohne Zweifel, weil er für die, welche weiter über das Gesagte nachdenken wollen, — und nur für solche hat er geschrieben, — eben dazu Stoff geben, vielleicht auch durch die gebrauchte Kürze sie dazu mehr anreizen wollte, indem er wohl voraussehen konnte, dass es solchen noch in anderer Absicht, als für den gegenwärtigen Augenblick, und für die eben zu erläuternde Stelle, willkommen seyn möchte. Die Anmerkung z. B. S. 97. dass der Gesang, welcher Luc. 2, 14. den Engeln beygelegt wird: Ehre sey Gott in der Höhe! u. s. w. vielleicht eine den Hirten bekannte Strophe aus einem damaligen Messiasliede seyn dürfte, ist eine bloss hingeworfene Muthmassung; aber sie kann eine sehr gute Auskunft bey dem Zweifel geben, der Manchen bey der von Hn. P. versuchten merkwürdigen Erklärung der ganzen, diesen Hirten widerfahrnen Er-

scheinung aufstossen möchte, wie, wenn hier gar keine Engel wirklich, sondern nur in der Auslegung, die die Hirten von dem ihnen erschienenen Luftzeichen machten, vorhanden waren, gleichwohl Engeln so gar ein *Gesang* beygelegt werden konnte? Und welchem Freund einer überzeugenden Erklärung der Bibel, sollten nicht die umständlichen Erläuterungen lieb seyn, die der Vf. über die auf den Messias angewendeten Stellen Micha 5, 1. ff. und Jes. 8, 19—9, 6. S. 120. ff. und 280. ff. giebt, wenn sie gleich gerade hier nicht erwartet wurden? Welche treffliche Winke liegen auch S. 156. und 157. S. 162. und anderwärts, die über die Art, wie Jesus, mit wenigstens, zu so manchen vorzüglichen Religionskenntnissen kam, Aufschluss geben können, der mehr werth ist als alle Bahrdtische und ähnliche Träume darüber?

Noch übersehe man ja die trefflichen Erinnerungen nicht, die hin und wieder hier in Absicht auf historische und darauf gebauete philosophische Interpretation gegeben werden; denn *diese* Art der Auslegung bleibt immer das Schätzbarste in diesem Commentar. Hielt uns auch nicht die Pflicht, kurz zu seyn, ab, diese auszuheben, und mit einigen empfehlenden Anmerkungen zu begleiten: so würden wir schon deswegen sie bloss *andeuten*, weil wir selbst gern zu dem Zweck des Hn. D. P. mitarbeiten wollten, die, welche wahrhaftig diesen Commentar, auch zur eigenen theologischen Bildung, benutzen wollen, zum eigenen Nachdenken über die Richtigkeit und die vielseitige Anwendung des Gesagten, aufzumuntern. So mögen dann einige solcher höchst wichtigen Stellen aus S. 428. 434. 437. ganz unten, 481. in der untergesetzten Anmerkung, und S. 644. hier nur *citirt* stehen.

Der gegenwärtige erste Theil des Werks, welcher noch nichts aus Johannis Evangelio begreift, geht nur bis auf das zweyte Pascha, das Jesus, als Lehrer, feyerte, und fällt mit Joh. 5, 1. zusammen, wo sicherlich das Pascha zu verstehen ist, wie Hr. P. sehr wohl bewiesen hat; und mit Vergnügen lesen wir seine Versicherung am Ende der Vorrede, dass der zweyte Theil, der das Uebrige der drey ersten Evangelien enthalten werde, schon vor Michaelis dieses Jahres erscheinen soll.

Dr. Nösselt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Riga, b. Müller: *Die Familie Klingsporn.* Ein Gemälde des Jahrhunderts. Vom Vf. des Erasmus Schleicher. 1798. *Erster Theil.* 322 S. *Zweyter Theil.* 318 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Manier des Hn. Forstrath *Cramer* ist zu bekannt, als dass es nöthig wäre, nur ein Wort darüber zu verlieren. Der bessere Theil des Publicums hat längst über seine Romane entschieden, und die, welche an seiner exemplarischen Trivialität Vergnügen finden, dürften durch keine Kritiken zu bekehren seyn. Wir wünschen ihnen alle mögliche Unterhaltung, von der witzigen Vorrede an, in welcher sich der Vf. mit seinem auf dem Dintenfasse sitzenden Genius unterhält, bis zu dem Augenblicke, wo August einem Rittergutsbesitzer begreiflich macht, dass er ein miserabler Hund sey, dann sich bey einer Kegelbahn ein Glas Bier geben lässt, und, nachdem er die ganze Gesellschaft auf die Pappelinsel gebracht, das Vergnügen hat zu sehn, dass Felix und die Tante Eichblatt, die vormals einander nicht hatten riechen können, mit einander aus einem Glase trinken.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Unter dem angeblichen Druckort *Germanien*: *Ein Wink an Deutschlands Regenten über die schädliche Missbräuche der deutschen Pressfreyheit in Beziehung auf den Staat und dessen Verfassung, mit Zurückweisung auf die hierüber bestehenden ältern und neueren Reichsgesetze.* 1800. 40 S. 8. Durch die in den J. 1791 und 1793 ergangenen Reichsschlüsse wurde bekanntlich sämmtlichen Reichskreisen aufgegeben, dass sie, mit wechselseitiger Beywirkung und Unterstützung, die Verbreitung aller, sowohl französischer als inländischer, zum Aufruhr und Empörung reizenden Schriften, besonders solcher, wodurch der Umsturz der gegenwärtigen Reichsverfassung bezielt werde, durch wachsamste Aufsicht auf die Verfasser, Verleger und Verbreiter, und durch unnachsichtliche Confiscirung dieser Schriften, sorgfältig verhindern sollten. Die gutgemeynte Absicht dieser Reichsschlüsse würde, — wie der Vf. dieser anonymischen Schrift ganz richtig bemerkt, — nicht vollkommen erreicht werden können, wenn nicht die Vorschriften der älteren Gesetze in Betreff der Pressfreyheit befolgt würden: denn es würde zwecklos seyn, die Verbreitung staatsverderblicher Schriften alsdann verhindern zu wollen, wenn sie bereits zum Druck befördert wären. Er geht daher jene älteren Gesetze: 1) das Edict Kaiser Carls V. von 1548. 2) den R. A. v. 1570 §. 154. 3) die Verordnung Kaiser Rudolphs II. v. 15 März 1608. 4) das Reichshofr. Decret v. 3 Oct. 1684. 5) das Edict Kaiser Carls VI. v. 1715. 6) das Patent Kaiser Franz I. v. 1746. 7) die Wahlcapit. Leopolds II. art. II. §. 8. — chronologisch durch, und bemühe sich, die dermalige Anwendbarkeit dieser Gesetze zu zeigen, indem er zugleich die Nothwendigkeit einer strengen Büchercensur, und einer genauen Aufsicht über die bürgerliche Erziehung, durch die neuerlich in Russland, Dänemark, und in der Reichsstadt Hamburg deshalb getroffenen Vorkehrungen bestätiget.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. April 1800.

GESCHICHTE.

OFEN, in d. Universitätsbuchdruckerey: *De Istro, ejusque Adcolis.* Commentatio, in qua Autochthones Illyrii ex genere Thracio, advenae item apud Illyrios a primis rerum publicarum temporibus ad nostram usque aetatem, praesertim quod originem, linguam et literaturam eorundem spectat, deducuntur. Auctore *Matth. Petro Katancsich*, Phil. Doct. et in Incl. Reg. Universitate Pesth. Antiquitatum et Numism. Prof. ac Bibliothecae Custode. 1798. 325 S. 4.

Der Vf. war, wie er uns selbst S. 153. belehrt, 1785 Prof. der Rhetorik zu Essek; von 1789 bis 1795 Prof. an der Akademie zu Agram, und seit 1795 bekleidet er den auf dem Titel bezeichneten Posten zu Pesth. Uebrigens ist er, wie dem Rec. berichtet worden, ein geborner Croat und Geistlicher aus dem Franciscanerorden; und dass er auch sonst Schriftsteller war, und unter andern ein *Specimen Philologiae veterum Pannoniorum* herausgegeben hat, liest man unter andern S. 123. in folgenden Worten: „*De Zagan vid: etiam Schlözer* p. 325. . . . *sed inprimis Specim. Philol.* p. 38." — Rec. ist durch Erfahrung belehrt, dass Schriftsteller, die es mit Völkergenealogie zu thun haben, andere Meynungen höchst ungern anhören, und noch schwerer annehmen; er wird also die Meynungen des Vfs. blofs vortragen, und das Urtheil dem sachkundigen Leser überlassen. Auch wird er seinen Wunsch, dass der Vf. mit mehr Kürze, Geschmack und Bündigkeit geschrieben hätte, unterdrücken, und mit dem, was da ist, vorlieb nehmen. Nicht überall hat der Vf. eine gleiche Schonung in seinen Citaten beobachtet, so z. E. heisst es S. 5.: *Miseret me Mannerti, qui Herodotum haec loca (vicina Istro ad Savum et Dravum) spectasse oculis ait.*

Nach der Vorrede wissen weder *Schlözer* noch *Mannert*, wer die Thracier und Illyrier eigentlich waren. Der Vf. wolle daher ein „*novum Threiciae* „*Gentis Systema*" aufstellen. Er sehe nämlich:

„*In Racis, Serbis, Bulgaris = Thracas, Dacos, Mysos.*
— *Socciis, Croatis, Carniolis = Pannonios.*
— *Dalmatis, Illyriis, Venetis = priscos Dalmatas, Illyrios, Venetos, advenis mixtos.*"

Es sey eine Fabel, dass die slavische Sprache in diesen Gegenden erst um das fünfte und sechste Jahrhundert gehört worden. Die heutigen Illyrier kommen nicht vom Caucasus und aus Cimmerien her; — sie waren als Sarmaten schon lange Nachbarn der Dacier, und seit Kaiser Claudius mit ihnen vermischt. — Unter die neuen Ankömmlinge seyen blofs Griechen, Scythen, Celten, Valachen, Gothen, Hunnen, Avaren, Türken, Ungarn, Zigeuner, Armenier etc. zu zählen. Die Valachen hätten viel getische, d. h. nach S. 123. slavische Wörter in ihre Sprache aufgenommen.

Man sieht also, der Lieblingssatz des Vfs. geht dahin: Thracier und Geten sind grundalte Slaven. Wie er ihn beweise, davon werden Proben folgen. Kap. I. *Alte Nachrichten vom Ister.* Strabo lehrt zuerst, dass er sich nicht ins adriatische Meer ergiesse. Kap. II. *Verschiedene Namen des Ister.* Nach dem Hieronymus hiessen die Thracier *Theiren*, von Japhets Sohn Thiras. Von ihnen habe der Fluss Tyras (Dniester), seinen Namen, und von Tyras komme Ister her, denn *Tir* heisst slavisch: *vis, impressio; istiram expello*, und also *Ister expulsio.* Von Thrax aber stamme offenbar das Wort *Racz* (!!). „*Nescio an ulla gens in orbe terrarum clariora sui conditoris vestigia teneat, quam Thracum nepotes Raczi.*" *Danubius* sey einerley mit Dewina — Dwina — Jungfernfluss. Nach Eustathius hiess er auch *Matoas*; dies komme her vom slavischen *Matioa* oder *Machna*, *noverca*, weil oft beym Uebergange der Donau Unglücksfälle geschahen. Kap. III. *Merkwürdigkeiten*: Ausflüsse, Inseln, Brücken, Quellen, Fische des Ister. Ueber die Brücke des Trajan habe unter andern auch ein gewisser *Jo. Molnár de illustribus aedificiis* geschrieben. Kap. IV. *Flüsse, die in den Ister fallen.* Einige dem Vf. eigene Conjecturen ausgenommen, ein brauchbares Stück für die alte Geographie (*Tissus* S. 122. oder *Tibiscus*, komme her von *tishie*, *lenior*, *scil. Marusio*). Kap. V. *Indigenen am Ister.* Thracier — auch Mysi genannt, *viri*, d. h. slavisch: *Mushi.* (Phrygier und Dardaner seyen Colonieen der Thraken, nach Asien gewandert: darum hätten sich die Päoner gegen Darius eines gleichen Ursprungs mit den Teucren gerühmt. *Herod. V.* c. 13.) Geten, Dacier, Sarmater, Päonier, Scordisker alles ein Volk. Kap. VI. *Ankömmlinge am Ister*, wie oben in der Vorrede. Kap. VII. *Sprache der Indigenen*, war slavisch, nach dem Vf. S. 117. führt er den Simocatta und Theophylact (*apud Photium*) an, die die *Slaven* oder Slavenen *auch Geten* nennen, nach ihrem alten Namen: „*Ad Germanorum Stemma Getas e veteribus nemo quidem, e nupernis Schlözerus referre ausus est* (p. 119.), *in opere cui nomen Historiae septen-*

trionalis dedit. In quam sententiam (adseverat enim) virum cetera non indoctum sola Gothici et Getici Vocabuli affinitate ductum ivisse mireris, cum nosse poterat, fabellam hanc e foro Eruditorum jam dudum eliminatam. P. II. Cap. II. Nr. IV. p. 274. *Mirum! cum alibi Slavos e Theophylacto dicat* p. 363. Nr. 95. *quamquam obscure. Cetera Simocattae de hoc reticuit loca.*" — Der Name Jassi komme her (p. 122.) ἀπὸ τῆ *Jaschi, equitat; Getae Djete, puer, quo juniores a senioribus compellantur, uti hi ab illis Dako vocandi casu..* (d. h. im Vocativ) *Comidava, Netin — dava* etc. hiessen so viel: als *Komin — Dom. Netindom* etc. *Decebalus* komme her von *Techy — Valya, Oeconomia exercenda, Diurpaneus* von *Dvorpan, Dromichaetes,* vielleicht von *Romi — djed, Claudus Senecio. Oroles* von *Oral, aquila. Zizais* von *Xixai, ardor.* Die alten *Illyrier und Dalmatier* waren nach S. 131. lauter Slaven. Die Insel *Issa* und *Curicta* z. E. leitet er von *Visz* und *Korita,* die Städte: *Crepsa, Terpus, Salona,* von *Grapsa, Terpany* und *Szlon,* mit *Dolci* ab. Die *Sarmater* redeten im Grunde eine Sprache mit den Geten, wie der Vf. aus Ovid's Elegieen und Episteln folgert. (S. 114.) Die *Mokci inter Dravum et Savum* seyen die alten Thracischen *Succi* des Marcellinus.

Nun folgt ein Hauptsatz in des Vfs. System, *Sarmater* sind die nördlichen (Russen, Polen, Böhmen), *Thracier,* die südlichen Slaven (Bulgaren, Servier, Bosnier, Dalmatier), hiernach trennen sich die zwey Hauptdialecte der slavischen Sprache, (p. 136.) zu deren Vergleichung der russische dem heutigen croatischen Dialect entgegengestellt, und manches (an sich Nützliche) über den bosnischen, kärtnerischen etc. Dialect beygebracht wird.

Hierauf wird Constantinus Porphyrogeneta wegen seiner Geschichte der spätern Einwanderung der Slaven ins Illyricum theils geradezu angegriffen, theils auf verschiedene Art gedreht. *In universum* (heisst es S. 203.) *id monuisse sufficiat, Constantinum, ubi de remota aetate sermonem instituit, nec tempora nec res distinguere satis, et multa e vulgi rumore, suaque, qua scripsit aetate, quo rerum perturbatio major fiat, desumere. Unde factum, ut plerique in eo illustrando operam luserint?* — Nach S. 207. soll Gross-Chorwatien des Const. Phorph. am Berge Carvanka gelegen seyn, d. h. im heutigen Croatien. — Die Wanderung der Croaten von Bagibakea hinab (S. 210.) habe er mit der Wanderung des Bulgaren Kubrat und seiner 5 Söhne, nach einer von den Bojoariern erlittenen Niederlage ins römische Gebiet verwechselt. *„Et haec mea de Chrobatorum apud Porphyrogenetam origine sententia est, quam si quis amplecti nolit, omnem Caesaris de Chrobatorum in Dalmatiam adventu orationem inter fabulas referre pace nostra poterit, cum de eo omnis rerum vetustas, praeterquam diximus altum sileat.*" — Die Serbier hätten nichts mit den Sorben der Lausitz gemein; sie seyen alte Illyrier von dem *Oppido inferioris Pannoniae Serbino* bey Ptolem. L. II. c. 16. oder *Serbitio in itinerario Antonini* (beyläufig beym heutigen Berbir. p. 216.) *aut ab agro Bosnae Szerp* oder vom Getränk *Sherbe* einer Art Meth, oder von *Srbi, pruris, srbex pruritus (Veneris)* so genannt. *Triballi* heissen sie von *triti terere,* und dem Gotte Mars *Trolin a conterendo.* Kap. VIII. *Sprache der Ankömmlinge am Ister.* Von den Griechen hätten die Illyrier einiges geborgt. — Unter Scythen seyen Germaner und Sarmaten verstanden worden. — Von den Römern stammen die Vlachen ab: doch hätten sie viel von den Daken, d. h. Slaven, entlehnt. Von den Gothen, und bey dieser Gelegenheit S. 231. das Vater Unser der Sachsen in Siebenbürgen, und S. 232. ein merkwürdiges Gespräch zweyer Zipser Bergsachsen aus *libro arithmetico Bubenkae impr. Leutschoviae* 1689 in den privilegirten k. k. Anzeigen den 7. April 1773. p. 117. — Von den Hunnen ist der Vf. geneigt S. 234. die Ungarn abzuleiten: und stimmt der Meynung vom Finnischen Ursprung derselben so wenig bey, als jener vom Türkischen S. 240. Endlich etwas von Albaniern, Hebräern, Juden, Armeniern, Zigeunern. Kap. IX. *Von der Literatur der Indigenen und Ankömmlinge an der Donau,* d. h. von ihren Schriftzügen. Die *Vates Thracum* werden als die Anherren der slavischen Literatur aufgeführt. S. 273. von der cyrillischen Schrift, und S. 277. von der glagolitischen, wo man aber nichts neues und richtigers nach den Forschungen neuerer böhmischen Gelehrten antrifft. Nicht eine einzige Schrift eines *Dobrowski* wird angeführt. — S. 279. wird das Glagolitische Monument, welches der *„Catharinae Reginae Bosnensi Stephani Ducis S. Sabae, ex progenie Helenae ac domo Caesaris Stephani natae, Thomae Regis Bosnensis uxori, quae vixit annos* 54, *obiitque Romae* 1478. 25. Oct. (*Monumentum scripto positum*) gesetzt worden, erläutert. S. 282. eine interessante Tabelle verschiedener illyrischer Schriftarten. S. 285. eine Stelle aus des Fraters *„Mihailo Radnich, Kustod Bosansky Raschmischglagna pribogomiona od Gliubavi Boxye — Meditationes devotissimae de Amore Dei Romae* 1683." — Der älteste illyrisch grammatische Versuch seyen des „Bohorizii *Arcticae horulae de Latino-Carniolana Literatura, Viteb.* 1584." — S. 306. von den (vermeynten) alten hunnischen Buchstaben. Die in Hn. *Gyarmathis* Grammatik der ungarischen Sprache p. 6. aufgeführte und gut erklärte Glockeninschrift in alten Charakteren, die den Glagolitischen nahe kommen, hat der Vf. spasshaft genug nach einem Nachdenken von mehrern Tagen in folgende Sentenz verwandelt: *Daturne nunc quernum lignum? et si est levi pretio, et ad bonam istic silvam? Hodie emit Johannes et Faber. Vide Tu, possis ab alio emere, aut id per alium fieri facito.*" Was nun weiter von der Literatur der Gothen, Gepiden, Juden, Armenier, Marcomannen, Quaden, Epiroten und Zigeuner vorkommt, ist wenig merkwürdig; daher wir uns eines Auszugs daraus füglich überheben können.

Szeg-

Stockholm, b. Ekmanson: *Historisk Afhandling om Mynt och Warors Wärde i Swerige under Konung Gustaf I Regering* (Historische Abhandlung über die Münze und den Werth der Waaren in Schweden unter der Regierung König Gustaf I), von *J. Hallenberg*. 1798. 341 S. 8.

Die schwedische Münzhistorie zerfällt in vier Perioden. Die erste davon begreift die Zeit von K. Gustav I Regierung, während welcher die schwedische Münze gemeiniglich aus *kleinem Silbergelde* bestand. Die zweyte fängt mit Gustav I Regierung an, wo *grösseres Silbergeld* in Gebrauch kam. Unter Gustav Adolph's Regierung ward in der dritten Periode das *Kupfergeld* eingeführt. Und in der vierten braucht man seit der Zeit das *Papiergeld*. Während einer jeden dieser vier Perioden erlitt die Münze doch wieder verschiedene Veränderungen. Wir haben ältere und neuere Beschreibungen schwedischer Münzen, ihres Aeussern und des Gepräges darauf; aber wenig hinreichende Nachrichten von ihrem wirklichen innern Werth und dem Verhältnisse derselben gegen verschiedene Waaren; von den verschiedenen Münzveränderungen, der Berechnungsart der Münzen, und der Wirkung derselben auf Handel und Wandel. Besonders fehlt es an guten Nachrichten hievon für die neue wichtige Zeit gleich nach dem Schluss des Mittelalters. Da in Schweden unter Gustav I die Münze, so wie manches andere, eine ganz andere Gestalt bekam; so verdient der Reichshistoriograph, Hr. *H.*, in Schweden, vielen Dank, dass er diesem Theil der schwedischen Münzgeschichte seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und da sich vielleicht wegen des speciellen Inhalts kein Verleger dazu fand, solche auf eigene Kosten hat drucken lassen. Leicht war die Arbeit warlich nicht; eine Menge alter Papiere, Urkunden, Register und Rechnungen musste aufgesucht und durchgesehen, genaue Berechnungen und Ausrechnungen angestellt, die Begebenheiten in einen Zusammenhang gebracht, und alles mit einer Menge Exempel, dem einzigen überzeugendem Beweis in historischen Dingen, erläutert werden. Dazu gehörte ein Mann, wie der Vf., der mit unermüdetem Fleiss sammelt und forscht. Er hat diese seine neue Arbeit in vier Kapitel eingetheilt. I. Von der Beschaffenheit der schwedischen Münze, als K. Gustav I zur Regierung kam. Kurz vor dessen Regierung wurden in Schweden nur *Oertigar*, halbe *Oertigar*, *Tyrkar* und *Penningar* geprägt. *Mark* war damals nur eine Rechnungs- und keine gangbare Münze, und *Sten Stures* sogenannte ganze Markstücke waren nur Schaumünzen. Eine Mark *Oertigar*, als der Hauptmünze, bestand aus 24 *Oertigar*, ein *Oertig* hatte 8 Pfenninge, und 3 *Oertigar* hiessen 1 *Oere*. Anfänglich hatte eine Mark Pfenninge auch hier aus einer Mark oder 16 Loth Silber bestanden, und ein *Oere* war also eine Unze Silber, die jetzt einen schwedischen Rthlr. ausmacht, indem aus 16 Loth fein Silber jetzt $2\frac{1}{12}\frac{7}{3}$ Rthlr. Spec. ausgemünzt werden. Die kleinsten Scheidemünzen oder Bracteaten wurden schlechter ausgemünzt, aber auch nur jährlich davon 100 Mark. Während der ausländischen Regierung war aber auch eine Menge fremder, besonders dänischer, lübeckscher u. dgl. m. Münze ins Reich gekommen, deren Werth zu der schwedischen bestimmt wird. *Svarta Gutar*, war gothländische Kupfermünze, *hvita penningar* (*Witten*, *Blankes*, *Albus*) war Silbermünze. Christian's II *Klippingar*, eine kleine viereckige Münze, waren nicht von einem Gehalt. — II. Kap. Von der Beschaffenheit der Münze und dem Werth der Waaren in Schweden, vom Antritt der Regierung K. Gustav I bis zum Schluss von 1526. Die erste Münze, welche K. Gustav, und zwar 1521 zu Hedemora schlagen liess, waren auch dergleichen *Klippingar*, und hielten in der löthigen Mark oder 16 Loth drey Loth 1 Quente fein Silber. In den beiden folgenden Jahren liess er in Stockholm, Upsala und Abo schon bessere Münze schlagen; die aber, da sie wegen ihrer Güte sehr aus dem Reich geführt wurde, hernach von schlechtern Gehalt geprägt ward. Aus der eingerückten, vom K. damals festgesetzten, Waarentaxe, mit der beygesetzten Berechnung derselben nach jetziger Bancomünze, sieht man die grosse Verschiedenheit der Preise damaliger und jetziger Zeit. Die Mark Silber ward vierzehnlöthig ausgemünzt. Der K. liess statt der verrufenen *Klippingar* ganze Oerenstücke ausprägen, die aber bald heruntergesetzt wurden. Die dänischen und kielschen Kaufleute, die im ganzen Reich herumzogen und Handel trieben, wussten dem gemeinen Mann immer ein Misstrauen gegen die schwedische Münze beyzubringen, und gaben die ihrige für weit besser aus, wechselten dafür die schwedische ein, und führten sie aus dem Lande, welches zwar bey Lebensstrafe verboten ward, aber doch nicht ganz verhindert werden konnte. Eine Last Getreide (48 Tonnen), galt damals 16 Mark Oertig, so viel als 6 Rthlr. 32 sch. Banco. — III. Kap. Von Beschaffenheit der Münze und dem Werth der Waaren in Schweden von 1527 bis 1542. Die Verminderung des innern Werths der Münze gab zur Erhöhung der Waarenpreise Anlass. Nun liess der König auch grössere Münze, nämlich Daler (Thaler, von Joachimsthal in Böhmen sogenannt, wo 1519 dergleichen grössere Münze nach dem Vf. zuerst ausgeprägt ward) oder Markstücke prägen. Dergleichen Thaler, die eine Unze fein Silber enthielten, wurden 1534 zuerst in Schweden geprägt, sie hielten 15 Loth 1 Quente Silber. Diese Thaler gebrauchte der König besonders im Handel mit den Ausländern. Er selbst trieb mit den Waaren von seinen Gütern, als ein grosser Oekonom, einen starken Handel. Doch waren die ausländischen Waaren in einem ungeheuern Preise gegen die inländischen. Eine Elle Damast galt so viel als 3 Liespfund Butter. Der König warf es den *Handelnden* zu Lodöse vor, dass, wenn ein Schiff mit ausländischen Waaren ankäme: so fielen sie darüber her als ein Haufen Schweine, daher die Fremden ihre Waaren so steigerten. — IV. Kap. Beschaffenheit der Münze und Werth der Waaren in Schweden von 1542 bis auf den

den Tod K. Gustav I 1560. Der kurz vorher entstandene Aufruhr des Dame, von dem man hier auch einige historische Nachrichten findet, hatte auch auf das Münzwesen eine schädliche Wirkung. Die Ausgaben des Königs stiegen dieses Aufruhrs wegen binnen 2 Jahre über 6 bis 700,000 Mark *Oertigar*, ausser einer Menge Thalern, die nach Deutschland gingen. Der König liess nun wieder grössere, aber geringhaltige, *Klippingar* schlagen. Auch die sogenannte *Rundstycke* und *Halböre* wurden schlechter ausgemünzt. Wechselhandel war nach S. 274. zu Gustav's Zeit dort noch nicht gewöhnlich, sondern die fremden Waaren, die man sich gegen inländische nicht verschaffen konnte, mussten mit baarem Gelde in Thalern bezahlt werden. Die unter ihm zuletzt geschlagene Münze hatte nicht den Werth, den sie haben sollte; denn 4 Mark hielten nicht so viel als ein Thaler, und diese neue Münze war also schlechter als die vorher herabgewürdigten *Klippingar*. Rec. hat hier aus dieser mühsam geschriebenen Schrift nur einige wenige einzelne Data herausgehoben. Sie ist durchaus für die schwedische Münzkunde und die Kenntniss des Handels und Wandels zur Zeit einer der wichtigsten Epochen in Schweden höchst merkwürdig.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Berlin*, b. Maurer: *Das Wohl des Staats gebaut auf Zwietracht.* Ein Versuch von *J. G. Schummel*, Prorector und Professor am Gymnasium zu Breslau. 1798. 54 S. 8. (4 gr.) — Durch diesen Commentar über *Kant's* Ausspruch: *der Mensch will Eintracht, aber die Natur weiss besser, was für seine Gattung gut ist; sie will Zwietracht*, sollte man fast auf den Argwohn gerathen, dass der Geist eines *Hobbe's*, mit seinem Grundsatze: *bellum omnium contra omnes*, wieder erwache. Gerade da, wo man bisher ein enges Einverständniss und Zusammenwirken, als ein wesentliches Erforderniss, zu erwarten sich berechtigt gehalten hat — in den Haupttheilen der Staatsgewalten und in ihren Verhältnissen gegen das Volk, — wird hier ein ewiges Widerstreben ihrer Kräfte gegen einander aufgestellt. Und so wäre dann alles, was man von dem genauen Zusammenpassen aller Räder in der Staatsmaschine, von ihrem Einwirken auf einander zu einerley Zweck, und von der Harmonie des Verhaltens der Unterthanen mit den Veranstaltungen des Regenten bisher gelehrt und geglaubt hat, nichts weiter, als ein schönes — Phantom.

Dies scheint freylich aus des Vfs. Vortrage zu folgen: es blickt doch aber daraus deutlich genug hervor, dass eine solche Behauptung eigentlich nicht seine Absicht war; sondern dass er sich des vorangeführten Ausspruchs nur dazu bediente, um gewissen, die bürgerliche Verfassung betreffenden, wichtigen Wahrheiten eine neue, unerwartete und um so eher Aufmerksamkeit erweckende Einkleidung zu geben. Unter dieser Hülle erscheinen sie hier als das Resultat feiner richtiger Bemerkungen um so mehr in einer Beyfalls würdigen Gestalt: da sie mit einer eben so edeln Freymüthigkeit als vorsichtigen Bescheidenheit dargestellt sind.

In den hiezu gewählten Gemälden zweyer Gruppen von Kämpfern erscheinen in der ersten fünf Paar Kämpfer. Zuerst das Departement der auswärtigen Affären gegen das Kriegsdepartement: indem die Aufmerksamkeit und Thätigkeit des ersten hauptsächlich auf das Verhüten der Kriege und auf das Ersticken jedes Keims derselben, hingegen des letzten auf die Bewirkung eines ächten kriegerischen Geistes und schneller Mobilität gerichtet sey. Dann die Criminalpolizey gegen die Criminaljustiz: weil es jener obliege, den Veranlassungen der von dieser zu vollstreckenden Strafen entgegen zu streben. Ferner die Civilpolizey im Kampfe gegen die Civiljustiz, zur Verhütung der von dieser zu schlichtenden Processe durch freygewählte Friedensrichter, wo nicht in den höhern, doch in den niedern Instanzen. Hiernächst das Sanitätscollegium gegen das Collegium medicum, von welchen das erste das Entstehen der Krankheiten zu verhüten, und dem letzten die Gelegenheiten, bey welchen es seiner Bestimmung ein Genüge leisten könne, zu entziehen bemüht sey. Endlich die Industriepolizey gegen das Finanzdepartement, in sofern dieses lediglich nach dem Princip des *Steuergebens*, und jene lediglich nach dem Princip des *Erwerbens* handle, und solchergestalt eins dem andern entgegen arbeite. Diese Kämpfe beschliesst der Vf. (S. 27.) mit der Bemerkung, dass man sie insgesammt mit ruhiger Gleichgültigkeit, selbst mit Vergnügen, betrachten könne: weil sie durchaus unblutig seyn, weil in ihnen die Vernunft des einen Theils bloss gegen die Vernunft des andern kämpfe, um einen noch höhern Grad von Wohl des Staats zu erreichen, und weil die Kämpfer keinen Augenblick aufhören dürfen, sich wechselsweise hochzuschätzen.

Von ganz anderer Beschaffenheit ist die zweyte Gruppe der in ihren wechselseitigen Angriffen sich darstellenden Zwietracht zwischen der Regierung und allen Autoritäten einerseits und der Nation anderseits. Hier kämpft nicht Vernunft, sondern Vorurtheil, Leidenschaft, Zügellosigkeit etc. gegen die Vernunft; nicht selten fliesst auch Blut, und was noch schlimmer ist, es fliesst vergebens. Zu Beweisen hierüber liefert der Vf. ein Verzeichniss mannichfaltiger Arten des heimlichen und öffentlichen Widerstrebens von Seiten des Volks gegen das, was das allgemeine Wohl des Staats, in Absicht der Dienstbesetzungen, der Staatseinkünfte, des Industriewesens und anderer dahin gehörigen Gegenstände erfodert. Um solche ordnungswidrige Gesinnungen und Handlungen, nach und nach von Grund aus wegzuschaffen, muss, nach seiner Ueberzeugung, die Beobachtung der Gesetze um ihrer selbst willen bewirkt, und deshalb darauf Bedacht genommen werden, diese Beobachtung allgemeiner zu machen. Für die wirksamsten, ausführlich beschriebenen Mittel hiezu erkennt er eine hiernach eingerichtete Bildung der Jugend in Bürgerschulen, und eine den erwachsenen Unterthanen, nach den vorwaltenden Umständen, von Zeit zu Zeit zu ertheilende überzeugende Belehrung von der Nothwendigkeit, Rechtmässigkeit und Nützlichkeit der ihnen bekannt gemachten landesherrlichen Verordnungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. April 1800.

PHILOLOGIE.

1) Zweybrücken, b. d. typographischen Gesellschaft: Λουκιανου. Luciani Samosatensis Opera, graece et latine, ad editionem Tiberii Hemsterhusii et Joannis Frederici Reitzii accurate expressa, cum varietate lectionis et annotationibus. Volumen sextum, 1790. 605 S. Volumen septimum, 1790. 583 S. Volumen octavum, 1791. 598 S. Volumen nonum, 1791. 603 S. Volumen decimum. Accedunt Variae Lectiones MSStorum Parisiensium a Jac. Nic. Belin de Ballu collatorum cum Indicibus. 1793. 367 S. u. 19 Bogen Register, in gr. 8. (Jeder Band, den 10ten ausgenommen, hat eine Titelvignette.)

2) Leipzig, b. Fritsch: Luciani dialogi selectiores, in primis deorum, graece. Curavit et duplici indice instruxit Geo. Henr. Martini, A. M. Schol. ad D. Nicol. (Lips.) Rector et Acad. Volscorum Veliternae Socius. 1794. 318 S. gr. 8.

3) Leipzig, b. Schwickert: Lucian's Göttergespräche, griechisch; mit philologischen und kritischen Anmerkungen und griechisch-deutschem Wortregister, herausgegeben von Johann Christoph Bremer, Prorector am fürstl. Gymnasium zu Quedlinburg. 1790. XIV u. 114 S. 8.

4) Göttingen, b. Dieterich: Sammlung einiger Schriften aus Lucian's Werken, zum Gebrauch für Schulen herausgegeben, und mit einem Register versehen von Chr. E. Gehrich, Rector der Schule zu Goslar. 1797. XVI u. 524 S. 8.

5) Leipzig, b. Schwickert: Λουκιανου Τιμων, η Μισανθρωπος, διαλογος. Lucian's Timon, oder der Menschenfeind, ein Dialog. Mit erläuternden Anmerkungen, einem vollständigen Wortregister und einer Abhandlung über Lucian's Lebensumstände, Schriften, Ausgaben und Uebersetzungen. Zum Gebrauch für Schulen und Gymnasien, von Johann David Büchling. 1796. XXXVI u. 108 S. 8.

6) Leipzig, b. Schwickert: Luciani Samosatensis Quaestio, quomodo historia sit scribenda, graece. Selectis aliorum suisque Annotationibus illustravit, et indicem vocabulorum ac rerum adiecit M. Augustus Frider. Wilh. Rudolphus, Ord. Philosoph. in Academia Vireberg. Adiunctus et Acad. Bibliothecar. 1797. XXII u. 166 S. gr. 8.

Die schnelle Aufeinanderfolge mehrerer Ausgaben von allen oder von einzelnen Lucianischen Schriften, welche wir in der letzten Decade des scheidenden Jahrhunderts ans Licht treten sahen, und wovon wir die unsern Blättern noch rückständigen hier sämmtlich in einer gedrängten Beurtheilung vereinigen wollen, bestätigt von neuem eine Bemerkung, welche dem Aufmerksamen vorlängst die fast gleichzeitige Erscheinung zweyer französischen und einer deutschen Uebersetzung dieses Schriftstellers darbot. Es liegt nämlich am Tage, dass der Geschmack unserer Zeiten, welcher sich an Producten des Genies und des Witzes mehr als an Werken der Gelehrsamkeit ergötzt, vielleicht auch die Aehnlichkeit mancher Schwärmereyen und Ausschweifungen, wodurch sich unser Zeitalter in dem Lucianischen wiederfindet, das Studium dieses anmuthigen und talentvollen Schriftstellers belebt, und das Interesse für seine Werke erwärmt hat; und es steht zu erwarten, dass die Folgen, welche man sich davon für literarische und sittliche Bildung versprechen darf, sehr erspriesslich seyn werden.

Die Einrichtung der Zweybrücker Edition dürfen wir als bekannt voraussetzen, zumal da die ersten fünf Bände derselben zu seiner Zeit auch in diesen Blättern (1790. Nr. 251. 1791. Nr. 231.) ihre Beurtheiler gefunden haben. Indessen wird es nunmehr, da das ganze Werk seit sieben Jahren beendiget ist, möglich seyn, den Gewinn, den das Studium der alten Literatur aus diesen Bemühungen der gelehrten Herausgeber gezogen hat, nach Wahrscheinlichkeit zu berechnen, und es muss uns demnach vergönnt bleiben, über den Werth der Ausgabe jetzt ein festeres und begründeteres Urtheil auszusprechen. Ohnehin trifft diess Urtheil auch andere ähnliche Unternehmungen der Herren Zweybrücker; und da sie noch immer, und jetzt eifriger und rascher als vor etlichen Jahren, fortfahren, die Pressen mit griechischen Drucken zu beschäftigen: so dürfen wir es wohl für zeitgemäss halten, die Vorzüge und die Mängel ihrer Ausgaben von dieser Art mit partheyloser Genauigkeit gegen einander abzuwägen. — Unter jenen fällt die äussere Empfehlung, welche diese Ausgabe durch reinen, gefälligen Druck und schönes Papier noch immer behaupten, zuerst in die Augen. Gewiss verdient dieses Verdienst der typographischen Societät, bey den verhältnissmässig billigen Preisen, wofür sie ihre Werke liefern, jetzt um so mehr eine öffentliche, auszeichnende Anerkennung, da sehr viele unserer Verleger sich nicht scheuen, die schönsten Werke des Alterthums auf eine Art ins Publicum zu bringen, dass man unwillkürlich und mit Widerwillen an das nicht eben saubere Prädicat, womit Catull die Anna-

les Volufs aufführt, erinnert wird. Schade nur, dafs die Hn. Zweybrücker, bey jenem typographischen Vorzuge ihrer Ausgaben, nicht zugleich für mehrere Correctheit derselben sorgen. Denn sehr grofs ist die Nachläfsigkeit, mit welcher sie (so nachdrücklich und wiederholt auch die Vorreden das Gegentheil versichern) die Druckfehler der Ausgaben, welche sie abdrucken, fortpflanzen; und eben so tadelnswerth ist die Bequemlichkeit, welche sie hindert, von den anerkannt richtigen orthographischen Grundsätzen, die neuere kritische Herausgeber aufgestellt und befolgt haben, die nöthige Anwendung zu machen. Jene Druckfehler sind zum Theil von einer solchen Beschaffenheit, dafs man meynen sollte, ein der griechischen Sprache nur einigermafsen kundige Corrector, müfste sie während des Drucks leicht verbessern können; und diese richtigere Orthographie, welche freylich auch die übrigen Herausgeber des Lucian nicht beobachtet haben, und woran sich überhaupt die Editoren der Alten noch immer nicht gewöhnen wollen, wird doch, wollen wir hoffen, nicht ewig blofs in der *Reizischen*, *Wolfischen* und einigen andern Ausgaben als ein Idol zur Schau aufgestellt bleiben, das man nur von ferne begrüfst, ohne eine Annäherung für räthlich zu achten. Ueberhaupt aber ist die Sorge für eigene Bequemlichkeit, welche diese Zweybrücker auch in ihrer Ausgabe des Lucian verrathen, um so weniger zu entschuldigen, je augenscheinlicher sie viele Unbequemlichkeiten für den Leser zur Folge gehabt hat. Wer sich hier über eine dunkle Stelle aus dem Apparat der Herausgeber vollständig belehren will, der mufs Varianten und Noten an *verschiedenen* Stellen zusammen suchen, und am Ende wohl gar noch zu den Nachträgen des letzten Bandes seine Zuflucht nehmen. Die Varianten, welche hier ohne allen Absatz, höchst unbequem in fortlaufenden Zeilen abgedruckt sind, hätten entweder unter dem Text und der Version ihre Stelle erhalten, oder, was uns noch zweckmäfsiger scheint, mit den Noten zu einem Ganzen verbunden, mithin auch bey einzelnen Stellen im Druck einzeln eingerückt werden sollen. Dadurch wäre den Herausgebern die Arbeit nur ein wenig erschwert, den Lesern aber der Gebrauch der Ausgabe ungemein erleichtert worden. Allein die Herausgeber haben sich in dieser, wie in den übrigen Editionen der Griechen, die Arbeit auch in anderer Hinsicht nur allzuleicht gemacht, und dadurch den Vortheil, den sie dem Studium der alten Literatur gewähren konnten, offenbar selbst beschränkt. Zwar scheint es, dafs nach der ursprünglichen Bestimmung dieser Ausgaben nichts als Abdrücke von seltenen und kostbaren Editionen der griechischen Schriftsteller geliefert werden sollten. Jedoch hätte es in der That keinen grofsen Aufwand von Zeit und Mühe erfodert, wenn die Herausgeber aus den besten philologischen Werken, welche nach jenen Originalausgaben ans Licht getreten sind, und zur Erklärung und Verbesserung der einzelnen Schriftsteller so manchen schätzenswerthen Beytrag enthalten, das Nöthige gesammelt, und auf diese Weise ihren Abdrücken einen eigenthümlichen Werth vor den Originalen verliehen hätten. Uns wenigstens ist es nicht begreiflich, wie ein *gelehrter* Herausgeber (von Buchhändlerunternehmungen oder blofsen Nachdrücken kann hier wohl nicht die Rede seyn), der seinen Autor nur mit einiger Liebe und Aufmerksamkeit behandelt, ihn stiefväterlich blofs mit dem, was er ihm geben *mufste*, ausstatten, und nicht zugleich durch Zueignung neuer Vorzüge, die so leicht zu erwerben waren, empfehlender machen könne. Den Hn. Zweybrückern scheint zuweilen selbst eine solche Anwandelung von Liebe gekommen zu seyn; gewöhnlich aber erst in der Mitte der Arbeit, wo ihnen entweder neue Subsidien durch Zufall geboten, oder der Gebrauch der schon vorhandenen von Sachverständigen angerathen und zur Pflicht gemacht wurde. Die Ausgabe des Lucian liefert auch zu diesem Urtheile die Bestätigung. Dankbar erkennen wir es, dafs die Herausgeber vom *vierten* Band an den trefflichen Apparat des Hn. *Belin de Ballu* benutzt haben: aber unser Dank würde lebhafter seyn, wenn sie bey dieser Benutzung nach einem festeren Plane verfahren wären. Da einmal die ersten drey Bände den Text der Amsterdamer Ausgabe unverändert enthielten: so hätte dieser, unsers Bedünkens, auch in den folgenden Bänden durch den Apparat des französischen Uebersetzers gar keine Umformung erleiden sollen. Und diefs um so weniger, da die Herausgeber das Geschäft der Kritik mit ungebührender Eilfertigkeit, während der Revision der Druckbogen, abthun mufsten. Sie theilen uns darüber selbst *Vol. X. p.* 124 ein offenherziges Geständnifs mit: *A quarto editionis nostrae volumine exorsi, quaecunque inter illas Codicum lectiones prae vulgatis maxime se nobis probarent, eas inter corrigenda specimina in contextum recepimus, reddita de singulis ratione in Annotationibus. Neque vero diffitemur, pluribus locis, eorumdem auctoritate librorum, medicinam a nobis adhiberi potuisse; sed id propositum fuit, ut nihil mutaremus, nisi ubi vel vulgata lectio aperte corrupta esset, vel sensus aliquid lucraretur, vel oratio tersissimi auctoris, admissa nova lectione, eaque extra controversiam posita, rotundior prodiret.* Aber auch dieser Versicherung ist (und wir dürfen es, wenn wir auf die erste Anlage der Ausgabe sehen, nicht bedauern) keinesweges Genüge geschehen, wie sich unten, wenn wir diese Edition mit der Hallischen näher vergleichen, aus mehrern Beyspielen ergeben wird. *Si quo loco* (fahren sie fort) *dubii haereremus, quaenam inter discrepantes lectiones praeferenda esset, in vulgata acquiescere, optionemque sagacioribus permittere maluimus; suntque, de quibus, ad linguae graecae rationes pertinentibus, adhuc non omnino consentiant viri docti.* Durch die letzte, hier wenig oder nichts sagende, Bemerkung haben die Herausgeber wahrscheinlich die Befremdung abwehren wollen, dafs ihre Kritik oftmals nur Kleinigkeiten betrifft, dafs z. B. ein δὴ für δὲ, ein αὐτὸς für αὑτὸς gesetzt worden, ist, indefs weit wichtigere Varianten, denen mit gleichem Recht die Aufnahme in den Text gestattet wer-

werden müsste, unbenutzt zur Seite liegen blieben. So tritt hier der seltene Fall ein, dass durch eine von Eilfertigkeit erzeugte Inconsequenz der Herausgeber die Ausführung ihres ersten Planes consequenter erscheint. — Dankbar erkennen wir es ferner, dass sie die *edit. Salmuriensis* v. J. 1619 und *Basileensis* 4. v. J. 1602 zu Rathe gezogen, und weil jene von *Reitz* nur nachlässig gebraucht, diese aber bisher ganz unbekannt geblieben war, die Abweichungen derselben mit Fleiss ausgezeichnet, und den *Variis Lectt.* und Noten der Reitzischen Ausgabe einverleibet haben. Auch wissen wir es ihnen Dank, dass sie sich vom vierten Band an, der Mühe unterzogen, mehrere von den verschiedenen Lesarten, kritischen Muthmassungen und andern Bemerkungen des Hn. *Belin de Ballu* auszugsweise mitzutheilen. Denn so wenig man auch mit der Sorgfalt des französischen Kritikers Ursache hat zufrieden zu seyn, da er die *Codices* offenbar nicht durchgängig und genau genug verglich: so ist doch nicht zu leugnen, dass durch seine verdienstlichen Bemühungen Lucian's Text an Integrität, sowohl in Ansehung mehrerer Lücken, die aus den Handschriften ausgefüllt werden, als in Rücksicht besserer Lesarten, sehr beträchtlich gewonnen hat. Allein auch bey diesen Excerpten thaten die Hn. Zweybrücker des Guten wieder zu wenig. Sie fühlten dies, wie es scheint, bald selber, und gaben daher, als Anhang zum zehnten Bande von S. 123—367, *Varias Lectiones Msstorum Parisiensium*, ein gewiss sehr schätzbares Geschenk, wiewohl seitdem mit Auszeichnung jener Lesarten schon in dem *Magazin für Schulen und öffentliche Schullehrer* II. B. 1. St. ein guter Anfang gemacht worden war. Wollten aber die Hn. Zweybrücker uns diesen Anhang schenken; so konnten wieder jene dem Commentar eingewebten Noten erspart, und der Leser der unangenehmen Mühe überhoben werden, bald aus diesem, bald aus jenem Theile das, was er zum Verständniss einer Stelle braucht, zusammen zu suchen. Denn so viel wir bey der Vergleichung mehrerer Stellen wahrnehmen konnten, so ist in dem Anhange Manches weggelassen, Manches aber auch wiederholt worden, was in dem Commentar der holländischen Philologen bereits eingeschaltet war. Dabey ist dies höchst unbequem, dass die Hn. Zweybrücker den ausgehobenen Varianten bald das Urtheil des Franzosen, bald ihr eigenes beygefügt haben, ohne dieses von jenem gehörig zu sondern; so dass der Leser, welcher das französische Werk nicht selbst vergleichen kann, über diesen Punct fast überall in Ungewissheit bleibt. Ueberhaupt darf man nicht glauben, dass dieses Werk denjenigen, die nicht gerade die Uebersetzung nachsehen, sondern bloss die Hülfsmittel der Kritik und Interpretation daraus benutzen wollen, durch gegenwärtige Excerpte entbehrlich gemacht sey. Sehr leicht hätte dies freylich geschehen können, so wie manches andere noch, was den Hn. Zweybrückern ganz in der Nähe lag. Aber die von Hn. *Belin de Ballu* dem Texte untergesetzten sehr gelehrten Anmerkungen (denn der kritische Apparat füllt den sechsten Band seines Werks an) sind so gut als nicht beachtet, und das, was *Massieu*, der andere französische Uebersetzer, in Bezug auf Kritik erinnert hat, ebenfalls nicht ausgezogen worden. Des letztern ist freylich nur wenig, weil *Massieu's* meiste Noten die Erklärung des Schriftstellers aus Geschichte und Mythologie beabsichtigen, und sich selten über das Triviale erheben: um so mehr aber hätte dies Wenige in die neue Ausgabe zum Besten der Käufer aufgenommen werden sollen. An Benutzung neuerer kritischer Schriften, worin Stellen des Lucian beyläufig verbessert oder erläutert werden, ist vollends nicht zu denken. Und doch konnte es den Hn. Zweybrückern nicht unbekannt seyn, wie sehr der Theil der Lucianischen Werke, der, nach *Hemsterhuys* Abgang, *Reitzen's* Besorgung übergeben wurde, noch vernachlässiget sey, wie sehr er der kritischen Hülfe bedürfe. Denn so deutlich jener erste Theil überall das Charakteristische der Hemsterhuysischen Kritik: *cunctando restituit rem*, an der Stirne trägt: so gegründet ist das Urtheil, das *Valckenär* (*Diatribe Euripid. p.* 288) von der übrigen Arbeit fällt; und hier war es, wo wir den Fleiss der Herausgeber im Nachtragen fremder Bemerkungen am meisten erwarteten, und am ungernsten vermissten. Noch befremdlicher aber ist es, dass sie das ungemein brauchbare *Lexicon Lucianeum*, das *Carl Conrad Reitz* als Anhang zu der Amsterdamer Edition seines Bruders einige Jahre später bey einem andern Verleger in Utrecht (weil Wetstein die Kosten scheuete) herausgab, und das vielen in Auctionen verkäuflichen Exemplaren jener Ausgabe fehlt, nicht zugleich mit abgedruckt haben; — zumal da in den Noten hie und da (wie *Tom. VIII. p.* 581.) auf diesen *Index maior* zur Bestätigung des Sprachgebrauches verwiesen wird. Die Hn. Zweybrücker haben sich bloss auf die fünf Register eingeschränkt, die am Schlusse des dritten Bandes der *Reitzischen* Ausgabe stehen, und aus dem vierten Bande nur den *Index criticus auctorum veterum et recentiorum* aufgenommen; wo jedoch, wir wissen nicht warum, gleich der erste Name: *Ablancourt, Perrot. non tam vertit Lucianum, quam imitatur,* I. p. 723. a. ausgelassen worden ist. Die Geringfügigkeit dieses Citats kann wenigstens die Ursache nicht seyn: denn unter den folgenden finden sich mehrere von demselben Gehalte. Jene Register aber stehen hier in folgender Ordnung: zuerst *index dialogorum et opusculorum Luciani*; sodann *index rerum notabiliorum*; drittens *index in scholia et varias lectiones,* (hätte viel brauchbarer gemacht werden können); viertens *index notarum*; zuletzt *index scriptorum a Luciano laudatorum.* Rec. würde sehr rathen, jenes *Lexicon* in einem besondern Bande nachzuholen; dabey auch die *Defensio Jo. Fr. Reitzii adversus Nova Acta Eruditorum Lipsiensium* (gegen *Jo. Aug. Ernesti's* Recension) nicht zu übersehen, welche dem Lexicon vorangeht. Denn da sie die Rechtfertigung mehrerer Noten enthält: so ist sie als ein wesentlicher Theil des ganzen Werks zu betrachten, der in einem vollständigen

Ab-

Abdrucke nicht fehlen darf. Endlich würden wir noch rathen, eine sorgfältige Collation der Seitenzahlen von der Amsterdamer Ausgabe, nach welcher gewöhnlich von den Gelehrten citirt wird, in der Form beyzufügen, wie *Schweighäuser* sie seinem Appian angehängt hat. Weit besser wäre es freylich gewesen, wenn jene Seitenzahlen dem Texte, und noch mehr dem Commentar, gleich am Rande beygesetzt worden wären. Allein ein solches Bedürfniss der Leser haben die Hn. Zweybrücker auch in ihren übrigen Ausgaben der Griechen, den einzigen *Platon* ausgenommen, gar nicht beachtet. —

Fassen wir demnach die seitherigen Bemerkungen in ein kurzes Resultat zusammen: so ergiebt sich, dass die *Zweybrücker* Ausgabe durchaus eines mit Ueberlegung entworfenen und mit Stetigkeit ausgeführten Planes ermangele, und dass man die Vortheile, welche sie dem Studium der Humanioren gewährt, mehr der Seltenheit der Amsterdamer Edition, als dem Verdienste der neuen Herausgeber zuzueignen habe. Auch sind diese vorsichtig genug gewesen, in der Einleitung zum ersten Theile kein Wort fallen zu lassen, das ihren Plan einigermassen verriethe, und die Kritik in den Stand setzte, die Prüfung, wiefern derselbe erreicht worden sey, gehörig einzuleiten. Nur die Nothwendigkeit vermochte sie, über den Gebrauch, den sie von *Belin de Ballu's* Ausgabe gemacht haben, im letzten Theile ein paar flüchtige Andeutungen zu geben. Unsere Schuld ist es daher nicht, wenn sie in dieser Recension, bey der wir immer an einen besonnenen und den Zeitbedürfnissen gemässen Zweck gelehrter Herausgeber dachten, solche Foderungen aufgestellt finden sollten, welche sie für unverträglich mit ihrem Plan, oder vielmehr mit ihrer Convenienz, anerkennen möchten.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Leipzig, b. Crusius: *Nuovo Vocabolario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano,* disposto con ordine etimologico da *Christ. Gius.* Jagemann. 1799. 1404 S. gr. 8. (2 Rthl. 4 gr.)

Die Verdienste, welche sich Hr. Jagemann um die Verbreitung der italienischen Sprache und Literatur in Deutschland durch sein Magazin, seine Anthologie, Chrestomathie, Grammatik, durch sein Wörterbuch und andere Schriften erworben hat, sind zu bekannt, als dass sie noch irgend einer Anzeige oder einer Lobrede bedürften. Er liefert hier den Sprachliebhabern ein italienisch-deutsches etymologisches Wörterbuch, in welchem man das Stammwort jedesmal an der Spitze seiner Ableitungen findet, so weit es die alphabetische oder buchstäbliche Ordnung zulässt. In dem Falle, wo das Stammwort zu Anfang seiner Familie nicht stehet, wird es doch zwischen zwey Klammern angezeigt, so dass man leicht alle dem Ursprung nach verwandte Wörter auffinden und übersehen kann. Ein so geordnetes Wörterbuch hat einen unleugbaren Nutzen; es dient nicht allein zum Aufsuchen der ursprünglichen Wörter und ihrer Ableitungen, sondern auch zum leichten und fruchtbaren Memoriren. Durch diese etymologische Methode verkürzte der Vf. sein grösseres Wörterbuch von sieben vollen Alphabeten, und machte so die Erlernung des Italienischen dem Anfänger desto wohlfeiler, leichter und angenehmer.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig,* b. Klaubarth: *De agnitione ellipseos in interpretatione librorum sacrorum,* Commentatio II. ad audiendam orationem — invitat D. *Joannes Augustus Wolf,* Theol. Prof. Ord. in Acad. Lips. 1800. XXIV S. 4. Durch die Fortsetzung dieser schätzbaren Schrift wird die Empfehlung bestätiget, womit wir den ersten Theil derselben unlängst (Nr. 93) angezeigt haben. Je weiter der Vf. in der Entwickelung seines Thema fortrückte; desto mehr Gelegenheit gewann er, seine philologischen und exegetischen Kenntnisse zu zeigen: überall offenbart es sich, dass *Ernesti's* Disciplin noch jetzt bey selbstdenkenden Nachfolgern reiche, herrliche Früchte trägt. — Von einigen allgemeinen Bemerkungen über die Verwandschaft der *Emphase* mit der *Ellipse* geht der Vf. aus, um den Unterschied, den *Ernesti* von jener festsetzte, desto leichter auf diese überzutragen. Hr. D. *W.* unterscheidet nämlich auch *ellipses constantes* und *temporarias.* Noch hat er uns jedoch nicht die Bedenklichkeiten gehoben, die wir bey der Anzeige des ersten Theils über diesen Punct äusserten: wiewohl wir jetzt überzeugt sind, dass die *Sache* selbst, so wie sie Hr. *W.* dargestellt hat, sich allerdings in der Hermeneutik anwenden und begründen lasse, nur dass der *Ausdruck* nicht ganz schicklich gewählt scheint. Denn im Grunde lassen sich wohl nur *gewöhnliche* und *seltenere* Ellipsen unterscheiden (*ellipses frequentes — minus frequentes;*) und die Einschränkung, welche Hr. *W.* an mehrern Stellen der Ernestischen Definition von den *emphasibus constantibus* beyfügt (*significationem in certis loquendi modis f e r e semper obtinet*), findet unsers Bedünkens bey den Ellipsen noch mehr Statt. Dass die Beurtheilung und Erklärung jener *häufiger vorkommenden* Ellipsen von der Kenntniss des Sprachgebrauchs überhaupt abhange, und dass die Erwägung des Zusammenhanges, so wie eine verständige Rücksicht auf die Analogie der Sprachen dies Geschäft des Auslegers erleichtere, hat der Vf. gut gezeigt. Indem er ferner Beyspiele solcher Ellipsen, wo man bald *nomina*, bald *verba,* bald Partikeln, bald andere einzelne oder verbundene Worte suppliren muss, aufstellt, sind zugleich mehrere Stellen des A. und N. Test., auch einiger Profanschriftsteller, erläutert worden. — Die zweyte Classe der Ellipsen, welche der Vf. *temporarias* nennt, ist noch zurück. Bey diesen treten bekanntlich die meisten Schwierigkeiten ein. Hier muss der Ausleger nicht blos den Sprachgebrauch überhaupt inne haben, sondern die Manier jedes einzelnen Schriftstellers kennen, und manche Nebenumstände mit Scharfsinn und Vorsichtigkeit abwägen. Desto angenehmer wird die fortgesetzte Belehrung eines so gründlichen und kenntnissreichen Exegeten über diesen Gegenstand seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 29. April 1800.

PHILOLOGIE.

1) Zweybrücken, b. d. typographischen Gesellschaft: Λουκιανος. *Luciani Samosatensis Opera*, graece et latine, ad editionem *Tiberii Hemsterhusii* et *Joannis Frederici Reitzii*, etc.

2) Leipzig, b. Fritsch: *Luciani dialogi selectiores, in primis deorum, graece.* Curavit et duplici indice instruxit *Geo. Henr. Martini*, etc.

3) Leipzig, b. Schwickert: *Lucian's Göttergespräche, griechisch;* etc. von *Johann Christoph Bremer*, etc.

4) Göttingen, b. Dieterich: *Sammlung einiger Schriften aus Lucian's Werken*, etc. von *Chr. E. Gehrich*, etc.

5) Leipzig, b. Schwickert: Λουκιανου Τιμων, η Μισανθρωπος, διαλογος. *Lucian's Timon oder der Menschenfeind, ein Dialog.* etc. Von *Johann David Büchling*. etc.

6) Leipzig, b. Schwickert: *Luciani Samosatensis Quaestio, quomodo historia sit scribenda, graece.* Selectis aliorum suisque annotationibus illustravit et indicem vocabulorum ac rerum adiecit M. *Augustus Frider. Wilh. Rudolphus*, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dass übrigens die *Zweybrücker* Ausgabe, zugleich mit der *Wielandischen* Uebersetzung, die gewiss noch lange unübertroffen bleiben wird, einen grossen Einfluss gehabt hat, das Studium der Lucianischen Schriften von neuem zu wecken, davon zeugt vorzüglich die grosse Anzahl der Editionen, welche seitdem von einzelnen oder mehrern Werken dieses Schriftstellers erschienen sind. Von diesen Abdrücken, welche das *Repertorium der philologischen Literatur* für das Decennium 1785—1795 nachweiset, sind die meisten in diesen Blättern bereits beurtheilt worden; die noch rückständigen, oder die neuerlich erschienenen, haben wir in der Ueberschrift Nr. 2—6. der Reihe nach genannt. Jedoch mit einem der Chronologie halber verzeihlichen Hysteron Proteron. Denn die unterste Stelle nimmt unstreitig die von uns zuerst genannte Ausgabe des nunmehr verstorbenen Rect. *Martini* ein. Sie verdankt ihre Existenz einem sonderbaren Zusammentreffen zufälliger Umstände, die in der Zueignungsschrift erzählt werden; und eben so zufällig ist alles das, was die Ausgabe selbst in [illegible] t, und was in der That höchst unerheblich ist. Der sel. *Martini* war von der Akademie der Volsker zu Velitri zum Ehrenmitglied aufgenommen worden. Kurz vorher hatte er nach einer gefährlichen Krankheit, da er nichts Besseres vorzunehmen wusste, einige Göttergespräche aus der Zweybrücker Edition abgeschrieben. Glücklicher Weise besann er sich auf diese Abschrift, als er der Akademie seine Danksagung für die ihm erzeigte Ehre abstatten wollte, und er trug um so weniger Bedenken, jene dem Druck zu übergeben, da ihm ein anderer Zufall eine sehr alte Ausgabe dieser Dialogen, Leipzig bey Vögelin von 200 und mehrern Jahren her, (wahrscheinlich vom J. 1568) in die Hände gespielt hatte. Billig erwartet man eine nähere Bezeichnung des Eigenen oder Wichtigen, was diese Ausgabe enthält: aber man wartet vergebens, und die Verwunderung steigt, wenn man bemerkt, dass Hr. *M.*, die italienische Akademie zu ehren, seinen Abdruck der Dialogen bloss zum Gebrauch der Anfänger zugerichtet hat. Auf eine solche Bestimmung führt wenigstens der ausführliche Wortindex, womit die Ausgabe versehen ist. Oder glaubte etwa Hr. *M.* durch seine in der Zueignungsschrift angestellte Betrachtung über die Theoxenien des *Herodotus* (I, 19. p. 24. ed. Wessel.), das Beste, was diese Ausgabe enthält, der Akademie ein würdiges Xenion zu bereiten? Dann hätte er wenigstens jene von Valckenär vorgeschlagene Verbesserung der Stelle Herodot's, wo von dem silbernen, jährlich mit Wein gefüllten, Krater zu Delphi die Rede ist, nicht anfechten sollen. Die Worte sind: ἐπικίρναται γὰρ ὑπὸ Δελφῶν Θεοξενίοισι. Die Vulgata Θεοφανίοισι (wiewohl sie auch *Reiz*, und der neueste Leipziger Herausgeber des Herodotus beybehalten haben) liefert, wie *Valckenär* richtig bemerkt, ein den damaligen Abschreibern sehr bekanntes Wort, aber keinesweges den Namen eines Festes, das zu Delphi gefeyert worden wäre. Wenigstens möchte Rec. ein von den Delphiern unter dem Namen *Theophania* begangenes Fest nicht eher anerkennen, bis gültigere Zeugnisse dafür, als die Autorität des *Philostratus Vit. Apollon.* IV. c. 31. (worauf sich *Larcher* in den Noten zu Herodot I. p. 249. beruft) werden aufgestellt seyn. Auch hat Hr. *M.*, indem er jene Verbesserung zu bestreiten vermeynt, ihr in seinem sonderbaren Räsonnement selbst neue Bestätigung verliehen.

Das Resultat von dem allen ist, dass der sel. *Martini*, dessen griechische Sprachkenntniss überhaupt sehr beschränkt war, besser gethan hätte, wenn er sich mit der italienischen Akademie in einem Privatschreiben hätte abfinden, und die Lucianischen Ge-

spräche Andern, die mehr Beruf dazu in sich fühlten, zur Herausgabe überlassen wollen.

Diese Göttergespräche insonderheit sind, um von *Hemsterhuys* kleiner Ausgabe hier zu schweigen, schon zu so wiederholten Malen durch einzelne Abdrücke, auch in Chrestomathieen, der Jugend mitgetheilt worden, dass, wer nicht gern etwas Vergebliches oder Zweckloses unternimmt, sich zu einer neuen Ausgabe derselben schwerlich verstehen wird. Es ist eine sehr richtige Bemerkung, welche *Wolf* in der Vorrede zu den von ihm herausgegebenen Lucianischen Dialogen anderer Art machte: *Sal, quo defricantur, dii, cum ipsis diis evanuit.* Selten scheint man indess dies beherziget zu haben; bey der Ueberzeugung von der leichten gefälligen Form, welche *allen* Gesprächen dieses Schriftstellers eigen ist, vergass man gewöhnlich den Inhalt der *einzelnen*, der für die Jugend mehr oder minder zweckmässig und anziehend ist, zugleich mit in Anschlag zu bringen.

Auch Hr. *Bremer* (Nr. 3.) hat diesen Dialogen Interesse genug für junge Leser zugetraut, um sie denselben in einem neuen Abdrucke zu empfehlen. Dem Antrage zufolge, welchen laut der Vorrede der Verleger an ihn machte, sollte diese Ausgabe, als Seitenstück zu der in demselben Verlag ehemals erschienenen *Haasischen* der Todtengespräche, weiter nichts als den Text, und ein griechisch-deutsches Wortregister enthalten, damit sie in Schulen gebraucht werden könnte. In so fern also hat sie mit der von Hn. *Gehrich* (Nr. 4.) besorgten Sammlung gleiche Tendenz, wiewohl sich die letzte durch eine zweckmässigere Auswahl der Lucianischen Schriften empfiehlt. Auch Hr. *Gehrich* wollte ein Schulbuch liefern, das nach *Gedike's* griechischem Lesebuch, und etwa nach den von Hn. *Bremer* selbst einige Jahre später herausgegebenen *Todtengesprächen* (f. A. L. Z. 1794. Nr. 132.) bey Erlernung der griechischen Sprache mit Nutzen gebraucht würde; er wollte dadurch die grosse Lücke zwischen jenen Chrestomathieen und denjenigen Werken der Griechen füllen, welche eine umfassendere Kenntniss der Sprache und Sachen voraussetzen. Er vereinigte daher folgende Schriften in seine Sammlung: *Prometheus oder Kaukasus; von den Opfern; der Verkauf der Philosophen; der Traum* oder *die gewählte Lebensart; Charon* oder *der Besuch; von der Trauer; der klagende Jupiter; Demonax Leben; der Lügenfreund* oder *der Ungläubige; Ikaromenippus* oder *die Luftreise; von der Verläumdung; wahre Geschichten.* Beide Herausgeber haben für den Privatfleiss junger Leser durch einige, wiewohl sehr kurze Anmerkungen, und Hr. *Gehrich* überdies für einen besseren Ueberblick des Ganzen, und für das leichtere Verständniss durch kurze Inhaltsanzeigen, die jedem Stücke voran stehen, gesorgt. Dem Lehrer ist jedoch das Meiste überlassen worden. In den Anmerkungen sind theils solche Sach- und Spracherläuterungen gegeben, die in dem Register entweder gar nicht anzubringen waren, oder doch daselbst nicht am schicklichsten Orte gestanden hätten, theils ist auch, um das Gefühl junger Leute zu schärfen, auf die Kritik des Textes hie und da Rücksicht genommen worden. Neue kritische Vermuthungen haben wir in keiner der beiden Ausgaben gefunden; häufig aber hat Hr. *Bremer* anderen Kritiken, auch der Wielandischen Uebersetzung, widersprochen. Aus der letzten ist die *Einleitung zu Lucian's Göttergesprächen*, welche Hn. Bremer's Ausgabe eröffnet, wörtlich abgedruckt. Die beiden Editionen angehängten *Register* werden dem Anfänger Nutzen gewähren, obgleich das *Gehrichsche* nicht ganz vollständig, und das *Bremersche* nicht durchgängig genau ist. So heisst z. B., um nur eines aus dem letzten anzuführen, συμποτικος nicht *derjenige, welcher kein Gelag verdirbt, oder ein guter Gesellschafter.*

Weitläuftiger, als in den angezeigten Editionen, ist der Plan von Hn. *Büchling* in der Ausgabe des *Timon* (Nr. 5.) und von Hn. *Rudolph* bey Bearbeitung der Schrift *über die Geschichtschreibung* (Nr 6.) angelegt worden. Aber die Absicht dieser beiden Herausgeber ist so verschieden als ihre Ausführung derselben. Wir müssen sie daher einzeln beurtheilen. Hr. *Büchling* nahm, nach der Versicherung, welche er in der Vorrede giebt, auf die Classe von jungen Lesern Rücksicht, die entweder nur eine geringe, oder noch gar keine, Bekanntschaft mit Lucian haben. Allein die Arbeit selbst, welche das Gepräge aller *Büchlingischen* Arbeiten an sich trägt, zeiget nur zu deutlich, dass man es mit jener Versicherung nicht zu genau nehmen dürfe. Von besonderen Rücksichten, wenn sie sich nicht unmittelbar auf die Bücher beziehen, welche er ausschreibt, kann überhaupt bey Hn. B. nicht wohl die Rede seyn. — Der Text ist nach der Amsterdamer Ausgabe abgedruckt. *Die Anmerkungen* enthalten Excerpte aus den Noten von *Hemsterhuys*, *Stroth* und *Wieland*. Hier, wo alles fremdes Eigenthum ist, muss die Kritik über die Materie schweigen; nur in Ansehung der Form darf sie erinnern, dass Hr. B. sich nicht einmal die Mühe genommen, *Stroth's* Anmerkungen und die Observationen, welche von andern Gelehrten hie und da in dem Register vorkommen, in die Sprache, welche er einmal zur Erklärung gewählt hatte, überzutragen, sondern sie gewöhnlich so, wie sie waren, lateinisch abgeschrieben hat. Noch befremdender ist die *Einleitung*, welche den ganzen Lucian betrifft, und alle Ausgaben und Uebersetzungen der gesammten und einzelnen Werke dieses Schriftstellers der Reihe nach nachweiset. Wer erwartete dies vor einer Ausgabe des Timon? — Allein die Bogen mussten gefüllt werden; und da war's ja dem fingergeübten Herausgeber etwas sehr leichtes, aus Hamberger, Harles, Wieland, Schulz, Schummel und Schlüter Mancherley zusammen zu schreiben. Hr. *B.* nennt diese Vorgänger selbst; aber er fügt hinzu, dass von ihm Auswahl und Prüfung beobachtet worden sey. Wir hingegen können nicht einmal sagen, dass er immer mit gehöriger Aufmerksamkeit abgeschrieben habe. So ist z. B. S. XXVIII. die Aufführung der *Zweybrücker* Ausgabe mit folgendem Urtheile begleitet: „Sowohl der Text als der Commentar der Amsterdamer Ausgabe haben in diesen Bänden durch

„den Apparat des Hn. Belin de Ballu gewonnen. Jener, indem die vorzüglicheren Lesarten der Pariser „Handschriften darin aufgenommen worden, dieser, „indem die verschiedenen Lesarten, die kritischen „Muthmafsungen, und einige andere Bemerkungen „des Hn. Ballu auszugsweise mitgetheilet werden." Das Urtheil ist aus A. L. Z. 1791. Nr. 231. wörtlich entlehnt. Dafs Hr. B. dies verschwiegen hat, wollen wir nicht einmal rügen: aber sah er denn nicht, dass dort blofs der 3 bis 5 Band recensirt worden, von welchen dieses Urtheil (vielleicht auch nicht ohne Einschränkung) gilt, da in den ersten Bänden die Hn. Zweybrücker von dem französischen Werke noch gar keinen Gebrauch gemacht haben. — Ueber die *Wasersche* Uebersetzung hat Hr. B. Wieland's Urtheil abgeschrieben, u. s. w. denn des Abschreibens wird Hr. B. nicht müde. Auch die *kurzen Nachrichten von Timon aus verschiedenen Schriftstellern*, welche auf jene Literarnotizen folgen, sind blofse Compilation. Die Stellen aus *Stroth's* Chrestomathie, *Hemsterhuys* Ausgabe und *Wieland's* Uebersetzung, die hieher gehören, sind lateinisch und deutsch an einander gereihet, und nicht einmal zu einem Ganzen verbunden. Von eigenem Fleisse zeugt blofs das Wortregister; wiewohl auch dies manches Fremdartige, und manche Auseinandersetzung enthält, die hier nicht am rechten Platze steht.

Nicht für Anfänger in den Schulen, sondern zum Behuf akademischer Vorlesungen, wählte Hr. *Rudolph* Lucian's interessante Schrift *über die historische Kunst*, welche durch Beyspiele schlechter Geschichtschreiber, deren es in den damaligen Zeiten eine grofse Menge gab, sehr einleuchtend zeigt, wie man Geschichte nicht schreiben müsse, und aus dem Verfahren der alten classischen Historiker gute Vorschriften für die Geschichtschreibung entwickelt. Auch Hr. R. behielt den Text der Amsterdamer Ausgabe bey, jedoch nicht ohne häufige Verbesserung der Druckfehler und der Interpunction. Seinen Schülern die Vorbereitung auf die Lectionen zu erleichtern, und das meistentheils so zwecklose Nachschreiben, wo nicht entbehrlich zu machen, doch gehörig zu leiten, und dabey vor groben Fehlern zu bewahren, hat Hr. R. den Text zuerst mit einer Auswahl verschiedener Lesarten versehen, über die er sich in der Vorrede p. VI. folgendermafsen erklärt: *In afferenda lectionis varietate non id secutus sum, ut optimas solas adjicerem; ita potius quamque attuli, ut quaeque earum mihi maxime occasionem praebere videbatur de lectionum origine et pretio disserendi.* Die Beurtheilung dieser Lesarten verräth Einsicht. Ein anderer Theil der Anmerkungen ist erklärend, und gröfstentheils aus der Reitzischen Ausgabe gezogen. Doch hat Hr. R. hier nicht blofs die Wielandische Uebersetzung benutzt, sondern zuweilen auch eigene Berichtigungen und manchen neuen Versuch, dunkle Stellen aufzuhellen, hinzugefügt. Mit Sorgfalt ist auch die Inhaltsangabe ausgearbeitet, und das philologische Register, das einem Sachindex am Schlusse angehängt ist, legt gute Sprachkenntnisse des Vf's. an den Tag. — Vorzüglich aber verdient die lehrreiche Vorrede desselben beachtet zu werden. Er hat darin nicht blofs von seiner Absicht und seinem Verfahren genaue und bescheidene Rechenschaft abgelegt, sondern den Leser überhaupt auf den rechten Standpunct gestellt, aus dem diese Abhandlung Lucian's zu betrachten ist, und durch manche scharfsinnige Bemerkung über die Kunst und den Charakter des Schriftstellers zu einer richtigeren Schätzung und zum leichtern Verständnifs derselben hingeleitet. Auch die Fehler Lucian's werden theils hier, theils in einem angehängten Excurs, der noch überdies ähnliche Bearbeitungen desselben Thema von neuern Schriftstellern namhaft macht, mit Feinheit gerügt. Besonders aber sind in der Vorrede ein paar Bemerkungen gründlich ausgeführt, welche seither die Erklärer Lucian's beynahe ganz vernachlässiget hatten. Hr. R. zeigt nämlich durch mehrere wohlgewählte Beyspiele, wie Aristophanes Komödien einen reichen Stoff zur Erläuterung vieler in Lucian's Schrift vorkommenden Worte und Redensarten darbieten, wie überhaupt dieser talentvolle Schriftsteller, bey aller Originalität, jenem ältern an Geist und Witz ihm so ähnlichen Meister auch in der Diction nachgeahmt habe. Sodann geht Hr. R. mehrere Stellen durch, welche Lucian in dieser Schrift über die historische Kunst mit offenbarer Rücksicht auf Herodot geschrieben; und es ist ihm gelungen, über dieselben durch treffende Parallelen, welche er aus dem Vater der Geschichte beybringt, ein helleres Licht zu verbreiten. So deutliche Belege wir in dem allen von dem Fleisse finden, den Hr. R. auf die Ausstattung des Lucianischen Werkchens verwendet hat: so sehr haben wir uns gewundert, dafs die Uebersetzung und der kritische Apparat des Hn. *Belin de Ballu* von ihm nirgends genannt, nirgends gebraucht worden ist. Ja er scheint nicht einmal gewufst zu haben, dafs die wichtigsten Varianten der Pariser Handschriften den oben erwähnten Anhang der Zweybrücker Ausgabe ausmachen. Diesen Mangel abgerechnet, glauben wir die Bearbeitung des Hn. *Rudolph* Lehrern sowohl, denen es an hinlänglichen Subsidien fehlt, als Jünglingen zum Selbstunterricht, empfehlen zu können, und wünschen, dafs, wenn künftig noch von einzelnen Schriften Lucian's besonde Ausgaben veranstaltet werden sollen, sie wenigstens auf eine solche Weise ausgestattet, im Publicum erscheinen mögen. Denn mit *blofsen Abdrücken* einzelner oder mehrerer Stücke dürfte forthin nicht mehr viel Verdienst und Dank zu erwerben seyn, da wir auf der einen Seite mit dergleichen Ausgaben zum Behufe der Schulen nun reichlich genug versehen sind, auf der andern aber unlängst der erste Theil einer vollständigen Handausgabe von Lucian's sämmtlichen Werken erschienen ist, welche den Bedürfnissen derer, die den Schriftsteller ohne weitläufigen Noten - Apparat zu lesen wünschen, ganz angemessen, die Unternehmung neuer Abdrücke vor der Hand unnöthig macht. Es ist folgende Ausgabe:

7) Halle, b. Gebauer: Λουκιανου Σαμοσατεως Απαντα. *Luciani Samosatensis Opera omnia, maxime ex fide Codicum Paris. recensita, edidit Fridericus Schmieder*, Philos. D., AA. LL. Mag., Gymnasii Luther. Hal. Collega. *Tomus* I. 1800. XLVIII. und 638 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Ohne Zweifel war eine Ausgabe dieser Art schon längst Bedürfnis; und wir haben uns oft gewundert, dass man seit der verunglückten *Schmidischen*, der einzigen, welcher nach der Amsterdamer Edition vom Lucian ans Licht trat, keinen neuen Versuch, eine solche zu liefern, gemacht hat; zumal da der letzte Theil der *Schmidischen*, der seit dem J. 1789 rückständig war, nur erst für die nächste Messe angekündiget worden ist. Denn da Lucian zu den wenigen Schriftstellern gehört, welche auch den Dilettanten, so wie den Jüngling, der in das Innere der griechischen Sprachkunde noch nicht eingedrungen ist, durch ihre Genialität und Laune, sodann durch die wahre, mit der feinsten Welt- und Menschen-Kenntniss gepaarte, Lebensweisheit anziehen, ohne ihm durch grosse Schwierigkeiten der Composition und des Ausdrucks die Unterhaltung zu erschweren: so war es ein eben so natürlicher, als beyfallswürdiger Gedanke, vorzüglich dieser Classe von Lesern eine vollständige, durch Zuziehung der besten und neuesten Hülfsmittel berichtigte und von allem fremdartigen Apparat entkleidete, Ausgabe in die Hände zu geben. Auch der Philolog von Profession, wenn er nicht durch den magischen Schein neuer Gelehrsamkeit sich von der Anschauung des alten Schriftstellers selbst abziehen lässt, wird gern zu einer solchen Ausgabe zurück kehren. — Hr. *Schmieder* zog zur Berichtigung des Textes, ausser den kritischen Anmerkungen der Reitzischen Ausgabe, vorzüglich die Collation der sechs Pariser Handschriften zu Rathe, welche wir Hn. *Belin de Ballu* verdanken. Er machte sichs zum Gesetz, keine neue Lesart in den Text aufzunehmen, welche nicht durch die Autorität der Handschriften bestätiget wäre: bey manchen Lesarten indess, vorzüglich bey den von Abschreibern so oft vernachlässigten attischen Formen, war ihm, wie billig, der Beytritt Eines Codex genug, und bey anderen, wo für die *Vulgata* und *Varians* gleich viel kritische Zeugen waren, entschied er nach eigenem Gefühl und der Kenntniss zu Folge, die er sich von Lucian's Sprachgebrauche erworben hatte. Dass er in Berichtigung der Interpunction nach freyer Willkür verfuhr, versteht sich von selbst. Der *Index Emendationum*, welcher gleich auf die Vorrede folgt, und alle Veränderungen des Textes (diejenigen, wo die Hn. Zweybrücker voran gingen, ausgenommen) nächst den kritischen Autoritäten kurz nachweiset, zeigt auch dem flüchtigen Blick, wie sehr der Text durch Hn. *S.* Bemühungen gewonnen hat. Mit dieser Sorgfalt verband der Herausgeber eine nicht minder lobenswerthe Genauigkeit im Vergleichen neuerer philologischen Schriften, worin einzelne Stellen Lucian's beyläufig verbessert worden sind. Die Verbesserungen (gegen 400 an der Zahl), von denen einige durch Handschriften bewährt, und deshalb von Hn. *S.* aufgenommen wurden, sind unter dem Texte kurz angegeben, selten mit einem Urtheile begleitet: hier haben auch die übrigen Varianten, welche zur Aufnahme in den Text nicht geeignet waren, nebst den eigenen Vermuthungen des Herausgebers ihren Platz gefunden. Der griechische Scholiast, der am Schlusse jeder Seite nach den Varianten gesetzt worden ist, erscheint hier durch Zusätze der Pariser Handschriften vermehrt, und nach wahrscheinlichen Conjecturen der Gelehrten correcter. Wir billigen es, dass der Herausgeber ihn beygefügt hat, theils weil die meisten Bemerkungen desselben gut sind, theils weil einige Stücke Lucian's, z. B. der Lexiphanes, ohne diese grammatische Beyhülfe nicht wohl verstanden werden können. Noch mehr aber billigen wir es, dass Hr. *S.* bey der Berichtigung der Scholien streng und gewissenhaft zu Werke gieng, ohne sich von der Willkürlichkeit einiger neuerer Herausgeber verführen zu lassen, die bey der kritischen Behandlung der Scholiasten mit der bekannten Maxime: *periculum fiat in anima vili*, den leichtsinnigsten und tadelswürdigsten Missbrauch getrieben haben. Endlich hat Hr. *S.* jede Schrift Lucian's mit einer nützlichen Inhaltsanzeige versehen, und verspricht dem zweyten Bande, der die noch rückständigen Werke enthalten soll, ein sorgfältig gearbeitetes Sach- und Wort-Register anzuhängen.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Jauer*, b. Löper: und *Breslau*, b. Kornsen.: *Kurze Anweisung zum Lesen und Denken*, oder *Neues Bilder A B C-Buchstabir- und Lesebüchlein* für die kleine Schuljugend in der Stadt und auf dem Lande, welche darin, auf eine leichte, angenehme und nützliche Art, die Buchstaben kennen, buchstabiren und lesen lernen kann. Erster Theil, für die Anfänger. 2½ Bog. gr. 8. (ungebunden 2 gr.) Der Vf. liebt die Deutlichkeit. Dreymal sagt er auf dem Titel, dass das Büchelchen lesen lehrt; und S. 32. sagt er den Kindern zur Warnung: dass Julchen, mit einem ausgestochenen Auge, nie wieder habe sehen können. Uebrigens enthält das Büchelchen, was man in Fibeln zu suchen pflegt, ist auf starkes Papier deutlich gedruckt, und fürs Auge der Kleinen hübsch bunt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. April 1800.

PHILOLOGIE.

1) Zweybrücken, b. d. typographischen Gesellschaft: Λουκιανος. *Luciani Samosatensis Opera*, graece et latine; ad editionem *Hemsterhusii* et *Reitzii* etc.

2) Leipzig, b. Fritsch: *Luciani dialogi selectiores, in primis deorum, graece.* Curavit *Geo. Henr. Martini* etc.

3) Leipzig, b. Schwickert: *Lucian's Göttergespräche, griechisch;* etc. von *J. Chr. Bremer*, etc.

4) Göttingen, b. Dieterich: *Sammlung einiger Schriften aus Lucian's Werken*, etc. von *Chr. E. Gehrich*, etc.

5) Leipzig, b. Schwickert: Λουκιανου Τιμων, η Μισανθρωπος, διαλογος. *Lucian's Timon* etc. Von *Jo. Dav. Büchling* etc.

6) Leipzig, b. Schwickert: *Luciani Samosatensis Quaestio, quomodo historia sit scribenda; graece.* Selectis aliorum suisque annotationibus illustravit et indicem vocabulorum ac rerum adiecit *M. Aug. Fr. With. Rudolphus*, etc.

7) Halle, b. Gebauer: Λουκιανου Σαμοσατεως Απαντα. *Luciani Samosatensis Opera omnia*, maxime ex fide Codicum Paris. recensita, edidit *Fridericus Schmieder* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir haben uns bisher auf eine allgemeine Uebersicht dessen eingeschränkt, was in den angezeigten Ausgaben Lucian's geleistet worden ist. Bey einigen derselben scheint uns die Sache mit dieser Anzeige vollkommen abgethan. Allein Ausgaben von dem Umfange und Gehalte, wie die *Zweybrücker*, die *Rudolphische* und die *Schmiedersche*, verdienen es, dass ihr Charakter wenigstens durch einige ausgehobene Proben näher bezeichnet werde. Wir wollen zu diesem Zwecke die Schrift Lucian's, welche Hr. *Rudolph* herausgegeben hat, wählen, und nach einigen vergleichenden Bemerkungen, wodurch wir eine genauere Würdigung der genannten drey Ausgaben beabsichtigen, noch Manches hinzufügen, was die neueste *Schmiedersche* Edition eigenthümlich angeht.

Das *Argument* ist von Hn. *Rudolph* fleissiger und genauer, als in der *Schmiederschen* Ausgabe, bearbeitet: auch hat diese bey der gegenwärtigen Schrift Lucian's, wie bey den übrigen, aus den Varianten der Reitzischen Edition eine so ökonomische Auswahl getroffen, dass man die holländische Ausgabe oder den Zweybrücker Abdruck, bey einer etwas sorgfältigern Lectüre, nicht wohl entbehren kann. Gleich in der zweyten Zeile fehlt die Bemerkung, dass πυρέττειν (statt des vormaligen πυρεταίνειν, was doch auch *Scyth.* c. 2. vorkommt,) die Lesart der englischen Handschriften sey; und so sind mehrere Varianten absichtlich, wie es scheint, übergangen, die man doch nicht geradezu als Schreibfehler verwerfen darf. Dafür hat Hr. *Schmieder* gleich darauf eine scharfsinnige, aber unnöthige, Conjectur von Wyttenbach: λάβρῳ τῷ πυρετῷ, beygebracht, welche jedoch Hn. *Rudolph*, wenn sie ihm auch bekannt gewesen wäre, nicht vermocht haben würde, von dem, was er zur Erklärung der Vulgata λιπαρεῖ τῷ πυρετῷ in dem Index gesagt hat, abzugehen. Dass man die Auszeichnung solcher Conjecturen in der Zweybrücker Ausgabe nicht suchen dürfe, haben wir schon oben erinnert. Uebrigens hat auch Hr. Wieland die Vulgata mit Recht beybehalten, und durch *ein anhaltendes Entzündungsfieber* übersetzt. — In diesem Fieber kam allen Patienten die Wuth an, Tragödie zu spielen: καὶ μεστὴ ἦν ἡ πόλις ὠχρῶν ἁπάντων καὶ λεπτῶν. An den *pallor amantium* ist hier mit Hn. *Rudolph* keineswegs zu denken: die Rede ist von *bleichen*, vom siebentägigen *Fieber* ausgemergelten, Tragödienspielern, wie auch die folgenden Worte ἑβδομαίων ἐκείνων τραγῳδῶν deutlich anzeigen. — Auch Kap. 3., wo Lucian seine Thätigkeit mit der Thätigkeit des Diogenes von Sinope vergleicht, hat Hr. R. den Sinn und die Tendenz des Schriftstellers nicht gefasst. *Posterior haec comparatio*, sagt er, *minus videtur apta. Nam Diogenes* illud *(si quidem fecit) inepte; Lucianus* hoc *prudenter.* Gerade in dieser witzigen Antithese liegt der satyrische Scherz der Stelle. Lucian's Absicht dabey war so wenig die: *ut vim comparationis superioris mitigaret, et historicos placaret*, dass er vielmehr den Historikern, mit der angenommenen Miene der Bescheidenheit, seine ganze Ueberlegenheit fühlen lässt. Hr. R. wird daher seinen Tadel unstreitig zurück nehmen, wenn er die Stelle in einer andern Beziehung erwägt, oder wenn er sich auch nur der witzigen Nachahmung erinnert, welche *Klotz* in der Zueigungsschrift seines Tyrtäus an Quintus Icilius davon gemacht hat. — Auch ich, sagt Lucian, will meine Tonne, wie Diogenes, so viel in meinen Kräften ist, wälzen. Nicht, als ob auch ich eine Historie zu schreiben gedächte: οὐχ οὕτω μεγαλότολμος ἐγώ, μηδὲ τοῦτο δείσῃς περὶ ἐμοῦ. Hr. R. schlägt παρ' ἐμοῦ zu lesen vor, weil er den Sinn so nahm: *ne sis sollicitus de mea salute; noli vereri, ne tale periculum subeam.* Hr. *Schmieder* hat die Vermuthung nicht vernachlässigt, wiewohl sie unnöthig ist. Der Sinn ist: *Sey meinetwegen ohne Sor-*

Sorgen (fürchte nicht, dass ich jene historische Producte mit dem meinigen vermehren werde); *so vermegen bin ich nicht!* — Richtiger hat Hr. *Rudolph* Kap. 5. die fehlerhafte, auch in der Zweybrücker Ausgabe fortgepflanzte, Interpunction so berichtigt: ἀλλὰ, εἴ τι ἐν λόγοις καὶ ἄλλο, πολλῆς κ. τ. λ., und Hr. *Schmieder* ist ihm stillschweigend gefolgt. Noch feiner ist die Bemerkung des ersten, dass der Schluss des 6. Kapitels: κοινὰ γὰρ, ὡς ἔφην — καὶ ἁρμονία eine müssige und von einem Abschreiber herrühren, de Wiederholung des Vorhergehenden sey; Hr. *Schmieder* hat daher, jener Erinnerung zufolge, die Stelle zuerst in Klammern eingeschlossen. Auch vermuthet Hr. *R.* (in der Anmerkung zu Kap. 11. Nr. 4.) beym Anfang des 10. Kapitels: καὶ τὸ τῶν — ἀκούουσιν, ein Einschiebsel, und Kap. 11. ist er geneigt, die Worte, παρὰ τὴν χρῆσιν (s. *Index s. v.* παρά), sowie Kap. 23. ἀκέφαλα τὰ σώματα εἰσάγοντας, ἀπροοιμίαστα, καὶ εὐθὺς ἐπὶ τῶν πραγμάτων, das mittlere Wort als Glossem herauszuwerfen. Alle drey Vermuthungen, dergleichen Hr. *R.* noch mehrere vorgebracht hat, zeugen von einem guten kritischen Tact; die erste hat indess Hr. *Schmieder* anzugeben vergessen. — In der schwierigen, von *Wieland* ganz falsch übersetzten Stelle Kap. 9. εἰ δὲ μὴ, οὐδὲν κωλύσει ἀφ' Ἡρακλέους γενέσθαι Νικόστρατον κ. τ. λ. hat Hr. *S.* theils die Interpunction verbessert, theils aus einer Pariser Handschrift κωλύει hergestellt, Hr. *R.* aber den unsers Bedünkens richtigen Sinn im Index (s. v. ἀπό) angegeben. Ἀφ' Ἡρακλέους γενέσθαι bedeutet hier *sectatorem, imitatorem Herculis fuisse.* So könnten wir mehrere Stellen anführen, wo Hr. *S.* die bessere Lesart der Pariser Codd. in den Text erhoben hat, z. B. Kap. 10. χρὴ συγγράφειν ohne καὶ, — τῷ σανδαλίῳ st. σανδάλῳ, Kap. 11. ταῦτά σοι st. σου, κατὰ τὴν τέχνην st. κατὰ τέχνην. Kap. 14. ἀπιστήσειε st. ἀπιστήσῃ, ἐπωμοσαμένην st. ἐπωμοσάμενην. Kap. 17. τοῦ Φρουρίου st. προοιμίου. Kap. 21. τὸ μὲν πάθος ἐκείνῳ st. ἐκεῖνο, — ἐς ἑβδόμην διαρκοῦσιν, st. ἑπτὰ διαρκ. Kap. 23. ἐπαγαγόντας st. ἐπάγοντας — χρὴ δὲ, οἶμαι st. χρὴ δέ. Kap. 24. ὡς οὐ παρθυαῖος st. παρθυαίων. Kap. 25. εἰς τὴν σφαγὴν, mit dem Artikel. Kap. 27. μηδ' ἐπαινοίη st. ἐπαινοῖ. Kap. 51. τοιοῦτον δή τι st. τοιοῦτο δή τοι. Kap. 52. ὁπόταν st. ὅταν. Kap. 53. καὶ εὐμαθεῖαν st. ἢ εὐμαθ. Kap. 55. μετὰ δὲ, τὸ προοίμιον st. μέγα δὲ τὸ προοίμιον u. s. w. Keine von diesen Correctionen, so leicht und überzeugend sie sind, haben die Hn. Zweybrücker der Aufnahme werth geachtet: und da sie dieselbe — Enthaltsamkeit oder Bequemlichkeit — fast durchgängig beobachtet haben: so lässt sich leicht beurtheilen, wiefern ihrer oben von uns angeführten Versicherung Glauben beyzumessen sey. Ohne Zweifel würde Hr. *Rudolph* solche Lesarten nicht verschmähet haben, wenn sie ihm bekannt geworden wären. Wirklich trifft zuweilen sein Text mit dem zusammen, was Hr. *Schmieder* aus den Handschriften aufgenommen hat. So hat er Kap. 28. mit Recht die Lesart κυνηγικώτερα wieder hergestellt, welche auch *Belin de Ballu* gegen das Reitzische γελοιότερα (das die Hn. Zweybrücker, ihrer bessern Ueberzeugung zuwider s. Vol. IV. p. 507. beybehielten) fast auf dieselbe Art vertheidigt hat. Desgleichen Kap. 32. Συγκλαζομεναὶ (eine Stadt Pisidiens, s. *Spanhem. de usu et praestant. numismatum Diss. IX.*) statt Συγκλάσεως. - Ferner gehoren hieher Kap. 40. κωμῳδικήν, was *Reitz* fälschlich in κωμῳδικὴν, und ὑπάγονται, was er eben so unrichtig in ἐπάγονται verwandelt hatte. In beiden Stellen hat Hr. *R.* die ältere Lesart geschickt zu rechtfertigen gewusst.

Die ausgehobenen Stellen werden hinreichend seyn, das kritische Verdienst der Ausgaben zu würdigen. In *exegetischer* Hinsicht macht die *Schmieder*sche keine Ansprüche; die *Zweybrücker* hat sich mit dem begnügt, was sie in der Amsterdamer Edition vorfand, und was mithin vor das Forum dieser Zeitung nicht mehr gehört; Hr. *Rudolph* aber hat Manches beygebracht, was von einer guten Anwendung richtiger Interpretationsgrundsätze, so wie von einer vertrauten Bekanntschaft mit Lucian's Schriften, zeugt; Manches aber auch, was nach unserer Meynung gegründeten Zweifeln unterworfen ist. Wir wollen bloss noch einige Stellen der letzten Art bemerken. *Loben*, sagt Lucian im 10. Kap., ist immer eine missliche Sache, in sofern die Rede nicht von den Hefen der Pöbels und dem grossen Haufen, dem alles recht ist, sondern von kritischen Zuhörern ist, die selbst mit der sykophantischen Neigung, auf Fehler zu lauern, kommen, Leuten, deren scharfen Blick nichts entgeht, die, wie Argus, am ganzen Leibe lauter Augen sind u. s. w. — Hr. *R.* erinnert dabey: *Tangit fortasse criticos, quos ridet, etiam in veris historiis.* Aber Lucian's Absicht war hier nicht zu spotten. Vielmehr dringt er darauf, dass man diese *Richter* beym Schreiben vor Augen haben müsse (πρὸς οὓς ἀποβλέποντα χρὴ συγγράφειν, nach der richtigen Lesart), ohne sich um die andern zu bekümmern, wenn diese uns auch bis zum Bersten loben. — In demselben Kap., wo Lucian den widrigen Anblick des weibischen Herkules bey der Omphale schildert: τοῦ θεοῦ τὸ ἀνδρῶδες ἀσχημόνως καταθηλυνόμενον hat Hr. *R.* das bezeichnete Wort unrichtig durch *virile pudendum* erklärt: es bedeutet überhaupt den *männlichen Anstand*, die *männliche Würde*, welche durch das weibliche Costume verletzt ward. — Kap. 16. wird ein gewisser Kallimorphus, der Verfasser eines trocknen Tagebuchs, worin die Begebenheiten des Parthischen Krieges geschildert waren, getadelt: ὅτι οὕτως ἐπέγραψε τὰ βιβλία τραγικώτερον Καλλιμόρφου ἰατροῦ τῆς τῶν κοντοφόρων ἕκτης ἱστοριῶν παρθικῶν. Warum die Ueberschrift *tragisch* heisse, hat weder Grävius, noch Hr. *Rudolph*, gehörig gefasst, der unzufrieden mit jenes Erklärung, die neue hinzufügt: *mihi videtur reprehendisse ob magnificum inscriptionis sonum, qui ad tragicum prope accedit.* Tragisch heisst der Titel wohl nur deshalb, weil der aufgeblasene Geck seine trocknen Annalen, die nur etwa als Stoff zur Geschichte dienen konnten, als eine *Parthische Geschichte* ankündigte. — Noch weniger gefällt uns die Erklärung von κάτοπτρον ἀκριβὲς τὸ κάτοπτρον

Kap.

(Kap. 51.), nach welcher Lucian die schöne Form eines vollkommnen runden Spiegels bezeichnet haben soll. Wahrscheinlich würde Hr. *Rudolph* selbst der sinnreichen Erläuterung, die *Beckmann* (in den *Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen.* III. 4. S. 286. vergl. *Salmasii Exercitatt. Plinian.* p. 736.) von der Stelle gegeben, den Vorzug zugestanden haben, wenn sie ihm nicht unbekannt geblieben wäre. — Auch die bekannte Allegorie (Kap. 45), bey welcher der aufmerksame Leser noch manche Schwierigkeit findet, hat durch Hn. *Rudolph's* Erklärung kein neues Licht gewonnen. Es befremdete uns, weder bey ihm, noch in der *Schmieder*schen Ausgabe, die scharfsinnigen Verbesserungsvorschläge erwähnt zu finden, wodurch Hr. Hofr. *Schütz* in einem besondern, auch in unsern Blättern noch nicht angezeigten, Programm (*Locus difficilior apud Lucianum de conscribenda historia Cap. XLV. explicatur*, Jen. 1792. f. Vergl. *Paulus Bibliothek kleiner Schriften.* III, 2. p. 178.) die Stelle aufgeklärt hat. Nach der Erörterung dieses Gelehrten (der auch die Uebersetzungen von *Massieu, Wieland* und *Belin du Ballu* einer lehrreichen Prüfung unterworfen hat) redet Lucian von solchen Schriften, welche nicht bloss vom Winde getrieben, sondern am Lande noch von einem auf einem besondern Wege, dem *Leinpfad*, gehenden Pferde, auf dem ein Reiter sitzt, fortgezogen werden. (Vergl. die Ausleger zu Horat. I. Serm. 5. 18. Polybius nennt die Sache ἱμαουλκεῖν.) Lucian vergleicht den Gedanken des Historikers, in sofern auch er eines erhabenen Schwunges und lebhafter Bewegungen fähig ist, mit einem solchen Fahrzeuge, „in dessen Segel (wir bedienen uns der *Schützischen* Uebersetzung der Stelle) ein poetischer Geist, gleich einem günstigen *Winde*, bläset, und es hoch über die Wellen hinüber trägt. Der Ausdruck aber muss (gleich dem *Pferde*, welches das Schiff zieht) zu Lande nebenher gehen; und ob er zwar von der Schönheit und Grösse der Gedanken mit empor gehoben und fortgerissen wird (wie das Pferd vom Schiffe, das mit vollen Segeln gehet), und ihnen, so viel möglich, sich gleichhalten muss; so darf er doch nicht von dem ihm eigenthümlichen Pfade abschweifen, oder in eine unzeitige Begeisterung verfallen. Sonst liefe er Gefahr, sich ganz zu verirren, oder sich in die Wogen poetischer Schwärmerey zu stürzen. Daher muss er hier vorzüglich dem Zügel gehorsam und sittsam bleiben (*Inprimis exaudiendae sunt habenae,* übersetzt *Gessner* die Worte μάλιστα πειθέσθω τῷ χαλινῷ ächt lateinisch, was Hr. *Rudolph* wohl nur aus Unkunde tadelt) und muss bedenken, dass der Sonnenschuss (wilde Koller bey den Pferden) auch in der Prosa eine gefährliche Krankheit sey." — So wie nun die folgenden Worte in der gewöhnlichen Lesart lauten, wird hier auf einmal die witzige Allegorie dadurch unterbrochen, dass der Gedanke (γνώμη), der einem Schiffe verglichen wurde, *auf einem Pferde sitzend* vorgestellt wird, und der Ausdruck (λέξις), der als Pferd vorgestellt wurde, sich *an den Sattel* halten soll: Ἄμεινον οὖν ἐφ' ἵππου ὀχουμένῃ τότε τῇ γνώμῃ, τὴν ἑρμηνείαν πεζῇ συμπαραθεῖν, ἐχομένην τοῦ ἐφιππίου, ὡς μὴ ἀπολείποιτο τῆς φορᾶς. *Haec allegoria*, sagt Hr. *Rudolph*, *fortasse nimis est quaesita.* Allein mit leichter Veränderung zweyer Worte: ἐφ' ἱστίου ὀχουμένῃ — ἐχομένην τοῦ ἐφολκίου, bringt Hr. *Schütz* folgenden sehr passenden Sinn heraus: „Viel besser ist es, dass, indess die Phantasie des Geschichtschreibers *mit aufgespanntem Segel* dahin fährt, der Vortrag am Ufer nebenher laufe, jedoch stets *mit dem Fahrzeuge* straff genug verbunden, um auch nicht hinter seiner ihm voreilenden Bewegung zurücke zu bleiben."

Wir ergreifen die Veranlassung, welche uns die zuletzt angeführte Stelle darbietet, Hn. *Schmieder* noch auf eine doppelte Art von Auslassungen aufmerksam zu machen, wovon die erste allerdings verzeihlicher, als die zweyte ist, beide aber in einem *Additamentum* des andern Theils leicht nachgeholt werden können. Bey dem rühmlichen Bestreben, die *Conjecturalverbesserungen neuerer Kritiker* zu sammeln und gehörigen Orts aufzuführen, ist ihm doch Manches entgangen, was zum Theil selbst der Aufnahme werth war. So müssen z. B. *Scyth.* c. 9. p. 409. die Worte: ἀνθοῦσαν ἀγαθοῖς πᾶσιν, οἷς θάλλει πόλις, als Vers abgesetzt, und statt θάλλει mit *Wakefield ad Lucret.* I. 256. nothwendig θάλλοι gelesen werden. Derselbe Kritiker hat (in seinen Noten zum *Moschus* VII, 6) den Anfang des dritten Gesprächs der Meergötter (p. 122. *ed. Hal.*) so verbessert: Τί τοῦτο, (sagt Poseidon) ὦ Ἀλφειέ, — οὔτε ἀνακλύνεις (*diluis, suavem liquorem corrumpis,* st. ἀναπαύεις) σεαυτὸν διαχυθείς, ἀλλὰ διὰ τῆς θαλάττης ξυνεσὸς (st. ξυνεσὼς) καὶ γλυκὺ φυλάττων τὸ ῥεῖθρον κ. τ. λ. — *Dial. Mar.* XV. p. 137. bey der Entführung der Europa ὁ μὲν γὰρ Ποσειδῶν ἐπιβεβηκὼς ἅρματος, παροχουμένην τε καὶ τὴν Ἀφροδίτην ἔχων, προῆγε γεγηθώς, προοδοιπορῶν νηχομένῳ τῷ ἀδελφῷ. Das bezeichnete Wort giebt, verbunden mit dem folgenden προοδοιπορῶν, eine übele Tautologie. Hr. *S.* hat aus einer Pariser Handschrift [illegible] angeführt. Dies würde *Wakefield's* Vermuthung (*ad Moschum* II, 115.) προῆκεν, i. e. ἐξῆλθε, προῆλθε, *Hesych.* bestätigen. — *De mercede conduct.* Kap. 28. μύρῳ χρίεσθαι, καὶ στεφανοῦσθαι τὴν κεφαλήν, ἠρέμα καὶ γελοῖον. Hr. *Schmieder* führt bey dieser Stelle die treffliche Verbesserung *Koen's* (*ad Gregor. Corinth.* p. 10.) χρῆμα παγγέλοιον an. Er hätte wenigstens mit den Hn. Zweybrückern (III. p. 547.) hinzu setzen sollen, dass auch *Belin du Ballu* dieselbe ausschliessend billige. Es scheint also, dass dieser sie in keinem Codex gefunden. Gleichwohl bringt *Gail* (in den von Hn. *S.* nicht gebrauchten *Divers Traités de Lucien, Xenophon, Platon et Plutarque* Paris 1788. p. 492.) die Lesart aus einem *excellent manuscrit* bey. — Auch aus *Seybold's* Noten zum Lucian (in den *Opusculis Selectis*, Gotha 1774 u. Ed. II. 1785.), und *Kistemaker's Appendix II. ad Thucydidem edit. Bipontinae illustrat. ac emendatum* (Münster 1791. p. 131 ff., welcher bloss den Lucian betrifft), hätte Hr. *S.* manches Gute in seine Ausgabe übertragen können.

nen. Aus diesen Büchern führen wir jedoch, weil sie leichter zu haben sind, keine Beyspiele an.

Wir nannten oben diese Art von Auslassungen verzeihlich, und wir können hier hinzufügen, dass Hr. *S.* uns für dieselben durch einige scharfsinnige Conjecturen, womit er selbst einzelnen Stellen aufhilft, gewissermassen entschädigt hat. Auch von diesen nur ein paar Worte! *Somn.* Kap. 12. verbessert Hr. *S.* das schleppende: ἄν δέ τι σπουδῆς ἄξιον ᾖ, καὶ τοὺς φίλους ἢ καὶ τὴν πόλιν ὅλην, καταλαμβάνῃ. leicht und glücklich: ἄξιον ᾖ τοὺς κ. τ. λ. — *Harmonides* Kap. 3. wird nach dem Vorgang eines Codex gut so emendirt: εἰ τοὺς ἁπανταχόθεν ἀνθρώπους συγκαλέσαντες ἐς κοινὸν θέατρον, ἐπιδεικνύοιμεν τοὺς λόγους. — *Piscator* Kap. 52. schlägt Hr. *S.* eine neue und bessere Abtheilung der Sprechenden vor. ΕΛΕΓΧ. Ποῖ δὲ καὶ πρῶτον ἀπιέναι δεήσει; μῶν ἐς τὴν Ἀκαδημίαν, ἢ ἐς τὴν Στοάν; ΠΑΡΡ. Ἀπὸ τοῦ Λυκείου ποιησώμεθα τὴν ἀρχήν. ΕΛΕΓ. Οὐδὲν διοίσει κ. τ. λ. Wir wünschten freylich diese Gattung Emendationen, wodurch dem Lucian, so wie seinem Vorbilde, dem griechischen Komiker, noch an *vielen* Stellen aufgeholfen werden kann, häufiger angewandt zu sehen. — Hie und da hat Hr. *S.* auch Glosseme bemerklich gemacht, z. B. *Deorum Dial.* XV, 2. τὴν Δάφνην καὶ τὸν Τάκινθον, *Nigrin.* Kap. 16. καὶ τὸ τοιοῦτο φῦλον [τῶν ἡδονῶν]. Uns scheint das erste nicht so unbezweifelt ein Glossem, als das zweyte zu seyn.

Die andere Art von Auslassungen bezieht sich auf die *Vulgata*, welche auch da, wo bereits in der Amsterdamer und Zweybrücker Ausgabe eine richtige Conjecturalverbesserung oder die nur von Einer Handschrift bestätigte Lesart aufgenommen worden, durchgehends mit Genauigkeit hätte angegeben werden sollen. Wie *de mercede conduct.* Kap. 39. p. 321. (To. III. p. 262. *Bip.*) Ἄδωρα σὺν σοι τὰ δῶρα. Die noch von *Gail* (l. c. p. 44.) beybehaltene Vulgata war ἄωρα, und jenes nur Verbesserung von *Brodäus* und andern Kritikern. — In derselben Schrift Lucian's Kap. 20. p. 311. σαίνεις δὲ ὅμως τὴν ὑπόχ. etc. erwähnt H. *S.* bloss *Belin de Ballu's* Conjecturen αἰνεῖς δὲ ὅ. τ. ὑπ. oder σαίνει δέ σε ὅ. τ. ὑπ.; aber er verschweigt die ältere Lesart ἐπαινεῖς — τὰς ὑποσχέσεις, die doch *Belin du Ballu* auch billigte, und welche *Gail* (l. c. p. 25.) ebenfalls in Schutz genommen hat. Die Angabe der Hn. Zweybrücker (To. X. p. 221.) ist hier vollständiger und richtiger. — *Deor. Dial.* XXII. p. 111. Pan sagt: μοιχίδιός εἰμι, ἐξ ἔρωτός σοι γενόμενος. Auch hier hätte Hr. *S.* erinnern sollen, dass in der Juntina und am Rande der Aldina ἐξαίρετός σοι γενόμενος (*extra ordinem tibi natus*) stehe: was der Baron *Locella* (*ad Xenophont. Ephes.* p. 185.) für das Wahre hält. — Durch ein Versehen ist: *de mercede conduct.* Kap. 3. p. 301. eine Verbesserung von *Belin de Ballu* καὶ πρὸς ἀνάγκην ἀγόμενον ἐωράκαμεν oder ἑώραμεν (st. ὁρῶν), καὶ ὅτ' οὐδὲν κ. τ. λ. mangelhaft angeführt worden.

Diese Mängel lassen sich leicht im zweyten Bande theils wieder gut machen, theils bey geschärfterer Aufmerksamkeit vermeiden: wir sehen daher der baldigen Vollendung dieser Ausgabe, welche bis jetzt die in den ersten fünf Bänden der Zweybrücker Edition befindlichen Stücke der Reihe nach enthält, mit Verlangen entgegen.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Berlin*, in Comm. b. Maurer: *Ueber die Veredelung einiger vorzüglichen Landesproducte.* Herausgegeben auf Veranlassung der Schrift: der neueste deutsche Stellvertreter des indischen Zuckers. Von *J. G. Braumüller.* 1799. 92 S. 8. (6 gr.) — Der Vf., ein Kaufmann in Berlin, hat sich schon längst, ausser dem Handelsbetriebe, auch mit Untersuchung ökonomischer Gegenstände beschäftigt, und seine Beobachtungen und Versuche hierüber der Kurmärkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam in einigen, mit Beyfall aufgenommenen, Aufsätzen mitgetheilt. Seine diesmalige Absicht besteht darin, zuförderst eine in der auf dem angeführten Titel bezeichneten Schrift befindliche, ihn betreffende, Stelle zu berichtigen, und hiernächst die inländische Industrie dahin zu lenken, dass der Verbrauch des ausländischen Zuckers, Kaffees, Oels und Weins, durch die Benutzung inländischer Surrogate, vermindert werde. Im Betreff des ersten erklärt er die in dieser Stelle enthaltenen Nachrichten deshalb für irrig: weil er die von ihm in dem Berliner Intelligenzblatte bekannt gemachte Anweisung zur Verfertigung eines Syrups aus Weizenmalze von dem Commissionsrathe *Riem* empfangen habe, und sie also diesem, nicht ihm, zugeeignet werden müsse; und weil er sich wohl mit mancherley Versuchen in Benutzung einiger Vegetabilien zur Erfindung eines Surrogats des Zuckers, aber nicht besonders mit der Zubereitung jenes Syrups, beschäftigt, auch nie um ein Privilegium zu dessen Verkaufe bey dem Könige angesucht habe. In Rücksicht auf den zweyten Zweck hat er, mit Beziehung auf seine obbemeldeten hier in der ersten, siebenten und achten Beylage abgedruckten Aufsätze, denselben bloss allgemeine, mehrentheils bekannte Bemerkungen und Vorschläge über einige, statt des ausländischen Zuckers, Kaffees und Oels, nutzbare Vegetabilien, und über die bessere Zubereitung des letztern, auch des Weins, vorausgeschickt. Die den grössten Theil seiner Schrift anfüllenden acht Beylagen enthalten den erstерwähnten Aufsatz in dem Berliner Intelligenzblatte; des Vfs. Abhandlung über den Rohr-, Honig- und Baumzucker; seine dem Könige eingereichte Vorstellung zur Vermehrung der Bienenzucht; die hierauf aus dem königl. Kabinette und vom Generaldirectorium erfolgten Resolutionen; die von dem Prof. *Büsch*, gegen die Zubereitung des Zuckers aus Runkelrüben, in den Hamburgischen Adresscomtoirnachrichten vorgetragenen Bedenklichkeiten; des Vfs. Abhandlung über die Veredelung einiger einheimischen, den ausländischen Kaffee, Zucker, Baumöl und Wein ersetzenden inländischen Producte; ingleichen über den Nutzen der Vereinigung der Künste und Wissenschaften mit den bürgerlichen Gewerben, und über die Bestimmung der Zeit der grössten Reinheit des Oels in den öl-enthaltenden Saamen inländischer Pflanzen.

Unverkennbar ist zwar des Vfs. rühmliches Bestreben, gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten und die inländische Industrie in mehrere Thätigkeit zu setzen; aber seine Schrift enthält nichts, was als besonders neu und merkwürdig ausgezeichnet werden könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. April 1800.

SCHÖNE KÜNSTE.

PIRNA, in der Arnoldischen Buchhandl.: *Röschens Geheimnisse* von dem Vf. des Guido von Sohnsdom. *Erster Band,* 1798. 275 S. *Zweyter Band.* 1799. 255 S. 8.

Wenn man die Beschreibung, welche Röschen von dem Tode ihres Kindes macht, und einige Stellen aus ihrem Tagebuche im zweyten Theile abrechnet, welche besser als das übrige gedacht und geschrieben sind: so kann man diesem Romane schwerlich eine Auszeichnung vor seinen zahlreichen ephemerischen Brüdern zugestehen. So sehr man immer geneigt seyn mag, der guten Absicht des Vfs. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: so muss man doch wohl mit Recht zweifeln, dass durch diese Darstellung der Gefahren, in welche unbewachte Sinnlichkeit ein übrigens ganz gutes Mädchen stürzen kann, der moralische Zweck erreicht werden dürfte; selbst wenn man die versteckte Lüsternheit, mit welcher einige Dinge berührt, andere geschildert sind, ganz und gar nicht in Anschlag bringen will. Ein so unwahrscheinliches Gewebe von Ereignissen, von glücklichem und unglücklichem, aber immer höchst entscheidendem Zusammentreffen, ist überhaupt kein brauchbarer Spiegel des menschlichen Lebens; wenn aber vollends eine schlaffe, fast nur durch die Umstände erzeugte, Reue durch ein von *aussen her kommendes* Glück belohnt wird: so kann von einer kräftigen Wirkung auf das Gemüth der Leserinnen kaum noch gerechnet werden. — Noch weit geringer aber ist der ästhetische Werth dieses Romans, in welchem das Gefühl überall durch eine ganz grenzenlose Niedrigkeit der Handlungen, der Gesinnungen und Reden von Menschen empört wird, die sich meistentheils — vortheilhaft ankündigen müssen, um dann mit desto grösserm *Effect* ihre eigenthümliche Rolle zu spielen. Der einzige edle Mann im ganzen Roman, verliert doch noch am Ende unsere Achtung — freylich wider des Vfs. Willen — indem er von neuem um die Hand einer ehebrecherischen Frau wirbt, die, nach der Scheidung, ihren Verführer geheyrathet hat. Das wahrhaft Edle darzustellen, ist dem Vf. so wenig gelungen, dass ihn, so oft er sich in die höhern und himmlischern Gegenden zu erheben unternimmt, eine überwiegende Tendenz nach dem Niedrigen unwillkürlich zur Erde herabzieht. Wenn die Aebtissin des Klosters, in welches Röschen sich geflüchtet hat, eine Frau, die der Vf. mit einem Nimbus von Würde und Adel zu umgeben suchte, zu Röschen sagt (II. S. 204.): „War dir, mein Röschen, das Lager zu hart? Süsser, gesteh es nur, schläft sich's im Freudenbette, an eines Mannes Brust, als hier auf härnen Decken, dem Todenkopf gegenüber" — so ist es von diesem Augenblicke an in unsern Augen um die Heiligkeit und Reinheit dieser Gestalt gethan. Gleichwohl zeigt sich hier noch immer eine schonende Hand, in Vergleichung mit so mancher andern Scene, in denen sich, zum Theil bloss um das Vergnügen der Leser zu befördern, die niedrigsten Gesinnungen in der pöbelhaftesten Sprache ausdrücken. (I. Th. 20. 135. II. 144. und 145.) Der Graf, an welchen Röschen ihre Unschuld verliert, und welcher als ein sehr edler Mensch auftritt, benutzt gleichwohl einen Augenblick der Unordnung, in welchem er R. gegen den Anfall eines verworfenen Wollüstlings gerettet hat, um ihren Busen mit *Küssen und Wonnethränen* zu bedecken, welches das noch unschuldige Mädchen so wenig unzeitig findet, dass es ihm vielmehr um den Hals fällt, und ihn gleichsam zu einem kühnern Unternehmen einladet. Den Abend vorher hatte er ihre Hand zum erstenmale geküsst, und in einem vertraulichen Augenblicke die Worte gesagt: Sie sind mir sehr theuer! worauf R. mit erstickter Stimme, indem sie in ihr Halstuch sieht, antwortet: Und sie sind Reichsgraf! — Auf so feine mädchenhafte Aeusserungen hin liess sich freylich etwas Dreistes wagen! Uebrigens hat der Vf. auch Sorge getragen, seinen Liebenden durch die geheime Sympathie eines ähnlichen Körperbaus und verwandter Herzen zu Hülfe zu kommen: „Rudolf hatte so manches mit Rosen gemein — den schlanken edeln Wuchs, die Veilchen-Augen, die starken blonden Haare, die blauen Adern an den Schläfen, die feine Hand mit den sanftgewölbten glänzenden Nägeln, den üppig gewölbten Mund, und die Perlenzähne dahinter — mehr als das — ein glühendes Herz, ähnlichen Ideengang, dieselbe Modalität (?) der Empfindung." Hierzu kam noch R. schöne Stimme, die Unschuld ihres Blickes, und die Fülle des Herzens, *welche spiegelhell über die schönen Lippen floss* (I. 57.). Natürlicher Weise musste sich zwischen solchen Menschen ein Band für die Ewigkeit knüpfen, das der Vf. auch nicht anders zu zerreissen vermag, als indem er den armen Grafen auf eine recht schauderhafte Weise vom Leben zum Tode bringt. — Noch sind wir unsern Lesern eine Probe der Prunkreden schuldig, mit denen der Vf. sein ungleichartiges Gewebe hin und wieder auszuschmücken versucht hat. Der Graf reisst (I. 152.) seiner Schwester, einer Stiftsdame, das Ordenskreuz von der Brust und ruft aus: „O welche Welt!

Welt! Ehrenzeichen hängen sie an Schandmäler, Stricke um des Edeln Hals. Nein, ich dulde das nicht — an dieser Brust, die einen Bruder verrieth, die eine Freundin elend machte, die Liebe heuchelte, und Schlangen brütete, soll es nicht glänzen!" — Dann schreit er sie wieder mit diesen Worten an: „Wehe dir, Brigitte! ich will vor dich treten, ein böser Genius, ich will saugende Schlangen werfen in dein wundes Gewissen, ich will einen Bund mit dem Laster eingehn, dich um den Himmel bringen, wenn du mir ihn raubest u. s. w. — Es wird übrigens in diesem Buche den Weibern viel Böses nachgesagt, und bisweilen mit ziemlicher Härte. Die Bessern dieses Geschlechtes dürfen indess dem Vf. nicht darüber zürnen; denn er erklärt (S. 198.) ausdrücklich, dass er *„vom Haufen nicht vom Häufchen"* spreche.

Berlin, b. Unger: *Deux Odes de Frédéric le Grand,* mises en musique par son maitre de Chapelle *Jean Frédéric Reichardt* et dédiées a toutes les Academies et instituts des sciences et des arts. 1800. 19 S. fol. Mit einer Vorrede. (1 Rthlr.)

Eine frühere Anzeige dieser beiden von Hn. *Reichardt* componirten Oden, hat schon anderweitig die richtige Bemerkung gemacht: dass der Vf. zu eben der Zeit, da die edle Tonkunst immermehr in ekle Liebhaberey, und diese wieder in kaltes Fingerspiel und thörichtes Geklimper übergeht, Gegenstände für sein Talent wählt, die eines Ausdrucks fähig und würdig sind. Es bleibt noch immer ein bloss frommer Wunsch der Leute von Geschmack, die schönen Künste so angewandt zu sehn, dass ernsthafte Gemüther sich eines bestimmten Genusses dabey rühmen könnten; und so wäre endlich auch die Zeit gekommen, dass musikalische Componisten sich immer mehr einer geschickten Wahl der Materien zu befleissigen hätten. Möchten doch viele, sonst beliebte, Meister einer so ausgebreiteten und allgemein anziehenden Kunst einsehn lernen, dass die Wahl eines Gedichtes zur Composition, von Wichtigkeit sey, und eine noch so glänzende Musik keinen bleibenden Werth haben könne, wenn das Gedicht von mittelmässiger Bedeutung ist.

Die, fast bis zur Bewunderung gediehene, Ausbildung der Instrumentalmusik könnte ein rechter Fund für die Componisten seyn, wenn sich diese mehr angelegen seyn liessen, die grosen Vortheile einer solchen Ausführungskunst recht zweckmässig gebrauchen zu lernen, damit man nicht fast immer mehr zu käuen als zu essen habe. Auch wird es dahin gewiss kommen; der Anfang dazu ist hin und wieder gemacht, und besonders in dieser Hinsicht kann die Composition der oben angezeigten zwey Oden aus den Werken *Friedrichs des Grosen* zu einem trefflichen Muster dienen. Die erste Ode ist von dem erhabenen Dichter auf die Wiederherstellung der Berliner Akademie gedichtet, und enthält würdige und geistvolle Gedanken, die mehrentheils eine schöne lyrische Sprache haben, und zur Composition sehr geschickt sind.

Was man nur von den Künsten Schönes sagen kann, ist in dieser trefflichen Ode enthalten:

„Les beaux arts sont vainqueurs de l'absurde ignorance,
„Je vois de leurs heros la pompe qui s'avance
„Dans leurs mains les lauriers, la lyre et le compas
„La verité, la gloire
„Au temple de victoire
„Accompagnent leurs pas."

Besonders sind folgende drey Verse so glücklich und in einem so gefälligen und angemessenen Stil componirt, dass sie jeden Mund zieren müssen, aus dem eine reine Stimme und ein guter Vortrag hervorgeht:

„Fleurissez arts charmans!
„J'entends des vos concerts la divine harmonie;
„Vous celebrez les Dieux, vous instruisez les rois."

Die zweyte Ode besingt einen noch ernsthaftern Gegenstand: *„Les troubles du Nord,"* und könnte als eine Prophezeihung für unsere Zeiten angesehen werden, wenn nicht die Wahrheit überall an ihrer Stelle wäre.

„L'univers ébranlé ne respire qu'à peine;
„Tout le sang fume encor que sa rage inhumaine
„Avoit fait ruisseler dans l'horreur des combats.
„On ne voit sur la terre
„Que traces de la guerre
„Et traces du trépas.
„Les cris des orphelins, les veuves éplorées
„Demandent tristement aux lointaines contrées
„Les auteurs de leurs jours et leurs epoux cheris.
„Ah familles trop tendres!
„Il n'est plus que les cendres
„De vos parens chéris"

Die Composition dieser zweyten Ode übertrifft, im Ganzen genommen, noch die erste; auch hat der Gegenstand derselben noch nähere Beziehung auf Humanität und menschliche Gefühle, und eben deswegen mehrere lyrische Tendenz, die dem Componisten nicht entgangen ist. Besonders ist der Schuss der Ode von einer schönen, genialischen Lebhaftigkeit, und man kann kaum der Neigung widerstehen, laut in die Worte einzustimmen:

Adieu Mars! Adieu Mars pour toujours!

Der etwas hohe oder doch gespannte Ton der Vorrede kann dem Componisten nicht wohl zum Vorwurf gereichen, indem es ein billiger Vorzug des arbeitsamen, oft verkannten, Künstlers ist, sich selbst so hoch anzuschlagen als er will, und endlich jedem andern unbenommen bleibt, ihn anzunehmen, wofür er kann.

Leipzig, b. Wolf: *Marie von Sinclair*. Aus dem Französischen übersetzt, von *L. F. Huber*. 1799. 309 S. 8. (20 gr.)

Der Inhalt dieses Roman's (von Mad. *Ducos*) ist die Geschichte einer jungen liebenswürdigen Wittwe, die sich in einen Jüngling verliebte, den sie zufälligerweise erblickt, dann auf eine geraume Zeit aus den Augen verliert, und endlich als den Gemahl ihrer Cousine in dem Landhause ihres Vaters wieder findet. Das Zusammenseyn auf dem Lande; die liebenswürdige und unbefangene Freundschaft des jungen Mannes gegen sie; selbst die geringe Zärtlichkeit, welche seine Gattin gegen ihn zeigt, nähren ihre Leidenschaft; endlich entwischt ihr das Geheimniss. Von diesem Augenblicke an thut Ferrance alles, was in seinen Kräften steht, sie von einer Liebe zu heilen, die er nicht erwiedern darf; sie entfernt sich; aber ihre zerrüttete Gesundheit unterliegt dem Gram und der Leidenschaft, die sie bis in ihrem Tod bewahrt. Der Gang der Begebenheiten ist sehr einfach, fast bis zur Leerheit; aber die Darstellung der Empfindungen ist nicht ohne Verdienst, ob man sie gleich belebter, frischer und geistreicher wünschen dürfte. Mit Recht bemerkt der Ueberſetzer die Feinheit und Zartheit, mit welcher hier eine weibliche Hand die peinlichen Verhältnisse eines weiblichen Herzens gezeichnet hat. Dieses gilt wenigstens von einem Theile der Arbeit, in welchem eine schöne Empfindsamkeit dargestellt wird, die aus einem reinen Gefühle des Schicklichen und einer ächt weiblichen Täuschung über die wahre Beschaffenheit zärtlicher Gefühle zusammengesetzt ist. So wie sich aber diese Täuschung verliert, schwindet die Schönheit allmälig dahin. Nachdem das kühne Geständniss gewagt worden, sinkt Mariens Denkungsart zu einer gemeinen Kraftlosigkeit herab, die sich nur gegen das Ende wieder ein wenig veredelt. Ein Zug ächt französischer Weiblichkeit mag es seyn, wenn Mariens Freundin S. 275. von Ferrance sagt, sie könne ihn nicht gerade undankbar nennen, wenn es nicht immer eine Art von Undankbarkeit bliebe, angebotene Liebe nicht zu erwiedern; wenn sie es sogar für nöthig hält, einen Mann zu entschuldigen, der seiner Vernunft und seiner Pflicht gehorcht, aber es ihm nicht verzeihen kann, dass er ihre Freundin nicht gleich beym ersten Anblick geliebt hat. — Die Uebersetzung ist, wie man schon von dem Namen ihres Vfs. erwarten kann, fliessend; aber nicht ganz frey von Gallizismen und Affectation des Ausdrucks. *Sein Wort lösen* st. *sein Versprechen erfüllen*, (S. 124.) und *ich bin zerschüttert* (S. 212.) sind Beyspiele der letzten Art. S. 169. einen Auftrag erzählen, *den es eigentlich seltsam ist, mir gegeben zu haben*, — ist ein reiner Gallizismus. — S. 216. Sie werden *zwischen sich und mich* nicht gern einen dritten sehn — mag wohl ein Schreibfehler seyn.

PHILOLOGIE.

Nürnberg, b. Felsecker: *Caii Crispi Sallustii Bellum Catilinarium atque Jugurthinum*, ex recensione Gottlieb Cortii, cum varietate lectionis ex tribus Codd. Msstis excerptae, et cum praefatione *Gottlieb Christoph Harles*. Editio altera auctior et emendatior. 1797. 248 S. 8.

Die Eigenthümlichkeit, wodurch sich die erste Harlesische Ausgabe des *Sallust* (Erlang. 1778) auszeichnet, besteht bekanntlich in einer Anzahl von Varianten, die er aus einer Handschrift des Kloster Tegernsee, die in das XI. Jahrh. gehört, und einer andern der Erlanger Universitätsbibliothek, die gegen das Ende des XII. Jahrh. geschrieben scheint, gesammelt hatte. Die auf dem Titel der zweyten Auflage angezeigten Vermehrungen bestehen zum Theil in einer Nachlese von Varianten aus dem Erlanger Cod., den Hr. Hofr. *H.* einer neuen und sorgfältigern Revision unterwarf; zum Theil in den Varianten einer dritten neuern Handschrift, welche das *Bellum catilinarium* enthält, und die Hr. Prof. *Herel* dem Herausg. mittheilte. Wir haben bey der Vergleichung einer Anzahl von Stellen in diesem kritischen Apparate wenige Abweichungen bemerkt, die nicht schon in Cortens und Wassens Ausgaben angezeigt wären, oder in etwas andern als Glossen oder Versetzungen der Wörter beständen. Ausserdem hat Hr. *H.* hin und wieder auf Hn. *Teller's* kritische Urtheile in dessen Ausgabe (Berol. 1790) Rücksicht genommen, auch bisweilen kurze Erklärungen einzelner Wörter eingestreut.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. Zu den bereits vorhin angezeigten Streitschriften über die Säcularisationen und deren Rechtmässigkeit, sind noch folgende anonymische auch ohne Benennung des Druckorts erschienene Broschüren nachzuhohlen:

1) *Ueber die Nothwendigkeit einer allgemeinen Säcularisation der deutschen Erzbisthümer, Bisthümer, Prälaturen und Klöster.* Mit Hinsicht auf Deutschlands gegenwärtige Verfassung. 76 S. 8.

2) *Die Vernunft fodert Säcularisationen.* 1798. [illegible]

3) *Die Vernunft fodert die Säcularisirungen nicht.* 1798. 102 S. 8.

4) *Die Unrechtmässigkeit der Säcularisirungen*, als Antwort auf des Hn. D. und Prof. *Weisse* Schrift: *über die Säcularisationen deutscher geistlicher Reichsländer etc.* 1799. 112 S. 8.

Diese Abhandlungen haben insgesammt, eben so wie die vorhergehenden dieser Art, ihren Ursprung der, auf dem Congress zu Rastadt, entstandenen wichtigen Frage zu verdanken: wie, nach erfolgter Abtretung des linken Rheinufers, die dadurch um

um ihre Besitzungen gebrachte Reichsstände zu entschädigen seyen. — Diese Frage ward von den französischen Abgeordneten durch einen Imperativ entschieden, welchen die Reichsfriedens-Deputation möglichst zu modificiren bemüht war. Ueber diese Verhandlungen ging aber der Congress auseinander, und die Producte der dabey geschäftigen Schriftsteller haben dadurch den grössten Theil ihres Interesse verloren, weil es nach den jetzigen Verhältnissen, und der vortheilhaften Wendung, welche der Krieg wenigstens mittelbar für Deutschland genommen hat, sehr problematisch ist, ob über die Säcularisation so bald wieder verhandelt werden dürfte. — Immer bleibt es jedoch verdienstlich, diesen wichtigen Gegenstand, der nur einstweilen bey Seite gelegt zu seyn scheint, von allen Seiten betrachtet, und zu einer reifen Entscheidung vorbereitet zu haben.

Der Vf. von Nr. 1. gehört in die Classe derjenigen Schriftsteller, welche durchaus eine radicale Reform des deutschen Staatskörpers verlangen, und sich nicht damit begnügen, die Mängel der alten Verfassung zu verbessern, sondern eine ganz neue an deren Stelle setzen wollen. In dieser Hinsicht wird es ihm nicht schwer, das weltliche Regiment des geistlichen Standes als ein chronisches Uebel zu schildern, wodurch der Wohlstand und das politische Ansehen Deutschlands so sehr gesunken, und dem gänzlichen Umsturz nahe gebracht sey. Zu dem Ende schickt er eine kurze Geschichte der Hierarchie, der Missbräuche des Mönchslebens und aller der vielfältigen Producte des Aberglaubens und der geistlichen Herrschaft voraus, wodurch das Mittelalter sich auszeichnet; und betrachtet die gefürstete Geistlichkeit in Deutschland als ein aus dieser Quelle entstandenes religiöses Phänomen, welches die Vorurtheile der Kirche bis auf unsere Zeit gebracht haben, ohne Vernunft und Politik dabey zu Rathe zu ziehen. Diesem schreibt er alle grosse und gefährliche Erschütterungen des deutschen Staatskörpers, besonders den dreyssigjährigen Krieg, und den bis jetzt mit Frankreich fortgeführten Revolutionskrieg zu, und folgert daraus: dass der geistliche Stand — nicht etwas bloss die kleineren Prälaturen, welche noch die unschädlichsten wären, und wo der Bürgerliche noch Prälat werden könne, sondern hauptsächlich die Erz- und Hochstifter; — durch das verlangte Opfer das vorige Uebel gut machen müssen. Mit den jetzt so sehr veränderten Staats-Maximen sey die weltliche Kirchengewalt nicht mehr vereinbar: der überflüssige Reichthum, den der gefürstete Bischof, von dem unwissenden Layen, mit so mancher Arglist zu seinem Altar gebracht habe, und den der wollüstige Nachfolger zur Befriedigung seiner Leidenschaften anwende, könne jetzt nicht besser, als zur Bestreitung der nothwendigen Staatsbedürfnisse angewendet werden. Man sieht es der Orthographie und dem Stil des Vf. an, dass er ein Rheinländer ist, und nach seiner Kraftsprache muss man ihn für einen eifrigen Republikaner des linken Rheinufers halten.

Nr. 2. ist von viel geringerem Gehalt, als die vorhergehende Schrift: es fehlt an der gehörigen Zusammenstellung der Gründe, und an der Einkleidung des Vortrags. Der Vf. hält die aus dem positiven Recht, aus der Billigkeit und Politik genommenen Beweise für unzureichend: nur die Untersuchung, ob Obervorsteher der Kirche nach den Grundsätzen der Vernunft zugleich Landesherren seyn können? — ob die Vereinigung zwey so verschiedener Würden sich mit dem Staatszweck vertrage? — könne die Rechtmässigkeit der Saecularisationen entscheiden. Allein sein ganzes aphoristisches Räsonnement gründet sich auf die Voraussetzung, dass Reichthum und weltliche Herrschaft dem wahren Christenthum nicht gemäss seyen, dass dem geistlichen Regenten sein Priester-Interesse zunächst am Herzen liege, und er darüber das Wohl seiner Unterthanen vergesse, oder doch wenigstens die Theilung seiner Zeit und Kräfte zwischen dem geistlichen und weltlichen Regiment der gedeihlichen Verwaltung desselben nachtheilig sey.

Diese Gründe werden in der Abhandlung Nr. 3. mit vielem Scharfsinn beleuchtet und widerlegt. Der Vf. derselben geht sehr systematisch zu Werke. Er bemüht sich aus Gründen der Vernunft zu zeigen, dass die Menschen als Glieder eines Staats, zugleich Glieder einer Kirche seyn müssen, weil die blosse bürgerliche Erziehung nicht hinreiche; dass mithin die kirchliche Verfassung auch eine Kirchengewalt erfodere, welche mit der Staatsgewalt nach einem gemeinschaftlichen Zweck arbeiten müsse. Die Vereinbarung dieser beiden Gewalten in einer Person sey also an sich nicht widersprechend. (Gewiss eben so wenig bey einer geistlichen Person, als sie es bey den protestantischen Regenten ist.) Er zeigt, dass die Worte Christi: *mein Reich ist nicht von dieser Welt etc.* und andere gleichlautende Stellen, nur die Meynung seiner Jünger, dass der Messias ein weltliches Reich errichten werde, widerlegen sollen, nicht aber die Vernunftwidrigkeit einer jeden Verbindung des geistlichen und des weltlichen Regiments darthun; dass die übrigen Erfahrungsgründe zu viel, und eben daher nichts beweisen, indem die Theilung des Interesse und die Vernachlässigung oder Unzulänglichkeit der Regentenkräfte oft nicht weniger in weltlichen Staaten anzutreffen seyen. (Ein Radicalfehler der geistlichen Regenten liegt unstreitig darin, dass sie *Wahlregenten* sind, welches ihnen einen Hang zum Egoismus giebt, den nur wenige überwinden können: aber diesen Fehler haben sie mit allen weltlichen Wahlfürsten gemein, und die bisherigen Regenten der französischen Republik haben davon mehrere und stärkere Beyspiele gegeben, als vielleicht alle Prälaten Deutschlands.)

Nr. 4. ist bloss gegen die, bereits in der A. L. Z. Nr. 143. des J. 1799., angezeigte *Weissische* Abhandlung gerichtet. Der Gegner derselben rügt nicht ohne Grund, dass Hr. *Weisse* sich bey der Geschichte der Säcularisationen gar zu lange aufgehalten, die dabey statt findenden rechtlichen Grundsätze hingegen, worauf es doch hauptsächlich ankomme, auf 11 Seiten abgefertiget habe. Dass diese rechtlichen Grundsätze ziemlich schwankend seyen, dass der Fall der dringenden Nothwendigkeit, einzelne Glieder des Staats oder ihre Rechte der Erhaltung des Ganzen aufzuopfern, sich allgemein schwer bestimmen lasse; und dass insbesondere, bey einem rechtmässig geführten Kriege, keine *staatsrechtliche Verbindlichkeit* vorhanden sey, den daraus einzelnen Mitgliedern zufällig entstandenen Schaden, durch ein Opfer der übrigen zu ersetzen, sondern dass bloss die *Billigkeit* eine Unterstützung der Verunglückten erfodere, — ist schon in der vorerwähnten Recension bemerkt worden. Der Vf. zeigt, dass das Argument *ex lege Rhodia de jactu* hier nicht anwendbar sey, und bekämpft mit vielem Scharfsinn die gewöhnliche Theorie des Staatsrechts von der *Machtvollkommenheit* und dem *dominio eminenti*. Diese ausserordentliche Staatsgewalt sey eine Chimäre: denn die Staatsgewalt, deren Zweck nur dahin gehe, das Privatrecht zur Wirklichkeit zu bringen, würde sich selbst widersprechen, wenn sie, um die Existenz des Staats zu sichern, die Privatrechte einzelner zernichten dürfte? — Der Charakter einer rechtmässigen Staatsgewalt bestehe darin, dass sie keinem einzelnen Bürger einen Rechtszweig, vielweniger alle nehme, um der ganzen Gesellschaft, weil es der Nothfall erheische, ein Geschenk damit zu machen: alle Foderungen seyen durchaus gleich, und nur solche Rechtsmodificationen könnten statt finden, welche Ersatz versprachen. Bey einem *juristischen Ganzen* enthalte jeder Theil einen absoluten Werth; das Ganze sey nur Form der Theile, und müsse im Nothfall einem Theile aufgeopfert werden. (Hierin geht der Vf. zu weit: ein einzelnes Mitglied der Gesellschaft kann nicht fodern, dass die anderen, um dessen Erhaltung willen, ihre ganze Verbindung aufgeben sollten. Die Gesellschaft darf ein einzelnes Mitglied, welches sie ohne eigene Gefahr nicht retten kann, sich selbst überlassen: sie hat aber kein Recht, solches selbst zu vernichten, und das Eigenthum desselben zur Verbesserung anderer Mitglieder anzuwenden.) Dass in dem vorliegenden Fall, die Entschädigung der Stände auf der linken Rheinseite mit diesseitigen Stiftern, zur Erhaltung und Verbesserung des deutschen Staatskörpers gereichen werde? — lässt sich eher bezweifeln, als für wahr annehmen; und der Vf. ahndet aus diesem Säcularisationsgeist mit mehreren anderen, nicht ohne Grund, eine völlige Auflösung des schon so sehr geschwächten Reichsverbandes.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. May 1800.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Berlin, in d. akad. Buchhandl.: *Die Religion der Mündigen*, vorgestellt von *J. H. Tieftrunk*. Erster Band. 1800. 115 S. Vorbericht und 412 S. 8.

Unter Religion der *Mündigen* versteht Hr. *T.* eine Religion, welche aus der Vernunft selbst hervorgeht, und die man sonst schlechthin Vernunftreligion zu nennen pflegt. Der hier gewählte Titel scheint aber ausdrucksvoller wegen des Gegensatzes, wonach es nun auch eine Religion der *Unmündigen* geben muss, worüber sich der Vf. in seinem *Prologus galeatus* vorzüglich verbreitet, so dass sich dadurch sein eigentlicher Zweck noch näher offenbart. Rec. will ihn lieber mit seinen eigenen Worten reden lassen, um diese nicht durch einen Auszug zu schwächen, da er sich zu einer solchen Kraftsprache nicht aufgelegt fühlt. S. 11. „Auch in Ansehung der Religion schwebt der gröſsere Theil der Menschen noch „in einer die Menschheit entehrenden Unmündigkeit, „und vegetirt unter einer Vormundschaft, die mit „der Idee, *um* (?) welche es hier gilt, im geraden „Widerspruche steht. Faulheit und Feigheit auf der „einen, und Verschmitztheit und Kühnheit auf der „andern Seite, haben auch hier seit undenklichen „Zeiten ein Seil um das Menschengeschlecht gezo„gen, das, weil es aus *Materien der Hölle* geflochten „ist, nur durch eine Macht vom Himmel scheint zer„sprengt werden zu können. Während nun die Vor„münder ihre Unmündigen, wie *Wölfe und Füchse* „ihre Lämmer weiden, wollen wir in einem *Winkel*, „wo in zweydeutiger Ruhe die Epoche der Aufklä„rung *beginnt*, der Maxime des Selbstdenkens *nach„gehen* (warum nicht lieber schon früher?) und mu„thig daran arbeiten, uns *gewissen Vormündern*, die „während einer Zwietracht unter sich selbst ihre Mün„del ein wenig aus den Augen verloren haben (bey „einer so schönen Gelegenheit läſst sich freylich in „einem Winkel manches versuchen) *gänzlich zu ent„winden*. *Wissen* und *wollen* ist hinlänglich (*sed pauci* „*potentes!*), um sich der unnützen Bürde und dem „noch lästigern Vorwurfe, sie *länger* zu tragen, zu „entledigen." Diese Religion der Unmündigen ist nach Hn. *T.* eigentlich keine Religion, sondern das Widerspiel davon und *Afterreligion*. Allein „von „der Afterreligion (S. 23) unterscheidet sich noch die „*Irreligion*, das Kleinod gewisser Volontärs, die sich „von den Bevormündeten in Glaubenssachen dadurch „unterscheiden, dass sie von keiner Thatsache und „statutarischen Urkunde, von keinen sich *eindringen*„*den* Depositärs und Auslegern derselben etwas wis„sen wollen, aber auch schnellen Flugs alle Religion „für Thorheit erklären, und sich das Ansehen geben, „mit Vernunft alle Gesetze und Zwecke der Religion „versöhnen zu können. Sie maſsen sich den Titel „der *Freygeister* an, der auch eben durch sie in Ver„achtung gekommen ist, und wollen nicht einsehen, „dass, indem sie sich den Gesetzen der Vernunft ent„ziehen, sie eigentlich mit Vernunft *rasen*, und dem „Spiele der Einbildungskraft und der Laune anheim „fallen. Beide nun, die Afterreligiösen und Irreli„giösen, sind Unmündige, in einer *selbstverschulde„ten* Vormundschaft befangen, jene der *Bonzen*, diese „der *Phantasterey*. Jene *wollen* ihren Verstand nicht „gebrauchen; diese *wollen* im Unverstand scheinen „verständig zu seyn." Zwischen der Afterreligion und Irreligion geht nun ein Weg der wahren Religion, welchen der Vf. betritt, und zwar gerade jetzt betritt, „da sich die kirchliche Despotie ihrem Ende „nähert (S. 21). Denn wenn sie gleich hin und wie„der noch äusserlich steht und gefürchtet wird; so „fühlt doch ein nicht unbeträchtlicher Theil der „lange genug von ihr *geäfften* Menschheit in ihrem „Herzen Kälte, ja tiefe Verachtung gegen dieselbe. „Zwar glaubt eine gewisse kirchliche Parthey durch „Verdrängung derjenigen von ihren Mitbrüdern, de„ren Glaube so *steif*, als ihr Benehmen *unklug* ist, „das Land zu retten, und das Regiment zu behalten: „allein *es hilft nichts*, die Sprache der Mode zu füh„ren, und *den Mantel nach dem Winde zu hängen*, „indessen die hierarchischen Maximen dieselben blei„ben, und diese Aufgeklärtheit affectirenden Leute, „*gegen gründliche Kenntnisse spröde und mit Zunftge„lehrsamkeit pralend wie Idioten*, es doch nicht ver„hehlen können, dass sie weder kalt noch warm sind, „und im modernen Ton nur *verjährte Possen* erneuern." — Den meisten Lesern wird dieser Ton des Hn. *T.*, wie dem Rec., ganz unerwartet kommen, und das um so mehr, je mehr sie mit seinen vorigen Religionsschriften bekannt sind, worin zu seiner Ehre auch keine Spur davon zu finden ist. Zwar erklärt der Vf. alle seine ehemaligen Religionsschriften nur für propädeutisch, so dass erst von diesem Werke die Vollendung zu erwarten sey; allein man muss dessen ungeachtet gestehen, dass die Propädeutik zu einem ganz unerwarteten Resultate geführt hat, welches man nicht wohl vermuthen konnte. Daraus würde nun zwar nichts weiter folgen, als dass sich die Ueberzeugung des Hn. *T.* seit einer gewissen Zeit verändert zu haben scheint: allein auch so bleibt doch immer der Ton in den angeführten Stellen sehr auffal-

fallend, und an dem Vf. doppelt auffallend, da er ja am besten wissen muss, dass selbst die Ueberzeugung von einer Afterreligion sehr unverschuldet seyn kann. Dass es hiebey nicht auf ein blosses *Wollen* ankommt, wird gerade er am leichtesten einräumen können, weil man ihn sonst fragen dürfte: warum er nicht schon längst die Begriffe von unmittelbarer Offenbarung und Wunder für völlig leer und unstatthaft erklären *gewollt* habe, als er es hier thut? Ueberhaupt hält Rec. einen solchen Krafton für völlig unanständig und zweckwidrig, denn er ist so wenig der Ton der feinern Welt, in die sich doch jeder Schriftsteller, der zum gebildetern Publicum spricht, *eindrängt*, als er irgend einen absehbaren Nutzen haben kann. Vielmehr ist er der Absicht des Vfs. sehr nachtheilig, wie er als Psycholog am besten wissen kann, denn es wird gewiss Niemand ein Proselyt von dem, der seine Religionsüberzeugung als kindisch darstellt und verächtlich macht, aber wohl ein Gegner von ihm. Ausserdem ist man noch von alten Zeiten her gewohnt, unter der Stimme eines Philosophen die Stimme *eines Weisen* zu erwarten, der in einem ruhigen, anständigen Tone philosophirt, und sich nicht durch das Gegentheil dem missbilligenden Lächeln gebildeter Weltleute Preis giebt; denn wenn auch der Geist der Zeit die Göttinnen *Anständigkeit*, *Bescheidenheit* und *Weisheit* von der Erde verscheucht zu haben scheint: so haben sie doch *Garve*, *Feder* und andere Philosophen unserer Zeit an sich zu fesseln gewusst, und verdienten, wenigstens in dieser Hinsicht, wohl von den jüngern Philosophen nachgeahmt zu werden. Doch auch alles dieses vorbey gelassen; so provocirt Rec. auf den moralischen Charakter des Vfs., der in dieser Schrift gar nicht zu verkennen ist, insofern ihre ganze Tendenz auf strenge Moralität geht, und fragt, ob ihn nicht solche auf gutes Glück gewagte und höchst ungerechte Anschuldigungen in den Augen unbefangener Leser wenigstens sehr compromittiren müssen, als folgende ist? S. 221. „Alle drey Anlagen (zur Thierheit, Verständigkeit und Persönlichkeit) sind nicht „allein *negativ gut*, d. h. sie widerstreiten nicht allein „nicht dem moralischen Gesetze, sondern sie sind „auch *positiv gut*, d. h. sie sind Anlagen zum Guten, „weil sie die subjectiven Bedingungen der Hervor„bringung und der Beförderung des Guten sind; — „ein Satz, gegen welchen sich das *Pfaffenthum* von „jeher sehr aufgelehnt und sich bemüht hat, den Men„schen, wie er aus der Hand der Natur kommt, als „ein verdorbenes, verwerfliches und grundböses „Ding vorzustellen, *wobey es denn wohl seine eigne, „freylich doch nicht angeborne, sondern auch selbst er„worbene, Nichtswürdigkeit ins Auge und zum Maass„stabe der Beurtheilung der Menschheit überhaupt ge„nommen hat.*" Die Berichtigung dieser holprichten Periode als Sprachperiode überlässt Rec. dem Grammatiker, und bemerkt bloss, dass, wer so menschenfeindlich urtheilen kann, auch gar keinen historischen Begriff von der Entstehung des *peccatum naturale* in der Kirche durch den *Augustin* und den Streitigkeiten darüber haben muss. Zu einer gründlichen Gelehrsamkeit aber, die Hr. *T.* an Andern vermisst, gehört unstreitig etwas mehr, als ein wenig Philosophie *a priori*. Es ist unangenehm, wenn ein Schriftsteller in seiner Einseitigkeit (ein gewöhnlicher Fehler unsers philosophischen Zeitalters, der mit einer starken Dosis von Selbstgefälligkeit und Ichheit gemischt ist) so weit geht, dass er sich selbst vergisst und ungerecht wird: allein es ist auch die Pflicht eines unpartheyischen Rec., ihm dieses zu zeigen, und ihn zu warnen, sich dadurch nicht selbst den Eingang zu versperren, der ihm ganz unentbehrlich ist, wenn er mit seinen Schriften den beabsichtigten Nutzen wirklich stiften will. Es ist nämlich in dieser Schrift sehr viel Gutes über die Vernunftreligion im Verhältniss zur christlichen Religion enthalten, welches man mit Nutzen lesen wird; und wenn gleich der Plan derselben nicht am besten angelegt, auch für den, der *Kant's* Schriften gelesen hat, nicht viel Neues gesagt ist: so hat doch der Vf. *Kant's* Ideen auf der einen Seite weiter ausgeführt oder deutlicher darzustellen gesucht, und auf der andern Seite manche eigne Ansicht im Geiste der Kantischen Philosophie eröffnet, welche in Beziehung auf die christliche Religionstheorie ganz andere Resultate liefert, als mancher Kantische Theologe bisher herausgebracht hatte. Diess verdient alle Aufmerksamkeit, und entweder Beyfall oder Widerlegung. So sehr Rec. im Ganzen mit dem Vf. übereinstimmt; so hat er doch oft Veranlassung zu einer abweichenden Meynung gefunden, welche durch die zu häufige Einseitigkeit und nicht durchgängige richtige Darstellung des kirchlichen dogmatischen Systems gegeben worden ist. Sich aber hierauf gründlich einzulassen, würde die Grenzen einer Recension bey weitem überschreiten, und den Stoff zu einer Abhandlung liefern, die hier keinen Platz finden kann. Er will daher lieber noch eine Idee von der Einrichtung, so wie dem Inhalte, dieses Werks geben, und sie mit seinen Bemerkungen begleiten. Der Vorbericht umfasst allein 115 S. und diess ist unstreitig zu viel. Es wird theils darin von dem Verhältnisse der Religionsforschung zum Staat und zur Kirche, gehandelt, theils über *Teller's* Religion der Vollkommnern commentirt, insofern sie mit der Vorstellungsart des Vfs. harmonirt. Beides scheint hier nicht an seinem rechten Platze zu seyn; denn das Erste gehört eigentlicher in die Rechtslehre, und das Zweyte hätte einer besondern Abhandlung vorbehalten bleiben mögen. Wenigstens konnte beides, unbeschadet des Ganzen, sehr gut wegbleiben, um das grosse Volumen dieses ersten Theils zu vermindern. Eben so werden wieder 165 S. zur Propädeutik verwandt, um den Uebergang von der Moral zur Religion zu bilden, welches man nicht anders als zu weitläuftig finden kann. Denn, wenn gleich der Vf. nicht umhin konnte, manche vorläufige Begriffe von der Vernunft als Quelle der Religion zu entwickeln, ehe er zur Religion selbst kam: so bedurfte es doch gewiss dieser Weitläuftigkeit nicht, wonach auch die bekanntesten Ideen der Kantischen Philosophie

phie so sorgfältig auseinander gesetzt werden, als wenn man zum erstenmale davon höre, und noch gar keine Philosophie kenne. Für Leser, die noch so weit zurück sind, dass man ihnen die ersten Anfangsgründe der Philosophie vorsagen muss, hat der Vf. sein Werk höchst wahrscheinlich nicht geschrieben; allein wenn dieses der Fall ist, so fragt Rec.: ob solche Bemerkungen wie folgende, nicht völlig überflüssig sind? S. 100. „Man kann daher nicht von „einem *leblosen Dinge*, oder von einem *Thiere* sagen, „es sey *gut* oder *böse*, weil man ihnen keine Vernunft, „mithin kein durch Vernunftgesetze handelndes Ver„mögen (keinen Willen) zuschreiben kann." Endlich kommt Hr. *T.* von S. 166 an, mit dem *dritten* Kapitel auf die Erörterung *des Begriffs der Religion*, worauf die Eintheilung der Religionslehre in ihre Hauptstücke folgt, welche folgende sind. Das Sittengesetz wird bezogen 1) auf das Subject, den Menschen, und so entsteht eine *moralische Anthropologie*; 2) auf die Objecte, als den Inbegriff aller existirenden Dinge, d. h. die Welt, woraus die *moralische Kosmologie* entsteht; 3) auf die absolute Einheit der Bedingungen aller Gegenstände des Denkens, als Object in der Idee gedacht, mithin auf die unbedingte Bedingung alles Daseyns und alles Möglichen, d. h. das Wesen aller Wesen, Gott, woraus eine *moralische Theologie* entsteht. Rec. findet diese Eintheilung sehr logisch richtig; denn da die wahre Religion nur auf die Moral gebauet werden kann, und das Sittengesetz im Menschen ist: so muss die Religionslehre natürlich von der moralischen *Anthropologie* ausgehen, und daher beschäftigt sich die ganze übrige Abhandlung dieses *ersten* Theils von S. 207 an, mit diesem ersten Haupttheile. Hierin wird nun gehandelt von den moralischen Anlagen des Menschen im Verhältniss zu dessen physischen Anlagen und eine Vergleichung derselben angestellt; ferner von dem Ursprunge des Bösen, dem Hange des Bösen, und den verschiedenen Stufen des ursprünglichen Bösen in der menschlichen Natur. Darauf wird gezeigt, was die Ursache des Bösen nicht sey, weder ein böser Geist, noch die Sinnlichkeit des Menschen, und es werden die Fragen untersucht: ob der Mensch böse und gut zugleich seyn könne? ob die Menschen wirklich böse sind? ob und wie die Besserung möglich sey? Nachdem der Vf. ferner die Einwürfe gegen die Möglichkeit der Besserung aus dem Begriffe des Determinismus und der angebornen Verderbniss der Menschen sehr gut beantwortet hat, kommt er auf die Frage: was von den Gnadenwirkungen für die Besserung zu hoffen sey? wovon die Vernunftreligion natürlicherweise nichts erwarten kann, oder sie doch wenigstens nicht nöthig hat. Darauf von dem Kampfe der guten Denkungsart mit der bösen zur Gründung einer sittlichen Cultur und von dem zu diesem Behufe in der menschlichen Vernunft liegenden Ideale der Menschheit, nebst einer Erörterung der Schwierigkeiten, welche sich der Erreichbarkeit des Ideals der Menschheit entgegen stellen. Zwey Anhänge untersuchen die Fragen: ob die kirchliche Versöhnungslehre der Moral angemessen sey, und ob die Versöhnungslehre überhaupt einen praktischen Gebrauch habe? Hier hat Rec. das meiste Neue entdeckt; aber auch das Räsonnement schwerfälliger und spitzfindiger gefunden, als irgendwo. Darauf von dem Verhältnisse des Wundersamen zur Bewirkung der Gottwohlgefälligkeit im Menschen, nebst einem Anhange über die Frage: ob das Wundersame schlechthin verwerflich sey? Endlich von den Gnadenmitteln, dem Gebete, Kirchengange, der Taufe und dem Abendmahle. — Man sieht schon aus der blossen kurzen Angabe der Rubriken, dass dieses Buch für jeden Theologen von grosser Bedeutung ist, und Rec. kann versichern, dass es jeder sehr interessant finden wird, wenn er sich nur erst bis zu der Abhandlung des ersten Hauptstücks d. i. bis S. 207 hindurch gearbeitet hat, es mag übrigens mit seiner Ueberzeugung harmoniren oder nicht. Möchte nur der Vf. alles *sine ira et studio* geschrieben und sich vor Missverständnissen gehütet haben: so würde er auf der einen Seite mehr Beherzigung finden, und auf der andern Seite selbst fester stehen. Um nur zum Schluss ein einziges Beyspiel von solchen Missverständnissen anzuführen, provocirt Rec. auf das, was Hr. *T.* im Vorbericht S. 48 ff. von der moralischen Auslegung sagt. Er unterscheidet eine *buchstäbliche* und *doctrinale* Exegese von der *praktischen* und *authentischen*. Die erste ist bloss Sache der *Wahrhaftigkeit*, abgesehen davon, ob Wahrheit oder Unwahrheit in der Urkunde enthalten ist; und die andere Sache der *Wahrheit*; denn die Vernunft des Auslegers muss noch ein zweytes Geschäft übernehmen, nämlich die Bearbeitung und Verarbeitung des in der Urkunde Gesagten durch Selbstthätigkeit des Denkens, ob es mit den Gesetzen seines Denkens und Erkennens harmonirt oder nicht u. s. w. Der Vf. wundert sich alsdann, wie aufgeklärte Männer so sehr wider die moralische Auslegung haben eingenommen seyn können, da doch klar sey, dass alles Gute, was sie von jeher von der christlichen Urkunde gesagt und gelobt hätten, doch nur von ihnen selbst durch den oben beschriebenen Actus der Auslegung dafür erkannt seyn könnte. — Sobald dieses die moralische Auslegung seyn soll: so wird kein kirchlicher Theolog etwas dawider haben; denn sie hat von jeher in der Kirche existirt, und nur zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Namen z. B. *Anwendung*, *usus practicus*, *homileticus* u. s. w. gegolten, so wie sie noch bis auf den heutigen Tag existirt. Es lässt sich auch gar nicht wohl anders erwarten, als dass die Vernunft auf den buchstäblich herausgebrachten Sinn reflectiren muss, entweder die Vernunft des Exegeten, oder die des Zuhörers und Lesers. Sobald der Satz schon an und für sich als ausgemachte Wahrheit in die Augen springt, bedarf es keiner weitläuftigen Verbreitung des Lehrers darüber; denn die Wahrheit beweiset ihre Kraft durch sich selbst an jedem, der Sinn für Wahrheit hat, obgleich dennoch sehr häufig von der Anwendung desselben gesprochen wird; sobald aber ein Satz zweifelhaft oder gar kein

Reli-

Religionssatz ist, wird diess immer bemerkt, und zugleich gezeigt, durch welche natürliche Veranlassung er da steht. Auf diese Weise wird die zeitige und locale Vorstellung von der allgemeinen Wahrheit geschieden, und nur diese für die Praxis *empfohlen*, jene aber bloss *erklärt*, weil der biblische Theolog und Religionslehrer den Zusammenhang der Sache wissen muss, und dann *zur Seite gelassen*. Dagegen haben sich die Theologen nur gegen die moralische Auslegung *Kant's* erklärt, wie er sie in seiner *Religion innerhalb der Gr. d. V.* S. 150 erst. Ausg. empfohlen hat, welche in einer *durchgängigen* (moralischen) *Deutung* der Offenbarung zu *einem Sinne* besteht, und welche der *buchstäblichen* Erklärung *vorgezogen* werden soll, so dass, wenn z. B. der Psalmist die Rache Jehovahs gegen seine Feinde aufruft, darunter die unsichtbaren Feinde, die *bösen Neigungen* zu verstehen sind, die wir wünschen müssen, unter die Füsse zu bringen. Vergl. die Note zu S. 158 zweyt. Ausg. Eine solche Auslegung ist zu unnatürlich, als dass sie statt finden könnte, und geht nur von dem Grundsatze aus, dass die ganze Bibel unmittelbar inspirirte Offenbarung ist, wogegen sie die neuere Theologie nur als das Archiv der Offenbarung betrachtet, worin natürlich manches vorkommen muss, wie z. B. Geschichte, was gar kein Religionssatz ist, also auch keine moralische Auslegung zulässt. Der Vf. hat sich auch wohl gehütet, diese von *Kant* vorgeschlagene *durchgängige* moralische Auslegung zu vertheidigen, weil sie sich schwerlich in ihrem ganzen Umfange vertheidigen lässt. Aber es ist nun auch klar, dass ein blosses Missverständniss zum Grunde liegt, wenn er die Gegner der von *Kant* angegebenen Auslegungsmethode für Gegner *aller moralischen* Auslegung hält. — Uebrigens ist dem Vf. zu rathen, dass er mehr Sorgfalt auf seinen Stil verwende, um ihm mehr Gleichförmigkeit zu geben; denn es kommen darin noch viel holprichte und schwerfällige Stellen vor. Einige Lieblingsausdrücke, wie z. B. *sich worauf fussen*, gehören schwerlich in die gebildete Büchersprache, und zu den richtig gebildeten Redensarten (es müsste doch grammatisch bloss heissen *worauf fussen*) u. dgl. m.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Paris*, b. Quilau: *Nouvelles Decouvertes sur le Mouvement continuel des Mers, sur la pureté de leurs eaux, sur le retard des Marées etc. et sur une augmentation considérable de la vitesse des vaisseaux.* Par le Citoyen *Laurent Portier*, natif du Mans, Habitant de Perigne, Departement des Deux-Sevres. An VI. de la République. 24 S. 8. Der Vf. sucht zu zeigen, dass die beständige Bewegung, in welcher wir das Meerwasser erblicken, die Erscheinung, dass dasselbe nicht in Fäulniss übergeht, dass die Fluth um 49 Minuten den folgenden Tag später einträte, als den vorhergehenden, und dass das Wasser nach der Fluth sich ungefähr 12 Minuten auf derselben Höhe erhalte, lediglich von einer und derselben Ursache, der Axenbewegung unserer Erde und ihrer Bewegung um die Sonne abhänge. Seine Gründe sind folgende: Es muss eine mächtige Ursache vorhanden seyn, welche das Meerwasser in Bewegung erhält; diese Bewegung ist es allein, welche es vor der Fäulniss bewahrt. Die Bewegung findet nicht allein auf der Oberfläche statt, sondern erstreckt sich bis in die grössten Tiefen, so dass die untersten Wasserschichten herauf, die obersten hinunter gebracht werden. Denn blieben die untern Schichten ohne Bewegung: so würde nichts verhindern, dass sie nicht in Fäulniss übergingen. Indem nun die Erde sich um ihre Axe von Abend gegen Morgen walzt, so wird eine grosse Menge des in der Tiefe befindlichen Wassers gegen Westen fortgeschleudert, während dem das auf der Oberfläche befindliche eine Bewegung gegen Osten erhält. Allein auch Ebbe und Fluth wird durch dieselbe Ursache bewirkt. Der Einfluss des Mondes auf diese Naturerscheinung ist nur scheinbar; eben so unschuldig, wie er an der Entstehung der Fieber ist, eben so unschuldig ist er an der Entstehung der Ebbe und Fluth. Die Erscheinung, dass die hohe Fluth am folgenden Tage um 49 Minuten später eintritt, als am vorhergehenden, rührt daher: die Gewässer haben dadurch, dass die Erde den vierten Theil der Bewegung um ihre Axe zurückgelegt hat, die grösste Höhe erreicht; ehe sie nun sinken, müssen sie eine Richtung der Bewegung annehmen, welche der genau entgegen gesetzt ist, die sie zum Steigen brachte; dieser Uebergang von einer Richtung der Bewegung zur andern, erfodert Zeit, und zwar eine Zeit von 12 *Minuten*; da übrigens zweymal in 24 Stunden Ebbe und Fluth statt findet: so ereignet sich viermal eine Aenderung in der Richtung der Bewegung, und dieses macht 48 Minuten. *Newton* behauptete eine wirkliche Absurdität, indem er diese Erscheinung von der anziehenden Kraft des Mondes herleiten wollte. Noch weit grösser ist aber die Ungereimtheit, wenn *Newton* die Erscheinung, dass die Fluthen um so stärker sind, je geringer der Abstand des Mondes vom Aequator ist, daraus zu erklären sucht, dass das Wasser unter dem Aequator leichter sey, also auch stärker vom Monde angezogen werden könne. Die Erfahrung lehre aber gerade das Gegentheil, das Meerwasser ist unter dem Aequator salziger, also auch nothwendig schwerer!!! Der Vf. hat noch eine Entdeckung gemacht, nämlich die, dass das Steigen des Quecksilbers im Barometer nicht vom Druck der Luft, sondern von einer tausend und abermal tausend feinern Flüssigkeit herrühre, welche die Theilchen des Quecksilbers durchdringt, und durch ihre vermehrte oder verminderte Elasticität dasselbe steigen und fallen macht. Noch muss Rec. bemerken, dass auch *Galilei* aus der doppelten Bewegung der Erde die Ebbe und Fluth des Meeres herzuleiten suchte, ja aus dieser Naturerscheinung die Bewegung der Erde mit zu beweisen suchte. Diese Idee ist dem Vf. also nicht eigen; er scheint, wie sich Rec. durch Vergleichung überzeugt hat, *Galilei's* Abhandlung gekannt zu haben; eigen gehört ihm aber eine Menge Unsinn, den er aus eignem Fond, den Galileischen Behauptungen zugesellt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 2. May 1800.

MATHEMATIK.

Paris, b. Duprat: *Connoissance des tems à l'usage des Astronomes et des Navigateurs pour l'an X. de l'Ère de la République Française.* Publiée par le Bureau des Longitudes, Fructidor an 7. (Sept. 1799.) 502 S. 8. (4 Francs, und ohne die Additions 2 Fr.)

In den Ephemeriden ist diesmal, auf *La Lande's* Vorschlag, und noch zufolge einer Verordnung des alten Directoriums, welches bey dem vorigen Bande die Beysetzung der gewöhnlichen Zeitrechnung untersagt hatte, nicht nur der gregorianische, sondern auch der julianische Calender dem französischen beygefügt worden. Nach den in der *Conn. d. t. pour l'an 9* gegebenen Formeln von *La Place* (Mitglied des Erhaltungsraths) ist nun auch für das Jahr 10. die verhältnissmässige Stärke der Ebbe und Fluth in jedem Monat voraus berechnet; die Fluth, welche gegen den 1 Sept. 1802 eintreffen wird, ist die stärkste dieses Jahrs, und könnte, von Aequinoctialwinden begleitet, Ueberschwemmungen verursachen. Noch ist den Ephemeriden eine kleine Tafel beygegeben, welche die constante Grösse enthält, wodurch bey 21 der vornehmsten Sterne die Aberration, soweit sie von der elliptischen Gestalt der Erdbahn abhängt, nach den laplaceschen Formeln im vorigen Bande verbessert werden muss. Die Abweichung der Magnetnadel war 1799. 7 Jun. zu Paris 22° 0'; 1798. zu Cairo 12½°. — In den *Additions* findet sich: 1) ein Verzeichniss von 1000 neubeobachteten Sternen, die zu dem grossen Catalog der 50,000 von *Le Français* gehören, nach gerader Aufsteigung und Abweichung für 1 Jan. 1790 bestimmt; weitere 1400 neue Sterne eben dieses Catalogs stehen S. 409. ff.: die letztern sind beynahe alle von der 7. 8 Grösse, mithin von der Art, woran es meistens den Astronomen gemangelt hat. Diejenigen, die zweymal beobachtet sind, haben ein besonderes Zeichen; allein unter 2400 fand sich deren nur 127.! Die ganze Summe berechneter Sterne des neuen Verzeichnisses steigt nun auf 8000. 2) Tafeln für die Aberration von 114 Sternen in gerader Aufsteigung und Abweichung in Gotha berechnet, und von *La Lande* mitgetheilt; dieser brachte sie von seiner Reise zurück, die er 1798 *pour s'édifier*, wie er hier selbst sagt, nach Deutschland unternommen hatte. Sie sind eine schätzbare Zugabe zu den Aberrationstafeln von 494 Zodiakalsternen, die *von Zach* in das Vol. II. seines neuesten Sterncatalogs eingerückt hat, und begreifen meistens nördliche Sterne. 3) Tafel der Aenderung der Sonnenhöhe für Paris zur Zeit des Wintersolstitium innerhalb 16 Min. Zeitabstand vom Meridian, berechnet von *Le Français* und *Burkhardt*. Im Sommersolstiz 1799 fanden beide aus 120 Beobachtungen im Mittel die scheinbare Schiefe der Ekliptik 23° 28′ 5″, 2 oder um 5½ Sec. grösser als nach La Lande's Tafeln; das vorhergehende Wintersolstiz 1798 gab 23° 27′ 56″, 3 scheinbarer Schiefe, mithin 2″, 6 weniger als jene Tafeln; das Wintersolstiz giebt aber gemeiniglich weniger sichere Bestimmungen. 4) Kurze Beschreibung und Gebrauch von *Margetts horary Tables*, von *Lévêque*. Die Stundentafeln von *Georges Margetts* sind unter den neuern mechanischen Auflösungen nautischer und astronomischer Probleme bisher die berühmtesten, und werden von englischen Seefahrern häufig gebraucht. Es sind in allem 67 Karten, von der Breite 0 bis 66° vom Aequator. Nachdem *Lévêque* ihre innere Einrichtung genauer beschrieben hat, so zeigt er ihren sehr mannigfaltigen und leichten Gebrauch zur graphischen Auflösung von Aufgaben, wozu man sonst sphärische Trigonometrie nöthig hat; auch *Margetts* Tafeln geben indess das verlangte meist auf einzelne Sec. genau. So lässt sich mit denselben operiren, um die wahre Zeit aus der Höhe eines Gestirns, und umgekehrt, um die Veränderung der Höhe und Abweichung in einer gewissen Zeit, den Positionswinkel, die Länge und Breite aus gerader Aufsteigung und Abweichung und umgekehrt, die Polhöhe aus 2 Sonnenhöhen ausser dem Mittage u. s. w. finden. Allein *Margetts* scheint selbst nicht an allen den wichtigen Gebrauch gedacht zu haben, dessen seine Stundentafeln fähig sind; besonders zeigt *Lévêque* umständlich, wie sie, zwar bey der gegenwärtigen Ausdehnung nur innerhalb bestimmter Grenzen der Höhe und der Distanz, die sich aber bey einem grösseren Maasstabe dieser Tafeln leicht erweitern liessen, zu einer sichern und geschickten Auflösung des bekannten Problems: die beobachtete Distanz zweyer Gestirne in die wahre zu verwandeln, mit grossem Vortheil und weit bequemer gebraucht werden könnten, als selbst die von Margetts zu diesem Ende früher bekannt gemachten Reductionstafeln. Beyläufig wird angemerkt, dass *La Caille's Chassis de Reduction* eigentlich den Keim aller spätern graphischen Auflösungen dieses Problems enthält, so wie derselbe grosse Astronom auch die erste Idee eines nautischen Almanachs gehabt und ausgeführt hat. Zu graphischer Reduction der Distanzen ist indess in Frankreich unlängst die trigonometrische Karte von Maingon mit 97 Seiten Text erschienen, welche eine Auf-

Auflösungsart giebt, die *Lévêque* in seinem Bericht an das National-Institut für die einfachste und dabey genaueste aller bisher bekannt gewordenen erklärt. 5) Ueber einige Gleichungen der Mondstafeln, von *La Place*; ein wichtiger Beytrag zu dessen neuesten Untersuchungen über die Mondstheorie. Nur das schwere und verwickelte der Mondsgleichungen, deren Argumente die Theorie angiebt, hat bisher die Astronomen veranlasst, die Coefficienten dieser Gleichungen eher aus den Beobachtungen, als auf eine mühsamere Art unmittelbar aus der Theorie zu bestimmen, die doch gröfstentheils die Sache genauer geben würde. Indess hat schon L. *Euler* ähnliche Versuche gemacht, und noch weiter ist *La Place* zu gehen entschlossen; von seinen und den vereinigten Bemühungen anderer Astronomen haben wir nun Mondstafeln zu hoffen, wo alle Gleichungen durch die Theorie aufs genaueste bestimmt, und die *bloss* empirischen verbannt sind. *La Place* schränkt sich in dem gegenwärtigen Aufsatze nur auf die zwey Gleichungen der Mondslänge ein, die bey Mason die XI. und XVIII. heissen; eine numerische Entwickelung vollständiger theoretischen Formeln giebt ihm diese Gleichungen viel genauer, als sie bisher durch Erfahrung gegeben waren. Die XI. Gleichung betrachtet er als eine eigentliche Gleichung des Mondsmittelpuncts, auf die Erdferne der Sonne bezogen, und bestimmt ihr Maximum, die Sonnenparallaxe zu 8, 8 Sec. angenommen, auf 11, 1 Sec. statt dass *Mayer*, wahrscheinlich durch eine nicht ganz vollständige Analyse seiner Formel, 21, 1 Sec. und *Mason* durch empirische Versuche aus Bradley's Beobachtungen 17 Sec. dafür gefunden hatte. Von der XVIII. Mondsgleichung, welche *Mayer* auf 4 Sec., *Mason* auf 7, 7 Sec., beide aus Beobachtungen festgesetzt haben, konnte man bisher schlechterdings keinen Grund aus der Theorie angeben; sie wurde daher auch im Nautical Almanac nie gebraucht. *La Place* hat endlich diesen Grund aufgefunden. Das Argument dieser Gleichung ist bekanntlich die Länge des Mondsknoten; daraus schloss La Place ferner, dass sie von der Lage der Aequinoctialpuncte und dem Durchschnittspunct des Aequators und der Ekliptik, mithin mittelbar von der abgeplatteten Gestalt der Erde abhängen müsse. Er wendet dazu ähnliche Formeln an, wie die in seiner Theorie der Jupiterstrabanten (Mém. de l'Acad. 1788) und findet die Gleichung nur 2, 165 Sec. mit der Abplattung der Erde $\frac{1}{321}$ und 1, 937 Sec. mit der Abplattung $\frac{1}{230}$ (sie würde, wie Rec. findet, auf 1, 7 Sec. herabgesetzt werden, wenn man, nach den neuesten Bestimmungen durch die französische Gradmessung, die Abplattung zu $\frac{1}{334}$ annimmt.) 6) Geschichte der Astronomie vom Jahr 6. (Sept. 1797 bis 1798.) von *La Lande*; eine Vorlesung im *College de France*, die auch schon im *Magazin encyclopedique*, und überdiess noch in einem besondern Abdruck erschienen ist; sie enthält auch La Landes Bericht über seine bekannte Reise nach Gotha. 7) Ueber die geographische Länge von Porto-Rico von *Ebendemselben*. *La Lande* findet diese Länge aus der nämlichen Beobachtung um 36 Zeitsecunden kleiner als der K. K. Astronom *Triesnecker*, und meynt, dieser habe die Mayersche Mondsparallaxe ohne Grund zu sehr vermindert. (Er nimmt indess zum Theil dies Urtheil zurück in den Allg. Geogr. Ephem. May 1799). Wenn aber La Lande glaubt, jener Rechnungsunterschied möchte sich auch darauf gründen, weil vielleicht Tr. ausser Acht gelassen habe, dass man bey Berechnung der Conjunctionszeit diejenige Bewegung des Monds wählen müsse, welche für das Mittel zwischen der Beobachtung und der Conjunction statt hat: so ist diese Vermuthung sicher ungegründet; *Triesnecker's* Achtsamkeit ist diese Bemerkung gewiss nicht entgangen, so wie sie auch Rec. bey ähnlichen Rechnungen von jeher befolgt hat. *La Lande* sagt, erst, da er die Länge von Porto-Rico berechnen wollte, *am 14 Messidor des 5 Jahrs*, habe er selbst die Wichtigkeit dieses Umstands entdeckt, den er in seiner Astronomie, art. 1976 übersehen habe. 8) Ueber die (nun vollendete) grosse französische Gradmessung, und die daraus abgeleiteten neuen Maasse; ein Auszug aus dem Berichte, den *van Swinden*, einer der auswärtigen zur Untersuchung dieses Geschäfts nach Paris gesandten Commissarien, dem National-Institut abgestattet hat. Dieser Bericht, welcher ganz gelesen zu werden verdient, enthält, ausser den Endresultaten dieses merkwürdigen, schon von der constitution. National-Versammlung beschlossenen, Unternehmens, auch eine nähere Beschreibung der äusserst sorgfältigen, und aller Zuversicht des Kenners würdigen Methoden, die man angewendet hat, bey einer so schweren, das ganze Maass von Geduld und Standhaftigkeit des Mathematikers erfodernden Arbeit zu dem möglich gröfsten Grade von Genauigkeit zu gelangen. In der That konnte das Geschäft, nach der Art der Ausführung zu schliessen, keinen bessern Händen anvertraut werden, als jenen von *Mechain* und *Delambre*; letzter hat bey dieser Gelegenheit auch die vortreffliche Schrift: *Méthodes analytiques pour la détermination d'un arc du Meridien*, Paris, 197 S. in 4. herausgegeben. Zur Triangelmessung gebrauchte man dabey bekanntlich die von *Borda* verbesserten ganzen Kreise: unter 90 so gemessenen Dreyecken waren 36, wo die Summe der drey Winkel auf weniger als eine Secunde mit 180° übereinstimmte; bey 27 Dreyecken war der Fehler aller drey Winkel geringer als 2 Sec., bey 18 kleiner als 3 Sec. nur bey vier stieg er auf 3 bis 4 Sec., und nur bey drey auf 4 bis 5 Sec., noch nie hat man bey einer solchen Kette von Dreyecken die Präcision auf diese hohe Stufe gebracht. Die Messstangen von Platina (nach Borda's Erfindung) die zur Messung der Grundlinien dienten, gaben eben so grosse Genauigkeit; vor und nach dieser Messung wurde die Grundstange (*le Module*) mit der in Peru ehmals gebrauchten Toise aufs sorgfältigste verglichen, und so der *Module* für die Temperatur + 13° des gewöhnlichen Thermometer um zwey Hunderttheile einer Pariser Linie kürzer gefunden, als die doppelt genommene Toise von Peru. Nicht weniger Vertrauen verdient

der astronomische Theil der Gradmessung, oder die auf den fünf Hauptstationen, zu Dünkirchen, zu Paris im Pantheon, zu Evaux, zu Carcassonne und zu Barcelona (Thurn von Montjouy) beobachteten Polhöhen, die im Mittel aus mehreren hundert Bestimmungen hergeleitet sind; aus Mechain's eben so wie aus Delambre's Beobachtungen ergab sich die Polhöhe des Pantheon bis auf eine Decimalsecunde die nämliche. Das Stück des Meridians zu berechnen, das zwischen den fünf Stationen enthalten ist, wurde vier, theils Französischen, theils auswärtigen, Commissarien aufgetragen, und aus dieser vierfachen nach verschiedenen Methoden angestellten, und durchaus innerhalb einer halben Toise übereinstimmenden Rechnung ein Mittel gezogen. So fand sich: Entfernung zwischen dem Parallel von Dünkirchen und von dem Pantheon zu Paris 62472, 59 Modules, zwischen dem Parallel des Pantheon und Evaux 76145, 74 Mod. zwischen Evaux und Carcassonne 84424, 55 Mod. und zwischen Carcassonne und Montjouy 52749, 48 Modules. Die erste dieser Entfernungen entspricht einem Bogen des Himmels von 2, 18910 Graden, und der mittlern Polhöhe 49° 56′ 30″ die zweyte einem Bogen von 2, 66868 Grad, und der mittlern Polhöhe 47° 30′ 46″ die dritte einem Bogen von 2, 96336 Gr. und der mittlern Polhöhe, 44° 41′ 48″, die vierte einem Bogen von 1, 85266 Gr. und der mittlern Polhöhe 42° 17′ 20″. Der ganze gemessene Bogen des Meridians zwischen Dünkirchen und Montjouy entspricht also einem Bogen von 9, 67380 Graden in der mittlern Polhöhe 46° 11′ 58″ und begreift 275792, 36 Modules: dies letzte Resultat aus allen 9½ Graden zusammen, mit den Messungen in Peru, die man unter den übrigen für die genauesten hält, verglichen, giebt die Abplattung der Erde 1/334 oder das Verhältniss der Erdachsen wie 333 zu 334. Schon aus dem Anblicke der obigen partiellen Entfernungen zwischen den fünf Hauptstationen lassen sich verschiedene interessante Schlüsse ziehen; die Erdgrade nehmen wenig und langsam ab (für einen Grad der Breite nur um zwey Modules) zwischen den Parallelen von 49° 56′ und 47° 30′ schnell und stark hingegen, (für 1 Grad der Breite um 15½ Mod.) zwischen 47° 30′ und 44° 41′ endlich noch stärker aber langsamer (für 1 Grad um 7 Mod.) zwischen 44° 41′ und 42° 17′, so dass die Osculatrix der gemessenen Grade für sich allein 1/5 Abplattung geben würde. Die nämlichen merkwürdigen Unterschiede wurden auch durch das Verhältniss der beobachteten Differenz der Azimuthe auf mehreren Stationen zur berechneten Differenz vollkommen bestätigt, Unterschiede, die zusammengenommen überhaupt einer Unregelmässigkeit in der Gestalt der Erdmeridiane, oder einer Ellipticität des Aequators und seiner Parallelen, oder einer heterogenen Zusammensetzung des Innern der Erde, oder der Attraction der Gebirge, oder auch der gemeinsamen Wirkung aller oder einiger dieser Ursachen zuzuschreiben seyn möchten, und zu nähern Untersuchungen Stoff genug darbieten. Das aus der ganzen Messung nun festgesetzte *Metre* ist 443, 296 Linien von der Toise von Peru, jenes in der Temperatur 9½°. Der Pendel, welcher zu Paris Secunden schlägt, und aus welchem daher für die Zukunft das wahre Métre immer wieder gefunden werden könnte, hält 0, 993827 des Métre. Ein *Are* ist 26, 32 Quadr. Toisen, ein *Litre* oder cubirter Decimetre 50, 4124 Cubikzoll, ein *Gramme* oder das Gewicht des cubischen Centimetre Wasser, auf den Eispunct gebracht, 18, 827 Grains. 9) Ueber die Bewegung des Monds von *La Lande*. Auch die in einem MSt. von *Ibn Junis* aufgefundenen, von den Arabern beobachteten, und von *Bouvard* berechneten alten Finsternisse haben *Laplace's* neue Verbesserungen der Mondstheorie sehr schön bestätigt. Der Fehler in der Mondslänge geht bey diesen neuen Correctionen nie über 30 Sec. Die Verbesserung des Mondknoten finden *Bouvard* und *Laplace* — 3 Min. 50 Sec. 10) Verschiedene neue astronomische Beobachtungen, die in diesem Bande zerstreut angeführt werden. Dahin gehören: zu Paris beobachtete Opposition des Jupiters 12 Nov. 1798. des Saturns 15 Jan. 1799, des neuen Planeten 14 März 1798 und 12 März 1799. Beobachtungen des neuen Planeten im Apr. 1798 von *Vidal*, und *von Zach* im März 1799; zahlreiche neue Mercursbeobachtungen von *Vidal* zu Mirepoix; sie fassen mehrere Umläufe Mercurs um die Sonne in sich, und gehen vom 28 Jun. bis 2 Oct. 1797, desgleichen vom 2 Febr. bis 20 Sept. 1798, und wieder vom 7 Oct. 1798 bis 17 Jan. 1799. (*Vidal* vermuthet an diesem nicht immer gleich gut sichtbaren Planeten eine hellere und eine dunklere Seite). Verfinsterungen der Jupiterstrabanten von *Maraldi* zu Perinaldo in den Jahren 1797 bis 1799; ebenfalls Verfinsterungen dieser Trabanten, und einige Sternbedeckungen von *Flaugergues* zu Viviers in den J. 1798 und 1799 beobachtet. Flaugergues hat seine Beobachtungen der Trabantenfinsternisse mit *Delambre's* Tafeln genau verglichen; er findet aus einer Reihe von neunjährigen Beobachtungen die Correction der Epochen für den I Trabanten — 4, 5 Sec. für den III Trabanten + 1 Min. 33 Sec.; die Neigung der Bahn des dritten scheint für jetzt abzunehmen. Beobachtungen und Berechnungen der Sonnenfinsterniss vom 24 Jun. 1797 von *La Lande*. Anzeige einiger Beobachtungen des Mercurdurchganges vom 7 May 1799. 11) Einiges zur neuen astronomischen Literatur. Unter den englischen Schriften sind bemerkenswerth: *Bradley's Astronomical Observations*. Oxford 1798. 757 Seiten in Fol. Sie gehen vom J. 1750—1762. *Bradley* starb am 13 Jul. 1762: noch fehlen jetzt die Beobachtungen seines Nachfolgers *Bliss* zwischen 1762—1765. 12) Auszug meteorologischer Beobachtungen zu Paris vom Sept. 1797 bis 1798.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALBERSTADT, b. Gross dem J.: *Kleine Erzählungen und Sittengemälde*. 1797. 252 S. 8. (6 gr.)

Diese Sammlung bestehet aus sechs Erzählungen, von denen der ungenannte Vf. in der Vorrede erinnert,

nert, dass er sie einigen Engländern nach erzählt habe, und dass sie vorher einzeln in verschiedenen beliebten Zeitschriften nicht ohne Beyfall gelesen worden. Die erste und letzte ist nach *Cumberland* erzählt, oder, wie es scheint, grösstentheils übersetzt; die dritte aber trägt ein so entschieden französisches Gepräge, dass, wenn sie auch der Uebersetzer, wie man aus der Vorrede schliessen muss, einem englischen Vf abgeliehen hat, doch kaum an ihrer gallischen Abkunft gezweifelt werden kann. Wir wollen sie einzeln anzeigen und kurz beurtheilen. I. *Ned Drawsy*. Die Geschichte eines trägen jungen Engländer, an dem die Liebe ein Wunder thut. Die Darstellung der Charaktere in Ruhe ist hier weit besser, als die Handlung, wo Ursache und Wirkung nicht gut abgewogen sind. Der einzige gehaltene Charakter ist der des Juden Abrahams, dessen eingewebte Jugendgeschichte bloss wunderbar, ausserdem aber nicht nur müssig, sondern wegen der Erwartungen, die sie erregt und unbefriedigt lässt, offenbar nachtheilig ist. II. *Der Sieg der Natur*. Die alltägliche Geschichte eines hartherzigen Vaters, der durch den Anblick eines Kindes gerührt, seiner Tochter und ihrem Manne, die sich wider seinen Willen verheyrathet haben, verzeiht. Der Vortrag ist nicht geeignet, das Verbrauchte dieser Katastrophe vergessen zu machen. III. *Okano, ein Gemälde karaibischer Sitten*. Die Verbindung zarter Empfindsamkeit mit unbändiger Leidenschaft, rührender Liebe und brennender Rachsucht zieht in diesem Gemälde an. Die Anlage ist indess der Ausführung vorzuziehen. Eine, vielen neuern französischen Schriftstellern eigenthümliche Prahlerey mit der (selten gefühlten) Liebe zur unverdorbenen Natur ist auch hier sichtbar. IV. *Maria Arnold*. Eine schöne und liebenswürdige Pfarrtochter — die Mädchen in englischen Romanen und auf englischen Kupfern sehn sich fast alle gleich — wird von einem jungen Squire, dem Bruder ihrer Freundin, gegen den Willen seiner Aeltern geliebt, und stirbt an den Folgen der harten Behandlung, die sie von diesen erfährt. Erfindung und Ausführung ist gleich unbedeutend. Der Ton gutmüthiger Theilnahme ist in der Erzählung des Pachter Thomas verfehlt, und auch da, wo der Vf. selbst den Faden der Erzählung aufnimmt, bleibt sein Bestreben, durch traurige und schreckliche Scenen zu rühren, ohne Wirkung. Was kann man auch von Beschreibungen erwarten, wie folgende von dem alten Vater der todten Maria ist, (S. 177.): „Sein Antlitz war blass, abgezehrt, *aber dennoch interessant;* durch das Licht der Morgensonne erhielt es *einen hohen Grad von Ausdruck*. Seine weissen Haare lagen zerstreut auf der Stirn und den Schläfen. Ich stand voll Ehrfurcht da, meine Seele war von Mitleid erfüllt, und ich fühlte eine geheime Sehnsucht, mich meinem Kummer ganz hinzugeben." V. *Wilhelm Elvin*. Ein junger Mensch von ausgezeichneten Talenten, der sich durch Ausschweifungen der Liebe seines Vaters unwürdig gemacht hat, kömmt zur Selbsterkenntniss, büsst seine Fehler ab, gewinnt unerkannt durch eine lange Probe das Zutrauen und die Achtung seines Vaters, und giebt sich erst dann zu erkennen. Die Erzählung ist schleppend und ohne poetisches Verdienst. VI. *Niklas Petrosa*. Diese Erzählung, welche keinen kurzen Auszug erlaubt, zeichnet sich in der ersten Hälfte durch die Munterkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung sehr vortheilhaft aus. Die zweyte Hälfte aber, in welcher der englische Vf. darauf ausgeht, der Grossmuth seiner Nation Weihrauch zu streuen, befriedigt die durch den Anfang erregten Erwartungen nicht.

Unter dem angeblichen Druckort: MAYLAND: *Fahrten Sebastians von Fahrmann*, ein charakteristisch, komisch, moralisch, romantischer, politischer Roman, und was sonst noch Jeder — will. Vom Verfasser der sieben wunderbaren Lebensjahre eines Kosmopoliten. 1798. *Erster Theil.* 506 S. *Zweyter Theil.* 352 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Ein Schriftsteller, der den Werth seiner Arbeit nach der Anzahl der beschriebenen Bogen schätzt — wie denn der unsrige II Th. 352 S. seine Freude nicht verbergen kann, einige Alphabete zur Messe zu bringen — der seine wenigen Gedanken auf die unverantwortlichste Art auseinanderzieht, und sich nur darum das Ansehn eines Humoristen giebt, um jeden Augenblick von dem Faden der Geschichte abweichen, und die grössten Trivialitäten daran knüpfen zu können — ein solcher Schriftsteller kann auf ein motivirtes Urtheil über seine Arbeiten mit Recht keinen Anspruch machen. Um indess alles zu thun, was in einem solchen Falle von einem gewissenhaften Recensenten gefodert werden kann, wollen wir die Schilderung einer der Heldinnen des Romans hierhersetzen, nach welcher keiner unserer Leser ein weiteres Urtheil verlangen wird: „Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmässig schön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majestätisch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber

Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
Kurz, rund und wie gedrechselt.

Ihre Hand weiss, — fleischigt und klein; ihr Fuss niedlich; und — wir wollten zehn gegen eins wetten — dass ihre Wade so schön gewesen sey, als Atalante bey ihrem Wettlaufe sie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Busen — ja wenn ich den gesehen hätte etc."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. May 1800.

NATURGESCHICHTE.

Paris, b. Desray: *Histoire naturelle des Singes, divisée par familles, suivant le Système de Charles Linné*, edition de Gmelin, et chaque famille subdivisée suivant ses caracteres particuliers; et enrichie de plusieurs espèces nouvelles et de quelques variétés. Contenant leurs caractères génériques et spécifiques, leurs descriptions et la synonymie des auteurs qui ont écrit sur cette partie de l'histoire naturelle. Par *J. B. Audebert*, membre de la Société d'histoire naturelle de Paris. Ouvrage orné de figures dessinées d'après nature, gravées et imprimées en couleur, huitième — dixième Livraison. (Jede Lieferung vier Bogen Text und sechs Tafeln; die letzte Lieferung ausgenommen, welche acht Tafeln hat.)

Rec. freuet sich, schon jetzt dem naturhistorischen Publicum diese drey letzten Lieferungen anzeigen zu können (von den sieben vorhergehenden sind zwey A. L. Z. 1798. Nr. 284. und fünf 1799. Nr. 403. angezeigt), welche das treffliche Werk beschliessen. Auch in diesen Lieferungen ist der schätzbare Vf. sich in Rücksicht der Treue der Darstellung, der Vollendung des Einzelnen und Ganzen völlig gleich geblieben, so dass diess Werk unstreitig von allen über Naturgeschichte der Thiere bekannt gewordenen das beste ist. Nur ein grosser Eifer für Wissenschaft und Kunst, das überzeugendste Gefühl des bisherigen Mangels recht zweckmässiger Wahrheit und Schönheit vereinigender Darstellungen, und darauf gestützte ausdauernde Beharrlichkeit konnten den grossen einsichtsvollen Künstler dahin bringen, sein Werk, unbeschadet des künstlerischen Werthes, so schnell zu enden, als dies wirklich geschehen ist.

Die achte Lieferung enthält zuerst folgende Abbildungen, wozu die Beschreibungen schon im siebenten Hefte enthalten sind: der *Marikina* (*S. Rosalia L.*) in natürlicher Grösse, von Büffon's Abbildung sehr abweichend in einer sitzenden listigen Stellung, so dass man die platten Nägel an den Daumen und die Klauen an den vier übrigen Zehen der Vorder- und Hinterfüsse deutlich bemerkt, welches bey Büffon, was die Daumen betrifft, ganz verfehlt ist. Ferner ist auch das Haar in Audebert's Abbildung nicht gewellt, wie bey Büffon, und das Schwanzende dicker, da es bey Büffon spitzig zuläuft. Der *Ouistiti* (*S. Jacchus*) in natürlicher Grösse und kletternder belebter Stellung, die nur an den Hinterfüssen befindlichen platten Nägel des Daumens sichtbar, welches bey Büffon's Abbildung wieder nicht der Fall ist. Der *Tamarin* (*S. Midas*) in natürlicher Grösse, mehr von der Seite vorgestellt als bey Büffon; man sieht vor dem Ohre eine breite Partie von ziemlich langen Haaren, welche einen grossen Theil des Ohrs verstecken, das bey Büffon's Abbildung ganz nackt steht. Sehr schön ist der etwas langhaarige Pelz dieses Thieres gearbeitet. Der *Negertamarin* (*S. Midas Var. A.*) in natürlicher Grösse, im Ganzen schwärzlicher gefärbt, doch an der Seite des Hinterleibes mit grössern und hellern braunen, etwas streifenartigen, Flecken als der vorige, vor den Ohren weniger lang behaart. Es folgen nun die Abbildungen der Lemuren oder Makis, deren Beschreibung auch in dieser Lieferung angefangen ist. Zuerst von den *Makis* überhaupt: die längern Hinterfüsse, vermöge welcher diese Thiere mit vieler Leichtigkeit klettern, aber nicht ohne Unbequemlichkeit auf allen Vieren einhergehen, die Zähne und die Nägel unterscheiden diese Thiere hinlänglich von den Affen. Die Nägel sind platt und kurz, aber am Ende doch eckig (*anguleux*). Bey allen Gattungen ist der Nagel der zweyten Zehe (*index*) des Hinterfusses auffallend lang und spitz zulaufend (*subulé*); auch ist bey den meisten die vierte Zehe etwas länger als die übrigen. Die Makis unterscheiden sich durch ihre grosse Lebhaftigkeit auffallend von dem *Lem. tardigradus* L., welchen Vosmaer das Bengalische Faulthier nennt, und von Büffon's Loris; auch findet der wesentliche Unterschied Statt, dass diese letzten vier Brustwarzen, einen viel dickern Kopf, eine kürzere und fast aufgestülpte Schnauze haben. Gmel. *Lemur volans* gehöre gar nicht zu den *Quadrumanen*; seine Zehen sind lang und platt wie Messerklingen, und haben sehr gekrümmte Nägel, welche an den Enden sehr spitz, an der Wurzel sehr dick, und wie die Zehen selbst, von beiden Seiten platt gedrückt sind. Der Tarser gehört nicht zu den Makis, nähert sich aber diesem Geschlechte am meisten. Der Galago gehöre zwischen die Makis und Tarser. Der Vf. folgt in der Eintheilung dieser Thiere ganz dem als genauen Naturforscher bekannten Geoffroy, und nimmt also folgende Geschlechter an: I. *Indri*, wozu als Gattungen Sonnerats Indri und dessen *maki à bourres* gehören, II. *Lemur*, wozu der Mongeus, Mokoko, Vari u. a. gehören. III. *Loris*, begreift Büffon's Loris und Vosmaers Bengalisches Faulthier. IV. *Galago*, begreift die neue Gattung von Geoffroy. V. *Tarsius*, begreift Pallas's und Daubenton's Tarser. Den Galeopithekus bildet der Vf. auch ab, ohne ihn aber zu den Makis zu zählen. Bey jedem besondern Geschlechte giebt

giebt der Vf. in der Folge gleich zu Anfange die Unterscheidungsmerkmale an. Die Indris haben im Oberkiefer vier paarweise stehende Schneidezähne, wovon die beiden mittelsten concave, die beiden äussern convexe Schneiden haben. Im Unterkiefer finden sich gleichfalls vier, aber lange und ganz wagrecht stehende Schneidezähne. Bey den Makis hingegen sind sechs diagonal stehende Unterschneidezähne. Die Benennung *Indri* bedeute in der Sprache von Madegaskar *Waldmensch*, und den Kopf ausgenommen, habe die Gestalt dieses Thieres auch von allen die meiste Aehnlichkeit mit der menschlichen. Obgleich das Thier sich nur von Früchten nähre, werde es doch in seinem Vaterlande zur Jagd abgerichtet. Abgebildet ist *Sonnerats Indri* (*Indri niger* Lacepède). Die *Makis* (Lemur) haben an der zweyten Hinterzehe den langen Nagel rinnenförmig ausgehölt. Beschrieben sind in dieser Lieferung der *Mongos* (*Lem. Mongoz* L.); diese Gattung scheine viele Abänderungen zu liefern, kleine und grosse, graue und braune, mit weissen und braunen Füssen; man erkenne aber die Gattung leicht an ihrer Schnauze, welche, obgleich sehr spitz, doch weniger spitz als die des Mokoko, Vari und Grifet sey. Die noch in diesem Hefte gelieferte Abbildung des Mongos ist, in Rücksicht der schönen Haltung, der sanften gerundeten Schattirung, und des weichen Pelzes eine der schönsten von allen. Der linke Hinterfuss scheint fast ein wenig zu gewaltsam nach auswärts gebogen zu seyn. Ferner sind beschrieben, aber in diesem Hefte noch nicht abgebildet, der *rothe Maki* (*Lem. rufus*), welcher vom vorigen ausser der Farbe auch durch kürzere Ohren und einen mit kürzern Haaren besetzten Schwanz verschieden ist, den aber der Vf. doch beynahe geneigt ist, so wie Edward's schwarzen Maki, nur für eine Abänderung des Mongos zu halten. Der *weissstirnige Maki* (L. *albifrons* Geoffroy). G. glaubt, dass er zu Gmelin's L. *laniger* gehöre: die Schnauze ist schwarz und sehr lang, die Ohren sind fleischfarben, alles Haar um den Kopf weiss, der Körper gräulich braun, der Schwanz dünner als beym Mongos und länger als Kopf und Körper zusammengenommen. Der *Mokoko* (L. *catta* L.) nach einem lebendigen Originale im neunten Hefte gezeichnet. Der *Vari* (L. *macaco* L.).

Die neunte Lieferung enthält noch folgende Beschreibungen von eigentlichen Makis: eine Abänderung der vorigen Gattung, welche ganz schwarz ist, eine weisse Halsbinde, weisse Hinter- und Vorderschenkel, und einen weissen Queerstreifen auf dem Rücken ausgenommen. Der *graue Maki* (*grifet*; L. *griseus* Geoffr.), welchen auch Büffon in den Supplementen beschreibt. Der *Zwergmaki* (L. *pusillus* Geoffr.), dies ist die von Büffon in seinen Supplementen unschicklich sogenannte Ratte von Madagaskar. Vom rothen Maki an enthält die neunte Lieferung alle Abbildungen der angezeigten Makis, ausser der des Zwergmaki, mit welchen die von Büffon u. a. gelieferten Abbildungen durchaus keine Vergleichung aushalten. Vorzüglich schön sind der Vari, der rothe Maki und der graue Maki; letzter scheint aber nach einem schlecht ausgestopften Exemplare im französischen Museum gezeichnet zu seyn. Bey L. *catta* merkt Rec. nur an, dass das grau-röthlichbraune (*gris brun roussâtre*) seines Pelzes nicht gut getroffen sey; denn das roth ist von Rosenfarbe und nicht genug mit dem grauen gemischt. Die Stellung dieses Thieres ist in dieser Abbildung wagrecht; der Vf. merkt an, dass an dem Exemplare des Pariser Museums das Thier in einer aufrechtsitzenden Stellung mit ausgebreiteten Armen oder Vorderfüssen ausgestopft sey, und dass es diese gezwungen scheinende Stellung wirklich oft angenommen habe, um sich an der Sonne zu wärmen. Beschrieben sind in der neunten Lieferung ferner die Loris. Ausser dem, was schon oben von dem Unterschiede derselben in Vergleichung mit den eigentlichen Makis gesagt ist, wird hier noch die Grösse der Augen und das nahe Zusammenstehen derselben und der fast ganz mangelnde Schwanz angegeben. Vosmaer habe an seinem Bengalischen Faulthiere dem Lem. *tardigradus* L. im Oberkiefer nur zwey Schneidezähne gesehen, Geoffroy aber an demselben Exemplare, welches mit der Sammlung des Erbstatthalters nach Paris kam, entdeckt, dass sich Vosmaer geirrt habe, und dass wirklich, wie es Linné bey dem Lem. *tardigradus* angiebt, vier obere Schneidezähne vorhanden seyen. Den äusserst unbedeutenden Schwanz, welchen sowohl Linné als Vosmaer an diesem Thiere bemerkten, hält der Vf. für einen bloss fleischigen Anhang (wie das auch beym Magot der Fall ist); denn er konnte an der sehr vollkommen erhaltenen Haut im Pariser Museum keine Spur davon finden. *Obsonvilles* Nachricht, welche Büffon beym *Loris gracilis* (*Loris proprement dit*) anführt, scheine mehr auf den Loris *tardigradus* zu passen, denn der *Loris gracilis* sey in der aufrechten Stellung nur 8 bis 9 Zoll hoch und ausserordentlich mager, so dass der Vf. von dem ausgestopften Exemplare glaubte, dass die Haut vielleicht nicht vorher gegerbt, und deswegen so sehr zusammengeschrumpft sey, bis er diese Magerkeit auch an einem im Weingeiste aufbewahrten Exemplare bemerkte; Obsonvilles Thier aber war beynahe einen Fuss hoch, und er sagt, es gebe deren noch grössere; auch war es an Vorder- und Hinterfüssen wohl gebildet, welches also nicht diese auffallende widrige Magerkeit muthmassen lässt. Bey der Beschreibung des *Loris gracilis* führt unser Vf. daher noch an, dass Büffon's Kritik der Linnéischen Beschreibung des *tardigradus* nichts gelten könne, weil Büffon diesen mit dem *gracilis* verwechselt habe. Ob übrigens auch dieser *Loris gracilis* so langsam in seinen Bewegungen sey, als der *tardigradus*, sey nicht bekannt; Büffon's und Seba's Meynung, dass sich aus dem Verhältnisse seiner Glieder auf leichte und schnelle Bewegungen schliessen lasse, entscheide nichts; denn das Verhältniss der Gliedmassen sey bey dem *tardigradus* mit denen der übrigen Makis, welche sich sehr lebhaft bewegen, völlig gleich. Der Vf. beschreibt den *Loris gracilis* genau; da aber die

auf-

auffallende Magerkeit hinlänglich von andern Gattungen unterscheidet, so überhebt sich Rec. des fernern Auszugs. Der Vf. beschreibt dann die *Galagos*, welche sich von den Loris und Makis, deren Vorderzähne der Zahl nach übereinkommen, durch zwey sehr von einander entfernte Schneidezähne des Oberkiefers, und durch sechs Schneidezähne des Unterkiefers, welche aber ungleich dünner sind als bey den vorigen Geschlechtern, unterscheidet. Außer dem *Galago senegalensis* Geoffr., giebt es, wie Geoffroy von Adanson erfuhr, noch zwey Gattungen dieses Geschlechts am Senegal, eine größere, von Katzengröße, und eine kleine, ungefähr nur von der Größe einer Maus. Die *Tarser* (*Tarsius Daubentonii*) unterscheiden sich durch vier dichtstehende obere und zwey senkrechte untere Schneidezähne; von den obern sind die beiden mittlern sehr lang und spitzig, die beiden äussern sehr klein, und daher auch von Daubenton übersehen. In der fernern Beschreibung merkt auch der Vf. noch an, dass sich an der zweyten und dritten Zehe der Hinterfüsse lange und spitz zulaufende, an den übrigen kurze und platte Nägel finden. Also auch dadurch unterscheidet sich dieses Geschlecht hinlänglich von den übrigen, welche nur an der einzigen zweyten Hinterzehe mit einem solchen langen spitzen Nagel versehen sind. Ueberdem ist die Fusswurzel (*tarsus*) der Hinterfüsse bey diesen Thieren sehr lang (woher auch die Benennung *tarsius*) weswegen dieselben von einigen Schriftstellern mit den Springhasen (*gerboises*) verwechselt werden, bey welchen aber der *tarsus* nur aus einem einzigen Knochen besteht, dahingegen er bey den Tarsern, wie bey den übrigen Quadrumanen, aus mehrern zusammengesetzt ist.

Die zehnte und letzte Lieferung enthält an Abbildungen den *Zwergmaki*, eine sehr schöne, wahre, lebendige Darstellung; ferner den *Loris tardigradus* und *gracilis*, beide in natürlicher Grösse; an letztem ist vorzüglich der durch das Haar hervorscheinende Umriss der dünnen Gliedmassen sehr gut dargestellt. Sonderbar ist auch an diesem Thiere die Nase, welche viel weiter als die Oberlippe vorragt. Der Kopf scheint wegen des aufstehenden Haares rund, der Vf. bemerkt aber in der Beschreibung, dass derselbe an und für sich mehr platt ist. Ferner den *Galago senegalensis* in natürlicher Grösse, in sitzender Stellung, an den grossen aufgerichteten Ohren kenntlich, und den *Tarser* in natürlicher Grösse, auch mit grossen, aber etwas mehr gerundeten, Ohren, viel dünnerm, am Ende einen kleinen Pinsel bildendem Schwanze, kenntlich genug an den zwey langen spitzen Nägeln des Hinterfusses. In dieser Lieferung ist nun noch die Beschreibung der *Galeopitheken* enthalten; diese unterscheiden sich, wie schon oben bemerkt, durch die grossen klauenförmigen Nägel an allen Zehen, ausserdem aber auch dadurch, dass der Daumen weder an den Hinter- noch Vorderfüssen einer freyern Bewegung fähig, sondern mit den übrigen Zehen durch eine Haut, ungefähr wie die Schwimmfüsse anderer Thiere, verbunden ist, ferner durch die Zähne, nämlich zwey sehr weit von einander entfernte Schneidezähne im Oberkiefer, welche klein und am hintern Rande gezackt sind. Einige Autoren haben diesen Thieren die obern Schneidezähne ganz abgesprochen, andere haben ihnen viere beygelegt. Die *sutura incisiva* entscheidet aber hinlänglich für die angeführte wahre Zahl der Schneidezähne. Im Unterkiefer sind deren sechse vorhanden, wovon die vier mittlern nach vorwärts gerichtet, platt, breit und kammförmig, und jeder mit acht Einschnitten oder Furchen versehen, die beiden äussern von den vorigen abstehend, etwas dicker, mehr senkrecht stehend, und nur mit fünf weniger tiefen Furchen versehen sind. In Rücksicht der Gliedmassen sind diese Thiere auch von den Makis verschieden, denn die hintern und vordern Gliedmassen haben gleiche Länge. Die Flughaut fasst auch den Schwanz mit ein. Es sind zwey Abbildungen in natürlicher Grösse beygefügt; nämlich der *rothe* und der *bunte Galeopithake*: letzter ist nach der Meynung des Vfs. vielleicht nur ein junges Individuum der rothen Gattung. Die Flughaut ist verhältnissmässig grösser als beym fliegenden Eichhörnchen (*polatouche*), auch an der untern Seite ungleich weniger behaart als bey jenem. Die letzte Tafel enthält einige Abbildungen von Knochen, Schädeln, Zähnen u. s. w. nicht von Belange und auch nur flüchtig gearbeitet. Schade ist es immer, dass dieses ausgezeichnet schöne Werk bey dem hohen Preise doch nun die Ordnung der Quadrumanen noch nicht vollständig enthält; denn der Vf. bildete mit Recht nur die Gattungen ab, die er selbst nach der Natur zeichnen konnte. Es wäre sehr zu wünschen, dass derselbe in der Folge Supplemente lieferte, um das Fehlende, wo möglich, zu ergänzen; die Londner u. a. Sammlungen würden ihm, wenn er sie an Ort und Stelle benutzen könnte, gewiss Gelegenheit dazu geben.

SCHÖNE KÜNSTE.

Gnidos, b. Severetto: *Antipseudo-Kantiade oder der Leinweber und sein Sohn*, ein satyrisch-kritischer Roman mit imaginirten Kupfern, ohne Vorrede von Kant, aber mit einer übeln Nachrede der Pseudo-Kantianer, herausgegeben von *Ernst Bonsens*. 1798. 210 S. 8. (18 gr.)

Was man von diesem Buche zu erwarten habe, lässt der Titel ziemlich deutlich errathen, der dem Inhalte zu ähnlich ist, um für ein täuschendes Aushängeschild gelten zu können. Affectation des Tiefsinns, des Geschmacks, der Begeisterung — verdient ohne Zweifel die Geissel der Satire; und es ist unleugbar, dass ein Theil des Publicums an diesen Fehlern darnieder liegt; aber wenn ein Schriftsteller mit einem eiteln und unbegründeten Anspruch auf Witz und Laune jene Thorheiten zu verfolgen unternimmt: so wird der Satiriker selbst zu einem Gegenstande der Satire. Der Vf. dieses Buchs, der sich, dem angenommenen Namen zufolge, für einen

Re-

Repräsentanten des gesunden Menschenverstandes gehalten wissen will, hat diesen eigenmächtig gewählten Charakter dadurch auszufüllen geglaubt, dass er eine Menge von Aberwitz in den abentheuerlichsten Formen zusammengetragen hat. Man bemerkt wohl, dass er einen bekannten humoristischen Schriftsteller nachzuäffen gesucht hat; aber es ist auch eben so leicht zu sehn, dass er nicht einmal seine Fehler zu copiren im Stande war. Das einzige, was ihm vollkommen gelingt, ist der Ausdruck des reinen Unsinns in Kantischer Terminologie; denn wenn er ausserdem einen guten Gedanken erjagt; so weiss er ihn doch selten zu benutzen, oder zur rechten Zeit mit der Ausführung desselben inne zu halten. Das Gemeine und Niedrige ist dabey auch nicht vermieden. Wenn er daher gleich sein Buch mit einer Zwiebel und seine Perioden mit Zwiebelschaalen vergleicht: so zweifeln wir doch, dass der Classe von Menschen, gegen die er schreibt, die Augen sonderlich davon übergehen werden. Bey alle dem scheint es dem Vf. nicht ganz an Anlagen zu fehlen, und wir finden, hauptsächlich in dem letzten Viertheile seines Buchs, einige Stellen, die uns die Meynung einflössen, dass er nur den Anspruch auf eine grössere Fülle von Witz, als er wirklich besitzt, aufgeben müsste, um etwas lesbares schreiben zu können. Folgende Stelle S. 178. wird dieses Urtheil bestätigen. „Ach ihr Bücherinsecten, dachte Immanuel, ihr nagenden Bücherinsecten, für euch giebt es freylich nichts schönes und erhabenes, als was im Buche zu finden ist. Ihr verzehrt einen Buchstaben nach dem andern, einen Bogen nach dem andern, und am Ende das ganze herrliche Buch der menschlichen Gefühle. Ein grosses A ist euch etwas erhabenes und ein kleines b etwas schönes, und euer Idol ist die Buchdruckerschwärze. Ihr verschlingt die Liebe, die Freundschaft, das Wohlwollen, die Religion und die Unsterblichkeit; doch, dem Himmel sey es gedankt! nur die gedruckte Unsterblichkeit. Eure Welten denkt ihr euch als grosse und kleine Folianten, wozu ihr selbst die Titelblätter seyn möchtet. Der Himmel ist euch ein blaues Testament, ein Ulphilas-Testament, und die Sterne dünken euch goldne Buchstaben; ach! dass ihr doch die göttliche Schrift lesen könntet — geleugnet habt ihr sie schon, seitdem ihr kritisirt." Wie diese Aeusserungen in den Mund des in der kritischen Terminologie auferzogenen Immanuel kommen, ist freylich nicht recht begreiflich; aber man würde auch sehr unrecht thun, hier einen Charakter und ein Porträt zu erwarten, wo nur einzelne Striche auf gutes Glück hingeworfen sind. Etwas mehr Disciplin und Bildung scheint in jeder Rücksicht dem Vf. empfohlen werden zu müssen, damit er künftig nicht so lächerliche Fehler begehe, und *Nymbus*, *Komedie*, *Kurmanjöle*, *Ropertspierre*, *Leipnitz*, *Blasond* u. dgl. schreibe. S. 46. erfährt man gar, dass *Herodot* ein Schild von historischen Gruppen beschrieben habe.

Gubean, b. Günther: *Myrthenblätter*, gesammelt von *J. Christlieb Fritzsch*. 176 S. 8. (10 gr.)

Mohnblätter wäre ein weit schicklicher Titel für gegenwärtiges prosaisch-poetisches Allerley gewesen. Keine Zeile darin erhebt sich über jene bleyerne Mittelmässigkeit, die nirgends drückender empfunden wird, als im Gebiete der schönen Künste. Schon in der Zueignungsschrift an einen Hoch- und Wohlgebornen *edelbiedern* Menschenfreund, mit dessen Namen der Vf. sein Büchlein zu *schmücken* wagt, war die *dankdurchglühte* Freude, das *diesfallsige* Thun und die *desfallsige* Vergebung für den Rec. von ziemlich ungünstiger Vorbedeutung, und nach Lesung der darauf folgenden erzählenden, moralischen und dichterischen Versuche, fand er ebenfalls keine Gründe, die ihn von des Vfs. poetischen oder prosaischen Schriftstellerberufe genugthuend hätten überzeugen können. Er will nur folgende Proben als Belege seines Urtheils hieher setzen: „Ein Professor kann auf „dem Katheder glänzen und in einer Assemblee zum „Gelächter werden; das Schriftsteller- und Kunstrichterpublicum vergöttert ihn, *während dass* die „Studenten ihm die Fenster einwarfen und seine Ehehälfte das Pantoffelrecht an ihm ausübte." — „Es „ist nicht gut, wenn eine Familie sich in einem Lan„de allzusehr ausbreitet; denn wie viele Schurken, „Dümmlinge, *Lammels* etc. sind nicht unter jedem „Hundert Menschen? Wer mit ihnen gleichen Na„men hat, leidet auf diese oder jene Art gewiss „durch ihre Schurkereyen, Dummheiten, *Lammeleyen* etc."

„Der hat Kraft! hört' ich von einem jungen „Geistlichen sagen, und der Grund war physisch. „Breite Schultern, starke Lenden, aufgeworfene „Lippen, breites Kinn mit ungeheurem Barte: — „ja, der hat Kraft wie ein Holzhacker!" Als Dichter nimmt sich der Vf. nicht besser aus:

Die Sonne spricht, *der Mond bejaht*
Des Schöpfers Güte früh und spat.
Des Fisches Schwimmen zeugt's im Bach,
Der Vogel singt's in Lüften,
Und frohe Thiere tausendfach
Bescheinigen es auf Triften.

— — —

Staub der Vorwelt *klebt voll Maden*
An des Todtengräbers Spaden.

— — —

Staub zur Menschheit *aufgegohren*,
Mensch, zur Ewigkeit geboren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. May 1800.

PHILOSOPHIE.

Stuttgard, b. Löflund: *Grundriss der Ersten Logik*, gereinigt von den Irrthümern bisheriger Logiken überhaupt, der Kantischen insbesondere; keine Kritik, sondern eine *Medicina mentis*, brauchbar hauptsächlich für Deutschlands kritische Philosophie, von *C. G. Bardili.* 360 S. 8.

Dass auch der *Logik* selber, und zwar der sogenannten *reinen* und *allgemeinen*, eine *entscheidende Revolution* im Inneren ihres bisherigen Zustandes bevorstehe, und dass *vermittelst* derselben auch der Logik bey der *Begründung* der *Philosophie als Wissenschaft* eine von ihr noch nie versuchte wesentliche Hauptrolle aufbehalten sey — dieses hat unter den Selbstdenkern, welche sich in unsern Zeiten mit *neuen* Versuchen jener Begründung beschäftiget haben, der Urheber und Veranlasser derselben am wenigsten vermuthet. „Dass die Logik," heisst es in der Vorrede der zweyten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* (S. VIII.), „den *sichern Gang* der Wissenschaft schon von den ältesten Zeiten her gegangen sey, lässt sich daraus ersehen, dass sie seit dem „*Aristoteles keinen Schritt rückwärts* hat thun dürfen, „wenn man ihr nicht etwa die Wegschaffung einiger „entbehrlichen Subtilitäten, oder deutlichere Bestimmungen des Vorgetragenen als Verbesserungen anrechnen will, welches aber mehr zur Eleganz, als „zur Sicherheit der Wissenschaft, gehört. Merkwürdig ist noch an ihr, dass sie auch bis jetzt *keinen* „*Schritt vorwärts* hat thun können, und also allem „Ansehen nach *geschlossen* und *vollendet* zu seyn „scheint." Ungeachtet in der *Methodenlehre der Krit. d. r. V.* die *allgemeine Logik*, als blosse *Vernunftkunst*, aus dem „*Weltbegriffe* der Philosophie als der Gesetzgebung der menschlichen Vernunft" ausgeschlossen wird: so wird dieselbe doch, als in den *Schulbegriff* der Philosophie gehörig, insbesondere ganz ausdrücklich in der *Vorrede zur Grundlegung der Metaphysik der Sitten* aufgenommen, und neben die *reine materiale oder transcendentale*, in der Eigenschaft der *reinen formalen Philosophie* hingestellt. Endlich hat der Stifter des Kriticismus die *Unabhängigkeit* der allgemeinen Logik von seiner Transcendentalphilosophie, und die innere Selbstständigkeit derselben als *für sich bestehende Wissenschaft* in der That selbst dadurch laut genug anerkannt, dass er sich nicht nur der ihr zuständigen *Tafel der Urtheilsformen* als eines *Leitfadens zur Entdeckung* seiner Kategorieen; sondern sogar der, von ihm sogenannten, *objectiven Einheit der Apperception*, die, wie er ausdrücklich behauptet, die *logische Form aller Urtheile* ausmacht, zur eigentlichen *Deduction* jener Kategorieen bedient.

Dagegen behauptet der *Erfinder der Wissenschaftslere: (Ueber den Begriff* der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie, 2te Aufl. S. 45.) „Die Logik sey, so sonderbar dieses auch bey der gegenwärtigen Verfassung der Philosophie jemanden vorkommen möge, überhaupt *keine philosophische*, sondern eine eigene, *abgesonderte* Wissenschaft, wodurch jedoch ihrer Würde gar kein Abbruch geschehen solle." S. 47 wird gelehrt: „Die *Wissenschaftslehre*," folglich auch wohl die Philosophie *überhaupt*, „könne schlechterdings nicht aus der Logik bewiesen werden, „und man dürfe derselben keinen einzigen logischen „Satz, auch den *des Widerspruchs* nicht, als gültig „voranschicken. Hingegen müsse jeder logische Satz, „und die ganze Logik *aus* der Wissenschaftslehre *bewiesen*; es müsse gezeigt werden, dass die in der „Logik aufgestellten *Formen* wirkliche Formen eines „gewissen *Gehalts* in der Wissenschaftslehre seyen. „Also entlehne die Logik ihre Gültigkeit von der „Wissenschaftslehre, nicht aber die Wissenschaftslehre „von der Logik."

In einem noch neueren, bisher wenig bemerkten, aber darum nichts weniger als unbedeutenden Versuche, die Philosophie in den Gang der Wissenschaft zu bringen, in Hn. *Bouterweck's Ideen einer Apodiktik*, wird zwar auch behauptet (I B. S. 13.): „Die Logik, die alles begründen lehren wolle, müsse „zuerst selbst begründet werden, *durch* die Transcendentalphilosophie." Aber es wird auf derselben Seite hinzugesetzt: „Die Transcendentalphilosophie *ruhe als Philosophie* wieder *auf* der Logik; denn alles Wissen in *Begriffen* und *Sätzen* sey der Form nach ein *logisches* Wissen, und unser Verstand könne keinen *transcendentalen* Schritt thun, ohne von der Logik begleitet zu werden." Ja! jene Apodiktik schafft sich sogar einen neuen, wie sie ihn nennt, *negativen Gebrauch* von der Logik für die Begründung der Philosophie, und stellt diesen Gebrauch unter dem Namen der *logischen Apodiktik* als den *ersten Theil des einzig möglichen Weges zur apodiktischen Selbstverständigung auf.* Sie beweiset endlich, dass *durch die Logik*, und durch *blosses Denken*, jenes *Absolute*, das die Vernunft zum Behuf der Begründung der Philosophie *suche*, zwar nicht gefunden werden könne, dass aber *die Logik*, und die *Erkenntniss des Wesens vom blossen Denken* als eine der unumgänglichen *Bedingungen* jener *Entdeckung* vorausgesetzt werde.

In dem vor uns liegenden Werke des Hn. Hofr. *Bardili*, wird nun nichts Geringeres dargethan, als daſs es der Philoſophie überhaupt an der ihr ſo unentbehrlichen *Erkenntniſs des Denkens als Denkens* nicht nur *auſser* der Logik, ſondern *in* jeder *bisherigen Logik ſelber*, gemangelt habe; — daſs ferner dieſe Erkenntniſs *mehr* als bloſse *Bedingung* der Philoſophie als Wiſſenſchaft, daſs ſie die wiſſenſchaftliche *Begründung* des *Philoſophirens* ſelber ſey, welches ſich entweder durchaus nicht oder nur *durch* eben dieſe Erkenntniſs, und *in* derſelben zu begründen vermöge, — und daſs ſonach die *Logik*, und mit ihr die *ſpeculative Philoſophie überhaupt* allerdings einen ſehr *weſentlichen Schritt zurückzuthun* habe, wenn *jene* nach einem ſo langen Stillſtehen, *dieſe* nach ſo langen Umherſchweifen, endlich den ſichern Gang finden ſollen, für den es allein ein mehr als ſcheinbares Fortſchreiten, und ein wirklich erreichbares Ziel giebt.

Da Hr. B. das *Denken* ſelber, wie es in der *Logik* bisher erklärt und geregelt, und in der *ſpeculativen Philoſophie* überhaupt — wenige vorübergehende Lichtmomente, in welchen es von einzelnen Selbſtdenkern ergriffen wurde, ausgenommen — angewendet wurde, in Anſpruch nimmt: ſo blieb ihm, um ſich über das, was ihm ſelber das *Denken als Denken* ſey, *vorläufig* und zum Behuf der weitern Erörterung verſtändlich zu machen, nichts anderes übrig, als etwas an ſich bekanntes und unſtreitiges aufzuſuchen und aufzuſtellen, *woran* ſich *das Denken im Denken ſelbſt*, zwar unabſichtlich, aber unverkennbar, *beſchreibt*. Es iſt dieſes das *Rechnen*, welches Hr. *B.* zu jenem Behuf von dem *Berechnen* unterſcheidet, bey dem ſich das Denken an einem *Gegenſtande auſser* demſelben darſtellt. „Wer rechnet, „ohne zu berechnen, der denkt, auſser daſs er die „Handlung ſeines Denkens ſelbſt ausdruckt, nichts, „und dennoch denkt er. Er beſchreibt alſo die „Handlung ſeines Denkens ſo geläutert und rein, „wie möglich." Im Rechnen nun beſchreibt ſich *Eines und Ebendaſſelbe in ſeiner unendlichen Wiederholbarkeit als Eines und Ebendaſſelbe und durch dieſe Wiederholbarkeit.* Im Rechnen und für daſſelbe iſt die *Vielheit ohne* alles *Mannichfaltige*, und ihrem Weſen nach, nichts als die *unendliche Wiederholbarkeit* von Einem und Ebendemſelben. *Dieſe* Vielheit von Einem und Ebendemſelben, und Einheit des Vielen iſt weder Zahl, noch Ausdehnung, iſt vielmehr *zahlloſe* Vielheit, *unermeſsliche* Einheit. Aber ſie offenbart ſich unverkennbar auch im Zählen und Meſſen ſelber, indem nur ſie allein es iſt und ſeyn kann, wodurch jede Zahl und jede beſtimmte Ausdehnung, bey der *Berechnung* derſelben, als eine *ſchlechthin* und *unabänderlich* beſtimmte Gröſse befunden wird. Nur in der unendlichen Wiederholbarkeit des Einen als Eines und Ebendaſſelbe und *durch* dieſe Wiederholbarkeit iſt z. B. *Einmal* Eins *nothwendig* und *ewig* Eins; Eins *und* Eins *nothwendig* und *ewig* Zwey u. ſ. w. Nur *in* jener unendlichen Wiederholbarkeit und *durch* dieſelbe ſind z. B. die drey Winkel eines jeden Dreyecks zuſammen genommen, und zwey gerade Winkel einander *gleich*, folglich Ebendaſſelbe in Vielen und Vieles in Ebendemſelben.

„Die abſolute Möglichkeit des Denkens beruht „darauf, daſs wir Eines als Eines und Ebendaſſelbe „im Vielen (nicht Mannichfaltigen) unendlichemal „wiederholen können." Um dieſes *Wiederholen können*, und zumal die *Unendlichkeit* deſſelben nicht falſch zu verſtehen, und dann die gegebene Expoſition des Denkens als Denkens widerſprechend zu finden, ſcheint hier angemerkt werden zu müſſen: 1) Im Denken *als Denken* iſt Eins und Ebendaſſelbe *ins unendliche als* Eins und Ebendaſſelbe wiederholbar, weil und inwieferne es nur *in Einem* und *durch Eines* — folglich *nicht in Einem Andern* und *durch* ein *Anders* wiederholbar iſt — und *umgekehrt*, weil Eins und daſſelbe *als* daſſelbe *ins unendliche* wiederholbar iſt, iſt es nur *in* Einem und *durch* eines und Ebendaſſelbe wiederholbar. 2) Die zum Weſen des Denkens *als Denkens* gehörige *Unendlichkeit* der Wiederholbarkeit des A *als* A *in* A und *durch* A iſt von der Unendlichkeit einer ohne Ende *fortzuſetzenden Reihe*, der *mathematiſchen* Unendlichkeit, genau zu unterſcheiden. In dieſer wird A als A, aber *auſser demſelben* A, *nicht in* ſondern *nach* dem Einen, folglich *in* einem *Andern*; *nicht durch* das Eine ſondern *neben* dem Einem folglich *durch* ein *Anderes* wiederholbar. *Dieſe* Wiederholbarkeit iſt immer durch *ein Anders bedingt*, und alſo *nicht* ſchlechthin unendlich, ſondern vielmehr *endlich* ins Unendliche. Uebrigens ſetzt auch ſie auſser dem bereits erwähnten *Andern* noch die im Denken *als Denken* enthaltene *abſolut unendliche* Wiederholbarkeit des A als A in *A und* durch A, zu ihrer Möglichkeit ſelbſt als mathematiſche Unendlichkeit voraus.

„*A* bezeichnend das Eine, das ſich ſelbſt gleich, „unwandelbar unter allem Wandel, und unendlichemal wiederholbar als *A*, das *Weſen des Denkens* ausmacht, kann ſich nie ſelber ungleich, nie wandelbar „unter dem Wandel, nie nicht wiederholbar als A, „mithin A in dieſer Bedeutung, nie *non A* werden."

„Das Denken als Denken leidet alſo" (fürs *Erſte*) „keinen *Qualitätsunterſchied*. Entweder Denken, „oder aufhören zu denken, d. h. ſich widerſprechen; ſonſt giebt es im Denken als Denken keine „*Negation*." Die *logiſche*, d. h. ins Denken *als Denken* ſelbſt gezogene, *Negation* iſt ein Widerſpruch, und zwar *der Widerſpruch* κατ' ἐξοχήν. Im Denken und durchs Denken iſt Widerſpruch unmöglich, und dieſer tritt nur dort und dann ein, wo und wann das Denken aufhört, d. h. das Verknüpfen gewiſſer Vorſtellungen in einem Denken unterbleibt; denn das Denken *als Denken an ſich* ſelbſt, kann nie aufhoren; A ins unendliche als A wiederholbar, kann nie *nicht* wiederholbar werden. Wo alſo auch das *Non* herkommen mag: ſo iſt ſo viel gewiſs, daſs im Denken *als Denken* kein Qualitätsunterſchied, mithin kein *Non*, folglich auch kein *Ja*, das mit *Nein* abwechſeln kann, ſtatt findet. „Der *Satz des Widerſpruch*

ſpruch

„spruchs, in welchem das Denken sich so ganz eigentlich sein eigenes Wesen zum Gegenstand eines „Urtheils aufgiebt, kann insoferne nicht anders lauten als: A unendlichemal wiederholbar als A schliesst „alles NonA in der Wiederholung aus." Die Logiker, die das *Identitätsgesetz*, welches, inwieferne es das Wesen des Denkens als Denkens aussagt, das eigentliche *Grundgesetz* des Denkens ist, *aus* dem Satze des *Widerspruchs gefolgert* haben „versuchten also das Ausschliessen, ohne und ehe dass noch etwas gesetzt war."

Das *Wesen* des Denkens besteht weder in *Begriffen*, noch *Urtheilen*, noch *Schlüssen*, sondern lediglich in dem, was an demselben durch die *Copula* ausgedrückt wird. Dieses ist auch das *Einzige*, was an den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen die *reine logische Form* ausmacht. Alles Uebrige gehört zur blossen *Materiatur*. Dahin gehört vor allen Dingen das *Non* in den Urtheilen, das durchaus nicht zur *Copula* gezogen werden kann, ohne das Denken selbst in einem solchen Urtheile aufzuheben. Beym *Ergo*, der Copula des Schlusses, hat man dieses von jeher gelten lassen, ungeachtet man nicht wusste, noch wissen konnte: *warum*. Dagegen ahnete man nicht einmal, dass sich eben so wenig sagen liesse: *negatur Copula*, als *negatur Conclusio*. Dass bey den *hypothetischen* Urtheilen, als solchen, aller Qualitätsunterschied wegfalle, lehret zwar Hr. *Maass* in seinem *Grundriss der Logik*. S. 143. Allein auch er sucht den Grund davon, nicht da, wo er ist, in der Unveränderlichkeit der Copula *überhaupt*, sondern in der Eigenthümlichkeit jener Urtheile. Dasselbe wird von den *disjunctiven* Urtheilen durch die Logiker aus der Kantischen Schule ebenfalls aus einem falschen Prius behauptet. Bey den *kategorischen* Urtheilen hingegen wurde bisher *in allen* Logiken der *Qualitätsunterschied* als zur *logischen Form* dieser Classe von Urtheilen wesentlich gehörig, und das *negative Urtheil* als solches, am ausdrücklichsten von Kant selbst, als eine *reine Denkform* aufgestellt, und insofern also das eigentliche *Nichtdenken* mit zum *Wesen* des Denkens, und als eine Weise — ein *Modus* des Denkens aufgenommen.

Die *Modi* des Denkens sind durch die *Copulen* im kategorischen, hypothetischen, disjunctiven *Urtheile*, und im *Schlusse* durchs *Ergo*, ausgedrückt. Indessen giebt es ausser dem Einen *Modus generalis* A als A, nur *zwey reine* Modos *speciales*, die durch die copula des *Kategorischen: A in A*, und durch die des *Hypothetischen: A* durch *A* dargestellt sind. Die beiden übrigen hingegen, die Copula im *disjunctiven* Urtheil und das *Ergo*, bezeichnen nur Wiederholungen der *beiden ersten* im Denken eines *Objectes*, — folglich auch nur *modos* des *angewendeten* Denkens, als *angewendeten*.

„Das Denken als Denken leidet aber auch" (fürs Zweyte) „*keinen Quantitätsunterschied*, sondern ist „*allemal* A unendlichemal wiederholbar als A in allen „möglichen Fällen seines Gebrauchs, mithin allgemein im strengsten Sinne, mit Ausschliessung der „Möglichkeit des Gegentheils." Ein *Omne* lässt das Gegentheil von sich *als einem Omne* in einem *Nullum, Quoddam, Hoc* gar wohl vorstellen. Es kann also ein *Omne* so wenig als *Nullum* etc. im Denken als Denken enthalten; es kann kein *Modus* des Denkens als Denkens, wie die *Copula* im kategorischen Urtheile seyn. Im Denken als Denken ist *Omne, Quoddam, Hoc* vielmehr ganz eins. Man kann sogar auf eben denselben Gegenstand, je nachdem es die Umstände gebieten, eben dasselbe Denken in einem *Omne, Quoddam, Hoc*, anwenden müssen. — „Im Denken als Denken, sind nicht nur *allgemeine* und *einzelne* Urtheile, wie schon das: *Propositiones singulares aequipollent universalibus* ausdrückte, sondern auch die *besondern*, unter einander vollkommen gleich." Derselbe Unterschied fällt auch *beym Begriffe* weg, sowohl inwieferne derselbe ein *Gedanke* ist, als auch inwieferne in ihm ein *Object* als *Object* vorgestellt seyn muss, das *als Object*, so wenig als das Denken als Denken, einen Quantitätsunterschied zulässt. Hieraus ergiebt sich die Unstatthaftigkeit der *Eintheilung* der Begriffe in *allgemeine, besondere* und *einzelne*; und man begreift das Schwankende in den Aeusserungen der *Jacobschen* und *Kiesewetterschen* Lehrbücher über besagte Eintheilung. Das Erste rügt das *Unlogische* in den *Einzelnen* Begriffen *als* Einzelnen, und das Letzte protestirt sogar gegen die *ganze* Eintheilung, ohne dass doch beide dem von ihnen geahneten Fehler abhelfen wollen und können, weil sie demselben nicht auf den Grund gekommen sind.

Dass weder die *hypothetischen* noch *disjunctiven* Urtheile einen *Quantitätsunterschied* zulassen, hat ihnen der scharfsinnige Hr. *Maass* angesehen. Er sagt S. 143 Quantität und Qualität kämen nicht den *hypothetischen* Urtheilen *als solchen* zu (und er sagt dieses auch S. 154 von den *disjunctiven* unter Berufung auf denselben Grund). „Diess erhelle augenscheinlich *daraus*, weil gedachte Quantität und Qualität im *Vordersatze* und *Nachsatze auch* statt finde, wenn diese Sätze gar nicht zu einem hypothetischen Urtheile verbunden, sondern ganz einzeln für sich betrachtet werden." Die in diesen Urtheilen *schon mitgebrachte* Quantität und Qualität, meynt er, komme in denselben also nur *als Materie* in Betrachtung, und gehöre nicht zur *Form* derselben. Dieses Beyspiel kann zu einer auffallenden Beleuchtung dienen, einerseits von dem *formalen* durchaus *unlogischen* Charakter unserer bisherigen Logik, andererseits von der *materialen* Richtigkeit, die den meisten ihrer Behauptungen als *Thesen* nicht abgesprochen werden kann, und hinter welcher sich jener unlogische Charakter verbarg. Hr. *M.* nimmt nämlich an: „Weil „Quantität und Qualität, Subject und Prädicat, eines „*kategorischen* Urtheils in einem *hypothetischen* und „*disjunctiven zur Materie* werden: *so* hat das hypothetische und disjunctive Urtheil keinen Quantitäts- „und Qualitätsunterschied." Diesem zufolge nimmt er an, entweder dass die *Form* (des Denkens als Denkens) *in Materie* übergehen (aufhören könne,

Form

Form zu seyn) das Denken durch ein Denken zernichtet werden könne, folglich kein Denken sey; oder er nimmt an, dass Quantität und Qualität, Subject und Prädicat auch in einem kategorischen Urtheile *nie* zur Form (nie zum Denken als Denken) gehört haben, folglich dass nur dasjenige, was durch die *Copula* allein bezeichnet wird, diese Form ausmache. Dann ist er aber mit sich selbst im Widerspruch, indem er den Mangel des Qualitäts- und Quantitätsunterschiedes auf die hypothetischen und disjunctiven Urtheile *einschränkt*, — „denselben *nur* „von diesen als solchen behauptet." So waren allerdings die meisten *Thesen* in den bisherigen Logiken richtig, und als Thesen ohne Fehler; „denn es liess „sich, was sie aussagten, *inductionsmässig* zeigen" (*monstriren*, aber nicht *demonstriren*). Aber diese Thesen, so glücklich sie auch der *Scharfsinn*, „der als „Sinn der richtigste Vorläufer des Warum ist," gefunden hat, mussten nothwendig, da es ihnen an dem wahren *Prius* fehlte, auch aus falschen *Mediis*, aus vermeyntlichen *Warums*, die nur Warums in der *blossen Vorstellung*, *nicht* im *Denken* als *Denken*, waren, hergeleitet werden.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

PAEDAGOGIK.

Leipzig, b. Barth: *Katechetische Anleitung zu den ersten Denkübungen der Jugend*, von M. *Johann Christian Dolz*. 1799. 10 Bog. 8. (8 gr.)

Der grössere Theil der Vorrede enthält eine Beschreibung der Leipziger Lesemaschine und ihres Gebrauchs, wovon die A. L. Z. bereits (in der Recension der *Gedanken über die gewöhnlichen ABCbücher*) ausführlich gehandelt hat. (Unzählige Kinder haben, auch vor dieser Erfindung, sehr bald lesen gelernt, bey noch mehreren Kindern aber ist es doch immer sehr langsam damit gegangen, und Rec. verkennt den Nutzen dieser Maschine so wenig, dass er sie in allen kleinen Schulen, wo die Zahl der Lernenden gross ist, eingeführt wünschet.) Der Zweck des gegenwärtigen Buchs ist, die Kinderlehrer praktisch anzuweisen, wie sie die Kleinen zum Denken anweisen sollen: dass sie, an sinnlichen Gegenständen, im Aufsuchen der Merkmale ihre Aufmerksamkeit, und im Aufsuchen der Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten ihre Urtheilskraft üben lernen; dass nach und nach die, in der Vernunft liegenden Denkgesetze, als — *einem* Gegenstande können nicht widersprechende Merkmale zugeschrieben werden — jede Wirkung hat ihre Ursache — u. s. w. und, dass auch endlich die Begriffe von Recht und Unrecht, entwickelt werden können. Der Vf. giebt daher Katechisationen: 1) die sich mit Entwickelung solcher Sätze beschäftigen, welche Urtheile über *sinnliche Gegenstände* enthalten; 2) welche *Verstandesbegriffe* entwickeln; 3) welche *moralische Sätze* erläutern; 4) über *Denksprüche* und *Sprüchwörter*. Die Katechisationen verdienen Kinderlehrern empfohlen zu werden, um sie bey ihrem Nachdenken über Zergliederung leichter Sätze zu benutzen, und über die Kunst, so zu fragen, dass die Kinder bestimmte Antworten selbst zu finden, gewöhnt werden.

Camburg a. d. Saale, b. Hofmann: *Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Lehrers in Bürger- und Landschulen*, nach den Bedürfnissen unserer Zeit. Band I. St. 2. 1798. St. 3. 1799. Jedes Stück 8 Bog. gr. 8. (à 8 gr.)

Die Aufsätze, aus denen diese Zeitschrift besteht, sind von verschiedenen Predigern und Schullehrern. Stück 2. enthält: 1) über den Endzweck der Erziehung. 2) Wünsche und Vorschläge zur Verbesserung der Schullehrerstellen. 3) Auseinandersetzung einiger Begriffe. 4) Unterredungen eines Lehrers mit seinen Schülern. 5) Katechetische Unterhaltung mit einem schon etwas gebildeten zehnjährigen Knaben. 6) Gedanken über Lebensläufe und Personalien. 7) Regeln zu Lebensläufen und Personalien. 8) Nachrichten. 9) Frage und Wunsch. In Stück 3 stehen: 1) Ueber die Irreligiosität unseres Zeitalters, und die Pflicht des Schullehrers, ihr Schranken zu setzen. 2) Gedanken über den St. 1. geäusserten Wunsch über das Nachschreiben und Wiederholen der Predigten in den Schulen. 3) Ueber die Haupterfodernisse einer guten Katechisation. 4) Unterhaltungen mit fünf- bis sechsjährigen Schulkindern. 5) Noch etwas über Personalien und Lebensläufe. 6) Gevatterbriefe. 7) Pädagogisches Schreiben eines alten Landpredigers an einen jungen Amtsbruder. 8) Bücheranzeigen. — Aus dieser Inhaltsanzeige erhellet schon der Umfang, den die Vff. ihrem Werke geben. Ein allgemeines Urtheil über die Ausführung, würde sich, bey so verschiedenen Verfassern, nicht ohne grosse Weitläuftigkeit fällen lassen. Etwas zu weitschweifig dürften wohl einige Aufsätze seyn, z. B. Stück 3. Nr. 2. nimmt 40 grosse Octavseiten ein. Die Leser, denen das Buch bestimmt ist, werden wirklich vieles ihnen Nützliche darin finden, aber, es werden meistens sehr beschäftigte Leute seyn, die so viel es die Deutlichkeit erlaubt, ohne vielen Wortaufwand belehrt seyn wollen, denen auch vielleicht die Einmischung wahrer, unterhaltender Beyspiele, die sie in ihrem Amte benutzen könnten, nicht unwillkommen seyn würde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. May 1800.

PHILOSOPHIE.

Stuttgard, b. Löflund: *Grundrifs der Ersten Logik*, etc. von *C. G. Bardili.* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dafs die *Schlüsse* keinen Quantitätsunterschied zulassen, wird von der *Kritik der reinen Vernunft* durch das, was sie von den Schlüssen lehret, anerkannt. Allein sie spricht diesen Unterschied *nur* den Schlüssen ab, und schränkt dieselbe Vernunft, welche sie übrigens so treffend *aufs Unbedingte gehen* liess, mit diesem Unbedingten selber, auf das *Schliessen* ein. Sie ist daher auch weit entfernt, das besagte *Unbedingte* für das, was es ist, für die Quantitäts- und Qualitätslosigkeit des Denkens als Denkens zu erkennen, „und sich dadurch den allein richtigen „Weg über die *Omnitudo* hinweg zur wahren *Universalitas* zu bahnen.“ Sie geht beym *Suchen* nach ihrem Unbedingten „von der Allgemeinheit des *Prädicats* im Obersatze aus, und macht es sich eben *dadurch* unmöglich, über die *Materie* als solche hinweg, zum Denken *als Denken* selbst zu gelangen.“

Aus der *Probe*, durch welche der Vf. die *Unstatthaftigkeit* des Qualitäts und Quantitätsunterschiedes im *Denken als Denken* zum Beschlusse vollends erläutert und erhärtet, verdient hier besonders ein Beyspiel von den *logischen Hauptsünden* der bisherigen Logik angeführt zu werden. Rec. erinnert sich bey seinen achtzehnmaligen Vorträgen über diese Wissenschaft unter mehreren andern von Hn. B. gerügten auch vorzüglich *bey diesem* Puncte öfters in peinliche Verlegenheit gerathen zu seyn, aus der er sich gleichwohl nur durch ein *Nichtweiternachdenken* zu retten vermochte. „Nicht ein *Omne* dem *Omne*, sondern „ein *Quoddam* dem Omne negirt, giebt ausschliesend „einen Widerspruch: so lautet die Aussage in den Logiken in der Lehre von den *Urtheilen*. Findet man „aber nun in irgend einer Logik eine genugthuende „Rechenschaft hievon, oder auch nur eine Vereinbarkeit dessen, was man vom *Satze des Widerspruchs* „lehrte, mit dem, was von den *widersprechenden Urtheilen* gelehrt wurde: so nehme ich gerne alle meine bisherigen Behauptungen zurück, gesetzt dafs sie „sich zurücknehmen liefsen. *Omne* und *Non Omne* „soll nämlich blofs defswegen nicht *widersprechend* „*(contradictorium)*, sondern *nur widerstreitend (contrarium)* seyn, weil schon das *Non-quoddam* unter einem *Omne* einen *Widerspruch* enthalte? Ein *Widerstreit* soll das seyn, wenn *zum Widerspruche* in Begriffen noch etwas *Positives* hinzukomme; also ein „*Plus* zu einem *Widerspruche*, und doch *kein* Widerspruch mehr, sondern ein *blosser* Widerstreit. (Man „sehe *Maafs* S. 30. und alle Logiken aus der Kantischen Schule.) Ist nicht etwa dieses selbst, was man „von dem Widerspruche lehrt, das auffallenste *Beyspiel* von einem Widerspruche?“ — Dieser Widerspruch wird nur durch die Einsicht, aber auch durch sie allein gehoben: dafs der Qualitäts- und Quantitätsunterschied zwischen *Omne*, *Nullum*, *Quoddam*, *Hoc*, folglich auch, was daran *widerstreitend* ist, das *Denken als Denken gar nichts angehe.*

Allein desto unvermeidlicher und dringender wird durch eben diese Einsicht die Frage herbeygeführt: Woher aber nun der *Widerstreit*, woher der *Quantitäts-* und *Qualitätsunterschied*, — die so wenig, als der *Widerspruch* selber, im Denken *als Denken* vorkommen, gleichwohl aber in unseren gewisseften *Erkenntnissen* auch nicht ohne Widerspruch entbehrt werden können? Im Denken *als Denken* ist auch kein *Object als Object* enthalten, und kann darin nicht enthalten seyn, ohne das Denken, aufzuheben. Und gleichwohl werden Objecte *gedacht*, und *müssen* gedacht werden können. Und wenn denn nun erst mit den *Objecten* als *Objecten*, sich die Möglichkeit eines *Qualitätsunterschiedes*, und dessen, was dadurch etwa weiter vermittelt würde, ergäbe; wie kommt das *Denken als Denken* zum *Objecte als Objecte?* Die Beantwortung dieser Frage, welche, wie unschwer zu erkennen ist, nichts geringeres als das *Hauptproblem aller speculativen Philosophie*, nur einfacher und bestimmter als in jeder bisherigen Aufstellung, aufstellt, macht den übrigen Inhalt *dieses Grundrisses der ersten Logik* aus, der also wenigstens noch einmal mehr leistet, als der *Titel* verspricht, und gleichsam im Vorbeygehen, dieselben Aufgaben, mit denen sich die *Kritik der reinen Vernunft*, *die Wissenschaftslehre*, und die *Idee einer Apodiktik* beschäftigen, mit derselben Ausführlichkeit, nur mit ungleich gröfserer Kürze, und unter *völlig* verschiedenen *Principien und Resultaten* auflöset.

Von der Exposition des *blofsen* Denkens als Denkens geht der Vf. in dem Abschnitte: *Nöthige Anticipation einiger Sätze aus der Ur-theilungs- oder Objectlehre*, zur Exposition des *Denkens als Denkens in der Anwendung* hinüber. Hier wird durch blofse *Analysis des angewendeten Denkens*, welche sich bey dieser Gelegenheit als das *Wesen des eigentlichen Philosophirens* ausweiset, zuerst offenbar, dafs das Denken *als* Denken, (zwar *nicht* an und für sich, und seinem über alle *Voraussetzung erhabenen*

Wesen

Wesen nach, wohl aber) *für* seine *Anwendung*, und *zu* seiner Anwendung, ein *Substrat* voraussetze, das im Gegensatz mit dem Denken, ein *Nichtdenken*, und im Gegensatz mit der im Denken als Denken enthaltenen *Form* κατ᾽ ἐξοχὴν (dem *Identitätsgesetze*) *nur Materie* (= C) seyn, und heissen kann; in der *menschlichen Anwendung des Denkens* aber in den, *derselben vorangehenden*, *Gewahrnehmungen*, in den *Vorstellungen*, gegeben ist.

1) „Das Denken *als Denken* muss die Materie *als Materie* im Denken *zernichten;* sonst kommt es mit der Materie nicht zu einem Etwas als *Etwas Gedachten*. *Anmerkung. Gesprochene* wie *geschriebene Worte*, z. B. müssen *als Materie* im Hören und Lesen *zernichtet* werden, wenn *Gedanken* daraus entstehen sollen."

2) „Allein, wie das *Gedachtwerden* bey einer Materie ein Zernichten derselben *als Materie* voraussetzt, eben sowohl setzt das, dass man an ihr einen Gedanken bekommen *kann*, etwas *an* dieser Materie voraus, welches sich durch das Denken in einem Denken schlechterdings nicht zernichten lässt. Ohne das *Erste* würde aus ihr kein *Gedanke*, ohne das letzte würde aus ihr nichts Gedachtes, sondern vielmehr ein Gedachtes und auch nichts Gedachtes, d. i. ein Widerspruch."

3) „Soll es mithin *nach vorangegangenen Gewahrnehmungen* = C mit der Materie im Denken durchs Denken zu einem Etwas *als Etwas Gedachten* kommen: so muss dieser Process des auf eine Materie angewendeten Denkens (vermöge Nr. 2.) eine *Ur-theilung* im Gedachten mit sich bringen:"

a) als einem *gedachten Etwas* (B. *Wirklichkeit*).
b) als *Gedachten* (Non B. *Möglichkeit*.)

4) „Mit andern Worten heisst dies: Das Denken verschafft sich durch seine Anwendung auf Materie ein *Object* = *B non B*, oder wie ich mich nach Unterlegung der Gedanken selbst, die es bezeichnet, ohne Missverständnisse mehr befürchten zu müssen, richtiger ausdrücken kann:

B	(*minus*) — B
Wirklichkeit als Gedanke	*Möglichkeit* als Gedanke

Zusammen
Object.

„Als ein *Etwas in einem Denken* als *Vorstellung*, zwar nach aufgehobenene Mangel eines Denkens an ihr nicht mehr *blosse* Vorstellung, aber auch ohne ein anderes *Plus* als zur Möglichkeit des Denkens eines Etwas wesentlich erfoderlich ist."

So nach tritt die *ursprüngliche Disjunction*, mit der das angewendete Denken *als angewendet* beginnt, und auf welcher alles *Erkennen* beruht, die in *dieser* Disjunction enthaltene *Wirklichkeit* und *Möglichkeit*, und das, in einer ebenfalls ursprünglichen *Conjunction* dieser disjuncten beiden bestehende, *Object*, *mit der Anwendung* des Denkens als Denkens, *in* derselben und *durch* dieselbe ein.

Die Frage: ob sich das Denken, oder vielmehr wie es nun heissen muss, die *Anwendung des Denkens als Denkens* in *analytisches* und *synthetisches* Denken eintheilen lasse, erhält in dieser neuen Ansicht des Denkens einen ganz andern Sinn, und eine ganz andere Beantwortung als in der *Kantischen* und *Fichtischen* Schule. Das Denken *als Denken* enthält nichts als *absolute Thesis*, *keine Hypothesis*, keine *Synthesis* und *Antithesis*. Das, was die *Hypothesis*, die allerdings in der *Anwendung* des Denkens als Denkens enthalten ist, *für* diese Anwendung mit sich bringt, wird *auch durch* alles Denken als Denken *in der Anwendung* keineswegs *gesetzt*, (*Protonpseudos des Idealismus*) sondern eigentlich *vorausgesetzt*. Beides *zusammen Voraussetzung und Bestimmung* ist die Anwendung des Denkens — *Synthesis* und *Antithesis* in absoluter *Vereinigung* — *Analysis* (ἓν κατ᾽ ἐξοχὴν ἐν τῇ ἐναντιότητι).

Dem *Modus generalis* des Denkens *als Denkens* = A *als* A stehen an der *Materie* (an dem *Gewahrnehmen* oder *Vorgestelltwerden*) als *Modus Generalis* das *Aussereinander*, — so wie den beiden *Modis specialibus* des Ersten dem A *in* A, und dem A *durch* A — die beiden *Modi speciales* des Letzten = *Aussereinander nacheinander*, und *Aussereinander nebeneinander* gegen über. Sie lassen sich durch das Denken *im* Denken *an* der Materie nicht zernichten, und machen die *Copula Materiae* oder die *Form der Materie* aus, welche *als Form* durch die *Form des Denkens* nicht aufgehoben wird, sondern im Objecte *sich an* dieselbe anschliesst. „Eine *vorgehende Veränderung* „(ein *Nacheinander*) ist wesentliche Bedingung der „Möglichkeit einer *Vorstellung* überhaupt als einer „*Handlung* (als eines *Actus*), *Ausdehnung* (ein *Nebeneinander*) ist wesentliche Bedingung, wenn diese „Handlung fürs Denken *Etwas mit sich bringen* soll; „folglich wesentliche Bedingung des *Vorgestellten* „selbst, als eines *im Denken noch vorzustellenden Etwas*." „Kein *Object* kann *ohne Ausdehnung* in einem „Denken vorgestellt werden."

Das erwähnte *Nacheinander*, welches in der Anwendung des Denkens zu der durchs Denken *unvertilgbaren Form* der Materie gehört, und Bedingung aller Vorstellung, und des Denkens in *seiner Anwendung* in uns ist, darf keineswegs mit der *Zeit als Zeit* verwechselt werden. Diese ist der *Gedanke von* jenem Nacheinander; „das *von uns* bereits *ins Denken* gezogene Nacheinander;" *A als A unendlichemal wiederholbar in jenem Nacheinander*. Nicht *als Zeit*, die erst mit der Anwendung des Denkens in uns *eintritt*, sondern als ein *Nacheinander*, das jener Anwendung in uns *vorhergeht*, ist jenes Nacheinander *im animalischen Impulse*, der jede Vorstellung begleitet und bedingt, *Bedingung* sowohl der *inneren* als der *äusseren Wahrnehmung*, und dadurch aller menschlichen Anwendung des Denkens, welche

durch *jenen Impuls geweckt* wird, und geweckt werden *muss*.

„Das *animalische Leben* bringt für ein Denken, wo es dasselbe antrifft, mit sich nicht nur ein Etwas des *Impulses*, sondern auch ein Etwas der *Sache*

Gefühl, — — *Apperhension*,
Bewusstseyn, dass man *lebe* — *Appreception*,
Triebe als Triebe — — *Vorstellung*,
Begehren als Begehren,
das Total
Eine *Individualität*."

„Diese *Individualität* in einem animalischen Leben ist das zur Anwendung des Denkens in uns erforderliche *Plus*. An diesem muss in der Anwendung des Denkens auf dasselbe alles *zernichtet* werden, was daran *Materie* ist, sonst käme es damit nicht zum *Gedachten*; es muss aber auch etwas daran haften, was sich dadurch nicht zernichten läst, sonst käme es nicht zu einem *Etwas*, als im Denken *vorgestellten*. Ist dieses *Plus Materie*: so läst sich daran alles zernichten, was nicht zum *Aussereinander* desselben überhaupt, zum *Nach-* und *Neben*-einander insbesondere, und was nicht zum *Impulse* als solchem gehört. Das (zum Denken *als Denken* hinzugekommene) *Individuum* wird also, nachdem das Denken darauf angewendet ist, nichts an sich haben, als den durchs Denken *unvertilgbaren Impuls*, ein *Ausser*, *Nach-* und *Neben* einander, welches *empirisch*, d. i. durch *individuelle* Gefühle, *als individuell*, und durch individuelle Vorstellungen, *als individuell*, erst ausgefüllt, oder, in seiner Vereinzelung charakteristisch bestimmt seyn muss." Das *Ich* ist also, abgesehen von dem im Denken durchs Denken *unvertilgbaren animalischen Impuls*, „durch den es uns zum unveräusserlichen Selbst," zur *Ichheit* wird, „ein *Object*, wie jedes Andere, folglich ein *Ausser-*, *Nach-*, und *Nebeneinander*, welches, wie alle diese Ausser-, Nach-, und Nebeneinander an sich gar mager wäre, wenn es nicht *empirisch* (stoffhaltig) ausgefüllt, und erst *dadurch* charakteristisch bestimmt würde." Wird aber von *dieser Objectivität*, und von dem *animalischen Impulse zugleich* abstrahirt: so bleibt zwar noch das *Denken* übrig, das aber, *ohne* den Impuls und die damit verbundene Objectivität, eben so wenig als diese beiden *ohne* das Denken ein *Ich* ausmachen, und heissen können.

Die in der Anwendung des Denkens, und in der *Disjunction*, womit dieselbe angeht, zugleich mit der *Wirklichkeit* = B gewonnene *Möglichkeit* = — B, ist zwar als *blosse* Möglichkeit, als — B, kein *Object*, wie dasselbe oben beschrieben ist; es ist ein *Minus* eines *Objectes*, ein *Minus* eines *Aussereinander* — folglich auch ein *Minus* einer *Zeit*, eines *Raumes*, eines *animalischen Lebens*, und eines *Daseyns*, welches ein mögliches *Dortseyn*, und ein *Andersseyn*, als es ist, zuläst. Gleichwohl ist es als ein solches *Minus* kein = O, kein *Nichts*; es ist vielmehr etwas, ohne welches die *Wirklichkeit* = B selbst nicht statt finden könnte. Während also B ein *Seyn im Aussereinander Nach-* und *Nebeneinander*, ein *Daseyn* — *Dortseyn*, *unter* einem Denken, bedeutet: muss — B ein *Seyn schlechthin*, das *Seyn in einem Denken*, folglich ein raum-, und zeitloses, nothwendiges, ewiges, unwandelbares, keiner Ausnahme fähiges, *Seyn*, dessen Nichtdenken oder Andersdenken ein Widerspruch wäre, — also auch *kein dialektisches*, *problematisches*, *willkürlich annehmbares Seyn*, *nicht das* bedeuten, was man *gewöhnlich* unter *blosser Möglichkeit* oder *Denkbarkeit* zu verstehen meynt, oder wohl, *wie man zu sagen pflegt* — *denkt*, — ohne gleichwohl dabey das Denken *als Denken* zu gebrauchen.

Dieses alles erhellt noch mehr durch den §. 14., der erst den *Modalitätsunterschied* aus dem Denken *als Denken* wegräumt, und dann die *Analysis der Anwendung* des Denkens so weit verfolgt, bis sie auf das *Wesen des Menschen als Menschen* geführt hat.

„Das Denken als Denken leidet keinen *Modalitätsunterschied*, sondern ist vielmehr die unveränderliche absolute Bedingung der Möglichkeit irgend einer Modalität bloss *empirischer Aussagen*. An sich aber bleibt es immer gleich nothwendig, und ohne Wandel seiner ewigen Gesetze, mithin A. unendlichemal wiederholbar als A in allen möglichen Fällen seines Gebrauchs." — „Der Modalitätsunterschied selbst nämlich: ob etwas bloss noch *problematisch* (cum *formidine oppositi*) oder schon *assertorisch*, (*absque formidine oppositi*) oder gar ohne irgend eine von einem Menschen zu befürchtende Widerrede, (*tamquam id quod in Confesso est*,) *ausgesagt* werden dürfe, muss demnach auf dem *Empirischen* beruhen. Sehr richtig rechnet daher auch Hr. *Maass* S. 92. den Modalitätsunterschied bloss zu dem, *was nur in diesem oder jenem urtheilenden Subjecte statt findet*," und was mithin in keine *reine*, und obendarein für *Allgemein* ausgegebene, *Logik* gehört. Die in der *Kritik der reinen Vernunft* aufgestellte *Modalität* heisst dem Vf. *Palpabilität*; und er erörtert dieselbe auf folgende merkwürdige Weise. „Es ist nach jedermanns Ermessen eine Erfahrung, dass, wenn man einen Menschen in der Ferne sieht, und noch nicht recht sieht, man zu sagen pflegt: es sey *möglich*, dass dieses ein Mensch wäre; *Problematisches* Urtheil; setzt ab: eine *Kategorie der Möglichkeit*, bestehend in Annäherung, oder einem stufenweisen Lichte fürs *animalische Bewusstwerden*. — Es ist nach jedermanns Ermessen eine *zweyte* Erfahrung, dass, wenn der Mensch näher kömmt, und man ihn besser sieht, man zu sagen pflegt, das sey *wirklich* ein Mensch (*Assertorisches* Urtheil; setzt ab: eine *Kategorie des Daseyns*, bestehend in der Gegenwart oder einem entscheidenden *Lichte* fürs *animalische* Bewusstwerden." Es ist nach jedermanns Ermessen eine *dritte* Erfahrung, dass, wenn der Mensch nun einmal da ist, und die ganze Gesellschaft sieht ihn; einer aus der Gesellschaft aber wollte doch noch dawider reden, und sagen: es sey kein Mensch; man ihn zu dem Menschen hinführen, und dem Ungläubigen *zeigen* (durch

Aug,

Aug, Ohr, und Tact *monstriren*) würde: dies *müsse* ein Mensch seyn, oder wenn der Mensch bereits vorbeygegangen ist; und man ihn nicht mehr sähe; einer aus der Gesellschaft aber wollte doch noch dawider reden, und sagen: der Mensch sey noch immer da; man ihn *durch* das Nichtmehrsehen, Nichtmehrhören, Nichtmehrbetasten können des Menschen überzeugen würde: die Existenz desselben sey ihm *jetzt nur noch durch ihre Möglichkeit*, nicht aber mehr durch seine Sinne gegeben; mithin *müsse* er (Krit. d. r. V. S. 111.) die *Nichtexistenz* dieses Menschen vermöge des Gegebenseyns der Existenz desselben *durch eine blosse Möglichkeit* unumgänglich zugeben; *Apodiktisches* Urtheil in der Kritik der reinen Vernunft. Setzt ab: eine *Kategorie* der *Nothwendigkeit* bestehend *theils* in einer durch Aug, Ohr und Tact *bekräftigten Gegenwart*, und einem durch Ohr und Tact noch unterstützten entscheidenden *Lichte* fürs *animalische Bewusstwerden*, *theils* in einem *Nichtmehrsehen*, *Nichtmehr*hören, *Nichtmehr*betasten können, mithin in einem unbestreitbaren gewissen *Schatten* fürs *animalische Bewusstwerden*. Dass *diese* Darstellung der Kantischen *Modalitätskategorieen* die einzig mögliche sey, lässt sich überhaupt daraus beweisen, weil ja die *Kritik der reinen Vernunft* die bisher sogenannte *logische Realität*, die *Bejahung an sich betrachtet*, schon unter der Classe der *Qualitätskategorien* abgefertigt hatte, mithin ihr bey der Kategorie des *Daseyns* schlechterdings nichts mehr übrig seyn konnte, als das *örtliche* Daseyn d. i. Annäherung oder Gegenwart, Entfernung, oder örtliches Verschwinden." *Die Möglichkeit* hingegen, wie sich dieselbe in der *Analysis des Denkens als Denkens in Anwendung* einfindet, ist schon *als Möglichkeit nichts Problematisches* mehr, sondern schlechthin *apodiktisch*, ist das Gedachte *als* Gedacht = — B. Die zugleich mit derselben auf demselben Wege sich ergebende *Wirklichkeit* ist schon *als Wirklichkeit*, nichts bloss *Assertorisches* mehr, sondern schlechthin *Apodiktisch*, ist das *Gedachte Etwas* = B. Endlich die auf demselben Wege sich einfindende *Nothwendigkeit* ist weder ein Assertorisches, das *durchs* Problematische *gegeben* ist, noch entspringt sie aus der *Verbindung* des Assertorischen mit dem Problematischen — sondern sie beruht; 1) „auf dem Gedachten selbst *als Gedachten*; 2) auf dem Gedachten *als einem Gedachten Etwas*, mit einem Worte! *auf* dem Denken *als Denken* = A, und *auf* dem Objecte *als Objecte* = B — B. *Nothwendigkeit* ist bloss der in allgemeinen Umlauf gesetzte Ausdruck für das im Denken *am* Denken, und im Denken *am Vorgestellten in einem Denken unvertilgbar Befundene*, und diese *Nothwendigkeit*, und sonst keine, kein blosses *in Confesso est*, ist *apodiktisch*."

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Pirna, b. Arnold und Pinther: *Blumen und Früchte für Zeichner, Blumenfreunde und Stickerinnen*, nach der Natur entworfen, und ausgemalt, von *Lück*. Erster Theil mit 16 Kupfertafeln, (die Hälfte enthält bloss Umrisse die andere Hälfte ist illuminirt). 1799. 26 S. Text. gr. 4. (3 Rthlr.)

Die ausgemalten Abbildungen sind alle mit meisterhafter Keckheit behandelt, und in mehreren Rücksichten lobenswerth. Wenn auch allenfalls die Farben bey einigen etwas zarter nüanzirt seyn könnten: so ist zu bedenken, dass man hier keine ganz vollendeten Bilder zu fodern hat; es sollen bloss leicht entworfene Vorschriften für Anfänger im Zeichnen, oder Muster zum Sticken seyn; und dazu sind sie ganz zweckmässig. Bey den Aurikeln Tab. II. Nr. III. hat der Künstler, um den Staub, welcher auf dergleichen Blumen sitzt, darzustellen, wie es scheint zu einem mechanischen Kunststück seine Zuflucht genommen, und solche kurzweg überpudert. Die Wirkung aber ist nicht die beste, denn das Bild wurde dadurch flach und undeutlich. Der Text besteht aus Beschreibungen aller auf den Kupfertafeln dargestellten Blumen und Früchte, nebst der Anleitung, auf welche Weise, und mit welchen Farben jede derselben angelegt, und ausgemalt werden soll. Hierbey möchten wir zwar anstatt des Saftbrauns lieber die Anwendung des Bisters empfohlen wissen, Zinober, Mineralblau u. d. gl. müssen so sparsam als möglich gebraucht werden. Die vorgedachten Beschreibungen sind mit den abentheuerlichsten, und abgeschmacktesten Auswüchsen einer aberwitzigen Geschwätzigkeit übel staffirt. Z. B. *Die Kamille. Freylich an den Kamillenthee muss man beym Anblick dieser Blume nicht denken, sonst könnte unsere Phantasie uns leicht den Streich spielen, dass wir ihr gelbes Köpfchen für das wohlverwahrte Köpfchen einer Arzneyflasche, und die weissen Blätter darum für lauter Apothekerzettel ansähen. Nein, wir wollen ihr rundes Köpfchen als eine Halbkugel betrachten, welche der spielenden Natur zur Scheibe gedient habe, ein Rad von weissen kegelförmigen (?) Pfeilen hineinzuschleudern; die Narben auf der noch freystehenden Halbkugel scheinen uns einzuladen, dies Spielchen der Natur nachzumachen. Man lache nicht über die Pfeile, worunter wir die unschuldigen weissen Blätterchen verstehen; du lieber Himmel! wie manche Pfeile werden nicht aus blauen Augen abgedrückt, die nicht einmal der Kamille, sondern den Gänseblümchen gestohlen zu seyn scheinen.* Ist's möglich, dass man so was schreiben kann, ohne zu fühlen, wie noth es thäte, sein Gehirn durch Nieswurz zu reinigen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. May 1800.

PHILOSOPHIE.

STUTTGARDT, b. Löflund: *Grundriss der Ersten Logik etc.*, von *C. G. Bardili* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Von dem weitern Erfolg der *Analysis des angewendeten Denkens als Denkens*, oder dem übrigen Inhalt des Buchs, ist schlechterdings kein Auszug möglich, der nicht entweder *unverständlich*, oder durch Umschreibung weitläuftiger, als das Buch selbst ausfallen müsste. Wie also Hr. B. dabey im eigentlichsten Verstande *rechnend philosophirt*, und in so ferne die Philosophie *in der That* zur *Wissenschaft* κατ' ἐξοχην, zur *Mathesis*, in der höchsten Bedeutung des Worts, erhebt; — wie er dabey nicht nur das *Addiren* und *Subtrahiren*, sondern auch das *Multipliciren* und *Dividiren*, und das *Eleviren in höhere Potenzen* gebraucht; — wie er *im Objecte* den *Organismus*, in der Eigenschaft der sich *unter* einem A als A in A durch A, oder *unter einem Denken*, *ausser uns* sich selbst *multiplicirenden Form des Stoffes* — und *mit* dem Organismus zugleich die *Manifestation der Gottheit an* demselben *demonstrirt*, — wie Er der Gottheit denselben Rang auch *in* der *Philosophie* und *für die* Philosophie anweiset, der ihr *in der Natur zukommt*, nämlich des *Prius* κατ' ἐξοχην, des *Ersten Eins*, im *Wissen* wie im *Seyn*. — Wie Er *unter Ihr*, *das zweyte Eins*, die *Wirklichkeit* = B als den *Grund*, *fundamenti loco ponendum*, *id quod omnibus substat* — und das *dritte Eins*, die durch *Möglichkeit bestimmte Wirklichkeit* = b, als die *Ursache*, aufstellt, und beides von *dem*, was der *Stoff als Stoff* darreicht, unterscheidet als von *blossen Bedingungen* (*Conditionen*) *fürs animalische* Bewusstwerden, um auf die *Ursache*, dann auf den *Grund*, und endlich aufs *Prius* κατ' ἐξοχην in einem Denken zurück zu kommen; — Wie Er auf jenes = b, oder die Ursache, das *reine Dieses*, das *Genus*, den *Begriff als Gedanke*, den *Verstand* oder das *Denken in einem Genus* (das *eigenthümliche Prius* der *Logik* als *Verstandeslehre*) — die *Organisation, das individualisirte Leben* nach der *Möglichkeit* seines Individualisirtwerdens, zurück führt; — wie Er in $\frac{-B+b}{B^1}$ die allgemeine *Formel der Wesen*, worauf alles *Demonstriren*, und alles im Menschen und in der Natur *demonstrativ erkennbare* zurückgebracht werden kann, als den Inbegriff aller *Consequentiarum immediatarum* des Denkens als Denkens in der Anwendung festsetzt, und entwickelt; — wie Er endlich dieselbe *Stufenleiter der Wesen*, die einst *Leibnitzen's* Seherblicken sich offenbarte, auf dem schulgerechten Pfade der wissenschaftlichen Analysis entdeckt; jeder *Classe* dieser Wesen ihre alte *Leibnitzische Benennung* wiedergiebt, aber den Sinn von jeder in einer ihr eigenthümlichen *analytischen Formel* demonstrirt; — wie Er durch $-B+b$ in der *ersten Potenz* das *Wesen der Pflanze*, die *schlummernde Monas* repräsentiren läfst; durch die *zweyte Potenz* $= B^2 + b^2$ das *Wesen* des *Thieres*, die *träumende Monas*; durch die *dritte Potenz* $= B^3 + b^3$, das *Wesen des Menschen als Menschen*, welches *entweder* bey einem nur an die *zweyte Potenz* (an ein animalisches Bewusstseyn) sich anschliessenden, und nicht bis zum *Prius* κατ' ἐξοχην gelangten, folglich auch nicht zum Denken *als Denken* gediehenen Vernunftgebrauch — als *Thiermensch ins Bewusstseyn tritt*; *oder*, da wo es bey ihm *theoretisch* sowohl als *praktisch* zur Anerkennung des *Prius* κατ' ἐξοχην kommt, als *wachende Monas*, als *eigentlicher*, *wahrer Mensch* — dieses alles und noch mehr ähnliches, das einerseits mit einem seltenen Reichthum begleitender Bemerkungen, andererseits mit beyspielloser Kürze abgehandelt ist, läfst sich durchaus unter keinen verkürzten Maassstab des Ausdrucks bringen, und kann nur durch eigenes angestrengtes und wiederholtes Studium des Buchs selbst verständlich werden.

Die *Streitpuncte* in der *bisherigen* speculativen Philosophie zwischen den *Skeptikern* und *Dogmatikern*, *Empirikern* und *Rationalisten*, *Kritikern* und *Antikritikern*, *Idealisten* und *Realisten* u. s. w. werden nur gelegenheitlich und in Digressionen berührt. Sie liegen auch völlig *ausser dem Wege*, den Hr. B. eingeschlagen hat, und fallen durch die blosse Aufstellung seines Systems, ohne weitere Discussionen, von selbst weg. Um diese unsere Behauptung durch ein Beyspiel zu erläutern und zu erhärten, wählen wir den Streit zwischen den *Kritikern* und den *Eudämonisten* über das *reine Wesen der Sittlichkeit*. Im wirklichen Leben „kann nämlich — B, d. i. (die *apodiktische Möglichkeit*) nicht ohne voranstehendes B. (d. i. die *apodiktische Wirklichkeit*) statt finden. Nun aber läfst sich der (animalische) *Impuls* im Menschen als ein *im* Denken *durchs* Denken *unvertilgbares* Etwas in seinem ganzen Detail gar füglich unter unser B; der *Kantische Imperativ* aber mit seinem Detail unter — B als das *am Etwas bloss Gedachte* setzen; beides demnach durch folgende Skalen fasslich machen:

B.	— B.
Impuls des animalischen Lebens.	*Imperativ.*
Triebe.	*Sollen.*
Begehren.	*Wollen.*
Verstand (als A in B gesetzt).	*Vernunft* (als A in — B).
Bewegungsgründe.	*Wollen um des Sollens willen.*
Klugheit (als reife Ueberlegung, *prudentia*).	*Pflicht.*
Gute Aufführung (καθῆκον).	*Tugend* (κατόρθωμα).
Gelegenheit von Aussen (τύχη).	*Moralisches Verdienst.*
Gesundheit der Gemüthskräfte.	*Wohlbefinden als gutes Gewissen.*

„*Logisch* ist diese Entgegensetzung unter der hier beygebrachten Veränderung, ohne Tadel; denn nichts von dem, was in der einen Reihe vorkommt, ist im blofsen Denken dessen, was in der andern vorkommt, schon mit eingeschlossen. A als A, obgleich unwandelbar *als dieses*, ist dennoch als A *in* B gesetzt, in und mit diesem B allein, nicht auch zugleich als in — B gesetzt zu betrachten; sonst betrachtete man B und — B als unterschieden, und doch auch als Nichtunterschieden, d. i. man verfiele in einen Widerspruch. Aber *praktisch* kann sie *als Entgegensetzung nicht* bestehen; weil kein — B abwärts in der Reihe und ins physische Leben hinein, *ohne vorangehendes* B statt findet, folglich was unter B steht, in allen Fällen vorangehen mufs, ehe es zu dem unter dem — B stehenden kommen kann; welches schon dem gesunden Menschenverstand *gerade im Praktischen* am merkbarsten auffällt, ungeachtet bey jeder Vorstellung und jedem Begriffe durchgängig derselbe Fall eintreten mufs."

Hr. B. läfst sowohl *sich selber*, als *Leibnitzen*, nichts als blofse Gerechtigkeit widerfahren, indem er über die so sehr in die Augen springende Aehnlichkeit zwischen *seiner* Lehre von der *Stufenleiter der Wesen* und der *Leibnitzischen*, in der Vorrede erinnert: „Wenn mich im Verfolge meines *Prius* die Consequenz zum Theil auf Leibnitzische Vorstellungen führte, war es *diese* Consequenz, nicht Leibnitz selbst. Diesem grofsen Manne mufs es mehr Ehre machen, ihn auch da zu finden, wo man ihn nicht suchte, als ihm blofs darum zu huldigen, weil man in seinen Untersuchungen schon von ihm ausging."

Destomehr mufs die Behandlung befremden, die sich Hr. B. gegen den verdienstvollen Greis von Königsberg erlaubt, den die Nachwelt, mit derselben Einstimmigkeit, als unsere Mitwelt *Leibnitzen*, unter die *grofsen Männer* zählen wird, mehr noch den Kopf schüttelnd über die *Mifshandlungen*, die ihm durch unsere *Antikritiker* und *Metakritiker* widerfuhren, als lächelnd über die *Abgötterey*, die von unsern *Kritikern* mit ihm getrieben wurde. Ob in einer Abhandlung, die, um auch nur verstanden werden „zu können, selbst bey den geübtesten Selbstdenkern „unter ihren Lesern, und besonders bey denen, die „sich dadurch in bisherigen Lieblingsmeynungen „*widerlegt finden* sollen, die unbefangenste, ruhigste „und heiterste Gemüthsstimmung voraussetzt, jemals „und überhaupt, der *Ton bitter werden* dürfe, mag „hier dahin gestellt bleiben." Hr. B. versichert in der *Vorrede:* dafs sein Ton „*nicht* gegen das Ver-„dienst, sondern *nur* gegen schülerhafte Jungen" bitter werde, „welche durch unzeitiges Lob bethört, und in ihrem Eigendünkel bestärkt durch schwache Köpfe, mit einer *dem Königsberger* abgeborgten, aber wie sie wähnen, weit *mehr als Kantischen* Weisheit *Tongebend* für Deutschlands Philosophie werden wollen, indefs dafs ihnen noch die Zuchtruthe gebührt hätte." Mit *dieser* Classe von Lesern konnte sich doch wohl Hr. *B.* nicht im Ernste in Verhandlungen über eine Reformation der Logik, und der speculativen Philosophie überhaupt einlassen wollen? Und war mitten in diesen Verhandlungen mit reifen Männern und fachverständigen Meistern Zeit und Ort, die Unarten der Schafsjungen und Stümper zu strafen und zu schrecken? Man mufs es daher auch sehr natürlich finden, dafs Hr. *B. das armselige Gezücht Kantischer Philosöphlein*, wie Er mit Hn. *Nicolai* doch wohl nur den *Trofs* der Kantischen Schule nennt, über dem *Philosophen Kant* aus dem Auge verliert. Aber wie konnte Er mit und von *diesem* Manne *in denselben* Tone; wie konnte er, da von der *Kritik der reinen Vernunft* die Rede war, von *Taschenspielerey*, und von einer *Kritik unter aller Kritik* sprechen? Allerdings steht Hr. B. als speculativer Philosoph auf einem *höhern* Standpuncte als *Kant*, und irgend einer der Vorgänger und Nachfolger desselben; und schwerlich dürften ihm die *bisherigen Gegner Kant's*, von denen es unsers Wissens keiner, auch nur *bis* zu dem *Kantischen* gebracht hat, — am wenigsten aber diejenigen, an welche Er sich *durch jenen Ton* anschliefst, auf diesen Standpunct folgen und auf denselben festen Fufs fassen. Dafs Er nun *von da aus* die „Philosopheme Kant's unbefriedigend und widersprechend findet, dafs er den ganzen Kriticismus zum Behuf der Wissenschaft, für die er ihm von nun an zum Hindernisse geworden ist, auf die Seite schafft, wer kann, wer darf ihm das verdenken? Aber wenn er so oft und so viel gegen *Kant* in Unwillen ausbricht, dafs dieser auf seinem Standpuncte nicht sah, was sich nur auf dem Bardilischen sehen läfst; wenn Er nicht bedacht oder vergessen zu haben scheint, dafs der *glückliche* Erfolg *seiner neuen* Bearbeitung der speculativen Philosophie, bey aller seiner unstreitig seltenen und zweckmäfsigen Vorbereitung durch anderweitige Studien, gleichwohl auch *nicht weniger* durch die *Vorzüge* als durch die *Mängel* des *Zustandes*, in welchen Er die *speculative Philosophie antraf*, *bedingt* sey: so hält sich Rec. durch seine Achtung für Hn. B. und dessen höchstwichtiges Werk, verpflichtet, denselben dringend an sein S. 296. aus eigenen Antriebe geäufsertes Vorhaben zu erinnern: bey der gewifs sehr bald eintretenden *neuen Ausgabe* ja *wegzustreichen*, „was ihm hie und da sein Ich im „Unwillen eingegeben haben könnte, und was sein „Nachdenken unbillig finden würde."

JENA

JENA u. LEIPZIG, b. Frommann: *Encyklopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie*, von G. S. A. Mellin etc. *II. Band. II. Abtheil. Mit einem Kupfer.* 1799. 1 Alphab. 8 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch diese Abtheilung steht den vorigen in Rücksicht auf Genauigkeit, deutlicher Darstellung und Entwickelung der aufgestellten Begriffe, und derjenigen, die zu ihrer Sphäre gehören, nicht nach. Manche Materien hätten wohl eine zweckmäfsigere und schicklichere Stelle gefunden. So z. B. gehört die Abtheilung der *Erkenntnifsvermögen* unter dieses Wort, und viele dürften schwerlich auf den Gedanken kommen, sie unter der Rubrik: *Familie*, zu suchen. Da der Vf. sonst alles, was zu einer Materie gehört, ganz zweckmäfsig unter dem Hauptworte zusammennimmt: so hätte auch der Inhalt des Artikels *Fehltritte der Urtheilskraft*, unter die Rubrik: *Urtheilskraft*, *fliessende Gröfsen* unter *Gröfsen*, *Frohn- und Lohnglaube* unter *Glaube*, *Function* unter *Verstand* u. f. w. gebracht werden können. Vermifst haben wir die Begriffe von *Föderalismus*, *Freygebigkeit*, *Gattung*, *Gedanke*, *Geiz*, *Gelehrigkeit*, *Gelüften*, *Gerechtigkeit*, *Gericht* und *Gewifsheit*. Wenigstens mufste, wenn sie anderswo abgehandelt waren oder noch werden follten, dahin verwiesen werden. Aus eben dem Grunde, warum der Vf. *Form* nicht besonders, sondern unter *Materie* abgehandelt hat, hätte auch *Folge* unter *Grund* abgehandelt werden müssen, und bey *Gelehrsamkeit* hätte nicht auf *Gottesgelehrter* verwiesen, sondern diese demselben eigene Art von Gelehrsamkeit unter den Gattungsbegriff *Gelehrsamkeit* gebracht werden sollen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HILDESHEIM, b. Gerstenberg: *Der Hausfreund.* Eine Wochenschrift für Alle, die gern etwas nützliches und angenehmes lesen wollen. 1799. 1—26. Stück. 26 Bog. 4. (18 gr.)

Die Tendenz dieses neuen Wochenblatts ist gut, und die Ausführung, im Ganzen genommen, auch nicht übel gerathen. Die Vff. suchen Aufklärung und gemeinnützige Kenntnisse unter ihren Mitbürgern und Mitbürgerinnen zu verbreiten, sagen wirklich manches Beherzigungswerthe, und der Ton, dessen sie sich bedienen, ist der Fassungskraft des gröfsern Lesepublicums angemessen. Wenn man bedenkt, dafs manches nicht zu oft gesagt werden kann, ehe es den erwünschten Eingang findet, dafs vieles dem Gelehrten längst bekannt war, was dem gröfsen Haufen noch unbekannt und doch zu wissen nöthig ist: so wird man dem Herausgeber mit Billigkeit keinen Vorwurf darüber machen können, dafs er manches allgemein-bekannte, und nur in einer neuen Form aufnahm, um es nochmals zur Sprache zu bringen. Manche Vorschläge, Notizen u. f. w. sind dagegen auch neu und aller Prüfung werth. Der Stil ist, bis auf einige Kleinigkeiten, richtig. Uebrigens ist diese, feit dem Jul. 1798 bestandene, Monatsfchrift zunächst für Niedersachsen bestimmt. Seit dem Anfange des J. 1799 ist mit derselben ein *öffentlicher Anzeiger für Niedersachsen* verbunden worden. Die Hauptgegenstände, welche im Hausfreunde zur Sprache gebracht werden sollen, sind folgende: A) Monatliche Uebersicht der wichtigsten politischen Ereignisse. B) Gegenstände und Nachrichten, die für die Bewohner von Niedersachsen vorzüglich wichtig sind, als: 1) nützliche Anstalten und Vorschläge, z. B. Waisen-, Wittwen- und Armenanstalten, Krankenhäuser, Kirchen- und Schulverbesserungen u. s. w.; 2) moralische Gegenstände. Hier sollten die eingeflochtenen Vorfälle so erzählt werden, dafs nur gesunder Menschenverstand dazu gehört, um einen guten Rath oder eine gute Lehre daraus zu lernen. Um so eher hätten triviale Sprüchelchen, wie das S. 17. vorkommende: „Gewohnheit hat sehr grofse Kraft, viel Böses und viel Gutes schafft!" wegbleiben können; 3) Erziehung; 4) Vorurtheile, Aberglauben und Irrthümer aller Art, und Mittel zur Ausrottung derselben; 5) Gesundheitskunde für Menschen und Hausthiere, auch Hausmittel dagegen, *wenn sie von Aerzten geprüft sind;* 6) Land- und Hauswirthschaft im ganzen Umfange; 7) Manufacturen, Fabriken und Handlung; 8) statistische Nachrichten; 9) Justiz- und Polizeysachen. C) Familien- und andere Nachrichten. Die meisten der hier rubricirten Gegenstände sind in den vor uns liegenden beiden ersten Quartalen schon zur Sprache gekommen. S. 13 u. fg. wird ein fürchterlicher, und, wie es scheint, lange zuvor überdachter und beschlossener Selbstmord erzählt. Der Auffatz: von den Vortheilen des englischen Senfs, als Oelpflanze S. 50 fg. verdient Aufmerksamkeit. Eben so wünschen wir, dafs der Auffatz: über die empörende Betteley im Hildesheimischen S. 65 fg. gehörigen Orts beherzigt werden möge. Der Name der Erfinderin des *Zichorien-Kaffees* — einer Majorin *von Heine*, geb. Gräfin von Rantzau, die zu Holzmünden im Braunschweigischen wohnte — war gewifs den meisten Lesern noch unbekannt. Es sind nun beynahe 40 Jahre, seitdem der Zichorien-Kaffee in Deutschland in Gang gekommen ist. Die erwähnte Fr. v. H. bediente sich in einer langwierigen Krankheit zuletzt des verstorbenen Leibmedicus *Werlhof* in Hannover. Dieser verordnete ihr, unter andern Mitteln, auch einen Trank von Zichorienwurzeln, der ihr aber, nach anhaltendem Gebrauche, endlich zuwider wurde. Sie fiel daher auf den Gedanken, ob man nicht die Wurzeln in Würfeln zerschneiden, trocknen, brennen, und zu einem Kaffee zurichten könne? Ihre Versuche gelangen glücklich, und der Zichorien-Kaffee schmeckte ihr erträglicher als der Trank. Werlhof erklärte die Wirkung von beiden Getränken für einerley. Nachher fanden auch andere diesen neuerfundenen Kaffee wohlschmeckend. Der Vf. dieses Auffatzes rühmt nun den Nutzen dieses Tranks uneingeschränkt, ohne auf die Bedenklichkeiten einiger Aerzte, dafs er den Augen schädlich werden könne, für die

Brust

Brust nicht zuträglich sey, Schwindel befördere, u. s. w. Rücksicht zu nehmen. Ohnehin kennt man jetzt auch weit bessere bittere Extracte, als die von Zichorien; und zwar solche die eben so leicht zu erhalten sind; und in einer Volksschrift müssen auch bloss scheinbare Bedenklichkeiten gehoben werden. Wenn aber der Vf., bey der Angabe eines Zichorien-Sallats, von *Verstopffungen des Magens* und *Erhitzung der Leber* redet: so dürften gewiss wenige Leser wissen, was er mit diesen Ausdrücken sagen wollte. Der Aufsatz: *über die Mode*, enthält viel gute Winke. Eben so verdienen auch manche in dieser Wochenschrift mitgetheilte ökonomische Vorschriften Beherzigung. S. 206. kommt ein Vorschlag vor, sich des Mooses, statt der theuren Pferdehaare, zum Ausstopfen der Stühle, Kanapee's u. s. w. zu bedienen, ein Vorschlag, den manche Familien schon in Ausübung gebracht haben. Der Vf. giebt zugleich die nöthige Behandlung des Mooses an. Unter dem etwas auffallenden Titel: *Vorschlag für die Stadt Hildesheim, um Tonnen Goldes zu gewinnen*, werden mancherley Ideen mitgetheilt, deren Ausführbarkeit diejenigen, welche das Locale von Hildesheim kennen, werden zu würdigen wissen. Die S. 241 fg. angegebenen *Sicherungsmittel gegen Diebe* zeugen von guter Sachkenntniss. Bisweilen werden auch Aufsätze aus andern Blättern, z. B. der Nationalzeitung, entlehnt. Bey dergleichen allgemeingelesenen Blättern sollte diess jedoch nur selten, oder gar nicht, geschehen. — Wenn der Herausgeber fortfährt, solche zweckmässige Aufsätze mitzutheilen, als die beiden von uns angezeigten Quartale zum Theil enthalten; wenn er noch etwas mehr Strenge in Rücksicht der aufzunehmenden Aufsätze beweisen, und wenn der gute Geist der Wahrheit und Fasslichkeit auch in den folgenden Stücken herrschen wird: so darf er versichert seyn, nicht ohne Nutzen gearbeitet zu haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Hildburghausen*, b. Hanisch: *Etwas über den Holzmangel, nebst einigen Vorschlägen, wie demselben am füglichsten abzuhelfen sey.* Aus den Papieren eines alten erfahrnen Forstmannes zusammengetragen und herausgegeben von einem Freunde und ehemaligen Beflissenen der Forst- und Jagdwissenschaften. 1799. 71 S. 8. (6 gr.) — Wenn der Verbrauch eines wirthschaftlichen Bedürfnisses, ohne verhältnissmässig fortschreitende Vermehrung des Vorraths davon, vergrössert wird: so muss nothwendig ein drückender Mangel hieran entstehen, dem nicht anders, als entweder durch die Verminderung des ersten, oder durch die Vermehrung des letzten, alsdann aber durch jene nur allein abgeholfen werden kann, wenn diese in gleicher Menge und Geschwindigkeit, als es der Verbrauch erfodert, durchaus nicht möglich ist. Hierin liegt die wahre Ursache der jetzigen so allgemeinen und gegründeten Klagen über Holzmangel und zugleich der Schwierigkeit der Hülfsmittel dagegen.

In keiner von jenen beiden Rücksichten giebt die angezeigte Schrift eine befriedigende Belehrung. Von dem in neuern Zeiten vermehrten und vervielfältigten Verbrauche des Holzes werden nur einige wenige Arten (häuslicher Luxus, Bau hölzerner Brücken) angeführt, Mittel zu dessen Verminderung aber überall nicht angegeben. Auch die ertheilte Anweisung zum Betriebe des Forstwesens sind nicht so beschaffen, dass davon eine so hinlängliche und baldige Hülfe, als der gegenwärtige Holzmangel erfodert, erwartet werden könnte. Unter den im ersten Abschnitte bezeichneten Hauptfehlern bey der Besorgung und Behandlung der Wälder befindet sich keiner, der nicht bereits fast in allen landesherrlichen Forstordnungen und in guten Forstlehrbüchern dafür erkannt wäre. Der zweyte, die künftige Behandlung der Waldungen betreffende, Abschnitt enthält nicht allein solche gleichfalls längst bekannte Vorschriften, die jeder kluge und fleissige Forstmann bisher beobachtet hat, sondern auch solche, die, nach den neuern bessern Belehrungen als unrichtig und zweckwidrig sind verworfen worden. Dahin gehört z. B. (S. 50.) dass alles Laubholz erst nach dem Eintritte des Saftes in dasselbe gehauen werden soll; dass (S. 66.) die Haselstaude und anderes Strauchholz für ganz unbrauchbar erklärt, und dessen Wegschaffung angerathen wird. Ueberhaupt blickt aus dem ganzen Vortrage, der bloss aus kurzen Reflexionen über einzelne Sätze aus *Stubenrauch's* Anfangsgründen der Forstwissenschaft besteht, in vielen Stellen mehr der birschgerechte Jäger, als der wohlunterrichtete und erfahrne Forstmann, deutlich hervor. Beweise hievon sind die ganz unforstmässigen Behauptungen: dass die Jagdgerechtigkeit, besonders die hohe Wildbahn, *ein weit edleres und höheres Recht sey*, als die Holzgerechtigkeit (S. 24.), dass derjenige, dem die Jagd zusteht, ein ganz ausgemachtes Recht habe, dem Eigenthümer des Waldes *jede Nutzung desselben zu verbieten*, die der Wildbahn zum Nachtheile gereiche (S. 25.), dass den Armen zwar das Einsammeln trocknen und abständigen Holzes zur benöthigten Feuerung ein paar Tage in jeder Woche zu gestatten, aber vier Wochen *während der Satzzeit*, und eben so lange *während der Brunstzeit des Wildpretts gänzlich zu verwehren sey* (S. 61. 62.), dass man *zur Fütterung* desselben freye Grasplätze in den Wäldern beybehalten (S. 6[illegible]) und dass man zur Erleichterung der Jagd und zur Aufstellung des Jagdzeuges *Stellwege in den Forsten durchgehen, abgraben und aushauen müsse* (S. 64.).

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 7. May 1800.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Frölich: *Lucinde.* Ein Roman von *Friedrich Schlegel.* Erſter Theil. 1799. 300 S. 8.

Nicht ohne Mühe laſſen ſich bey dieſem Product die verſchiedenen Empſindungen, die es erregt, ſo abſondern, wie es nöthig iſt, um noch ein kritiſches Wort darüber zu verlieren — zu *verlieren*; denn die öffentliche Meynung muſs es bereits gerichtet haben: dafür bürgt der bekannte Name des Vf's. Wenn es alſo nicht mehr darum zu thun ſeyn kann, dem Publicum eine von den unleidlichſten Sünden, die je Schriftſteller an demſelben begingen, zu denunciren: ſo giebt es nicht leicht einen andern Zweck, um deſſentwillen man die Langeweile und den Ekel, das Erſtaunen und die Verachtung, die Schaam und die Traurigkeit, womit jeder Leſer von geſunden Sinnen dieſe *Lucinde* von ſich wirft, peinlich feſthalten müſste, um, was man empfand, gegen ſich oder andere zu motiviren. Für das Studium der menſchlichen Natur könnte es allenfalls eine intereſſante Frage ſeyn, ob tief eingewurzelter Selbſtbetrug und ein kranker Gemüthszuſtand das menſchlich organiſirte Weſen, welches ein ſolches Buch ſchreiben, und drucken laſſen kann, mitleidenswürdig machen, oder ob ein ſolcher Grad von Verkehrtheit noch unter der Herrſchaft einer freyen Willkür ſteht, alſo lediglich einem Uebermaaſs von Eigendünkel zuzuſchreiben iſt, welches denn doch wieder an ſeinen Wirkungen für einen höchſt unnatürlichen und bejammernswürdigen Zuſtand erkannt werden müſste. Aber dieſe pſychologiſche Erörterung wäre keine Recenſion des Buchs. Bey letzterer können glücklicher Weiſe alle Regungen des Eifers für verletzte Sittlichkeit ſehr wohl unterdrückt werden; denn die Libertinage, deren ſich der Vf. befleiſsigt, iſt durch ſeinen metaphyſiſch-poetiſchen Unſinn unſchädlich gemacht, und bey dem *tölpelhaften Enthuſiaſmus* (S. 30.) der ihm *urſprünglich und weſentlich in der Natur des Mannes* zu liegen ſcheint, der, wie er hinzuſetzt, *leicht bis zur Grobheit göttlich iſt*, heben ſich, zum Glück für die Jugend, die an plumpen oder feurigen Schilderungen der Wolluſt ein ſchädliches Wohlgefallen finden könnte, die *wirkliche Tölpeley* und der *ſoi-diſant Enthuſiasmus* ſo ziemlich gegen einander auf. Dieſs gilt ſelbſt von den ſchändlichſten, aretiniſch ſeynſollenden Stellen, z. B. von der ſaubern *dithyrambiſchen Fantaſie über die ſchönſte Situation, welche die witzigſte und ſchönſte unter den Geſtalten und Situationen der Freude* ſeyn ſoll; und wenn es einmal mit der Welt ſo weit käme, daſs die *Lucinde in uſum Delphini* edirt würde: ſo dürfte man unbedenklich alle dieſe Stellen darin ſtehen laſſen, indem ſelbſt das muthwilligſte und frühreifſte Fürſtenkind dabey vielmehr gähnen oder lachen, als gefährlichen Myſterien auf die Spur kommen würde.

Die *Worte:* Humor, Muthwillen, Ausgelaſſenheit, dringen ſich faſt in jeder Zeile dieſes Buchs auf; aber das alles iſt hier ſchlechterdings bloſs kaltes Wort und leerer Klingklang: Muthwillen, Humor, Ausgelaſſenheit, alles was lebendige, frohe, unbändige Jugend bezeichnet, was auch bey Kunſtwerken, die den Charakter lebendiger, froher, unbändiger Jugend haben, die Gerichtsbarkeit der Moral ſehr in's Gedränge bringt, findet hier vor eitler, ſteifer Bizarrerie und Affectation kaum irgendwo ein kleines Plätzchen. So ſchlimm daher die ganze Doctrin dieſer *Lucinde* iſt: ſo wenig iſt überhaupt zu befürchten, daſs ſie vielen Eingang finden werde. Vielmehr möchte manche von den kleinen Unarten, die jungen Leuten anzuhängen pflegen, hier einem jeden, der ſonſt Kopf und Herz auf dem rechten Fleck ſitzen hat, in ihrer äuſſerſten Uebertreibung und Carricatur ſo lächerlich und abgeſchmackt vorkommen, daſs am Ende der Vf. der *Lucinde* wenigſtens den moraliſchen Nutzen geſtiftet hätte, der durch jene Sklaven bezweckt wurde, an denen man das Laſter der Trunkenheit zur Schau ſtellte. So kann z. B. warmes Blut, lebhafte Fantaſie, leidenſchaftliches Streben, einem Jüngling gar oft mit der *öffentlichen Meynung* in ſchlimme Händel verwickeln; er braucht aber nur ein wenig guten Geſchmack zu haben, um ſich faſt mit ihr zu verſöhnen, wenn er in der *Allegorie von der Frechheit* (S. 40.) lieſt, daſs die öffentliche Meynung *ein häſsliches Unthier iſt, das Krebsſcheeren öffnet, wie ein Froſch hüpft*, u. dgl. m., und *endlich mit einem kräftigen Stoſs* von dem Helden des Vf. *auf den Rücken geworfen, ihm nichts mehr ſcheint, als ein gemeiner Froſch.*

Dem Vf. gebührt in jedem Fall das Zeugniſs, daſs an den meiſten ſeiner Perioden alles zu oberſt oder unterſt gekehrt werden kann, ohne daſs an dem Sinn oder Nicht-Sinn deſſelben das mindeſte verändert würde. So könnte er, um bey den bereits angeführten Beyſpielen ſtehen zu bleiben, zweifelsohne eben ſo gut *bis zur Göttlichkeit grob*, als *bis zur Grobheit göttlich* ſeyn; ſeine *Tölpeley* könnte eben ſo gut *enthuſiaſtiſch*, als ſein *Enthuſiaſmus tölpelhaft* ſeyn, u. ſ. w. Aber mit ſeiner Erklärung, S. 37. *daſs er ſich ſtets ein Ideal vor Augen halten wolle, um in dieſem kleinen Kunſtwerke ſchöner und zierlicher Lebens-* weis-

weisheit nie von der zarten Linie des Schicklichen zu verirren, verhält es sich leider! wie mit dem Ausruf, S. 269. *Nun ist alles klar!* nach dem fündlichst unverständlichen Wortkram *über das Bestimmende oder das Bestimmte, welches in der Männlichkeit das Namenlose ist, während in der Weiblichkeit das Namenlose das Unbestimmte ist*, — einem Wortkram, dem man es kaum an *der unverschämten Heldenkunst, lebendig zu machen*, S. 263. ansieht, dass er wohl auch lose und leichtfertig, oder nach dem liebsten Wunsch und Lieblingswort des Vf., *frech* seyn möchte.

Eine einzige Bemerkung erlaube der Vf. hier noch dem Recensenten. Hr. *Friedr. S.* macht bekanntlich Profession davon, *Wilh. Meisters Lehrjahre* zu bewundern; — sollte es nun nicht ein *argumentum ad hominem* für ihn seyn, dass nothwendig *entweder* jener Roman, mit seiner hohen, edeln Simplicität, mit seiner steten Oekonomie im unendlichen Reichthum, mit seiner planen Behandlung auch des erhabensten oder seltsamsten Stoffs, *oder* Lucinde, mit ihrer unaufhörlichen Geschraubtheit und Bizarrerie des Ausdrucks und des Gedankens, mit ihrer gesuchten Unverständlichkeit auch in den gemeinsten Ideen und Gefühlen, *ein Stümperwerk* seyn müsse? Sollte er, dem ja doch Geist nicht abgesprochen werden kann, nicht mit der Zeit selbst einsehen müssen, dass *Wilhelm Meister* und *Lucinde* durchaus im nämlichen Verhältnifs gegen einander stehen, wie *Garrick* und jener Schauspieler, den der ehrliche *Partridge* aus so einleuchtenden Gründen so hoch über Garrick stellte?

Ein Landgeistlicher in *Meisters Lehrjahren* sagt vom unglücklichen *Harfner*, dessen Cur er unternommen hat: „Wenn ich ihm noch seinen Bart und seine Kutte wegnehmen kann: so habe ich viel gewonnen; denn es bringt uns nichts näher dem Wahnsinn, als wenn wir uns vor andern auszeichnen, und nichts erhält so sehr den gemeinen Verstand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menschen zu leben." — *Bart und Kutte* sind an den wenigen Stellen, die wir hier angeführt haben, unverkennbar, und leider muss sich jeder Leser der *Lucinde* überzeugen, dass fast alles an ihr *Bart und Kutte* ist: wozu auch noch das Schlimme kommt, dass ein solcher Zustand, der sich aus dem Kopfe durch die Feder auf dem Papier, ja endlich gar auf gedrucktem Papier, offenbart, unmöglich das nämliche Interesse, den nämlichen *Glauben* finden kann, als wenn er im Leben aufstöfst. — Man meynt:

Though this be madness, yet there's method in't,

und auf *Rousseau* würde der Verdacht, dass an seinen schriftstellerischen Bizarrerien ungemessene Eitelkeit, und aus derselben entspringende Affectation den meisten Theil hatte, wohl ewig gehaftet haben, wenn so manches Stück seines Nachlasses nicht die unglückliche Heiligkeit seines Gemüthszustandes über allen Zweifel erhoben hätte. Es braucht wohl kaum der Erklärung, dass wir auf keine Weise eine Vergleichung zwischen dem Vf. der *neuen Heloise*, und dem Vf. der *Lucinde* im Sinne haben; bey Anführung jenes Beyspiels ergiebt sich aber auch die Lehre, dass es Anmafsung ist, bey solchen Erscheinungen in der literarischen Welt die Grenze zwischen affectirter und natürlicher Bizarrerie abstecken zu wollen. In jedem Falle gehört Bizarrerie dazu, um bis zu einem hohen Grade Bizarrerie zu affectiren; das Bestreben, sich in einen unnatürlichen Zustand zu versetzen, ist selbst kein natürlicher Zustand: ein seltsam verkehrter, ausschweifender, in leerer Irre herumschwärmender Kopf aber hat überhaupt leicht interessante und würdige Anlagen, die ihn von gemeinen schiefen Köpfen auszeichnen, und dass diess insbesondere mit Hn. *Friedr. Schlegel* wirklich der Fall ist, ergiebt sich nicht allein aus andern Producten seiner Feder, sondern selbst aus diesem, wenn der Unmuth überwunden ist, den es überall erregen muss, wo man auf gesunden Geschmack, gesunden Verstand und gesundes Gefühl etwas hält. Der *Zeit* muss man es also überlassen, ob sie dem Vf. der Lucinde *Bart und Kutte* werde wegnehmen können, so dass er einst in der literarischen Welt mit auftreten möge, wie der Harfner, ohne Bart und Kutte, wohl in der bürgerlichen mit aufgetreten wäre. Die *Kritik* freylich kann bey solchen Schriften nicht treffend seyn, ohne die Verfasser zu beleidigen, und *sie* muss also Verzicht darauf thun, *diesen* unmittelbar nützlich zu seyn.

PRAG, b. Bolt: *Gianetta Bonelli oder die Si(z)barien.* Ein romantisches Denkmal aus dem Mittelalter Italiens. 1799. *Erster Theil.* 206 S. *Zweyter Theil.* 183 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. dieses Romans, welcher sich unter der Zueignungsschrift *J. M. Konrad* nennt, klagt in der Vorrede über seine *äusserst zarte* Empfindsamkeit, als die Quelle seines Unglücks. Von den Leiden der Liebe gequält, gelang es ihm, nach einem vierjährigen fruchtlosen Kampfe, die Fantasie durch die Fantasie zu besiegen. Er verlor sich in einer Welt eigner Schöpfungen, und suchte gleichsam durch den Schimmer eines schönen Feenlandes den *Trauerflor zu erhellen, der ihn umschwamm.* Dieses *romantische Denkmal* ist die Frucht seiner lobenswerthen Bemühungen. Er rühmt die Freuden, die es ihm selbst gegeben habe, und wünscht nichts mehr, als dass sich seine Darstellungskraft *dem Gewühle der Empfindungen, die sich aus seinem Innern losrangen, energisch genug angeschmiegt haben möchte*, um in dem Herzen der Leser harmonische Bewegungen zu bilden; dann werde es ihn nicht reuen, seine Erholungsstunden *ihrem Unterhalte* aufgeopfert zu haben. — Da wir uns nicht rühmen können, bey der Lectüre dieses Romans andere als die widrigsten *Bewegungen* gefühlt zu haben: so sehen wir uns außer Stand, dem Vf. für seine grossmüthigen Aufopferungen den, wahrscheinlich erwarteten, Dank zu sagen. Dass ihm seine eigene Schöpfung vieles Vergnügen gewährt habe, bezweifeln wir keineswegs; aber wir hoffen zur Ehre des deutschen Geschmacks, dass er in dem Publi-

Publicum recht wenige ihm gleich gestimmte Seelen finden werde. Um eine so verworrene Anhäufung von Erscheinungen, Wundern, Entführungen, Mordthaten, Rettungen, die das Werk eines geheimen Bundes sind, der alles möglich macht, ohne dafs es dem Vf. die mindeste Mühe kostet, um diesen Wirrwarr von Personen, meistens Teufel in Engelsgestalt, um dieses ganze abentheuerliche Chaos solcher Romane, deren Handlung in Italien spielt, so abgeschmackt und ungereimt als möglich zu machen, bedurfte es nur noch des ekelhaften poetisch-philosophischen Jargons, mit dessen Lumpen der Vf. seinen hölzernen Götzen behängt hat. Man hört hier (I. S. 12.) von einer Fackel der Liebe, welche *eisige Herzen zur Gluth schmilzt;* von einer Mitternacht (S. 39.) *die in fröhlichen Kreisen herbeyzirkelt;* von Mädchen (S. 104.) die *gürtellos in dem Schmelze jungfräulicher Unschuld erglühen*, von Witzlingen (II. S. 9.) welche *verstummen und sich furchtsam zusammenkollern;* von einem Thale, (S. 40.) welches *Gebirge von der Sinnenwelt scheiden.* Die Empfindung eines Mädchens bey dem Anblicke eines schönen Jünglings wird hier (S. 22.) so beschrieben: „Ihr Auge versenkte sich im Anschaun so vieler Reize, und der innere Sinn knüpfte schmeichelnd eben so viele Geistesvollkommenheiten daran. Die kühnste Schöpfung ihrer Fantasie athmete hier verkörpert in dem gebildeten Kreise der Wirklichkeit, die Freude einer gelungenen Idee zuckte mit ihrem Blitzstrahle durch die Seele." — Ein Unglücklicher, welcher wieder anfängt, Glück zu fühlen, sagt (II. 60.): „Halbverloschene Bilder stehen in einem vollendeten Daseyn vor mir, und die zerstörten Formen schmiegen sich in neuem Schmelze meiner Empfindung an." Das Lächerliche, das in der Schilderung Gianettens (I. 8.) liegt, die mit *Heishunger über* die Schriften der Alten *herfällt*, und, nachdem sie die römische Geschichte kennen gelernt hat, *den heimlichen Wunsch* in ihrem Herzen hegt, *den Dolch in die Brust eines Tarquins zu stoſsen,* — scheint der Vf. nicht geahndet zu haben. Dafs er übrigens Parkwin, Kwelle, kwälen, Nerwe, Priwatmann u. dergl. so wie Rithmus, Simpathie etc. schreibt; dafs Kosungen st. Liebkosungen, Siedler st. Einsiedler sagt, gehört zu seiner Originalität: *Si vous ne pensez pas, créez de nouveaux mots.*

Leipzig und Gera, b. Heinsius: *Primerose*, nach dem Französischem frey übersetzt. 1799. 202 S. 8. Mit 3 Kupfern. (1 Rthlr.)

Die erste Hälfte dieses Romans ist uninteressant und weitschweifig, und die andere lange nicht anziehend genug, um für die Mängel des ersten zu entschädigen. Der Mangel an Zusammenhang, der sich in *Primerosens* Charakter zeigt, macht sie für unsere Theilnahme ungeschickt; und ihr Liebhaber verwirkt unsere Freundschaft durch eine Handlung der Roheit, die eben so unwahrscheinlich als unverzeihlich ist. Die Beschreibung der Ueberraschungen, mit denen der alte Herzog von Valence sich selbst amüsirt, und die unglückliche Primerose von ihrem Entschlusse, sich zu ermorden, zurückbringt, ist der einzige lesbare Theil des Buchs, und ohne Zweifel die Ursache, um derentwillen alles das übrige geschrieben worden ist. Aber auch selbst hier ist die Darstellung schwach, so wie das poetische Verdienst überhaupt sehr gering. Dies muss wohl zunächst auf die Rechnung des Vfs. geschrieben werden; ob man gleich auch an den Uebersetzer, der eine *freye* Uebersetzung verspricht, einige Ansprüche von Rechtswegen machen dürfte. Aber man würde vielleicht auch schon zufrieden seyn, wenn er nur seine unerlasslichsten Pflichten erfüllt hätte. Dann aber dürfte sein Stil nicht so undeutsch, so schleppend, und dem französischen Original so sklavisch angeschmiegt seyn, wie vorzüglich auf den ersten Bogen der Fall ist.

Berlin, b. Lagarde: *Lafontaine's Fabeln*, französisch und deutsch. Herausgegeben von *Samuel Heinrich Catel*, Prediger in Berlin, und Prof. am franz. Gymnasium. *Dritter Theil.* 1793. 174 S. *Vierter und letzter Theil.* 1794. 206 S. 8.

Diese Lafontainischen Fabeln sind zum Theil Sammlung fremder Arbeiten, zum Theil eigene Uebersetzung und Nachbildung des Herausgebers. Wenn eine gewisse Fertigkeit in der Kunst zu reimen, eine gewisse Leichtigkeit des Ausdrucks und der Versification — die wir doch nur unter grossen Einschränkungen loben können — hinreichend wäre, mit dem ersten und einzigen aller modernen Fabulisten zu wetteifern, und seine Vortrefflichkeit in einer deutschen Uebersetzung fühlbar zu machen: so könnte man Hn. *C.* dieses Verdienst zugestehen. Aber Lafontaine fodert mehr, und diese höhern Anfoderungen finden wir hier keineswegs befriedigt. Es ist sein Stoff, es sind seine Gedanken, aber die zarte Blüthe einer immer regen Empfindsamkeit, die der schönste Schmuck der Lafontainischen Fabeln ist, und das rege Leben seiner poetischen Darstellung findet man nicht wieder. Wir wollen nur einige Beyspiele geben. Livre IX. 5. erblickt der Besitzer eines schönen Gartens einen Schulknaben auf einem Obstbaume sitzen; der Knabe:

Gâtoit jusqu' aux boutons, douce et frêle espérance,
Avant-coureurs des biens que promet l'abondance.
Même il ébranchait l'arbre, et fit tant à la fin etc.

Wer fühlt hier nicht den Schmerz des Mannes, der seinen herrlichen Baum so nichtswürdig verwüsten sieht? wer fühlt nicht die Theilnahme des Dichters selbst an seinem gerechten Verdruss, den wir billig auch mittheilen? In der deutschen Bearbeitung heisst es:

Als er einst in der Vesper Stunde
Den jungen Dieb auf einem Baume fand,
Mit vollen Taschen, vollem Munde.

Folgende Beschreibung (X. 13.) von dem Schmerze der Löwin, der ein Jäger ihr Junges geraubt hatte, ist keine der glänzenden Stellen Laf.; aber sie hat hinreichen-

reichendes Leben, und jeder Zug steht an seiner Stelle:

> *La pauvre infortunée*
> *Poussait un tel rugissement,*
> *Que toute la forêt était importunée.*
> *La nuit, ni son obscurité,*
> *Son silence et ses autres charmes,*
> *De la reine des bois n'arrêtait les vacarmes.*
> *Nul animal n'était du sommeil visité.*

Der deutschen Uebersetzung fehlt es an Kraft, Ordnung, und zweckmäsiger Wahl der Worte:

> — Trostlos füllt mit ihren Klagen
> Die Mutter ihr belaubtes Reich,
> Den Wald. Die Nacht, und ihre stillen Schatten,
> Und ihre süssen Reize hatten
> Ach! keinen Reiz für sie. Sie stört der Thiere Ruh
> Und ihr Gewinsel nimmt mit jedem Jahre zu.

Mehr als einmal artet Laf. feine und anständige Munterkeit bey seinem Uebersetzer in Derbheit aus. Der Wolf (X. 6.) den sein frommer Vorsatz gereut, als er Hirten ein Lamm am Spiesse braten sieht, ruft aus:

> *Non, par tous les Dieux, non: je serais ridicule.*
> *Thibaut l'Agnelet passera,*
> *Sans qu'à la broche je le mette;*
> *Et non seulement lui, mais la mere qu'il tette,*
> *Et le père qui l'engendra.*

Die Erinnerung an die zärtlichen Banden der Natur, welche zwischen dem Lamme und seinen Aeltern obwalten, ist der Ausdruck tückischer Grausamkeit und bitterer Höhnerey. Der Deutsche macht aus seinem Wolfe einen schlechten Lustigmacher:

> Nein, nein, ich wäre wohl ein Thor!
> Mein guter Hammel Hans, ich fress' dich nach wie vor (?)
> Auch ohne Spiess und ohne Butter,
> Dich, deinen Vater, deine Mutter,
> Und deinen Grosspapa, und deiner Brüder Chor.

Die hin und wieder eingestreuten Anspielungen auf Dinge der neuesten Zeiten, auf die *rothbemützten Franzosen*, *Cüstinen* u. d. gl. scheinen uns selten an ihrer Stelle zu seyn.

Altona, b. der Verlagsgesellschaft: *Dagobert, eine Geschichte aus dem jetzigen Freyheitskriege.* Als Gegenstück zum Graf(en) Donamar, einer Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege. 1797. 245 S. 8. (18 gr.)

Eine Sammlung von Briefen zweyer französischen Bürger und einiger Mädchen, vorgeblich aus dem Französischen übersetzt; ein Vorgeben, das durch Stil und Ton, noch mehr aber durch einige seyn sollende französische Phrasen vollkommen widerlegt wird. Es fehlt in diesem Romane nicht an Liebe und Mord, moralischer Vortrefflichkeit und Verworfenheit; aber wohl an Vernunft, Geist und Geschmack. Der Vf. hat seine Helden erhaben und wunderbar machen wollen, und hat sie unsinnig gemacht. Denn weniger als Unsinn kann es doch gewiss nicht heissen, wenn S. 14. Montmartin nach dem Schwerde greift — „einen Tropfen des Rachebluts zu lecken, um diesen Eisbrand (??) zu löschen und aufzuthaun," oder wenn er an Dagobert schreibt: „Ich weiss nicht, wie ich zuweilen bin. Ich möchte ein Teufel seyn, allmächtig, um mit einem Druck die Welt zu zernichten. Meine Vernunft schweigt, und ich schwimme verschlagen auf dem hafenlosen Meer zaumloser Leidenschaft. Ich trotze dem Schicksal und tobe, dass es mich noch sinnreicher verfolgt, an diesem Trotz meinen letzten Genuss noch inniger zu fühlen. Aber glaube nicht, ich wünsche einen Tausch. Nein, ich bin stolz auf mein Elend, ich fühle mich gross in meiner Qual." — Die Geschichte selbst ist ein wildes, zum Theil ganz zweckloses Chaos. Sie würde empörend seyn, wenn sie interessant wäre; aber der Vf. hat dafür gesorgt, dass sie nur langweilig und widerlich ist. Uebrigens hat der Setzer alles mögliche gethan, den Unsinn der Handschrift noch durch seine Zusätze und Auslassungen zu vermehren. Mehrere Stellen sind auf diese Weise schlechterdings unverständlich geworden.

KINDERSCHRIFTEN.

Glogau, b. Günther d. J.: *Religionsunterricht in fasslichen und anziehenden Gesprächen*, nebst einer kurzen Lebensgeschichte Jesu. 1799. 18½ Bog. 8. (14 gr.)

Der Vf. oder vielmehr Herausgeber hat sehr recht, „dass, beym ersten Unterrichte in der Religion, sowohl zur Auswahl der Sachen viele Einsicht, als zum Vortrage viele Geschicklichkeit erfodert wird, und dass die Wahrheiten den Kindern so vorgetragen werden müssen, *dass der Verstand dabey auf eine leichte und angenehme Art beschäftiget, das Herz aber mit froher Rührung und Liebe gegen sie erfüllet werde.*" Einen Unterricht von der Art glaubt er vorzüglich in dem Buche *Vater Roderich* gefunden zu haben, welcher in den Unterredungen mit seinen Kindern über die Grundwahrheiten der Religion, sehr eindringend, herzlich, verständig und anziehend spreche. *Er giebt daher hier diesen Unterricht des Vater Roderich in seiner alten Form, nur hin und wieder mit einigen Zusätzen und Veränderungen.* Es ist immer ein Verdienst, ein gutes Buch, das unverschuldet in Vergessenheit zu kommen schien, aufs neue in Umlauf zu bringen; nur musste Rec. den Besitzern des *Vater Roderich* anzeigen, dass sie hier nichts Neues finden werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. May 1800.

NATURGESCHICHTE.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Johann Karl Wilhelm Illiger's* Versuch einer *systematischen vollständigen Terminologie für das Thierreich und Pflanzenreich.* 1800. XLVI S. Vorrede u. 469 S. mit Register. 8.

Es ist in der That kein geringes Unternehmen, eine systematische Terminologie zu liefern, welche vollständig seyn und dabey auch die deutsche Nomenclatur enthalten soll. Der Vf., welcher die Terminologie für den geraden gebahnten Weg ansieht, um zu den Schätzen der Naturgeschichte zu gelangen, und andere dahin zu führen, welcher eine völlige Kenntnifs der Terminologie für den Schlüssel zu der ganzen Naturbeschreibung, und das gewiss mit vielem Rechte ansieht, — der Vf. verdient den Dank des Publicums, dafs er einen Weg aufsuchte, welcher weit leichter zum Ziele führt, dafs er die allgemeine von der besondern Terminologie trennte, dafs er eine bessere Ordnung und gröfsere Bestimmtheit in mehrere Begriffe brachte, und wenn hie und da noch etwas zu wünschen übrig bleibt: so wird man doch immer den philosophischen Scharfsinn des Vfs. nicht verkennen, zumal da er mit mehrern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. — Unter *allgemeiner* Terminologie begreift der Vf. die Kunstwörter, welche allgemein, d. h. auf alle Gegenstände aller Classen anwendbar sind, oder Eigenschaften benennen, welche man den Körpern aller Reiche beylegen kann; unter der *besondern* hingegen diejenigen Kunstwörter, welche nur bey einzelnen Reichen, Classen, Ordnungen oder bestimmten Theilen vorkommen. Da der Zweck der Terminologie nicht allein darin besteht, die von den Naturforschern gebrauchten Ausdrücke verstehen, sondern auch selbst Körper beschreiben zu lehren, also nicht allein eine allgemeine Erklärung aller *angewandten*, sondern auch aller *anzuwendenden* Kunstwörter zu liefern: so verdient des Vfs. Darstellung um so mehr Beyfall, da dieselbe leichter nach diesem Ziele hinführt. Da die allgemeine Terminologie nach des Vfs. Darstellung die die Begriffe enthält, wobey man der Kenntnifs einzelner Theile ganz entbehren kann, un dsich nur mit abgezogenen Formen und Beschaffenheiten beschäftigt, könnte man dieselbe mit vielem Rechte mit dem Vf. *reine* Terminologie nennen. — Der Vf. hat dem ganzen Werke *einige Bemerkungen über die Begriffe: Art und Gattung in der Naturgeschichte* vorangeschickt. Rec. will nicht wiederholen, was andere berühmte Naturforscher über die Eingriffe einiger Neuern in den Sprachgebrauch mit Recht gesagt haben, *Art* für *Species* und *Gattung* für *genus* zu missbrauchen; allein man sollte sich doch endlich einmal über solche Dinge vereinigen, zumal da es unter den mehrsten Naturforschern stillschweigend angenommen war, *Geschlecht* für *genus*, für die Aehnlichkeit der verschiedenen Gattungen der Dinge zu gebrauchen (man f. Adelungs Wörterbuch); und nicht, um die Zweydeutigkeit mit dem Worte Geschlecht (*Sexus*) zu vermeiden, welche ohnehin wegen des Zusammenhangs so wenig, als bey der Erwähnung berühmter Geschlechter in der Geschichte, zu fürchten ist, gröfsere Störungen in die Sprache bringen. *Gattung* für Species hat eben so der Sprachgebrauch zur Regel gemacht. Sehr nachdrücklich hat darüber der berühmte Blumenbach, dem man doch wohl Sitz und Stimme unter den Naturforschern einräumt, in der Vorrede zu den letzten Ausgaben seines Handbuchs gesprochen. Was er über die Verwechselung dieser Begriffe hier sagt, verdient alle Beherzigung. Der Vf. sucht den Begriff der *Art* (das was wir *Gattung* zu nennen pflegen) genauer zu bestimmen, als den Inbegriff aller Individuen, welche fruchtbare Junge mit einander zeugen. Also selbst in des Vfs. Bestimmung des Begriffs liegt der Grund der Benennung *Gattung* von *sich gatten*, und doch hat es ihm nicht gefallen, denselben beyzubehalten. Dies veranlafst um so mehr Unzufriedenheit, da eine Terminologie ein Wegweiser seyn soll! Wir werden unmöglich immer des Vfs. Verwechselung beybehalten, und um anderer willen den andern Begriff beysetzen können. — Auf den Irrthum, zu glauben, dafs die Art (Gattung), aus der Abziehung allgemeiner, mehrern Individuen gemeinschaftlichen, Merkmale entstehe, ist man dadurch gekommen, dafs man die Gattung selbst mit dem Charakter derselben, wie ihn der Naturforscher für sein System haben muss, verwechselte. Um die Merkmale der Art (Gattung) zu finden, müssen wir sie im Habitus aufsuchen. Der Habitus einer Gattung ist der Inbegriff aller Eigenschaften, die wir an allen Individuen der Gattung zusammengenommen wahrnehmen. Der Habitus ist eigentlich das Bild der Einbildungskraft, welches sie sich von dem Ganzen einer Gattung entwirft. Der Haufe oder Inbegriff der Arten (Gattungen), welchen die in dem Habitus enthaltenen Merkmale gemeinschaftlich zukommen, ist — die Gattung (das Geschlecht). — Die Begriffe sind übrigens sehr gut entwickelt. Der Vf. sucht dadurch zu erweisen, dafs der Habitus allein die Gattungen (die Geschlechter) bestimmt; in wiefern man unter diesen nicht blofs den Inbegriff inten-

intensiver oder solcher Eigenschaften versteht, welche die Lebensweise der Thiere u. s. w. betreffen. Wie man die *genera* aus den Speciebus bildet: so erhält man auch die höhern Abtheilungen, die Ordnungen und Classen. Der Vf. schliesst diese Bemerkungen mit den Worten, welche durch die Beobachtung genugsam bestätigt sind: „je höher wir in den Eintheilungen hinaufsteigen, desto einfachere und allgemeinere Merkmale bekommen wir, und bey den Reichen, als den höchsten Abtheilungen, werden wir zu den einfachsten und höchsten Gesetzen der Organisation gelangen." — In dem ersten Abschnitt der Einleitung werden die allgemeinsten Begriffe, Natur, Naturbeschreibung (Naturgeschichte, als der Hauptbegriff, wovon jene ein Theil ist, ist mit Unrecht übergangen) Merkmal, Charakter, Kunstwort, allgemeine und besondere Terminologie entwickelt. Der zweyte Abschnitt enthält die Erklärungen der organisirten und nichtorganisirten Körper; ein *organisirter* Körper ist ein solcher, in welchem Alles wechselseitig als Zweck und Mittel mit einander in Verbindung steht; — und die Wirksamkeit der Materie nach Gesetzen heisst *Leben;* ferner der Zeugung des Geschlechts, der Zeugungstheile, des Keims, des Jungen; der aus dem Mutterleibe geschiedene, der freyen Luft ausgesetzte organische Körper, so lange bey ihm die zeugende Kraft unentwickelt ist, ist *foetus,* nicht *Juuene*, was als Kunstausdruck nie angewandt wird. — Abartung, Rasse, Spielart, Varietät u. s. w. gehören auch in die Naturbeschreibung; denn sie lassen sich durch äussere Kennzeichen andeuten und erkennen, wenn auch die Gründe oder die Art ihrer Entstehung tiefer gesucht werden müssen. — Nun folgt die allgemeine Terminologie. Bey der allgemeinen und reinen Terminologie habe ich zwar keinen besondern Körper im Sinne, von welchem ich die Erklärung abstrahire; aber die Erklärung muss so abgefasst seyn, dass dieselbe in der Allgemeinheit auf alle die Körper passt, welchen sie mit Grunde beygelegt werden kann. Erster Abschnitt. Nicht allemal kann man von der Basis eines Körpers oder eines Theils desselben sagen, er ist *eingefügt*, öfterer *angesetzt* oder *angrenzend*. Bestimmung der Flächen und Ränder, der Länge und Seiten, und Bestimmungen der Abweichungen von der allgemein angenommenen Form, welche sich durch die Worte *sub*, *vix*, *subtiliter* u. s. w. ausdrücken lassen, machen die Gegenstände des ersten Abschnitts aus. Im zweyten Abschnitt findet man die Richtung; im dritten die Fläche nach ihren Theilen, nach den Umrissen; im vierten Körper nach den Linien oder Flächen, dem Verhältniss der Länge, Breite und Höhe, geometrisch und nach den Aehnlichkeiten mit andern Körpern u. s. w. betrachtet. Fünfter Abschnitt. Vertheilung und Verästung, Stamm der Körper in Absicht der aus ihm hervorgehenden Theile. Der Vf. sagt in einer Anmerkung: man müsse sich unter Stamm überhaupt jeden Theil vorstellen, auf welchem andere Theile befestigt sind. So ist die Flügeldecke eines Käfers Stamm, in Hinsicht der darauf stehenden Stacheln, welche wieder als Zweige gegen den Stamm betrachtet werden. Sechster Abschnitt. Die Bekleidung, im allgemeinen, und der verschiedene Haarüberzug insbesondere. Siebenter Abschnitt. Farbe und Zeichnung. Ueber die Farben ist der Vf. weitläuftig, aber nicht eben so bestimmt gewesen. Er hätte besser gethan, wenn er nur einer Schule gefolgt wäre; die Nomenclatur würde wenigstens nicht so gemischt ausgefallen seyn, wie dieselbe hier steht. Im achten Abschnitte sind die Benennungen der Bestandmasse und des Zusammenhangs enthalten; im neunten die des Geschmacks, nach den verschiedenen Arten desselben, der Wirkung in der Mundhöle, nach der Dauer und dem Orte der Empfindung. Zehnter Abschnitt über den Geruch und die Arten desselben. Hierauf folgt eine Uebersicht des Systems überhaupt im eilften Abschnitt. Natürliches System nennt der Vf. dasjenige, welches auf alle wesentliche Merkmale, also auf den ganzen Habitus, in sofern er wesentlich ist, Rücksicht nimmt; künstliches System hingegen, was nur auf einige Theile gebaut ist. — Ueber die Abtheilung des Systems in Reiche, Classen, Ordnungen; und die Nebenabtheilungen in Unterordnungen und Familien. Diesem folgen Regeln für die Beschreibung, für die Abbildung, für die Gattung, das Geschlecht, die Ordnung und die Classe im allgemeinen, und endlich besondere Regeln für die Unterscheidung der Gattung, der Kennzeichen des Geschlechts, der Kennzeichen der Classen und Ordnungen, für die Namengebung und Synonymie. Hier konnte sich der Vf. leicht etwas kürzer fassen. Nun folgen im zwölften Abschnitt Benennungen der verschiedenen Maasse. Dieser Abschnitt hätte, wenn er sollte in Hinsicht auf Naturbeschreibung brauchbar werden, eine andere Behandlung verdient; Haarbreite, halber Zoll, oder Nagellänge, Handbreite, grosse und kleine Spanne, anderthalb Schuh, werden als besondere Maasse mit eigenen Benennungen aufgeführt. Uebrigens wird des französischen Maasses und seiner Benennungen mit keiner Sylbe gedacht, da doch der Anfänger so sehr der Erklärung oder einer Vergleichung dieses mit den alten Maassen bedarf, wenn er auch nur eine einzige Abhandlung eines neuen französischen Naturforschers lesen will. Die Benennungen der Längenmaasse und der Gewichte sollte wenigstens hier angeführt, erklärt, und mit den ältern verglichen seyn. Der dreyzehnte Abschnitt enthält die verschiedenen Benennungen des Wohnorts. — Diesen folgt nun die besondere Terminologie, und zwar erstlich für das Thierreich. — Hier werden zuerst die allgemeinsten Begriffe erklärt, wie Faser. Fiber hat man in die deutsche Sprache aufgenommen, um das organische derselben anzudeuten, da Faser richtiger für das gebraucht wird, was man sieht, wenn man ein Stück Löschpapier oder Leinwand zerreisst. Dann geht der Vf. zu den zusammengesetztern Theilen fort, wie Nerven, Muskeln, Zellgewebe, Häute, Gefässe, Knochen, Lungen u. s. w. Der funfzehnte Abschnitt ist *Knochenthiere* überschrieben, so

mal

malia ossea, um alle diejenigen Thiere anzudeuten, welche Knochen oder Gräten haben. Dass die Werkzeuge der Sinne, Haut, Augen, Nase, Zunge, Ohren hier aufgeführt werden, da sie doch füglicher ihren Platz bey dem 124 §., wo von der Empfindung durch die Sinne die Rede war, gefunden hätten, ist zu bemerken. Diesen folgt unmittelbar die Eintheilung in Kopf, Rumpf und Gliedmassen; endlich die Benennungen aller einzelnen Theile, welche sich an jenem finden. Ehe der Vf. zur Terminologie der einzelnen Thierclassen übergeht, spricht er in einem eigenen Abschnitt von den Schaalthieren und Gewürmen; darunter will der Vf. auch die *Insecten* mit verbunden wissen, weil diese Classen eine eigene Terminologie nöthig machten. Hier werden auch die *zusammengesetzten* Augen, welche man nur bey den Insecten findet, erklärt. Hierauf folgt die Terminologie der besondern Classen, der Säugthiere, der Vögel. Verschiedene Theile sind sehr gut auseinander gesetzt; der Schnabel z. B. wird nach seiner Länge, Grösse, seinem Durchmesser, nach seiner Gestalt, Richtung, Spitze, seinen Kinnladen, seinem Rande, seiner Wurzel, seinem Ansatze, seiner Bekleidung und Masse betrachtet. Ferner die Terminologie der Amphibien, Fische, Insecten. Ueber die Fühlhörner spricht der Vf. sehr unbestimmt: „Sie sind höchst wahrscheinlich Sinneswerkzeuge, vielleicht eines feinen Gefühls oder des Geruchs;" und in der Anmerkung: „Sind die Fresspitzen nicht allein die Werkzeuge des Geruchs: so kann man ziemlich dreist die Fühlhörner dafür halten." — Der Vf. schlägt vor, *proboscis* statt *rostrum* für den Saugrüssel oder die in eine nach unten gekrümmte hornartige, gewöhnlich gegliederte einklappige Scheide verlängerten Mundtheile, welche in ihrer Hölung gewöhnlich drey feine Borsten bergen, zu gebrauchen, um *rostrum* für den *Rüssel* der Curculionen und anderer Insecten beyzubehalten, welcher nach der Analogie mit den Säugthieren als Verlängerung des Vorderkopfs, den Namen verdient, und überdem durch die Benennungen *longirostris*, *brevirostris* befestigt wird. Die Benennungen der Theile folgen in derselben Ordnung, wie bey den übrigen Classen, nämlich der Theile des Kopfs, des Rumpfs und der Gliedmassen. Der Vf. unterscheidet Vorder- und vordere Füsse, Hinter- und hintere Füsse, mittlere und Mittelfüsse, nachdem ein oder mehrere Paare verstanden werden. Dies hatte man in Beschreibungen auch schon gethan, nur nicht diese Ausdrücke als besondere Kunstwörter betrachtet und in Terminologien aufgeführt Der zwey und zwanzigste Abschnitt behandelt die Verwandlung der Insecten, und endlich der drey und zwanzigste die Würmer. Dieser letzte Theil der Terminologie war wenig bisher einzeln abgehandelt worden, und der Vf. hat das Verdienst der guten Zusammenstellung der von den Naturforschern gebrauchten Kunstausdrücke der Conchyliologie. Nun folgt die Nomenclatur des Pflanzenreichs. Hierüber haben wir schätzbare Werke bekommen, und *Linne's* eigene, so wie *Willdenow's* und andrer Verdienste um diesen Theil der Botanik können nur sehr schwer übertroffen werden. Die Pflanze wird zuerst betrachtet nach ihren allgemeinsten anatomischen Bestandtheilen, den Häuten, Luftgefässen, Saftgefässen und dem Zellgewebe. Hierauf die Betrachtung des Stamms. *Strunk* (*caudex*) gehört nicht hierher, und ist eigentlicher eine Gattung von Stamm, im Ganzen genommen aber ein, weniger guter, zu vermeidender Ausdruck. Der Vf. scheint es als Geschlechtsbegriff aufstellen zu wollen, wie aus §. 327 u. 329. hervorgeht, und das mit Unrecht und wider den Sprachgebrauch. Er nennt Strunk hier den Hauptkörper der Pflanze, der den übrigen (wem?) zur Stütze dient; und unterscheidet dann aufs neue Stamm und Wurzel. Stamm, sagt der Vf. ferner (§. 328.), zerfällt in *folgende drey* Begriffe: „*Stamm*, (im engern Verstande) Stängel, *Caulis*, den Haupttheil des Stamms, der Blüthen und Blätter trägt." Diesen Worten folgen in abgesonderten Nummern Erklärungen von Zweigen, Blütenstängel, Frucht, Blume, Blätter u. s. w. Bey dieser Interpunction wird schwerlich ein Anfänger die drey Begriffe auffinden, welche der Vf. doch anzugeben verspricht, wenn er sie nicht schon weiss. — Im fünf und zwanzigsten Abschnitt folgt die Erklärung der Wurzel und der verschiedenen Benennungen derselben, nach ihrer Dauer, der Theilung, nach der Bildung, der Richtung, in Rücksicht des Bodens, auf welchem sie steht, des Theils dem sie eingefügt ist, in Rücksicht der Theile, welche sie trägt. Richtiger wäre dieser Abschnitt wohl überschrieben, in Rücksicht der Bildung des aus ihr hervorkommenden Keims. Allein auch diese Ueberschrift würde nicht auf alle hier erklärte Begriffe passen, und müsste also auch in seinen umgeordneten Begriffen geändert werden; *blättertragend* (*foliosa*), *dickblättrig* (*pachyphylla*) *gezeichnet* (*notata*) gehören nicht hierher; denn sie widersprechen dem Begriff, welchen der Vf. von der Wurzel gegeben hat; dass der Vf. dieselbe Afterwurzel auch hier nennt, ändert nichts; denn der wahre Begriff dieser Afterwurzel hat gar keine Gemeinschaft mit der wahren Wurzel, als dass dieselbe, wie diese, sich unter der Erde bildet. Die von dem Vf. genannte, und nach Ehrhart bestimmte, Afterwurzel ist keine Verlängerung der Wurzel, sondern ein Fortsatz des Stammes; was hier nicht weiter aus einander gesetzt werden kann. Der Stamm selbst wird betrachtet (sechs und zwanzigster Abschnitt) nach seiner Dauer, nach seiner äussern Verschiedenheit, seiner Vertheilung, Zusammensetzung, der Grösse, der Richtung, nach dem Verhältniss mehrerer Stängel derselben Pflanze, nach seinem Verhältniss mit andern Theilen; diese letzte Ueberschrift ist nicht recht klar und am wenigsten aus den ihr untergeordneten Begriffen zu ersehen. Im zweyten Kapitel folgen die Zweige, betrachtet im allgemeinen, in Hinsicht auf den Stamm und auf die Blätter. Die Ordnung, nach welcher die Blüthen hervorkommen, hat der Vf. nach Prof. Link unterschieden. Im sieben und zwanzigsten Abschnitt, welcher von den Blättern, Nebenblättern

blättern und Knospen handelt, wäre es wohl natürlicher, mit dem Blattstiel (§. 360.) anzufangen, und dann zu den übrigen Erklärungen fortzugehen; diefs hätte zu gleicher Zeit die Verschiedenheiten des Blattstiels in den 361. §. gebracht, und die Beobachtungen des Blatts nach der Dauer, nach den Rippen, nach der Oberfläche, Gestalt u. f. w. wäre, wie es seyn sollte, beysammen geblieben. Ferner sollte diese Eintheilung auch weiter vorn angebracht seyn, dafs der Blattstiel entweder einfach oder getheilt sey. Im acht und zwanzigsten Abschnitt betrachtet der Vf. die Theile der Blume, den Kelch (*calyx*), die Blumenkrone (*corolla*), Staubgefäfse u. dgl. Im neun und zwanzigsten Abschnitt befinden sich die Benennungen der Frucht. Die Bekleidung der Pflanzen im dreyfsigsten Abschnitt, sollte ganz vorn stehen; denn dieselbe bezieht sich auf alle Theile der Pflanzen. Man findet indefs auch in demselben Abschnitte Benennungen der Drüsen, der Farbe, und der vorzüglichsten Säfte der Pflanzen. Endlich beschliefsen im ein und dreyfsigsten Abschnitt Benennungen der kryptogamischen Pflanzen das ganze Werk. Das Register füllt 36 Seiten, ist aber nur mit einiger Mühe zu benutzen, indem der Vf. nicht die Seite, sondern die Nummern citirt. Im Ganzen genommen, wünschten wir, dafs der Vf. mehrere Beyspiele, wenn auch nur mit einem Worte, angedeutet und den Erklärungen beygefügt hätte, was zuweilen in dem botanischen Theile geschehen ist; das Werk würde für den Lernenden ungleich nützlicher geworden seyn. Auch ist zu wünschen; dafs der Vf. mehr Sorgfalt auf die deutsche Nomenclatur wendet; dies konnte man von dem Vf. um so eher erwarten, da er deutsch schrieb, und die deutschen Benennungen also einen Haupttheil des Buchs ausmachen. Wir wollen nur einige Beyspiele anführen, die uns besonders aufgefallen sind: *schrotsägeförmig; fingerhutförmig; vollgrubig* (*scrobiculatum*); *gebächelt* (*rivulosus*); *wurmfrassig* ist nicht *cariosum; gefeldert* (*areatum*); *chagrinirt* (*alutaceum*); *beulig* (*tuberculatum*); *halberhoben gearbeitet; facettirt* (*lunatum*); *scheingliedrig* (*subarticulatum*); von Zweigen, *hin und her zerstreut, hin und wieder gekehrt* (*diffusi*); *gänsekötiggrün; Wisch* braucht der Vf. von einer verwaschenen, unbestimmten Zeichnung von anderer Farbe: *Ramsnase, geärmelt* soll heifsen mit dichter Wolle, wie mit einem Pelzärmel überzogen; *Blattärmel; verpallisadirt; rankig gefiedert*, giebt gar nicht die Idee, die der Vf. darstellen will; ferner *blüthenscheidenförmig; Becherfadendrüsen* sind Worte, die zum Theil von wenig Deutschen verstanden werden dürften, am wenigsten aber in einem Lehrbuch der Terminologie stehen sollten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KIRCHHEIM POLANDEN, gedr. b. Hahn: *Meine Bemerkungen über das fränkische Gesetz die Gottesverehrung betreffend.* Dem denkenden Publicum zur Beurtheilung dargelegt von *Heinrich Michael Ernst*, fränk. Bürger und Volkslehrer. 7 Jahr d. Republ. 144 S. kl. 8.

Der Vf. dieser kleinen Schrift, der sich in derselben als ein Mann von gesundem Verstande und Herzen zeigt, sucht die Nation, zu welcher er gehört, auf die grofsen Nachtheile aufmerksam zu machen, welche aus der Beobachtung der die Religion betreffenden neuen Gesetze entstehen müssen, und obgleich seine Bemerkungen vielleicht nicht immer tief genug in den Gegenstand eingehen, noch die Sache erschöpfen: so verdienen sie doch Beherzigung, vorzüglich derjenigen, welche Einflufs auf die Gesetzgebung haben. Nachdem er sich von denjenigen losgesagt hat, welche dem Gesetz die gehässige Absicht zuschreiben, als wolle es unter dem Scheine der gestatteten freyen Religionsübung, alle Religionen auf eine feine Art vertilgen, indem es mit der einen Hand Etwas zu geben scheine, um mit der andern alles nehmen zu können, bemerkt er, dafs jener Gesetzgebung der Grundsatz zum Grunde liege: *Staat und Religion stehen in gar keiner Verbindung mit einander; — jener kann ohne diese bestehen*, woraus nothwendig folge, dafs ein freyer Staat sich um keinen Diener irgend einer Religion weder in Absicht der Lehre, noch in Absicht des Unterhalts, bekümmern darf. Um diesen Grundsatz zu widerlegen, zeigt er, dafs kein Staat ohne Religion, die aber nicht mit Religionsmeynungen und Kirchengebräuchen verwechselt werden dürfe, bestehen könne, indem diese allen Gesetzen erst ihre stärkste Sanction ertheilt, und dafs er blofs durch ihren Einflufs sich guter Staatsbürger erfreuen könne; daraus folgert er, dafs der Staat allerdings auch verbunden sey, für den Unterhalt, die Sicherheit und Achtung des Religionslehrers bedacht zu seyn. Er entfernt bey dieser Gelegenheit mehrere Vorurtheile, welche gegen den Religionslehrer verbreitet sind, indem er zeigt, was er ist und seyn soll. Die nachtheiligen Folgen, welche der Vf. befürchtet, wenn der Staat ganz und gar nichts für den Unterhalt der Religionslehrer thut, sondern diese von den Gemeinden gewählt und bezahlt werden, zeugen von guter Kenntnifs des menschlichen Herzens, und insbesondere des Charakters der gemeinen Leute, und sie müssen daher nothwendig Aufmerksamkeit bey denen erregen, welchen das Beste des Staats obliegt. Nur ist es Schade, dafs der Vortrag diese Wirkung nicht genug unterstützt. Er ist etwas schwerfällig und trocken, und der Ausdruck nicht immer edel genug.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. May 1800.

PHILOLOGIE.

Schleswig, b. Röhss: *Marci Tullii Ciceronis Oratio pro Sexto Roscio Amerino. Marcus Tullius Cicero's Rede zur Vertheidigung des Sextus Roscius aus Ameria.* Ueberfetzt und mit erklärenden Anmerkungen begleitet von *Heinrich Rudolf Matthäi*, Paftor Secundarius der Stiftskirche und Director der Rathsfchule in Hameln. 1799. 230 S. 8. (14 gr.)

Der Herausg. diefer Rede wollte fleifsigen, für das Studium der humaniftifchen Wiffenfchaften beftimmten, Jünglingen ein Hülfsmittel zur eignen unterrichtenden Lectüre des Cicero oder zur zweckmäfsigen Wiederholung in die Hände geben. Die Ueberfetzung follte die Stelle eines fortlaufenden Commentars vertreten, und die wiffenswürdigen Sachen nebft den feinern Sprachbemerkungen in den angehängten Noten zu finden feyn. Wenn man die Arbeit aus diefem befchränkteren Gefichtspuncte betrachtet: fo wird man gröfstentheils Urfache haben damit zufrieden zu feyn. Die Anmerkungen find von doppelter Art. Diejenigen, welche unter dem lateinifchen Texte ftehn, beziehen fich ausfchliefsend auf die gewählten oder verworfenen Lesarten, und zeigen einen gefunden kritifchen Sinn und Kenntnifs der Sprache. Die gelegentlich beygebrachte Erklärung der jugendlich fpielenden Worte im XX Kap. *[...]tam illam, cui vos usque eo inimici estis, ut etiam [...] omnes oderitis,* — kann indefs nicht gebilligt werden; und es ift wahrfcheinlich dafs entweder *eas* [...]geftrichen, oder mit *Hotomann alias omnes* — vielleicht mit Auslaffung von *etiam* — gelefen werden müffe. Der angehängte Commentar verbreitet [fi]ch hauptfächlich über antiquarifche und hiftorifche Umftände, über den Sinn der dunklern Stellen, und [d]ie rhetorifche Kunft des Autors; hin und wieder [fin]d Sprachanmerkungen eingeflochten, vorzüglich [ü]ber den Unterfchied finnverwandter Wörter. Der [V]f. hat fich hierbey der Anmerkungen feiner Vorgänger, vorzüglich des neueften (Hn. *Döring's* in der Schul-Encyclopädie) bedient; er beftreitet ihn bisweilen, aber [n]och öfter entlehnt er feine Bemerkungen zum Theil wörtlich. Diefes kann ihm bey dem Plane, nach welchem er arbeitete, nicht eben übel gedeutet werden; aber vielleicht hätte es die Billigkeit erfodert, ihn da, wo er ihm folgt, zu nennen, fo wie er ihn nennt, wenn er von ihm abweicht. Bey manchem Guten, was diefe Anmerkungen enthalten, findet man fie doch bisweilen — wenn man vornehmlich auf die Bedürfniffe der Schüler Rückficht nimmt — etwas allzu fparfam, zu nüchtern und unbeftimmt. Citate, wie S. 190. „Felix. Sulla nahm diefen Beynamen an. Die Veranlaffung dazu vid. Allgem. Weltgefchichte (weffen?) Theil II. und Plutarchs Leben des Sulla;" find von gar keiner Brauchbarkeit; denn kein Schüler wird, um jenes Umftandes willen, das ganze Leben von Sulla durchlefen wollen. S. 193. wird *fcelus* durch Lafter (Verbrechen) erklärt, welche Kraft zum Grunde haben, wie Falfchheit, Bosheit, Neid. Wie kann man dem Neidifchen und Falfchen Kraft beylegen, da gerade eine folche Gemüthsftimmung ein Zeugnifs von Kraftlofigkeit und Schwäche ablegt? Wenn im XVI Kap. die bittere Anrede an Erucius als ein Beyfpiel angeführt wird, wie der Redner Vorwürfe auf eine urbane Art mildere, indem er fo gar ein nicht geringes Lob damit verbunden habe, (*at natura certe dedit, ut humanitatis non parum haberes; eo accessit studium doctrinae, ut ne a literis quidem alienus esses*): fo möchte fich wohl ein jeder ein Lob diefer Art verbitten, und überhaupt dem Redner etwas in den Sinn gelegt worden feyn, wovon er, nach der Art zu urtheilen, mit welcher er den Erucius in diefer Rede überall behandelt, fehr weit entfernt war. Die *Humanität*, die Cicero hier dem Erucius beylegt, ift wohl nichts anders als die *Erziehung*, die er genoffen hatte, fo wie gleich darauf das *ftudium doctrinae*, die gelehrtere Bildung, die ihn in den Stand fetzte, das vom Cicero angeführte Beyfpiel aus der Comödie des *Cäcilius* zu faffen und zu verftehn. Wie bitter und herabwürdigend ift aber für einen Redner das Lob: *eum ne a literis quidem alienum esse?*

Die Ueberfetzung, als blofses Hülfsmittel der Erklärung betrachtet, wobey nur die Richtigkeit in Anfchlag gebracht wird, ift in diefer Rückficht brauchbar, wenn man dem Vf. einige kleine Auslaffungen nicht allzuhoch in Rechnung bringen will. So ift II. C. das Wort: *fed relictus*, welches dem *electus* mit forgfältiger Auswahl gegenübergeftellt worden, nicht ausgedrückt; und XI. C. find die Worte: „Aber einer, der freymüthig für ihn redet, fehlet ihm in mir, der ich für ihn aufgetreten bin, gewifs nicht, Richter," gleichfam nur ein Auszug aus den Worten des Textes, die in einer wörtlichen Ueberfetzung etwa fo lauten müfsten: aber an einem freymüthigen Redner, an einem treuen Vertheidiger — und das ift bey diefer Sache genug — foll es ihm wahrlich nicht fehlen, da ich mich einmal feiner angenommen habe. — Diefes kleine Beyfpiel kann fchon allein ahnden laffen, dafs es der Ueberfetzer mit der Wahl und Stellung der

der Wörter, und mit der Nachbildung der feinern Schattirungen des Originals nicht sehr genau genommen habe; ob er schon — der Vorrede nach zu urtheilen — auch auf dieses Verdienst Anspruch zu machen scheint. Aber mit gutem Gewissen können wir ihm dieses nicht zugestehn. Leichte, freye Bewegung fehlt dem Stile dieser Uebersetzung, hauptsächlich in der ersten Hälfte, fast ganz; die einzelnen Sätze und die ganzen Perioden verbinden sich schwerfällig, und oft auf eine dem ästhetischen Sinne zuwiderlaufende Weise; die einzelnen Ausdrücke und Redensarten sind bisweilen provinziell (*wie einen über die Seite schaffen; jägt ihn fort*), bisweilen unedel (z. B. S. 97. Menschen von *folgendem Gelichter, ejusmodi homines*. S. 119. den du für *geliefert* hieltest, *quem dedi putabas*,) öfterer noch steif und ungelenk, und ohne Annäherung an den Wohlklang des Originals. Wir wollen zur Bestätigung dieses Urtheils nur einige wenige Stellen anführen. III. C. S. 93. — „Dass jene Menschen euch für fähig halten, *um* durch Urtheil und Recht *das zu erlangen*, was sie sich sonst selbst etc." XI. C. S. 105. „Seyd ihr auch noch auf diesen *Richtplatz* gekommen, um hier den Sext. Roscius zu ermorden, oder seine Verurtheilung zu ertrotzen?" Die unglückliche Wahl des Wortes *Richtplatz* (*subsellia*) und die Auslassung der Worte *cum ferro atque telis*, zerstören den nachdrucksvollen Contrast, den Cicero in die Worte gelegt hat. Eben so ist XII. C. S. 106. in folgender Stelle: „Gesetzt, es schiene euch auch jener Angriff auf den Scävola noch unerträglicher; so ist doch auch der gegenwärtige, da er von Chrysogonus herrührt, unerträglich" der Nachdruck des Gegensatzes zerstört, welcher in den Worten: *quia in Scaevola factum est* (wegen des grossen Ansehns, in welchem Sc. stand,) und *quia fit a Chrysogono* — liegt.) Gleich darauf: „Bey welchem Puncte muss der Vertheidiger seine Geschicklichkeit zeigen oder zu den Künsten der Beredsamkeit seine Zuflucht nehmen?" muss es den Regeln des Zusammenhangs, der Klarheit und des Nachdrucks gemäss heissen: „Wo ist hier ein Punct, der von Seiten des Redners grosse Talente oder einen vorzüglichen Grad der Beredsamkeit fodert?"

Zürch, b. Ziegler und Söhne: *Cornelii Nepotis Vitae excellentium Imperatorum*, mit Anmerkungen von *Joh. Heinrich Bremi*. 1796. 440 S. 8.

Die Lebensbeschreibungen des *Cornelius Nepos* sind kein taugliches Lesebuch für die ersten Anfänger der lateinischen Sprache, und man hat, unsers Bedünkens, recht gethan, sie denen aus den Händen zu nehmen, die kaum den etymologischen Theil der Grammatik einigermassen gefasst haben. Dagegen können sie für die, welche schon einige Uebung erlangt, und einige vorläufige Kenntnisse der alten Geschichte und Geographie eingesammelt haben, sehr brauchbar werden, und man würde Unrecht haben, die an sich schon sehr kleine Anzahl lateinischer, für die mittlern Classen gelehrter Schulen geeigneter, Autoren durch die Verbannung des *Cornelius* noch mehr zu beschränken. Hr. *Bremi*, ein Schüler des trefflichen *Hottinger*, welcher sich schon durch die Ausgabe des *Cicero de Fato. Lips.* 1795. als einen feinen Kenner der lateinischen Sprache gezeigt hat, bestimmt diese Bearbeitung des C. für diejenigen, denen es um eine genaue und kritische Kenntniss der Sprache zu thun ist. Dieses muss, seiner richtigen, aber in unsern Zeiten nur allzu oft verkannten, Bemerkung zufolge, die erste und vornehmste Rücksicht bey der Erklärung der Alten seyn; denn es ist unmöglich, in ihren Geist einzudringen, ja der ganze Nutzen des Sprachstudiums geht unausbleiblich verloren, wenn man, ohne genaue Sprachkenntniss, sich mit einem ungefahren Verstehen des Sinnes begnügt, und nicht auf die Sorgfalt und Kunst merken lernt, mit welcher die Alten ihre Begriffe auszubilden pflegten, wenn sie dieselben öffentlich vortrugen. Hierzu aber ist eine genaue und scharfe Bestimmung der Bedeutung der Wörter, ihres eigentlichen und bildlichen, ihres ersten und abgeleiteten Sinnes, die vornehmste und ganz unerlässliche Bedingung. Auf diesen Gegenstand und auf die Bemerkung der feinern grammatischen Regeln, so wie der Abweichungen von dem Gewohnlichen ist daher der Fleiss des H. vorzüglich gerichtet gewesen; dagegen hat er Sacherklärungen nur mit sparsamer Hand gegeben, ohne doch etwas zu übergehen, was zum Verständnisse des Autors nothwendig ist. Auf die Geschichte aber, die Abweichungen *Cornel's* von andern und seine Irthümer, ist gar keine Rücksicht genommen worden. Die Gründe, welche Hr. *B.* dafür anführt, haben uns nicht ganz befriedigt; und es würde uns, wenigstens für den Gebrauch der Lehrer — denn auch für diese hat er sein Buch bestimmt — zweckmässig geschienen haben, wenn in einer, jeder Biographie vorgesetzten, Einleitung die reichhaltigeren Quellen angezeigt, und im Ganzen und Einzelnen, durch blosse Hinweisung, mit der Erzählung des *Cornelius* verglichen wären. Dieses abgerechnet, scheint uns der Plan des H. auf eine so beyfallswürdige Weise ausgeführt, dass gewiss kein Schüler dieses Buch aus den Händen legen wird, ohne eine deutlichere Einsicht in den Geist der lateinischen Sprache gewonnen, und eine grössere Fertigkeit in der Erklärungskunst — deren Regeln hier auch bisweilen theoretisch angezeigt werden — bekommen zu haben. Dass der Gebildetere hier viel Bekanntes finden müsse, ja selbst manches, was auf guten Schulen schon der Anfänger frühzeitig lernt, und zu üben gelehrt wird, kann für ein Buch dieser Art kein Tadel seyn. Hin und wieder dürfte man wohl noch die eine oder die andere Bemerkung vermissen; wie beym Themistocl. X. 2. dass *Asia* im Gegensatz mit Persien, Klein-Asien bedeute; *Pausan.* III. 1. *post non multo* statt *non multo post*. V. 2. *paucis ante gradibus*, *quam qui sequebantur* statt *prius*, *quam* — u. d. gl. Im *Themist.* I. 3. sind *judicia privata* schwerlich Processe, die in Privathäusern vor Schiedsrichtern ausgemacht werden, sondern im Gegensatz von *judiciis publicis*, Civilsachen.

chen. — Der H. verspricht noch mehrere lateinische Schriftsteller auf eine ähnliche Weise zu behandeln, wovon wir uns recht vielen Vortheil für das gründliche Studium der lateinischen Sprache versprechen.

BERLIN, b. Felisch: *Römische Anthologie oder Sammlung einiger lateinischen Gedichte*, die gewöhnlich nicht in den Schulen gelesen werden. Zum Gebrauch für Schulen von *Joh. Heinr. Christian Barby*, Prof. am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. 1797. 300 S. 8. (16 gr.)

Die bis jetzt vorhandenen poetischen Chrestomathien schienen dem Herausg. dieser Sammlung theils zu kostbar, theils nicht umfassend genug. Dass *Döring's* Eklogä, welche ebenfalls Stellen aus den minder gelesenen lateinischen Dichtern enthalten, ohne die Anmerkungen für einige wenige Groschen zu haben sind, war ihm vielleicht unbekannt: vielleicht fand er auch die ausgehobenen Stellen noch nicht zahlreich genug. Hier findet man Auszüge fast aus allen berühmten Dichtern des römischen Alterthums; mit Ausschluss des *Terenz*, *Virgil* und *Horaz*, die wohl so in allen Schulen gelesen werden; einige Heroiden *Ovid's*, Auszüge aus den Fastis; aus dem *Catull*; dem *Tibull* und *Properz*; dem *Lukan*, dem *Statius*, dem *Silius Italicus*; dem *Martial*, *Juvenal* und *Persius*, dem *Lucrez*; dem *Plautus*, und dem Tragiker *Seneca*. Ausserdem noch das *Pervigilium Veneris*, welches aber schwerlich, so ohne Einschränkung, *eine treffliche Hymne* zu heissen verdient; und die *Consolationem ad Liviam*, die wir wegen so mancher von den Abschreibern verderbten Stelle in ein Buch dieser Art nicht aufgenommen haben würden. Der Herausg. war anfänglich willens, den schwerern Stellen erklärende Anmerkungen beyzufügen; unterliess dieses aber, um das Buch nicht zu vergrössern, und begnügte sich, jedem Dichter eine kurze Einleitung, und jeder Stelle eine Inhaltsanzeige vorzusetzen. Die Einleitungen enthalten zum Theil die nothwendigsten biographischen Notizen, zum Theil eine ästhetische Würdigung des Dichters. Die letzte ist nicht überall so bestimmt, als man bey einem zum Lesen der Jugend geschriebenen Buche wünschen möchte. Wenn es S. 2. von *Ovid's* Heroiden heisst, er setze sich darin in das heroische Zeitalter zurück: so hätte wohl auch noch bemerkt werden sollen, dass er die Täuschung selten erreiche, sondern den rechten Ton sehr oft verfehle, weil er die Empfindung immer nur durch Witz zu errathen sucht. Wenn Hr. B. S. 35. vom *Catull* sagt, er habe kleine epische und lyrische Gedichte, Epigrammen, Elegien und Hendekasyllaben verfertigt: so klingt diess eben so, als wenn man sagen wollte, Klopstock habe Epopöen, Oden und Hexameter geschrieben. Dass es diesem Dichter gelungen sey, leichte Tändeley *mit dem feinsten Gefühle* zu vereinigen, dürfte nur aus sehr wenigen seiner Gedichte dargethan werden können; und es ist gewiss mehr ein kecker, oft auf römische Art derber Muthwillen, der ihn auszeichnet, als jene Eigenschaften, zu denen Hr. B. weiter unten noch die Naivetät setzt. Dass *Catull's* Gedichte nicht alle das für uns sind, was sie für seine Zeitgenossen waren oder seyn konnten, ist eine Bemerkung, die von jedem Dichter des Alterthums, und selbst von vielen des modernen Europa gilt. Wenn S. 36. zu *Catull's* Uebersetzung der Ode der Sappho bemerkt wird, dass auch *Boileau* diese Ode nachgeahmt — eigentlich frey übersetzt — habe: so sieht man nicht, warum von den so zahlreichen Uebersetzern und Nachahmern derselben gerade nur *Boileau* genannt worden ist. Ueber die letzte Strophe, die nicht aus dem griechischen Original entlehnt ist, wird nichts erinnert. Was von *Properzens ängstlichem Bestreben* (S. 71.) gesagt wird, sich in die darzustellende Empfindung zu versetzen, stimmt mit unserm Gefühl nicht überein; so wie wir nicht verstehn, in wie ferne es *dem Ganzen* des epischen Gedichts von *Silius Italicus*, nach S. 134. *an Wahrscheinlichkeit* fehle. Dass dieser Dichter fast überall dem *Livius* folge, wäre vielleicht der Bemerkung nicht unwerth gewesen. Die sechs Satyren des *Persius* sollen ihrem Vf. schon bey seinem Leben grossen Ruhm gebracht haben; aber diess sagt *Sueton* nicht: sie kamen erst nach seinem Tode heraus, und fanden dann vielen Beyfall. — Dass bey dem Abdrucke der Elegien die Pentameter nicht eingerückt, und in den aus dem *Plautus* ausgehobenen Stellen die Verse wie Prosa gedruckt sind, können wir keineswegs billigen. Auch hätte auf den Druck des Textes etwas mehr Sorgfalt gewendet werden sollen. Um unbedeutender Druckfehler nicht zu erwähnen, findet man S. 4. V. 44. *ad* statt *at*. 50. *sine* st. *fine*. S. 7. V. 45. *quam mea* st. *quam me mea*. V. 73. *ergo* st. *ego*. V. 75. *movo* st. *modo*.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. Ohne Druckort: *Ueber die Zerschlagung der Rittergüter, besonders im Bayreuthischen Voigtlande*, von einem Landedelmann. 1799. 96 S. 8. (8 gr.) Die sehr wichtige Frage: ob die Vertheilung oder Zerstückelung grosser Landgüter, vermittelst Verkaufs oder Verpachtung, für die Eigenthümer derselben, den gemeinen Landmann und den ganzen Staat vortheilhaft sey? haben viele sachverständige Männer bald bejahet, bald verneinet. In der vorliegenden, bloss die erstgedachte Art jener ökonomischen Operation betreffenden Schrift tritt ihr Vf. auf die Seite der letzten. Seine Absicht geht dahin, der unter dem Voigtländischen Adel jetzt herrschenden Geneigtheit zum zerstückelten Verkaufe ihrer Landgüter zu steuern, und in drey Abschnitten Beweise beyzubringen, dass solcher sowohl den Eigenthümern, als auch der dasigen Provinz, und dem ganzen Preussischen Staate schädlich sey.

Zu-

Zuerſt ſucht der Vf. die Eigenthümer zu überzeugen, daſs nicht allein der durch die Vereinzelung zu erlangende Gewinn gröſserer Kapitalien, als man nach dem Verhältniſſe der bisherigen Nutzung berechnen oder durch den Verkauf im Ganzen erlangen konnte, nur ſcheinbar und täuſchend; ſondern daſs auch die ſichere Anlegung, Erhaltung und Benutzung dieſer Kapitalien vielen Schwierigkeiten und Gefahren unterworfen ſey; daſs die dabey ſo leicht möglichen, hingegen bey Grundſtücken ſich ſelten ereignenden Fälle der Verminderung oder des gänzlichen Verluſtes die Verkäufer und ihre Nachkommenſchaft in Verarmung und Hülfloſigkeit ſtürzen; daſs mit dem Aufhören eigener Benutzung der Landgüter das Hauptmittel zur ſtandesmäſsigen Erhaltung des Adels und zu der, nach den Zeitbedürfniſſen, nöthigen Vermehrung ſeiner Einkünfte, auch zum Genuſſe eines ruhigen Aufenthalts im Alter oder zur Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, nach erlittenen Widerwärtigkeiten, ganz wegfallen werde. Unter dieſen, mit überzeugender Evidenz dargeſtellten, Gründen befindet ſich jedoch einer, deſſen Richtigkeit wir zu bezweifeln Urſache haben, nämlich die (S. 9. 10.) für die nächſte Zukunft vorausgeſetzte Gewiſsheit einer beträchtlichen Anhäufung des baaren Geldes und der daher entſtehenden Fortdauer ſowohl niedriger Kapitalzinſen, als auch hoher Preiſe aller Natur- und Kunſtproducte. Sollten wir aber nicht von der gänzlichen Erſchöpfung ſo vieler Staatscaſſen, von der ſie drückenden ungeheuren Schuldenlaſt, von der Verarmung ſo vieler tauſend Einwohner in Deutſchland, von dem dringenden Bedürfniſſe der Herbeyſchaffung groſser Kapitalien zur Heilung der durch den Krieg verurſachten Wunden, zur Urbarmachung verwüſteter Ländereyen, Wiederherſtellung zertrümmerter Gewerbe, Erbauung zerſtörter Gebäude, auch von Englands allgewaltigen, die Baarſchaft unſeres Vaterlandes verſchlingenden, Handelsdeſpotism, Abnahme des baaren Geldes, häufigere Bewerbungen um deſſen Anleihung, daher Erhöhung deſſen Werths und der Zinſen; ingleichen von der groſsen Verminderung der Volksmenge durch den langjährigen und mörderiſchen Krieg, folglich auch des Verbrauchs der Natur- und Kunſtproducte, und von der ſtarken Vermehrung der Getreidevorräthe in Nordamerika und Polen geringe Preiſe der einländiſchen Producte weit gewiſſer zu erwarten haben?

Mit gleicher einleuchtender Wahrheit ſind im zweyten Abſchnitte die dem Bayreuthiſchen Voigtlande überhaupt aus der Vereinzelung der daſigen Rittergüter erwachſenden Nachtheile kenntlich gemacht. Durch ſie würde nämlich alle Belehrung des gemeinen Landmannes über den beſſeren Betrieb der Landwirthſchaft, die ihm, nach den daſigen Localumſtänden, nur von Seiten jener Güter, durch Beyſpiele und deren Erfolg, verſchaffet wird, und die wirkſamſte Ermunterung hierzu, auch die kräftigſte Unterſtützung der Landwirthſchaft gegen Druck und Beeinträchtigung, vernichtet werden; eine wirthſchaftliche Behandlung und Benutzung der zerſtückelten Waldungen würden nicht mehr möglich; und die auf die Vermehrung, Veredelung, und beſtmöglichſte Unterhaltung der Schaaf- und Pferdezucht bey den Rittergütern verwendete Sorgfalt und Koſten von den Beſitzern einzelner Theile derſelben nicht zu erwarten ſeyn, folglich ſowohl jene, als dieſe Viehart in tiefen Verfall gerathen. Genau bezeichnet der Vf. gleichfalls den ſchädlichen Einfluſs der oft gedachten Operation auf die niederen Volksclaſſen, welche dadurch die bisherigen Mittel zur Gewinnung unentbehrlicher Lebensbedürfniſſe und ſehr viel von den Gelegenheiten zum Erwerbe ihres Unterhalts, als Tagelöhner oder Dienſtboten, zur Erlangung nöthiger Kenntniſs und Geſchicklichkeit in künftigen häuslichen Dienſten, ingleichen einiges eigenen Vermögens, auch zu ihrer ſittlichen Bildung verlieren, und, nach einem hier angeführten Beyſpiele, weit eher in eine Verſchlimmerung, als Verbeſſerung ihres Nahrungsſtandes gerathen würden. Auch die Städte würden, nach des Vf. Behauptung, die nachtheiligen Folgen hiervon in der Erſchwerung des Ankaufs ländlicher Producte überhaupt, und beſonders völlig nutzbaren Getreides zum Brodtbacken und Bierbrauen und tauglichen Viehes zur Mäſtung empfinden, und noch auſserdem beide, Städte und Dorfſchaften, die ihnen, bey entſtehendem Mangel an Saat- Brodt- und Futterkorne, von den daſigen Rittergütern allein zu verſchaffende, auch bisher verſchaffte, Unterſtützung fürs künftige einbüſsen. Aber auch hier können wir dem Vf. nicht überall beypflichten. In der Regel, an ſich ſelbſt und nach dem häufigſten Erfolge, giebt die Entledigung des Bauers von Frohndienſten ihm allemal Antrieb und Mittel, zur beſſeren Führung ſeines Haushalts, und zur Beförderung ſeines Wohlſtandes, keinesweges zur Vernachläſſigung des erſten, und zur Verſchlimmerung des letzten durch Unfleiſs und Verſchwendung (S. 63.). Das Gegentheil gehöret zu den widernatürlichen ſeltenen Ereigniſſen. Eben ſo wenig können wir zugeſtehen, daſs es Mangel und Vertheurung der ländlichen Producte bewirken werde, wenn die ſtädtiſchen Einwohner ſolche nicht mehr von den Inhabern ganzer Rittergüter, ſondern allein von den durch die Zerſtückelung dieſer Güter erweiterten Beſitzungen des gemeinen Landmanns empfangen (S. 67.). Dieſen ſetzt der Mangel an geräumigen Böden, ſein minderer Vorrath an Baarſchaft, und der obliegende Abtrag nicht nur der öffentlichen Steuern, ſondern auch der Verzinſung des zum Ankaufe angeliehenen Kapitals, und des jährlichen Canons auſser Stand, groſse Vorräthe anzuhäufen, und bis zum Eintritte hoher Preiſe, lange unverkauft aufzubewahren: da hingegen jene ſich in einer ſolchergeſtalt nicht beſchränkten Lage befinden, die ſie dazu füglich nützen können, auch gemeiniglich nur mehr, als zu oft, dazu wirklich nützen.

Im dritten Abſchnitte wird, der angeführten Urſachen wegen, behauptet, daſs ſelbſt dem ganzen Preuſsiſchen Staate an der Beybehaltung der Integrität der Rittergüter viel gelegen ſey. Der Vf. geſteht zwar zuförderſt ein, daſs durch ihre Zerſtückelung eine Vermehrung der Königl. Kammereinkünfte und eine engere Einſchränkung der vielen dem Adel, beſonders dem Voigtländiſchen, zuſtehenden Immunitäten bewirkt werde; wendet aber dagegen ein, daſs das erſte, durch Aufhebung des Lehnsſyſtems, und der Verpflichtung der Stellung des Ritterpferdes, gegen eine verhältniſsmäſsige Geldabgabe, eben ſo gewiſs und hinlänglich erlangt werden könne, und daſs das letzte eine offenbare Ungerechtigkeit (!!) ſeyn würde. Ueberwiegend ſcheinen ihm aber die aus der Vereinzelung der Rittergüter für den Staat entſpringenden Nachtheile deshalb: *weil* ſolches das Auswandern des Adels mit ſeinem groſsen baaren Vermögen in andere Staaten veranlaſſen, ſeine Anhänglichkeit ans Vaterland vermindern, dem Geldumlaufe einen ſehr beträchtlichen Zufluſs entziehen, der Landesregent dadurch die Stütze ſeines Throns und ſeine getreuoſten Anhänger verlieren, beſonders auch dadurch nicht allein ein ihm nachtheiliger Mangel an geſchickten und brauchbaren Officieren, ſondern auch an ſicheren Einländern in den Kantons zur Ergänzung der Regimenter entſtehen würde.

Der Vf. ſchlieſst mit Aeuſserungen des heftigſten Widerwillens gegen die Zerſtückelung der Rittergüter, mit der eifrigſten Warnung dagegen, und mit der dringendſten Ermahnung ſeiner adelichen Mitbrüder zur Beybehaltung dieſer Güter in ihrer Integrität und zur eigenen Bewirthſchaftung derſelben. Aber eben der hieraus hervorleuchtende Mangel einer ruhigen, partheyloſen Unterſuchung hat ihn oft, und beſonders im letzten Abſchnitte, weit über die Gränzen der Wahrheit und Gerechtigkeit hinausgeführt. Dahin gehört z. B. der Irrthum, daſs Patriotismus dem Adel vorzüglich eigen ſey, (S. 81.) daſs deſſen Abgang eine groſse Verminderung des Staatsreichthums verurſache (S. 83.), folglich dieſer hauptſächlich auf der Exiſtenz des Adels im Lande, ingleichen auf ihm die Erhaltung der monarchiſchen Staatsverfaſſungen weſentlich beruhe, (S. 85.) und die höchſt ungerechte Beſchuldigung des ganzen Civilſtandes, daſs demſelben hieran weit weniger gelegen ſey, daſs er vielmehr durch die republikaniſche gewinne und ſie wünſche (S. 86.).

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. May 1800.

PHILOSOPHIE.

KOPENHAGEN u. LEIPZIG, b. Schubothe: *Die Religion der Vernunft und des Herzens, eine berichtigte Darstellung der Ideen zur Philosophie über die Religion*, von *Karl Venturini. Erster Theil.* 1799. 413 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Buch ist eine ganz neue Umarbeitung der *Ideen zur Philosophie über die Religion und den Geist des reinen Christenthums*, welche der Vf. im J. 1794 herausgab (S. A. L. Z. 1794. Nr. 308.). Die vorige äussere Form der Betrachtungen ist hier zwar beybehalten worden; aber der Inhalt derselben ist im Ganzen besser getrennt und geordnet, und obgleich die Materie der einzelnen Betrachtungen noch dieselben sind: so sind sie doch nicht allein oft besser eingeleitet und ordnungsmässiger behandelt, sondern auch vieles bestimmter und richtiger ausgedrückt, und nach den dem Vf. gemachten Erinnerungen verbessert worden. Dass inzwischen doch noch Manches zu berichtigen übrig sey, wird aus den Bemerkungen erhellen, die wir hier und da zu machen Gelegenheit gefunden haben. Der gegenwärtige erste Theil enthält VII *Betrachtungen*: I. *Vernunft und Herz sollen gemeinschaftlich zur Veredlung der Religion wirken.* II. *Das Bedürfniss der Religion und dessen Quellen im Menschen.* III. *Die Religionsfähigkeiten desselben.* IV. *Grundriss einer geschichtlichen Entwickelung der Versuche, welche in dem vorchristlichen Alterthume zur Befriedigung des allgemein gefühlten Religionsbedürfnisses gemacht wurden.* V. *Wahrer Stand- und Gesichtspunct zur Beurtheilung des wesentlichen Inhalts der reinen Vernunftreligion, als Maassstab zur Werthschätzung eines jeden Religionssystems.* VI. *Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung.* VII. *Werth der Religion überhaupt — Wichtigkeit einer positiven Religion für Staatenglück und bürgerliche Wohlfahrt.* Religion der *Vernunft und des Herzens* nennt der Vf. sein Buch in sofern, als, seinem Plane gemäss, Gründe der reinen Vernunft in Verbindung mit den Motiven des gebildeten Gefühls und ächt sittlicher Empfindungen, die beabsichtigte Ueberzeugung in der Seele des Lesers gemeinschaftlich bewirken sollen. Allein einmal giebt es kein anderes reines moralisches Gefühl als das, welches in der Achtung für das moralische Gesetz und die demselben gemässe Handlungsweise besteht, und das Motiv, das zur Bewirkung einer Bestimmung unsers Willens aus dem Gefühle jener Achtung hergenommen werden kann, ist kein anderes, als das, welches das moralische Gesetz selbst an die Hand giebt. Dieses moralische Gefühl ist hiernächst erst ein Erfolg aus der vorhergegangenen Bestimmung des Willens durch die Vernunft, und kann also nichts zur Verstärkung des Ausspruchs und Urtheils der praktischen Vernunft beytragen. Zweytens nimmt aber auch der Vf. in der Ausführung selbst wenig oder gar keine Rücksicht auf dieses moralische Gefühl, sondern, wo bey ihm von einer Mitwirkung der Gefühle zu religiösen Ueberzeugungen die Rede ist, werden bloss pathologische Gefühle gemeynt, in wiefern sie durch die Art des Vortrags religiöser Wahrheiten geweckt werden können, um durch sie die Annahme und Befolgung ächter moralischer und religiöser Maximen vorzubereiten und zu befördern. Dergleichen pathologische Gefühle machen aber so wenig eine Religion aus, als die Kunst, sie zu erwecken, eine Religionslehre. Die erste Betrachtung soll eine Art von Einleitung seyn: Rec. muss aber gestehen, dass sie ihm um so weniger genügt hat, da das, was den Zweck des Werks ins Licht setzen, und den Plan des Ganzen begründen soll, auf sehr undeutlichen und schwankenden Begriffen und Sätzen beruht. Man vermisst den Begriff von Religion, und ihren Unterschied in subjective und objective, um sogleich einsehen zu können, womit es der Vf. hier eigentlich zu thun habe, und eben so unbestimmt und unbefriedigend ist das, was über den in der Ueberschrift dieser Betrachtung ausgedrückten Gegenstand vorgetragen wird. Z. B. um den Zweck seiner Arbeit zu bestimmen, geht der Vf. von dem Satze aus: dass alle auf Religion sich beziehende Belehrungen ein doppeltes Interesse hätten; ein theoretisches, oder, welches ihm einerley zu seyn scheint, ein speculatives, der *forschenden* Vernunft, und ein *praktisches* mit den Bedürfnissen und Gefühlen des Herzens in genauester Verbindung stehendes Interesse der *gesetzgebenden* und den *Willen bestimmenden* Vernunft. Dieses sey allgemein, und allen zwar guten, aber dabey nur wenig gebildeten Menschen eigen; jenes hingegen könne nur der Philosoph lebhaft *erkennen*. Dieses doppelten Interesse wegen könne man sich nun der Religion auf zweyerley Weise annehmen, indem man sie einmal als reine Vernunftreligion *fester zu begründen*, und zweytens in Absicht auf sie Vernunft und Herz in das genaueste Einverständniss zu bringen suche, um auf diese Weise ihre praktische Wirksamkeit zur Sittlichkeit zu erhöhen. — Unter den Bemerkungen, die sich uns hier aufdringen, heben wir nur folgende aus. Erstlich ist bey der Bestimmung jenes dop-

pelten Interesse ein großer Misverstand auffallend. Die Religion, man mag sie *subjectiv*, als eine Vorstellung und Befolgung der Gesetze der praktischen Vernunft, als göttlicher Gebote, oder *objectiv*, als Inbegriff dieser Gebote, betrachten, ist jederzeit praktisch, ein auf Freyheit oder Willensbestimmung sich Beziehendes. Auch die Belehrungen, Vorträge der Lehrer, über Gegenstände der Religion haben immer ihre praktische Tendenz, man mag sie dem nachdenkenden Verstande der Leser oder Zuhörer zum Begreifen und Befolgen nun ganz schlicht darstellen oder in das Gewand der Beredsamkeit und Dichtkunst einkleiden, um Phantasie und Gefühle, zur Beförderung einer leichtern Annahme jener Lehren, zu beleben; und wir können uns keine Religionswahrheit denken, die zu einem bloss theoretischen Erkenntnifs geeignet wäre. Wenn Verstand und Vernunft an der Errichtung des Religionssystems arbeiten, oder einzelne Lehren desselben zur Ueberzeugung und Anwendung vorstellig machen: so ist darum, dass die Vernunft dabey durch Nachforschen, Nachdenken und Ordnen thätig ist, doch das vorgetragene Erkenntnifs nicht theoretisch, sondern, obgleich der Quelle nach, woraus es geflossen ist, *rational*, dennoch in Ansehung des Gegenstandes, den es enthält, *praktisch*. Da es hiernächst in der Religion hauptsächlich auf praktisches Erkenntnifs, als das Wesentliche, ankommt, das nur aus der Vernunft fliesst, in derselben liegt und geweckt werden kann: so gäbe es in der That für den ungebildeten Theil der Menschen gar keine Religion, wenn nur Philosophen jener Erkenntnisse fähig seyn sollten. Schwerlich dürfte daher auch der Behauptung, dass man sich, gemäfs jenem doppelten Interesse, der Religion auf zweyerley Weise, nämlich, indem man sie entweder wissenschaftlich bearbeite, oder in Absicht auf sie, Vernunft und Herz in Einstimmung zu bringen suche, annehmen könne, ein wahrer Gedanke zum Grunde liegen, weil sich auch mit einer gründlichen Auseinandersetzung einer Religionswahrheit ein auf das Gefühl wirkender Vortrag verbinden läfst. — Der Zweck des Buchs ist Entwickelung der Kriterien der reinen Vernunftreligion, um nach denselben die Wahrheit und Zweckmäfsigkeit jedes andern, besonders aber des christlichen Religionssystems prüfen zu können. Der Gedanke, auf welchem der Plan der Ausführung dieses Vorhabens beruht, ist dieser: Religion ist, ihrer Natur nach, ein Gegenstand und ein Product der Vernunft. Sinnlichkeit und Einbildungskraft sind die Mittel, die Vernunft in Thätigkeit zu setzen, und ihre zweckmäfsige Anwendung muss nach dem Maafse des gefühlten Religionsbedürfnisses und nach dem Grade der Religionsfähigkeiten bestimmt werden. Diesemnach sollte, nach einer vorläufigen Betrachtung (I.) über Sinnlichkeit und Einbildungskraft, als Mittel, Vernunft und Willen zur Annahme und Befolgung der Religionsvorschriften empfänglich zu machen, von der Verschiedenheit des Religionsbedürfnisses (II.) und der Religionsfähigkeiten des Menschen, (III.) um darnach die diesen Bedürfnissen und Fähigkeiten angemessenen Mittel, die Menschen durch Religion zur Sittlichkeit zu leiten, bestimmen zu können, gehandelt werden. Hiernächst ist es lehrreich zu wissen, was in dem vorchristlichen Alterthume für Versuche zur Befriedigung des allgemein gefühlten Religionsbedürfnisses nach dem Maafse der Fähigkeit der damaligen Menschen gemacht wurden, um zu wissen, ob ihre Religionsbegriffe eingeschränkter oder umfassender waren, als die unsrigen, und ob sie eben das für das Wesentliche der Religion hielten, was wir dafür erkennen; (IV.) worauf dann die Darstellung des Wesentlichen der Religion überhaupt, nach unserer gegenwärtigen Erkenntnifs und Einsicht, folgen musste, (V.) um aus demselben ein Princip zu Beurtheilung des Positiven und Unwesentlichen auf sinnliche Autorität gegründeten ableiten (VI.) und den Werth der Religion sowohl überhaupt als einer auf positiven Lehrsätzen beruhenden kirchlichen Verfassung, in Rücksicht auf den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft bestimmen zu können. (VII.) Die Gegenstände der *vier letzten* Betrachtungen sind dem angeführten Zwecke gemäfs und befriedigend ausgeführt. Von der *zweyten* und *dritten* können wir dieses so wenig als von der *ersten*, von welcher wir schon geredet haben, rühmen. So wie sie bearbeitet sind, können sie nicht als integrirende Theile des Ganzen angesehen werden, da sie von den Bedürfnissen und Fähigkeiten des Menschen in Rücksicht auf Religion nur überhaupt handeln, keinesweges aber auf eine Verschiedenheit derselben Bedacht nehmen, um darnach die Art und den *Gebrauch der Mittel*, Sittlichkeit durch Religion, nach dem Maafse des Bedürfnisses und der Fähigkeit jeder Classe, zu befördern, bestimmen zu können. Wäre es nöthig gewesen zu zeigen, dass das Bedürfnifs einer Religion in der menschlichen Natur gegründet sey, und der Mensch die dazu nöthigen Fähigkeiten besitze: so hätte es so weitläuftiger Ausführungen um so weniger bedurft, als die Sache, von der in ihnen die Rede ist, von keinem bezweifelt wird. Auch die Ausführung ist, auch abgesehen von ihrer Zweckmäfsigkeit zum Ganzen, nicht befriedigend genug. In der philosophischen Ableitung des Religionsbedürfnisses aus der Natur des Menschen, ist gerade die Hauptsache, nämlich die Darlegung der unbedingten Nothwendigkeit des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit, um dem Sittengesetze subjective Wirkung zu verschaffen, übergangen worden; das nicht selten declamatorische Räsonnement des Vfs. zeigt nur den Gang, auf welchem der Mensch in seinem rohen und gebildeten Zustande durch Erfahrung und Schlüsse der theoretischen Vernunft gelangt sey; doch wird von jener Materie in der folgenden dritten Betrachtung etwas berührt, die Sache aber weder ganz einleuchtend noch erschöpfend vorgetragen. Noch weniger Verdienst hat die Abhandlung von den Religionsfähigkeiten der Menschen. Nach mancherley Umschweifen und lästigen Zubereitungen, stellt der Vf. sehr ernsthaft den Satz auf: es sey allge-

allgemeine und nothwendige Thatsache, dass der Mensch aus Seele und Leib bestehe, und dass die Seele erhabener, und von grösserer Würde und Kraft sey, als der Körper; um daraus die unwidersprechliche Behauptung herzuleiten, dass die Religionsfähigkeit des Menschen auf den Anlagen, Kräften und Fähigkeiten, die ihm als Verstandeswesen eigenthümlich sind, beruhe, und dass man, um der Religion empfänglich zu seyn, Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft haben müsse. Man erfährt, dass der Mensch, ohne die Vorstellungen von einem unbegränzten Raume und von einer unendlichen Zeit, als Bedingungen des sinnlichen Erkenntnisvermögens, nicht fähig seyn würde, die Gottheit sich anders als körperlich beschränkt im Raume, oder als entstanden und aufhörend in der Zeit, zu denken. Diese Bedingungen der sinnlichen Erkenntniss machen die erste Stufe der Religionsfähigkeit aus. Auf der zweyten Stufe stehen die reinen Verstandesbegriffe, z. B. durch das Postulat der Urtheilskraft: bey allem Wechsel *der Erscheinungen in der Sinnenwelt* beharret der Urstoff, oder die Substanz derselben, werde ich schon über die ganze Summe möglicher Erfahrungen hinausgeführt. Aufgeben kann ich aber den Satz nicht, ohne mit mir selbst in Widerspruch zu gerathen. Hier ist demnach kein anderer Ausweg, als den Begriff eines Wesens zum Grunde zu legen, welches als neue Substanz die Form der Erscheinungen bestimmt. Dieses (man denke!) führt aber *geraden Wegs* zu der *theologischen* Idee von einem *allgenugsamen Urwesen*. Sachkundigen Lesern ist es unnöthig, erst bemerklich zu machen, wie verkehrt und unlogisch die Anwendung ist, die der Vf. von jenem Postulate, das blos auf Erscheinungen in der Sinnenwelt geht, zum Behuf einer Idee von einem höchsten Wesen gemacht hat, der gar keine dergleichen Erscheinung entspricht. — Die höchste Stufe nimmt die Vernunft ein, besonders die praktische, durch die wir genöthigt werden, das Daseyn Gottes, und die Gewissheit einer ewigen Fortdauer anzunehmen u. s. w. Diese ganze ängstliche Ausführung sollte beynahe auf den Gedanken bringen, der Vf. meyne, es lasse sich denken, dass die Erkenntnisse, deren der Mensch bedarf und fähig ist, ihm wohl noch auf einem andern Wege, als dem seiner Erkenntnisvermögen erreichbar seyn könnten. Die Abhandlung *vom Geiste des reinen Christenthums* ist dem zweyten Theile vorbehalten.

GESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Handbuch der alten Geschichte.* — Nebst einem Entwurf der Weltkunde der Alten nach *Voss* — von G. G. *Bredow.* — Erste Abtheilung. 1799. 346 S. 8.

Gründliche Gelehrsamkeit, eine Belesenheit, welche sich über mehrere Zweige der alten classischen Literatur verbreitet, und die Gabe, das Gelesene mit anzuwenden, oft auch neue Gedanken herauszuziehen, sind ruhmwürdige Eigenschaften des Vfs., den wir erst durch dieses Buch auf einer so vortheilhaften Seite kennen lernen. Mag immer ein Theil dieser Gedanken ursprünglich Hn. *Wolfs* Eigenthum gewesen seyn; ist gleich die allgemeine geographische Einleitung von Hn. *Voss* entlehnt: so trägt doch das ganze Werk das unverkennbare Gepräg eines eigenen Studiums und eines hellen Geistes an der Stirne. Der Vf. scheint uns ein noch junger Mann zu seyn, bey dem die Benützung eines gutgemeynten Raths noch zu hoffen ist; wir wollen ihn daher bitten, mit seinen oft starken Ausdrücken etwas haushälterisch zu Werke zu gehen, nicht zu glauben, dass wahre Grösse je durch einen absprechenden Ton, durch brüskes Zurechtweisen anderer verdienter Männer, oder auch durch das unbewiesene Hinwerfen auffallender Sätze, errungen wird; und dürfen dann bey den fortgesetzten Bemühungen des Hn. B. und der gänzlichen Läuterung der noch gährenden Masse unserm Vaterlande zu einem vorzüglichen Schriftsteller Glück wünschen. Das Werk selbst ist hauptsächlich zu einem Compendium der alten Geschichte für die obern Classen der Gymnasien, oder auch für Universitäten bestimmt, wird aber hiezu, eben seines Reichthums wegen, nur von wenigen gebraucht werden können; denn es enthält viele nur mit wenigen Worten bezeichnete Angaben, welche von den gewöhnlich vorhandenen abgehen, sich aber, wie wir häufig gefunden haben, auf einzelne wenig benutzte Stellen der Classiker oder auf eine neue Deutung derselben stützen. Von wie vielen Lehrern, bey denen alte Geschichte nicht einziges, wenigstens Hauptfach ist, kann er fodern, die meist verschwiegenen Belege zu den Behauptungen aufzusuchen und für die Zuhörer belehrend zu machen? Sie sind überdies nicht alle zweckmässig für den Lernenden, sondern erst für den Mann, welcher tiefer einzugehen Lust hat und Beruf fühlt. An der Spitze steht das System des Welt- und Erdgebäudes nach den bekannten Begriffen des Hn. *Voss*; dann geht Hr. B. ethnographisch zu jedem einzelnen bekannten Volke der Vorwelt über, schickt überall die kurze geographische Beschreibung des Landes, in welchem es lebte, voraus, und läst dann die historische Darstellung der Schicksale desselben, die kurze Geschichte seiner Könige, mit zweckmässigen kritischen Untersuchungen, vorzüglich in den mythischen Zeitaltern folgen, nimmt dabey durchgängig die Chronologie nach Jahren vor Christi Geburt an, welches wir vollkommen billigen, und schliesst mit der Geschichte seiner steigenden und fallenden Cultur. Diess alles bis auf die Zeiten Alexander's des Macedoniers, denn so weit reicht dieser erste Abschnitt. Nicht bloss die grössern Reiche der Vorwelt kommen auf diese Art an ihre Reihe, sondern meist auch die Provinzen aus denen sie bestanden, alle die einzelnen Völkerschaften Kleinasiens. Griechenland macht den Beschluss, wo die wichtigen in diesen Zeitraum fallenden Begebenheiten kurz und bündig, grösstentheils nach Hn. *Beck*, doch immer mit eigener Vergleichung der Quel-

len vorgetragen werden. Ueberall stöfst man auf kurze, oft eigene Gedanken, von denen ein Theil bey dem ersten Anblick dem Kenner gefallen, andere blofs auffallen, das letzte vielleicht nur deswegen, weil Hr. B. nicht dienlich finden konnte, überall die nöthigen Beweise beyzufügen. Wir rechnen unter mehrern hieher S. 31. dafs sich bey Zahlen keine göttliche Offenbarung *denken* läfst. Oder ist dies nur einer von den zu starken Ausdrücken? Dafs nach S. 106. Samuel *Hoherpriester* war. S. 182. dafs schon Agrippa die Grenzen *Kleinasiens* bis nach Armenien ausgedehnt habe. Bey einigen hätten seine Leser gewifs die beweisende Stelle, oder nähere Ausführung mit Dank erkannt. Z. B. den Beleg zu der Angabe, dafs der Aralsee den Alten schon bekannt war; oder die nähere Entwicklung seiner Begriffe über die Umschiffung von Afrika durch die Phönicier. Er hält sie für unwahrscheinlich; unmöglich können wir aber mit Bestimmtheit wissen, was die Stelle S. 145. sagen wolle: „die Nachricht, dafs sie die „Sonne zur Rechten gehabt hätten, so wie Herodot's „Zweifel dagegen, hat man bis jetzt noch nicht er„klärt, und nicht verstanden." Ein Mann, der so etwas geradezu hinzuwerfen wagt, unterzieht sich der Verpflichtung, seine eigenen neuen Gedanken näher vorzulegen, wie wird es sonst möglich, sie zu prüfen und zu benutzen; und was soll der Lehrer bey seinen Zöglingen mit einer solchen Stelle anfangen? — Vorwürfe müssen wir Hn. B. machen, dafs er Hn. *Mannert* so häufig benützt, und ihn nur dann an ein paar Stellen nennt, wo er glaubt anderer Meynung seyn zu müssen; dafs er beynahe Gelegenheit zu suchen scheint, die Hn. *Gatterer* und *Heeren* mit Misbilligung anführen zu können. Er nimmt es z. B. dem erstern übel, dafs er die sieben Mauern von Ekbatana um die ganze Stadt gehen läfst, da sie nur die königliche Burg umfafsten; und ist auch wirklich mit einer Stelle Herodot's gerüstet, welche für Hn. B. spricht. Er hätte aber den Beysatz Herodot's nicht unbemerkt lassen sollen, dafs der Umfang der äufsern Mauer dem Umfange Athens gleich war, und dafs Polybius das königliche Schlofs nicht einmal in die Citadelle, sondern an den Fufs derselben in die Stadt setzt. Phöniciens Küste, welche Hr. *Heeren* mit Recht als eine lachende Gegend schildert, wird hier als ein öder Landstrich vorgestellt. Und beiden wird es sehr übel genommen, dafs sie nach Herodot's Nachrichten den Scythen und den östlichern Völkern über dem caspischen Meere, jedem so ängstlich ihren genau bestimmten Fleck anzuweisen suchten, da doch der Alte seine Aussagen blofs aus den wenig genauen Erzählungen der Scythen entlehnen konnte. Ist gleich der Vorwurf nicht ganz ungegründet; so sollte doch Hr. B. das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Er selbst lobt den Herodot als den ersten und einzigen Mann unter den Alten, welcher wufste, dafs das caspische Meer mit dem nördlichen Ocean in keiner Verbindung stehe. Wie konnte aber der Vater der Geschichte diefs auf andere Art, als durch die Karavanen, wissen, welche über die nördlichen Küsten dieses Meers hinzogen. Und diese hätten nichts von den Völkerschaften bemerken sollen, durch welche sie ihr Weg führte? Diese wenigen Bemerkungen sind nicht gemacht, um das Publicum gegen den gelehrten und denkenden Vf. einzunehmen, sondern blofs, wo möglich, ein gewisses Aufbrausen zu unterdrücken; wir wiederholen es, der Kenner der Geschichte wird Stoff zu seiner Belehrung, und auch das Bekannte gut vorgetragen finden. Kleine Fehler in einzelnen Angaben heben wir nicht aus, Hr. B. findet sie wohl selbst. Noch eine Einrichtung, welche unsern vollen Beyfall hat, dürfen wir nicht übergehen: alle Namen, deren Aussprache Zweydeutigkeit veranlassen kann, sind hier mit Accenten abgedruckt. Von der später nachgelieferten zweyten Abtheilung und den chronologischen Tafeln, die zwar schon erschienen, aber dem Rec. noch nicht zugekommen sind, behalten wir uns die Anzeige vor.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Altona*, b. Hammerich: *Der neue holsteinische Apostel.* 70 S. 8. — Diese kleine, von einem Sachverständigen verfafste Schrift, giebt Nachricht von dem Unfuge, den ein Bauernknecht, *Joachim Heeschen*, aus Henstedt, als ein halber Inspirirter, eine Zeitlang mit seinen Predigten auf den benachbarten Dörfern seines Geburtsorts im Holsteinischen, unter vielem Volksbeyfalle trieb, so dafs der öffentliche Gottesdienst dabey Gefahr lief, in Stillstand zu gerathen. Die Absicht des Vfs. war, die Behörde auf dieses Unwesen, welches schon eine Weile ohne Störung fortgedauert hatte, aufmerksam zu machen, er erlebte aber noch vor dem Abdruck seiner Schrift die Freude, dafs die Obrigkeit schon ohne sein Zuthun ein Einsehen that, und dem Schwärmer das Predigen verbieten liefs. Diese Schrift kann also nur noch als ein *historischer* Beytrag zu der religiösen Schwärmerey der Zeit angesehen werden. Allein sie empfiehlt sich noch überdem durch gute Bemerkungen über Religion, Prediger, Predigtwesen und gottesdienstliche Polizey, welche in jedem wohlgeordneten protestantischen Staate alle Beherzigung verdienen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 12. May 1800.

PHILOLOGIE.

ERFURT, b. Hennings: *Caroli Davidis Ilgenii*, Philos. et LL. OO. Prof. in Acad. Jen. P. O. et Soc. Lat. Jen. Sodal. hon.: *Opuscula varia philologica.* 1797. *Tomus primus.* 331 S. *Tomus secundus.* 116 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die sieben Abhandlungen, die den Inhalt dieser Sammlung ausmachen, sind gröfstentheils, gleich nach ihrer Erscheinung, wozu den Vf. zum Theil seine öffentlichen Verhältnisse, zum Theil gewisse freundschaftliche Auffoderungen veranlassten, mit gebührendem Beyfalle aufgenommen worden. Man bemerkte in ihnen eine Fülle ausgebreiteter Belesenheit in den Werken der Alten und Neuern, eigenthümliche und meistentheils richtige Ansichten, und, vorzüglich bey kritischen Gegenständen, einen oft überraschenden Scharfsinn. Mit diesen rühmlichen Eigenschaften sind indess einige nicht zu übersehende Mängel verbunden. Bey dem Ausstellen der Beweise einer grossen Belesenheit vermisst man bisweilen die strenge Auswahl des Bedeutendern und Wissenswertheren; der Scharfsinn artet bisweilen in Spitzfindigkeit, und das Streben nach Originalität in Sonderbarkeit aus. Einige dieser Abhandlungen haben nach ihrer ersten Erscheinung bedeutende Zusätze erhalten; aber keine hat ihre äussere Gestalt wesentlich verändert. Indessen hätte man wohl wünschen mögen, dass der gelehrte Vf. seinen Vortrag etwas mehr zusammengedrängt, das weite Ausholen bey bekannteren Dingen vermieden, und besonders seinen Lesern die Mühe erspart haben möchte, sich zu dem, was der Vf. jetzt für Wahrheit erkennt, durch alles das, was er ehemals zu verschiedenen Zeiten dafür hielt, nun aber verwirft, hindurch zu arbeiten. — Wir wollen nun, nach diesen allgemeinen Bemerkungen, den Inhalt der einzelnen Abhandlungen anzeigen. I. *Leonidae Tarentini Epigrammata in Venerem Anadyomenen, Poëseos ejus Specimen.* 1785. Der Vf. erkennt selbst die Mängel dieser ersten Probeschrift, die er aber nicht verwerfen wollte, weil er doch manches darin noch jetzt billigte, und zu deren Umarbeitung es ihm an Musse fehlte. In der That würden wir sie auch, hauptsächlich wegen desjenigen Theiles, den der Titel nicht anzeigt, der Beurtheilung des Geistes und Stils von *Leonidas*, nur ungern entbehrt haben. Bey dem übrigens richtigen Urtheile über die Manier des *Leonidas* von Tarent, können wir doch nicht unbemerkt lassen, dass uns weder die Wahl zu geringfügiger Gegenstände, noch auch die Anhäufung der Beywörter der eigentliche Fehler der Epigrammen dieses Dichters scheine; sondern dass dieser vielmehr in einer seinem Zeitalter eigenthümlichen Prahlerey mit technologischen Kenntnissen bestehe, die, eben weil man sie bey einem Dichter nicht erwartete, mit Ostentation ausgekramt werden. In der That sind viele von den Epigrammen des Leonidas gleichsam Kapitel aus einem poetischen Onomastikon, oder eine Art von grammatischer Mosaik, worauf ihr Vf. gewiss einen desto grössern Werth legte, je weniger Glanz die einzelnen Theile desselben hatten. II. *Chorus graecorum tragicus qualis fuerit, et quare usus ejus hodie revocari nequeat.* 1788. Die Abhandlung ist ganz unverändert geblieben. Nach einer allgemeinen Geschichte der Entstehung des Drama aus dem Chore, beschreibt der Vf. die äussere Gestalt desselben nach Pollux. IV. 104. bis 110. wo ihm der Gedanke eigenthümlich ist, dass die tanzenden Personen von dem Chor verschieden gewesen seyn möchten. Wir glauben nicht, dass es nöthig ist, zu dieser Hypothese, welche durch kein Zeugniss der Alten unterstützt wird, seine Zuflucht zu nehmen, wenn man den Tanz der Griechen vornehmlich als eine ausdrucksvolle Bewegung der Arme denkt. Indem Hr. *I.* von dem ästhetischen und moralischen Nutzen des Chors spricht, erläutert er S. 73. den so oft untersuchten Ausdruck von der *Reinigung der Leidenschaften*, welchen *Aristoteles* selbst, wie aus Politic. VIII. 7. erhellt, in einer der verloren gegangenen Stücke seiner Poetik erklärt hatte. Nach unserm Vf. bezeichnete der Stagirite, in dem Geiste seines Systems, damit *nihil aliud, quam moderationem metus et miserationis, ut nec plus nec minus metuas aut misereare, quam res, locus et tempus postulat.* Fast eben so hat Twining in seinen Anmerkungen zur Poetik S. 240. den Sinn des Alten gefasst, indem er sagt: *We indulge fictitious passion, as one of the first of pleasures, and the effect of that indulgence, frequently repeated, is perhaps, that, while it moderates real passion by the frequency of similar impressions, it, at the same time, cherishes such sympathetic emotions, in their proper and useful degree, by the delicious feelings which never fail to accompany the indulgence of them in imitative representation.* — III. *Nestore felicissimi senis exemplo Homerum non magis delectare quam prodesse.* 1789. Die Abhandlung hat uns das wenigste Vergnügen gewährt. Sie ist als Gelegenheitsschrift zu steif; als gelehrte Abhandlung aber mit gar zu bekannten Dingen angefüllt. Ueber die Frage, in wie ferne der Dichter nützen könne, indem er vergnüge, würde Hr. *I.* jetzt wahrscheinlich selbst

selbst etwas anders entscheiden. IV. Εἰρεσιώνη *Homeri et alia poëseos mendicorum graecorum Specimina, cum nonnullis nostri temporis carminibus ex hoc genere comparata.* Einige Bemerkungen über den Glauben des Alterthums an Homers Dürftigkeit eröffnen diese Abhandlung. Diesem Glauben zu folge legt ihm der *Pseudo-Herodot in Vita Homeri c.* 23. ein durch die Abschreiber ziemlich entstelltes Gedicht bey, mit welchem er sich zu Samos an den Thüren der Reichen ein Almosen ersungen haben soll. Diess ist dasjenige, welches unter dem Namen εἰρεσιώνη, den es von einem mit Wolle umwundenen und mancherley Früchten behangenen Stabe führte, auch in die Ausgaben der homerischen Gedichte aufgenommen worden ist. Hr. Prof. *I.* handelt zuerst von der εἰρεσιώνη und ihrem Gebrauche bey verschiedenen athenienfischen Festen, und bemerkt bey dieser Gelegenheit, wie es uns scheint, mit völligem Grunde, dass beym *Plutarch Vita Thesei* (cap. XXII.) T. I. p. 10. A. B. die ganze Stelle τὴν δὲ εἰρεσιώνην — καθεύδη von einer fremden Hand eingeschoben sey. Dass aber auch p. 7. F. die Worte ἦν δὲ κλάδος ἀπὸ τῆς ἱερᾶς ἐλαίας ἐρίῳ λευκῷ κατεστεμμένος, ein Einschiebsel desselben Grammatikers sey, scheint uns bey weitem nicht so unbezweifelt. In der Bearbeitung des Gedichtes selbst, das sich etwas vollständiger, aber noch weit entstellter als in den Ausgaben des *Herodot* beym Suidas Ὅμηρος T. II. p. 689. findet, dünkt uns die Bemerkung, dass der beym *Suidas* allein erhaltene 7 V. nach V. 12. gesetzt werden müsse, so wie V. 6. die Verbesserung ἔρπει καρδόπου statt ἕρπεο vollkommen beyfallswürdig. Dagegen können wir weder V. 8. die Veränderung von ὕμμιν (wofür *Suidas* durch einen blossen Schreibfehler ὑμνεῖν hat) in ὕμνοις, noch die Verbesserung des 13 V. billigen, der jetzt kaum zur Noth die Gestalt eines Hexameters hat, τοραχίνον τεύγ' Ἀπόλλωνα Ἀγυιεῦ δός τι. Die Lizenz in der Verlängerung der ersten Sylbe von Ἀπόλλωνα hat Hr. *I.* unberührt gelassen. — Auf dieses Lied, dem Hn. *I.* wie es uns scheint, mehr Lobsprüche ertheilt, als es verdienen dürfte, lässt er ein beym Athen. VIII. p. 360. C. D. erhaltenes Lied folgen, welches betteln-de Knaben bey der Rückkehr des Frühlings zu Rhodos zu singen pflegten. Seinen ersten Versuch einer metrischen Anordnung der Zeilen, die er anfänglich für lauter *Ionicos a maj. dimetros brachycatal.* hielt, verwirft er S. 181. indem er, einige Kleinigkeiten abgerechnet, *Hermanns* (*de Metris:* p. 337.) Anordnung und Lesarten annimmt. In dem 8. V. welchen H. nicht anführt, behält auch Hr. *I.* bey der zweyten Revision die gemeine Lesart bey, nach welcher derselbe ein *versus sotadeus* ist. — So wie zu Rhodos für die Schwalbe, so wurde zu Kolophon für die Krähe eingesammelt, und auch das hierbey gewöhnliche Lied hat Athen. p. 359. E. F. aufbewahrt. Hier folgt Hr. *I.* im 3ten V. bey den Worten ἢ ἄρτον ἢ ἡμαίθιον der Erklärung von *Casaubon*, der aus einer verdorbenen Glosse des *Hesychius*, wo ἡμαίθιον durch ἡμιωβόλιον erklärt wird, auch hier ein kleines Stück Geld zu finden vermuthete. Mit Recht verwirft *Ruhnken* *ad Tim.* p. 277. diese Nothhülfe, und verbessert mit Wahrscheinlichkeit, ἢ ἄρτον, ἢ γε ὑμετόν — eine Verbesserung, die Hn. *I.* unbekannt geblieben ist. Im 8. V. bleiben uns die Worte πλοῦτος ἤκουσε auch nach Hn. *I.* Erklärung (*audiverunt preces, sed audiverunt ut divites, sie fallen reich aus*) noch immer verdächtig, und dürften vielleicht in πλοῦτος ἥκει δή — (*ditia dona ad nos accedunt*) zu verwandeln seyn. Vortrefflich verbessert Hr. *I.* V. 19. πολλὰ in πότνα, aber im folgenden Verse dürfte vielleicht noch eher νόμος ὡς. — wie *Dalechamp* im Sinne hatte — als νομὸν zu lesen seyn. — V. *De imbre lapideo et Solis ac Lunae mora inter pugnam Israëlitarum sub Josuae auspiciis cum Amorraeis.* In der Erzählung beym Josua c. X. 11. verwandelt *Dathe* den Steinregen, welcher die Feinde der Israeliten getroffen haben soll, in einen natürlichen Hagel. Hr. *I.* zeigt, dass von einem wirklichen Steinregen die Rede sey, in welchen die poetische Phantasie des Erzählers vielleicht den Hagel verwandelt habe. — Die Geschichte des zweyten Wunders in demselben Kapitel, welches den Auslegern so viel zu schaffen gemacht hat, erklärt er für ein Einschiebsel aus einem Gedichte; beurtheilt hierauf die von *Michaelis*, *Dathe* und *Hetzel* gegebenen Erklärungen, und stellt endlich eine eigene auf, welche weniger Schwierigkeiten hat. Die zahlreichen Ereignisse des Tages, an welchem das Wunder der stillstehenden Sonne geschehen seyn soll, konnten ziemlich leicht den Wahn erregen, dass, obgleich die Sonne binnen dieser Begebenheiten nur einmal untergegangen sey, doch eine Zeit von mehrern Tagen verstrichen seyn müsse. Diese Meynung konnte durch das, was am Morgen im Lager geschehen war, und durch Josua's Gebet, das er beym Aufgange der Sonne ausgesprochen zu haben scheint, unterstützt werden. Hr. *I.* vergleicht ein ähnliches Gebet Agamemnons in Ἰλ. β. 412. welches aber ohne Erhörung blieb. Während der Schlacht kam ein Ungewitter, und als dieses vorbey war, und man die Sonne wieder erblickte, schien sie noch immer an der nämlichen Stelle zu stehen. Nichts ist begreiflicher, als diese Täuschung eines Heeres, welches die Zeit nur nach der Menge der vorgefallenen Begebenheiten beurtheilen konnte. Die poetische Phantasie und Sprache kam noch dazu, und erhöhte die Sache zum Wunder. — VI. *Hermesianactis Elegiarum scriptoris celeberrimi Fragmentum ab Athen.* L. XIII. p. 597. *servatum, emendatius editum et animadversionibus illustratum.* Bey ihrer ersten Erscheinung enthielt diese Schrift (Lipf. 1790.) nur die Anmerkungen; jetzt ist der an vielen Stellen berichtigte, und fast durchgängig lesbar gemachte Text hinzugekommen. Wie viel diese berühmte Elegie, welche, nach *Casaubonus*, den Scharfsinn eines *Lennep* und *Ruhnkenius* beschäftigt hat, den Bemühungen dieses ihres neuesten Herausgebers verdankt, kann in einer Recension kaum deutlich gemacht werden. *Weston's* Anmerkungen (in Hermesianacte. Lond. 1784. 8.) konnte Hr. *I.* ohne Nachtheil entbehren (da selbst das von Hn. *Harles* zum Fabric. B. Gr. II. p. 374. darüber ausgesprochene

Urtheil noch allzugelind ist) so wie die von *Villebrune* und *Adam* in der französischen Uebersetzung des *Athenäus*, unter denen wir kaum eine finden, die des Aufbewahrens werth war. Aber wohl hätten wir gewünscht, dass er *Heinrich's* Bemerkungen und Verbesserungsvorschläge (*in Observatt. in Auctor. vett. Fascic.* I. c. II. p. 25. sqq.) gekannt und einer Prüfung unterworfen hätte. Mit diesem trifft er V. 23. in der Verbesserung ἐκλιεσθαι ἑκονθ' statt ἔχονθ' zusammen — worauf aber auch schon *Delechamp* gefallen war, indem er übersetzt: *ultro ad Heliconem pagum migravit* — und V. 92. in der trefflichen Verbesserung — κουφοτέρας ἐξεσβηθ' ἀνίας. Die Richtigkeit der Lesart V. 36. πνεῦμ' ἀπὸ πενταμέτρου, wofür *Lennep*, mit *Ruhnkenius* Beystimmung, πνεῦμα τὸ π. zu lesen vorschlug, hat *Heinrich ad Musaeum* p. 52. besser dargethan, als Hr. *I.* dem nicht gerade die treffendsten Beyspiele zu Gebote standen. Zur Erklärung des V. 28. vom Homer gebrauchten Ausdruckes: ἥδιστον πάντων δαίμονα μουσοπόλων — wofür *Heinrich* ποιμένα vorschlug — dienen vornehmlich die von keinem Erklärer bemerkten Worte des *Columella* I. Praef. §. 30. *nec parens eloquentiae, Deus ille Maeonius.* vergl. *Cuper. in Apotheos. Homeri.* p. 11. Bey der ganz vorzüglich glücklichen Verbesserung eines höchst verunstalteten Distichons. V. 43. 44.:

λάγρανι δ' εὖτε θανοῦσαι ὑπὸ ξηρὴν θέτο χαίας
κλαίων αἰάζων τ' ἤλθεν ἀποπρολιπών. — —

kann man sich doch nicht enthalten zu wünschen, dass, wenn auch gleich eines der beiden Participien, κλαίων oder αἰάζων, unbezweifelt richtig ist, doch statt des andern der Name des *Orts*, den Antimachus verliess, um nach Kolophon zu gehn, ausgedrückt seyn möchte. Indess dürfte *Heinrichs* Vorschlag — καλλάχον ποταμόν, wenn er auch nicht so weit von der Lesart der Handschriften abwiche, doch wegen des unmittelbar vorhergehenden — Πακτωλοῦ ῥεῦμ' ἐπέβη ποταμοῦ — kaum zulässig seyn. Hiess es vielleicht:

λάγρανι νι δὲ θανοῦσαν ὑπὸ ξηρὴν θέτο γαῖαν
κλαίων, ξανθαυγῆ δ' ἤλθεν ἄγρει προλιπών,
ἄκραν ἐς Κολοφῶνα. —

Man erinnere sich an den Goldsand, welcher die Gefilde von Sardes bedeckt haben soll, von denen *Ovid Metam.* XI. 144. sagt: *Nunc quoque tum veteris servato semine venae Arva rigent, auro madidis pallentia glebis*, wie es denn fast überhaupt ein poetisches Herkommen geworden war, jene Gegend von dieser Erscheinung zu bezeichnen. S. *Burmann. ad Propert.* l. VI. 32. p. 69. — Im 59 V. verbessert Hr. *I.* indem er einer von *Lennep* angedeuteten Spur folgt, ist mit völliger Evidenz Θεωρίδος εἶδος, welches deutlich genug in der Lesart des *Venet. et Medic. cod.* θεωριδος enthalten ist; aber die Verbesserung des vorhergehenden Wortes wird wegen der Lücke im nächsten Verse immer ungewiss bleiben. — Die Verbesserung des 37 V., an welchem bis jetzt alle Versuche der Wiederherstellung ohne Erfolg geblieben sind, und den Hr. *I.* so lesen will: πολλῷ δ' ἐπὶ πολλάκις μώλῳ Κυνηγωθεὶς κώμης στεῖχε συνεχανῦ εἰν. hat mehr ein glückliches Ansehn, als innere überzeugende Kraft; denn μῶλος ohne allen weitern Zusatz für den *Dienst der Liebe* zu nehmen, welcher allerdings sehr oft mit dem Kriegsdienst *verglichen* wird, möchte sich schwerlich rechtfertigen lassen; und die von Hn. *I.* angeführten, und noch leicht zu vermehrenden, ähnlichen Stellen, helfen dazu nicht. *Hermesianax* selbst V. 83. sagt: οὐδ' οἱ δεινοῦ ἔρωτος ἀπεστρέψαντο κυδοιμὸν φαινόμενον; wo, um dieses gelegentlich zu bemerken, *Heinrich* mit Wahrscheinlichkeit μαινόμενον verbessert. Beym 21. V. φημὶ δὲ καὶ βοιωτὸν ἀποπρολιπόντα μέλαθρον Ἡσίοδον — scheint uns mehr die Bemerkung als die Verbesserung des Fehlers richtig zu seyn; und es möchte wohl in βοιωτὸν eine gelehrtere Lesart als πατρῷον versteckt liegen, zu welcher vielleicht *Hesiodus* selbst E καὶ H. 636. einen Fingerzeig giebt. Wir können bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, dass Hr. *I.* eine Sammlung der noch vorhandenen Bruchstücke griechischer Elegien veranstalten, und dann seine Anmerkungen zum *Hermesianax* noch einer zweyten Revision unterwerfen möchte. Dann dürfen wir hoffen, dass er alles Ueberflüssige, hauptsächlich die Aufstellung und ausführliche Bestätigung von Vermuthungen, die er am Ende doch verwirft, wegschneiden, und vielleicht auch, dass er manche Bemerkung, wie V. 8. über ἀντικρυς, V. 9. über die vermeintliche Dilogie in ἐπ' ὀφρύσι u. d. gl. zurücknehmen werde. VII. *Animadversiones historicae et criticae in Ciceronis Orationem pro Archia poeta.* (Lipsiae. 1793.) Der Vf. untersucht in der Einleitung die Frage von der Zeit, wenn die Rede für den Archias gehalten worden, und unterstützt Fabricii Meynung, dass dieses im J. 693. geschehen sey; wenn Archias das römische Bürgerrecht erhalten habe, und wenn er zum Bürger von Heraklea gemacht worden sey; Untersuchungen die mit Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Genauigkeit geführt werden. Das Urtheil über die poetischen Talente dieses Mannes, welches Hr. *I.* S. 43. aus *Cicero's* eigenen Worten zu entwickeln sucht, kann an sich vielleicht richtig seyn; aber ohne doch auf diesem Wege erwiesen werden zu können. Denn die Interpretation der Ciceronianischen Worte: *quae vero accurate cogitateque scripsisset, ea sic vidi probari, ut ad veterum scriptorum laudem pervenirent* — ist nicht sowohl *vorsichtig* als *ängstlich* und *spitzfindig*. Besser begründet scheint das Urtheil zu seyn, welches auf die dem Archias beygelegten Epigramme der griechischen Anthologie gebaut ist; aber abgerechnet, dass auch von denen, welche ihm, nach der hier angestellten Untersuchung S. 56. 57. beygelegt werden, noch manche weggenommen werden müssen, die ihm *Brunck* auf Geradewohl beygelegt hat; so ist doch gar nicht zu erweisen, dass diejenigen von diesen Gedichten, denen in den Handschriften bloss der Name des *Archias*, ohne gentile, beygeschrieben ist, gerade dem *Antiochener* dieses Namens, und keinem an-

andern angehören. — Den allgemeinen vorläufigen Unterfuchungen find kritifche und exegetifche Bemerkungen angehängt. Unter den erften fcheint uns vorzüglich Cap. II. die Verbefferung *in judiciis periculisque jactatu eft* ftatt *tractata eft*, und C. IV. die Verwerfung von *Heracleenfem* nach *adfcriptum* alles Beyfalls werth zu feyn.

Frankfurt a. M., b. Herrmann: *Sammlung der neueften Ueberfetzungen der römifchen Profaiker*, mit erläuternden Anmerkungen. *Zwölften Theils*, achter, neunter und zehnter Band.

Auch unter dem Titel:

Des Titus Livius aus Padua römifche Gefchichte, was davon auf unfere Zeiten gekommen ift, überfetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von *J. P. Oftertag*. *Achter Band*. 1797. 524 S. *Neunter Band*. 1798. 540 S. *Zehnter Band*. 1798. 521 S. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Diefe drey Bände enthalten die Gefchichte des *Livius* vom 36ften Buche an, bis zum Ende, zugleich mit dem Epitome der verloren gegangenen Bücher, den Faften der Confuln, den nothwendigften Sachregiftern, und einem Anhange von Verbefferungen. Auch diefer Befchlufs des Werks beftätigt das Urtheil, welches wir bey den früheren Bänden gefällt haben. Denjenigen, die eine Ueberfetzung blofs als Hülfsmittel zum Verftändnifs des Originals gebrauchen, wird auch diefe nützliche Dienfte leiften; aber als kunftvolle Nachbildung eines mit grofser Sorgfalt gefeilten Kunftwerkes kann fie keinesweges betrachtet werden. Ausdrücke, wie IX. S. 15. feine unter ihm *geftandenen* Truppen — und gleich darauf — einige aus dem Speifefaal *gegangene* Perfonen. S. 33. alle jemals auf dem macedonifchen Throne *gefeffene* Könige — werden höchftens noch im Zeitungsftile geduldet; eines gebildeten Gefchichtfchreibers find fie ganz unwürdig. Im XXXVIII. B. 50. find die Worte *Roma victrix victorem Africanum expellit* (das fiegreiche Rom vertreibe den Afrikanus, dem es den Sieg verdanke) wenigftens nachläffig überfetzt: Rom aber, *als* Siegerin, vertreibe fogar *feinen* Sieger, Afrikanus. — Eben fo ift gleich darauf S. 373. in den Worten: „Nie war vorher irgend jemand, felbft Scipio nicht als Conful und Cenfor, unter einer gröfsern Begleitung von Menfchen jedes Standes, als der Beklagte an diefem Tage, *vor Gericht erfchienen*, (*in forum eft deductus*), der Sinn des Schriftftellers wenigftens nicht genau wieder gegeben. *Livius* fagt nicht, es fey nie ein *Beklagter* in einer gröfsern und ehrenvolleren Begleitung *vor Gericht erfchienen*: fondern, die angefehenften Magiftratsperfonen, ja felbft Scipio während feines Confulats und Cenforamts, fey nie in einem glänzenderen Gefolge auf *dem Markte erfchienen*, als jetzt der Angeklagte vor den Richtern. Folgende Stelle des 52ten Kap. wird man auch nach Vergleichung mit dem, hier gar nicht dunkeln Originale, kaum verftändlich finden: „Allein die Volkstribunen behaupteten, der nämliche Stolz, mit welchem er das Gericht, die Tribunen, und die Verfammlung des Volkes verlaffen, und in Begleitung derer, denen er das Recht und die Freyheit ihn zu richten, nicht anders als einem Zuge von Gefangenen und in einer Art von Triumph über das römifche Volk felbft, durch feinen Zug nach dem Capitol entriffen, und eine Trennung des Volkes von feinen Tribunen an diefem Tage verurfacht hätte, verhinderte ihn jetzt zu erfcheinen, und fich zu verantworten." Wir glauben, dafs die Gedanken des Römers ungefähr auf diefe Weife ausgedrückt werden können; „Allein die Volkstribunen — befchuldigten ihn, das, was ihn hindere, fich zu vertheidigen, fey fein Stolz, der ihn auch neulich veranlafst habe, die Richter, die Volkstribunen und die Verfammlung zu verlaffen, und, in Begleitung des nämlichen Volks, dem er die Macht ihn zu richten und die Freyheit entriffen, wie ein Feldherr in dem Zuge der Gefangenen, über die Freyheit Roms zu triumphiren, und das Volk zu bewegen, von feinen Tribunen getrennt, auf das Capitol zu entweichen." Die Energie und Kürze der letzten Worte: *fecessionemque eo die in Capitolium a tribunis pl. feciffet* — dürfte vielleicht auf keine Weife mit vollem Glücke nachgebildet werden können; in Hn. O. Ueberfetzung aber wird man an die berühmte *fecessionem in montem facrum*, worauf hier offenbar angefpielt wird, nicht einmal erinnert. In dem Anhange zum *zehnten* Bande findet man, als Nachlefe zu den erläuternden Anmerkungen über die von *Livius* angeführten Prodigien, eine Sammlung von Nachrichten über die fogenannte *Fata Morgana*, aus welcher das, was vor kurzem über diefe merkwürdige Erfcheinung in den *Geographifchen Ephemeriden*, März 1800 gefagt worden, bereichert werden kann.

KINDERSCHRIFTEN.

Pirna, b. Arnold und Pinther: *Berquins Kinderfreund*, aus dem Franzöfifchen. Zweyter Theil.

Auch unter dem Titel:

Berquins fämmtliche Werke; nach verwandten Auffätzen geordnet. Zweyter Theil. 1800. 168 S. 8. (12 gr.)

Die in diefem zweyten Theil vorkommenden Auffätze, find zur Bildung des Herzens für Kinder von etwas reiferen Alter, fämmtlich zweckmäfsig, und von entfchiedenen Werth, daher fie als Lefebuch für die Jugend, mit guten Gewiffen empfohlen werden können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. May 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, in der Hahnschen Buchh.: *Physiologische Fragmente* von G. R. Treviranus, D. d. M. und Prof. d. Med. und Mathematik zu Bremen u. f. w. *Zweyter Theil.* 1799. 247 S. 8.

Der erste Theil dieser physiologischen Fragmente ist unsern Lesern durch die Anzeige eines andern Rec. (A. L. Z. 1797. Nr. 261.) bekannt. Auch dieser zweyte Theil liefert rühmliche Beweise von des Vfs. Talenten und Fleifs, und wird selbst solchen Lesern, die er von manchen seiner Hypothesen nicht überzeugt, durch eine interessante Zusammenstellung sowohl alter als neuer Thatsachen, und durch manche ihm eigenthümliche Blicke und Ansichten eine lehrreiche und anziehende Lectüre gewähren.

Der erste Auffatz dieses Bändchens ist eine Fortsetzung der Abhandlung *über Nervenkraft und deren Wirkungsart* im ersten Theile. Zu bedauern ist es, dass der Vf. in dieser Abhandlung es sich zur Regel gemacht zu haben scheint, *alle* Einwürfe, die seiner Hypothese entgegengestellt sind, zu widerlegen, wodurch auf der einen Seite die Schrift hin und wieder eine sehr streitende Tendenz bekommen hat, auf der andern Seite aber neben sehr gegründeten auch manche unbefriedigende Widerlegungen jener Einwürfe entstanden sind. In diesem Aufsatze findet man die Erzählung einiger sehr merkwürdigen neuern Versuche über den thierischen Magnetismus, die zu Bremen angestellt sind. Offenbar wird es unserm Zeitalter bey der Nachwelt zum Vorwurfe gereichen, dass nach Verlauf einer so langen Zeit zur Aufhellung des Wahren und Falschen bey diesem so häufig gemissbrauchten, und nur so selten vernünftig angewendeten Heilmittel noch so wenig geschehen ist, da man doch so manchen lehrreichen Aufschluss über die thierische Oekonomie von daher erwarten kann. Ein sehr bequemer Egoismus, der alles verhöhnt, was er nicht sogleich einsieht, und der begierig nach allem Verwerflichen im Aufserwesentlichen greift, um sich dadurch einer Prüfung des Wesentlichen zu überheben, hat es auch hier bewirkt, dass man über dem Missbrauche des thierischen Magnetismus den Gebrauch desselben versäumt, und seine Anwendung fast ganz den elendesten Betrügern überlassen hat. Möchten doch auch durch Hn. *Treviranus* Bericht mehrere gute Aerzte vermocht werden, vorsichtige und genaue Versuche über diesen Gegenstand anzustellen, der durch manche neuentdeckte Galvanische Erscheinungen in einen so schönen Zusammenhang mit unserer jetzigen Kenntniss des Organismus gekommen ist! „Ich für meinen Theil, sagt Hr. T., bin durch die Beobachtung einer Menge theils eigener, theils fremder, von allem Verdachte des Trugs und der Täuschung entfernter, Versuche fest überzeugt, dass keine Arzney den Mangel an Lebenskraft so schnell wieder ersetzt, keine die ungleiche Vertheilung derselben, diese Hauptquelle der meisten Nervenkrankheiten, so bald wieder hebt, wie der thierische Magnetismus. Die Erscheinungen, die ich nach der Anwendung desselben beobachtet habe, sind: im geringern Grade, vermehrte Thätigkeit dieser und jener Organe, die sich bald mehr auf das System der Blutgefäfse, bald mehr auf das der Muskeln und Nerven erstreckt; beschleunigte Geschwindigkeit und vermehrte Stärke des Pulses; in manchen Fällen Vermehrung verschiedener Absonderungen und Excretionen; erhöhete organische Wärme; Congestionen des Bluts zu den Theilen, an welchen man mit der Berührung lange verweilt; brennende Hitze in denselben; vermehrte Lebensturgescenz verschiedener Stellen der Oberfläche des Körpers und eine lebhaftere Röthe derselben; im höheren Grade, Exaltirung der niedern Seelenkräfte, und eine bis aufs äusserste erhöhte Reizbarkeit mehrerer Theile des Körpers, besonders verschiedener Sinnesorgane."

Nach unserm Vf. findet hierbey ein unmittelbarer Uebergang der Lebenskraft aus dem Körper des Berührenden in den des Berührten statt, (woraus sich das Nichtgelingen mancher Versuche erkläre, da nur starke, mit Ueberfluss an Lebenskraft versehene Menschen in Andern die Wirkungen des thierischen Magnetismus hervorzubringen vermögen). Mit eben dem Rechte, womit sich in der Physik aus den Erscheinungen des Magnetismus und der Elektricität auf eine magnetische und elektrische Materie schliessen lasse, (das heisst bekanntlich: *mit einem noch gar sehr zu bezweifelnden Rechte*), könne auch der Physiolog hieraus folgern, dass die Lebenskraft aufser den gröbern Organen, worin sie ihren Sitz hat, noch ein feineres, unsern Sinnen verborgenes, Vehikel habe, wodurch sie auf jene zu wirken fähig werde. Dieses Vehikel nennt Hr. T. den *Lebensstoff*. Auch er findet es wahrscheinlich, dass es nur eine Grundkraft in der ganzen Natur gebe, und dass alle die Kräfte, die wir mit verschiedenen Namen belegen, blofse Modificationen von jener sind. Die Ursachen dieser verschiedenen Modificationen führt er zurück auf die Verschiedenheit in der Form und Mischung der rohen sichtbaren Materie, worauf jene Grundkraft wirkt, und auf feinere Grundstoffe, wozu er den Lebensstoff

stoff rechnet. Die Resultate dessen, was er davon vorträgt, sind nach seiner eigenen Angabe: dass es der Lebensstoff ist, durch dessen Zumischung zur organischen Materie diese Leben erhält. Alle Theile besitzen eine gewisse Menge dieses Stoffs, und zwar wird diejenige, deren sie zur Erhaltung ihres eigenthümlichen Lebens bedürfen, ihnen aus ihrem arteriellen Blute zubereitet. Alle Organe aber, und vorzüglich die Muskeln, besitzen das Vermögen, mehr von jenem Stoffe aufzunehmen, als ihnen zu diesem Zwecke nothwendig ist. In denjenigen Fällen, wo sie mehr Lebensstoff nöthig haben, als zu ihrer *Vita propria* erfoderlich ist, sind es die Nerven, wodurch ihnen derselbe mitgetheilt wird. Anhäufungen des Lebensstoffes bringen die Erscheinungen hervor, die wir mit dem Namen Lebensturgescenz belegen. Entziehung desselben ist die Triebfeder unserer körperlichen Maschine, (denn *Reiz* ist, nach dem Vf., alles das, wozu der Lebensstoff eine grössere Verwandtschaft, wie zu dem gereizten Organe, hat). In den Muskeln, dem Zellgewebe, den Nervenhäuten und der *pia mater* bewirkt diese Entziehung fibröse Bewegungen; das Hirn- und Nervenmark wird dadurch aus einer flüssigen Substanz in eine feste verwandelt. Bey diesen Entziehungen des Lebensstoffs gehen immer gewisse chemisch-animalische Mischungen, phlogistische Processe, vor. Im Hirn- und Nervenmarke entsteht aus der Verschiedenheit dieser Processe die Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit unserer Ideen und Empfindungen. Ein jedes Organ aber verliert bey denselben einen gewissen Theil seiner Substanz, welcher indessen gleich nach geschehener Reaction aus dem arteriellen Blute wieder ersetzt wird, und mit diesem Ersatze der organischen Materie wird zugleich wieder neuer Lebensstoff an die Stelle des verlornen zurückgeführt. — (Ohne hier in eine nähere Prüfung dieser mit vielem Scharfsinn vorgetragenen Hypothese eingehen zu können, verdient nur angemerkt zu werden, dass die Grundlage derselben, die Wirklichkeit eines *Lebensstoffes*, von Hn. *T.* eben so wenig, als von irgend einem seiner Vorgänger erwiesen ist.)

Seine bekannte Hypothese, dass die Fortpflanzung sensorieller Reize zum Körper durch die Nervenhaut, die Fortpflanzung körperlicher Reize zum Sensorium aber durch das Nervenmark geschehe, sucht der Vf. hier noch mehr zu bestätigen und gegen Einwürfe, die man ihm gemacht hat, zu vertheidigen. Auf den Haupteinwurf, der von dem bekannten Humboldtschen Versuche hergenommen wird, dass durch die Reizung eines Nervenendes, welches ¾ Linien von dem Muskelende des Nerven entfernt ist, Zusammenziehungen in dem Muskel entstehen, antwortet Hr. *T.* (S. 128.): „Man versteht mich unrecht, wenn man glaubt, dass ich die bey den Wirkungen der Spannkraft vorgehende Bewegung der Nervenhäute (die er übrigens (S. 97.), nach *Reil*, nicht mehr als Fortsetzungen der Gefässhaut des Gehirns ansieht) für die *Ursache* der Muskularcontractionen annehme. Ich halte sie für weiter nichts, als für eine *Mitwirkung* der Ursache dieser Erscheinungen. Jene Mitwirkung nun kann aufgehoben seyn, und dennoch können diese Phänomene erfolgen. Und diess ist bey jenen Humboldtschen Versuchen der Fall. Entziehung des Lebensstoffs ist die grosse Triebfeder, wodurch alle Theile unsers Körpers in Thätigkeit gesetzt werden. Durch die angebrachten Armaturen nun wird eine solche Entziehung dieses Stoffs in dem obern Ende hervorgebracht. Nach dem Gesetze des aufgehobenen Gleichgewichts strömt also der Lebensstoff aus dem untern Ende in das obere über. Der hieraus in dem untern Ende entstehende Mangel an Lebensstoff wird wiederum durch den Uebergang dieses Stoffs in dasselbe aus dem Muskel, womit es verbunden ist, ersetzt, und dieser Uebergang des Lebensstoffs aus dem Muskel in das untere Nervenende ist endlich die Ursache der Zusammenziehung jenes Organes.“ (Wozu bedarf es denn aber noch der willkürlichen Annahme einer peristaltischen Bewegung der Nervenhäute zur Erregung von Muskelzusammenziehungen? Entweder diese peristaltische Bewegung der Nervenscheiden ist als Ursache oder doch als nothwendige Bedingung der Muskelzusammenziehung, die vermittelst sensorieller oder anderweiter Reizung der Nerven entsteht, anzusehen, oder sie ist es nicht. Im ersten Falle ist sie mit dem Humboldtschen Versuche im Widerspruche; denn wie kann eine peristaltische Bewegung der Nervenhäute sich durch einen ¾ Linien langen leeren Raum fortpflanzen? Im andern Falle, wenn sie, wie Hr. *T.* jetzt annimmt, bloss als eine Mitwirkung der Ursache dieser Erscheinungen angesehen werden soll, ist ihre Annahme überflüssig, da der Humboldtsche Versuch zeigt, dass mittelst der Nerven-Muskularcontractionen erfolgen können, ohne die von Hn. T. ganz hypothetisch angenommene Wirkung der Nervenhäute.) Zum Schlusse des Aufsatzes bemüht sich der Vf. zu zeigen, dass der Streit, ob die Muskelkraft von der Nervenkraft abhängig sey, durch die von ihm vorgetragene Hypothese geschlichtet werde, und hängt einige Bemerkungen über Spannkraft und Nervenkraft in naturhistorischer Rücksicht an, worin er besonders auch den Pflanzen willkürliche Bewegung und dunkle Empfindung zuschreibt.

Die zweyte Abhandlung ist überschrieben: *Anmerkungen zu der Lehre vom Consensus und der Bewegung des Augensterns.* Auch hierbey wendet Hr. *T.* seine Hypothese an. Die Entstehung consensueller Bewegungen erklärt er so: jeder Reiz, nach dessen Einwirkung auf einen Nerven wir eine solche Erscheinung wahrnehmen, erregt in der Gefässhaut des letzten einen *motus peristalticus*, der so lange ungehindert fortgeht, bis er auf *plexus*, *ganglia*, oder überhaupt auf Stellen stösst, wo die Scheide eines andern Nerven mit ihm in Verbindung steht. Hier wirkt er auf diese als Reiz, theilt ihr die in ihm vorgehende Bewegung mit, und erregt in ihr einen *motus peristalticus directus*. Verliert sich dieser letzte Nerve nun in Theilen, die zur Bewegung unfähig sind: so werden keine bemerkbaren Veränderungen

im Körper daraus entspringen. Endigt er sich hingegen in muskulösen Organen, so sind Zusammenziehungen derselben die Folge davon, und diese machen dann das aus, was wir mit dem Namen consensueller Bewegungen bezeichnen. Bey der Erklärung consensueller Empfindungen legt Hr. *T.* zum Grunde, dafs die Structur des Nervenmarks fibröser Art ist, dafs jede gereizte Faser der markichten Substanz eines Nerven eine eigene Empfindung in der Seele erweckt, und dafs diese Empfindung einerley ist, der Reiz mag wirken, auf welchen Theil der Fiber es sey, und dafs in den Nervenknoten eine Verschlingung jener Fibern statt findet. Gesetzt nun, irgend eine Fiber der Marksubstanz eines Nervenasts, der aus einem *Ganglion* seinen Ursprung nimmt, wird durch einen Reiz zu Reactionen veranlafst: so werden sich die daher entspringenden Transmutationen ungehindert bis zu jenen Nervenknoten fortpflanzen. Hier aber werden durch diese Bewegungen in den mit jener ersten verschlungenen Nervenfibern ebenfalls Transmutationen erregt, und dadurch mufs die Seele eben so viele verschiedene Empfindungen erhalten, als die Anzahl der letzten beträgt. Da diese nun zu Theilen gehen können, die von dem, welcher zuerst durch ein äusseres Irritament gereizt wurde, ganz entfernt sind, und jede Empfindung von der Seele immer auf den Theil bezogen wird, in welchem sich die Fibern, deren Transmutationen jene Empfindung hervorgebracht haben, verlieren: so erhelle, wie Eindrücke nicht nur an dem Orte, worauf sie wirken, sondern zugleich in andern Gegenden Schmerzen und sonstige Empfindungen erregen können. — Die nächste Ursache der Zusammenziehung der Iris sucht auch Hr. *T.* in den aus dem *Ganglion ophthalmicum* zur Traubenhaut gehenden Nervenästchen. Nur was die entfernte Ursache anbetrifft, weicht er von seinen Vorgängern ab. Er sucht sie in der unmittelbaren Einwirkung des Lichts auf die Nerven der Uvea, und diese Einwirkung geschieht, nach ihm, vermittelst der *Processus ciliares*. Nicht alle Lichtstralen, welche durch die Hornhaut dringen, gelangen bis zur Krystallinse. Von denen, welche von der Seite kommen, und unter einem sehr schiefen Winkel auf jene Membran fallen, geht ein Theil zur vordern Fläche der *processus ciliares*. Hier nun wird dieser zur hintern Fläche der Traubenhaut reflectirt, und bringt in den auf ihr verbreiteten Nerven die Veränderung hervor, wodurch das Anschwellen der Iris bewirkt wird.

Den Schlufs machen *kurze vermischte Bemerkungen.* 1) Schon vor *Buffon* und *Roose* habe *Bohnius* dem Harveyschen Probleme Thatsachen entgegengesetzt. 2) Bey eben diesem Schriftsteller finde sich schon die ganze Hallersche Idee von der Bewegung des Herzens durch den Reiz des Bluts. 3) Das Füttern der Kühe mit Färberröthe mache, nach *Mylius* Bemerkung, die Milch roth, und diese Milch gebe weisse Butter und rothen Käse. 4) Das Blut, welches während der Paroxysmen convulsivischer Krankheiten gelassen wird, gerinne sehr schnell. 5) *Bonvicini's* Meynung, dafs in den Fühlhörnern der Insekten das Geruchsorgan derselben befindlich sey, fand auch Hr. *T.* bey Versuchen, die er darüber anstellte, bestätigt.

Leipzig, b. Böhme: *Entwurf von der Entstehungsart und einer gründlichen Heilmethode bösartiger alter Geschwüre und Schäden für Wundärzte;* von *J. Th. K.* 1799. 134 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. versichert, dafs diefs Schriftchen nicht die Geburt einer blofsen Lectüre und einseitigen Stubenfleifses sey, sondern vielfach erprobte eigene Erfahrungen enthalte. Die meisten Bücher über den Gegenstand desselben hält er für den gröfsten Theil der Wundärzte für zu weitumfassend, zu theuer oder zu gelehrt. — Die Ursachen der Geschwüre, und die zu ihrer Kur nöthige Diät sind hier so abgehandelt, dafs hoffentlich nicht viele Wundärzte etwas daraus zu erlernen haben werden; nützlicher können sie für Layen seyn, die mit diesem so häufigen Uebel beschwert sind. (Zur Abgewöhnung des starken Branteweintrinkens empfiehlt er, aus *eigener* Erfahrung, wie er sich etwas zweydeutig ausdrückt, hinter jedem Glase Brantewein sogleich ein Bierglas kaltes Wasser und noch mehr nachzutrinken.) Die innere Behandlung ist sehr seicht angegeben, da die Indicationen nicht genug entwickelt, und die zu reichenden Arzneyen zu unbestimmt für solche Wundärzte, als der Vf. vor Augen hat, angegeben sind. Auch die örtliche Behandlung ist nicht immer genau genug angegeben, z. B. nicht, wie stark die Auflösung des Höllensteins bey kallösen Geschwüren seyn soll. Vorzüglich liebt der Vf. die Sublimatauflösung, die Quecksilberniederschläge setzt er aber zu sehr bey Seite, besonders den rothen. Lobenswerth ist es, dafs der Vf. auf die Schwäche, die fast immer bey alten Geschwüren, als Ursache oder Wirkung, statt hat, besonders aufmerksam macht, und vor den vielen schmierigen Salben warnt, statt deren er sich selbst zum gewöhnlichen Gebrauche eine aus 2 Theilen Eydotter und 1 Theil Terpenthinöl verfertigt. (In einfachen Fällen ist aber noch besser, statt des Terpenthinöls, frisches Olivenöl). Im Ganzen giebt die Schrift dennoch keine hinreichende Unterweisung, dem gemeinen Wundarzte kann sie aber durch einzelne Lehren nützlich werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Küchler: *Geschichte der Familie des Herrn Macarius Bohn* oder *die Launen des Glücks.* 1799. *Erster Theil.* 252 S. *Zweyter Theil.* 264 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Geschichte der Bohnischen Familie, welcher noch wichtige Schicksale bevorstehen, wenn die zweyte Hälfte des Titels nicht trügt, ist in einem fliefsenden, reinen und natürlichen Stile geschrieben. Diefs ist

ist aber auch das einzige, was wir zu ihrem Ruhme sagen können; denn sie hat übrigens den unverzeihlichsten aller Fehler, dass sie bis zum Einschlafen langweilig ist. Ein reicher Kaufmann von sehr gutem Gemüthe, aber desto weniger Geist, den seine eitle adelstolze Frau nach Gutdünken regiert; ein altes politisirendes Fräulein; ein Geck von Hofmeister; ein junges Mädchen, das, wie man hier liefst, einen jungen Menschen ausserordentlich liebt, und dieser junge Mensch, der das Mädchen sehr lieben soll; ein ehrlicher Diener, den der Vf. gern naiv und treuherzig machen möchte, und einige *Chevaliers d'industrie*, die von der Eitelkeit der gnädigen Frau Vortheil ziehen und sie betrügen; diess ist die Gesellschaft, in welcher uns der Vf. zu belustigen sucht. Denn dass er diese gute Absicht hat, ist nicht zu verkennen; aber leider eben so unverkennbar ist es, dass sie ihm durchgängig fehlschlägt. Der ehrliche Macarius Bohn ist am Ende des *zweyten Bandes* glücklich begraben; der Vf. hat es aber noch mit seiner Familie zu thun. Wie es dieser ergehen werde, dürfte niemand sehr begierig seyn zu erfahren; denn der Vf. hat sich gehütet, die Neugierde seiner Leser zu spannen, die ohnediess, bey einiger Belesenheit in ähnlichen Werken, den Ausgang in der Hauptsache ohne Mühe errathen werden.

Berlin, b. Matzdorf: *Ismael, der Hagar Sohn, oder Lebensskizze Franz Euphonius, eines Virtuosen*, von ihm selbst aufgezeichnet. *In zwey Theilen.* 1799. 374 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Franz, der Sohn eines zelotischen Landpredigers, ist für den geistlichen Stand bestimmt, aber seine Liebe zur Musik macht ihn den Studien ungetreu. Die Leidenschaft, mit welcher er der Kunst anhängt, zieht ihm den Zorn seines Vaters zu, der ihn, durch Franzens heuchlerischen Bruder aufgehetzt, mit seinem Fluche belegt, und aus dem Hause verstösst. Er sucht nun durch seine Kunst und — eine einnehmende Gestalt sein Glück, ist bald arm, bald reich, hat verschiedene Liebesabentheuer, und beerbt endlich seinen habsüchtigen Bruder, welcher ein ansehnliches Vermögen hinterlässt. Dieser Roman, der auch eine wahre Geschichte seyn könnte, erhebt sich ein wenig über den gemeinen Haufen; er zeigt einige Erfahrung, einiges Gefühl, und einiges Talent der Erzählung. Dagegen ist die Erfindung und Composition der Begebenheiten von sehr geringem Gehalt. Die Absicht, das unbestimmte, precäre, und oft erniedrigende in dem Verhältnisse des Künstlers zu zeigen, welche anfänglich der leitende Faden zu seyn scheint, zeigt sich gegen das Ende immer weniger, und wird auch überhaupt durch die Begebenheiten und ihre Darstellung nicht genug unterstützt. Die ersten greifen nicht in einander, und die letzte ist für den ästhetischen Zweck allzuschwach. Vieles ist ganz überflüsig, und nicht einmal zierliches Nebenwerk. Der Ton der Erzählung ist ganz gefällig; aber der Dialog ist unerträglich steif und schwerfällig. Fast alle auftretende Personen moralisiren zu viel. Der Held ist ein unbedeutender Charakter, wenn er überhaupt ein Charakter ist, und die bedeutendern, wie Paul Scharf und Madam Arbello, sind nicht gerundet genug. Den Mangel an Verhältniss in den einzelnen Parthien der Erzählung wollen wir gar nicht in Erwähnung bringen; aber dass der Vf. seinem Helden Einfälle in den Mund legt, die andere schon langst vor ihm gehabt haben, gereicht diesem keineswegs zur Empfehlung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Brünn*, b. Siedler: *Ein Schelm thut mehr als er kann*, Lustspiel in einem Act nach dem Französischen des *Dorvigni* frey bearbeitet von *Franzky*. 1799. 62 S. 8. (5 gr.) Hr. Franck hat die Errichtung einer Schauspieler Truppe unternommen; ein Original meldet sich zum Engagement als Souffleur bey ihm. Ein tauber Bedienter bringt ihm ein Billet von einem jungen Menschen, der unter dem Namen der schöne Carl seine Talente anbietet; bald darauf erscheint dieser selbst, und legt Proben seiner Kunstfertigkeit im dramatischen Fach ab. Mr. Franck ladet ihn zum Mittags-Essen ein, und führt ihn in sein Cabinet. Indess er sich mit Durchsehung verschiedener eingelaufenen Papiere beschäftigt, meldet sich ein besoffener Schneider, der seinen lüderlichen Sohn, den schönen Carl sucht, von Hn. Franck gleichfalls zu Mittag eingeladen, und in das Cabinet geführt wird. Bald darauf erscheint auch die Frau desselben, eine französische Närrin, welche gleichfalls zu Tisch gebeten, und in das Cabinet gebracht wird, worin sich alle drey weidlich herum zanken. Ihr Neffe, ein Magister, sucht die Familie, und wird ihr in das Cabinet zu geführt. Ein Lohnbedienter sucht seine Herrschaft, geht aber, da er sie nicht findet, wieder ab. Der Miethkutscher, welcher die Dame gebracht hat, flucht draussen, und will nicht länger warten. Hr. Franck geht in das Cabinet, um diess zu melden, findet aber zu seinem Erstaunen niemand darin. Indem erscheint ein Notarius, welcher ihm meldet, dass die Familie eine Injurienklage gegen ihn angestellt habe; und es entdeckt sich, dass alle die verschiedenen Rollen, von einem und demselben Schauspieler gespielt wurden, welcher sich durch diese Probe seiner Kunst, dem Theater-Unternehmer zum Engagement empfehlen wollte. Diess ist die Intrigue dieser ächt Goldonischen Farce, für deren Uebersetzung das deutsche Theater, dem Hn. *Franzky* wahrlich keinen Dank schuldig ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. May 1800.

PHILOLOGIE.

1) Zürich, b. Gessner u. Leipzig, in Comm. b. Wolf: *Attisches Müseum.* Herausgegeben von C. M. Wieland. *Zweyter Band.* 1798. *Dritten Bandes Erstes Heft.* 1799. 168 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

2) Halle, b. Gebauer: *Die Wolken.* Eine Komödie des Aristophanes. Uebersetzt von *Christ. Gottfr. Schütz.* Zweyte verbesserte Ausgabe. 1798. 144 S. 8.

Die vier vor uns liegenden Hefte des *attischen Museums*, von dessen Absicht und Einrichtung wir bey der Erscheinung des ersten Hefts Nachricht gegeben haben, enthalten die Ueberfetzung der *Ritter* und der *Wolken* des *Aristophanes*, die Fortsetzung der Charaktere des *Theophrast*, den Anfang einiger Beyträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts zu Athen, einen Versuch über die Frage: ob und in wiefern *Aristophanes* gegen den Vorwurf, den Sokrates in den Wolken persönlich mishandelt zu haben, gerechtfertigt oder entschuldigt werden könne? und endlich einige sokratische Gespräche aus *Xenophon's* denkwürdigen Nachrichten übersetzt. Wir wollen mit dem, was den grössten Theil des Inhalts ausmacht, und in mehr als einer Rücksicht das wichtigere ist, mit der Uebersetzung der aristophanischen Stücke, den Anfang machen.

Der Gedanke, einen Dichter, wie *Aristophanes*, in eine Sprache zu übersetzen, die für das niedrig-komische noch so wenig bearbeitet ist, und, in diesem besondern Falle, wegen ihrer ungemeinen Züchtigkeit, dem Uebersetzer jeden Augenblick die allergrössten Schwierigkeiten in den Weg legt, verdient schon um seiner Kühnheit und Fruchtbarkeit willen, die Aufmerksamkeit aller Freunde des Alterthums. Kein Dichter Athens ist den Dilettanten der alten Gelehrsamkeit so wenig bekannt, als dieser *ungezogene Liebling der Grazien*, dessen kühne Satyre, Zoten und Possenreisserey ungefähr die hauptsächlichsten und meist die einzigen Züge sind, deren sich die meisten bey dem Namen des *Aristophanes* zu erinnern pflegen. Aber man darf durchaus nicht glauben, das attische Theater, die ächte attische Laune und Genialität, und den Charakter der Athenienser, in welchem diese Eigenschaften zu den wesentlichen Zügen gehören, vollständig zu kennen, wenn man nicht mit diesem einzigen und schlechterdings unvergleichbaren Dichter eine vertrautere Bekanntschaft errichtet hat. Um hierzu auf eine wirksame Weise aufzumuntern, und zugleich denen, die das Original selbst zu studieren nicht Muth und Kraft genug haben, einen gültigen Stellvertreter desselben in die Hand zu geben, könnte man mehr als einen Weg einschlagen. Den einen zwar wird nur der mit Erfolg betreten, der sich auch wohl selbst an die Stelle des griechischen Komikers setzen könnte, und welchen *Göthe* in dem Bruchstücke einer Nachahmung *der Vögel* eingeschlagen hat. Der andere, welcher diesem an nächsten liegt, wäre, dem Stoffe des alten Dichters durch Veränderung des Tons und der Manier, durch kleine Vertauschungen des Alten mit dem Modernen, das fremdartige Costum abzunehmen, welches die des Alterthums unkundigen Leser nur allzu leicht abschreckt, und ihn so in die Sphäre des neuern Lebens einzuführen. Dieser Weg ist ungefähr der, welchen Hr. Hofr. *Schütz* in seiner Uebersetzung der *Wolken*, von welcher weiter unten die Rede seyn soll, mit so glücklichem Erfolge betreten hat, dass, wenn das Verdienst der aristophanischen Poesie blos in ihrer belustigenden Kraft bestände, wir kein Bedenken tragen würden, dieser in der That originalen Manier, besonders, wenn nur von der Unterhaltung des Lesers die Rede ist, den Vorzug vor einer wirklichen Uebersetzung — welches der dritte Weg wäre — einzuräumen. Aber um den *Aristophanes* ganz zu kennen, muss man ihn in seinen eigenthümlichen Formen studieren. Die blosse Betrachtung des Stoffs kann uns in Verwunderung setzen; aber bewundern und nach Verdienst schätzen kann ihn nur der, der den leichten und zarten Bau seiner fröhlichen Luftschlösser im Ganzen übersieht. Nicht blos die oft bisarre Handlung, sondern auch das, was die Handlung stört, die Chöre, die vertraulichen Unterhaltungen des Dichters mit dem Parterr, aller der Muthwill und Kurzweil, womit er so oft die Täuschung willkürlich vernichtet, gehört zur Kenntniss des genialischen Ganzen. Alle diese mannichfaltigen und ungleichartigen Theile aber, werden durch das Band einer poetischen Sprache zusammengehalten, die in ihrer Art wohl eben so einzig ist, als die Ideen, die sie mit einer entzückenden Leichtigkeit umschlingt. Diese Sprache und die fortreissende Versification, die dem leichten Schwunge der Phantasie des Dichters immer einen neuen Anstoss giebt, trägt ganz vorzüglich dazu bey, die das Ganze durchdringende bacchische Begeisterung zu versinnlichen, durch welche der Dichter das Gemüth seiner Zuschauer, und selbst moderner Leser so leicht zu regieren und an sein tolles Spiel zu fesseln weiss. In dieser poetischen Gestalt muss er uns also erschei-

nen, wenn wir in seinen Werken nicht blofs eine unendliche Fülle von Witz bewundern, sondern uns mit ihm zu der Höhe seiner phantastischen Welt erheben sollen.

Das poetische Gewand scheint uns daher bey einer Uebersetzung des Aristophanes, die ihn in seiner wahren Gestalt, als einen Dichter des alten athenienfischen Theaters, zeigen soll, eine unerlafsliche Bedingung zu seyn; und auch Hr. Hofr. *Wieland* war auf das innigste hievon überzeugt, als er sich zuerst bey den *Acharnern* (im deutsch. Merk. 1794), der, mit fast unzähligen Schwierigkeiten verknüpften Mühe einer metrischen Uebersetzung unterzog, in welcher ihn auch die Kenner des Originals wieder finden könnten. Ein berühmter Schriftsteller, welcher überall lustig ist, nur in seinen Lustspielen nicht (*Voltaire*), nennt irgendwo den *Aristophanes* einen komischen Dichter, der weder komisch noch ein Dichter sey; aber wir wollen zu seiner Ehre glauben, dafs dieses Urtheil eigentlich nur die Uebersetzer des Griechen trifft, in denen man selbst den Schatten des Genies nur mit Mühe erkennen kann. Wenn aber eine Uebersetzung, wie die Wielandsche, ihn nicht gegen die Gefahr einer solchen Verkennung sichert: so läfst sie doch wenigstens den Tadlern des Aristophanes keine ähnlichen Entschuldigungen übrig.

Die Uebersetzung eines Dichters, vornehmlich eines Dichters aus dem Alterthum, wird immer nur eine Annäherung an das Höchste seyn; aber vielleicht ist dieses Höchste nirgends so unerreichbar, als bey dem Meister der alten Komödie. Ohne hier die zahlreichen Stellen, in denen er seinen Lesern Räthsel aufgiebt, in Anschlag zu bringen: welcher Uebersetzer könnte hoffen, seine meistentheils glücklichen Wortspiele, oder seine witzige Unverschämtheit mit Erfolg nachzubilden, oder mit ihm in der Leichtigkeit, Dreistigkeit und Gewandheit, mit der er das Höchste und das Niedrigste ausdrückt, in der Fülle seines bilderreichen Ausdrucks, in seinen eben so grotesken als energischen Zusammensetzungen, in der zierlichen Kürze, Rundung und Klarheit seines Atticismus, endlich in dem Wohlklange seiner höchstvollendeten Versification so glücklich zu wetteifern, dafs ihm nicht, wie Hr. *W.* (I. S. 114.) von seiner eigenen Arbeit sagt, das blofse Gefühl, dafs so viel verloren gehen mufste, die Freude an dem, was gelungen ist, verkümmern sollte? Aber das Unmögliche möglich zu machen, wird auch niemand verlangen; und selbst der gewissenhafteste und geistreichste Uebersetzer wird sich hier einen Beurtheiler verbitten müssen, der, das Original in der Hand, Vers für Vers vergleichen, die Abwesenheit jedes kleinen Reizes auf die Rechnung des Uebersetzers schreiben, und, ohne sich um die Erreichbarkeit seiner Foderungen zu kümmern, in der Uebersetzung gleichsam einen Spiegel des Originals zu finden verlangen wollte. Wie sollte es z. B. möglich seyn, die ganze komische Kraft einer Stelle, wie folgende ist (*Equites* v. 1377—1380.) zu erreichen, wo der Demos, bey Erwähnung der Studien der jungen Athenienser, einen gewissen Phäax anführt:

δεξιὸς ὁ Φαίαξ, καὶ σοφῶς ἐμάνθανε.
ξυνερκτικὸς γάρ ἐστι, καὶ περαντικός,
καὶ γνωμοτυπικὸς, καὶ σαφὴς, καὶ κρουστικός,
καταληπτικός τ' ἄριστα τοῦ θορυβητικοῦ.

bey welcher Stelle Hr. *W.* mit Feinheit, und vielleicht mit Recht, bemerkt, dafs Aristophanes hier die Affectation jener, der Schule kaum entlaufenen, Jünglinge, sich in lauter rhetorischen Kunstwörtern auszudrücken, lächerlich mache; aber es liegt in derselben zu gleicher Zeit ein anderer viel bitterer Spott der Sitten dieses Phäax, der, nach diesen zweydeutigen Lobsprüchen seiner Talente, in den Künsten der Hetären Schulen eine gröfsere Uebung besitzen mochte, als in denen, die man bey dem Rhetor lernen konnte. Wenn auch die Sprache wirklich hier für alle Ausdrücke des Originals ähnliche darböte — denn einige möchten wohl, wenn man keusche Ohren nicht schonen wollte, ziemlich nachgebildet werden können: — so wird doch gewifs manches, in der einen oder der andern Beziehung, verloren gehen, oder verdunkelt werden müssen. Hr. *W.* hat sich daher begnügt, die Ansicht der Stelle zu geben, die der Ehrbarkeit keinen Anstofs gab, und den Phäax in ihr als einen jungen rhetorischen Pedanten aufzuführen:

Phäax, in der That,
Besitzt viel Fertigkeit, und hat was rechts
Gelernt; er ist concinn, präcis,
Sententiös und klar, voll Energie,
Und Meister in der Kunst, die Lärmer im
Respect zu halten.

In solchen Fällen — und die Leser des *Aristophanes* wissen, dafs es deren noch verwickeltere bey ihm giebt — ist Hr. *W.* öfters genöthigt gewesen, die Nachbildung ganz aufzugeben, wie z. B. das grammatische Wortspiel in den *Wolken* V. 666—688. — von dem indefs doch, so viel als möglich war, beybehalten worden; — bisweilen auch an den Platz des unübersetzbaren etwas ähnliches zu stellen. Gleichwohl sind mehrere Wortspiele, als man hätte erwarten oder fodern dürfen, auf eine höchst glückliche Weise nachgebildet worden. Wenn in den *Rittern* V. 1181. Kleon dem Demos einen Kuchen, mit den Worten überreicht:

Ἡ Γοργολόφα σ' ἐκέλευε τουτουῒ φαγεῖν
ἐλατῆρος, ἵνα τὰς ναῦς ἐλαύνωμεν καλῶς.

so heifst es hier S. 119. fast ohne Verlust:

Die Gorgolofa heifst dich diesen *Anlauf* essen,
Damit wir unsre Schiffe glücklicher
Vom Stapel *laufen* lassen.

Noch glücklicher ist in den *Wolken* V. 54. das Wortspiel des Strepsiades nachgebildet, da wo er das Leben seiner vornehmen Frau schildert:

> Οὐ μὴν ἐρῶ γ' ὡς ἀργὸς ἦν, ἀλλ' ἐσπάθα·
> ἐγὼ δ' ἂν αὐτῇ θοἰμάτιον δεικνὺς τοδὶ
> πρόφασιν, ἔφασκον· ὦ γύναι λίαν σπαθᾷς.

> Dass sie *faul* war, will
> Ich just nicht sagen, sie *wirkte* nur zu viel!
> Frau, sprach ich einst zu ihr, — auf meinen Kittel,
> Zum Vorwand weisend — du *verzettelst* mehr
> Als nöthig ist.

Diese kleinen Verzierungen, die, wie elektrische Funken, überall unter den Fingern des griechischen Komikers hervorsprühen, gehören mit zu dem Ausdrucke seiner Eigenthümlichkeit, und wer sie vernachlässigen zu können glaubte, würde dadurch zu erkennen geben, dass er weder die Grazie, noch die unerschöpfliche Fülle des Dichters recht zu fühlen und zu würdigen wüsste.

Hr. W. hat, wie wir schon oben erwähnten, in den *Acharnern* und *Rittern* die Sylbenmaasse des Originals beybehalten, doch so, dass er sich bey den lyrischen Stücken von dem Zwange einer getreuen Nachbildung entband, und sich freyere lyrische Rhythmen erlaubte. In den *Wolken* hat er für nöthig gehalten, diese Freyheit noch etwas weiter auszudehnen, und die anapästischen Tetrameter mit Hexametern zu vertauschen, die, wenn sie durch Daktylen hinlänglich beflügelt werden, ungefähr eine ähnliche Wirkung haben. Es ist wahr, dass der Gebrauch des Anapästs in unserer mit Jamben und Trochäen über*ladenen* Sprache an sich nicht leicht, und durch den *regelmäsigen* Abschnitt, welchen die Aristophani*schen* Tetrameter fodern, und die Nothwendigkeit des reinen leicht auffliegenden Anapäst vor der Endsylbe des Verses unendlich erschwert wird. Aber auch in den trochäischen Tetrametern hielt es Hr. W. (bey der Uebersetzung der *Wolken*) für rathsam; um die zumal in langen Reden leicht entstehende Monotonie derselben zu vermeiden, auch daktylische Füsse aufzunehmen, und Verse von ungleichen Längen mit einander abwechseln zu lassen. Das erste war im Grunde nur Vindication eines Rechts, dessen sich selbst *Aristophanes* bisweilen, und andere Komiker mit noch weit wenigerm Bedenken, öfters bedient haben.

Dass auch bey der Benutzung dieser Freyheiten dem Uebersetzer des Aristophanes noch immer Fesseln genug zu tragen übrig blieben, weiss jedermann, dem das Original nicht fremd ist. Die Leichtigkeit, mit welcher Hr. W. sie zu tragen scheint, die Gewandtheit, mit welcher er so zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden weiss, der Schein von origineller Freyheit, den er seiner Uebersetzung gegeben hat, muss auch dann noch Bewunderung erregen, wenn man den Umfang seiner Talente und den glücklichen Erfolg, der mehrere ähnliche Unternehmungen dieses unermüdlichen Künstlers krönte, im frischen Andenken hat. In folgender Stelle (S. 27.), in welcher Pheidippides das Recht, das er hat, seinen Vater zu schlagen, darthut, wird man die Beredsamkeit des Originals (V. 1425—1433.) um nichts vermindert finden:

> Und diese Gesetze, wer gab sie?
> Doch wohl ein Mensch, wie du, und ich? Und sollten sie gelten,
> Musst' er die damals lebenden Menschen dazu überreden.
> Und warum sollte denn mir nicht auch, wie jenem, erlaubt seyn,
> Künftig ein neues Gesetz zu Gunsten der Söhne zu geben,
> Das uns berechtigt, den Vätern die Schläge zurück zu bezahlen,
> Die wir von ihnen empfangen? Sie können zufrieden seyn, wenn wir
> Ihnen alles, was vor dem Gesetz geschehn ist, erlassen,
> Und uns darein ergeben, umsonst zusammengehauen
> Worden zu seyn. Sieh nur, wie die Hähne und andere Thiere
> Gegen die Väter sich spreitzen; und was für ein Unterschied ist wohl
> Zwischen ihnen und uns, als dass sie keine Decrete publiciren?

In der Eintrittsrede der Wolken aber, um noch eine Probe andrer Art zu geben (V. 276—290.), ist der lyrische Schwung des Originals glücklich nachgeahmt:

> Ihr nie versiegenden Wolken, auf!
> Steigen wir, sichtbar zu werden,
> Lichtschwebend, wie thauigter Duft
> Aus des lautschallenden Oceans Schoos,
> Ueber waldigter Berge
> Dichtlockigte Scheitel empor,
> Wo wir auf schimmernde Warten herabschaun,
> Und auf die heilige Fruchtgebährerin Erde,
> Und das Rauschen der göttlichen Flüsse,
> Und das tiefbrausende wogige Meer!
> Seht, wie das nie ermüdende Aug'
> Des Aethers die blendenden Strahlen umherblitzt:
> Schütteln wir dann das regnichte Dunkel
> Von uns ab, und nahen, allmälig
> Unsre Göttergestalt enthüllend,
> Mit weitschauenden Blicken der Erde.

Es ist Zeit, nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf die Abhandlungen und Erläuterungen, welche die Uebersetzung begleiten, einige Blicke zu werfen. Die *Ritter* — Hr. W. hat aus guten Gründen den Titel der Demagogen gewählt — sind eines von den Stücken des Aristophanes, die, als Parodie der atheniensischen Staatsverfassung, die Aufmerksamkeit des neugierigen Lesers erregen. Die Anlage der Handlung indess zeigt nur wenig Kunst. Sie besteht

grös-

gröfstentheils aus Einer, wenig variirten, Situation, aus dem Wettstreite der Unverschämtheit und Liebedienerey zwischen dem Kleon und einem Wursthändler, welche beide den alten kindischen Demos zu gewinnen bemüht sind. Die Ausführung dieser einfachen Anlage aber muss als ein unübertreffliches Wagstück eines unerschöpflichen Witzes angesehen werden, der sich hier gleichsam immer selbst überbietet, und, indem er fast von dem Aeufsersten auszugehen scheint, sich gleichwohl noch eine lange Bahn eröffnet, und uns so die Unbegränztheit seines Vermögens anschaulich macht. — Da in diesem Stücke das personificirte Volk selbst eine nichts weniger als ehrenvolle Rolle spielt, — obgleich Hr. *Meiners* (Gesch. der Wissensch. II. Th. 477.) behauptet, kein komischer Dichter hätte sich erkühnen dürfen, das Volk anzugreifen — und noch überdiefs einer der damaligen Lieblinge desselben auf das ärgste gemishandelt wird: so nimmt Hr. *W.* hievon Gelegenheit, zur Erklärung dieses Phänomens, einige Bemerkungen über den Geist und Charakter der alten Tragödie überhaupt vorauszuschicken. Das, was hier und noch ausführlicher in der Abhandlung über die Rolle des Sokrates in den Wolken, von dem Geiste der demokratischen Verfassung gesagt wird, erklärt einen Theil dieser Erscheinung vortrefflich, der andere Theil der Erklärung muss aus der Natur dieser bacchischen Lustbarkeit und dem Charakter des Volks geschöpft werden; Umstände, welche Hr. *W.* ebenfalls nicht unberührt gelassen hat. Ohne Zweifel hatte der ausgelassene Muthwille, mit welchem nicht nur die komischen Dichter, sondern auch, bey der eleusinischen Procession, die γεφυρισται jedermann ohne Schonung neckten und höhnten, als Folge der Begeisterung, die das Fest und die Nähe der Gottheiten erzeugte, eine gewisse Heiligkeit, und schien bey der Feyer des Festes eben so wesentlich, als die satyrischen Lieder der römischen Soldaten bey den Triumphen ihrer Feldherren, die Freyheiten, die sich die Sklaven an den Saturnalien gegen ihre Herren erlaubten, und der oft bis an Wahnsinn gränzende Muthwille der italienischen Winzer zur Zeit der Weinlese; lauter Erscheinungen — und es sind dieses nicht die einzigen in dieser Art — die es ziemlich begreiflich machen, wie die muthwilligsten Mishandlungen der angesehensten Männer, ja des ganzen Volks auf der Bühne und bey dem Feste des Bacchus, als ein Scherz angesehen werden konnte, dessen Wirkung mit dem Rausche der Freude und der Begeisterung verflog. Aus eben dem Grunde aber kann es auch erklärt werden, warum auf dem komischen Theater der Römer, dessen Verhältnisse durchaus verschieden waren, jeder Versuch, die Freyheit der attischen Komödie einzuführen, mislingen musste; und warum die Komödie des heutigen Europa eine solche Verähnlichung noch viel weniger verstatten kann. Einzelne Beyspiele vom Gegentheile beweisen nichts; und wenn die Farcen (*Sotties*) des Mittelalters sich solcher Freyheiten selbst gegen die Könige bedienten — wie sich denn z. B. Ludwig XII. in diesen Stücken seine Fehler ohne Bedenken vorrücken liess; — so wird dieses, wenn man alle Umstände erwägt, unsere Meynung mehr bestätigen als widerlegen können.

(*Der Beschluss folgt.*)

1) Leipzig, b. Schwickert: *P. Ovid's Naso's Mittel wider die Liebe*, metrisch übersetzt, mit erläuternden Anmerkungen, von *J. G. Carl Schlüter*, Dr. d. Weltweish. 1796. 48 S. 8.

2) Ebend., b. Ebend.: *P. Ovid's Naso's vier Bücher Briefe aus dem Pontus*, metrisch übersetzt mit erklärenden Anmerkungen, von *J. G. Carl Schlüter*. 1797. 212 S. 8. (14 gr.)

Hn. *S's.* unverbesserliche Manier, den *Ovid* zu verdeutschen, ist bekannt. Ohne die mindeste Ahndung von Schönheit, oder auch nur von mechanischer Richtigkeit, drückt er in abgesetzten Zeilen, die er für Hexameter auszugeben beliebt, den Sinn des Dichters nothdürftig aus, und erläutert dieses sein Machwerk mit untergesetzten, höchst trivialen, und oft schmutzigen Anmerkungen. Einem so schamlosen Uebersetzer seine Ungebühr ausführlich darzuthun, wäre noch thörichter, als einen Mohren weiss waschen zu wollen. Es ist genug, dem Publicum Schriften dieser Art anzuzeigen, um sie vor ihrem Gebrauche zu warnen.

KINDERSCHRIFTEN.

Köln, b. Haas u. Sohn: *Friedr. Eberh. v. Rochow's Kinderfreund.* Mit Genehmigung des Vfs. für katholische Landschulen eingerichtet von einem katholischen Pfarrer. 1799. *Erster Theil.* 144 S. *Zweyter Theil.* 168 S. gr. 8. (9 gr.)

Wenn irgendwo bey engherzigen Katholiken die Einführung von Rochow's Kinderfreund in die Volksschulen ein Bedenken haben konnte: so ist dieses durch die gegenwärtige, absichtlich für Katholiken berechnete, und mit kleinen Abänderungen und Zusätzen versehene, Ausgabe aus dem Wege geräumt worden. Der ungenannte Herausgeber hat sich um seine Landjugend dadurch noch verdienter gemacht, dass er aus Rochow's Schulbuch für die Kinder der Landleute Lehren von natürlichen Dingen, von den Mitteln, die Gesundheit zu erhalten, und von der Landwirthschaft mit einigen wenigen Aenderungen und Zusätzen, und zum Theil aus Resewitz'ens Schulgesetzen kurze Lebensvorschriften zog.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. May 1800.

PHILOLOGIE.

1) Zürich, b. Gessner u. Leipzig, in Comm. b. Wolff: *Attisches Museum.* Herausgegeben von *C. M. Wieland* etc.

2) Halle, b. Gebauer: *Die Wolken.* Eine Komödie des Aristophanes. Uebersetzt von *Christ. Gottfr. Schütz* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Hr. *W.* findet es sehr wahrscheinlich, dass Aristophanes die *Ritter*, welche von einem Ende bis zum andern gegen Kleon, den unverschämtesten aller Demagogen gerichtet sind, auf Anstiften der bessern, aristokratischen, Parthey, an deren Spitze damals Nicias stand, geschrieben habe. Diese Parthey hatte damals vornehmlich zwey ganz frische Beleidigungen zu rächen, die eine, dass die spartanische Gesandtschaft unverrichteter Sache abziehen musste; die andere, dass Kleon Mittel gefunden hatte, nach Erneuerung der Feindseligkeiten, dem Demosthenes die Ehre des Sieges bey Pylos und Sphakteria aus den Händen zu reissen. Da sich dieses kaum ein halbes Jahr vor der Aufführung dieser Komödie zugetragen hatte: so ist offenbar, dass Aristophanes hoffen konnte, sich die ganze aristokratische Parthey, und alle, die sich nach dem Ende des verderblichen Krieges sehnten, verbindlich zu machen.

In dem Stücke selbst übersetzt Hr. *W.* den 16. V. πῶς ἂν σύ μοι λέξειας ἅ με χρὴ λέγειν, welcher aus dem Hippol. des Euripides V. 340. entlehnt ist: *Wie wolltest du mir sagen, was ich sagen soll?* und behauptet die Richtigkeit dieser Uebersetzung gegen die gewöhnliche Erklärung, der zufolge Phädra oder hier Demosthenes sagen würde: *O möchtest du mir sagen, was ich sagen soll!* Wir gestehen, dass uns die beygebrachten Gründe nicht hinreichend scheinen, um von dem Sprachgebrauche abzuweichen, der den Partikeln πῶς ἂν eine wünschende Kraft beylegt (S. *Valcken. ad Hippol.* p. 185. A. B. 200 D. *Diatrib.* p. 173. c.). — S. 29. lässt er den Chor vom Kleon sagen:

> Wie er keck und schlau zugleich ist! Wie er uns als steifen Greisen
> Sichrer auf den Leib zu kommen, unter unserm Streich sich duckt,

Ausserdem, dass hier die Worte *keck und schlau* einen andern Begriff geben, als (V. 269.) im Original: ἀλάζων und μάσθλης *übermüthig und geschmeidig* (wie ein Riemen, als Anspielung auf Kleon's Handwerk): so sind die folgenden Worte wenigstens zweydeutig, und können leicht die Meynung erregen, das Chor bestehe aus Greisen, wovon aber V. 731. das Gegentheil zeigt. — In dem sehr sonderbaren, aber, wenn man die hier einmal zur Bedingung gemachte Niedrigkeit gelten lässt, höchst genialischem Wettstreite des Wursthändlers mit Kleon, sagt der letzte V. 361. ἀλλ' οὐ λάβρακας καταφαγὼν, Μιλησίους κλονήσεις, worauf jener antwortet: ἀλλὰ σχελίδας ἐδηδοκὼς, ὠνήσομαι μέταλλα. *W.* übersetzt die erste Zeile:

> *Kleon.* Friss den Milesiern allen Hecht, du machst sie schwerlich mürber.

und merkt dabey an, die Milesier hätten damals einen beträchtlichen Handel mit Meerhechten getrieben, und Kleon wolle vermuthlich sagen: es gehöre mehr dazu, die Milesier, die um selbige Zeit mehr als jemals Miene machten, das Joch der Athener abzuschütteln, im Respect zu erhalten. Diese Erklärung möchte vielleicht etwas zu weit hergeholt, und nicht ganz befriedigend seyn. Aus dem Vorhergehenden scheint zu erhellen, dass der Dichter die Speisen der Vornehmen denen der Aermern entgegensetzt, und dass jeder von den Streitern glaubt, nach einer guten Mahlzeit in seiner Art, zu grossen und patriotischen Unternehmungen fähig zu seyn. Dieser Voraussetzung gemäss, scheint es, dass der λάβραξ zu Athen eine gewöhnliche Speise gemeiner Leute war, die ihm der übermüthige Kleon, der Denkungsart solcher Menschen gemäss, die diejenigen verachten, welche schlechter als sie essen, zum Vorwurf macht: Nach einem elenden Hechtgericht, wie du gewöhnlich zu dir nimmst, wirst du den Milesiern wahrlich nicht viel anhaben! Diese Erklärung scheint uns wenigstens dem Zusammenhange angemessener, als die des französischen Uebersetzers (*Theatre des Grecs.* T. XI. p. 64.) *Tu ne facheras pas les Milesiens, sie tu es affamé de loups de mer*, oder gar des italienischen, der diesen Vers mit der vorhergehenden Rede des Chors zusammenzieht. — In den folgenden Versen nimmt der kühne Witz der Wetteifernden seine Zuflucht zu so schmutzigen Dingen, dass sich der Uebersetzer, um wenigstens keine Lücke zu lassen, mit einem *qui pro quo* begnügen musste; indess scheint er den Einfall des Demosthenes V. 375—381. richtiger verstanden zu haben, als der Scholiast; ob er gleich diese bessere Einsicht aus guten Gründen nur leise angedeutet hat. Dagegen folgt er V. 693. bey der Uebersetzung der Worte: φορμὰ τοῦ θράσους, ein wah-

wahrer Mummelmann! der Auslegung des einen Scholiasten, wie uns dünkt, nicht mit Recht. μορμὼ ist hier gewiss nur als eine Interjection anzusehn (S. *Valcken. Adoniaz.* p. 347.), und ein komischer Ausdruck des Schreckens möchte also wohl eher an seiner Stelle gewesen seyn. Gleich darauf (V. 696.) drückt der Wursthändler die Verachtung, die er gegen seinen Nebenbuhler fühlt, durch die Worte aus: ἥσθην ἀπειλαῖς, ἐγέλασα ψολοκομπίαις, ἀπεπυδάρισα μόθωνα, περιεκόκκυσα, nach *Wieland:*

Dein Drohen macht mich lustig, ich lache deiner
Grofssprechereyen, tanzest du den Mothon
So brumm' ich dir die Melodie dazu.

wo wir die Gründe der von dem Originale abweichenden Uebersetzung nicht einsehen. Beide Zeitwörter ἀπεπυδάρισα und περιεκόκκυσα gehen auf den lustigen oder Lustigkeit affectirenden Agorakritos. — Wenn V. 728. der Demos seine beiden Liebhaber schilt, dass sie ihm die Eiresione von der Hausthüre abgerissen: so ist die Absicht dieses Zuges nicht sogleich einleuchtend; dass er aber müssig sey, oder nur das Ungestüme der Streitenden anzeigen solle, ist nicht wahrscheinlich. Wenn man sich erinnert, dass die εἰρεσιώνη ein Symbol der Fruchtbarkeit seyn sollte (S. *Timocles ap. Clem. Alex. Strom.* IV. p. 347.): so läfst sich vermuthen, dass der Demos, der durch den langwierigen Krieg in die gröfste Noth und Bedrängnifs gesetzt worden war, seinen vorgeblichen Freunden dieses auf eine symbolische Weise vorwerfen will. Hr. *W.* hat an die Stelle der Eiresione den *Oelzweig* gesetzt, eine in mehrern Rücksichten glückliche Substitution, in welcher er den französischen Uebersetzer zum Vorgänger gehabt hat. — Im 794. V., wo H. *W.* übersetzt:

Du, der den guten Alten
Unbekümmert in Tonnen und Geyernestern und Wachtthürmen sich drücken
Sehen kannst, und so eng eingesperrt *im Rauch ihn ersticken läfst.* —

würden wir βλίττειν doch lieber mit *Casaubonus* vom Schneiden des Honigs verstehn, da sich Aristophanes das gleichsam in Körbe ängstlich eingesperrte Volk wie einen Bienenschwarm zu denken scheint, dem Kleon immer von Zeit zu Zeit auf eine gute Art das Honig zu nehmen weifs. — Den 887. V. läfst Hr. *W.* dem Kleon *vor sich* sagen, wogegen uns theils die Antwort des Wursthändlers, theils der 902. V., in welchem beynahe das nämliche wiederholt wird, zu streiten scheint. Im 1045. V. ἓν οὐκ ἀνέγνωκας με τῶν λογίων ἑκών. *Er hat noch ein Orakel, das dir erklären würde etc.* — *Allein gutwillig wird er Dir's nicht sagen.* Diefs dünkt uns nicht der richtige Sinn: ἓν τῶν λογίων ist hier *ein gewisser Punct* in dem eben recitirten Orakel, dessen Erklärung Kleon *absichtlich* (ἑκών) übergeht, und die nun Agorakritos hinzufügt. Der Demos fällt der dem Kleon höchst nachtheiligen Auslegung bey, indem er sagt: *Wirklich scheint mir das der Sinn des Göttersprüchs zu seyn.* Was aber in der Uebersetzung nur Beystimmung ist, ist im Original zugleich eine Drohung: ταυτὶ τελεῖσθαι τὰ λόγια ἤδη μοι δοκεῖ.

Wir haben noch einige Worte über die *Wolken* hinzuzufügen. Hr. *W.* hat die Verlegenheit derer, die den Aristophanes in Rücksicht auf den Inhalt dieses Stücks rechtfertigen möchten, ohne doch dem Sokrates zu nahe zu treten, einer ganz besondern Aufmerksamkeit gewürdigt, indem er (III. B. I. H.) die Frage zu beantworten unternimmt: ob und in wiefern Aristophanes gegen den Vorwurf, den Sokrates in den *Wolken* persönlich mishandelt zu haben, gerechtfertigt oder entschuldigt werden könne. Dass Aristophanes zu dem Unterfangen, eine solche Carricatur unter dem Namen des Sokrates aufzustellen, nicht, wie alte Anekdotenkrämer gefabelt haben, von den Feinden dieses Weisen erkauft gewesen sey, wird als bekannt vorausgesetzt: so wie auch die (durch das ausdrückliche Zeugnifs des *Plato* Apologia p. 19. C. und des *Xenophon* Sympos. VI. 6. hinlänglich widerlegte) Hypothese, dass Aristophanes nicht die Person des Sokrates, sondern die Sophisten überhaupt zum Ziele seines Witzes gemacht habe, in dem Sinne, wie man sie gewöhnlich versteht, als ungegründet zurückgewiesen wird. Um das Problem, wie ein Mann, wie Sokrates, und die Wolken zusammen kamen, auf eine befriedigende Weise zu lösen, erinnert Hr. *W.* zuerst an die Licenz der alten Komödie, die schon vor *Aristophanes* grofs genug, aber durch ihn, wie es scheint, noch höher getrieben worden war. Das Volk, das seinem Witze sogar die muthwilligen Angriffe auf seine eigene Souverainetät verzieh, verzieh ihm noch weit leichter die, am Ende doch unschädlichen Neckereyen gegen einen Mann, wie Sokrates, den bey weitem die meisten gewifs nur nach seinen persönlichen, zum Theil ziemlich auffallenden, Gewohnheiten kannten. Aristophanes selbst mochte weder eine vorzügliche Veranlassung, noch auch ein besonderes Verlangen haben, diesen Mann näher kennen zu lernen, — der nicht einmal, wie andere Sophisten, zu der Classe der καλῶν κἀγαθῶν nach attischem Sinne, gehörte — und nahm ihn, wie ganz gewifs der gröfste Theil des Volks, das erst durch seinen Tod, wie es scheint, auf andere Gedanken gebracht wurde, für einen Grillenfänger, der wahrscheinlich eben so unwissend wäre, als er zu seyn vorgab, und zuverläfsig so gut als andere Philosophen — ja, noch mehr, weil er arm war — Unterricht für Geld ertheilte. Erst seit kurzem war es gewöhnlich geworden, dass die Jünglinge die Schulen der Philosophen besuchten, und da sich seit einiger Zeit die Sitten sehr wesentlich verschlimmert hatten: so darf man sich nicht wundern, wenn man beides in Verbindung setzte, und wenn ein Dichter, der bey allen Gelegenheiten den alten Sitten das Wort redet, die Ausartung der Beredsamkeit, und vieler andern für Athen gefährlicher Dinge auf Rechnung der Philosophen schrieb. Diese also auch einmal auf die Bühne zu bringen, konnte ihm

le

leicht einfallen; und er ward jetzt vielleicht noch besonders durch den Umstand dazu veranlasst, dass er das Volk eben erst zwey Jahre nach einander mit politischen Schauspielen unterhalten hatte, und also auf Abwechselung denken musste. Jetzt kam alles darauf an, einen aus jener Classe zu finden, dem man alle Lächerlichkeiten, die er im Lustspiele haben musste, ohne Gefahr aufbürden könnte. Die Gorgias, Hippias, Protagoras waren dazu zu vornehm; Sokrates aber war gerade bekannt und gemein genug, um dem Dichter einen solchen Dienst leisten zu können. Die allgemeine Meynung, die er von den Sophisten hegte, und einige eigenthümliche Züge vom Sokrates insbesondere, reichten ihm zu der Carricatur hin, die in den Wolken den Namen des besten und weisesten Mannes führte. Sehr ehrlich war dieses Verfahren freylich nicht, aber Hr. *W.* bemerkt mit Recht, dass man eben so wenig befugt sey, den Aristophanes, trotz seinen grossen Talenten, für einen guten und edeln Mann zu halten, als ihn, um seiner Mishandlungen des Sokrates willen, zu einem moralischen Ungeheuer, einem vorsetzlichen Verläumder und Lästerer, zu machen. (Zur Bestätigung der sehr wahrscheinlichen Hypothese, dass Aristophanes den Sokrates wirklich für das hielt, wozu er ihn — die poetischen *Verschönerungen* abgerechnet — macht, dient vornehmlich der Umstand, dass auch die Zeitgenossen unsers Dichters, Eupolis und Amipsias, ihn auf ähnliche Weise darstellten und mishandelten, wie wir aus *Schol. ad Aristoph. Nub.* 97 und 180. und Diog. Laert. II, 38. wissen. Auch hat Hr. *Tychsen* Bibl. der alten L. u. K. 1. Th. 1. St. S. 33. zur Entschuldigung des Aristophanes gezeigt, dass die Philosophie des Sokrates nicht immer ganz von den Zügen frey war, die ihm der Komiker, freylich auf eine seinem Zwecke gemässe Weise übertrieben und entstellt, beygelegt hat.)

Da man gemeiniglich glaubt, dass die *Wolken*, nachdem sie bey der ersten Aufführung gefallen waren, im folgenden Jahre zum zweytenmale mit Veränderungen auf die Bühne gebracht worden: so zeigt Hr. *W.* (nach *Palmer.* Exercit. p. 729. und *Meiners* Gesch. der W. II. Th. 478.) den Ungrund dieser Behauptung, und zweifelt überhaupt, dass eine zweyte Aufführung statt gefunden habe. Zugleich aber ist er (wegen der in der Parabasis V. 514—553. angezeigten, in unserm Texte der *Wolken* aber nicht befindlichen Verbesserungen) der Meynung, dass wir, nicht, wie die Dacier behauptete, die *zweyte*, sondern, jene Parabasis ausgenommen, die *erste* Recension dieses Stücks besitzen; wobey aber nicht auf den Umstand Rücksicht genommen ist, dass Athenae. VII. p. 299. B. und VIII. p. 345. F. einige Verse ausdrücklich aus der *zweyten* Recension anführt, die sich auch in der unsrigen finden. Doch darf nicht unbemerkt gelassen werden, dass eben dieser Schriftsteller L. IV. p. 171. C. D. eine Stelle [illegible] anführt, die ebenfalls in unserer Recension enthalten ist. Will man also nicht mit Brunck einen Schreibfehler an dieser letzten Stelle annehmen — eine Meynung, welcher Hr. *Herrmann* in seiner Ausgabe der *Wolken* beytritt, wo er annimmt, dass Aristophanes die beabsichtigte Anmerkung nicht ganz vollendet habe: — so wird es wohl das wahrscheinlichste seyn, zu glauben, dass in unserer Recension, wie beym *Apollonius Rhodius*, *Maximus Tyrius* und einigen andern, das ältere mit dem neuern gemischt, aber vorzüglich wohl gegen das Ende die ältere Recension herrschend sey.

Ausser den kurzen, den Text begleitenden Anmerkungen hat Hr. *W.* eine Anzahl ausführlicher Excurse angehängt. In einem derselben zeigt er zu V. 95 und 103. gegen die gemeine Meynung, dass zu Aristophanes Zeit φροντιστής nicht von Philosophen überhaupt, so wenig als φροντιστήριον von Philosophenschulen, gebraucht worden sey. Dass beide Worte zum Scherz erfunden worden waren, und die Grillenfängerey der *in umbra scholae* lehrenden Sophisten lächerlich machen sollten, erhellt, ausser der hier angeführten Stelle des *Xenophon* Sympos. VI, 6., auch aus *Lucian's* Prometh. §. 6. T. I. p. 24. wo sich deutlich zeigt, dass *Lucian* diese Worte ebenfalls für Erfindungen des Aristophanes hielt. In der Folge verloren sie, durch ihre Beziehung auf Sokrates gleichsam veredelt, ganz gegen ihres Erfinders Absicht, ihre üble Bedeutung, und wurden von den spätern Sprachkünstlern, die den alten Atticismus, und besonders die aristophanische Sprache nachzuäffen pflegten, in einem allgemeinern Sinne gebraucht, und φροντιστήριον für eine Philosophenschule, ja für eine Schule überhaupt gesetzt (S. *Wernsdorf. ad Himer.* p. 73.). — Ueber die dunkle Stelle V. 178 ff. welche den Auslegern so viel zu schaffen gemacht hat, wird hier die Vermuthung geäussert, dass die absichtliche Verworrenheit von der Verlegenheit des Redenden herrühren möchte, welcher etwas zu spät merke, dass er eine Unbesonnenheit begehe, und nun stotternd und stockend die angefangene Geschichte vollende. So sinnreich diese Erklärung ist: so scheint es uns doch nicht ganz wahrscheinlich, dass Aristophanes Schonung genug gehabt habe, um dem plaudernden Schüler des Sokrates auch nur *so viel* Zartgefühl in das Herz zu legen. Vielmehr scheint der Redende, der schon einige Fortschritte in der Unverschämtheit und Scharlatanerie seiner Profession gemacht hat, bloss darauf auszugehen, das Erstaunen des unstudirten Strepsiades, gleichgültig, durch welche Mittel, immer höher zu treiben. Er erzählt in dieser Absicht auf eine räthselhafte Weise eine Art von Taschenspielerstreich seines Lehrers, wobey er den Zirkel — ein gewiss mit Absicht genanntes Werkzeug einer Wissenschaft, die Leute von Strepsiades Schlag für eine Art von schwarzer Kunst zu halten pflegen — gebraucht habe. Das Mittel verfehlt auch seine Wirkung nicht, und Strepsiades glaubt nun ganz gewiss, im Sokrates wenigstens einen zweyten *Thales* zu finden; einen Mann, von dem er gehört haben mochte, dass er, ebenfalls durch Hülfe der Mathematik, Dinge vorhersagen und bewirken konnte, die weit über den Horizont gewöhnlicher Sterblichen

lichen gingen. Um sich den Vortrag der Geschichte zu versinnlichen, muss man mit *Herrmann* nach λαβὼν eine Pause annehmen, während welcher der Erzählende den Erfolg durch einen Gest gleichsam vorbereitet. Von den übrigen sehr schätzbaren und belehrenden Aufsätzen in diesen Excursen bemerken wir hier noch vorzüglich die kritische Zusammenstellung der Nachrichten über den Melier Diagoras und seinen Atheismus, die Entwickelung der Begriffe von δίκαιος und ἄδικος λόγος, die in dem Kostum von Kampfhähnen auftreten, und endlich die Untersuchungen über die Chronologie des Stücks, woraus wir oben das nöthige beygebracht haben.

Ehe wir den *Aristophanes* verlassen, müssen wir versprochnermaßen noch einen Blick auf die *Schützische* Uebersetzung der *Wolken* werfen, deren Hr. *W.* in der Einleitung S. 62. als eines seiner vorzüglichsten Hülfsmittel mit vielem Ruhme erwähnt, und deren glückliche Ausdrücke er bisweilen wörtlich entlehnt zu haben gesteht. Diese Uebersetzung, welche zuerst in den literarischen Spatziergängen, Halle 1784 abgedruckt, und nicht nach Verdienst bekannt geworden ist, erscheint hier in einer etwas veränderten Gestalt. Da es nicht die Absicht des Uebersetzers war, in ihr einen philologischen Commentar zu liefern, sondern den Geist und Sinn der Urschrift auch solchen Lesern fühlbar zu machen, welche keine gelehrten Kenntnisse haben: so hat er hierzu eine Manier gewählt, in welcher das, was in den Lustspielen des Aristophanes am meisten anzieht, die Lebhaftigkeit seines Witzes und das Burleske seiner Ideen, auch am meisten in die Augen fiele. Dieser Absicht gemäss, ist der ganze dialogische Theil des Stücks mit aller Freyheit, die der einmal gesetzte Zweck foderte, in Prosa übergetragen, und nur die Chöre und einige Reden des Sokrates, in denen er als Mystagoge spricht, sind zum Theil in Hexameter, zum Theil in gereimte Verse übersetzt. Wie er diese letzten zu seinem Zwecke benutzt, mag folgende Stelle S. 60. (V. 603 ff.) zeigen:

Just, da zu euch, ihr Herrn, wir auf dem Wege waren,
Kam auf uns zu in vollem Trab
Der liebe Mond gefahren.
Er sprang sogleich von seinem Wagen ab,
Und bat, wir möchten doch so gütig seyn,
Und euch, ihr Herren, insgemein
Sein schönes Compliment vermelden.
Er hätte grosse Lust, euch tüchtig auszuschelten,
Weil ihr nicht dran zu denken schient,
Wie viel er Dank von euch verdient
Ihr hättet, meynt er, wohl noch nie bedacht,
Wie viel sein Schein im ganzen Jahre
Euch an Laternengeld erspare etc. etc.

Dass dieses nicht eigentlich der Ton des Originals sey, fühlt gewiss niemand besser, als der gelehrte und geistvolle Vf. selbst, welcher aber hier lieber eine glückliche *Nachahmung*, als eine getreue *Nachbildung* des Originals aufstellen wollte. Bey dieser Umschaffung verdient die Gleichförmigkeit des Tons, so wie bey dem, was im eigentlichern Sinne Uebersetzung ist, das Treffende der Wendungen, mit denen oft das, was ganz unübersetzbar schien, glücklich wiedergegeben ist, ganz vorzüglich bemerkt und gerühmt zu werden.

Wir kehren zu dem *attischen Museum* zurück. Der Herausgeber desselben hat in dem 1. Hefte des III. B. mit einiger Rücksicht auf die *Wolken* des Aristophanes den Anfang einer Uebersetzung einiger Sokratischen Gespräche aus *Xenophon's* Denkwürdigkeiten gemacht, indem er zum voraussetzt, dass man die dem Sokrates eigenthümliche Art zu philosophiren und zu conversiren, aus dem Werke des *Xenophon*, wenn auch nicht ganz rein, doch reiner und zuverlässiger als aus den Gesprächen des *Plato*, kennen lernen könne. Die hier gewählten Stücke sind II, 1. I, 6. II, 2. II, 3. aus denen nur das, was eigentlich Gespräch des Sokrates ist, mit Hinweglassung der Einleitungen ausgehoben, und aus der erzählenden in die dialogische Form umgesetzt ist. Jedem Gespräche sind erläuternde Anmerkungen beygefügt. Dass ein Mann, der die innigste Bekanntschaft mit *Xenophon* und den übrigen Sokratikern schon in seinen frühesten Schriften an den Tag gelegt hat, hier viel Feines und Treffendes mittheilen werde, wird jedermann schon von selbst erwarten. — Die *Fortsetzung der theophrastischen Charakterschilderungen* von Hn. *Hottinger* enthält den *Schmeichler*, den *Plauderer* und den ἄγροικο. (von der *Rusticität*. Die Vortrefflichkeit der Uebersetzung, die Genauigkeit und Schärfe, mit welcher der Begriff eines jeden Charakters entwickelt wird, die Feinheit in der Auslegung und kritischen Beurtheilung einzelner Stellen, lässt uns der Fortsetzung und Vollendung dieser Arbeit mit Verlangen entgegensehn. Seit der Erscheinung des hier gegebenen Abschnitts ist Hn. *Schneider's* treffliche Ausgabe des *Theophrast* erschienen, in deren Anhang *Hottinger's* kritische Bemerkungen im Auszuge mitgetheilt werden. Mit Vergnügen sieht man hier beide Gelehrten an mehr als einer Stelle zusammen treffen; an andern, wo sie von einander abweichen, ist selbst der Wettstreit des Scharfsinnes anziehend. Bey mehrern Stellen aber, wo Hr. *S.* die Meynung des schweizerischen Gelehrten bestreitet, hat der letzte seitdem einen Mitstreiter an dem gelehrten Chardon de la Rochette bekommen (Magaz. Encycl. Vme. an. Tom. IV. Nr. 13. p. 68 ff.). — Von den mit *J.* unterzeichneten *Beyträgen zur Geschichte des weiblichen Geschlechts, vorzüglich der Hetären zu Athen*, die als eine Bearbeitung des XIII. Buchs vom *Athenäus* angesehen werden können, soll nach Vollendung des Ganzen in dieser Zeitung Nachricht ertheilt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. May 1800.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BREMEN, b. Wilmanns: *Bremisches und Verdisches theologisches Magazin*, herausgegeben von *Joh. Casp. Velthusen*, Generalsuperintendenten in den Herzogthümern Bremen und Verden. 2. *Band.* 1796. 2 Stücke. XVI und 398 S. 3. *Band.* 1797. 2 Stücke VIII und 392 S. 4. *und letzter Band* 1798. 2 Stücke 430 S. 8.

Der *zweyte* Band zeichnet sich vor dem ersten, der A. L. Z. 1798 Nr. 110. angezeigt worden ist, und hauptsächlich exegetische Abhandlungen enthält, durch *philosophische* Aufsätze aus, die wir daher zuerst ausheben wollen. Die wichtigsten unter ihnen sind die *Bruchstücke zum Ideal einer philosophischen Harmonik* vom *Herausg.* in *sechs Gesprächen*, *St. 1. Nr. I. III. St. 2. Nr. II.* Wir rathen jedem Besitzer des Magazins, der diese Gespräche noch nicht gelesen, hier unsre Anzeige wegzulegen, um sich durch sie in dem Genusse nicht stören zu lassen; den wir ihm von jenen versprechen zu können glauben. Der Rec. wenigstens wurde durch sie so angezogen, dass er seinen ganzen kritischen Beruf vergass, und sich den mannichfaltigen angenehmen Gefühlen hingab, welche durch sie rege wurden. Noch bey dem zweyten Durchlesen ergieng es ihm nicht viel anders. Zu diesem ungewöhnlichen Eindrucke wirken nicht nur viele gedankenreiche und gedankenweckende Stellen aus Butler (*Analogy of the religion natural and revealed to the constitution and course of nature*), Plato, Montesquieu, Mendelsohn u. a., sondern auch die ganze Einkleidung der Ideen des Vfs. Er legt sie einigen edlen Jugendfreuden von ihm in den Mund, hauptsächlich dem seeligen (Ludwig Gottlieb) *Crome*, und den viel früher gestorbenen, *Berkentin* und *Stromeier*. Die letzte Unterredung hält der dem Tode sich schon nahe fühlende *Crome* mit Hn. Prof. *Timaeus* in Lüneburg; und der Rec. steht nicht an, zu bekennen, dass diese eine noch mildere Rührung in ihm hervorgebracht hat, als Platons und Mendelsohns Phaedon. Doch genug von diesen Gefühlen, die den Rec. bey den Bemerkungen nicht bestechen sollen, welche er der Inhaltsanzeige beyzufügen nöthig findet. — Das Ideal der Harmonik (ars harmonica) ist das Ideal einer Wissenschaft, die einzig auf dem Begriffe: Harmonie, beruhen, und jeder andern Wissenschaft zur Grundlage dienen müsste (S. 10.). Da es dem Vf., wie es scheint, mehr darum zu thun war, den Begriff: Harmonie, von mehreren interessanten Seiten darzustellen, als ihn mit der erfoderlichen Schärfe zu bestimmen, und den Beweis seiner Tauglichkeit zur Grundlage einer ganz neuen Wissenschafslehre in lichter Ordnung und mit der gehörigen Strenge zu führen: so hat er dem Leser die reine Auffassung und helle Uebersicht seiner Ideen sehr erschwert, die etwa noch am ersten durch folgende Zusammenstellung klar werden möchten. Das Harmoniegefühl, d. h. das Gefühl von der Anmuth des Einklanges im Mannichfaltigen, in welchem (Gefühle) sich die Bemerkung der Aehnlichkeiten und der Verschiedenheiten vereinigt, ist die einfachste Kraftanwendung der Seele (S. 280.); und die Vernunft ist die Fähigkeit, Harmonie zu erkennen (zu fühlen, sagt der Vf.), und in Harmonie zu bringen (S. 304.). Es ist also höchstes Vernunftprincip: Jedes ungesucht aus Realitäten (Realität ist aber alles, was ich durch das innigste, unwandelbarste, klärste Bewusstseyn der beständigen Gleichheit meines Begriffs davon, als wirklich vorhanden erkenne, vgl. S. 9. n. B. 3. S. 55.) hervorgehende harmonirende Resultat ist Wahrheit (S. 8. 9.); Harmonie ist das Kriterium der Wahrheit. „Je mannichfaltiger meine Empfindungen, und durch je mehrere Sinne in mir gewekt, unter sich und mit meinem innern Bewusstseyn harmonieren, desto gewisser weiss ich, dass meine Erkenntniss reelle Wahrheit ist (S. 100. f.)." Die Philosophie ist also, subjectiv genommen, nichts anders, als die Fertigkeit, Harmonie zu erkennen (S. 38.); (und so sind denn alle Wissenschaften auch nichts anders, als Versuche, in alle Zweige des menschlichen Wissens und Handelns Harmonie zu bringen). — Es ist nun wohl nicht mehr dunkel, wie sich in dem Vf. aus dieser Idee das Ideal der Harmonik bildete. In den Bruchstücken, die er uns hier mittheilt, zeigt er, wie diese Ideen zur Grundlage der Sittenlehre, der natürlichen Theologie und der Apologetik gebraucht werden können. Harmonie der Glückseligkeit und der sittlichen Vollkommenheit ist das höchste Princip und die wirksamste Triebfeder in der Moral; Bewusstseyn von Harmonie ist für jedes denkende und empfindende Wesen das höchste Ziel der Vollkommenheit (S. 5. 6.). — Harmonie erblickt die Vernunft in der ganzen Natur. Harmonie muss aber aus etwas hervorgehn, was selbst Harmonie in sich hat. Es muss also ein Wesen vorhanden seyn, in dessen höchst vollkommenen Verstande das Ideal dieser Harmonie lag; ein Wesen, welches das Weltall hervorbrachte und ordnete, um dieses Ideal zu realisiren; ein Wesen, welches durchaus harmonisch, welches die höchste Vollkommenheit ist (S. 31.). — Zur vollen Harmonie der menschlichen Seele ist die Beymischung christlicher Religionsempfindungen und biblischer Begriffe nothwendig.

Dieser lebendige Einfluss des Christenthums auf ganze Nationen wie auf einzelne Menschen muss das realisirte Ideal eben desselben allumfassenden Verstandes seyn, dem wir die allgemeine Harmonie in der Körperwelt verdanken; die Spuren des fortdauernden lebendigen Einflusses der Gottheit sind in den zahllosen harmonischen Wirkungen des Christenthums unverkennbar (S. 314. f.). — Auch zur Begründung einzelner Sätze wird das Harmonieprincip benutzt. Aus dem harmonischen Gange unsrer Seele in allem ihren vernünftigen Denken wird der Satz des zureichenden Grundes abgeleitet (S. 100.). Aus dem Harmonieprincip wird für den Satz des Nichtzuunterscheidenden ein Beweis geführt (S. 103. ff.), der auf der Nothwendigkeit der Verschiedenheiten zur Harmonie zu beruhen scheint, aber nicht genug in das Klare gebracht ist. Die Unsterblichkeit der Seele wird daraus erwiesen, weil ohne sie die ganze harmonische Stimmung des Geistes sich auf ewig in den allerwidersinnigsten Misklang endigen, und also, Harmonie zu seyn, aufhören würde (S. 316.). Gelegentlich wird das Harmonieprincip auch zu Bemerkungen über die Sprachen und über die Exegese angewandt (S. 113. ff.). — Es ist zu einleuchtend, um viele Worte darüber zu verlieren, dass man dem Vf. unmöglich alle seine Schlüsse und Behauptungen, so wie er sie aufgestellt hat, zugeben könnte, wenn man auch das Harmonieprincip selbst für das gelten liesse, wozu er es erheben will, für das erste Princip der Wissenschaftslehre. Dass es aber auch dazu nicht tauge, ist leicht darzuthun, ohne dass man in tiefe Untersuchungen einzugehen nöthig hätte. Es ist zwar wohl nicht zu widersprechen, dass das Bestreben der Vernunft, in alles Denken Einheit zu bringen, ein Streben nach einer Harmonie ihrer Erkenntnisse sey. Es kann also zugestanden werden, dass das Harmonieprincip an die Spitze der Logik gestellt werden könne. (Nur kann dasjenige Princip nicht Princip der Logik heissen, welches der Vf. S. 100. so nennt, und welches wir oben ausgehoben haben). Dagegen aber ist es unwidersprechlich, dass aus der Harmonie in unserm Denken über Objecte die ihr entsprechende Harmonie der Objecte keineswegs unmittelbar folge; dass diese Harmonie, ja überhaupt die Harmonie zwischen unsern Vorstellungen und ihren Objecten, aus einem andern Princip dargethan werden müsse, durch welches erst die Harmonie zum Kriterium der Wahrheit erhoben werden kann, oder welches vielmehr selbst das obere Kriterium der Wahrheit ist. — Gewiss ist es, dass die Urtheilskraft in der Natur Harmonie, oder ein Reich von Zwecken, welche sämmtlich Einem Endzwecke untergeordnet sind, findet; aber offenbar bedarf es eines andern Princips, um ihren Aussprüchen constitutive (nicht bloss regulative) Gültigkeit zu verschaffen. — Unleugbar fodert die Vernunft, dass der Mensch nach Einigkeit oder Harmonie mit sich selbst strebe: da aber der Lasterhafte, durch Erstickung des Gewissens, welche er sich als die Besiegung eingesogener Vorurtheile denkt, in Harmonie mit sich zu kommen, eben sowohl hoffen kann, als der Tugendhafte durch pflichtmässige Beherrschung seiner Begierden: so ist es augenscheinlich, dass erst ein Machtspruch der Vernunft entscheiden muss, mit welcher Maxime die ganze Gesinnung und Handlungsweise des Menschen in Harmonie zu bringen sey, und dass dieser Machtspruch ein höheres Princip der Sittenlehre ist, als das von ihm abhängige Harmonieprincip. — So wenig wir aber das Harmonieprincip für das höchste gelten lassen können, so angelegentlich empfehlen wir es jedem, der das höchste Moralprincip — das mit dem höchsten Princip aller Philosophie Eins seyn muss — in seine Grundmaxime bereits aufgenommen hat. Er wird ohne Zweifel der Idee der Harmonie mit sich selbst, als des Ziels seiner Bestrebungen, „tausend und abermahl tausend hellere Ansichten und eben so viele lebendige Eindrücke auf sein Herz verdanken," und die Reflexion: ταυτα ου συμφωνει· ενα σε δει ανθρωπον, η αγαθον η κακον, ειναι (Epictet. c. 29.) wird ihm zur sichersten und geschwindesten Probe des Werthes oder Unwerthes seiner einzelnen Handlungen und seines ganzen moralischen Zustandes dienen. — Diese Gespräche werden im 1. Stücke durch eine Abhandlung unterbrochen, welche mit ihnen in leicht bemerklicher Beziehung steht: Nr. II. *Geologischer oder geogonisch kosmologischer Beweis vom Daseyn Gottes.* Der erste Entwurf davon stund schon im Hannöv. Magaz. 1766 St. 25. 26. Es ist der physico-theologische Beweis, der hier auf eine eigenthümliche, dem gesunden Menschenverstande sehr einleuchtende, Art ausgeführt wird; aber auch hier nicht mehr, als das Daseyn eines höchst mächtigen und weisen Urhebers und Regenten der Welt erweiset, wenn man nicht das Harmonieprincip des Vfs. in der Ausdehnung, die er ihm giebt, annimmt, welches dann freylich die Lücken ausfüllt. — Als ein Anhang zu den Gesprächen kann Nr. III. im 2. St. betrachtet werden: *Harmonie, als Mittel betrachtet, Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden.* Es ist ein Programm, welches der Vf. 1789, als Rector der Rostockschen Akademie schrieb, die damals durch die Verbindung der Universität Bützow mit ihr wiederhergestellt ward. Das Harmonieprincip wird darin mit einer gefälligen Leichtigkeit auf die Zeitumstände angewandt. — Ausser Verbindung mit diesen Aufsätzen ist Nr. I. im 2 St. *Ueber die Entstehung und Entwicklung des Begriffs von einer Gottheit und von einem einzigen Gott und Weltschöpfer,* eine sehr interessante gelehrte Abhandlung von Hn. Rector *Ruperti.* Der Begriff von einer Gottheit habe sich natürlich gebildet; aber den Begriff von der Einheit Gottes habe das jüdische Volk durch eine Offenbarung erhalten, da es sich bey demselben früher, als bey irgend einem andern Volke, und schon in den Zeiten finde, wo es noch auf einer äusserst niedrigen Stufe der Geistesbildung stand, und wo es also durch Beobachtung und Nachdenken noch nicht auf die Bemerkung des allgemeinen Zusammenhangs der Natur, und somit auch noch nicht auf die Idee eines einzigen Urhebers und Regenten des Weltganzen geführt werde

konnte. Freylich habe aber auch das Volk bis auf die Zeiten Christi diesen Begriff noch nicht rein gehabt, Gott noch nicht für den Vater aller Menschen erkannt, sey noch bey der Idee einer Local- und National-Gottheit geblieben. — Noch müssen wir aus dem *Beylageblatt* zum 2 *St.* (S. 396. f.) hier anführen, dass der Hr. Etatsrath *Trendelenburg* zu Kiel und der Hr. Probst *Pistorius* auf der Insel Rügen dem Vf. ihre Beystimmung zu seinem Ideal einer Harmonik erklärt haben. Ob die Beystimmung des letzten unbedingter sey, als die des Rec., scheint sehr zweifelhaft.

In Ansehung der *exegetischen* Abhandlungen glaubt Rec. sich auf sein Urtheil über die des 1 Bandes beziehen zu dürfen. *St.* 1. *No. IV.* enthält den *Schluss der Bemerkungen des Hn. Pastor Pape zu der Rede des Stephanus.* Bey den anscheinenden Widersprüchen in dieser Rede mit dem A. T. hat Stephanus überall recht; ehe er Unrecht haben sollte, müsste der hebräische und griechische Text fehlerhaft seyn. S. 189. ff. trägt der Vf. die Vermuthung vor, dass der *Brief* (oder fast Abhandlung) *an die Hebräer* vielleicht, wenigstens in der Skizze, von *Stephanus* seyn, und hernach von *Paulus* bey der Uebersetzung erweitert, auch von diesem K. 10—13 hinzugefügt worden seyn möge. Uebrigens ist auch diese Abhandlung, und besonders die Anmerkungen des Herausg., voll Gelehrsamkeit. *Nr. V. Schluss der Bemerkungen des Hrn. Pastor Nicolai zu eben dieser Rede.* Eine Vergleichung derselben mit ähnlichen Darstellungen der jüdischen Geschichte im Psalm 78, 105 und 106, 135 u. 136, Jer. 7, Ezech. 20, Nehem. 9, 6—38, Judith 5, 6—19. Ap. Gesch. 13, 17—40. *Nr. VI. Anwendung des Harmonieprincips auf diese Rede. Nr. VII. Des Hn. Berghauptmanns von Veltheim Bemerkung über* שמיר, *den Schmirgel*, aus dessen Schrift: *Etwas über Memnons Bildsäule* etc. Helmst. 1793. Da schon die Alten den Smirgel als ein Nagemittel brauchten, und da die Juden wohl den Diamant noch nicht kannten; weil er sich nicht unter den Edelsteinen auf Aarons Brustschilde findet: so nimmt Hr. V. mit andern Gelehrten an, שמיר Jer. 17, 1. sey der Name der damit übereinkommende σμιρις oder σμυρις, also Smirgel. (Der Schluss, dass die Juden zu Jesaias Zeiten den Diamant nicht gekannt hätten, weil sie ihn zu Moses Zeiten nicht kannten, ist wohl sehr unsicher. Auch verdient bemerkt zu werden, dass die LXX שמיר nie durch σμυρις geben, da sie doch Hiob 41, 7. (LXX. 15.) צר חותם durch σμυριτης λιθος übersetzen. Ueberdiess wird שמיר Ezech. 3, 9. und Zach. 7, 12. als Bild der Härte gebraucht, wozu der Smirgel, der nur als Sand zum Nagemittel gebraucht wird, nicht sehr passend scheint). *Nr. VIII. Anmerkung über Hekatt. Hohelied 7, 5.* Eine Bitte des Herausg., nachzusehn, ob in der neuern griechischen Uebersetzung des A. T. auf der St. Marcus-Bibliothek zu Venedig das סחר wirklich durch ἑκατη gegeben sey, wodurch Hr. V. Erklärung, in seinem Commentar zum Hohenliede und im Amethysten, bestätigt werden würde, oder ob es, nach Hn. M. Pfannkuche's Vermuthung, (in Eichhorns Biblioth. B. 7. S. 202. f.), σιμιρις heisse. — *Stück* 2. *Nr. IV. Ueber den Charakter des Apostels Thomas*, vom *Hn. Pastor Joh. Chstn. Göbel zu Bevern.* Es ist ihm aus exegetischen Gründen wahrscheinlicher, dass Zweifelsucht ein Charakterzug dieses Apostels gewesen, als dass die Niemeyersche Schilderung von ihm treffend sey. Die wenigen Stellen des Johannes, welche darüber entscheiden müssen (11, 16. 14, 4. 5. 20, 24 — 29.), lassen allerdings den Sinn sehr wohl zu, in welchem der Vf. sie versteht; aber doch ist es dem Rec. nicht glaublich, dass Johannes in dem Alter, in dem er sein Evangelium schrieb, auf diese Art hätte Winke über den fehlerhaften Charakter seines Mitapostels geben wollen; auch findet er nicht, dass die Aeusserung Jesus Joh. 14. v. Anf. dem Thomas hätte verständlich seyn müssen, oder dass der so gelinde Verweis Joh. 20, 29. zu streng gewesen wäre; wenn die Zweifel des Apostels nicht in seiner Zweifelsucht ihren Grund gehabt hätten. — *Nr. V. Von der Vormundschaft der Brüder über ihre Schwestern im Orient, zur Erläuterung des Hohenliedes*, vom Herausg. Zu dem, was er hierüber schon in seinem Commentar zu Hohel. 1, 16. angemerkt, werden hier Bestätigungen hinzugesetzt aus 1. (2 ist ein Druckfehler) B. Mos. 24, 50. 53. 55., aus der 2 Sure des Korans v. 234. und aus Einrichtungen in Athen, die aus dem Orient herzuleiten seyen. — *Nr. VI. Fortgesetzte Fragmente eines Auszuges aus dem Trostbuche des Propheten Jesaias, vom Herausg.* (B. 1. St. 2. Nr. V.).

Nr. VII. giebt uns sechs empfindungsvolle lateinische Verse von *Rob. Lowth auf den Tod seiner Tochter.* Das *Beylageblatt Nr. VIII.* liefert unter andern Berichtigungen und Zusätze zu dem 1 u. 2 B. dieses Magazins, und erhebliche zu dem 2 B. der *Comment. theolog.*

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Perthes: *Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur und Arzneywissenschaft.* XXI — XXX Stück. Intelligenzblatt Nr. XXVII — XXV. 1797 u. 1798. 8.

Der Kampf zwischen gesunder Vernunft und rohem Brownianismus ist noch nicht geendigt, hebt der Vf. der fortgesetzten Geschichte des Br. Systems (St. XXI. XXIII. XXIV. XXVII. XXVIII. XXIX. in allen 307 S.) an. Die Manier, in welcher er ihn führt, nämlich jedes Ding ohne Umschweife bey seinem rechten Namen nennen, und Jedem mit demselben Maass messen, womit er gemessen hat XXV. 19. — ist bekannt: auch wird sie wohl nur ein roher Brownianer zu hart finden. Aber schon der Beysatz *roh*, deutet auf einen feinen, freylich dann nicht mehr wahren, Brownianismus, von dem die Journalisten bis jetzt keine Notiz zu nehmen scheinen, ihn nur einmal, vielleicht ungeflissentlich, leise andeuten XXV. S. 14. Zeile 13. 14. Wenn die *Anti-Brow-*

nia-

nimmer nicht die Waffen ihrer Dialektik sophistischer schärfen; wenn sie nicht strenger über die eigentliche Habe Browns wachen; ruhig zuschauen, wie diesen Erben seiner Feste Grundpfeiler aus Reils Marmorbrüchen unterschieben: so kommt es endlich — aber auch höchstens — dahin: dass neben *Humores, Temperies, Strictura, Acre, Perspirabile, Putridum, Archeus, Oscillatio, Tonus* und *Irritabilitas* einst auch die *Incitabilitas* zu den Zeichen am medicinischen Zodiakus gerechnet wird; immer aber, nach Rec., hier freylich nur beyläufig geäusserter, Ueberzeugung, nur zu den Zeichen, nie, so wenig wie die Andern zu einem sicheren Leitstern. In jedem dieser Zeichen glänzen Sterne verschiedener Grösse: Sterne erster Grösse aber, die gehören zu keinem Zeichen, hängen nur durch die losen Bande der Zeitsprache an ihm. Mag Sydenham von febrilischer Fermentation und Despumation, von gefesselten Geistern u. d. gl. bey Fiebern sprechen: wenn der edle Mann in seinen Schriften nicht schamlos log, und wenn Bagliv von reisenden Engländern nicht muthwillig belogen wurde: so hiess er unter dem Londner Volke der Fieberarzt; und giebt es wohl einen Brownianer, der lieber von Brown als Sydenham behandelt zu werden wünschte? Umgekehrt, glaubt man nicht einen Brownianer sprechen zu hören, wenn dieser Fieberarzt sagt: *rudis est, qui opium sopori conciliando, demulcendis doloribus et diarrhaeae sistendae adplicare tantum novit, cum ad alia plurima gladii instar delphici adcommodari possit, et praestantissimum sit remedium cardiacum, unicum pene dixerim.* Der Stümper wäre aber doch von einem *Medico valente* XXIII. 34. zum Profosen geschickt werden, denn er muss gestehen: *varias quidem vias ingressus, nondum eam felicitatem adeptus sum, ut autumni febres, certa aliqua medicandi ratione tollere possim, antequam statas illas fermentationes peregerint.*

Nachdem also die Journalisten den rohen Brownianismus bekämpft, auch die bisherigen praktischen Geburten desselben legal untersucht, und ihnen, wie billig, alle Vitalität abgesprochen haben: so wünschte Rec., dass sie einen höhern Standpunkt nähmen, und *majori cum studio minorique ira*, das Brownische System, oder das Incitations-System, wie es sich chemisch zu krystallisiren anfängt, ins Auge fassten. Unter diesem Horizont nun, werden die Bestreiter des neuen Systems nichts mehr gewonnen haben, wenn sie beweisen: dass es sthenische Wassersuchten, Apoplexien und Hämorrhagien giebt; dass nicht jede Dysenterie Reizmitteln weicht; oder dass Cajus das Br. S. schlecht geprüft, Titus schlecht apologetisirt, Sempronius schlecht erklärt etc. habe. Sie werden vielmehr zu untersuchen haben, ob die Aerzte wirklich mehr Einheit in ihren Begriffen, mehr Zusammenhang in ihren Operationsfolgen, mehr Sicherheit in ihren Operationen gewinnen dürften; wenn das *Wenige was Br. eigenthümlich aussagte*, mit dem, *unvergleichbar Vielen* was Ante- und Anti-Brownianer *beobachteten, erfuhren, und aussagten*, amalgamirt und hinführo in Brownischem Dialekt vorgetragen werden soll.

Hiernach enthält sich Rec. aller weitern, ohnehin zu spät fallenden Bemerkungen, über die bisherigen Br. Verhandlungen in diesem Journal, die Eine ausgenommen: dass ein Mitarbeiter dem oben angedeuteten Standpunkte mit Würde und möglichster Ruhe XXVII. 27. sich genähert hat; — und die Andere: dass Rec. die peremtorische Anfrage der Journalisten an *Frank* aus eben den Gründen sonderbar gefunden, die späterhin *Tode* in seinem Med.-chir. Journal. 3. B. 1. u. 2 St. S. 181. so bündig und ohne Hehl angegeben hat. Der Herausgeber will XXI. 5. nichts Sonderbares darin liegen lassen, und Rec. will über diese Aermlichkeit auch nicht weiter mit ihm rechten: gönnts ihm aber, dass die Frage in der Folge zehnmal sonderbarer beantwortet wurde, als sie gestellt war.

Ausser den kurzen Bemerkungen, die in der That wahrheitliebende Freymüthigkeit athmen — nur einmal XXV. 138. XXVII. 154. ins Kleinliche und Streitsüchtige dem Rec. zu fallen scheinen — finden sich hier folgende grössere Aufsätze: — *Geschichte neuester Untersuchungen der Kräfte in der Organischen Natur* Reil XXV. Ackermann XXVIII. *Hoffmanns eigenthümliche Meynungen* fortgesetzt XXII und XXX. *Dümling Pathologie der hitzigen gastrischen Krankheiten* XXVI u. XXVII. *Ist Hypochondrie ein unvollkommenes Podagra?* XXVI. *Bemerkungen über Mitchills oxydirtes Stickgas*, und folgende, 365 Seiten, also das Viertheil aller 10 Stücke füllende Aufsätze, wobey Rec. abermal in Versuchung kam, dem Herausgeber XXV. 21 Z. 18. Unrecht zu thun. *Weissenborns Berichtigung einiger Lehrsätze, die Behandlung der Nachgeburt betreffend* XXII. *Bemerkungen darüber* XXIII. *Stark über Lösung und Nichtlösung des Mutterkuchens* XXVIII. *Bemerkungen darüber* XXX. *Kramps Kritik der Anzeigen zum Gebrauch der Zange* XXIV.

Mit dem XXV. St. läuft, für neu eintretende Käufer, das Journal auch unter dem Titel: *Neues Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche*, und um diesen den Abgang der vier und zwanzig Stücke des Aelteren, möglichst, zu ersetzen, sollte im Jahr 1798 ein besonderes Werk: *Des achtzehnten Jahrhunderts Geschichte der E. Th. und Systeme in der Nat. und A. W.* herausgegeben werden. Rec. sieht die Herausgabe sehr gerne sich verzögern, weil er daraus schliesst, dass der Vf. in der That mehr als Mittelmässiges zu liefern gesonnen ist; welches man auch von ihm, nach seinen früheren literarischen Beschäftigungen, mit Recht erwarten darf.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. May 1800.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Bremen, b. Wilmanns: *Bremisches und Verdisches theologisches Magazin*, herausgegeben von *Joh. Casp. Velthusen, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Den Anfang des 3 *Bandes* macht die *Fortsetzung des Auszugs aus dem Trostbuch des Propheten Jesaias*, vom *Herausg.* Dieser poëtische Auszug, den wir in mehr als Einer Hinsicht für sehr gelungen halten, wird im 4 *Bande, St. 1. Nr. I.* geendigt. *Nr. II.* Die *Harmonie zweyer Wahrheiten, deren Behauptung, nach Hume'ns Vorgeben, ein handgreiflicher Widerspruch seyn soll;* vom Hn. Pastor *Joh. Ludw. Klefeker.* Hume stellt in seinen *Gesprächen über die nat. Rel.* als widersprechend auf die Sätze: *Die Religion äussert wenig Wirkung in der Welt*, und: *Sie soll doch zur Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft unentbehrlich seyn.* Den gegenwärtigen Aufsatz, der die Vereinbarkeit beider darthut, zählet der Rec. zwar nicht unter die hervorstechenden, aber doch unter die guten. *Nr. III. Entwickelung des Harmonieprincips und Anwendung desselben auf die ersten Elementarsätze der praktischen Pädagogik und der Katechetik, imgleichen auf Homiletik, Liturgik und Hermeneutik;* Synodalvorlesungen vom *Herausg.* vom J. 1796. Der Schluss folgt im 4 *Bande St. 1. Nr. III.* Hier führt Hr. V. (B. 3. S. 66. f.) aus, was er im 2 B. nur angedeutet hatte, wie der Begriff: Harmonie, allen Wissenschaften zur Grundlage dienen müsse. Jede Wissenschaft, sagt er, erfodert einen Grundbegriff, aus welchem alle zu der Wissenschaft gehörigen Begriffe, und einen Grundsatz, von welchem alle in der Wissenschaft auszusprechenden Urtheile, sich entwickeln und ableiten lassen. Hieraus ergiebt sich der allgemeinste Grundsatz für alle Wissenschaften: In welcher Wissenschaft alle einzelnen Begriffe und Urtheile mit dem Grundbegriff und Grundsatz, und eben deswegen unter sich selbst harmonieren, in dieser ist durchgängige Wahrheit. — So wenig sich aber gegen den umgekehrten Grundsatz: Wo Disharmonie ist, ist die Wahrheit nicht, einwenden lässet: so wenig kann man den Grundsatz des Hn. V. unbedingt annehmen. Wahrscheinlichkeit ist in dem von ihm gesetzten Falle da, aber unfehlbare Wahrheit noch nicht. So möchten etwa manche Gegner dem Brownischen System eine solche Harmonie zugestehn, ohne darum die Wahrheit desselben anzuerkennen. — Ueberhaupt scheint eine streng philosophische Entwickelung der Begriffe dem Vf. nicht zu gelingen. Wir hätten daher gewünscht, dass er in dem Tadel des Kantischen Moralprincips (S. 61. ff.) behutsamer gewesen wäre. Bey genauerer Prüfung würde es ihm nicht haben entgehen können, dass die moralische Harmonie sich bey der Befolgung des Kantischen Princips von selbst einfindet, und ohne diese nie hinlänglich gesichert ist. — Indessen enthalten auch diese Vorlesungen viele höchst schätzbare Bemerkungen, vorzüglich in dem, was über den Einfluss des Harmonieprincips auf die Pädagogik gesagt ist. Im 4 B. S. 199 erhalten wir nun auch das Princip für die Hermeneutik, welches im 1 B. zwar angekündigt, aber noch nicht dargelegt war. „Derjenige Sinn der Rede, welcher „am natürlichsten mit der ganzen sonstigen individuellen Geistesstimmung des Schriftstellers oder des „Redenden, auch mit andern Aeusserungen und den „persönlichen Umständen desselben, oder mit ähnlichen Begriffen, Gesinnungen und Empfindungen „seiner Partey und ihren herrschenden Vorstellungen, „Ueberzeugungen oder Erwartungen zusammenstimmt, muss als der einzig wahre angenommen „und festgehalten werden." Wir versagen uns alle Bemerkungen hierüber, da das Unsichere in der Anwendung desselben, so wie der Mangel mancher durchaus nothwendigen Bestimmungen, wohl von selbst jedem gründlichen Exegeten in die Augen fällt: auch finden wir uns durch die nunmehrige Kenntniss dieses Princips nicht bewogen, von unserer Meynung über die Anwendung desselben in diesem Magazine (s. Jahrg. 1798. Nr. 110.) abzugehn. — *Nr. IV. Vergleichung der beiden Vorstellungsarten, da man sich die Rechtfertigung bald als eine väterliche Verzeihung, bald als eine richterliche Lossprechung denkt,* von Hn. Pastor *Joh. Chstph. Vogt.* Der Vf. erklärt sich für die erstere Vorstellungsart. Die Abhandlung ist gut gedacht; aber sie geht nicht tief genug in die Untersuchung ein. Die Frage: Vergilt Gott als Vater oder als Richter? führt zu manchen wichtigen Erörterungen, die schon dadurch, dass die neuern philosophischen Theologen für jenes, die neuesten dagegen für dieses entscheiden, ein grosses Interesse bekommen. — *Nr. V. Vermischte Bemerkungen.* 1) *Zeugnisse für die Leseart* עלי, *Hohel.* 5, 4., die Hr. V. in seinem Commentar noch nicht angeführt hatte. 2) *Bestätigung der* von Hn. V. im Amethyst vorgetragenen *Muthmassung, dass durch Anbetung der Ferdsch Astartische Mysterien angedeutet seyn dürften*, von Hn. Justizr. *Niebuhr.* Wir finden in dem Briefe des Hn. N. keine neue Bestätigung. Er sagt hier nur gerade heraus, was er in seiner Reisebeschreibung

B. 2. S. 444. versteckter, aber nicht undeutlich, gesagt hatte; dagegen hätte die Billigkeit gefodert, auch die Ableitung der Abud el Ferdsch von *Alphardsch*, dem Stifter der Syrischen Sekte der Nasirier, aus den *Memorabilien* St. 3. S. 117 anzuführen, welche Hn. V. nicht unbekannt seyn konnte, da er im 2 St. S. 374 eben diese Abhandlung des Hn. Prof. *Paulus* anführt. 3) *Ueber mehr als hundertfältige Fruchtbarkeit des Waizens im Lande der Hottentotten*, aus dem 1 B. von *Thunbergs Reisen*. — Im 2 *Stücke* liefert *Nr. I.* einen *humanistisch - theologischen Studienplan* vom *Herausg.*, der im 4 *Bande, Stück* 2. *Nr. IV.* geendigt wird. Er besteht aus 5 Abschnitten, von denen die ersten schon anderwärts abgedruckt sind. Hr. V. hat bey diesem Plane den Rath und die Arbeiten mehrerer Gelehrten, des Hn. Prof. *Klügels*, Hn. Rector *Ruperti*, Hn. Prof. *Kühnöls* u. a., benutzt; wie denn der 2 Abschn. ganz von Hn. Prof. *Klügel* ausgearbeitet ist. Dieser Plan enthält viele goldene Regeln, und ist im Ganzen vortrefflich. Wir wünschten herzlich, ihn in den Händen aller studierenden Theologen zu sehen. — *Nr. II. Joh. Chstph. Wackermaul. Eine Defensionsschrift* von Hn. Kriegssekretär *Joh. Pet. Velthusen*, welche der Justizkanzley zu Hannover 1773 übergeben wurde. Diese treffliche Vertheidigung eines merkwürdigen Strassenräubers war dem theologischen Publicum schon längst durch den sel. Ritter Michaelis bekannt, der sie einigemal, aber mit ein paar Gedächtnissfehlern, angeführt hat. Der *Nachtrag des Herausg.*, der einen kurzen Bericht von der Wirkung der Vertheidigung giebt, presset dem Menschenfreunde einen Seufzer über die traurige Nothwendigkeit aus, in der sich die Justiz befindet, zur Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft auch da Strenge vorwalten zu lassen, wo psychologische und moralische Gründe für Gelindigkeit sprechen. Ueber dem Werth und dem Interesse dieses Aufsatzes vergisst man die Frage, ob er sich zu einer Stelle in einem theologischen Magazin eigne. — *Nr. III. Beobachtungen über Taubstumme, zur Antwort auf einige materialistische Einwürfe*, aus einem ungedruckten Briefe des sel. Director *Sam. Heinicke*, an den Herausg. v. 14. Jun. 1776. Die Einwürfe laufen darauf hinaus: Ohne Sprache ist keine Vernunft, kein Denken, also auch keines nach dem Absterben des Körpers. Die Antwort: Die Sprache ist nur ein Entwickelungs-Mittel der Vernunft, und Taubgeborne denken auch ohne Töne. — *Nr. IV. Prüfung des wirklichen Todes durch den Metallreiz.* Ein Auszug aus *Carl Casp. Creve, vom Metallreize* (Leipz. 1796). Sehr deutlich und einleuchtend. Dieser Prüfung wird der Vorzug vor den Leichenhäusern gegeben. — *Nr. V. Vermischte Bemerkungen.* 1) *Vorsicht beym Zuspruch der Sterbenden* von R. in Z. Er kann leicht Schmerzen und Qualen verursachen. 2) *Spur von Auferstehungsglauben in den jüdischen Begräbnissgebräuchen.* Nach der Erzählung eines Proselyten, *Friderici*, im *hannöv. Magaz.* 1793 St. 42. rupft jeder Gras aus der Erde, wirft es über den Kopf, und spricht: Die Todten sollen wieder aufstehen, wie das Gras wächst. 3) *Bestätigung der Conjectur πορνεια Ap. G.* 15, 20. *aus dem Koran Sur.* 2. *v.* 175. (ed. Hinkelm. v. 168.). Sonderbar. Muhammed müsste, wenn seine Worte etwas beweisen sollten, bey ihnen die Stelle der Ap. G. im Sinne gehabt haben. 4) *Bestätigung der Leseart des Chisianischen Codex Dan.* 9, 25. 26. 27. *durch den Syrischen cod. Biblioth. Ambros.* Der Chisianische Codex hat die Leseart 77 und 62; und diese Leseart ist Hn. V. wichtig, weil er in seinen *Observations on various Subjects, Lond.* 1773 und *Muthmassungen über die 7mal 70 Jahre beym Daniel, Hannov.* 1774 angemerkt hatte, dass, nach der Ussherschen Zeitrechnung, die 77 Jahrhebdomaden (539 Jahre) gerade in die erste Hebdomade der christlichen Aera (4007), die 62 Jahre aber dazu gerechnet (4069, nach der christlichen Aera 66) auf den Anfang des jüdischen Krieges leiten. — Wir übergehen, was über die 70 Jahrwochen, und über diese Ussersche Zeitbestimmung zu erinnern wäre, und bemerken bloss den Zirkel, in welchem die Syrische und Chisianische Leseart die Ussersche Zeitrechnung, und diese hinwieder jene bestätigen soll. Eine solche Anwendung des Harmonie-Princips kann nimmermehr gebilligt werden. Noch dazu kann die Syrische Uebersetzung der tetraplarischen LXX nichts bestätigen, als dass der Chisianische Codex in dieser Stelle nicht corrupt ist. 5) *Bestätigung der Erklärung des λογος τȢ ϑεȢ Apoc.* 19, 13. (für: Name (שם) Jehovah, in dem Sinne: Orakel (קל השם) Jehovens, in diesem *Magazin*. B. 1. *St.* 1. *S.* 55. f.) *aus dem Worte Ischm* (Name) *für Jesus, bey den synkretistischen Nasiriern.* Unmittelbar lässt sich hieraus nichts schliessen, als dass gegen das Ende des 9 Jahrh. in diesen Gegenden und bey dieser Sekte λογος für: Name, verstanden worden sey; aber Hr. V. nimmt an, dass hierin schon die frühere Entstehung solcher Begriffe unter den ältern, reinern Nazoräern kenntlich sey. 6) *Fürchterliche Wirkungen des Glaubens an Hexerey durch die Einbildungskraft auf den Körper* der Negern in Westindien. 7) *Heilung eines hypochondrischen Mannes, der sich einbildete, dass ihn der Teufel überall in sichtbarer Gestalt verfolge, vermittelst Benutzung seiner phantastischen Idee*, vom sel. *Joh. Aug. Ephr. Göze*, durch eine Accommodation, welche Hr. V. billigt. 8) *Berichtigungen* zu dem 3 B. und zu den *Commentat. theol.* vol. 3. 9) *Bücherpotizen.*

Der 4 *Band* enthält, ausser den schon angezeigten Fortsetzungen von Abhandlungen im 3 B., folgende Aufsätze. *Stück* 1. *Nr. II. Beytrag über den Kindermord*, vom *Herausg.*, geendigt in *St.* 2. *Nr. I.* Die Vorschläge sind S. 247 summarisch zusammengezogen: „Die Väter müssen genöthigt werden, zur Erleichterung der Geschwängerten und ihrer Kinder, so viel nur irgend in ihrem Vermögen steht, beyzutragen, und den Gebährerinnen muss ihr Zustand möglichst erleichtert werden, ohne jedoch die Hurerey dadurch allgemeiner zu machen." Es springt in die Augen, welche Schwierigkeiten der Ausführung dieser Vorschläge im Wege stehen. Die bekannten entferntern Mittel (bey dem Vf. S. 239. ff.) bleiben wohl die allerkräftigsten, ja die einzigen, welche si-

wirken; aber leider ist auch zu deren allgemeiner Realisirung bis jetzt noch keine Hoffnung. — *Stück* 2. *Nr. II. Anwendung des Harmonieprincips auf das Trostbuch des Jesaias, und Bemerkungen über Jes.* 40—66, *zur Bestätigung des in den übersetzten Stellen* (B. 1. St. 2. Nr. V. B. 2. St. 2. Nr. VI. B. 3. St. 1. Nr. I. B. 4. St. 1. Nr. I.) *ausgedrückten Sinnes.* Dieser erhebliche Aufsatz ist dem Hn. Prof. *Tychsen* in Göttingen gewidmet, mit dem Wunsche, von ihm, und etwan auch von *Heyne, Eichhorn, Städlin, Ammon* ein Urtheil zu erhalten, ob Jes. 40—66, ein planmäsiges Ganzes ausmachen, oder nur fliegende Blätter und abgerissene Bruchstücke enthalten. So viel dem Rec. bekannt ist, haben diese Gelehrten ihre Stimmen darüber nicht öffentlich abgegeben. Ohne denselben anmasend vorgreifen zu wollen, findet sich der Rec. durch seinen kritischen Beruf aufgefodert, zu gestehen, dass er hierin mit Hn. V. einstimmig sey; und dass auch nach seiner Ansicht die Tröstung der ächten Gottesverehrer durch Hinweisung auf einen grösern und wichtigern Befreyer, als Cyrus („auf den sie ebenfalls vertröstet werden, und mit dem jener, etwa wie August mit Romulus und Numa im 6 B. der Aeneide, zusammengestellt wird") der Zweck dieses Ganzen sey. Er versteht daher auch das 52 und 53 Kap., der Hauptsache nach, wie Hr. V. Lange schon war er der Meynung, dass nur die ängstliche Besorgniss, eine eigentliche Weissagung, und die Ankündigung eines leidenden Messias annehmen zu müssen, christliche Ausleger von dieser so natürlichen Erklärung habe abführen können. Auch scheint ihm keiner von ihren Versuchen gelungen zu seyn, nicht einmal der von Hn. Prof. *Rosenmüller* (in dem *Gablerschen neuesten theol. Journ. B.* 2. *St.* 4.), der, so glücklich er übrigens, verglichen mit den übrigen, ist, doch unter andern das gegen sich hat, dass die Hoffnungen des Propheten für seinen Stand in dieses Trostbuch für das Volk nicht wohl zu passen scheinen. Mit seiner Erklärung einzelner Stellen erwartet Hr. V. selbst keine durchgängige Uebereinstimmung. Auch haben die seine Gründe den Rec. nicht bewogen, mit ihm dieses Trostbuch dem Jesaias zuzueignen, das vielmehr in der Zeit geschrieben zu seyn scheint, als Cyrus das Babylonische Reich bedrohte, und der Ausgang seiner Unternehmung noch ungewiss war. *Nr.* [illegible] *Ueber Wissen und Glauben in Rücksicht auf Religion und Offenbarung.* Ein Kirchenprogramm von [illegible] *V.*, geschr. im J. 1793, auch schon besonders abgedruckt. *Stade* 1794. Vor der strengen philosophischen Kritik hält diese Abhandlung die Probe nicht. Aber das ist wahr, dass der Hr. Vf. nach [illegible] 76, „in dieser Revision und Kritik seines Wissens [illegible] Glaubens dem Gange der Natur getreu geblieben ist, der in jedem andern Falle allemal sicher leitet." Dieser Gang der Natur wird auch jeden, der [illegible], ohne Ausbeugung in die künstlich angelegten, [illegible] zu sehr divergirenden, Gänge der Philosophen, [illegible] Trittes fortgeht, zu dem Ziele des Vfs., dem Glauben an die Göttlichkeit der Lehre Jesu, führen, die Selbsterfahrungen des Vfs. auch gemacht, und den prophetischen Sinn, den der Vf. in Stellen des A. T. findet, in ihnen auch gefunden hat. Und der Rec. darf nach seiner Erfahrung hinzusetzen, dass man zu diesem Ziele gelangen kann, wenn man auch jener Erfahrungen nicht so zuversichtlich sich bewusst ist, und sich nicht bereden kann, dass jener Sinn in allen diesen Stellen liege.

Die ausführliche Darlegung des Inhalts dieses theologischen Magazins, welches mit dem 4 Bande geschlossen ist, giebt wohl hinlänglich zu erkennen, dass der Rec. die Fortsetzung desselben unter einem andern Titel wünschenswerth finde.

OEKONOMIE.

1) Frankfurt am Mayn, b. Guilhauman: *Der vollständige Monatsgärtner* oder *deutliche und vollständige Anweisung zu allen Geschäften im Baum- Küchen- und Blumengarten, für alle Monate des Jahres,* von *J. C. F. Müller.* 1797. 219 S. *Zweyte verbesserte Auflage* 1798. 207 S. 8.

2) Hannover, im Verlage der Helwingschen Hofbuchh.: *Franz Hermann Heinrich Lueder*, Superintendenten zu Dannenberg etc., *Briefe über die Bestellung eines Küchengartens, in welchen denen, die ihre Gärten ohne Hülfe eines gelernten Gärtners selbst bestellen wollen, eine Anleitung zum Gartenbau gegeben wird.* In einen umständlichen Auszug gebracht. *Erster Theil* 1798. 192 S. *Zweyter Theil* 216 S. 8. (1 Rthlr.).

3) Wien, (ohne Anzeige der Verlagshandlung): *Der Wienerische Küchengärtner*, oder *Anweisung, alle Arten Küchengewächse mit besonderm Nutzen zu bauen.* Von einem Freunde der Gärtnerey gesammelt. 1798. 149 S. 8. (12 gr.).

Der Vf. von Nr. 1. verbindet mit den richtigsten Kenntnissen und Erfahrungen im Gartenbau, Vollständigkeit und Kürze der Darstellung, und er hat mit dieser vollständigen Belehrung des Monatsgärtners gewiss allen Gartenfreunden ein angenehmes Geschenk gemacht; diess verbürgt auch die günstige Aufnahme der Schrift, deren erste Auflage sogleich nach ihrer Erscheinung vergriffen ward. Die zweyte Ausgabe hat bey verringerter Seitenzahl nur wenige Zusätze erhalten, und die Besitzer des ersten Drucks leiden dadurch keinen namhaften Verlust.

Der ungenannte Vf. von Nr. 2. hat in seinem *umständlichen* Auszuge alles geleistet, was Verehrer des sel. Lueders wünschen konnten: dass dessen nützlicher Unterricht, und mit diesem zugleich das Andenken des gründlichen Lehrers, durch einen wohlfeilern und dabey als Unterricht doch genugthuenden Auszug erneuert und länger erhalten werden möchte. Er ist mit den Luederschen Tabellen, Abrissen der nöthigen Gartengeräthe, und genauen Registern versehen, und verdient in jedem Betrachte dem Müllerschen Monatsgärtner an die Seite gestellt zu werden.

Dagegen müssen wir vor dem elenden Machwerke (Nr. 3.) ernstlich warnen. Folgende ausgebo-

bene Proben werden diese Warnung sattsam rechtfertigen: S. 16 läfst der Vf. sich beygehen, Hornviehdünger auf hitzigem Erdreich, wohin man ihn doch mit gutem Grunde so gerne bringt, zu widerrathen; er empfielt dagegen Pferdemist als den hitzigsten, und diesen überdiess ja recht *warm* in hitziges Land einzugraben; der Dünger vom Federviehe, der doch der reinste ist, dünkt ihm voll Unkraut und Gesäme u. f. w. Gegen schädliche Thiere S. 20 u. f. ertheilt er gar schreckliche Mittel, z. E. gegen die Maulwurfsgrille, Scheermaus, oder Werre, soll man altes Oehl oder Thran in ihre Fahrten mit Wasser hinschwemmen; zur Sicherung gegen Kohlraupen, die weissen Schmetterlinge alle wegfangen. Die Pflanzung der Gartenbohnen (S. 73) will er weislich nicht in den kältesten Wintermonaten, wohl aber im Februar bey gutem Wetter angefangen, und von 14 Tagen zu 14 Tagen bis in den Monat März, und weiter ganz nicht fortgesetzt haben; und gebietet solche auch zu der Zeit bey einfallender Wärme recht fleissig zu begiessen. Sehr wenige Belehrungen des Vfs. sind haltbarer, als das ausgehobene, und auch diese sehr oberflächlich ausgeführt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Oehmigke, d. j.: *Der Romanenfreund.* Nr. 1. (1ter Band) 1799. 370 S. Nr. 2. 1800. 371 S. Nr. 3. 1800. 246 S. N. 4. 1800. 319 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Diese 4 Bände enthalten eine Reihe von Erzählungen, wovon Rec. schon mehrere in andern Sammlungen gelesen zu haben sich erinnert. Der Herausgeber oder Verleger scheint bey der Anordnung dieser Sammlung den Kunstgriff, welcher beym Verkauf schlechter Waare gewöhnlich ist, dass man ein gut Stück oben auflegt, angewandt zu haben. Die Erzählung Nr. I. im 1 Bande: *das Glas Wasser*, ist leicht erzählt, und von moralischem Werth; alle übrigen aber, sind entweder so fade, oder so schlüpfrig, dass es Pflicht wird, die Jugend vor diesem moralischen Gift zu warnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Mannheim*, in Commiss. b. Schwan und Götz: *Die Todesstrafe oder der gesetzliche Tod.* Einige Betrachtungen für Philosophen und Criminalisten von *Friedrich von Manger.* 1796. 104 S. 8. (8 gr.). Rec. wäre in der grössten Verlegenheit, wenn er verpflichtet wäre, von dem Inhalt dieses Buchs irgend jemand Rechenschaft zu geben. Er hat sich die fast unüberwindliche Mühe genommen, das ganze Buch zu durchlesen, konnte aber beynahe von Anfang bis zu Ende nichts als abgeschmackte, bombastische Tiraden oder Sätze voll baaren Unsinns auffinden. Es bleibt ihm daher nichts übrig, als dieses Urtheil durch Beweis zu rechtfertigen. — In der Einleitung sucht der Vf. durch Declamationen, welche zeigen sollen, dass der gesetzliche Tod als Strafe der empirischen Natur zuwider sey, den Leser vorzubereiten und in sein Interesse zu ziehen. Alle tönen, wie folgende: „Hinaufsteigen," so fängt eine Periode S. 10 an, „wo das Henkersschwerd Tod „in die Seele blitzt, oder wo das eigene Körpergewichte lang„sames Erdrosseln am Strange zuwinkt. Einer Torturähnlichen „Ausspannung seine Glieder darreichen, um sie theilweise bis „zum Herzen durch Menschenhände mit einem Rad zerschmet„tern zu lassen. Durch Pferde geviertheilt werden, nachdem „eine glühende Zange die Verzweiflung nach Momenten dem „Körper eingedrückt hat. Lebendiges Begraben. — Es kom„me nicht über den, der diese Höllenqualen erfand, um einen „Maasstab für die Quantität der Verbrechen zu bilden, wo „jeder zunehmende Grad um verdoppelte Rache zu dem ruft, „der sein Ebenbild im Menschen schuf." In dieser durchgreifenden Einleitung giebt auch der Vf. selbst den Zweck seiner Schrift an. S. 17. „Ich will versuchen, ob ich den gesetzli„chen Tod in bestimmte Gränzen auf rechtlichem Wege zu„rückdrängen kann. *Erst will ich ihn daher in seinen drey Be„stimmungsgründen, nämlich der Rechtmässigkeit, der Noth„wendigkeit, als Object der Verbindlichkeit, und der Nothwen„digkeit als Subject der Pflicht betrachten* etc." — Der Abschnitte und Ueberschriften giebt es in diesem Buche folgende: I. Abschnitt. *Allgemeine Betrachtung über die Todesstrafe.* — II. Abschn. *Gesetzlicher Tod unter der Rechtmässigkeit.* — III. Abschn. *Gesetzlicher Tod. Unter der Nothwendigkeit a[ls] Object der Verbindlichkeit, das ist, der moralischen Nöt[hi]gung. — Vorerinnerung. — Abhaltungsrecht als natürliche[r] Widerstand. — Abhaltungsrecht als Strafe. — Abhaltungsrecht als Nothwehr.* — IV. Abschn. *Gesetzlicher Tod unter der Nothwendigkeit als Subject der Pflichten, d. i. als moralische Gesetzgebung. — Vorerinnerung.* — V. Abschn. *Tödten als Po[stulat] der positiven Gesetzgebung. — Vorerinnerung.* — 1[te] Abtheil. *Gesetzlicher Tod, wie er ist.* 2te Abtheil. *Gesetzli[]cher Tod, wie er seyn soll. — Untersuchung der vorgeleg[ten] Zwecke und ihrer Mittel.* — Wie der Vf. declamirt und [sy]stematisirt, haben wir nun gesehen. Nun auch ein Pröbch[en] wie er philosophirt. S. 35 heisst es wörtlich unter der Rubri[k] *Abhaltungsrecht als Nothwehr*, wie folgt: „dieses weicht [] „jenem (nämlich dem Abhaltungsrecht), als Widerstand [] „weil bey diesem letztern nur von Beschränkung der Freyh[eit] „hier aber von Beraubung derselben; — dort von Veräus[ser]„lichkeit und hier von Unveräusserlichkeit die Frage ist. W[eil] „daher keine Unveräusserlichkeit in Anschlag kam, durfte [] „Erhaltung auch kein Bestimmungsgrund werden. Ausdehn[ung] „würde Abhaltung der Einschränkung, Erhaltung aber w[] „jene der Beraubung; darum setzt diese Abhaltung des Rau[bes] „Unveräusserlichkeit, das ist: Materie der Freyheit an die n[] „liche Materie, und also keineswegs deshalb, um noch besteh[en]„de Unveräusserlichkeit (Leben), einer verlornen wegen, v[er]„lierbar zu machen. Oder: die Nothwehr kommt mit gleic[her] „Macht dem Tödten *zuvor*; würde also aufhören solche zu [] „und Vergeltung werden, wenn sie demselben *nacheilen* w[oll]" Diese Stelle haben wir nicht etwa ausgesucht; wir könnten [] viele andere, welche dieser vielleicht selbst den Rang str[eitig] machen, ausheben, wenn nicht schon das angeführte v[öllig] entscheidend wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 17. May 1800.

GESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Monath und Kussler: *Ulrich von Hutten; in literarischer Hinsicht*, von M. *Georg Wolfgang Panzer*, Schaffer an der Hauptpfarrkirche bey St. Sebald in Nürnberg, und des Pegnizischen Blumenordens daselbst Präses. 1798. 243 S. gr. 8.

Ein angenehmer Beytrag eines unserer vorzüglichsten Literatoren zur schriftstellerischen Geschichte des deutschen Helden; veranlasst hauptsächlich durch die Biographie desselben vom Hn. *Meiners*. Da diese in Ansehung der Gaben, Gesinnungen, Thaten und Schicksale *Huttens* so befriedigend ist, als man nur, bey dem Mangel an zusammenhängenden Nachrichten von allem diesem, erwarten kann, auch über seine Schriften viel Licht verbreitet: so werden hier zur Vervollständigung der Kenntniss dieser letzten und ihrer Ausgaben, viele Ergänzungen meistentheils aus den reichen Sammlungen des Vf. beygebracht. Ueberall sind jedoch auch kurze Erläuterungen aus Hutten's Leben nach der chronologischen Ordnung seiner Schriften vorangeschickt worden. So werden seine ersten Lebensumstände, und sein Aufenthalt zu Frankfurt an der Oder, gleich nach der Stiftung der dortigen Universität im Jahr 1506 berührt, um sein *Carmen in Marchiam*, das er zum Andenken dieser Stiftung verfertigte, zu beschreiben. Darauf folgen bey Gelegenheit seiner *Querelarum adversus utrumque Lossium*, LL. II. seine fernern Reisen; sein zu Wittenberg im Jahr 1511 herausgegebenes Gedicht *de arte versificandi*; sein *Carmen ad Maxim. I.* vom J. 1512. — Doch wir haben nicht nöthig, die einzelne Gedichte und Schriften *Huttens* zu nennen; sondern wollen die Leser nur auf einige der merkwürdigsten aufmerksam machen. Von den *Epistolis obscurorum virorum*, deren Hauptverfasser er war, werden zuerst drey Ausgaben in Quart ohne Jahrzahl angezeigt. Doch beweisst Hr. P. (S. 39.) aus der Handschrift des berühmten *Hier. Baumgärtners* an einer derselben, wo das J. 1516 angegeben ist, dass sie nicht erst im J. 1517, wie Hr. *Meiners* glaubt, gedruckt worden sind. Ueberflüssig hingegen scheint uns sein Beweis S. 37. ff. aus einem an *Reuchlin* geschenkten Exemplar zu seyn, dass dieser nicht Vf. jener Briefe seyn könne; denn eine Stelle in denselben, wo seiner mit Bewunderung gedacht wird, setzt solches schon ausser Zweifel. Dann kommen mehrere Ausgaben, bis auf die Londner vom J. 17— 8. Aus der *Exhortatoria ad Principes Germanos, ut bellum Turcis inferant*, werden S. 67. ff. mehrere lesenswerthe Stellen ausgezeichnet. Lustig ist es, dass er seine Schrift *de Guaiaci medicina et morbo gallico*, worin er erzählt, wie er durch ein Decoct von Guajacaholze, von der venerischen Krankheit geheilt worden sey, dem Kurfürsten von Mainz dedicirt hat. Es ist jedoch bekannt, dass man damals bey den grösten Fürsten, die sich in gleichem Falle befanden, aus einer solchen Publicität nichts machte. Von H. Schwanengesange: *Expostulatio cum Erasmo Roter.*, urtheilt Hr. P. S. 170. „er habe darin seinem alten Freunde, der seinen Besuch verschmähte, die gerechtesten Vorwürfe gemacht, welche dieser, wenn er auch zwanzig Schwämme geschrieben hätte, (bekanntlich gab E. dagegen *Spongia adversus aspergines H.* heraus,) nicht von sich würde haben abwischen können." Dass aber doch für E. sich einiges sagen lasse, zeigt die damalige allgemeine Lage der Dinge, und *Huttens* Charakter, in dem es auch an Schatten zum Lichte nicht fehlte. Auch der Nachlass des Ritters, und die ihm wahrscheinlich oder fälschlich beygelegten Schriften, sind nicht vergessen worden. Zuletzt steht ein Verzeichniss der von demselben vorhandenen Bildnisse; aber nur solcher, die Hr. P. selbst besitzt. Darunter ist das letzte das schon im J. 1795 von Kohl zu Stein gestochene, und für den dritten Band des Pantheons der Deutschen bestimmte. Es fehlt aber das schöne Bild, welches dem siebenten Bande von *Mosers* patriotischem Archiv für Deutschland vorgesetzt ist.

LEIPZIG und GERA, b. Heinsius: *Versuch einer Staats- und Religionsgeschichte von Siebenbürgen.* Herausgegeben von einem Siebenbürger Sachsen. *Erster Theil.* Politische Geschichte. 1796. 180 S. 8.

Eben diese Schrift unter dem Titel:

Uebersicht der politischen Geschichte von Siebenbürgen. Ein Versuch von einem Siebenbürger Sachsen.

Der Vf. hofft durch seine Schrift dem Liebhaber der Geschichte einen angenehmen Dienst zu leisten, weil doch über die ganze Siebenbürgische Geschichte von den ältesten Zeiten her, nichts vorhanden sey, als das lateinische Schulcompendium des Hn. *Felmer*, und einige dickleibige, entweder in fremden oder veralteten Sprachen, auch wohl *in einem für Dilettanten zu weitläufigen und zu kritischen Geschmacke* abgefasste Bücher. Er ist, wie er versichert, den besten gedruckten und ungedruckten Schriften über Siebenbürgens Geschichte gefolgt; so wie in der Geo-

graphie des Landes, dem Handbuche des Hn. v. *Windisch*. Die kirchlichen Veränderungen hat er weggelassen, weil er eine eigene Uebersicht der Kirchengeschichte Siebenbürgens herauszugeben gedenkt. Voran geht eine Einleitung in die Geschichte, (S. 11—24.) welche einen sehr magern Abrifs der *Geographie von Siebenbürgen* enthält. *Die Geschichte* selbst wird in *zehn Perioden* abgetheilt; worunter *die erste* viel zu früh *von den ersten Bewohnern des Landes nach der Noachischen Fluth* anfängt, und daher auch von *Gomeriten*, *Scythen*, *Agathyrsen*, u. dgl. m. manches enthält, das gewifs keinen *zu kritischen Geschmack* verräth. Doch das gilt auch von mehrern Behauptungen in der spätern Geschichte; z. B. wenn *die sechste Periode vom zweyten Einfall der Hunnen in Siebenbürgen*, (J. 567.) oder vom Einfall der *Avaren*, bis zum *dritten Einfall der Hunnen, oder der Ungarn*, (J. 888.) fortgeführt wird; wenn der Vf. S. 85. den heiligen *Stephan* den Papst *Silvester II.* um die zur Königlichen Würde nöthigen Insignien ersuchen, und von ihm eine Königskrone nebst einem doppelten Kreuze zum Geschenke erhalten läfst; u. dgl. m. Sonst ist die neuere Siebenbürgische Geschichte für solche, die noch gar nichts von derselben wissen, nicht unbrauchbar vorgetragen.

Erlangen und Leipzig: *Bonifaz, der Deutschen Apostel*. Für Liebhaber der vaterländischen Culturgeschichte bearbeitet, von *Johann Friedrich Geissler*, Candidat der Theologie zu Bayreuth. 1796. 160 S. 8.

Weil die bisherigen Biographen des *Bonifacius*, und anderer, welche an der ersten Ausbreitung des Christenthums in Deutschland gearbeitet haben, mehr für eigentliche Historiker und Geschichtforscher, als für Jünglinge und andere Freunde der Geschichte gesorgt hätten, die ihre grofsen Werke nicht besäfsen, noch genugsam benützen könnten: so will Hr. G. sie auch unter dieser Classe von Lesern bekannter machen. Mit dem sogenannten Apostel der Deutschen macht er den Anfang. Er hat zwar dabey *Schröckhen* im 19ten Theil der christlichen Kirchengeschichte zum vorzüglichsten Führer gewählt; versichert aber, dafs er auch auf andere ältere und neuere Schriftsteller, die sich über das Ganze der deutschen und kirchlichen Geschichte verbreiten, oder das Leben des *Bonifacius* besonders bearbeiteten, Rücksicht genommen, und nichts ohne Prüfung geschrieben zu haben; auch habe er manches für seinen Zweck minder Brauchbare weggelassen, und durch lichtvolle Ordnung und eingestreuete Bemerkungen über den Geist des Zeitalters, und den Charakter der Personen, Abwechslung und Unterhaltung in seine Erzählung zu bringen gesucht. Man kann auch nicht leugnen, dafs der Vf. viel Fleifs und Sorgfalt angewandt hat, richtig und angenehm genug erzählt, und nicht übel urtheilt. Allein da er zugleich unterhaltend schreiben, und öfters etwas Auffallendes sagen wollte: so ist es ihm bisweilen gegangen, wie so vielen andern auf eben diesem Wege in unsern Zeiten, durch eine verschönernde Kunst mehr herauszubringen, als die strenge historische Wahrheit zugeben kann. Zum Beyspiel mag gleich der Anfang des ersten Kapitels dienen: „*Jene berühmte Insel in der Nordsee war von jeher die* „*Mutter unserer vaterländischen Cultur;* wie sie auch „immer die Pflegerinn derselben blieb — und noch „ist. *Aus ihr giengen die grofsen Männer aus, die* „*zuerst durch die mildern Grundsätze der christlichen* „*Religion den Barbarismus des Heydenthums zerstör-* „*ten; reinere Gotteskenntnifs und Anbetung verbreite-* „*ten, die uns den Landbau, nützliche Gewerbe und* „*Künste lehrten. Von hieraus verbreitete sich über* „*Deutschland* Geschmack an Kenntnissen und Gelehr„samkeit, *Patriotismus und Freyheitsliebe*.“ Und doch ist es bekannt, dafs das Christenthum am Rhein und an der Donau schon in den spätern Zeiten des zweyten Jahrhunderts gepflanzt worden ist, da die Britannen kaum anfiengen, diese Religion zu kennen; dafs Freyheitsliebe und Patriotismus lange vorher unter den Deutschen geherrscht haben, ehe die Angelsachsen aus Britannien England machten, dafs Ackerbau und Versuche in einigen mechanischen Künsten schon in den frühern Zeiten der Fränkischen Herrschaft über den südlichen und westlichen Theil von Deutschland daselbst ihren Anfang genommen haben, und dafs selbst die ersten ausländischen Glaubensboten, die seit dem sechsten Jahrhunderte dahin kamen, nicht Engländer, sondern Irländer gewesen sind. Auch noch auf der 37sten S. sagt der Vf. vom *Bonifacius*: „Er legte in Deutschland den Grund zu einer Religion, die auf das Wohl der Menschheit so ganz unmittelbar abzweckte;“ und doch hat er sie *nur in* Thüringen und Hessen gegründet; auch dort schon Christen genug angetroffen. Die Sage von dem *Kloster an der Pleisse bey Leipzig*, das eben dieser Heidenbekehrer nach S. 147. gestiftet haben soll, ist längst und mit Recht, verworfen worden. Auch darf zu seiner Zeit noch lange nicht von *Wapen*, (S. 80.) noch von *Cardinälen*, (S. 107.) gesprochen werden.

Dresden und Leipzig, b. Hilscher: *Elementarcursus für den Vortrag der Geschichte unsers Geschlechts;* in geographisch-synchronistischer Hinsicht ausgearbeitet, und mit ethnographischen Tabellen versehen, von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, ordentlichem Professor der Moral und Geschichte an der kursächsischen Ritterakademie zu Dresden. 1799. 144 S. 8.

Im Tone des Meisters spricht Hr. *P.* von der Methode, nach welcher der Unterricht in der Geschichte behandelt werden müsse; fodert eine geographische Ansicht für die ältesten noch ganz isolirt stehenden Volker; dann eine synchronistische Darstellung der Begebenheiten, weil man nur durch sie die zu den Schicksalen eines einzelnen Volks mitwirkenden Ursachen im Ganzen richtig kennen lernt; hierauf einen pragmatischen Cursus, der das Gewühl der einzelnen Begebenheiten philosophisch ordnet, die *Puncte*

der

der Cultur, Staatsverfassung, Wissenschaften, Handlung etc. aushebt, und ohne Rückficht auf das Volk, bey dem sie sich zeigten, als Eigenthum und Sache der ganzen Menschheit, als Gewinn der folgenden Jahrtausende, darstellt; endlich noch einen ethnographischen Cursus, der die einzelnen Völker in ihrer Individualität vorlege. Der synchronistische Cursus wird bey diesem schlechterdings vorausgesetzt, weil sonst das Detail der Staatengeschichte nicht verstanden werden kann. — Rec. will nicht einwenden, dass sich ein Synchronismus ohne ethnographische Darstellung des Einzelnen kaum begreifen lässt, dass man eben deswegen beide Vorstellungsarten so viel möglich mit einander zu verbinden sucht; nicht, dass so mannichfaltige Trennung und Wiederholung des Unterrichts, Ueberdruss statt gründlicher Belehrung auf der einen Seite, und Verwirrung statt Deutlichkeit auf der andern hervorbringen müsse; er geht über die Spitzfindigkeit des sogenannten pragmatischen Cursus, so wie er hier genommen wird, hinweg; will nicht bemerken, dass Hauptbegebenheiten, allgemein wichtige Männer, Erfindungen etc. schon in dem gewöhnlichen Gange des Vortrags so ausgezeichnet stehen, dass jeder Lehrling ihre Wichtigkeit für das Wohl oder Wehe des Menschengeschlecht hinlänglich fühlt, ohne einen pragmatischen Cursus gehört zu haben; er will die auch hier wieder vorgebrachte, mehr als zweifelhafte, Idee von dem beschleunigten Fortgange des Menschen zur Vervollkommnung seiner Moralität und seiner Geisteskräfte auf sich beruhen lassen, und viele andere sich aufdrängende Gedanken unterdrücken: aber seine Verwunderung kann er nicht bergen, dass ein Schriftsteller, dessen eigentliches Studium Geschichte nie gewesen zu seyn scheint, es wagen mag, in so zuversichtlicher, anmassender, Sprache hervorzutreten. Auch nicht eine Spur können wir in dem kleinen Buche entdecken, welche Resultate aus eigenem Forschen in den Quellen älterer und neuerer Zeiten enthielte, keine neue Ansicht der schon bekannten Thatsachen; nichts als Compendienstudium. Dünkt dem Hn. P. dieser Ausspruch hart: so suche er in sich selbst Rechtfertigung für folgendes Register von Fehlern, wie sie nie ein Mann zu machen im Stande ist, bey dem Geschichte einheimisch wurde. S. 19. Cyrus kommt um bey den Massageten, durch welche er sich den Weg nach den Goldländern des obern Indiens bahnen will. Welcher alte Schriftsteller sagte ihm, dass Cyrus sich diesen Weg bahnen wollte? und er stritt ja gegen die Massageten jenseit des Flusses Jaxartes, legte auch an demselben eine Stadt an. Der Weg durch sie würde in die Mongoley und von da nach Sibirien, nie aber in das nördliche Indien geführt haben. S. 20. Erscheint unter Persiens Provinzen nach des Darius Eintheilung auch *Atropatene*. Diese Provinz und ihr Name entstund aber erst unter der Regierung Alexanders des Grossen. S. 21. Wird *Gedrosia* für das persische Indien erklärt. In der That ein elendes Indien. Nach Herodot verbreitete es sich über die nordwestlichen Gegenden des Indus Fluss, mag auch wohl sich weiter ausgedehnt haben; nie aber nach Gedrosia. S. 22. „Die Verwüstungen der Perser schwächen auch die Kraft der Phönicier. Kaum können sie ihre nahgelegenen Kolonien auf den Inseln des Mittelmeers behaupten." Welches sind denn diese Inseln? Auf dem einzigen Cypern gabs einige phönicische Anlagen, welche aber lange ihre eigene Regierungen hatten, nicht unter dem Mutterlande standen. S. 23. „Rom, das bey einer höchst fehlerhaften Verfassung vom Aristokratismus zum Demokratismus übergeht, und in der Folge zum Aristokratismus zurückkehrt, bis es Monarchie wird." Dies alles unter der Periode, die sich mit Alexander dem Grossen endigt? Zum Demokratismus kam es in dieser Zeit noch gar nicht, und zum Aristokratismus kehrte es in spätern Zeiten nie wieder zurück; ja, zum Despotismus unter Sulla, welcher der Aristokratie mehreres Gewicht verschaffen wollte, ohne seinen Zweck zu erreichen. S. 28. Im ersten punischen Kriege „Rom schafft sich eine Flotte und gewinnt — *Sardinien*." Wir dachten, Sicilien habe es gewonnen, und Sardinien erst während des Friedens als Zugabe mitgenommen. S. 30. „Cäsar macht *Britannien* zur Provinz." S. 33. „Unter *August* blüheten die Wissenschaften, welche *früher* schon ein Virgil angebaut und *späterhin* einen *Polyb* hatten." S. 36. „Die *Parther* hatten (nach Kaiser Julian im 4ten Jahrhundert) die Gränzen des römischen Reichs erschüttert." S. 38. „Honorius überlässt dem *Alarich* Gallien zwischen den Pyrenäen und der Loire." S. 40. „Unter *Chlodwig* dringen die Franken über den Rhein in Gallien ein. Er ist *Stifter des Merovingischen* Königstammes." Die Berichtigung *solcher* Angaben wird man Rec. hoffentlich erlassen. In der neuern Geschichte, wo man nur das nächste Compendium zu excerpiren brauchte, geht es besser. Sobald aber Hr. P. sich vergisst, und aus seinem Eigenthume etwas beyfügt, geräth er sicher in eine Falle. S. 76. „Gregor XIII. verbessert den Kalender, die Protestanten *nahmen ihn* erst 1700 *an*." Soll heissen, führten den verbesserten auf astronomische Grundsätze gebauten Kalender ein. S. 83. „Die Maratten herrschen in Ostindien und zerstören das Reich des Grossmogols (im J. 1670)." S. 92. „Karl VI. muss die Wallachey *jenseit der Donau* abtreten." — Für den Liebhaber sind noch die chronologischen Verzeichnisse aller Kaiser, europäischen Könige, und der Päpste, oder wie es hier heisst, Bischöffe zu Rom, angefügt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Roch und Weigel: *Almanach und Taschenbuch, zum geselligen Vergnügen*, herausgegeben von *W. G. Becker*. 1800. 396 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn man Almanache und Taschenbücher, als Archive der Nation betrachtet, worin nur einzelne vorzügliche Kunstwerke niedergelegt werden sollten, um sie der Vergessenheit zu entreissen; so möchte sich

sich freylich gegen die Auswahl der in diesem enthaltenen Aufsätze, vieles zu erinnern finden. Betrachtet man sie aber wie der Herausgeber, zufolge seiner Erklärung in der Vorerinnerung, als akademische Säle, worin die Kunstwerke angehender Künstler zur Beurtheilung des kunstliebenden Publicums aufgestellt werden: so könnte doch das Publicum, wenn die Entree wie hier, nicht *gratis* ist, eine etwas strengere Auswahl fodern. Hier haben Meister, neben Anfängern in der Kunst, ihre Werke aufgestellt, und nicht selten wird der Meister vom Lehrling übertroffen. Prosaische Erzählungen, Bemerkungen, Anekdoten und Einfälle, Gedichte, Charaden und Räthsel, nebst einem Anhang von gesellschaftlichen Spielen und neuen Tänzen mit Musik, gewähren hier einen mannichfachen Anblick.

Die Erzählung *Benno* von *August Mahlmann* würde bey der Leichtigkeit des Vortrags, und dem lieblichen Colorit der darin vorkommenden Bilder, ein schönes Ganzes ausmachen, wenn es nicht dem Umstande, worin das Hauptinteresse gelegt ist, ganz an innerer Wahrscheinlichkeit fehlte. Ein Türk, der einem kriegsgefangenen Christen-Sklaven sogleich ohne Umstände, eine geliebte Tochter zum Weibe giebt! — soweit möcht' es im Innern der Türkey mit der Aufklärung wohl, schwerlich schon gediehen seyn. — *Das Fest in Langendorf* — von *Eberhard*, ist ein bloser Schwank, der nicht das mindeste Interesse erregt. *Das Opfer* von *Lafontaine*, ohne alle moralische Tendenz, und des Meisters keineswegs würdig. Der vierten Erzählung, die *Grossmutter*, würde Rec. nach seinem Gefühl, um so mehr den Preis zuerkennen, da der Charakter einer praktisch klugen, durch geräuschlose Thätigkeit wirkenden, Hausfrau, welcher darin mit schöner Wahrheit gezeichnet ist, zu den seltnern Erscheinungen gehört, die zur Bildung des schönen Geschlechts, nicht oft genug dargestellt werden können, und darum vorzüglich einen Platz in einem Taschenbuche verdienen. — Unter den Bemerkungen, Anekdoten und Einfällen, zeichnet sich keiner durch Originalität, Witz und Laune aus, mehrere davon würden kaum einen Platz in einem gewöhnlichen Vademecum verdienen, z. B.

Die Weihnachts-Gedanken; von Kästner.

„Ein paar junge Leute hatten sich, um Weihnachten, einen Abend so mit Getränke überladen, dass sie auf der Strasse umfielen. Weil sie nicht stillschweigend da lagen, kamen Leute und fragten: was es gäbe?

„Ich, antwortete einer, bin das Oechslein, und der da — ist das Eselein."

So etwas sollte doch nicht blos des berühmten Namens wegen aufgenommen werden. — Die Ode von *Klopstock: an die rheinischen Republikaner* im September 1797, welche unter den Gedichten voransteht, lässt sich mit keiner ihrer ältern Schwestern vergleichen. In folgenden Zeilen:

Vielleicht vergässt ihr, Dulder! die plastischen
Gewaltsamkeiten: wären sie mehr als Wort,
Das stumm wird vor der Sklavenkette
Fesseln, die auch die Beherrschung anlegt.

ist der Sinn sehr dunkel ausgedrückt. Und wenn der Dichter, mit Bedauern, dass Apoll von Belvedere nach Paris wandern musste, prophetisch ausruft:

O wird die Seine dem Drachen —
Tilger nicht Lethe, wie dem der Ligue!
Nicht Belvederer ist der Apollo dann,
Wenn neben Heinrich er in der Seine liegt;
Er sieht dann Schlamm nur, und vor Schlamme
Kaum den Besieger des zweyten Python,

lässt sich zweifeln, ob dieser Sarcasmus Würde genug habe. — *Gleim*, der ehrwürdige Veteran, hat die Sammlung mit zwey Blumen geziert, welchen man den späten Herbst, der sie erzeugte, nicht ansieht. — Unter den übrigen Gedichten zeichnen sich Nr. 20. *meine Gegend* von *Tiedge*, Nr. 26. *was sie mir nahm und gab*, von *Manso*, und Nr. 86. *Haide-Blümlein* von *Himly*, als vorzüglich aus. Mehreren Liedern ist die Musik beygefügt, wovon Nr. 7. 82. und 116. uns vorzüglich gefallen haben. In Nr. 7. macht der Uebergang im 3ten Tact nach b, eine schöne Wirkung; eben so hebt sich der Fagot-Satz, im 10ten und 14ten Tact im Bass, sehr heraus. Besonders ist Nr. 116. eine einschmeichelnde, und zugleich herzliche Musik. Nr. 56. würde auch zu den vorzüglichen gezählt werden können, nur klingen die fortschreitenden Quarten der Clavier-Begleitung im Discant, im 3ten Tact sehr hart. — Von den Tänzen behalten die sechs ersten, und unter diesen wieder die 2te Angloise den Vorzug. Der 1ste und 2te Walzer, sind ziemlich alltäglich, und haben nichts hervorstechendes.

Dem Almanach sind übrigens zwölf mittelmässige Kupfer beygefügt, welche auf dem Titel-Blatt nicht angezeigt sind.

Leipzig, b. Weygand: *Hans Holzmeyers Durchzüge.* 1799. Erstes Bändchen. 134 S. Zweytes Bändgchen. 136 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. personificirt den Tod, nennt ihn Hans Holzmeyer, und will die verschiedenen Verhältnisse schildern, in welchen die Menschen von Hans Holzmeyer überrascht werden. Die Idee wäre so übel nicht; sie ist aber hier in schlechten Knittel-Versen, mit schlechter Prose untermischt, ausgeführt, dass es schade wäre, das Papier auch nur mit einem Pröbchen davon zu verderben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. May. 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, b. Hahn: *Zoonomie oder Gesetze des organischen Lebens*, von *Erasmus Darwin*. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *J. D. Brandis*, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Hofrathe u. s. w. *Ersten* Theils *erste* Abtheilung m. illum. Kupf. 1795. XXXII S. Vorrede des Vfs. und Uebers. und 544 S. Text. *Zweyte* Abth. m. illum. Kpf. 1795. 592 S. Text und XXIV S. Register über beide Abtheilungen. *Zweyten* Theils *erste* Abtheilung. Mit Kupfern. 1797. XV S. Vorrede des Vfs. und 762 S. Text. *Zweyte* Abth. Mit einem Kupfer. 1799. 444 S. Text und Register. 8. (6 Rthlr.)

Zu einer Zeit, wo man in Deutschland nichts geringeres unternimmt, als die Medicin als Wissenschaft und als Kunst auf ein ganz neues Fundament und auf höchste Principien, deren sie bis jetzt noch keine aufweisen konnte, zu gründen, ist es auffallend, von eben jenen kühnen Reformatoren so wenige Rücksicht auf die Bemühungen eines Mannes genommen zu sehen, der ihnen zur Erreichung ihres Ziels mehr als einer behülflich seyn konnte, der, wie sie, an die Stelle der alten Wörter und Erklärungen ganz neue ihm eigene setzte, und der, mit seltenem Genie, aus unzähligen, theils alten, theils von ihm neu gelieferten, Materialien ein System der theoretischen und praktischen Medicin zusammenstellte, das, wenn auch nicht den uneingeschränkten Beyfall des scharfen Prüfers, doch die höchste Bewunderung durch die Neuheit der Ansichten, durch den Witz in der Zusammenstellung der Thatsachen, durch die sinnreichen Anwendungen der gemeinsten Erfahrungen zu den wichtigsten Resultaten für Theorie und Praxis, endlich durch den Geist, der das Ganze belebt und zusammenhält, verdient. Dieses von unsern deutschen Reformatoren zu wenig benutzte Werk ist *Darwin's* Zoonomie, von welchem wir eine deutsche Uebersetzung in vier Bänden dem Hn. Hofrath *Brandis* zu verdanken haben. Der Vf. hatte bereits 40 Jahre die Arzneykunst ausgeübt, und 20 Jahre das Werk zu einer immer neuen Revision liegen lassen, ehe er es bekannt machte. Diess muss Zutrauen einflössen, und zum voraus die Erwartung erregen, dass hier nicht bloss von grundlosen Phantasieen und gehaltlosen Speculationen die Rede seyn könne, sondern dass hier gereifte Erfahrungen die Grundlage ausmachen müssen. Auch entspricht das Werk überall dieser Erwartung. Nirgends kann man den Mann verkennen, der die Natur in ihren mannichfaltigen Verhältnissen im gesunden, so wie im kranken Zustande selbst beobachtet hat, dessen Scharfblick auch die verborgenen Erscheinungen, für die der alltägliche Beobachtungsgeist blind ist, nicht entgehen konnten, und der dadurch in Stand gesetzt ist, überall Thatsachen zur Grundlage seiner Theorie zu machen. Schon von dieser Seite hat Darwin's Werk entschiedene Vorzüge vor so manchen andern Schriften, die in neuern Zeiten so unverdientes Aufsehen gemacht haben, aber auch in Hinsicht auf die Resultate, die Darwin aus seinen Erfahrungen zieht, in Hinsicht auf den Reichthum von Ideen, zu welchen diese Erfahrungen ihn hinleiten, von Ideen, welche die mannichfaltigsten Anwendungen erlauben, und zu jeder künftigen Zoonomie unschätzbare Beyträge sind, verdient dieses Werk das anhaltende Studium eines Jeden, der seine Kunst nicht bloss als Handwerk treiben will, sondern die wissenschaftlichen Gründe derselben in sich immer mehr aufzuklären strebt. Bey allen diesen entschiedenen Vorzügen hat dasselbe jedoch auch seine grossen Unvollkommenheiten. Nicht selten lässt sich der Vf. durch seinen lebhaften Geist und seine rege Phantasie hinreissen, blosse Dichtungen statt in der Erfahrung gegründeter Sätze und kühne Hypothesen ohne hinlängliche Gründe aufzustellen; überall sucht er zu sehr das Neue, er erschöpft beynahe keine Untersuchung, seine Combinationen sind oft chimärisch, seine Analogieen nicht selten erkünstelt, aus zu wenigen Thatsachen zieht er zu allgemeine Folgerungen; alles diess sind freylich nur die Verirrungen eines vorzüglichen Kopfs; aber darum schaden sie um nichts weniger der Vollkommenheit und Nützlichkeit des Werks, und machen es zum Studium für junge angehende Aerzte unbrauchbar. Der Vf. gehört, was seine Theorie betrifft, zu den Nervenpathologen, nähert sich in mancher Hinsicht dem Stahlianismus, und macht sich eben dadurch nicht selten eines groben Materialismus verdächtig. Im allgemeinen nimmt er zu wenig Rücksicht auf Mischung und Form der Organe in Erklärung der Erscheinungen des Lebens, und die jetzige chemische Secte der Physiologen und Pathologen wird darum Manches an ihm zu tadeln finden. Es ist unmöglich, einen vollständigen Auszug aus diesem reichhaltigen Werke, das die Erscheinungen der gesammten organischen Natur, des Thier- und Pflanzenlebens im gesunden und kranken Zustande umfasst, zu geben; indessen will Rec. sich bemühen, das Wichtigste und Eigenthümlichste auszuheben, und

und zwar in der Ordnung, in welcher der Vf. es selbst vorgetragen hat, um unsere Leser so wenig als möglich von der Eigenthümlichkeit des Werks verlieren zu lassen. Das ganze Werk zerfällt in zwey Theile, jeder in zwey Abtheilungen, wovon der erste Theil als eine allgemeine Zoonomie, der zweyte Theil als ein neuer Versuch einer Nosologie angesehen werden kann. Erster Theil. Erste Abtheilung. I. Abschnitt. *Bewegung*. Die Natur bestehe aus Geist und Materie, wovon erster die Kraft besitze, Bewegung anzufangen, letzte die Fähigkeit, diese Bewegung anzunehmen und mitzutheilen. Die Bewegung selbst sey eine mitgetheilte oder ursprüngliche. Letzte gehöre entweder der Schwere oder den chemischen Gesetzen der Verwandtschaft, oder dem Leben zu. Diese letzten machen den Gegenstand der Zoonomie aus. II. Abschn. *Erläuterungen und Definitionen.* Der Vf. unterscheidet zwey Classen von Bewegungen, die dem Leben zugehören, nämlich sensorielle Bewegungen, d. h. Bewegungen, die im Sensorium oder dem allgemeinen Empfindungsorgane, das sich so weit, als sich Nervenmark findet, verbreitet, statt haben, und fibröse Zusammenziehungen, oder solche, welche in den mit Zusammenziehungskraft begabten Fasern der Muskeln sowohl, als der unmittelbaren Sinnesorgane, wo die Fasern in markigte Substanz eingehüllt sind, vorkommen. Die Bewegungen der unmittelbaren Sinnesorgane, die der Vf. zum Unterschiede von denen der Muskelfasern sensuelle nennt, sind es, die unsere Ideen, durch welche wir Kenntniss der äussern Dinge erhalten, ausmachen. Reize, auf deren Einwirkung das ganze Leben und alle Actionen der Organe beruhen, sind nicht bloss äusserliche an die Muskeln und Sinnorgane angebrachte Körper, sondern auch Schmerz und Vergnügen, Verlangen und Abscheu, endlich die fibrösen Zusammenziehungen selbst. III. Abschn. *Die Bewegungen der Netzhaut, durch Versuche erwiesen.* Die Ideen, welche wir durch die Sinnorgane erhalten, sind nach dem Vf. bestimmte Bewegungen derselben, und, so ferne Bewegung Veränderung der Figur ist, bestimmte Configurationen, und zwar unterscheiden sich diese sensuellen Bewegungen von den sensoriellen vorzüglich dadurch, dass sie Zusammenziehungen der fibrösen Enden der Sinnorgane sind, und somit grosse Aehnlichkeit mit den Zusammenziehungen der Muskelfasern haben. (Der Vf. stellt sehr sinnreich eine Menge von Erscheinungen zusammen, welche für diese Hypothese sprechen sollen. Indessen scheinen doch alle seine Gründe, die vorzüglich von der Aehnlichkeit der Bedingungen und Gesetze, denen die Entstehung und Beschaffenheit der Muskelbewegungen, so wie der sinnlichen Vorstellungen, unterworfen ist, hergenommen sind, weiter nichts zu beweisen, als dass in beiden Fällen Nerventhätigkeit oder sensorielle Bewegung stattfindet, und der wesentliche Unterschied zwischen beiden ist eben der, dass diese Nerventhätigkeit in den Muskeln wegen ihres eigenthümlichen Baues Zusammenziehung der Fasern, in den Sinnorganen hingegen und in dem mit ihnen ein Ganzes ausmachenden *Sensorium commune* Veränderungen ganz anderer Art, nämlich Vorstellungen, hervorbringt, d. h. dass im letzten Falle die Nerventhätigkeit die einzige körperliche Veränderung ist, die sich erweisen lässt. Diese Nerventhätigkeit müssen wir uns zwar ebenfalls als eine Bewegung vorstellen; sie ist aber wohl sehr verschieden von der Bewegung der Fasern, da wir bis jetzt in keinem Nerven und in keiner nervigten Ausbreitung irgend Etwas der Muskularzusammenziehung Analoges wahrgenommen haben, überdiess auch die Behauptung von eigenen Fasern der Netzhaut neben der markigten Substanz grundlos ist. Der Vf. geht wohl auch zu weit, wenn er den Ideen der Einbildung und Rückerinnerung die nämlichen Bewegungen in den unmittelbaren Sinnesorganen, z. B. der Netzhaut, wie den ehmaligen Perceptionen von äussern Gegenständen, von denen sie die hinterlassenen Spuren sind, zum Grunde legt, und zum Erweise davon eine merkwürdige Erfahrung eines seit etwa 30 Jahren völlig taub gewordenen sechzigjährigen Mannes anführt, der entweder vermittelst der Feder oder der Fingersprache sich unterhielt, und den Vf. versicherte, dass es ihm in seinen Träumen immer vorkomme, als wenn sich die Leute vermittelst der Fingersprache oder des Schreibens mit ihm unterhielten, dass er aber nie Jemand sprechen höre. Es scheine demnach, dass dieser Mann mit den Perceptionen des Schalls auch die Rückerinnerungsideen davon verloren habe, und etwas ganz ähnliches habe er auch von zwey Leuten, welche einige Jahre blind gewesen waren, der eine von einem vollkommenen schwarzen Staare, der andere von völligem Verluste der Substanz beider Augen, erfahren. Die gegentheiligen Erfahrungen sind zu vielfach, als dass man aus diesen wenigen Fällen einen solchen allgemeinen Schluss ziehen könnte; und überhaupt sind auch die Gründe überwiegend, dass den Rückerinnerungsideen bloss unmittelbare Veränderungen im Sensorium zum Grunde liegen.) IV. Abschn. *Gesetze der thierischen Causation.* Reiz, sensorielle Bewegung, die durch diesen Reiz hervorgebracht wird, fibröse Zusammenziehung als Folge davon, von deren Stärke Schmerz und Vergnügen abhängt, auf welche Verlangen und Abscheu folgen, machen eine Reihe von Veränderungen aus, die in causaler Verbindung mit einander stehen. Endlich verknüpft eine öftere Wiederholung thierischer Zusammenziehungen in derselben Ordnung sie durch Association so mit einander, dass die eine die andere nun leicht wieder erregt. V. Abschn. *Von den vier Facultäten oder Bewegungen des Sensoriums.* Der Vf. unterscheidet vier Facultäten oder Vermögenheiten des Sensoriums; in ihrem unthätigen Zustande nennt er sie Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Willensvermögen und Associationsvermögen, in ihrem thätigen Zustande, wenn sie nämlich fibröse Zusammenziehungen hervorbringen, Reizung, Empfindung, Wollung und Association. Diese Unterscheidung macht die ganze Grundlage seines Systems aus; der Vf. erklärt sich nicht

nicht ganz bestimmt darüber, ob man sich diese vier Facultäten als eigenthümliche, wesentlich von einander verschiedene, Kräfte, oder bloss als verschiedenartige Aeusserungen einer und derselben Grundkraft, vorzustellen habe. Doch scheint letztes seine Meynung zu seyn, da er in einem und demselben Organe, nämlich dem überall verbreiteten Nervenmarke, alle diese vier Facultäten wirken lässt; da er sie in ihrem wirksamen Zustande ohne Unterschied Thätigkeiten, Bewegungen des Lebensgeistes nennt, da sie alle dieselben Erscheinungen, dieselben Zusammenziehungen der Fasern hervorbringen, und die eine gleichsam in dieser Hinsicht die andere ersetzen kann, und da endlich alle diese vier Aeusserungen durch Erschöpfung der sensoriellen Kraft gleichmässig geschwächt und aufgehoben werden. Nur über die Verwandtschaft der Kraft der Reizung und Association, die beide schon darin mehr Aehnlichkeit haben, dass sie in den äussern Theilen des Sensoriums wirksam sind, erklärt er sich im vierten Theile des Werks etwas bestimmter, wenn er die geringere Anhäufung der sensoriellen Kraft der Association, im Falle eines grössern Verbrauchs der sensoriellen Kraft der Reizung, daraus erklärt, dass beide Kräfte doch wohl nur verschiedene Arten der Thätigkeit des allgemeinen Lebensgeistes seyn möchten. Seine Darstellungsart und sein Ausdruck sind materialistisch, wenn er Verlangen und Abscheu, Schmerz und Vergnügen in sensoriellen Bewegungen, in Veränderungen des Lebensgeistes selbst bestehen lässt, und nirgends die Veränderungen der Seele von den ihnen zum Grunde liegenden körperlichen Veränderungen, nämlich den sensoriellen Bewegungen, unterscheidet. Wenn er aber Vergnügen und Schmerz, Verlangen und Abscheu, in Rücksicht auf ihr Verhältniss gegen die sensorielle Kraft, wenn sie dieselbe erregen, in eine Classe mit den äusserlichen Körpern setzt, und sie alle unter dem Namen von Reizen begreift, wie diess an einigen Stellen seine ausdrücklichen Worte sind: so ist man zwar geneigt, ihn von der Beschuldigung des Materialismus loszusprechen, kann aber alsdann nicht recht begreifen, warum er die sensorielle Kraft nach der zufälligen Verschiedenheit der Reize, durch welche sie erregt wird, und die als Reize ausserhalb derselben vorhanden gedacht werden müssen, und ihre Natur selbst also nicht bestimmen können, in vier Facultäten getrennt habe. Alsdann ist nämlich seine sensorielle Kraft weiter nichts, als eine und dieselbe unzertheilbare Lebenskraft, die eben sowohl durch äussere Potenzen, Reize im engern Sinne, als durch die Actionen des Systems selbst, nämlich Seelenverrichtungen, Mentalreize, und körperliche Verrichtungen, Vitalreize, erregt wird, und eine Unterscheidung, wie der Vf. sie aufstellt, liesse sich nur damit noch rechtfertigen, dass jede Classe von diesen Reizen eigenthümliche Veränderungen im Sensorium hervorbrächte. Wenigstens stimmt die Annahme einer einfachen Lebenskraft mit den Gesetzen, die der Naturforscher in Erklärung der Erscheinungen des Lebens zu befolgen hat, besser überein, als diese unnöthige Vervielfältigung der Vitalkräfte; und wenn man auch Darwin das grosse Verdienst einräumen muss, so sinnreich als möglich diese Trennung der sensoriellen Kräfte auf Erklärung der mannichfaltigsten Erscheinungen angewendet, den Einfluss der Seele auf die Actionen des Körpers, mehr als es gewöhnlich geschieht, in Anschlag gebracht, und dadurch eine wahre *Physiologiam animatam* begründet zu haben: so kann man auf der andern Seite nicht in Abrede seyn, dass alle diese wesentlichen Vorzüge nicht aufgehoben werden, auch wenn man mit der von Darwin behaupteten Verschiedenheit der sensoriellen Kräfte nicht einverstanden ist. VI. Abschnitt. *Von den vier Classen der fibrösen Bewegungen.* Nach den vier sensoriellen Kräften, durch welche sie erregt werden, sind die fibrösen Bewegungen entweder, Reizungsbewegungen, oder Empfindungsbewegungen, oder Willensbewegungen, oder Associationsbewegungen. VII. Abschn. *Von Reizungsbewegungen.* Von Reizung, d. h. von der Einwirkung äusserer materieller Reize, hängen ursprünglich alle Bewegungen ab. Die Classe der Reizungsbewegungen ist auch wohl die zahlreichste; sie umfasst vorzüglich alle Bewegungen der Organe für die natürlichen und vitalen Verrichtungen. Auch beruhen alle unsere Perceptionen von äussern Gegenständen auf Reizungsbewegungen. Doch können manche der Bewegungen, die gewöhnlich einen äussern Reiz erfodern, auch durch Empfindung oder Wollen erregt werden, wie denn der Vf. selbst einen Mann kannte, der durch willkürliche Anstrengung die peristaltische Bewegung seiner Eingeweide so vermehren konnte, dass er innerhalb einer halben Stunde zu jeder Zeit eine Ausleerung hervorbrachte. VIII. Abschn. *Von Empfindungsbewegungen.* Empfindung erregt sowohl Muskelbewegungen, als sensuelle Bewegungen und Ideen, die sonst durch Reizung entstanden waren. Letzte heissen dann Imaginationsideen. IX. Abschn. *Von willkürlichen Bewegungen.* Sind es Ideen, die durch den Willen erregt werden: so heissen sie Rückerinnerungsideen. Uebrigens können dieselben auch durch Reizung und Empfindung erregt werden. X. Abschn. *Von associirten Bewegungen.* Nirgends ist wohl das Gesetz der Association oder der Gewohnheit so trefflich auseinander gesetzt, und besonders auf die Erklärung einer unzähligen Menge von Erscheinungen in der thierischen Oekonomie so glücklich und so sinnreich angewandt, und durch eine Menge von Beyspielen so schön erläutert, als in dem Werke des Vfs. Nur giebt er dem Begriffe der Association eine zu weite Ausdehnung, indem er alles darunter begreift, was wir sonst durch die besondern Benennungen von Consensus und Antagonismus unterscheiden, und was allerdings auch seiner innern Natur nach unterschieden ist. XI. Abschn. *Angehängte Beobachtungen über die sensoriellen Kräfte.* Jedes Organ habe seine specifiken Reize, durch welche es in Thätigkeit gesetzt werde. Schmerz und Vergnügen seyen Bewegungen im mittlern Theile des ganzen Sensoriums, welche in einem Ende desselben ihren Anfang ge-

nom-

nommen haben, weil sie sehr oft noch fortdauern, nachdem die Ideen oder Muskelbewegungen, durch welche sie erweckt waren, aufgehört haben. Verlangen und Abscheu hingegen nehmen den umgekehrten Weg; sie fangen im mittlern Theile an, und endigen sich in Bewegungen in den äussern Theilen des Sensoriums, nämlich in Muskelbewegungen oder Rückerinnerungsideen. Daher komme es auch, dass diese beiden sensoriellen Kräfte nicht stark zu gleicher Zeit ausgeübt werden können. Es gebe eine gewisse Empfänglichkeit für Empfindungsbewegungen, die man Empfindlichkeit nennen könne, um sie von Empfindung, als der thätigen Existenz, von Schmerz und Vergnügen zu unterscheiden, und die entweder zu träge oder zu lebhaft eine Quelle von Krankheiten werde. Eben so gebe es eine gewisse Empfänglichkeit der Constitution für willkürliche Bewegungen, und für Verlangen und Abscheu, die man durch den Namen Willigkeit (Voluntarity) von der Wollung (Volition) unterscheiden könne. XII. Abschn. *Vom Reiz, sensorieller Aeusserung und fibröser Zusammenziehung.* Der Lebensgeist oder die sensorielle Kraft, welche die fibrösen Zusammenziehungen hervorbringt, habe zwar in ihren Wirkungen einige Aehnlichkeit mit der Elektricität und dem Magnetismus, sey aber darin wesentlich verschieden, dass bey diesen letzten die Kraft der Anziehung verkehrt sey, wie die Entfernung, dahingegen in Muskelbewegungen keine Verschiedenheit in Schnelligkeit und Stärke während dem Anfange und Ende der Zusammenziehung erscheine. Die sensorielle Kraft werde von dem Reize, welcher die fibröse Zusammenziehung erregt, gleichsam abgeleitet, entzogen, weswegen Erschlaffung auch bey Fortdauer des Reizes eintrete, bis sich die sensorielle Kraft wieder angehäuft habe. Die contractile Fiber sey an sich selbst träge, und habe ihre ganze Kraft vom Lebensgeiste. Eine zu anhaltende und heftige Zusammenziehung erregt Schmerz, womit zugleich Zerstreuung der sensoriellen Kraft verbunden ist, wohin die Wirkung der Hitze, Ermüdung, eines Aetzmittels gehört; eben so entsteht aber auch schmerzhafte Empfindung von zu schwacher Zusammenziehung, womit Anhäufung der sensoriellen Kraft verbunden ist, wohin Hunger, Ohnmacht und Kälte gehören. Alles beruht zuletzt auf der verschiedenen Stärke und Menge, womit die Reize gewirkt haben, und mit der sie noch wirken. So ist bald Mangel, bald Uebermaass von Reiz und von sensorieller Kraft, wovon dann alle die mannichfaltigen Verschiedenheiten der Stärke, Schnelligkeit, Dauer und Frequenz der fibrösen Zusammenziehungen, besonders des Gefässsystems, abhängen. Treffliche Bemerkungen über wiederholte Reize, über Reize, die stärker, und über Reize, die geringer als natürlich sind, die nachgelesen werden müssen. Der Vf. stimmt hier auch in einigen wichtigen Puncten, nämlich in der Lehre von directer und indirecter Schwäche, mit Brown überein, den er zugleich als Autorität anführt. XIII. Abschn. *Vom vegetabilischen Leben.* Hier findet die kühne Phantasie des Vfs. dieselben Kräfte im Pflanzenreich, die das Thierleben charakterisiren, einzelne Sinne, ein gemeinschaftliches Empfindungsorgan, Vergnügen und Schmerz, Verlangen und Abscheu, und davon abhängige Bewegungen. Manches ist scharfsinnig aus der Analogie mit Thieren erklärt, manche Erklärung aber auch erkünstelt und abentheuerlich. So sollen die Antheren beym Aufsuchen der Pistille durch eine Art von Geruchssinn geleitet, und durch die Leidenschaft der Liebe zu diesem Aufsuchen bewogen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Breslau: Gedichte bey der hohen Anwesenheit Ihrer Majestäten des Königs und der Königin in Breslau.* Im Junius. 1798. 48 S. 8. (3 gr.) — Dass es mit den hier gesammelten Gedichten recht gut gemeynt gewesen sey, wird gewiss niemand bezweifeln; aber niemand, der sich die Mühe genommen hat, sie zu durchblättern, wird sie der Ehre der Sammlung und eines neuen Abdrucks würdig achten. In der That scheint die deutsche Poesie, deren Wiege Schlesien war, in diesen Oden, Liedern, Sonnetten und Cantaten noch immer in ihrer Wiege zu liegen. Ein Versemacher, wie der, welcher S. 11. sich selbst einen *schwachen Dichter* nennt, und sich darauf gefasst macht, *von der grossen Dichter Kiel verspottet* zu werden, hat von der Kritik nichts zu fürchten; aber in einer Ode, die mit Prätension einhertritt, wie die S. 23., kann man mit Recht etwas besseres fodern, als z. B. folgende Strophe ist:

Wir wissen es, dass du gerecht und bieder,
Dass du ein grosser, seltner König bist:
Wir sehn in dir den Einzigen Friedrich wieder,
Der in dir wieder auferstanden ist.

In dem Rhythmus des Liedes der *Brauerschaft S.* 13. glaubt man ganz deutlich die Harmonie eines hölzernen Schlägels in der Hand eines fleissigen Fassbinders zu hören.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. May 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Hahn: *Zoonomie oder Gesetze des organischen Lebens*, von *Erasmus Darwin*. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *J. D. Brandis*, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

XIV. Abschnitt. *Von der Hervorbringung der Ideen.* Manches sinnreiche, originelle, aber auch oft nur halbwahre, oder gar ohne alle Gründe aufgestellte. Des Vf. Erklärung der Entstehung unserer sinnlichen Vorstellungen und Begriffe ist ganz materialistisch. Die Veränderungen des Lebensgeistes oder Bewegungen des Sensoriums sollen die gröſste Aehnlichkeit mit den Gegenständen, die durch sie dargestellt werden, haben. Die Körper, die wir befühlen, sollen unserm Gefühlsorgane genau ihre Figur eindrücken, und so soll der Lebensgeist mit allen Körpern, die auf ihn wirken, diejenigen Eigenschaften gemein haben, durch die sie auf ihn wirken, oder wenigstens dieselbe von ihnen empfangen. Auf ähnliche Art, wie die sinnlichen Vorstellungen, läſst der Vf. auch unsere abstractesten Begriffe von Raum und Zeit entstehen. Die Zahl der fünf allgemein angenommenen Sinne vermehrt er mit mehrern neuen. So nimmt er einen eigenen Sinn für Wärme und Kälte an, weil der gemeine Gefühlssinn zwar von einem starken Eindrucke der Solidität, aber nie von einem mangelhaften Eindrucke schmerzhaft afficirt werde, weil die Idee von Wärme und Kälte mit Solidität und Figur nicht mehr Verwandtschaft habe, als mit Farbe oder Vibrationen, weil die Zähne, die ein so stumpfes Gefühlsorgan sind, einen so feinen Sinn für Wärme und Kälte haben, weil endlich Gliedmaaſsen, die für mechanische Eindrücke unempfindlich waren, doch ein Gefühl von dem Eindrucke der Wärme hatten, wovon der Vf. selbst ein Beyspiel anführt. Der Sinn für Wärme und Kälte soll uns auch die Schmerzen von Causticis und Elektricität verursachen. Eben so scheint ein eigener Sinn uns die Idee von Ausdehnung zu geben, die von der Idee von Solidität und Figur, die wir durch den Gefühlssinn erhalten, noch wesentlich verschieden ist, und zwar soll der Sitz dieses Sinns das Muskelsystem, und besonders sollen es die hohlen Muskeln seyn, für die auch die Ausdehnung ihr eigenthümlicher Reiz ist. Die Abwesenheit dieser Ausdehnung scheint eine unangenehme Empfindung zu erregen, die Leerheit genannt werden kann, und, im höchsten Grade, Ohnmacht hervorbringt. Die Sinne für Hunger, Durst, Wärme und Kälte, für das Vergnügen der thierischen Liebe, des Saugens, den Mangel an frischer Luft, können auch Appetite genannt werden, weil sie bey dem Mangel ihrer Objecte schmerzhafte Empfindungen gewähren, und so ein Verlangen erzeugen. Dadurch unterscheiden sie sich auch von den gewöhnlichen Sinnen, die nur durch ein Uebermaaſs ihrer Objecte schmerzhaft afficirt werden. XV. Abschn. *Von den Classen der Ideen.* Auch dieser Abschnitt enthält scharfsinnige, aber meist nur flüchtig hingeworfene, Bemerkungen. Der Vf. reducirt den ganzen Vorrath unserer Begriffe und Ideen auf äuſsere Perceptionen. Von aller Metaphysik ist er so sehr entfernt und entblöſst, als man nur seyn kann. XVI. Abschn. *Vom Instincte.* In diesem Abschnitte sind eine Menge interessanter Beyspiele von Handlungen des Instincts von Thieren aus allen Classen beygebracht. Die meisten Handlungen, welche wir dem Instincte als einem eigenen Princip zuschreiben, sollen durch wiederholte Anstrengungen unserer Muskeln unter der Leitung unserer Empfindungen und Verlangen erworben seyn, und zwar theils schon vor der Geburt im Mutterleibe, theils durch Unterricht und Tradition. Gelegentlich mischt hier der Vf. manche Nebenbetrachtungen ein, z. B. über Schönheit; sie mache allein den Gegenstand der Liebe aus, und ihre Perception bestehe in auſserer Wiedererkennung derjenigen Gegenstände, die uns vormals Liebe durch das Vergnügen, welches sie mehrern andern unserer Sinne gewährten, eingeflöſst, und einige Analogie der Form mit solchen Gegenständen haben. Der Busen der Mutter, dieser Quell von süſser wohlriechender Nahrung, dieses weiche Küssen, war der erste Gegenstand der kindlichen Liebe; der weibliche Busen und alles, was in seiner Form Aehnlichkeit damit hat, erweckt daher auch in der Folge vorzüglich wieder unsere Liebe, und so ist die Wellenlinie der Schönheit zuerst aus dem Tempel der Venus genommen. Ueber die natürliche Sprache der Leidenschaften, die ebenfalls aus der ersten Zeit der Kindheit ihren Ursprung genommen haben soll, und die von dem Vf. sehr sinnreich aus dem Gesetze der Association erklärt wird; über die unangenehme Empfindung des sogenannten Zahnklirrens. XVII. Abschn. *Verkettung der Bewegungen.* Der Vf. unterscheidet Züge von verketteten Handlungen, welche fortfahren, vorwärts zu gehen ohne bestimmte Wiederholungen, und Zirkel, wo die Theile zu gewissen Perioden wieder zurückkehren, wenn gleich die Züge, woraus sie bestehen, nicht ganz genau gleich-

gleichartig sind. Die ersten Ursachen dieser Verkettungen sind theils successive Reizungen, theils successive angenehme Empfindungen, theils öftere willkürliche Wiederholungen. Sind erst diese Verkettungen durch öftere Wiederholung genau und innig mit einander verbunden: so gehen sie demungeachtet in gehöriger Ordnung fort, auch wenn ihre ersten Ursachen nicht mehr wirken. Unzählige solche Verkettungen können zu gleicher Zeit vorgehen, ohne einander zu stören, und im Grunde beruht das Leben aller unserer Organe darauf. XVIII. Abschn. *Vom Schlafe.* Im Schlafe werden die Empfindungen von Schmerz und Vergnügen sehr lebhaft gefühlt, und in ihrem Gefolge erscheinen dann mannichfaltige Züge von Imaginationsideen und bisweilen von Muskelbewegungen, die durch lange Gewohnheit mit denselben associirt sind. Dafs bey diesen Imaginationsideen die Nerven der Sinnorgane selbst thätig seyen, beweise der Umstand, dafs die sensorielle Kraft sich mehr oder weniger z. B. im Auge anhäufe, je nachdem man mehr oder weniger von Gesichtsempfindungen geträumt habe. (Welchen Maafsstab wohl der Vf. zur Bestimmung solcher kleinen Unterschiede der Empfindlichkeit der Netzhaut anwenden mag, ist schwer abzusehen. Wie wir schon oben bemerkten: so sind wohl bey den Imaginationsideen die Sinnorgane selbst unthätig, und nur die Hirnendigungen ihrer Nerven dabey wirksam). Die Imaginationsideen müssen im Schlafe viel lebhafter werden, als im wachenden Zustande, weil alle sensorielle Kraft sich auf sie verwenden kann. In den Träumen fällt Rücksicht auf Zeit, Ort, auf unsere Identität, ja sogar auf unsere Existenz, hinweg, weil alle diese Ideen auf Vergleichung beruhen, die ohne den Willen nicht statt finden kann. Da im Schlafe die Kraft des Willens aufhört, und auch viele äufsere Reize wegfallen: so mufs eben damit die Aeufserung anderer sensoriellen Kräfte an Intensität gewinnen, und wirklich nimmt auch die Reizbarkeit für innere Reize, die Empfänglichkeit für Schmerz und Vergnügen zu, und alle Bewegungen, die davon abhängen, z. B. alle Absonderungen, Verdauung u. s. w. Auch die Ideen, die dadurch erregt werden, müssen zunehmen, besonders gegen Morgen, wo die Anhäufung der sensoriellen Kraft gleichsam ihr Maximum erreicht hat, woher dann die Pollutionen um diese Zeit, das Eintreten des podagrischen Anfalles u. d. gl. rühren. Im Schlafe sind die arteriellen Bewegungen stärker, wenn gleich nicht frequenter, die Wärme nimmt zu, und daher ist auch die Erkältung im Schlafe leichter, weil die äufsern Theile weniger Reizbarkeit für die Wärme haben, indem sie einem gröfsern Reize derselben ausgesetzt waren, und eben darum auf Verminderung des Reizes der Wärme leichter ein Torpor folgt. Alles, was die allgemeine Menge der sensoriellen Kraft mindert, oder sie von der Facultät des Willens ablenkt, werde entfernte Ursache des Schlafes. Ein Mann, der sich queer auf den grofsen Stein einer Kornmühle gelegt habe, soll eingeschlafen seyn, so wie der Stein nach und nach umzulaufen angefangen habe, wahrscheinlich von der dadurch erfolgenden Blutcongestion nach dem Kopfe. XIX. Abschn. *Von Träumereyen.* Einige merkwürdige Fälle. XX. Abschn. *Vom Schwindel.* Hier wendet der Vf. vorzüglich seine Grundsätze über Association und Verkettung thierischer Bewegung sehr glücklich an. Sinnreiche Erklärung des Hauptphänomens des Schwindels, dafs wir unsere senkrechte Stellung nicht beybehalten, sondern zu wanken anfangen und fallen. Die scheinbare Bewegung der Gegenstände beym Anfange des Fallens dient uns, unsere perpendiculäre Stellung zu erhalten; wo uns die Beobachtung dieser scheinbaren Bewegung nicht gehörig zu Hülfe kommen kann, wo wir also unser Gleichgewicht nicht durch Hülfe unserer Augen erhalten können, werden wir leicht schwindlig. Mancherley Fälle, in denen diefs statt findet. XXI. Abschn. *Von der Trunkenheit.* Nach dem Gesetze, dafs Organe, deren Thätigkeit mit andern Organen innig associirt ist, nicht selten heftiger afficirt werden, als die Organe, welche ursprünglich in zu grofse Thätigkeit gesetzt werden, sollen auch durch Mifsbrauch geistiger Getränke die Absonderungsorgane der Leber zuerst gelähmt werden, und ein Torpor dieses Eingeweides mit Gallensteinen, Gelbsucht und selbst Scirrhus entstehen; sonst werde die Leber auch in Gefolg des vorhergehenden Torpors entzündet, und diese Entzündung gehe oft in einen empfindlichern Theil über, welcher mit der Leber associirt ist, und bringe so das Podagra, oder die kupfrige Röthe des Gesichts, oder andere ausfatzartige Hautausschläge auf dem Kopfe, an den Armen oder Schenkeln hervor. Bey einigen Trinkern soll der Torpor der Leber Schmerz ohne merklichen Scirrhus, oder Gallensteine, oder Entzündung, oder darauf folgendes Podagra hervorbringen, und hier soll dann oft Epilepsie oder Wahnsinn die Folge davon seyn. XXII. Abschn. *Von der Neigung zur Bewegung, Wiederholung, Nachahmung.* Durch Nachahmung sollen der Eiter venerischer Hals- und Hautgeschwüre, der giftige Speichel in der Wasserscheu, die ansteckenden Materien mancher Krankheiten, z. B. der Blattern, erzeugt werden. (Solchen Mifsbrauch von Wörtern läfst sich der Vf. an mehr als einem Orte zu Schuld kommen, und es ist oft schwer zu entscheiden, ob er sich bildlich ausdrücke, oder ob er wörtlich verstanden seyn wolle.) XXIII. Abschn. *Von dem System der Circulation.* Ohne hinlängend Beweise beyzubringen, sind hier manche Sätze aufgestellt, denen eine auf anatomische Gründe gebaute, und aus vorhandenen Thatsachen vorsichtig folgernde Physiologie unmöglich beypflichten kann. So sollen die Venen nicht unmittelbar mit den Arterien communiciren, sondern eigentlich als absorbirende Gefäfse anzusehen seyn, welche das Ueberbleibsel des Blutes, aus welchem die Drüsen ihre Flüssigkeit abgesondert haben, einsaugen. Die Bewegung der angemessenen Flüssigkeiten in den verschiedenen Systemen von Gefäfsen werde vorzüglich durch gewisse Empfindungen, und diesen entsprechende thierische Appetite unterhalten. Die Drüsen sollen ge-

wisse Säfte aus dem Blute auswählen, weil sie ihnen angenehme Empfindungen machen, und das Herz und die Arterien sollen die Säfte vorwärts treiben, wegen der unangenehmen Empfindungen, die durch dieselbe in ihnen hervorgebracht werden. XXIV. Abschn. *Von der Absonderung des Speichels, der Thränen und dem Thränensack.* XXV. Abschn. *Von dem Magen und den Eingeweiden.* Die rückgängige Bewegung des Magens, die durch jeden übermässigen Reiz hervorgebracht wird, und eine Folge der Erschöpfung der sensoriellen Kraft des Magens sey, könne mit dem Dehnen ermüdeter Glieder nach der entgegengesetzten Richtung hin, sehr gut verglichen werden. Etwas ähnliches zeige das Auge, wenn man eine Minute lang auf ein Feld von hellrother Seide sehe, so dass das Auge davon ermüdet werde. Alsdann verschwinde die Farbe endlich ganz; schliesse man nun das Auge so werde eine grüne Augentäuschung erscheinen, welche die der hellrothen entgegengesetzte Farbe sey, und dieses werde wiederholt erscheinen, und wieder verschwinden, wie die Anstrengungen beym Erbrechen. Am Ende handelt der Vf. von einigen merkwürdigen Erscheinungen, welche aus der Sympathie oder Association zwischen dem Magen und dem Herzen erklärt werden müssen, wie z. B. der intermittirende Puls, wenn die Verdauung im Magen etwas unterbrochen ist, der intermittirende Puls von der Digitalis, der schwache Puls beym Erbrechen, der schleunige Tod durch einen Stoss auf den Magen, endlich der plötzliche Tod derjenigen, welche lange durch das Podagra geschwächt sind, von einem Torpor des Magens.

Zweyte Abtheilung. XXVI. Abschnitt. *Von den Haargefässdrüsen und Membranen.* Gelegentlich ein paar Worte über die Verschiedenheiten des Rheumatismus, von denen der Vf. drey Arten, einen nervösen vom Torpor der Membranen, einen hitzigen und chronischen, der mit Gries und Stein Verwandtschaft habe, und dem luftsauren Mineralalkali vielleicht am leichtesten weichen würde, annimmt. XXVII. Abschn. *Von Blutflüssen.* Es gebe active und passive. Erstere heile die Anbringung der Kälte, die durch Hervorbringung einer gewissen Ruhe in den äussern Gefässen vermöge der Association auch in den innern, deren vermehrte Thätigkeit Ursache des Blutflusses ist, eine solche hervorbringe. XXVIII. Abschn. *Von der Paralysis des absorbirenden Systems.* XXIX. Abschn. *Ueber die rückgängigen Bewegungen des absorbirenden Systems.* Diese Abhandlung ist von *Carl Darwin*, und in Deutschland durch die Uebersetzung in dem ersten Band der auserlesenen Abhandlungen für praktische Aerzte hinlänglich bekannt. Unser Vf. giebt der in diesem Abschnitte aufgestellten Hypothese von rückgängigen Bewegungen der absorbirenden Gefässe seinen ungetheilten Beyfall, und erklärt daraus ebenfalls mancherley krankhafte Erscheinungen. XXX. Abschn. *Paralysis der Leber und der Nieren.* Von der Gelbsucht aus einer Paralysis des gemeinschaftlichen Gallengangs, in welcher elektrische Schläge aus einer Leidner Flasche durch die Leber, und längst der Richtung des gemeinschaftlichen Gallengangs, so weit man diese errathen konnte, geleitet, einige Tage fortgesetzt, den Kranken, der schon mancherley Mittel versucht hatte, vollkommen wieder herstellten. Der Prometheus der Alten, der das Feuer vom Himmel stahl, und dem zur Strafe ein Geyer an der Leber nagte, sey eine Allegorie der schädlichen Folgen des Missbrauchs geistiger Getränke, durch welche die Leber vorzüglich leidet, an deren Krankheiten die unglücklichen Säufer Jahre lang hinwelken. XXXI. Abschn. *Von den Temperamenten.* Der Vf. unterscheidet vier Temperamente, 1) das Temperament der verminderten Reizbarkeit, das Anlage zu Hysterie, Scropheln, Wasserkopf mit sich führt; 2) das Temperament der vermehrten Empfindlichkeit, in welchem alle Empfindungsbewegungen stark sind, und leicht Vergnügen und Schmerz ins System gebracht wird. Es ist der Berauschung, Entzündung, dem Blutspeyen, schwarzen Staar, dem Enthusiasmus, Irrereden und Träumereyen unterworfen; 3) das Temperament der vermehrten Willigkeit, das zu convulsivischen Krankheiten und zum Wahnsinn geneigt macht, 4) das Temperament der vermehrten Association, welches alle Associationen leichter gründet, und eine Anlage zu allen periodischen Krankheiten hat. Es ist schwer, die bis jetzt von den Aerzten angenommene, und in der Erfahrung gegründete, Temperamente unter diese vier zu bringen, und die Gründe des Vf. gegen die Annahme von vier entgegengesetzten Temperamenten sind nicht einleuchtend. XXXII. Abschn. *Krankheiten der Reizung.* Die Eintheilung der sensoriellen Kraft in vier Facultäten dient dem Vf. auch zur Classification der Krankheiten im allgemeinen. Er unterscheidet demnach vier Classen, die der Reizung, der Empfindung, des Willens, und der Association. In diesem Abschnitte handelt er von den Krankheiten der Reizung im allgemeinen. Verstärkte oder verminderte Reizungsbewegungen aus Uebermaass oder Mangel von Reiz oder sensorieller Kraft, machen die Krankheiten dieser Classe aus. Reizungsfieber mit starkem Pulse von Uebermaass der sensoriellen Kraft. — *F. synocha* der Schriftsteller — und Reizungsfieber mit schwachem Pulse oder mit Schwäche von Mangel an sensorieller Kraft — Nervenfieber der Schriftsteller. Die Schnelligkeit des Pulses, so wie das Zittern der Hände, rühre von Mangel an Reizbarkeit her, oft auch von Mangel an Steife, daher der Puls auf einen stärkern Reiz wieder voller und zugleich langsamer werde. Ueber die Wirkung des kalten Bads. Es bringt nicht bloss Torpor in den Haargefässen der Haut, und ihren lymphatischen Gefässen, sondern auch durch Association in den feinen Bronchialgefässen der Lungen, den einsaugenden Gefässen der Blase und des Darmkanals, hervor, wodurch eine merkliche Anhäufung der sensoriellen Kraft bewirkt wird. So werde das kalte Bad unter gewissen Umständen stärkend, aber auch schwächend. Kalte Luft, der man lange ausgesetzt ist, könne eine sehr weit verbreitete Ruhe im Systeme hervor-

vorbringen, und Anlafs zu einem Frostanfalle geben, und wenn diese Veranlassung wiederhole werde: so könne sich eine Gewohnheit dazu einschleichen, wodurch das kalte Fieber befestigt sey, und zwar ein Quotidianfieber, wenn die Ursache des zweyten Anfalls, die Ruhe, den nächsten Tag zurückkehrt, ein Tertianfieber, wenn dieselbe den andern Tag, endlich ein Quartanfieber, wenn dieselbe nach zweyen Tagen zurückkehrt. Auch von andern, aber ähnlichen, Ursachen können kalte Fieberanfälle entstehen, z. B. durch die Ruhe gewisser drüsigter Organe, wie z. B. der Milz und Leber, die durch Association eine Ruhe der übrigen Reizungsbewegungen hervorbringe, welches dann den Frostanfall ausmache. (Findet dann aber auch wirklich ein Frost, ein solcher allgemeiner Torpor der Reizungsbewegungen, statt, wie der Vf. will? Sind nicht vielmehr manche Reizungsbewegungen, selbst die der Hautgefässe, übermäsig verstärkt?) In diesem Zeitraume der Ruhe häufe sich die sensorielle Kraft an, und somit sey dann der Zeitraum der Hitze eine nothwendige Folge. Doch finde zwischen dem Paroxysmus der Hitze eine grosse Verschiedenheit statt, je nachdem Mangel an Reiz oder an sensorieller Kraft, Ursache des Frostanfalls gewesen sey. Treffliche Bemerkungen über den Reiz der Ausdehnung als einen der allgemeinsten, über seinen Mangel oder seine Verminderung, eine häufige Ursache von Reizungsfiebern, besonders mit schwachem Pulse, über das Moment der Bluttheilchen, das aus Geschwindigkeit und Masse zusammengesetzt sey, und dessen Verminderung durch Abnahme des einen oder andern Factors Ruhe ins System bringe. So erkläre sich die merkwürdige Erscheinung vom Nutzen einer Aderlasse in hysterischen Schmerzen, in Schmerzen von Asthma und Epilepsie, weil der Widerstand für die Circulation gemindert, und somit die Schnelligkeit derselben, und der Reiz des Moments der fortschreitenden Bluttheilchen vermehrt werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Krems, b. Möstl.: *Der schwarze Ritter* oder *die drey Waisen*, eine Geistergeschichte aus dem zwölften Jahrhundert. Dritte Auflage. 1798. 256 S. 8. (12 gr.)

Ein Ritter wird mit seinem Knappen auf der Reise von der Nacht überfallen; er entschliesst sich, in einer nahgelegenen alten verfallenen Burg Obdach gegen das stürmische Wetter zu suchen. Der Geist des letzten Besitzers dieser Burg erscheint, findet in ihm einen der Söhne seines Feindes, welche er im Rhein hatte ertränken wollen. Er entschliesst sich, diese Unthat so viel als möglich gut zu machen, und zu dem Ende, den jungen Ritter, in einer schwarzen Rüstung versteckt, auf seinen Kreutzzügen zu begleiten, der dann mit seiner Hülfe die sonderbarsten Abentheuer glücklich besteht, und zu grossen Reichthümern gelangt. Diess ist die Skizze dieser grä[illegible]gen Geschichte, welche, wenn der Titel nicht lüge, zur Schande des herschenden Geschmacks, schon die dritte Auflage erlebt hat. Sprache und Rechtschreibung sind des Inhalts würdig. S. 41. hatte der Geist Wein, Brod, auch guten *Bratten* für seine Gäste besorgt, und S. 44. heisst es, als die Ritter in eine Burg einzogen: „Die Hunde des Burgherrn sprangen „mit lautem Gebelle herzu; aber kaum gewahrten sie „die Gegenwart des Geistes, als sie mit *eingezogenem* „Schweife und Winseln zum grösten Erstaunen des „Gesindes in ihre Hütte sich verkrochen."

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wien*, b. Rötzel: *Krankheits- und Heilungs-Geschichte einer merkwürdigen Speckgeschwulst am Halse, beschrieben von Joseph Wimmer; mit einer Kupfertafel, die Grösse der Geschwulst vorstellend und einem Anhange, worin ein (e) auf Erfahrung sich gründende Behandlungsart dieser Gattung Geschwülste aufgestellt wird.* 1797. 62 S. 8. (7 gr.) Die Geschwulst hing am rechten Backen, war 16 bis 18 Pfund schwer zu schätzen, eine Speckgeschwulst, im Wachsen, und machte heftige Schmerzen durch Spannung. Uebrigens war der Kranke gesund; auch war keine Veranlassung dieses Uebels, welches sich vor mehrern Jahren unter dem Jochbogen entsponnen hatte, zu entdecken. Der Vf. unternahm die Cur mit Entschlossenheit und Sachkenntnifs, und führte sie mit vieler Geschicklichkeit aus, so dass sie ohne schwere Zufälle vollkommen gelang. Er wählte die Methode, ein Haarseil durchzuziehen. Die Speckmasse gieng hierauf in Absterbung, und wurde, nach Spaltung der unversehrt gebliebenen Haut, in faulen Klumpen herausgenommen. Die freystehenden zwey Hautlappen wollten sich nicht genug zurückziehen, so dass das überstehende von ihnen abgeschnitten werden muſste. — Der Vf. erfuhr übrigens bey dieser Gelegenheit Beweise der uncollegialischen Collegenschaft, welcher er aber mit Entschlossenheit männlich entgegen gieng. *Tout comme chez nous.* werden leider viele Aerzte und Wundärzte seufzen, wenn sie diess scheelsüchtige Verfahren lesen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. May 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, b. Hahn: *Zoonomie oder Gesetze des organischen Lebens*, von *Erasmus Darwin*. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet, von *J. D. Brandis etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XXXIII. Abschnitt. *Krankheiten der Empfindung.* Ebenfalls nur im allgemeinen. Der Vf. rechnet hieher alle entzündliche Krankheiten. Hier tritt nämlich zu der sensoriellen Kraft der Reizung noch die sensorielle Kraft der Empfindung hinzu, und bringt ausserordentliche Bewegungen ins System, welche Entzündung erregen. So wie es zweyerley Arten von Reizungsfiebern gebe: so gebe es auch zweyerley Arten von Empfindungsfiebern, nämlich ein Empfindungsfieber mit starkem Pulse von Uebermaass an sensorieller Kraft, das sich von dem ähnlichen Reizungsfieber bloss durch die locale Entzündung unterscheide, die als eine Folge der heftigen Aeusserung der sensoriellen Facultät der Empfindung noch hinzugetreten sey, und ein Empfindungsfieber mit schwachem Pulse, das von Mangel an sensorieller Kraft herrühre, nämlich das Faulfieber. Dieses unterscheide sich vom Nervenfieber dadurch, dass es in Entzündung mit Schwäche verbunden bestehe, da hingegen das letzte in Schwäche allein bestehe. Daher sey im ersten auch eine grössere Hitze, und röthere Farbe der Haut mit Petechien, oder Purpurflecken, oder Schwämmchen im Halse, und allgemein eine vorhergegangene Ansteckung. (Gegen die vom Vf. aufgestellte Unterscheidung des Empfindungsfiebers von dem Reizungsfieber kann man mit Recht einwenden, dass die Entzündungen doch vorzüglich von übermässigem Reize, und erhöhter Reizung abhängen, dass mechanische, chemische Reize, Wärme, Ueberfluss an Blut, sauerstoffreiche und stark elektrische Atmosphäre die Hauptursachen der Entzündung sind, dass Schmerz erst als Folge als Wirkung hinzutritt, wenn sich die Entzündung bereits gebildet hat, dass es Entzündungen, die sogenannten chronischen oder ähnlichen, giebt, die weiter mit keinem merklichen Schmerzen verbunden sind, dass die heftigsten Schmerzen vorhanden seyn können, ohne Entzündung hervorzubringen). Zu den Empfindungsfiebern rechnet nun auch der Vf. die exanthematischen Fieber, und hält den Process der Eiterbildung für einerley mit dem Processe der Absonderung eines eigenthümlichen Ansteckungsstoffes. (Hier finden obige Einwürfe noch mehr statt, da hier offenbar alle Krankheitserscheinungen Wirkungen eines eigenthümlichen von aussen in den Körper gebrachten Reizes sind.) Dass manche dieser Ansteckungsstoffe den Menschen nicht zum zweytenmal anstecken, rühre von einer Gewöhnung des Systems an diesen Reiz her, wesswegen sie dann nur noch local reizen, keine Empfindung, und folglich auch keine allgemeine Entzündung mehr erregen. Dass andere Ansteckungsgifte, wie z. B. das venerische, das Krätzgift, mehrmals anstecken, rühre daher, dass sie eigentlich nur örtliche Krankheiten hervorbringen, und dass also das System nicht an die krankhaften Bewegungen gewöhnt werde, so dass es aufhören könnte, Empfindung zu haben. (Das Willkürliche und Unbefriedigende dieser Erklärung leuchtet von selbst ein). Die Erzeugung der Blatternpusteln habe ihren Grund in einer eigenthümlichen kränklichen Bewegung der Hautendigungen der Gefässe, und nicht in einer Gährung; daher werde auch der Fortgang der Blatternansteckung durch eine andere Ansteckung z. B. von Masern, die eine andere Art von kränklicher Bewegung hervorbringe, aufgehalten, wovon der Vf. zwey merkwürdige Beyspiele anführt. Die angebrachte Blatternmaterie verbreite ihre Wirkung mehr durch Sympathie, als dass sie ins Blut aufgenommen werde; wenigstens stecke das Blut von Blatternkranken in verschiedenen Zeiten nach dem Ausbruche genommen, nicht nur nicht an, wie den Vf. eigends darüber angestellte Versuche belehrt haben, sondern wirke auch nicht einmal als ein besonderer Reiz. XXXIV. Abschn. *Krankheiten des Willens.* Unter Willen versteht der Vf. nicht sowohl das Vermögen der Auswahl im Gefolge von Ueberlegung, als vielmehr den thätigen Zustand der sensoriellen Kraft in Hervorbringung von Bewegungen in den Muskelfasern und Sinnorganen im Gefolge von Verlangen und Abscheu, und diese sonst sogenannten unwillkürlichen Handlungen werden von dem Vf. zu den Willenshandlungen gerechnet. Schmerz entsteht in gewissen Organen nicht bloss aus Uebermaass, sondern auch aus Mangel von Thätigkeit derselben; diese letzten sind die sogenannten nervösen Schmerzen. Jede Anstrengung des Willens erleichtert Schmerz; Empfindung und Wille existiren, wie schon oben bemerkt worden, nie in einem hohen Grade zu gleicher Zeit, sondern schliessen sich wechselsweise aus, und Willensäusserungen seyen sehr oft Bestrebungen der Natur, den Schmerz zu erleichtern. So wird im Anfange des kalten Fieberanfalls die schmerzhafte Empfindung der Kälte vermindert, während sich der Kranke mit Schaudern und Zähnklappern in Thätigkeit

keit setzt; dasselbe findet bey den Geburtsschmerzen statt: die Thätigkeit der Gebährerin erleichtert die Heftigkeit der Schmerzen auf einige Zeit, welche bald wieder zurückkehren, wenn ihre Thätigkeit aufhört. Dasselbe findet in manchen andern schmerzhaften Krankheiten statt, z. B. in der Strangurie, dem Tenesmus und den Anstrengungen zum Erbrechen, wo die Schmerzen durch die verschiedene Thätigkeit, welche sie veranlassen, erleichtert werden. So bildet sich frühzeitig das Geschrey in Schmerzen, weil die Respirationsmuskeln diejenigen sind, die wir am häufigsten und frühzeitigsten geübt haben, das Verbeissen des Schmerzens u. d. gl. Bey stärkerem Schmerze werden die Anstrengungen der willkürlichen Bewegungen noch heftiger, und es entstehen Convulsionen. So entstehen Epilepsien und hysterische Krämpfe als Folgen eines vorhergegangenen Schmerzens von Säure, Würmern, und alle epileptische Convulsionen sind Anstrengungen, um Schmerz zu erleichtern. Wird der Schmerz durch die Convulsionen nicht erleichtert, so bleibt der Krampf anhaltend, und es entsteht vorzüglich Mundklemme. So wie nach heftiger Anstrengung auf Reize, die Organe für diese Reize, und noch mehr für kleinere, unempfindlich und ruhend werden: so werden nach heftigen Convulsionen die Muskeln auch eine Zeitlang für den Reiz des Willens, der zuvor so heftig auf sie gewirkt hatte, unempfindlich; es entsteht Ohnmacht, d. h. eine temporelle Ruhe oder Lähmung der willkürlichen Muskeln und Sinnesorgane; letzter, weil, um deutliche Perceptionen durch sie zu erlangen, ebenfalls Willensthätigkeit nöthig ist. Wenn die Aeusserung der willkürlichen Bewegungen noch heftiger gewesen ist, so ist die darauf folgende Ruhe vollkommener, dass die Muskeln durch Anstrengung des Willens nicht wieder in Thätigkeit gesetzt werden können, und so entstehen oft Lähmung und Apoplexie nach Convulsionen oder anderer heftigen Thätigkeit, wovon der Vf. einige merkwürdige Beyspiele anführt. Diejenigen Muskeln, die am häufigsten gebraucht werden, als die Zunge, die Muskeln des Larynx oder rechten Arms, werden auch am häufigsten unter solchen Umständen paralytisch. (Eine allerdings sehr witzige Zusammenstellung von Thatsachen, und sinnreiche, darauf gebaute Hypothese; aber ob nicht auf Kosten der Wahrheit, diess ist eine andere Frage. Sehr oft gehen zwar den Convulsionen heftige Schmerzen voran, aber doch nicht constant. Man hat sehr häufig Tetanus, St. Veitstanz, selbst Epilepsien, beobachtet, in denen der Kranke nicht über den mindesten Schmerz klagte. Diese ist dann vielmehr eine Wirkung, als die Ursache derselben. Die Mundklemme findet sehr häufig ohne allen Schmerz statt, und sie wird im Gegentheil durch Schmerz gehoben, wie durch Erregung heftiger Entzündung in den verwundeten Theilen. Würmer, eine häufige Ursache von convulsivischen Zufällen, erregen im Durchschnitte selten Schmerzen. Aber auch in denjenigen Fällen, in welchen Schmerzen den Convulsionen vorangehen, ist darum der Schluss noch nicht erlaubt, dass diese Convulsionen eine Willensäusserung sind, um Schmerz zu erleichtern; sie können vielmehr eine unmittelbare Folge des Schmerzens, und folglich eine Empfindungskrankheit seyn, oder können zugleich mit dem Schmerzen von einer gemeinschaftlichen Ursache, irgend einem Reize (Knochensplitter, Säure, Würmern u. dgl. herrühren). Statt der Convulsionen, d. h. statt der Richtung auf die Muskelbewegungen zur Erleichterung des Schmerzens, nimmt der Wille oft eine andere Richtung auf die sensuellen Bewegungen, auf die Ideen des Geistes; Verlangen und Abneigung concentriren sich mit Macht auf gewisse Gegenstände, und so entsteht Tollheit, durch welche der Schmerz eben so erleichtert wird, oder gänzlich verschwindet, wie durch Convulsionen. Nicht selten wechseln daher Tollheit und Convulsionen mit einander ab. Mit dieser grossen Heftigkeit der Willenskraft, die auf gewisse missverstandene Gegenstände eingeschränkt ist, hört dann die Empfänglichkeit für mancherley unangenehme Empfindungen, so wie für äussere Reizungen, auf, und so ertragen dann Tolle Hunger, Kälte und Ermüdung mit grosser Hartnäckigkeit; sie sind ohne Schaam, ohne Delicatesse für Reinlichkeit u. s. w. Durch temporellen Wahnsinn wird die Wirkung der Willenskraft auf das ganze System vermehrt, und so erklärt sich die vorübergehende Erleichterung der Wassersucht, des Asthmas durch Wahnsinn, und der kritische Wahnsinn im Typhus, der wohl von Delirium zu unterscheiden ist. Eben so werden innere Entzündungen, wie z. B. Peripneumonie, durch Wahnsinn erleichtert und geheilt, indem nun die sensorielle Kraft in Anstrengungen der Willenskraft verbraucht wird. XXXV. Abschn. *Krankheiten der Association.* Geräth der erste oder ursprüngliche Theil eines Haufens oder Zuges von Bewegungen in Unordnung, so wird der nachfolgende auch leicht gestört, und so entstehen die Krankheiten von Association oder Sympathie. Hieher rechnet dann der Vf. alle Erscheinungen des Consensus im engern Sinne, der Derivation und Metastasis im pathologischen Zustande. XXXVI. Abschn. *Von den Perioden der Krankheiten.* XXXVII. Abschn. *Von der Verdauung, Absonderung und Ernährung.* Alle diese Verrichtungen sollen auf Reiz, dadurch hervorgebrachte Empfindung, und eigenen thierischen Appetiten der Organe beruhen. (Was wir oben schon erinnert haben, gilt auch hier. Selbst bildlich gebraucht sind Ausdrücke wie diejenigen, dass die Milchgefässe Mündungen haben, welche durch thierische Auswahl solche Theile aus der Flüssigkeit, welche ihrem Gaumen angenehm sind, einsaugen, zu kühn, dass jeder einzelne Zwischenraum durch eine eigenthümliche Auswahl dasjenige Material aufnehme, das er entweder zum Ersatze des abgescheuerten oder zur Verlängerung und Vergrösserung bedarf.) XXXVIII. Abschn. *Von der Oxygenation des Blutes in den Lungen und im Mutterkuchen.* Durch das Athemholen werde ausser dem Sauerstoffe wahrscheinlich noch eine feinere ätherische Flüssigkeit aus der Atmosphäre

aufgenommen, welche zu fein sey, um lange in thierischen Gefäfsen aufbehalten werden zu können, und einer beständige Erneuerung bedürfe, da sie aus dem Blute durch das Gehirn abgesondert, und durch die Thätigkeit der Muskeln und Sinnesorgane beständig zerstreut werde.' Die bekannten Gründe für die Meynung, dafs der Mutterkuchen dazu diene, das Blut des Fötus mit Sauerstoff zu versehen, gleichsam ein Respirationsorgan und kein Ernährungsorgan für den Fötus sey, der vielmehr seine Nahrung aus dem Schaafwasser ziehe. Von zwey Misgeburten ohne Köpfe, wo in dem einen Falle eine Oeffnung in die unten mit dem Schlunde in Verbindung stehende Luftröhre, im andern Falle am untern Theile des Halses eine Oeffnung sich befand, die in den Magen gieng, welche beide Fälle die Lehre von der Ernährung der Frucht durch den Mund sehr begünstigen. XXXIX. Abschn. *Von der Erzeugung*. Dieser äusserst reichhaltige Abschnitt erlaubt keinen eigentlichen Auszug. Der Vf. umfafst in demselben die ganze Natur, er benutzt Thatsachen und Erfahrungen aus allen Reichen organischer Wesen zur Aufstellung mancher neuen, sinnreichen, nicht selten glänzenden Ideen, die aber nicht immer eine gründliche Prüfung aushalten. Zur Probe nur Einiges: der Embryo werde von dem männlichen Thiere hervorgebracht, die Nahrung für denselben von dem weiblichen Thiere. Das Geschäfte wäre zu ungleich ausgetheilt, wenn das Weibchen, das den Fötus bereits mit Nahrungsstoff zu versehen hat, auch noch zur Bildung desselben bey der Zeugung beyzutragen hätte. Auch spreche für seine Behauptung die merkwürdige Erfahrung Kölreuters über die vollkommene Metamorphose einer Pflanzenart in eine andere durch den männlichen Saamen. Den Embryo müsse man sich in seinem Ursprunge als ein einfaches lebendiges Filament denken, wie z. B. eine der Fibrillen der Mündung eines absorbirenden Gefäfses. Dieses Filament könne sich in einen Ring beugen, der nun durch Anziehung von nährenden Partikelchen der Flüssigkeit, in welcher er sich befindet, nach und nach eine lebendige Röhre werden könne. So wie das Filament auf diese Art sich ausbilde, entstehen neue Arten von Reizbarkeit und Empfindlichkeit im Gefolge der neuen Organisation, und so bauen dann Reizungen, und denselben entsprechende Empfindungen und Appetite, nach und nach den ganzen Körper, und die Idee von einer Auswicklung oder Ausbildung von bereits im ersten Urkeime sämmtlich vorhandenen Organen sey ganz zu verwerfen. Wegen dieser Abstammung aller Thiere aus einem einfachen Filament könne man daher annehmen, dafs alle Thiere ursprünglich von der Mischung weniger natürlicher Ordnungen abstammen, und dafs die Bastarde, die daraus entstanden, durch Fortpflanzung nach und nach die zahlreichen Arten ausmachten. Ja der Vf. geht, nachdem er von den auffallenden Veränderungen in der Form, welche Cultur, Klima, zufällige Verstümmelungen, die erblich werden, u. f. w. oft in sehr kurzer Zeit hervorbringen, gehandelt hat, so weit zu fragen: „Sollte es wohl zu kühn seyn, sich vorzustellen, dafs in dem grofsen Zeitraume, seitdem die Erde existirt hat, vielleicht Millionen Zeitalter vor dem Anfange der Geschichte des Menschen, alle warmblütigen Thiere aus einem einzigen lebenden Filamente entstanden sind, welches die erste grofse Ursache mit Animalität begabte, mit der Kraft, neue Theile zu erlangen, begleitet mit neuen Neigungen, geleitet durch Reizungen, Empfindungen, Willen und Associationen, und welches so die Macht besafs, durch seine ihm eingepflanzte Thätigkeit sich zu vervollkommnen, diese Vervollkommnung durch Zeugung der Nachwelt zu überliefern! Eine Welt ohne Ende!“ So weit kann sich eine poetische Phantasie verirren, und das in einer Zoonomie!! Am Ende dieses Abschnitts sehr sinnreiche Bemerkungen über den Einflufs der Einbildungskraft des Mannes auf Bestimmung des Geschlechts und der ganzen äufsern Bildung des Fötus, die aller Beachtung werth sind. Auch ein paar interessante Erfahrungen darüber! Zuletzt noch eine Eintheilung der Ursachen. XL. Abschn. *Ueber die Augentäuschungen, durch Licht und Farben.* Von D. F. *W. Darwin* von Shrewsbury. Aus den philosophischen Transactionen abgedruckt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

KINDERSCHRIFTEN.

Dresden, in Hilschers Kupferstich-Verlage: *Unterrichtendes Bilderbuch, mit zwölf illuminirten gesellschaftlichen Blättern, und zwölf Erzählungen für Kinder.* Ohne Jahrzahl. Zwölf Blätter Text, und zwölf Kupferstiche nebst einem gestochenen Titelblatt in 4. und in blau Papier geheftet. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Gedanke zu diesem Bilderbuche ist so übel nicht. Die Bearbeiter wollten Kinder durch gelegentliche Erzählungen mit naturhistorischen und technologischen Merkwürdigkeiten bekannt, und ihnen durch Kupfer das Erzählte anschaulich machen. Schade dafs nicht alle Kupfer dieser Absicht entsprechen, und die eine und andere Erzählung gerade das nicht vorbringt, was die Kinder am ersten zu wissen begehren. Von den Kupferstichen entsprechen blofs die zu den naturhistorischen gehörigen, (das zum Seidenbau ausgenommen), ihrem Zweck, von den technologischen aber einzig und allein das zum Töpfer gehörige: denn bey dem vom Bergbau und dem Münzwesen, so wie auch bey dem vom Papier und dem Glase, sah sich Rec. genöthigt, seinen Kindern andere Kupferstiche vorzuweisen, wenn sie anders von dem Erzählten einen anschaulichen Begriff bekommen sollten. Wer mit dem Rec. das Nämliche thun kann, möchte übrigens seine Kleinen, die sich in den auf jedem Blatte in Gesellschaft sie belehrender Personen befindlichen Kindern selbst zu sehen glauben, ganz angenehm und lehrreich aus diesem Bilderbuche unterhalten. Wenigstens ist diefs bey Rec. der Fall gewesen. Sollte die Verlagshandlung in Zukunft etwas ähnliches liefern wollen: so mag für den Kupferstecher und Erzähler

zähler der Töpfer zum Muster dienen. Die Gegenstände der Kupfer und Erzählungen sind übrigens, 1) das Schaaf, 2) das Obst, 3) der Bergbau und das Münzwesen; 4) das Papier; 5) das Rindvieh; 6) die Weinlese (wobey Rec. etwas von der Verfertigung des Weines erwartete); 7) der Seidenbau (wobey der Kupferstich eher etwas über Musik und Tanz erwarten läfst); 8) der Töpfer; 9) das ungezogene Kind; 10) das Elfenbein; 11) das Glas; 12) Zucker und Kaffee. Einige der Erzählungen haben zwar andere Ueberschriften. Wir glaubten aber, der Kürze wegen, sie durch ihren Hauptinhalt bezeichnen zu müssen, damit jederman wüfste, was er in diesem Bilderbuche zu suchen habe. Uebrigens hätten wir gerne gesehen, dafs statt der neunten Erzählung, die an sich ganz gut ist, ein zu den übrigen passender naturhistorischer oder technologischer Gegenstand von dem Kupferstecher und dem Erzähler wäre gewählt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Wien*, b. Schaumburg und Comp.: *G. J. Beer's Methode den grauen Staar sammt der Kapsel auszuziehen. Nebst einigen andern wesentlichen Verbesserungen der Staaroperation überhaupt.* 1799. 60 S. 8. und 1 Kupfer. Eine grosse Unvollkommenheit der gewöhnlichen Methode, den Staar auszuziehen, ist unleugbar die, dafs durch sie nicht zugleich die Kapsel mit aus dem Auge geschafft wird, also leicht ein Nachstaar durch eine neue Verdunklung derselben, oder durch in ihr sich sammelnden zurückgebliebenen Schleim entsteht, (auch die Operation des Kapselstaares schwieriger ist.) Aus diesen Gründen war Rec. sehr begierig, Hn. *B.* neue Methode, den Staar sammt der Kapsel auszuziehen, die er in Arnemann's Magazine unlängst ankündigte, kennen zu lernen und er gehört zu denen, die Hn. *B.* zu baldiger Bekanntmachung seiner Handgriffe auffoderten. Sie sind hier nun umständlich beschrieben, die nöthigen Instrumente sind abgebildet, und 45 kurze Geschichten der auf diese Art, bey mehrern Personen an beiden Augen zugleich, verrichteten Operation sind beygefügt. Der Arzt, der diese Methode versuchen will, würde gewissenlos handeln, wenn er diese kleine Schrift nicht selbst nachsähe; Rec. kann sich also in Beschreibung derselben kurz fassen. Die ganze Methode besteht darin, durch Bewegungen nach allen Seiten vorher die Kapsel in ihren vordern und hintern Befestigungen zu lösen. Diese Bewegungen giebt er ihr durch eine in den Staar eingestossene Lanze. Oft folgt der Staar sammt der Kapsel der Lanze, so wie sie wieder ausgezogen wird, zuweilen tritt er aber erst nachher durch die Pupille, dann streift sich in ihr noch leicht die Kapsel ab, und es mufs deswegen das Heraustreten derselben mit einer flachen, an den Seiten schneidenden Sonde von Silber oder Gold, befördert werden. Harte und halbharte Staare gehen auf diese Art sicher mit der Kapsel heraus, bey weichen wendet der Vf. aber einen andern, jedoch nicht gleich zuverläfsigen, Handgriff an, dafs er nämlich über den obern Rand desselben einen Haken bringt, und mit ihm den Staar vorwärts herausbeugt. Immer macht er aber den Schnitt durch die Hornhaut gröfser, als gewöhnlich, trennt nämlich ⅔ derselben ab. — Als Vortheile dieser Operationsart werden aufser der Verhütung des Nachstaars und der Reinigung der Kapsel mit dem Davielschen Löffel, welchen Hr. *B.* sehr fürchtet, noch angegeben, dafs das Auge dabey noch weniger leide, weil kein starker Druck nöthig ist, dafs also üble Folgen nicht leicht entstehen; dafs die Heilung weit schneller geschehe; dafs das Gesicht durch dieselbe viel schärfer werde. Er giebt aber auch selbst ein paar Mängel derselben an. Sehr leicht entsteht nämlich nach ihr ein Vorfall des Glaskörpers, und Hr. *B.* ist selbst überzeugt, dafs einige Male die Kapsel durch die Bewegungen doch nicht von der Glashaut getrennt war, sondern der Glaskörper mit dem Staare hervorgezogen und nur mittelst der flachen schneidenden Sonde abgetrennt wurde. Einen nicht zu grofsen Verlust des Glaskörpers hält der Vf. aber für nützlich, und die durch den Vorfall entstehende Mifsgestalt der Pupille und die langsamere Heilung der Wunde für kein besonders Object. — Der zweyte Nachtheil ist, dafs die Regenbogenhaut durch jene starke Ausdehnung leicht verfällt, zuweilen selbst ein Staphylom bildet. Dieser Nachtheil soll von noch weit wenigerem praktischen Gewichte seyn, da selbst ein Staphylom der Regenbogenhaut dem Gesichte nichts schadet. Hier scheint es dem Rec. wahr zu seyn, was Hr. *B.* von sich selbst angiebt, dafs es ihm ginge, wie den meisten Vätern, die die Fehler ihrer Kinder am spätesten sehen. Ein Vorfall des Glaskörpers und der Regenbogenhaut machen doch manchmal einen üblen Ausgang durch Verengung der Pupille und die trübe Narbe, welche eine Folge der gehinderten schnellen Vereinigung der Wundlefzen ist. Der Vf. verbittet theoretische Einwürfe oder Kritteleyen, wie er sie nennt, und will nur auf praktische Einwürfe, die die Folge von angestellten *Versuchen* sind, achten. Rec. hat nun seine Methode noch nicht versucht, kann also in *diesem* Sinne freylich nicht praktisch reden, glaubt aber doch, sein Urtheil nicht zurückhalten zu dürfen, und vielleicht wird selbst Hr. *B.* es praktisch finden. Die Puncte, wodurch nach des Rec. Meynung bey dieser Operation Nachtheil entstehen kann, sind 1) dafs die Pupille stärker ausgedehnt wird, weil ein *ganzer*, *voller*, an seinem weichen Rande nicht abgestossener Staar durch sie geht. 2) Dafs durch Entfernung der Kapsel auch ein *Gegenhalt* entfernt wird, der den Glaskörper zurückhalten hilft. — Diesen beiden Stücken ist nicht abzuhelfen, da sie ganz wesentlich mit der Methode verbunden sind. 3) Am unschädlichsten wird die Pupille bey der Staarausziehung dann ausgedehnt, wenn der Staar *schräg* heraustritt, mit seinem untern Rande zuerst über der Iris hinabgleitet; stärker und schädlicher ist die Ausdehnung, wenn sie *geradezu* nach vorn im *ganzen Umfange zugleich* geschieht, und diefs wird sie, wenn man die Linse geradezu mit der Lanze herauszieht. Diesem ist aber abzuhelfen. Die angehängten kurzen Krankheitsgeschichten zeigen auffallend schnelle Heilung und wirkliche Ausziehung der Kapsel; aber als Rec. sie ungefähr zusammenrechnete, fand er, gegen 38 gelungene, doch 17 mehr oder weniger mifslungene Fälle. — Bey der Voraussagung der Consistenz des Staares, die Hr. *B.* beyläufig giebt, bemerkt Rec. noch, dafs, nach seiner Erfahrung, eine Art von Streifen gerade einen harten Staar anzeigen, nämlich die sternförmigen; auch erinnert er an Jutzeler's Erfahrung (f. Schieferli), dafs der angeborne Staar nicht immer flüfsig ist. — Auf den letzten Blättern sind noch einige gute praktische Cautelen bey der Staarausziehung überhaupt angehängt; Hr. *B.* hebt z. B. jetzt die Spitze des Messers, sobald sie in die Augenkammer gekommen ist, und macht den Ausstich höher, als den Einstich; macht den Einstich immer über der Mittellinie der Hornhaut etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. May 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, b. Hahn: *Zoonomie oder Gesetze des organischen Körpers, von Erasmus Darwin.* Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *J. D. Brandis* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bey der Anzeige des *zweyten* Theils, der, wie oben bemerkt worden, ebenfalls aus zwey Abtheilungen besteht, können wir uns ganz kurz fassen, da im ersten Theile das ganze System des Vfs. vorgetragen ist, und dieser zweyte Theil eigentlich nur eine Anwendung und Bestätigung desselben auf und durch die Erklärung einzelner Erscheinungen enthält. In diesem zweyten Theile unternimmt der Vf. nichts geringeres, als ein natürliches System der Krankheiten aufzustellen, in welchem sie nach ihren wesentlichen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten geordnet sind. Da es ganz auf die im ersten Theile aufgestellten Grundsätze gebaut ist: so kann man sich leicht vorstellen, dass dieses System von allen bis jetzt bekannten Nosologien wesentlich abweicht. Alle Krankheiten haben, dem Vf. zufolge, ihren Ursprung in dem Uebermaafs, dem Mangel oder der verkehrten Wirkung der Facultäten des Sensoriums, als ihrer nächsten Ursache, und bestehen in unordentlichen Bewegungen der Fibern des Körpers, als der nächsten Wirkung jener Aeusserungen der in Unordnung gebrachten vier Facultäten. Demnach können alle Krankheiten nach Verschiedenheit ihrer nächsten Ursache unter vier Classen gebracht werden, nämlich Krankheiten der Reizung, der Empfindung, des Willens und der Association. Jede dieser Classen wird dann wieder in mehrere Ordnungen abgetheilt, deren Charakter von irgend einer nähern Bestimmung oder Modification der nächsten Ursache hergenommen ist. Die Gattungen beruhen auf den allgemeinen Verschiedenheiten der nächsten Wirkung, und fallen also schon durch deutliche Charaktere in die Sinne; endlich werden die Arten durch die Oertlichkeit der Krankheit oder der nächsten Wirkung bestimmt. Eine Folge dieser Eintheilung ist, dass Krankheiten, die sonst in ihrem Aeussern sehr viele Aehnlichkeit haben, unter ganz verschiedene Classen gebracht werden; dass ferner Krankheiten, die in andern Nosologien unter einem Namen begriffen werden, nach diesem Systeme in verschiedene Classen zertheilt vorkommen, wieferne sie keine einfache Krankheiten sind, sondern einen Haufen oder eine Succession von verschiedenen Krankheiten vorstellen, die von ganz verschiedenen nächsten Ursachen herrühren; dass überhaupt einzelne Symptome, die sich bey einer und derselben Krankheit constant befinden, als eigene wesentlich verschiedene Krankheiten unter verschiedenen Classen aufgeführt werden. Gegen diese Classification gelten alle die Einwendungen, die wir oben schon vorgetragen haben. Die Verschiedenheiten der nächsten Ursache sind ganz hypothetisch angenommen. Auch ist diese Eintheilung für den praktischen Art wenig oder gar nicht brauchbar. Die nächste Ursache, wie Darwin sie aufstellt, liegt ganz ausser dem Kreise seines Heilungsgeschäfts, sie giebt ihm keine wahre Heilanzeige. Gegen die Ordnungen lässt sich einwenden, dass sie zum Theil auf hypothetischen Voraussetzungen, wie z. B. von rückgängigen Bewegungen der lymphatischen Gefäfse beruhen. Doch wir wollen noch einiges aus dem Detail ausheben, um das Eigenthümliche dieser Nosologie noch deutlicher darzustellen. Die erste Classe, welche die Krankheiten von Reizung begreift, zerfällt in drey Ordnungen: Krankheiten von vermehrter Reizung, von verminderter Reizung und rückgängige Reizungsbewegungen. Jene Ordnung hat wieder ihre Gattungen, nämlich die erste fünf Gattungen: 1) mit vermehrter Thätigkeit des Systems der Blutgefässe; 2) mit vermehrter Thätigkeit des absondernden Systems; 3) mit vermehrter Thätigkeit des einsaugenden Systems; 4) mit vermehrter Thätigkeit anderer Hölungen und Membranen; 5) mit vermehrter Thätigkeit der Sinnesorgane. Die zweyte Ordnung hat eben so viele Gattungen mit verminderter Thätigkeit derselben Organe; endlich die dritte Ordnung drey Gattungen: 1) rückgängige Reizungsbewegungen des Darmcanals; 2) des einsaugenden Systems; 3) des Systems der Blutgefäfse. Die ganze Classe begreift 178 Arten unter sich. Jede Art wird kurz durch die Angabe der Symptome charakterisirt, Bemerkungen über ihre Entstehung, ihre Ursachen und ihre Natur und eigentliche Beschaffenheit werden damit verbunden, und am Ende die Heilmethoden aphoristisch beygefügt. Bisweilen wird das Gesagte durch Krankheitsfälle erläutert, und bey einigen Krankheiten verweilt sich der Vf. etwas länger. Auch hier verräth sich an vielen Orten ein feiner Beobachtungsgeist, eine seltene Combinationsgabe; man entdeckt überall die Fülle der Erfahrung, und der praktische Arzt wird hier mit Vergnügen manche neue und sinnreiche Vorschläge zur Behandlung von Krankheiten, so wie Manches dem Vf. ganz Eigenthümliche und Nachahmungswürdige in der Curmethode finden.

den. Doch stösst man auch hier auf viel hypothetisches, halbwahres, selbst falsches, was mit dem Tone apodiktischer Gewissheit vorgetragen ist. In dieser Classe werden unter andern *Serum a Vesicatorio*, *Cicatrix Vulnerum*, *Crines novi*, *Consternatio*, *Pus parcius* als eigene Arten von Krankheiten aufgezählt. Die verschiedene Arten von Würmern bringt der Vf., ohne einen weitern Grund anzugeben, unter die vierte Gattung der ersten Ordnung mit vermehrter Thätigkeit anderer Membranen und Hölungen. Der Bandwurm soll durch ein Amalgama von Zinn und Queckfilber, von dem man, in Dosen von einer Unze jede zweyte Stunde, ein Pfund, und dann ein Purgiermittel aus zwey Quentchen Glaubersalz und einer Unze gemeinen Salzes in einer Pinte Wasser aufgelöst, abgetrieben werden. Auch empfiehlt der Vf. elektrische Schläge durch das Duodenum. Ueber Nierensteine, Nieren, Gries, und das Heilverfahren dabey treffliche Bemerkungen, eben so treffliche Vorschläge zur Heilung der Verdrehung des Rückgraths, durch eigene sinnreich angegebene einfache Maschinen, die auf zwey Kupfern dargestellt sind. Unter der ersten Gattung der dritten Ordnung, welche die rückgängige Reizungsbewegungen des Darmcanals begreift, findet man zu seinem Erstaunen Hysterie und Wasserscheu, erste darum, weil *globus hystericus*, der in einer unwirksamen Verkehrung der Bewegung des Schlundes und anderer Theile des Nahrungscanals besteht, Neigung zum Erbrechen und Aufstossen die gewöhnliche Symptome dieser Krankheit seyen, wozu noch rückgängige Reizungsbewegungen der lymphatischen Gefässe, nämlich lymphatische Harnruhr und lymphatischer Speichelfluss hinzukommen, die letzte, wieferne sie in einer heftigen Verkehrung der Bewegungen des Schlunds bey der Berührung, oder selbst bey der Annäherung von Wasser oder andern Flüssigkeiten bestehe! Doch handelt er noch von der nämlichen Krankheit unter den Krankheiten des Willens, wieferne nicht selten allgemeine Zuckungen darin vorkommen, und unter den Krankheiten der Association unter dem Namen *Tensio penis in Hydrophobia* als ein gefährliches Symptom in dieser Krankheit, das durch eine unerklärbare Sympathie zwischen den Empfindungen am Halse und am männlichen Gliede hervorgebracht zu werden scheine. Die zweyte Classe handelt ebenfalls in drey Ordnungen die Krankheiten von Empfindung ab. Die erste Ordnung, von vermehrter Empfindung, begreift sieben Gattungen: 1) mit vermehrter Thätigkeit der Muskeln, wohin der Vf. z. B. Strangurie, Stuhlzwang, Gebähren, rechnet; 2) mit Hervorbringung neuer Gefässe durch innere Membranen oder Drüsen mit Fieber (die Entzündungen der Schriftsteller); 3) Mit Hervorbringung neuer Gefässe durch äussere Membranen oder Drüsen mit Fieber (die meisten fieberhaften, exanthematischen, catarrhalischen Krankheiten, Dysenterie, Gastritis und Enteritis superficialis); 4) mit Hervorbringung neuer Gefässe durch innere Membranen oder Drüsen ohne Fieber (mehrere chronische Augenkrankheiten, *Otitis*, *Odontitis*, Fisteln, *Hepatitis chronica*, *Scrophula suppurans*, *Scorbutus suppurans*, *Scirrhus suppurans*); 5) mit Hervorbringung neuer Gefässe durch äussere Membranen oder Drüsen ohne Fieber (die chronischen Ausschlagskrankheiten); 6) mit Fieber in Gefolge der Hervorbringung neuer Gefässe oder Flüssigkeiten (darunter die verschiedenen schleichenden Fieber, besonders von innern Vereiterungen und Schärfen, wie z. B. Fieber von Krebs, venerisches Fieber, Fieber von ansteckender Jauche, Fieber der Kindbetterinnen); 7) mit vermehrter Thätigkeit der Sinnesorgane (Irrereden, Traum, Priapismus etc.). Die zweyte Ordnung begreift die Krankheiten von verminderter Empfindung unter zwey Gattungen: 1) mit verminderter Thätigkeit des allgemeinen Systems; 2) mit verminderter Thätigkeit einzelner Organe (Impotenz, Unfruchtbarkeit, Mangel an Esslust, Mangel an Durst.) Die dritte Ordnung der rückgängigen Empfindungsbewegungen hat nur eine Gattung, nämlich die rückgängigen Empfindungsbewegungen der Ausscheidungsgänge. Aus dieser kurzen Aufzählung sieht man leicht, wie gezwungen und unnatürlich grösstentheils diese Eintheilung ist, und besonders, wie wenig eine genaue Gränzlinie zwischen dieser und der vorhergehenden Classe stattfindet, indem in den meisten Krankheiten dieser Classe die Empfindung meistens etwas bloss accessorisches ist, und das Wesen der Krankheit selbst in einer vermehrten Reizung durch mancherley krankhafte Reize besteht. Auch sind die Charaktere der Gattungen, die von Hervorbringung neuer Gefässe entweder durch äussere oder innere Membranen mit oder ohne Fieber hergenommen sind, auf die wenigsten darunter begriffenen Arten anwendbar, und überhaupt in keiner einzigen von allen ein constantes Symptom, da selbst die acuten Entzündungen, in welchen solche neue Gefässe vorzüglich erzeugt werden, ohne diese Erzeugung ihren Verlauf machen können. Auch ist der Satz, dass der Eiter in allen diesen Krankheiten durch die in allen Phlegmonen und Pusteln neu erzeugte Gefässe abgesondert werde, eben so willkürlich angenommen. Die bösartigen Entzündungen, z. B. bösartige Bräune, bösartiger Friesel, bösartige Aphthen werden von dem Vf. ungereizte genannt. Die coagulable Lymphe soll von der entzündeten neuen Oberfläche der Arterien abgesondert werden. Die ansteckenden Materien, die mehrern dieser Krankheiten zum Grunde liegen, sollen erst durch die Einwirkung der Luft, aus der wahrscheinlich Oxygen absorbirt werde, ansteckend werden, und nur alsdenn erst Fieber erzeugen. Dasselbe gelte von allem Eiter. Der Vf. führt unter andern als Beleg den Krebs an, dessen Eiter nicht eher bösartig werde, oder den ansteckenden Charakter annehme, als bis der Krebs ein offenes Geschwür geworden sey. Alsdann erst errege er hectisches Fieber, wie anderes Eiter in Geschwüren, die dem Zutritt der Luft offen sind. Das sogenannte Faulfieber (*Typhus gravior*), das der Vf. ungereiztes Empfindungsfieber nennt, und das sich von dem

Anreizungsfieber bloss durch den Grad unterscheide, bringt er unter die dritte Gattung der ersten Ordnung. Sehr umständlich und ächtpraktisch handelt er von der Curmethode desselben. Eben so kommen treffliche Bemerkungen über die Cur der Schwindsucht vor. Lesenswerth ist, was der Vf. über die *Parotitis mutabilis* sagt, eine sehr gefährliche Krankheit, die Rec. sich nicht erinnert, anderswo so genau unterschieden gefunden zu haben. Es sind einige merkwürdige Krankheitsfälle als Belege beygebracht. Die dritte Classe begreift unter zwey Ordnungen die Krankheiten des Willens. Die erste Ordnung der Krankheiten von vermehrtem Willen enthält zwey Gattungen: 1) mit vermehrter Thätigkeit der Muskeln (als Arten die verschiedenen convulsivischen Krankheiten); 2) mit vermehrter Thätigkeit der Sinnesorgane (die verschiedenen Gemüthskrankheiten). Die zweyte Ordnung zählt die Krankheiten von vermindertem Willen ebenfalls in zwey Gattungen auf: 1) mit verminderter Thätigkeit der Muskeln (die verschiedenen paralytischen und apoplectischen Krankheiten); 2) mit verminderter Thätigkeit der Sinnesorgane (darunter nur drey Arten: Verlust des Gedächtnisses, willkürliche Narrheit, Leichtgläubigkeit). Die Zahl der Arten ist 60. Was der Vf. über einzelne convulsische Krankheiten, über Epilepsie und ihre Behandlung, über *Asthma convulsivum* und *dolorificum*, welches letzte die *Angina pectoris* anderer Schriftstell. ist, sagt, ist höchst lesenswerth, oft sehr sinnreich. Eben so, was er über Wahnsinn im allgemeinen, und über die erste Art desselben, den veränderlichen Wahnsinn, sagt, wovon mehrere merkwürdige Beyspiele angeführt sind. Der vierte Band oder des zweyten Theils zweyte Abtheilung, enthält die vierte Classe, oder die Krankheiten der Association, nebst einigen Zusätzen. Diese vierte Classe zerfällt in drey Ordnungen. Die erste Ordnung der vermehrten associirten Bewegungen begreift folgende Gattungen unter sich: 1) verkettet mit Reizungsbewegungen, 2) verkettet mit Empfindungsbewegungen, 3) verkettet mit willkürlichen Bewegungen, 4) verkettet mit äussern Einflüssen. In der zweyten Ordnung, die der verminderten associirten Bewegungen, sind auf dieselbe Art vier Gattungen unterschieden, und eben so in der dritten Ordnung, welche von rückgängigen associirten Bewegungen handelt. Die Zahl aller Arten ist 114. In dieser Classe sind beynahe durchaus nur Symptome anderer Krankheiten als eigene Arten aufgestellt, nicht selten auch Zufälle, die eigentlich nicht einmal auf einem krankhaften Zustande beruhen, z. B. in der ersten Gattung, Röthe des Gesichts nach der Mahlzeit, Schweiss von Bedeckung des Gesichts im Bette u. dgl. Am ausführlichsten und lehrreichsten ist der Artikel vom Podagra abgehandelt, das der Vf. zur zweyten Gattung der ersten Ordnung rechnet, insoferne nämlich der Gichtanfall selbst in den meisten Fällen eine secondäre Krankheit im Gefolge einer Affection der Leber, diese sey nun ein Torpor oder Entzündung, seyn soll. In einem Supplemente zu dieser Classe trägt der Vf. eine sehr sinnreiche sympathetische Theorie des Fiebers sehr ausführlich vor. Der Magen spielt in dieser Fiebertheorie durch seine weit ausgebreitete Sympathie eine Hauptrolle, und aus seinem ursprünglichen oder consensuellen Torpor, aus Mangel oder Uebermaass von Reiz, erklärt der Vf. die Verschiedenheiten in der Natur und Dauer der Fieber, und leitet so aus einem ganz einfachen Princip die intermittirenden, remittirenden, anhaltenden Fieber, den Typhus, Synochus und Synocha her. Seine Theorie verdient gerade jetzt doppelte Aufmerksamkeit, da eine vereinfachte Therapie ihr so sehr zu Hülfe kommt. Acht Zusätze zum zweyten Theile beschliessen das Werk. Die Uebersetzung scheint sich Treue zum Hauptaugenmerk gemacht zu haben. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind selten, aber jedesmal gehaltreich.

SCHÖNE KÜNSTE.

Nürnberg, in d. Stiebnerschen Buchh.: *Balsora*, ein morgenländisches Schauspiel von *J. H. W. Witschel*. 1799. 128 S. 8. (8 gr.)

Sultan Alnareschin lässt zwey seiner Söhne, bey seinem Leibarzt, dem weisen Helim, erziehen; einer davon, Abdallah, verliebt sich in dessen Tochter Balsora, und wird wieder geliebt. Der Sultan verliebt sich gleichfalls in die schöne Balsora, beschliesst sie zur Sultanin zu erheben, und macht sein Vorhaben dem versammelten Hofe bekannt. Balsora fällt bey dieser Nachricht in Ohnmacht, ihr Vater giebt sie für todt aus, und der Sultan befiehlt, den Leichnam in dem Begräbnisspallast beyzusetzen. Abdallah wird gleichfalls durch Helims Kunst, in den Zustand eines Scheintodten versetzt, und so in den schwarzen Pallast gebracht, wo beide Liebende erwachen, die alsdann auf einem entfernten Gute Helims, ein glückliches Leben führen, bis dieser den Sultan, der sich einstmals auf der Jagd dorthin verirrt, mit dem Leben des für todt gehaltenen Sohns überrascht, der dann natürlich den ihm gespielten Betrug verzeiht, und seine Liebe zu Balsora seinem glücklichen Sohne aufopfert. Dieser, an sich dramatische, Stoff einer längst bekannten Erzählung, ist zu einem Schauspiel umgearbeitet, von dem sich bey dem ziemlich gut gehaltnen Dialog, und der Pracht der Decorationen, auf der Bühne, wohl eine gute Wirkung erwarten lässt.

Mainz u. Hamburg, b. Vollmer: *Friederich von Hahnstein, oder Mönchslist und Pfaffentrug.* Thüringer Ritter- und Geistergeschichte, aus den Zeiten der Vehmgerichte, von *F. Wiesenthal*. 1800. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Obgleich der Stil des Vfs. zu dem gebildetern gehört: so muss man doch bey der Erscheinung seines Werks bedauern, dass der Geschmack des lesehungrigen Publicums an den Romanen dieser Classe noch nicht

nicht aufgehört hat, ja noch mit jeder Messe neue Nahrung erhält. Alle nur mögliche Gräuel und Betrügereyen werden hier von Aebten und Mönchen gegen biedere Ritter verübt; der Leser wird aus einem Vehmgericht und Burgverlies in das andere geführt, bald in das Lager der Christen vor Damascus, bald vor Solimann's Thron, und wieder durch unterirrdische Gänge, in den thüringischen Burgen umher geschleppt, ohne für seine Geduld, durch nähere Kenntnifs des Mittelalters, oder Aufklärung über die Vehmgerichte, nur im geringsten entschädigt zu werden, wozu Schriften dieser Art, durch ein richtig beobachtetes Costum allerdings gelegentlich nützen könnten und sollten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Göttingen*, b. Dieterich: *Joannis Augusti Briegleb*, Coburgensis, Seminarii Reg. Philol. et Societatis privatae studiis humanioribus addictae Sodalis, *Commentatio de momentis moralibus religionum Graecarum et Romanorum;* in certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae — praemio a M. Britanniae Rege constituto ex sententia Amplissimi Ordinis Philosophorum ornata. 1799. IV u. 48 S. 4. — Die aufgestellte Preisfrage war folgende: „Da die moralischen Begriffe der Griechen und Römer sehr unvollkommen gewesen sind, und es doch unleugbar Staaten, Zeiten und Menschen gegeben hat, welche grosse Tugenden hervorgebracht haben; welches waren in den Religionen, d. h. in den religiösen Meynungen und Anstalten dieser Völker die moralischen Triebfedern, wodurch die Menschen zur Aeusserung solcher Tugenden bewogen werden konnten?" Der Vf. der vorliegenden Schrift, ein würdiger Sohn des verdienten Director's *Briegleb* in Coburg, hat unstreitig eine nicht gemeine Gelehrsamkeit aufgeboten, um durch eine sorgfältige und lichtvolle Beantwortung der aufgegebenen Frage den Kampfrichtern Genüge zu leisten. Wenn man indess, wegen des Mangels an Bestimmtheit der Begriffe, und an einer erschöpfenden Genauigkeit, sich noch immer nicht auf den Punct hingeleitet sieht, den man nach einigem Nachdenken erwartete: so liegt die Schuld vielleicht mehr an der Aufgabe, als an der Ausführung, und man darf es nicht sehr befremdend finden, dass diese nicht darauf hinauslief, wovon jene nicht ausgegangen war. Es liegt, dünkt uns, am Tage, dass die Tugenden der Griechen und Römer, welche wir in demselben Grade bewundern, als wir das Mangelhafte und Unvollständige ihrer moralischen Begriffe erkennen, nicht bloss aus den sittlichen Motiven der eingeführten Religionen abzuleiten sind, sondern dass die Quelle derselben noch tiefer, in der moralischen Vernunft selbst, gesucht werden müsse. Wenn der Vf. von diesem ersten und allgemeinsten Princip der Sittlichkeit ausgegangen wäre; wenn er gezeigt hätte, welche Wirksamkeit die moralische Vernunft, unabhängig von allem äussern Religionscultus geäussert, und welchen Einfluss sie wieder auf diesen gehabt habe; wenn er nach diesem Princip die tugendhaften Handlungen jener Völker des Alterthums gewürdigt, und aus demselben die höhere Veredelung und Aufklärung einiger Auserwählten entwickelt hätte: so würde seine Darstellung ohne Zweifel pragmatischer, eingreifender und gründlicher ausgefallen seyn. — Jetzt, da er sich genau an die Worte des aufgestellten Thema hielt, hat er alles das, was auf jene Erörterungen hinführen konnte, umgangen oder geradezu ausgeschlossen. Er trennt seine Abhandlung in zwey Theile. In dem ersten *allgemeinen* Theile hat er es zuförderst mit den kritischen Philosophen zu thun, *qui* (wie er S. 5. sagt) *nimio puritatis ethicae studio abrepti, dum exstirpata radicitus omni felicitatis cupidine, a Deo ipso animo humano infixa, illam vim mentis nostrae, qua, quid honestum sit, quid turpe, cognoscimus (rationem practicam dicunt) unicam vitae gubernatricem esse volunt, ne divini quidem numinis rationem habere virum bonum in vita recte instituenda jubent.* Er erklärt die Bestimmung des Begriffs reiner Moralität für *argutius in constituenda notione officii a vita atque natura animi humani sensuque communi prorsus abhorrentes* (11), und glaubt, dass von jenem strengen Begriffe der Tugend, wie ihn Kant aufstellt, bey der gegenwärtigen Untersuchung gar nicht Gebrauch zu machen sey. Weil die Griechen und Römer theils irrige und schwankende Begriffe von der moralischen Religion gehabt, theils das Wesen ihrer Religionen in die Gebräuche gesetzt haben, welche den äussern Cultus bildeten: so erhelle, dass diese Religionen nicht fähig waren, eine reine Tugend, nach der oben angegebenen Bestimmung des Begriffs, zu erzeugen. Ueberhaupt aber äusserten sie ihren Einfluss auf die Moralität nicht directe, sondern durch die Sinne. Der Vf. giebt S. 15. vier Momente an, wodurch dies geschah: 1) jene Religionen enthielten einzelne moralische Vorschriften; 2) diese Vorschriften und die Tugenden, welche sie geboten, waren in genauer Harmonie mit den jedesmaligen Zeitumständen und dem Grade der Cultur, auf welchem das Volk stand; 3) die moralischen Begriffe wurden nicht abstrus vorgetragen, sondern auf anschauliche Kenntnifs zurück geführt, und 4) durch sinnliche Motive unterstützt. Der Vf. erläutert diese einzelnen Puncte durch zweckmässig gewählte Beyspiele und eine reichhaltige Induction, der wir hier nicht folgen können; wiewohl wir uns ungern von der Frage trennen, ob das, was der Vf. als Eigenthümlichkeit der moralischen Motive und ihres Einflusses aus den Religionen der Griechen und Römer ausgezeichnet hat, grossentheils nicht überhaupt bey allen positiven Religionen Statt finde. — Der zweyte oder *specielle* Theil dieser Abhandlung hat uns mehr befriedigt. Richtig geht der Vf. davon aus, dass die moralischen Momente in der Religion der genannten Völker nach den verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen sind. In Ansehung der Griechen unterscheidet er das heroische Zeitalter, wo die Religionen nur der Barbarey entgegenarbeiten mussten; das Zeitalter der Dichter, wo vernünftigere Begriffe mehr durch Ausschmückung der Dichter, als durch gründliche Behandlung der Philosophen, in Umlauf gesetzt wurden; und das Zeitalter einer mehr geläuterten Philosophie der Religion und Sitten, vom Anaxagoras und Sokrates an. Bey den Römern unterscheidet er die ältesten Zeiten, von denen nur wenige und unzureichende Nachrichten auf uns gekommen sind; die Periode, wo die wirklich römischen Religionen eine grössere Ausbildung erlangten, und die Periode, wo durch griechische Gelehrte griechische Begriffe in Rom einheimisch wurden. Sodann geht der Vf. die moralischen Momente durch, welche sich in den einzelnen Theilen der griechischen und römischen Religionen fanden, als in den verschiedenen Arten des äussern Cultus, in den abergläubischen Befragungen der Götter wegen der Zukunft, in den Mysterien und in den Mythen. Dieser sehr ergiebige Stoff konnte hier freylich nicht in seinem ganzen Umfange bearbeitet, und ganz erschöpft werden: jedoch sind die Grundlinien einer instructiven Bearbeitung geschickt gezogen worden. Im letzten Abschnitte (S. 39.) werden noch einzelne Tugenden aufgezählt, welche durch die Religionen der Griechen und Römer vorzügliche Nahrung und Ausbildung erhalten haben, nämlich Religiosität (*pietas*), Milderung der Sitten und Erweckung des Humanitätsgefühls (*humanitas*), Gerechtigkeit (*justitia*), und die eigentlichen Bürgertugenden, d. h. Gehorsam gegen die Obrigkeit und persönliche Tapferkeit im Kriege.

Dass der Vf. (wie zum Theil schon aus der oben angeführten Stelle erhellt) auch die Begriffe der neuesten Philosophie in der lateinischen Sprache gut und deutlich dargestellt hat, glauben wir dieser Abhandlung, welche überhaupt angenehme Erwartungen für die Zukunft erweckt, noch zu besonderm Lobe anrechnen zu müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. May 1800.

PHILOLOGIE.

Giessen, b. d. Expedition des Mercure François etc.: *Die Kunst auf die möglichst geschwindeste Art Französisch sprechen und schreiben zu lernen, oder Neues französisches Elementarwerk*, von *Wilhelm Friedrich Hezel*, Fürstl. Hessisch. geheim. Regierungsrath etc. Erster, zweyter und dritter Cursus (zweyte Auflage). 1799. 8. (2 Rthlr.)

Dieses Elementarwerk ist für französisch Lernende jedes Alters und jeder Classe bestimmt. Richtig glaubt der Vf., dass, wer irgend schon eine andere Sprache nach Regeln gelernt hat, auch beym Französischen den Weg der Grammatik einschlagen könne, dass man aber Kinder und überhaupt solche Personen, welche noch keine Sprache methodisch verstehen, nicht gleich anfangs mit Regeln quälen müsse, weil sie ihnen zu trocken und abstract sind, und folglich die Fortschritte verzögern. Er hält es daher für rathsam, ihnen kurze französische Sätze laut und deutlich vorzusagen oder vorzulesen, und sie die Uebersetzung, welche der Lehrer sowohl von jedem einzelnen Worte als nachher von dem ganzen Satze macht, jedesmal wiederholen zu lassen, bis sie zeigen, dass sie nicht nur den ganzen französischen Satz, sondern auch alle einzelne Wörter richtig deutsch übersetzen können. Zu diesem Endzwecke liefert der erste Cursus eine Sammlung französischer Gespräche über Gegenstände des gemeinen Lebens, aus welchen der Lehrer zuerst die leichtesten und nöthigsten Formeln ausheben soll. Ist nun das Ohr des Schülers durch öftere Uebung an die Aussprache gewöhnt: so lehrt man ihn *lesen*. Dabey legt man ihm anfangs gerade diejenigen Formeln und Sätze vor, welche ihm schon oft vorgesagt worden sind, und die er völlig versteht. So oft er in der Aussprache fehlt, soll ihm die dem zweyten Cursus vorstehende Aussprach-Tabelle aufgeschlagen werden. Nach einiger Zeit soll der Lehrer dieselben Sätze und Formeln, welche der Schüler bisher verstehn und richtig deutsch übersetzen gelernt hat, ihm deutsch vorsagen, und sie von ihm ins Französische übertragen lassen. Ist auch dieses mit gutem Erfolg geschehen, dann soll das Studium der Regeln oder der Grammatik den Anfang nehmen. Jetzt erst, meynt der Vf., wird ein Regelsystem für den Schüler Interesse haben, weil er schon vieles aus Routine weiss, und nur noch in seiner Kenntniss Festigkeit bedarf. Und diesen grammatischen Unterricht enthält der zweyte und vornemlich der dritte Cursus. Hier soll der Lehrer fürs erste die leichtesten und unentbehrlichsten Regeln, nebst den Formeln der Redetheile, mit dem Eleven durchgehn, und ihm alles durch beystehende Beyspiele erläutern, nebenher aber die vorigen Uebungen mit ihm fortsetzen, und ihn so stufenweise zum Sprechen und zum Uebertragen grösserer Aufgaben anführen. Rec. findet diese Methode sehr vortheilhaft und zweckmässig, und das Ganze mit so vieler Gründlichkeit und Leichtigkeit vorgetragen, dass man dieses Elementarwerk mit Recht allen Lehrenden und Lernenden empfehlen kann. Man siehet wohl, dass der Vf. die vorzüglichsten Sprachlehren eines Wailly, Panckoucke u. s. w. fleissig benutzte, aber man überzeugt sich auch bald, dass er nicht bloss ausgeschrieben, sondern selbst gedacht, und folglich viel eigenes Verdienst um diese Arbeit hat. Besonders erhellet das aus den dem zweyten Cursus angehängten *Synonymen*, und aus der Lehre von der *Veränderlichkeit des Particips*, wie überhaupt aus dem ganzen Plane und dessen Ausführung. Doch wird der Kenner auch auf manche Unrichtigkeiten stossen, die in den Verbesserungen am Ende nicht angemerkt sind. So ist z. B. die Aussprache nicht immer richtig genug bezeichnet. Ist es wahr, dass der Franzose von Stande und Erziehung, die prosodische Quantität nicht nur beym Declamiren, sondern auch in der Rede des gemeinen Lebens beobachtet: so wird man mit Recht verlangen dürfen, dass dem Anfänger die Länge und Kürze der Sylben gehörig vorgestellt werde. Dagegen sehen wir aber S. 5 *amour, court, une, petit, parle, come, prête*, und S. 8 *il a, veut etc.* am Ende durch ein h verlängert, da doch diese und viele andere Endungen der Prosodie nach kurz sind. So geht es in der Folge auf jeder Seite. Im Gegentheil findet man *paix, très, être, le nôtre, le vôtre, qu'il fût* u. s. w. ohne h bezeichnet. Auch behält der Vf. durchgehends die doppelten Consonanten bey, selbst da, wo man nur einen von ihnen aussprechen muss; als S. 11 *sonna sonna, personne personn', allait allah, lettre lättr', homme omm, finissoit finissäh, bonne bonn'* u. s. w. Der Anfänger wird sich dadurch eine harte Aussprache angewöhnen. Billig hätte das *s* zu Anfang der Wörter sowohl als nach einem Consonant durch ss angedeutet werden sollen, weil es daselbst schärfer lautet als ein deutsches s. Falsch ist auch die Anmerkung auf der S. 38: „Das stumme *e*, am Ende der ersten Person des Singulars, wird aber *offen*, und bekommt „daher den *schweren* Accent, wenn *je* nachgesetzt „wird. Z. B. *je parle* macht *parle-je; j'aime* macht *aime-je* etc." Der Franzose schreibt *parlé-je, aimé-je*, und

und spricht das *é* gerade wie jedes *e fermé* aus, nur mit etwas mehr Dehnung, aber niemals *parlähsch'*, *aimähsch'*, wie der Vf. vorgiebt. Zur Vervollkommnung der Aussprache in einer neuen Auflage, schlägt der Rec. das prosodische System von Domergue vor, welches schon längst verdient hätte, in Deutschland näher bekannt zu seyn.

Die Gespräche des ersten Cursus enthalten auch verschiedene Stellen, welche den Probierstein des ächt Französischen nicht vertragen dürften. S. 40 lieset man: *„J'ai dessein de m'y acheter un cheval da selle"*. Bey *acheter* wird niemals der Dativ eines persönlichen Fürworts gesetzt, ausser wenn man in der Umgangssprache ausdrucken will, *einem etwas abkaufen*. So sagt z. B. Marmontel in einer Erzählung: *Monsieur, achetez-moi mon chien*. — S. 68 *„Mais donnez-nous du bon vin, aber geben Sie uns guten Wein."* Es sollte heissen *de bon vin*, weil statt *du*, *de la* und *des* immer *de* gesetzt wird, wenn das Adjectiv vor dem Substantiv, welches den Theilungsartikel haben soll, wie hier stehet. Mehr Fehler dieser Art anzuführen, erlaubt der Raum nicht. Bey genauer Prüfung wird sie der Vf. gewiss selbst auffinden und verbessern.

Unter den Synonymen, S. 129 u. 130 kommt vor: „*Commencer à* und *commencer de* unterscheiden „sich so: Jenes wird vom ersten Anfange dessen ge„braucht, was man vorher noch nicht gekonnt hat „(d. h. noch nicht gelernt hatte); *dieses* aber setzt „das Können und erlangte Fertigkeit schon voraus. „Z. B. Ein kleines Kind fängt an zu gehen (*com„mence à marcher*); es konnte es bisher noch nicht. „Ein Knabe fängt an zu schreiben (*commence à écrire*); „er konnte es bisher noch nicht (hatte es bisher noch „nicht gelernt). — Hingegen ein Mann, der gehen „und schreiben kann, weil er es längst gelernt hat, „fängt, nachdem er eine zeitlang nicht gegangen „war und nicht geschrieben hatte, zu gehen und zu „schreiben an, d. h. *il commence de marcher; il com„mence d'écrire.*" Von dieser Hypothese erwähnt *Wailly* und das *Dictionnaire de l'Acad. Fr.* nichts. Jener sagt nur: *Avec les verbes commencer, continuer* etc. *on emploie à, sur tout quand il s'agit d'eviter plusieurs de; et l'on emploie de pour eviter plusieurs à, où la rencontre de plusieurs voyelles. Ainsi on dira: Il commence à descendre au jardin. Il commençoit à demander de vos nouvelles. Il avoit commencé d'écrire sa lettre. — Il commence de descendre; il commençoit de demander de vos nouvelles etc. auroient quelque chose de dur à la prononciation.* Und mit Wailly stimmen alle gute Schriftsteller, die Rec. gelesen hat, in diesem Punkte überein.

Der dritte Cursus enthält ebenfalls manches Fehlerhafte, von welchem wir nur folgendes erwähnen wollen. S. 5 stehet: *„l'huile cher, les huiles chers"*. Es müsste heissen *l'huile chère, les huiles chères*, weil dieses Substantiv weiblichen Geschlechts ist. — Auf der 8ten Seite wird gesagt: „Die Wörter auf *o* nehmen im Plural kein s an, z. B. *le numero, les numero.*" Freylich ist der Plural ohne s gebräuchlich, aber *les numéros* ist keinesweges falsch, wie aus der fünften Ausgabe des *Diction. de l'Acad. Fr.* erhellet, wo man unter andern Beyspielen lieset: *Ce journaliste farcit tous ses numéros d'injures.* — Dieselbe Seite berichtet noch: „In den mehrsylbigen Wörtern auf „*ant* oder *ant* und *ent* werfen einige im Plural, nach„dem diese Wörter das *s* angenommen, das *d* oder *t* „weg. Allein die Fr. Akademie tadelt dieses." Hätte der Vf. die neueste Ausgabe zur Hand genommen: so würde er gesehn haben, dass die Akademie alle mehrsylbigen Wörter dieser Endungen ohne *d* und *t* im Plural schreibt. Man sehe *enfant, présent* u. a. m. — Die 7 Seite fängt an: „Einige Nennwörter haben einen unregelmässigen Plural, z. B. *la loi, les loix* etc." In neuern Schriften und in der fünften Ausgabe des *Dict. de l'Acad. Fr.* findet man immer *lois*, folglich ist dieser Plural gar nicht unregelmässig. — Auf eben der Seite wird gelehrt, dass *arc-en-ciel* im Plural habe *les arc-en-ciels*. Dasselbe *Dictionnaire* sagt aber: *On voyoit plusieurs arcs-en-ciel en même temps.* — Ein Satz S. 11 fängt an: „*Lon parle de la paix.*" Zu Anfang eines Satzes setzt der Franzose *on*, niemals *l'on*. Ueberhaupt findet *l'on* nur statt nach *si*, *ou* oder *et*, wenn nicht *le*, *la* oder *les* folgt. Auch trifft man *l'on* gemeiniglich vor einem Worte an, das mit *com* oder *con* anhebt, welchem *que* vorhergeht. — Nach S. 17 heisst: Nicht viel Geld *guère d'argent.*" Die Akademie sagt: *guère ou guères ne s'emploie jamais qu'avec la negative*; also wäre zum Besten der Anfänger zu wünschen, dass etwa *Il n'a guères d'argent*, gesetzt worden wäre. — S. 18 erblickt man *vinaigre*, welches doch nur richtig *vinaigre* gesprochen und geschrieben wird. Dasselbe gilt von *de la mascuta* S. 26. Hier sieht man auch *des capres* (Kapern), welches in dieser Bedeutung den Circumflex (^) haben muss, aber ohne dieses Zeichen ein *Caperschiff* heisst. — Unrichtige Accentuation herrscht an unzähligen Stellen, wohin auch S. 51 *le collège, le sacrilège* gehöret, die nach der Acad. Fr. *collége sacrilége* etc. geschrieben und ausgesprochen werden müssen. Ferner S. 55 stehet: „Einige „Hauptwörter sind sowohl männlich als weiblich, das „ist, — können von beiden Geschlechtern gebraucht „werden — und zwar entweder 1) ohne ihre Bedeu„tung zu verändern, als *un, une alcove; le, la bron„ze; le, la cloaque; un, une enigme; un, une „episode; un, une hymne.*" Nach der fünften Ausgabe des *Dict. de l'Acad. Fr.* ist *alcôve* weiblich, *bronze* männlich, *cloaque* weiblich, nur in der Bedeutung von *Abtritt* männlich, *enigme* weiblich, *episode* männlich, *hymne* männlich, nur in der Bedeutung *Kirchengesang* weiblich. — Unvollkommen ist die Regel S. 52, dass nur *cage, image, page, plage* und *rage* unter dieser Endung zum weiblichen Substantiven gehören. Warum nicht auch *nage*? Rec. will durch diese Fingerzeige nicht nur die Lehrer, welche sich dieses Elementarwerks bedienen möchten, aufmerksam auf die Mängel desselben machen, sondern wünscht auch, den Vf. dadurch aufzumun-

muntern, die letzte Feile an sein Werk zu legen. Er sagt ja selbst in der Vorrede: „Vernünftigen Tadel und Belehrung über Verirrungen achte ich einem wahren Freundschaftsdienste gleich."

WÜRZBURG, auf Kosten des Herausg. *M. Tullii Ciceronis Opera philosophica. Vol. I., Tusculanarum Disputationum libri quinque.* Ad optimas editiones recudi curavit, et selectam lectionis varietatem adjecit, *A. M. Köl* Philos. Dr. et Prof. publ. in Acad. Wirceb. 1798. 186 S. 8. (18 gr.)

Der Herausg. hat nicht für gut befunden, in einer Vorrede über den Plan und die Absicht seiner Ausgabe Nachricht zu ertheilen, oder die *besten Ausgaben*, denen er gefolgt ist, näher anzugeben. Die Vergleichung einiger beträchtlichen Stücke seines Textes hat uns überzeugt, dass wir hier nicht viel anders, als eine Wiederholung der Wolfischen Ausg. (Halae 1792.) erhalten haben. Nur selten und in Kleinigkeiten weicht er von dieser ab. Der Druck ist ziemlich correct; steht aber doch hierin dem der ebengenannten Ausgabe nach.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Historisch-philologische Bemerkungen* zur Erläuterung der Briefe *Cicero's ad diversos* von *M. Benj. Friedr. Schmieder*, Rect. des luth. Stadtgymnasiums in Halle. 1799. XII u. 394 S. gr. 8. (21 gr.)

Man kann verschiedene Anordnungen bey Lesung der Ciceronischen Briefe *ad diversos* machen, wovon jede ihre Vortheile, aber auch ihre Unbequemlichkeiten, hat. Hr. Schm. will sie nicht einzig nach der Zeitfolge gelesen wissen, weil dann die Reihe zu bunt würde, man fast in jedem Briefe mit einem andern Mann spräche und mit keinem recht vertraut würde, sondern vielmehr die Briefe von einem jeden Correspondenten und an ihn, nach der Zeitfolge, in welcher sie geschrieben sind, gesammelt. Auch diese Methode hat ihr Gutes. In der richtigen Voraussetzung, dass man nur mit Wohlgefallen und Nutzen die Briefe lesen könne, wenn man mit der Zeitgeschichte und den Männern, von denen und an die sie geschrieben sind, bekannt sey, verfertigte der Vf. ein alphabetisch geordnetes Verzeichniss der Correspondenten des Cicero, worin er das Merkwürdigste, was aus eines jeden Leben bekannt ist, mit Bemerkung der Verhältnisse, in denen jeder mit dem Cicero stand, erzählt, sodann von jedem einzelnen Briefe von ihm und an ihn Anlass und Gang anzeigt, und von vielen Stellen bald Erklärungen giebt, bald die Wichtigkeit zeigt. Dieses Buch soll nun auf diese Art gebraucht werden. Der Lehrer soll zuerst die über einen gesammelten Correspondenten gesammelten Nachrichten lesen lassen oder erzählen, hernach die Briefe dieses Correspondenten zugleich mit den Inhaltsanzeigen des Vf. lesen lassen. In der That erhalten Lehrer und Schüler — Rec. hat sich unter andern durch Vergleichung der Artikel: Decimus Brutus und M. Brutus davon überzeugt — hier ein gutes Hülfsmittel zur Einsicht in die Ciceronischen Briefe. Nur dünkt es uns, man sorgte für die *sämmtlichen* Schulzwecke noch besser, wenn man, statt mit *Hagen* in seinem Commentar zu Cicero's vermischten Briefen, fast blos auf Aesthetik und Sprache, und mit *Schmieden* fast blos auf Geschichte Rücksicht zu nehmen, diess alles in Einem Commentar oder in Einer Ausgabe, ungefähr wie sie *Borheck* angelegt hat, vereinigte. Beygefügt ist dem Schmiederschen Buche noch der R. Kalender, ein Verzeichniss der Consuln von Cicero's Geburt an bis an dessen Tod; welchem die vornehmsten Lebensumstände und Thaten des Cicero eingewebt sind, und Zeitfolge der Briefe nach Ragazoni.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Köhler: *Einige Predigten* von *M. Karl Ernst Gottlieb Rüdel*, Nachmittagsprediger an der Universitäts-Kirche zu Leipzig und Katecheten in Gohlis. 1800. X u. 162 S. gr. 8.

Obgleich der Vf. dieser Predigten den gewöhnlichen Entschuldigungsgrund ihrer Herausgabe, „die Auffoderungen seiner Gönner und Freunde" anführt, so darf er doch nicht mit den gewöhnlichen Predigtschreibern in eine Classe gesetzt werden. Seine Predigten zeichnen sich vielmehr durch manche gute Eigenschaften aus. Man sieht, es ist dem Vf. um Beförderung der Tugend und um Verbreitung wohlthätiger Wahrheiten zu thun. Was er sagt, verdient, wenn es sich auch nicht immer durch Neuheit auszeichnen sollte, doch wohl beherzigt zu werden. Seine Religionsbegriffe sind geläutert, und seine guten Gesinnungen sind nicht zu verkennen. Hie und da möchte man freylich eine noch tiefer eingreifende Entwickelung der Begriffe, eine bestimmtere Angabe des Hauptsatzes, und eine logisch genauere Eintheilung der Untersätze wünschen. Eine Foderung, die um so dringender wiederholt zu werden verdient, da auch einige unserer berühmten Kanzelredner sich in diesen Punkten zu viele Freyheiten zu gestatten anfangen! Der Vortrag des Hn. R. ist im Ganzen plan, verständlich und angenehm, einigemal sucht er sich auch nicht ohne Glück zu bildlichen Ausdrücken zu erheben, wiewohl nur selten. Einigen Perioden wäre unterdessen mehr Rundung und Kürze zu wünschen. Die vor uns liegende Sammlung enthält folgende acht Predigten. 1) *Wodurch wir der Unschuld junger Seelen gefährlich werden können, und was uns davon abschrecken müsse*; über Matth. 18, 1—11. Hier hätte der Hauptsatz bestimmter angegeben werden sollen. Auch sind einige Perioden und Ausdrücke in dieser Predigt zu geziert; z. B. S. 7: „Nur zu selten sieht er (der Verführer) seine Entwürfe gänzlich vereitelt! Wird das arme Herz, welches er erobert hatte, auch aus der Gefangenschaft wieder befreyt, in die es kam; Denkmähler, schreckliche Denkmähler derselben trägt es mit hinweg." u. s. w. S. 15 „weil sein Herz ihn begleitet, wohin er sich wendet." S. 16 wird die Unschuld einer jungen Seele „die mühsam erzeugte Frucht ihrer Pflege" genannt. Die Hauptideen

ideen sind übrigens in dieser ersten Predigt gut ausgeführt worden. 2) *Es ist ein lautes Zeugniss von der hohen Weisheit und Tugend Jesu, dass er sich vorzüglich mit dem Unterrichte der Armen und Niedern im Volke beschäftigte;* über Joh. 6, 1—15. S. 24 alles Gefühl (st. Gefühls) beraubt, ist wohl ein Druckfehler. Wohlthätig ist der Rückblick des Vfs. (S. 40) auf die Zeiten, wo Väter und Mütter mit allen denen, die das Band der häuslichen Gesellschaft an sie knüpfte, in Stunden der Andacht und der Erbauung zusammen kamen, wo es nicht entehrte, auch dem Niedrigsten des Hauses ein Wort der Belehrung, des Trostes und der Ermunterung zu sagen. 3) *Ueber die Gleichheit und Ungleichheit der Stände im Staate;* über Joh. 1, 19—28. Hier konnte der Uebergang vom Texte zur Hauptbetrachtung nicht anders, als etwas gezwungen ausfallen. Einige nicht ganz natürliche Gegensätze, und einige minder genau bestimmte Begriffe ausgenommen, enthält diese Predigt viel Beherzigungswerthes, und Hr. R. sagt darin Manches, wovon man wünschen möchte, dass es überall so in der Wirklichkeit angetroffen würde. Nicht nur in dieser, sondern auch in einigen andern Predigten nimmt der Vf. Veranlassung, seinem Vaterlande Lobsprüche zu ertheilen. 4) *Wie wichtig das öftere und lebhafte Andenken an Gottes Liebe gegen uns für unsere Pflicht zu beten sey;* über Joh. 16, 23—30. Hier zeigt der Vf. 1) dass es wichtig sey für den Inhalt unsers Gebets, 2) für die Beschaffenheit unsers Gemüths dabey, und 3) in so fern es uns ermuntert, oft zu beten. Den Rec. hat diese Eintheilung nicht ganz befriedigt. 5) *Ueber die Ruhe der Seele bey einer nahen Trennung von denen, mit welchen wir in engen Verbindungen stehen;* über Joh. 16, 28—30. Eine schöne Predigt! 6) *Ueber die Schändlichkeit religiöser Heucheley;* über Luc. 6, 36—42. Auch diese Predigt enthält viel Wahres und Beherzigungswerthes. 7) *Was wir nach Jesu Beyspiele zu thun haben, wenn wir, wie er, bey der Annäherung unsers Todes ruhig und gefasst bleiben wollen;* über Luc. 18, 31—43. Der Vf. zeigt recht gut und in einer lebhaften Sprache, dass wir uns unsern Tod oft vorstellen, dass wir uns gewöhnen müssen, ihn von seiner erfreulichen Seite zu denken; dass wir uns frey erhalten sollen von allzu grosser Anhänglichkeit an die Güter dieses Lebens, dass wir aber auch sorgen müssen, dass wir mit dem Bewusstseyn redlich erfüllter Pflichten sterben können, und dass wir die Ueberzeugung von Gottes schonender Liebe gegen Sünder, die sich bessern, in unsern Herzen zu befestigen suchen müssen. 8) *Eine Gedächtnisspredigt (auf Joh. Gottl. Bosseck*, Prof. der hebr. Sprache etc. auf der Universität zu Leipzig). „Das vollendete Bild eines ehrwürdigen Greises." Eine gefühlvolle, das Andenken des Entschlafenen ehrende, und dem Herzen des gerührten Redners gleichfalls zur Ehre gereichende Rede. Aus dem Bishergesagten erhellet deutlich, dass Hr. R. zur Fortsetzung seiner Bemühungen im ascetischen Fache alle Aufmunterung verdiene.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. 1) *Frankfurt u. Leipzig*, *Bemerkungen über den Kantischen Begriff von dem gerichtlichen Eyd in der metaphysischen Rechtslehre, von ***.* 1797. 24 S. 8.

2) *Ebendas. Noch etwas über den Kantischen Begriff vom gerichtlichen Eyde, von ***.* 1797. 29 S. 8.

Etwas erschöpfendes wird man in diesen wenigen Blättern eben nicht suchen. Der Vf. bleibt ganz auf der Oberfläche, zeigt aber einen gesunden und hellen Blick.

In Nr. 1. sucht er darzuthun, dass sich der Eid keinesweges auf blosser Superstition gründe. Er sey eigentlich nichts anders, als mit einer Aussage oder mit einem Versprechen verknüpfte feyerliche Erinnerung an die Gottheit, als ein allwissendes und wahrhaftiges Wesen, dem alle Lüge, Unwahrheit und Unredlichkeit missfalle, und das, weil es zugleich allmächtig ist, Lügen und Unredlichkeit strafen könne. Das Gesetz, das einen Bürger verbinde, eines andern Eid als einen rechtsgültigen Beweisgrund von der Wahrheit seines Vorgebens anzunehmen, sey keinesweges ungerecht. Wenn der Richter mit Recht fodern könne, dass der gerichtlich befragte Zeuge die Wahrheit sage: so könne er auch (unter der Voraussetzung, dass der Zeuge Religion habe), fodern, dass er seine Aussage durch einen Eid bekräftige. Es sey daher auch unrichtig, wenn *Kant* sage, dass der Richter bey Auflegung des Eides, jemanden rechtlich verbinde, zu glauben, dass ein anderer Religion habe. Denn der Richter *setze* nur *voraus*, und habe hinlänglichen Grund anzunehmen, dass alle vor Gericht erscheinende Personen Religion haben. — Hierauf sucht er noch einige andere Widersprüche und Inconsequenzen in der Kantischen Vorstellungsart aufzudecken. Ob und in wie ferne diese Widerlegung befriedige? ob der Begriff, den der Vf. vom Eid aufstellt, nicht selbst Spuren des Fetischismus an sich trage? und was dergleichen Fragen mehr sind, werden die Leser zum Theil schon aus dem Angeführten von selbst beurtheilen können.

Nr. 2. enthält eine weitere Entwickelung der in Nr. 1. vorgetragenen Meynungen, und ist vorzüglich gegen eine Recension in der *Tübinger* gel. Zeit. (1790. 70 St.) gerichtet, welche die Kantische Theorie in Schutz nimmt, und behauptet, dass die Auflegung des Eides nach den Grundsätzen des Nothrechts beurtheilt und gerechtfertigt werden müsse.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. May 1800.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Neues militärisches Magazin historischen und scientifischen Inhalts.* Mit Plans und Karten. Herausgegeben von *J. G. Hoyer*, Kurfürstl. Sächsischen - Pontonnier - Premier - Lieutenant. Erstes Stück. 1798. 68 S. und 1 Karte. Zweytes Stück. 68 S. und 2 Plane. Drittes Stück. 1799. 62 S. und 2 Plane. Viertes Stück. 66 S. und 2 Plane. Fünftes Stück. 1800. 68 S. und 2 Plane. 4.

Diess ist nun die 5te militärische Zeitschrift, welche in Deutschland erschienen ist; keine hat recht gedeihen wollen, wiewohl manche gute Aufsätze in denselben erschienen sind. Auch der gegenwärtigen können wir, so viel sich aus den fünf ersten Stücken urtheilen lässt, keine glänzende Laufbahn versprechen.

Zur Einleitung des Ganzen ist im ersten Stück ein allgemeiner Ueberblick der wissenschaftlichen Fortschritte der Kriegskunst gegeben, der zwar hier am rechten Orte steht, aber weder unterhaltend noch belehrend ist. Am Ende desselben erklärt sich der Herausgeber über den Plan, den er sich bey der Herausgabe des neuen militärischen Magazins vorgesetzt hat: es sey zu scientifischen Aufsätzen aus dem Gebiete der Kriegswissenschaften, dann zu Erzählungen und Tagebüchern von Feldzügen und Kriegsbegebenheiten, und endlich zu Anzeigen und Auszügen neuer militärischer Bücher, besonders des Auslandes, bestimmt. *Aufsätze des ersten Stücks:* 1) *Betrachtungen über verschiedene Gegenstände, in einer Reihe von Fragmenten.* Der Vf. redet hier über die alte und neue Taktik, über das Exerciren u. s. w. Das Quarré hält er jetzt für entbehrlich. — Vom Deployiren sagt er nicht ohne Grund, dass man sich im Anfange des siebenjährigen Kriegs mehr von demselben versprochen, als es geleistet hätte. 2) *Gefecht bey Limburg an der Lahn, den 9ten Nov. 1792, wichtig als erstes Infanterie-Gefecht der Preussen am Rhein, nebst einer taktischen Uebersicht des Terrains vor Limburg.* 3) *Ueber Frankreichs Heere und Heerführer von dem Ende des 17ten Jahrhunderts an.* Die hier gegebenen Aufschlüsse über die Fortschritte der Republikaner enthalten keine neue Ansichten. 4) *Ueber die Bewaffnung der Truppen.* Das Feuergewehr, sagt der Vf. in dieser Abhandlung, ist hie und da erstaunend schwer. — Das Bajonet ist die fürchterlichste Waffe der Infanterie, und jeder Zoll Länge mehr, macht es fürchterlicher, — — das ist erstaunlich und fürchterlich beschrieben; aber in Natura? Eine Generalkarte von Oberitalien, welche sehr wenige Oerter enthält, und ein schlecht gestochener Plan von dem Gefechte auf dem Hartenberge bey Maynz am 30ten April 1795, beschliesst diess Stück. *Aufsätze des zweyten Stücks:* 1) *Ueber die reitende Artillerie.* Der Vf. erzählt die Einrichtung der reitenden Artillerie verschiedener Mächte, macht über dieselbe einige Bemerkungen, und erklärt sich für die Hannöverische Einrichtung, wo die Hälfte der Mannschaft zu Pferde sitzt, und die andere Hälfte auf der Protze und Lafete. Der Herausg. meynt, das Sächsische Granatstück (eine lange Haubitze) sey besser, als die ordinäre Haubitze zu dem Gebrauch der reitenden Artillerie. Rec. hält sich überzeugt, dass die reitende Artillerie in der Folge bey unsern Armeen noch sehr und allenfalls mit Verminderung des Fussvolks, und der Cavalerie vermehrt werden dürfte. Nach dem letzten Etat von den französischen Armeen, ist dies bey dieser schon bis zu einer unglaublichen Stärke geschehen. Der eigenthümliche Gebrauch dieser Waffen ist noch wenig bekannt, in Büchern nicht beschrieben, und nur in dem jetzigen Kriege, in Ausübung gebracht. Es fehlt uns an einer gründlichen Abhandlung, sowohl über die Einrichtung, als den Gebrauch der reitenden Artillerie — und sobald möchte sie noch wohl nicht erfolgen. 2) *Untersuchung, wie weit man bey Kanonen, um in der Linie Batterien daraus zu bilden, ihrer Beweglichkeit wegen im Caliber herunter gehen könne, ohne dass ihre Wirkung entscheidend nachlasse.* Nach des Vf. Meynung können die Drey- und Vier-Pfünder nicht die schwerern Caliber ersetzen, weil man bey ihnen sich *nur der bleyernen* Kartätschenkugeln bedienen kann. — Sollte noch eine Artillerie in Europa sich wirklich der bleyernen Kartätschenkugeln bey den Drey- und Vier-Pfündern bedienen? Das wäre doch höchstens eine Reichsstädtische! Die Meynung des Vf. gehet dahin, dass der 20 Caliber lange Sechs-Pfünder Bewegbarkeit und erfoderliche Wirkung mit einander vereine. Die Gründe, welche er für diese Behauptung angiebt, sind aber nicht sehr überzeugend, wiewohl die Sache mit einiger Einschränkung ihre Richtigkeit haben mag. Der Vortheil der grössern Schussweite der schwerern Caliber, bey dem Ricochetiren mit voller Ladung, ist gar nicht angeführt; auch die grössere Wirkung derselben auf die Gemüther beider Theile ist in Rücksicht des einen nur unvollkommen, und in Rücksicht des andern gar nicht erwähnt. 3) *Fortsetzung über die Bewaffnung der Truppen.* Der Soldat müsse einen Säbel haben, weil es gar besonders aussehen würde, wenn er ohne denselben auf die Kirchenparade käme,

käme, und weil er ihn doch auch zu Zeiten im Felde (?) brauche. Rec. ist der Meynung, man könne den Säbel im Felde den Soldaten ohne Umstände nehmen. Er hat ausserdem genug zu tragen, und ist nie ohne das mit dem Bajonet versehene Gewehr. Im Frieden aber, wo der junge Soldat viel aus dem Säbel macht, wo er nichts zu tragen hat, und wo also ohne andere Unbequemlichkeit die freywillige Werbung, und vielleicht auch der Gemeingeist des Soldaten, durch die Beybehaltung desselben gewinnt; da lasse man ihm diese übrigens sehr unzweckmässige Waffe. Die Carabiner der, sind nicht so unnütz, als der Vf. glaubt; beym Plänkern sind sie besser, als die Pistolen. Die Plänkerer sind im Kriege nicht so nahe bey einander, wie beym Exerciren. Der Pistolenschuss nützt beym Plänkern zu nichts.— Auch wo Cavalerie absitzen muss, ist der Carabiner unentbehrlich. 4) *Ueber die Wirksamkeit des kleinen Gewehrfeuers.* Der Vf. bemerkt sehr richtig, dass auf das Feuer des dritten Gliedes nicht viel zu rechnen ist; dass aber die Gewehre des ersten durch den Stoss des Pulvers eine andere Richtung bekommen könnten, davon finden wir in unsern Robins, Euler, Antoni u. a. kein Wort, und auch die Erfahrungen widersprechen dieser Behauptung. Sehr interessant ist hier folgende Erzählung eines Officiers, der in den ersten schlesischen Kriegen in der preussischen Armee diente. „Der König hatte in den Schlach„ten der beiden ersten schlesischen Kriege die geringe „Wirkung des kleinen Gewehrfeuers bemerkt; denn „in den Bataillen bey Chotusitz und Hohenfriedberg „hatten einige Regimenter in gehöriger Entfernung „dreyssig bis vierzig Patronen verfeuert, ohne dass „bey dem gegenüber stehenden Feinde, die erwarte„te Wirkung zu sehen war, so dass dieser keineswe„ges durch das Feuer, sondern bloss durch die Ent„schlossenheit der stets im Anmarsch bleibenden Preu„ssen zum Rückzug gebracht ward. Die besten und „erfahrensten Generale der Preussischen Armee wur„den daher aufgefodert, ihre Meynung zu sagen, „wodurch man wohl das Feuer des kleinen Gewehrs „der Absicht der geschwinden Ladung gemäss, wirk„samer machen könne? Das Resultat fiel dahin aus: „Man habe durchgehends wahrgenommen, dass sich „der gemeine Mann in der Chargirung der Uebereilung gänzlich überlasse; da nun ohnehin kein Gehör „für das Kommando der Officiere zu erhalten, raube „die Furcht, gemeinschaftlich mit der unvermeidli„chen Unordnung, dem Soldaten die Ueberlegung, „um mit kaltem Blute seine Schüsse gehörig anzubrin„gen. Er sey, so zu sagen, bloss die Maschine, wel„che nach Gewohnheit und Uebung handle, und „sich nicht Zeit nehme, das Gewehr — wie es an„gewiesen worden, — bis auf den halben Mann sin„ken zu lassen, sondern bloss in die Luft schiesse. „Hierauf ward nunmehr festgesetzt: 1) dass bey dem „Anschlagen der Kolben fest an die Schulter gedrückt „werden solle. 2) Sollte darauf gesehen werden, dass „der Kolben allezeit an den Backen gebracht würde. 3) „Bey der Anweisung und bey dem Exerciren sollte man „die Leute lange und fest im Anschlage liegen lassen. „4) Alle drey Glieder sollten auf eine Entfernung von „acht bis zehn Schritt nach der Erde visiren." 5) *Ueber die Grundsätze, welche theils von der Infanterie, theils von der Artillerie, zuvor gegen einander zu bestimmen, ehe letzte die taktischen Bewegungen ihres Geschützes dergestalt feste setzen kann, dass sie den Manövers der Infanterie und den Umständen gehörig anpassen, um den vor Augen habenden Zweck, am geschwindesten und in der grössten Ordnung erfüllen zu können, ohne dass beide Theile einander hinderlich werden.* Die gute Absicht, den Inhalt recht deutlich in der Ueberschrift zu geben, ist hier nicht zu verkennen. Dieser Aufsatz ist erst im dritten Stück geendigt, und enthält eigentlich das Verhalten der Artillerie beym Manövriren gegen den Feind. Es ist ein nicht sehr unterrichtendes Fragment. 6) *Das militärische Genie.* Eine Anekdote. 7) *Einige Betrachtungen über die Bataille bey Leuthen, den 5ten Dec. 1757.* Der Vf. dieser Betrachtungen sucht zu beweisen, dass der Prinz Karl unrecht würde gethan haben, wenn er den König in dem Lager des Herzogs von Bevern erwartet hätte, dass er aber auch darin einen Fehler begieng, dass er in der Gegend von Leuthen, wo der König und seine Generale jeden Fusstritt, wegen der hier gehaltenen jährlichen Revüen und Manövers kannten, eine Schlacht annahm. *Aufsätze des dritten Stücks.* 2) *Wie lässt sich wohl die Wirkung des Feuergewehrs beträchtlich erhöhen, so dass nur wenige Truppen ihr zu widerstehen im Stande seyn werden*, von *J. J. Borreux.* Ein Aufsatz unter aller Kritik, den der Herausg. zum Besten seines Magazins nicht hätte aufnehmen sollen. 3) *Versuche, das Flusseis durch geladene Bomben und Fladderminen zu sprengen. Aus Danske Krigsbibliothek.* 2ter Heft für 1796. Eine 50pfündige Bombe mit 3½ Pfund Pulver geladen, 3 Fuss tief unterm Eise, gab ein Loch von 12 Fuss in Durchmesser; schwerere Bomben gaben grössere Löcher, eine 100pfündige ein Loch von 18 Fuss im Durchmesser. 4) *Des verstorbenen französischen Generals Hoche Betrachtung über die Position bey Kaiserslautern und über den Operationsplan für den Feldzug von 1795.* Nicht bedeutend. 5) *Ueber die Erfindung des Bürgers Mangin, Soldaten ohne Fahrzeuge durch Flüsse setzen, und sie in Wasser feuern und manövriren zu lassen;* von *J. J. Borreux.* — Dieser Aufsatz gehört mit dem 2ten in eine Classe. 6) *Von den Quarré-Formirungen in vier Gliedern.* Der hier geführte Beweis von der Nothwendigkeit des vierten Gliedes ist nicht sehr einleuchtend. Es sind hier mehrere Formirungen eines Quarré, so wohl aus der Colonne, als aus der Linie gegeben. In Absicht der Vertheidigung der Quarré mit vier Gliedern verordnet der Vf., dass zu Anfang die drey ersten Glieder feuern, wenn der Feind aber näher kommt, das erste niederfallen, ihm das Bajonet vorhalten, und einen Schuss menagiren soll, um durch ein ganz nahes Feuer, die feindliche Cavallerie in Bestürzung zu setzen. Das vierte Glied soll nicht mit feuern, und bloss zur Reserve dienen. — Auf welche Art aber?

Auch

Auch möchte es mit der vorgeschlagenen Art zu feuern, sehr schlecht ablaufen. Scharfschützen und Kanonen müssen die feindlichen Trupps und Plänkerer entfernt halten; ein ernsthafter geschlossener Angriff wird nur durch ein Flankenfeuer, auf 20 bis höchstens 30 Schritt, repoussirt. Ist diess *einmal* geschehen: so ist nichts mehr zu befürchten. 7) *Disposition des französischen Generals Dugommier zu dem Angriff auf die Spanier, in den östlichen Pyrenäen zu Ende des Aprils* 1794. Von sehr geringem Interesse. *Aufsätze des vierten Stücks.* 1) *Ueber den gegenwärtigen Zustand der Festungswerke von Strasburg, und über den Angriff dieser Festung. Nebst einem Plan von derselben.* Der Angabe nach ist dieser Aufsatz von einem ehemaligen französischen Ingenieur-Officier, der vor einigen 20 Jahren Directeur der Fortification zu Strasburg war. Ziemlich umständlich, und wie es scheint richtig, ist die Beschreibung der Festungswerke. Von Strasburg hängt nach des Vf. Meynung, die Behauptung von ganz Nieder-Elsass ab. Diese Festung ist zwar sehr gross, aber meistens mit nassen Gräben umgeben, und mit einer mäßigen Garnison 5 bis 6 Wochen, gegen einen förmlichen Angriff zu behaupten. 2) *Bruchstücke zur Kriegsgeschichte der Hessen vom Nov. 1792 bis August* 1793. Wird im fünften Stück fortgesetzt und ist ein kleiner, wie es scheint, sehr unpartheyischer Beytrag zur Geschichte des Feldzugs vom Jahr 1792 und 1793. 3) *Ueber die Taktik des Grafen von Bückeburg und ihre Anwendung, vorzüglich auf den Dienst der leichten Infanterie.* Dieser Aufsatz ist im fünften Stück fortgesetzt. Der regierende Graf Wilhelm von Bückeburg liebte sehr die kleinen Quarrés und hatte für dieselbe Zusammensetzungen ausgedacht, die eine seltene wechselseitige Vertheidigung und Bewegung gestatteten. Er foderte grösstentheils beynahe volle Quarrés; der Vf. dieses Aufsatzes will hierin vielleicht mit Recht eine Aenderung suchen. Diejenigen, welche für die vollen Quarrés sind, wollen sie aber auch nur bey kleinen 200 Mann starken anwenden, und behaupten, dass sie hier den Vorzug vor den leeren, auch deswegen hätten, weil die Leute bey jenen in den ersten Gliedern beym Angriff nicht ausweichen könnten, das Ganze im übelsten Fall, ohnehin immer ein Klumpe würde, und nahe Kartätschenschüsse, unter welchen Umständen es auch seyn möchte, ein so kleines Quarree, es sey voll oder leer, doch bald vernichteten. Das wichtigste für die leichte Infanterie (oder auch für die Infanterie überhaupt) in der Taktik des Grafen von Bückeburg (man s. das 1ste und 2te Stück des neuen militärischen Journals) ist die Einrichtung, die Organisation, die Bewegung und wechselseitige Unterstützung der Theile, einer Scharfschützen-Kette, mit leichten Kanonen verstärkt. Freylich ist in spätern Zeiten diese Sache mehr in Erwägung gekommen; es scheint aber, dass man doch hierin nicht weiter fortgeschritten ist, als der Graf, der diesem Theil der Taktik zuerst die jetzige Form gab. 4) *Ueber die Verfassung und Beschaffenheit der französischen Armeen, am Rhein im Oct.* 1798. Man erstaunt über die hier gegebene Nachricht von der Stärke der Artillerie bey der französischen Armee; jedes Bataillon von 1000 Mann habe, heisst es hier, eine Escadron berittener oder leichter Artillerie von 4 Stück 8pfündigen Kanonen, und 2 Stück 6zolligen Haubitzen, ohne einige Stücke anderes Geschütz. *Aufsätze des fünften Stücks.* 3) *Beytrag zur Logistik.* Für Schüler in der Elementartaktik mag dieser Aufsatz nützlich seyn. — 4) *Ueber die leichte oder berittene Artillerie aus d'Urtubie (Durtubie)* u. s. w. Rec. hat nicht die Recensionen, welche von einigen meistens ausländischen Werken in diesem Magazine vorkommen, erwähnt. Sie sind theils zu kurz, theils zu oberflächlich, als dass sie eine specielle Anzeige verdienten. Er schätzt übrigens die literarischen Arbeiten des Herausgebers recht sehr, glaubt aber doch nicht, dass die periodische Schrift, welche er hier vor sich hat, der Erwartung entspreche, zu welcher jene die Leser berechtigen.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Ronneburg und Leipzig, b. Schumann: *Handbuch der geographischen Gewerb- und Productenkunde für Kaufleute und Geschäftsmänner,* von *Aug. Schumann.* 1ter Th. Deutschland enthaltend. 1ter Band. 1797-1798. XX. und 420 S. nebst XII S. Inhaltsverzeichniss. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Gewerb- und Producten-Almanach für Kaufleute und Geschäftsmänner, Jahrgang 1797. Deutschland enthaltend. (12 gr.)

Die Absicht des Vf., eine möglichst vollständige mercantilische Erdbeschreibung in compendiarischer Form zu liefern, verdient allerdings Beyfall und Aufmunterung. Er begreift darunter alles, was sich auf den Handel bezieht, also den Kaufmann in Rücksicht auf sein Geschäft interessirt. Man findet also bey jedem Lande eine Angabe der Länge, Gränzen und Grösse, Namen und Eintheilung, Hauptgebirge, Hauptflüsse, Seen, Canäle, Producte, Bewohner, deren Zahl, Sprache, Charakter (das, was man gewöhnlich über den Charakter der Nationen in den statistischen Werken findet, kann wohl wenig Interesse für den Kaufmann haben; es ist auch überhaupt wenig belehrend); Industrie, Handlung und Anstalten, die sich darauf beziehen; Münze, Maass und Gewicht; politische Verfassung; Literatur der gemeinnützigsten Materialien zur näheren Kenntniss des Landes mit den aus dem Repertorium der A. L. Z. bekannten Zeichen des Lobes oder Tadels nach eigenem Urtheil oder in den wichtigsten kritischen Journalen; Beschreibung einzelner Theile, der Städte, Oerter, Häfen u. s. w. Am umständlichsten sind, wie billig, die Gegenstände behandelt, welche die Production, die Industrie, und die verschiedene Art des Handels betreffen. Dagegen sind die Münzverfassung, ingleichem, was von Börsen und ihren Einrichtungen, Wechseln u. s. w. gesagt ist, nur kurz berührt, weil der Vf.

Vf. diese Materien in seinem compendiösen Handbuch für Kaufleute ausführlicher vorgetragen hat, zu welchem die gegenwärtige Schrift einen Pendant abgiebt. Auch hat sich der Vf. vorgesetzt, wenn diese Erdbeschreibung geendigt ist, ein allgemeines Repertorium der handlungswissenschaftlichen Literatur seit Anfang dieses Jahrhunderts herauszugeben, nebst Bemerkungen der Urtheile darüber in den wichtigsten In- und ausländischen gelehrten Blättern. Uebrigens bittet er, ihn mit Beyträgen und Verbesserungen zu seiner Schrift zu unterstützen.

Der gegenwärtige erste Band enthält, ausser einer ganz unzureichenden Einleitung von Deutschland überhaupt auf 14 Seiten, (in welcher beyläufig die Alpen zu den deutschen Gebirgen gerechnet werden, und Frankfurt unter den beträchtlichsten Handelsstädten nicht angeführt wird,) den niedersächsischen, obersächsischen und schwäbischen Kreis. Der Vf. versichert, allenthalben den neuesten und besten Nachrichten gefolgt zu seyn: und aus einer hin und wieder angestellten Vergleichung glauben wir ihm das Zeugniss einer sorgfältigen und fleissigen Compilation schuldig zu seyn. Seine Arbeit wird also in diesem Fache immer für ein nützliches Hülfsmittel gelten können; zumal in Ansehung der detaillirten Nachrichten von den wichtigsten Handelsstädten, wie z. B. vom Hamburgischen Handel. Freylich finden sich hie und da sowohl Unrichtigkeiten als Unterlassungssünden; man kann aber bey der erstaunlichen Reichhaltigkeit der Materie, und bey dem so sehr verschiedenen Gehalt der Quellen von einem ersten Versuche einen gewissen Grad der Vollkommenheit nicht mit Billigkeit erwarten. Bey der Kurmark Brandenburg giebt der Vf. zugleich eine allgemeine Uebersicht der Handelsbilanz der sämmtlichen preussischen Staaten. Die Einfuhr schätzt er auf 20 Millionen Thaler, und den Verkauf preussischer Fabricate ins Ausland, mit Herzberg, auf 16 Millionen. Allein diese Lande verlieren dennoch nicht im Handel mit dem Auslande, wenn auch die Angabe der Einfuhr richtig seyn sollte, und wenn selbst, wie man behauptet, die Herzbergische Angabe der Ausfuhr zu hoch, weil man über 4 Millionen für Producte, die in Bezahlung gegeben werden, und für den Schleichhandel bey der Ausfuhr (dieser dürfte doch kaum sehr beträchtlich seyn) hinzufügen muss. Diese Summe würde denn nur den fünften Theil des inneren Handels ausmachen: da man die sämmtlichen Producte der Monarchie auf 120 Millionen Thaler anschlägt. Die Nachrichten von den kursachsischen und den herzoglich sächsischen Staaten scheinen uns vorzüglich reichhaltig zu seyn, auch sind die von den schwäbischen Reichsstädten mit vieler Sorgfalt bearbeitet.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Frölich: *Eine Reisegeschichte.* Vom Verfasser der Rückkehr ins Vaterland. 1800. 350 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. reist, um, wie er sagt, nicht zu Hause zu bleiben; nebenher, vielleicht eine Gattin zu finden, die ihm am Ende an dem Orte wird, von dem er ausgieng. Er beschreibt keine Länder, keine Städte, keine Geschichten und Abentheuer, die ihm auf seiner Reise begegnen. Er nennt nicht einmal die Länder und Orte, durch die er reist, ausser Halberstadt, Wernigerode, dem Harze, Blankenburg, Hamburg und Berlin. Was er giebt, sind Geschichten, die sich überall zutragen konnten, und Betrachtungen, die er zu Hause machen konnte. Diese Betrachtungen sind theils philosophisch, theils empfindsam. Auch entwirft er einige Charaktere, die ihm aber nicht zum besten gerathen sind. Hier sind einige Rubriken, unter welchen er seine Gedanken, Empfindungen, Betrachtungen und Geschichten aufführt: „Auf rollenden Steinen wächst kein Moos — die Verlegenheit — die Bildung — der Zweck — die Weibergallerie — das Spiegelfest — der Ehrenname — das Menschenmass — der Verdienstvolle — der Heimatlose — die Rückerinnerung — das Vaterland — Er ists! — die Wanderung — der Abschied,“ — und ein paar Dutzend andere! Das Ganze mehrentheils ohne Zusammenhang und ohne Uebergang. — Die Scene, in der er seinen Bekannten wieder findet, mit dem er einst in seinem Vaterlande (Liefland) auf der Schule war, ist sehr interessant, und anziehend beschrieben. Noch anziehender ist Luisens Geschichte, vielleicht das beste Stück des ganzen Werkes. Ueberhaupt hat der Vf. eine glückliche Darstellung, und seine Sprache ist schön, hin und wieder vielleicht etwas zu gesucht. Man wird dieses Werkchen mit Vergnügen lesen, und es gewinnt, so wie man weiter darin fortrückt. — Sein Urtheil über Hamburg ist unbedingt und hart; wenigstens lässt sich mit Recht sagen, dass er in seinen dortigen Bekanntschaften sehr unglücklich gewesen ist. — Seinen Begriffen von Freundschaft kann Rec. nicht beystimmen! Hier ist die Stelle, die zugleich als eine Probe von seiner Sprache dienen mag: — „Eine immer gleiche Freundschaft (S. 185.) ist so unmöglich als unveränderte Liebe etc. Und S. 187. „*Beständigkeit gehört nicht zum Wesen der Liebe*, oder *der Freundschaft;* denn die Fähigkeit zu beiden liegt nicht in der Festigkeit des Charakters und der kalten Besonnenheit des Verstandes, sondern in der Reizbarkeit, durch die man leicht zu hohen Gefühlen, oder ungewöhnlichen Thaten exaltirt wird. Die edelsten Menschen waren immer die schwärmerischesten Liebhaber und *Freunde; — aber auch die unbeständigsten.*“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. May 1800.

KRIEGSWISSENCHAFTEN.

Hamburg, b. Hofmann: *Geist des neuen Kriegs-Systems (,) hergeleitet aus dem Grundsatze einer Basis der Operationen (;) auch für Laien der Kriegskunst fasslich vorgetragen von einem ehemaligen Preussischen Officier.* 1799. 333 S. 8.

Der Vf. hat die Absicht, den Grundsatz einer Basis der Operationen, und die Folgen und Anwendung desselben auf geschehene Kriegsvorfälle, zu entwickeln; er erwartet, seine Schrift werde zu dem Resultate führen: dass man die Zwecklosigkeit der Kriege einsehen, und ein immerwährender Friede aus dieser Ueberzeugung entstehen werde.

Die Schrift zerfällt in 3 Abtheilungen, die wieder in mehrere Abschnitte eingetheilt sind. Die erste Abtheilung enthält: die Entwickelung des Grundsatzes der Basis der Operations-Linien, und daraus hergeleitete eigenthümliche Unterscheidungszeichen des neuen Kriegs-Systems. Magazine sind nothwendig, sagt der Vf., und Festungen, welche diese Magazine enthalten und beschützen. Dieser Satz leidet wohl keinen Widerspruch; sehr unerwiesen scheint uns aber die Behauptung zu seyn, welche der Vf. gleich anfangs als Grundlage seines ganzen Raisonnements aufstellt: dass die Alten gar keiner Magazine bedurft hätten. Die Verpflegungsanstalten der Alten mussten einfacher und leichter zu besorgen seyn, als die unsrigen, weil ihre Artillerie unbedeutend, ihre Reiterey nicht sehr zahlreich war, und Luxus nicht so sehr in ihrer Armee herrschte. Dass sie aber bey ihren Kriegen, die sie in entfernten Gegenden führten, gar keiner Magazine bedurft hätten, streitet mit der gesunden Vernunft, und wird auch durch die wenigen einzelnen Umstände, welche wir über diesen Gegenstand in den ältern Schriftstellern finden, völlig widerlegt. Vegetius sagt uns z. B., dass dem Obersten des Lagers die Aufsicht über die Verpflegung übertragen sey; dass den römischen Soldaten, welche Handmühlen mit sich führten, das Getreide in Natura geliefert wurde; dass sie, wenn sie Expeditionen unternehmen sollten, statt dessen Mehl erhielten, aus welchem sie sich Kuchen buken. Im Livius wird verschiedentlich erwähnt, dass unter den römischen Soldaten Weinessig, Wein und Getreide sey vertheilt worden. Dieser Geschichtschreiber erwähnt an einem andern Orte, dass eine Legion zur Strafe Gerstenbrod erhalten hätte. Aus allem diesen ergiebt sich, dass die Heere der Alten, eben sowohl wie die unsrigen, Magazine anlegen mussten.

Rec. findet die Schilderung des Vfs. von den Bedürfnissen der heutigen Armeen zu übertrieben, wenn er unter andern (S. 4) jedem Infanterieofficier der untern Grade, 3 bis 5 Pferde giebt, jedem sein grosses Zelt, Federbette u. s. f. Ihm ist keine Armee bekannt, in welcher dem Infanterieofficier erlaubt wäre, 4 oder 5 Pferde zu halten. In einigen erhält er zwar auf 3 Pferde Fourage, die mehrsten Officiere halten aber doch nur 2 und mancher nur 1 Pferd, und nehmen statt der Fourage Geld. Ueberhaupt ist seit dem siebenjährigen Kriege der Luxus in den Armeen nicht gestiegen; er ist sogar in einigen, und namentlich in der Oesterreichischen, vermindert worden.

So unleugbar gross der Einfluss der Magazine auf den Gang der Unternehmungen eines Heers ist; so scheint Rec. dennoch die S. 14 aufgestellte Behauptung: dass das Hauptmagazin die Bewegungen der Armeen determinire, gleichfalls übertrieben zu seyn. In wieferne eine Armee in dem feindlichen Lande ihren Unterhalt findet, hängt freylich viel von der Beschaffenheit des Terrains, und von der Jahrszeit ab, die sie zu ihren Operationen wählt. Die Pichegrüsche Armee lebte nicht allein im Feldzuge von May 1794 an, bis zum Ende desselben ganz von dem, was sie bey den Einwohnern in Braband vorfand, sondern Lille und mehrere französische Grenz-Festungen, wurden überdem noch von den in Flandern gefundenen Vorräthen versorgt.

Der Vf. nimmt das in einer Festung befindliche Hauptmagazin, aus welchem eine Armee ihre nothwendigsten Bedürfnisse ziehet, als die Basis der Operation derselben an; er zeigt, dass ein Magazin allein keine Basis bilden könne, sondern dass deren mehrere neben einander und in einer Linie liegende seyn müssen, um, wie er sich ausdrückt, eine subjective Grundlinie zu bilden. Der Gegenstand, welchen eine Armee von dieser Basis aus zu erreichen sucht, oder die vorgehende Armee selbst, nennt er das Object; die Wege aber, auf welchen ihr die Bedürfnisse auf Lastthieren, oder Wagen aus den Magazinen zugeschickt werden [und nicht die Marschkolonnen-Wege], die Operationslinien. Diese Basis, oder subjective Grundlage, bildet mit dem Object, oder dem Punkt, welchen die vorrückende Armee erreicht hat, die Figur eines Triangels, welche der Vf. bey seiner Erklärung des Einflusses der Basis auf die Operationen, zum Grunde legt. Diese mathematische Darstellung macht die Sache sehr deutlich, vorzüglich würden wir diese Methode in den Kriegsschulen, wo die

die Schüler an den mathematischen Vortrag gewöhnt sind, empfehlen.

Rec. läfst dem Vf. sehr gerne die Gerechtigkeit wiederfahren, das er das wichtige Kapitel von dem Einflusse der Magazine auf die Operationen, deutlicher und vollständiger entwickelt hat, als er sich es bis jetzt gelesen zu haben erinnert. Er giebt den Beweisen seinen völligen Beyfall, mit welchen der Vf. die wichtigen Sätze unterstützt, dafs der Winkel, welchen die vorgehende Armee mit ihren rückwärts liegenden Haupt-Magazinen bildet, wo möglich nicht unter 90 Grad seyn darf; dafs man die Fortschritte einer Armee eher hemme, wenn man sich ihr zur Seite, als gegenüber, stelle; dafs man das Fufsvolk immer durch Reiterey unterstützen müsse; dafs man nach einem verlorenen Gefechte gleich wieder auf offensive Operationen denken müsse u. s. f. Sein Werk verdient gewifs von allen Officieren, die sich mit den Führungen der Armeen näher bekannt machen wollen, sorgfältig studiert zu werden.

So sehr bereitwillig Rec. ist, dem Vf. diefs ihm gebührende Lob zu ertheilen: eben so hält er es für seine Pflicht, zu sagen, dafs ihm die Gründe für einige der nachfolgenden Behauptungen, sehr unzureichend scheinen.

Unter diese rechnet er vorzüglich den Satz: man mufs den „Feind umfassen, d. h. eine längere Fronte haben, als er hat." Ohne sich hier nur in eine lange Widerlegung einzulassen, die wohl nicht viele Schwierigkeiten haben möchte, glaubt er sich am kürzesten auf den eigenen Ausspruch des Vfs. berufen zu können, wenn er S. 44 sehr schön sagt: „Die Zerstreuung „der Macht gegen mehrere Objecte macht, dafs man „gegen kein einziges mit gehörigem Nachdruck verfahren kann. — Durch Vereinigung entstehet Kraft, „durch Trennung Schwäche." Der Vf. hat ferner gewifs sehr Unrecht, wenn er unbedingt behauptet: „das Tirailliren ist besser, als in geschlossenen Haufen fechten, da man sich beym Tirailliren mehr ausdehnt, so kann man auch um desto leichter dem „Feind in die Flanquen kommen."

Die in einem jeden Kriege gemachten Erfahrungen zu benutzen, das, was man in den eigenen Einrichtungen als fehlerhaft hat kennen lernen, abzuschaffen, und dagegen das Bessere von seinen Feinden anzunehmen, ist die erste Klugheitsregel, und durch die Befolgung dieses Grundsatzes wurden die Römer Herrn des gröfsten Theils der damals bekannten Welt. Aber sie nahmen sich wohl in Acht, Veränderungen einzuführen, die nicht ihrer Kriegsverfassung und ihrem National-Charakter angemessen waren. Sie führten das grofse Schild von den Sabinern und den furchtbaren Degen der Spanier bey sich ein, ihre Cavalerie nahm die Exercitien der Griechischen an, und ihre Legionen, die anfangs ganz geschlossen waren, lernten von andern Nationen die Vortheile einer mehr geöfneten Stellung; nie aber ahmten sie den Phalang der Griechen nach, weil sie wohl einsahen, dafs die Art, in dicht aneinander gedrängter Masse zu streiten, mit dem Geiste und der Verfassung ihres Militärs sich nicht vereinbaren liefs.

Die Franzosen haben in dem gegenwärtigen Kriege von dem Tirailliren grofsen Nutzen gezogen. Ehe wir diese Art zu fechten aber unbedingt als die vorzüglichste anerkennen, müssen wir erst auf die besondern Umstände Rücksicht nehmen, die sie begünstigten, und unter welchen allein ihre Anwendung möglich war; als: „auf den lebhaften durch den revolutionären Zustand erhöhten Charakter der französischen Nation; auf die Menge der Streitenden, welche, durch das Aufgebot in Masse, unter den französischen Fahnen zusammengebracht war; auf die vielen französischen Festungen, welche theils auf dem Kriegs-Theater lagen, theils selbigem zur Grenze dienten; auf die wenigern Bedürfnisse der französischen Armeen, und endlich auf das fehlerhafte Betragen der Verbündeten (die gleichfalls zu dem Ausdehnungs-Systeme übergiengen).

Bey einer genauen Prüfung dieser hier angegebenen Verhältnisse, wird sich das Resultat ergeben, dafs sie, ihrer Beschaffenheit zufolge, sich höchst wahrscheinlich nicht noch einmal wieder ereignen werden. Wenigstens möchte es nicht in dem Geiste der Römer gehandelt seyn, wenn die verbundenen Mächte ihre Heere nach dem Französischen bilden und üben, und unbedingt ihre Art zu fechten annehmen wollten. In durchschnittenen Gegenden gewähret aber das Tirailliren unleugbar grofse Vortheile, und Rec. ist daher immer der Meynung gewesen, dafs es am zweckmäfsigsten seyn würde, statt die bisherige Manier ganz zu verändern, die leichten Waffen mehr als bis jetzt geschehen ist, mit den schweren zu vereinigen; und zwar, indem jedes Bataillon der Linien-Infanterie eine Abtheilung von besseren und zweckmäfsiger bewaffneten geübten Scharfschützen erhielte.

Wir sind in der Widerlegung dieser beiden Grundsätze, etwas weitläuftig geworden, weil sie gewissermafsen als die Basis der in der zweyten Abtheilung entwickelten Folgen des Grundsatzes der Basis der Operationen," angesehen werden müssen. In dieser Abtheilung stellet der Vf. mehrere Grundsätze auf, die weder ein Resultat seiner vorhergegangenen Untersuchungen, noch dem Inhalte der dritten Abtheilung angemessen sind.

Gleich im 1sten Abschnitt behauptet er, dafs die Masse, die gröfsere Zahl der Streiter, früher oder später zu ihrem Vortheil entscheiden müsse, nicht aber höhere Disciplin, Taktik, oder höherer Muth der Kleinern gegen die gröfsere Anzahl. Wir werden auf diesen Satz bey Erwähnung der 3ten Abtheilung zurückkommen, und bemerken hier nur, dafs der Schlufs des Vfs., Europa werde daher in verschiedene grofse Staaten zerfallen, voraussetzt, dafs alle grofse Staaten in Europa unter sich ein Bündnifs gemacht haben müfsten, die kleinern zu erobern; denn die Erfahrung lehrt, dafs so bald ein grofser Staat einen kleinern mit Krieg zu überziehen droht, dieser gar bald von einem andern grofsen Staat unterstützt wird. Als Ludwig XIV. Holland angriff, erklärte sich

kur-

kurzer Zeit halb Europa gegen ihn. In den folgenden Abschnitten handelt der Vf. von den natürlichen Grenzen eines Staats. Diess Kapitel enthält viel Gutes; es ist uns inzwischen unbegreiflich, wie der Vf. bey seinen unläugbaren grossen Kenntnissen in den Kriegswissenschaften, die Postirung eines Flusses, als ein grosses militärisches Hinderniss ansehen konnte.

Die Gründe, welche zum Beweise der im 5 Abschnitte dieser Abtheilung angeführten Behauptung angegeben sind; dass ein bewaffnetes Volk, ein geübtes Heer besiegen könne, sind sehr unzureichend. Die Umstände, unter welchen 1789 in Turnhout, Gent und Brüssel das sehr schwache Militär, vor einer sehr grossen Zahl bewaffneter Insurgenten, weichen musste, sind zu bekannt, als dass sie hier einer näheren Untersuchung bedürften. Die zweymalige Unterjochung der Vendee, und die Stillung der schon zu einem hohen Grad gestiegenen Unruhen in Irland; die kurze Dauer des Pugatscheffschen Aufstandes und die allgemeine Bewaffnung von Frankreich im J. 1793, diess alles sind wohl hinreichende Belege zum Beweise des Satzes: dass ein unregelmässiges, bewaffnetes Volk, nichts gegen regelmässige gut disciplinirte Truppen vermag. Und wenn die Regierungen sich ungerne zu der Bewaffnung des Landmanns entschliessen: so ist wohl die Erfahrung des geringen Widerstandes, den sie leisten, und des nachtheiligen Einflusses, der für ihren moralischen und ökonomischen Zustand daraus zu entstehen pflegt, die wahre Ursache. Rec. spricht hier aus Erfahrung, und wünscht, dass alle die, welche die Bewaffnung des Landmanns, als ein künftiges Vertheidigungsmittel empfehlen, selbst einmal an die Spitze von solchen Vertheidigern auf eine Zeitlang gestellt werden möchten. Der Inhalt des letzten Abschnittes: dass aus der Lehre von der Basis der Operations Linien ein immerwährender Friede folgen müsse, verdient wahrlich keine Widerlegung; auch ist Rec. sehr geneigt, diese Idee für einen Scherz des Vf. zu halten.

Die dritte Abtheilung handelt von der Anwendung des Grundsatzes der Basis auf geschehene und etwa in Zukunft mögliche Kriegsbegebenheiten. Diese Abtheilung ist des Vfs. der ersten würdig; überall blickt Scharfsinn mit Kenntnissen verbunden durch; sie macht gewissermassen die Belege zu den vorhergehenden aus, und beweist vieles von dem, was in der ersten vorgetragen ist. Mit dem Inhalte der 2ten Abtheilung aber sind diese Belege nicht zu vereinbaren.

Wenn der Vf. in dem 1sten Abschnitte der 2ten Abtheilung behauptete, dass nicht höhere Taktik, Disciplin und Muth, sondern allein die Menge der Streitenden auf die Länge die Oberhand hätte, so finden wir in dem 1sten Abschnitte der 3ten Abtheilung sehr ausführlich, den ersten Eigenschaften den Vorzug gegeben. Griechen und Römer siegten durch ihre Disciplin und Geschicklichkeit in den Waffen; so Türenne und überhaupt die Armeen Ludewig XIV.; die Vervollkommnung der preussischen Infanterie, durch den Fürsten von Dessau, war die Grundlage zu dem Kriegsglücke Friedrichs II.; die vortreffliche preussische Cavalerie entschied bey Friedberg, so wie bey Sor, und fast bey allen Gefechten finden wir nach des Vf. eigener Bemerkung den Satz, dass Massen mehr als Disciplin und Taktik entscheiden, widerlegt.

Die Betrachtungen über den siebenjährigen und amerikanischen Krieg, welche den Inhalt der folgenden Abschnitte ausmachen, enthalten viel Belehrendes, die über den Revolutionskrieg aber wenig, was nicht schon in mehreren Schriften ausführlicher gezeigt wäre. Der Vf. tadelt (S. 294) den General Dumouriez sehr, dass er die Schlacht bey Gemappe lieferte, und den General Clerfayt nicht durch Manövers zwang, Belgien zu verlassen; er nimmt aber bey seinem Tadel nur auf die militärische und nicht auf die politische Seite Rücksicht. Die französischen Armeen waren schlecht organisirt und disciplinirt, ohne Vertrauen auf ihre eigene Kräfte und ohne Zutrauen auf die Geschicklichkeit ihrer Anführer; dazu kam, dass ihre Gegner sie unbeschreiblich verachteten. Den eigenen Muth zu erheben, den Stolz des Feindes zu demüthigen, und sich selbst einen Namen zu erwerben — wahrlich ein wichtiges Erfoderniss für einen Anführer von Armeen — dazu war der Gewinn einer Schlacht das einzige Mittel. Und dass er diese unter solchen Umständen lieferte, die ihm eine gegründete Hoffnung den Sieg davon zu tragen gaben, kann doch wohl keinen Tadel verdienen?

Der Stil ist fliessend und ziemlich correct. Hin und wieder bemerkt man Spuren von der Nachahmung einiger zu sehr gesuchten Wörter und Wendungen, welche in einem gewissen Werke, das mit vielen Beyfall (den es aber gewiss nicht der Schreibart verdankt) aufgenommen ist, anzutreffen sind. Als S. 10, die *Beschirmung* der Magazine, S. 23 *Globulartaktik*, u. s. f.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Umriss der Preussischen Monarchie, nach statistischen, staats- und völkerrechtlichen Beziehungen.* Erstes Heft. 1800. 279 S. 8. (1 Rthlr.)

Wenn gleich über den Preussischen Staat bereits eine Menge lehrreicher Schriften erschienen ist: so muss dennoch ein Werk, das einen so befriedigenden Ueberblick auf die gesammte Preussische Monarchie verspricht, und im ersten Bande schon so viel leistet, als gegenwärtiges, einem jeden, dem es um Länderkunde zu thun ist, eine sehr angenehme, dem Statistiker und Geschäftsmann aber eine höchst wichtige Erscheinung seyn.

Der gegenwärtige Theil enthält: die Geschichte der Erwerbung der Preussischen Länder, ihre Lage, Grösse, Beschaffenheit etc. die Völker-Classen nach Abstammung und Sprache, die bürgerlichen Stände, Zahl und Verhältniss der Bevölkerung, Production Fabrication und Consumtibilien-Gewerbe. Die Befriedigung, die jeder Abschnitt gewährt, beweist den Fleiss, mit dem er die erfoderlichen Materialien gesammelt, und den Scharsinn, mit dem er sie benutzt hat.

Die

Die Geschichte der Erwerbung der Länder ist mit musterhafter Genauigkeit entworfen; der Vf. hat wahrscheinlich dazu die königl. Archive benutzt. Sehr interessant ist die Nachweisung, wie viel Gebiet jeder Regent bey seinem Ende hatte, von Kurfürst Friedrich I. an, der 500 Quadratmeilen, bis zum Könige Friedrich Wilhelm II, der 5368 Quadratmeilen hinterliess. Das Verhältniss der Bevölkerung in jeder Provinz zu dem Flächen-Inhalte ist ebenfalls lehrreich; nur muss man nicht vergessen, dass hier nur von der Zahl im Durchschnitt die Rede sey; in der Kurmark würde z. B. nicht eine so starke Volksmenge auf eine Quadratmeile gezählt werden können, wenn nicht die von Berlin mit darunter begriffen wäre; desgleichen giebt es in Schlesien Gegenden, wo die Bevölkerung äusserst gering ist, wogegen das Riesen-Gebirge beynahe die stärkste in allen Preussischen Ländern hat.

Folgende Bemerkungen sind Rec. bey Durchlesung dieses Buchs aufgestossen. S. 82 die dritte Instanz der französischen Gerichte ist zwar das Tribunal; jedoch sind deshalb bey demselben drey französische Räthe angestellt, die alle Colonie-Sachen, wiewohl bloss schriftlich, vortragen. S. 94 heisst es, dass zum Besitz der adlichen Güter in Schlesien nur ein Schlesier von altem Adel gelangen könnte, der jüngere oder Fremde bedürfe des Incolats. Diess ist unrichtig. Zum Ankauf gewöhnlicher adlicher Güter in Schlesien ist kein alter Adel erfoderlich; auch braucht der Fremde nicht immer das Incolat; sondern wenn er nur *ein* Gut kaufen will, ist die königl. Concession dazu hinlänglich, die nur den 3ten Theil des Incolats kostet. S. 158 behauptet der Vf., dass durch die neuerworbenen Provinzen die Rindviehzucht für den innern Bedarf an Zug- Milch- und Schlachtvieh völlig befriedigend geworden sey. Diess ist aber noch nicht der Fall; man kann das fremde Rindvieh in dem preussischen Staate noch nicht entbehren; und aus diesem Grunde sind die Abgaben von dem Podolischen Vieh niedriger als von dem Südpreussischen. S. 163 nicht bey Oels und Namslau in Schlesien wird die feinste Wolle gewonnen, sondern im Glatzischen liefern sie die Schäfereyen der Grafen Magni und Bethusi; auch kann man nicht sagen, dass Schlesien diese feine Wolle bloss in seinen eigenen Fabriken verarbeite, denn das Lagerhaus und andere Fabricanten kaufen jährlich über 1000 Stein davon. Auch ist die Behauptung, dass in Schlesien die feinste Wolle Deutschlands gewonnen würde, etwas gewagt; es giebt in Sachsen spanische Schäfereyen, die feinere Wolle liefern, als Schlesien; z. B. die kurfürstliche in Stolpe, die vom Minister Heinitz, die vom Grafen Einsiedel, desgleichen im Dessauischen die vom Ober-Amtmann Fink. Wenn der Vf. die jährlich an das General-Directorium gesandte Schaafstands-Tabellen benutzt hätte, so würde er die Anzahl der Schaafe, die im vorigen Jahre im preussischen Staate vorhanden war, statt der in ältern Zeiten haben angeben können. Der S. 164 aufgeführte Schaafstand ist wohl nicht richtig, z. B. in der Kurmark sollen im J. 1786 nur 806,376 Schaafe gewesen seyn; diess ist nicht wahrscheinlich, da im J. 1756 bereits 1152,192 und im J. 1797, 1314,128 Schaafe daselbst vorhanden waren. Ob das Ausfuhr-Verbot des Flachses und Garns so viel Lob verdiene, als der Vf. S. 216 behauptet, ist wohl nicht entschieden; wenigstens hat gewiss diess Verbot die Böhmen nicht genöthigt, ihre Leinwand aus Schlesien zu nehmen, sondern sie darauf geleitet, sich selbst auf den Flachsbau zu legen, und ihr Gespinnst zu besorgen.

Was endlich den Ueberblick der Fabriken und Manufacturen, die Menschenzahl, die sie beschäftigen, und den Werth ihres Products betrifft: so hätte der Vf. die Quellen, woraus er geschöpft hat, angeben sollen. Es wäre zu wünschen gewesen, dass ihm die Listen, die das Fabriken-Departement des General-Directorii jährlich anfertigen lässt, zur Richtschnur gedient hätten; denn, wenn sie gleich nicht ganz richtig seyn können: so kommen sie doch der Wahrheit am nächsten. Die Angaben dieser Listen stimmen aber gar nicht mit den Angaben des Vf. überein; so sagt lezter z. B., dass im Preussischen Staate jährlich beynahe für 4 Millionen Thaler seidener Waaren verfertigt würden, da nach den Fabriken-Tabellen im J. 1796 excl. Schlesien für 4,621,876 Thaler verfertigt worden. Auch wäre es zweckmässiger gewesen, dass die Fabrication der letzten Jahre und nicht die von 1775, 83, 88 etc. angegeben worden wäre; diess findet auch bey der angegebenen Volksmenge der Städte statt. Ueberhaupt gewährt es keinen richtigen Ueberblick, dass Data von verschiedenen Jahren, untereinander verglichen werden. — S. 231 giebt der Vf. den Werth der gegenwärtigen Lederfabrciation im Preussischen Staate auf 2,200,000 Rthlr. an, im J. 1797 betrug er aber, Schlesien, Süd- und Neu-Ost-Preussen, *desgl.* Anspach und Bayreuth nicht mitgerechnet, bereits über 3 Millionen. — Nach S. 239 soll 1791 in Ost-Preussen für 3935 Thlr. Gold- und Silberdrath fabricirt worden seyn; dagegen sagt aber der Vf. nicht, dass in West-Preussen für mehr als 100,000 Thlr. verfertigt wird. — S. 239 weder der Kupferhammer noch das Messingswerk bey Neustadt sind jetzt noch dem Schicklerschen Hause verpachtet; sondern sie werden für königliche Rechnung betrieben. — S. 248 hätte der Vf. bemerken sollen, dass jetzt die Ausfuhr des Eisens verboten sey. — Dass die Uhrfabrik in Friedrichsthal guten Erfolg habe (S. 250) kann Rec. nicht einräumen. — Der Unterschied der Lasten-Zahl in Preussen und Pommern (S. 259) rührt daher, dass in erster Provinz nach kleinern Lasten gerechnet wird. Bey den Zuckerfabriken hat der Vf. S. 263. die zu Havelberg vergessen.

Diese Bemerkungen sollen indessen keineswegs einen Tadel enthalten, sondern bloss dem Vf. bey einer neuen Auflage zur Erinnerung dienen. Wer da weiss, welche unsägliche Mühe das Aufsammeln der Thatsachen, über Production und Fabrication eines Landes kostet, und dass aller Mühe ungeachtet die Resultate doch nie ganz richtig seyn können, wird weit entfernt seyn den Vf. wegen einiger Irrthümer zu tadeln, ihm gewiss den innigsten Dank für seine Bemühung zollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. May 1800.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Kleine theologische Aufsätze eines Layen.* Herausgegeben von *Joh. Chst. Jani*, Generalsuperint. der Altmark und Priegnitz, und erstem Domprediger zu Stendal. 1792. XVIII u. 162 S. gr. 8. (12 gr.)

2) OLDENBURG, b. Stalling: *Fortsetzung der kleinen theologischen Aufsätze eines Layen.* 1796. 212 S. gr. 8. (12 gr.)

Hr. *Jani* erklärt in dem Vorberichte, dass er an diesen Aufsätzen keinen Antheil habe, sondern dass er bloss zur Bekanntmachung gerathen, um Prüfung der Meynungen zu veranlassen. Den Vf. nennt er nicht; sagt aber, er stamme aus einem vornehmen Geschlechte, habe viele Jahre als Geschäftsmann in einem der wichtigsten Aemter gestanden, und lebe nun (im J. 1792) in einem Alter von beynahe 80 Jahren in Ruhe auf dem Lande. Auch bezeichnet er ihn als den Verfasser mehrerer Schriften, namentlich einer Schrift *über die Verminderung der Kriege*, Dessau 1782 und der *Betrachtungen eines Greises über die Religion*, die wenige Jahre vor 1792 zu *Aurich* erschienen.

Die Aufsätze sind *poetische* und *prosaische*. In Absicht auf jene fodert die Billigkeit, dem Vf. zu gewähren, was er (*Fortsetzung* S. 144) von seinen Freunden verlangt:

Ich weiss, Ihr tadelt nicht, als kunstgelehrte Richter,
Den achtzigjährigen, fürwahr nur seltnen, Dichter,
Der ohne Schmuck sein Herz in diese Zeilen warf.

Folgendes ist der Inhalt der *prosaischen* Aufsätze. In der *ersten Sammlung*: *Etwas zur Aufklärung des alten Testaments*, S. 1. Der Vf. findet im A. T., dass „die ganze Haushaltung Gottes in der Vorbereitung der ersten Stammväter des menschlichen Geschlechts, und in der Leitung des israelitischen Volks vor der Stiftung der christlichen Kirche, so eingerichtet gewesen sey, dass Gott dieses Geschäft einem erschaffenen Engel aufgetragen habe, dem seine Freyheit dabey gelassen worden, und dessen eigener Weisheit es überlassen geblieben sey, die besondern Amtsgeschäfte nach eigenem Verstande zu verwalten." Dieser Engel sey aber nicht der Messias, nicht der göttliche Logos gewesen. — Beyläufig wagt der Vf. (S. 45.) die Hypothese, dass die Seelen der Thiere von einem Thiere zu dem andern wandern und allmälig veredelt werden, vielleicht auch sogar in der künftigen Welt mit erhöheten Kräften eine thierische Existenz behalten. — Um diese Abhandlung, so wie die übrigen, welche sich auf das A. T. beziehen, aus dem Standpuncte des Vfs., das heisst ohne Unbilligkeit, zu beurtheilen, muss man bemerken, dass er die Inspiration der Bücher des A. u. N. T., und die Bezeichnung der Person Jesu durch die Messianischen Weissagungen als ausgemacht voraussetzt. Unter diesen Voraussetzungen kann man nun wohl seine Untersuchungen, wie man auch ihre Resultate ansehen mag, nicht anders als scharfsinnig finden, so wie man ihn selbst, durch seine eifrige Wahrheitsliebe, durch seine Freymüthigkeit, durch den in ihm lebenden Geist der Liebe und Duldung, und durch seine zwar alte, aber kernhafte Sprache, bald lieb gewinnt. — *Etwas über göttliche Providenz und Wunderwerke* (S. 65.). Der Vf. unterscheidet (S. 68.) zwischen Wunderwerken und Gottesthaten. Durch Wunderwerke, sagt er, werden die Naturgesetze so in ihrem Laufe (?) gehemmt oder verändert, dass Wirkungen erfolgen, welche nicht nur aus den natürlichen Kräften nicht erklärbar, sondern diesen auch zuwider sind. Gottesthaten dagegen nennt er mittelbare oder unmittelbare Einwirkungen Gottes auf die Geschöpfe, wodurch, ohne an den Naturgesetzen etwas zu ändern, die Kräfte der Geschöpfe erhöht werden, und eine geänderte Richtung bekommen. Wunderwerke nimmt er nur bey Offenbarungen an; durch Gottesthaten aber glaubt er, dass die Vorsehung immer die Welt regiere. (Der Begriff des Vfs. von den Wunderwerken ist gewiss unrichtig. Unmöglich kann der Urheber der Naturgesetze seine Gesetze aufheben oder ändern. Der Begriff der Gottesthaten wäre besser so bestimmt worden, dass Gott auf Geschöpfe Kräfte wirken lasse, die nach dem, was wir Lauf der Natur nennen, nicht auf sie gewirkt haben würden. Durch solche Gottesthaten können alle Offenbarungen den Menschen gegeben werden. Dass Gottesthaten in diesem Sinne noch jetzt, nur auf eine uns unbemerkliche Weise, von der Vorsehung ausgeführt werden, ist auch der Glaube des Rec., und es ist bekannt, wie günstig sich *Kant* (*Religion innerhalb der Gr. der bl. Vern.* S. 115 f.) dafür erklärt hat, ob er gleich, nach seinem System, nicht gestatten kann, Erscheinungen in der Natur für solche Gottesthaten zu erklären. Uebrigens hält der Rec. diese Abhandlung für die vorzüglichste in dieser Sammlung.) — *Meine Ueberzeugung über den Streit zwischen Lutheranern und Reformirten in dem Puncte des heiligen Abendmahls.* S. 89. Der Vf. widerspricht der Erklärung, nach welcher im Abendmahl eine

eine bloſse Commemoration des Leidens und Sterbens Jeſu, und nur ein Hülfsmittel zur Ausübung der chriſtlichen Pflichten angenommen wird (S. 91.). Er verwirft aber auch eine reelle und ſubſtanzielle Gegenwart des Leibes und Blutes Jeſu (S. 96.). Er behauptet eine beſondere Gegenwart Chriſti, nach ſeinen göttlichen Eigenſchaften, bey dem Vertrage, der feierlich zwiſchen ihm und den genieſsenden Chriſten geſchloſſen werde, und eine übernatürliche Ertheilung der Wohlthaten und Segnungen ſeines Leibes und Blutes an dieſe, welche jedoch kein Wunderwerk ſey. (Gegen die Gründe, mit denen er beſtreitet und erweiſt, läſst ſich freylich vieles einwenden. Deſto lobenswerther iſt ſeine Abſicht, eine Vereinigung in dieſem Puncte, und die Weglaſſung der *manducatio oralis* aus dem Volksunterrichte (S. 104.) zu bewirken.) — *Fragment eines Schreibens an einen Gottesgelehrten, enthaltend einige Gründe, welche des Verfaſſers beſondere, und bey einer vorgängigen mündlichen Unterredung geäuſserte Meinung über die Auferſtehung der Todten, zu bewähren ſcheinen* S. 109. Die Seele nimmt bey ihrem Abſchiede vom Körper den feinen Urſtoff, und beſonders die feinſten ſinnlichen Werkzeuge des Körpers an den Ort ihres Zwiſchenzuſtandes mit ſich, wo ſie durch die Einwohnung der Seele bis zum groſsen Gerichtstage im Leben erhalten werden, an welchem ſich ein himmliſcher Körper aus ihnen entwickeln wird. (Die Uebereinſtimmung dieſer Vermuthung mit den Bibelſtellen iſt nicht genügend dargethan; auch iſt die Beſtimmung der Seele, ſtets mit einem Körper vereinigt zu ſeyn, ſehr willkürlich, aber freylich nach Vorgängern von groſsem Anſehen, angenommen.) — Die *Fortſetzung* enthält zuerſt *freymüthige Gedanken über Dreyeinigkeit, die Gottheit Chriſti und einige andere damit verwandte Glaubenspuncte. Von einem gemeinen Chriſten zum Gebrauche eines andern gleicher Gattung.* Der Vf. prüft die *Sabellianiſche* (S. 7. 14.), *Athanaſianiſche* (S. 8. 16.), *Subordinations-* (S. 9. 26.), *Arianiſche* (S. 11. 45.), und *Socinianiſche* (S. 12. 49.) Vorſtellung, und entſcheidet ſich für die *Subordination*. Mit vielem Scharfſinn werden die andern Vorſtellungen geprüft, und die Schwierigkeiten, unter denen ſie dem Vf. zu erliegen ſcheinen, ausgehoben. Dagegen geht er ziemlich leicht über diejenigen hinweg, welche ſeine Vorſtellung drucken: der Urſprung oder die Emanation des Sohnes und des Geiſtes *von Ewigkeit* aus dem Weſen des Vaters ſcheint ihm gar keine Schwierigkeit zu haben (S. 37. 38.), da man doch erwarten dürfte, daſs dieſe ihn dem *Arianismus* hätte geneigter machen können. Dieſe Partheylichkeit hat aber ihren Grund in ſeiner Vorausſetzung, daſs der Logos Joh. 1. nothwendig ein ſelbſtſtändiges Subject ſeyn müſſe. Seine Vorſtellung von der Gottheit Chriſti läſst ſich aus ſeiner Idee von der Trinität bald errathen. Nur das war uns unerwartet, daſs er erſt bey der Taufe Jeſu die Vereinigung des Sohnes mit demſelben anzunehmen geneigt iſt (S. 60.). Die Satisfactionslehre des alten kirchlichen Syſtems verwirft er (S. 67.); ob ihm gleich die Verſöhnung der wahrſcheinlichſte Hauptzweck der Erſcheinung des Sohns im Fleiſch iſt (S. 69.), er erkennt aber auch an der Verſöhnung nur die Verſicherung der Begnadigung und die Darſtellung der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes für das Gewiſſe (S. 70.). Auch in der Lehre von den Höllenſtrafen entfernt er ſich vom alten Syſtem. Die Höllenpein beſteht ihm in der Folter des Gewiſſens, in der Unmöglichkeit, die böſen Begierden zu ſättigen, und in dem Gram, die Seligkeit verſcherzt zu haben (S. 67.). Die irenische Ermahnung an die Andersdenkenden S. 86 ff. macht ſeinen Einſichten ſo viel Ehre als ſeiner Geſinnung. — *Etwas über die Gewiſsheit der Wunder Jeſu und ſeiner Apoſtel* (S. 93.). Die Reſultate ſind aus der Abhandlung über die Providenz und Wunderwerke vorauszuſehen. In den Schriftbeweiſen hat der Vf. gewiſs alle die Bibelforſcher auf ſeiner Seite, welche an der Wahrheit der Berichte nicht zweifeln, und die Berichte nicht nach der vorausgeſetzten Unmöglichkeit der Wunder erklären zu müſſen glauben.

Der Vf. zeigt ſo viele alte theologiſche Gelehrſamkeit, und vorzüglich ſo viele Bekanntſchaft mit den ſogenannten Kirchenvätern, daſs ihn kaum jemand, ohne die Verſicherung des Herausgebers, für einen Laien halten würde. Schade, daſs ihm bey dem Studium der Kirchenväter, ſo wie bey dem der Kirchengeſchichte, der uneingenommene kritiſche Blick fehlt, der bey jedem exegetiſchen und hiſtoriſchen Studium ſo nothwendig iſt. Dieſer Mangel zeigt ſich am ſichtbarſten in Abſicht auf die Kirchenväter, in der Abhandlung über die Dreyeinigkeit, ob ihn gleich ſein Subordinatianismus von der ehehin ſo gemeinen Verblendung, die in das Kirchenſyſtem aufgenommene nachnicäniſche Vorſtellung des Athanaſius in den vornicäniſchen Kirchenvätern zu finden, zurück hielt; und in Abſicht auf die Kirchengeſchichte, in der verunglückten Apologie Conſtantin's des Groſsen (Fortſetzung S. 136—140.). — Daſs Novatian S. 79. der Fortſetzung mit dem Namen eines Kirchenvaters beehrt wird, iſt wohl nur einer Uebereilung zuzuſchreiben.

Stade, b. d. Herausgeber und Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Bremiſches und Verdiſches Synodalmagazin*, herausgegeben von *Joh. Caſp. Velthuſen*, Generalſuperintendenten in den Herzogthümern Bremen und Verden. 2. B. 1797. 254 S. 3 B. 1798. XVI u. 304 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jeder Band dieſes Magazins beſteht aus zwey Stücken. Wir heben hier einige Aufſätze aus, welche ein allgemeines Intereſſe haben. 2. *Band.* 1. *Stück. Num. I. Entwurf zu einem* (im erſten Bande angefangenen liturgiſchen) *Prediger-Handbuch.* Der Schluſs in 3. *B.* 2. *St. Num. II.* Anreden und Gebete mit einem Liede bey der Confirmationshandlung; Geiſteserhebungen in Liedern mit Einſtimmung der Gemeinde; ein Formular für die Taufhandlung; eine Anleitung für die Abendmahlsfeier; ein Formular für die Einſegnung zum Eheſtande. — Im Ganzen ſcheint

zw

zweckmässig; vieles, besonders in dem Formular zur Taufhandlung, und in den Anreden bey der Confirmation, trefflich. Nur in den Geisteserhebungen scheint den Predigern zu vieles Singen zugemuthet zu werden; und in den Liedern stiessen wir bey dem Verse S. 40. an, den mit gröberm Drucke ausgezeichnet ist, S. 41. 42. 45. 53. wiederholt wird, und mit dem wir doch keinen deutlichen Begriff verbinden können: „*Leib und Blut bleibt Euch geschenkt.*" Num. II. *Die Liebe vieler guten Menschen, als eine besondere Freudenquelle des Predigtamts betrachtet;* eine Synodalrede, gehalten 1795 vom Hn. Pastor *Carl Ge. Hieron. Biedenweg.* Diese Rede hat uns vorzüglich angezogen; gewiss fliesst diese Freudenquelle dem ehrwürdigen Vf. reichlich. *Num. III. Bestätigendes Beyspiel, wie viel Gutes in einem einzigen Jahre wirklich ausgerichtet werden kann, in einem christlichen Lande, wo Regierung und Stände harmoniren.* Eine Rede, gehalten zu Rostock von dem *Herausgeber* bey dem Rectoratswechsel 1790, über das Gute, welches der dasigen Universität in dem ersten Jahre ihrer Wiederherstellung zugeflossen ist; voll interessanter Nachrichten von der Restauration der Universität, welche für ihren erlauchten Restaurator höchst ruhmvoll sind. *Num. V. Fortgesetzte Betrachtungen über die Religion*, zum Vorlesen in den Sonntagsbetstunden. Der Schluss im 3. B. 2. *St. Num. I.* Sie sind, was sie seyn sollen, erbaulich, im ächten Sinne des Worts. 2. *Stück. Num I.* Auszug aus einer Predigt des Hn. Past. *Heinr. Wilh. Rotermund von den Pflichten gegen die Thiere*, über Matth. 15, 27. verbunden mit Prov. 12, 10., gehalten 1796. Die ganze Predigt ist, wenn wir nicht irren, schon einzeln abgedruckt. *Num. III. Charakteristik eines evangelischen Predigers*, vom *Herausg.* an Hn. Consistorialrath *Fock* in Kiel, geschrieben 1784, und bereits abgedruckt im *Journal für Prediger* 25. B. 1. St. *Num. IV. Ueber die billigen Einschränkungen der natürlichen Denk und Lehrfreyheit christlicher Prediger durch das einer jeden Gemeinde unstreitig zustehende Recht, Vorträge nach einem bestimmten Lehrbegriffe von ihren Predigern zu fodern;* eine Synodalrede, gehalten 1796 vom Hn. Pastor *Joh. Christoph Vogt.* Das Recht der Gemeinden ist sehr gut dargethan, und den Predigern werden sehr passende Verhaltungsregeln gegeben. Aber von dem Aufsichtsrecht der Obrigkeit über den Lehrvortrag werden (S. 184) Behauptungen aufgestellt, die zum Theil sehr streitig, und sämmtlich hier unnöthig sind, wo es nur um die Verbindlichkeit der Obrigkeit, der gegründeten Beschwerden der Gemeinden abzuhelfen, zu thun ist. Der Vf. lobt (S. 205.) die milde Behandlungsart der Geistlichen in den Herzogthümern Bremen und Verden, nach welcher ihnen bloss in der Vocation die Verpflichtung auf die drey alten Symbola und auf die Augsburgische Confession aufgelegt wird, ohne Unterschrift oder Handschlag zu fodern. — Dass sie nicht auf dickleibige Normalbücher verpflichtet werden, mag eine milde Behandlung heissen; aber die Ueberhebung der Unterschrift und des Handschlags mildert an der mit der Vocation übernommenen Verbindlichkeit nichts. *Num. V. Ermunterungsgründe zur Freudigkeit in der Verwaltung des Predigtamts;* ein Auszug aus einer Synodalrede des Hn. Past. *Heinr. Borstelmann*, gehalten 1796. Recht gut, wenn gleich nicht erschöpfend. *Num. VI. Religion und Natur in Harmonie!* Fragment einer Synodalrede, gehalten 1796 von Hn. Past. *Joh. Sam. Büttner.* Eitel Declamation; deswegen hat uns dieser Aufsatz, ungeachtet der mannichfaltigen Beweise schöner Kenntnisse und einer lebhaften Imagination, am wenigsten befriedigt. — Der *dritte Band* enthält, ausser den schon angezeigten Fortsetzungen und localen Amtsankündigungen, nichts, als die fast das ganze *erste Stück* ausfüllende *Stufenfolge kleiner Hülfsbücher zur Beförderung eines natürlich geordneten Unterrichts in der Religion für Kinder von sechs bis zwölf Jahren*, vom *Herausg.* Der Werth dieser Hülfsbücher ist bereits bekannt, da sie (Hannover b. Hahn 1798) schon besonders abgedruckt sind; auch sind sie in der A. L. Z. 1798. Num. 377. angezeigt worden.

Hoffentlich ist diese kurze Darlegung des Inhalts dieses Magazins zu seiner Empfehlung hinreichend. Man wird bey demselben ungewiss, wem man mehr Glück zu wünschen habe, dem ehrwürdigen Herausgeber zu einem solchen Kreise würdiger, gelehrter und thätiger Prediger, oder den Mitarbeitern zu einem solchen Vorsteher, der sie nicht nur durch sein Beyspiel, sondern auch durch seine ermunternden Anstalten zur Amtstreue und zur Ausbildung und Vervollkommnung ihrer Talente und Kenntnisse und Einsichten auffodert; ganz unzweifelhaft aber ist es, dass die beiden Herzogthümer zu solchen Lehrern und zu einem solchen Vorsteher sich Glück zu wünschen haben. Es hat uns daher geschmerzt, dass der dritte Band dieses Magazins sich als der letzte ankündigt, um so mehr, da uns die Vorrede belehrte, dass die Predigerwittwen-Hülfsanstalt, auf deren Errichtung der Herausgeber so viele edle Bemühungen verwandt, und zu deren Unterstützung er auch den Ertrag des Synodalmagazins bestimmt hatte, nicht in dem gewünschten Maasse zu Stande gekommen ist. Da indessen diese wohlthätige Absicht keineswegs den Werth dieses Magazins allein ausmacht; da die in demselben gelieferten Arbeiten auch keineswegs ein bloss locales Interesse haben, sondern vielmehr für gebildete Christen, und besonders für Prediger, aller Orten gemeinnützig und wichtig sind: so hoffen wir, dass diese Sammlung, welche eine Fortsetzung der *Synodalbeyträge* ist, auch künftig unter einem andern Titel werde fortgesetzt werden.

Leipzig, b. Barth: *Pericopae evangelicae;* illustravit *Christ. Theoph. Kuinoel*, Phil. Prof. Lips., Theol. Baccalaureus. Vol. 2. 1797. VI u. 206 S. gr. 8. (16 gr.)

Was in der Recension des ersten Theils (A. L. Z. 1797. Nr. 88.) von den Vorzügen dieses Werks gerühmt worden ist, gilt auch von dem vorliegenden zweyten

ten Theile. Der Vf. scheint uns in diesem noch zweckmäfsiger zu Werke gegangen zu seyn, als in jenem, wie es auch bey einem denkenden Schriftsteller, der mit Genauigkeit und mit der schuldigen Achtung für das Publicum arbeitet, nicht wohl fehlen kann. Und so hält sich der Rec. für hinlänglich berechtigt, die Fortsetzung dieses Commentars über die evangelischen Perikopen noch unbeschränkter zu empfehlen, als den Anfang. Dem zweyten Bande sind auch die zu dem bequemern Gebrauche nöthigen Indices beygefügt, und zuletzt sind einige Verbesserungen zum ersten Bande angehängt. In dieser ist unter andern die nöthige Verbesserung über die Variante επεκαθισεν Matth. 21, 7., über welche in der Recension des ersten Theils (die noch vor der Abfassung des zweyten Theils erschien) eine Erinnerung gemacht wurde, beygebracht.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schwerin u. Wismar, b. Bödner: *Bildungsschule für das weibliche Geschlecht.* Erster Band. Erstes bis drittes Heft. 1799. 286 S. 8. (jedes Heft 8 gr.)

Alles, was auf die allgemeine Bildung des Weibes als Mensch, und was auf ihre besondere in den mannichfaltigen weiblichen Verhältnissen Beziehung hat, will diese Zeitschrift umfassen, die, nach dem Pränumerantenverzeichnisse zu schliessen, mit Erwartungen und mit Zutrauen empfangen worden ist. Schon die drey ersten Hefte, welche vor uns liegen, enthalten eine Anzahl sehr guter und nützlicher Aufsätze. Vorzüglich zeichnen sich diejenigen aus, welche die moralische Bildung des Weibes angehen: 1) über den Einfluss des Weibes auf die Tugend des Mannes; 2) über den Beruf des Weibes zur Häuslichkeit. Der Aufsatz über Schönheit und Putz gehört theils zur ästhetischen, theils zur moralischen Bildung. Zur Verstandesbildung gehören die Aufsätze über das Weltgebäude und über den Bau des Körpers, von denen jedoch jener durch Benutzung der neuesten Entdeckungen und Bemerkungen von Herschel, Schröter, Lichtenberg u. a. viel anziehender hätte gemacht werden können, letzter ebenfalls viel zu trocken und mit unnöthiger Terminologie überladen ist. Ein Aufsatz über die Sorge für die Gesundheit schliesst sich gewissermafsen an den letzten an. Auch für die Kochkunst ist durch verschiedene recht brauchbare Abhandlungen über Kochgeschirr, Aufbewahrung der Erbsen und anderer Gemüse, Einmachung der Kirschen u. s. w., über Obstessig und durch einen Entwurf zu einem ausgesuchten Küchenzettel gesorgt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Berlin, b. Dieterici: *Nachricht von der Verfassung der von Sr. königl. Majestät allergnädigst bestätigten Gesellschaft zur Rettung Berlinischer in ihrem Gewerbe zurückgekommener Bürger.* 1796. 30 S. 4. (8 gr.)

Durch diese Schrift wird das Publicum von der Veranlassung, Errichtung, Verfassung und Verwaltung eines der wohlthätigsten und nachahmungswürdigsten Institute unterrichtet. Nach dem Muster einer von dem verstorbenen Staatsminister von *Benckendorf* zu Anspach, mit Aufopferung des gröfsten Theils seines Vermögens, gemachten Stiftung zur Unterstützung arbeits- und nahrungslos gewordenen Bürger, haben sich im J. 1796. 132 menschenfreundliche Einwohner in Berlin zu einem gleichen edeln Zwecke vereinigt. Sie erhielten sogleich von dem Könige die Versicherung seines vollen Beyfalls in einer Cabinetsresolution, und bald nachher die Urkunde zur Bestätigung des Entwurfs der Gesetze ihres Instituts, deren Abdruck hier mitgetheilt wird. Nach diesen Gesetzen soll nur denjenigen Berlinischen Bürgern geholfen werden, die, ohne ihr Verschulden, durch widrige Ereignisse in Verfall ihrer Gewerbe gerathen sind, es muss ihr Ansuchen bestimmt bescheinigt, von den dazu abgeordneten Mitgliedern nähere Untersuchung in der Bittenden Wohnung, nöthigen Falls mit Einholung des Gutachtens eines Kunst- oder Gewerbsverständigen, angestellt, und in den Quartalsitzungen der Gesellschaft, der, mit Beyfügung der zu bewilligenden Summe, aufgezeichnete Namen jenes, nach der Mehrheit der Stimmen, der Unterstützung für bedürftig und würdig erkannten Bürgers in ein Glücksrad geworfen werden, hierauf die Ziehung solcher Namen aus dem Rade geschehen, diese so lange, als es der Cassenbestand erlaubt, fortgesetzt, und hiernach die bestimmte Beyhülfe verabfolgt, in dem Falle der Unzulänglichkeit jenes Bestandes aber für die zuletzt gezogenen Namen, solche von den zunächst bey der Casse einkommenden Geldern berichtigt werden. Der Fond hiezu besteht in dem jährlichen Beytrage jedes Mitgliedes von 10 Rthlr., in den Zinsen eines von dem königl. Kammerherrn, Grafen von Döhnhoff, geschenkten Capitals von 250 Rthlr, und in den von dem Kronprinzen, jetzigem Könige, dem Institute jährlich gewidmeten 100 Rthlr. Den Hülfsbedürftigen wird die verwilligte Unterstützung, nach den erforschten Umständen und Bedürfnissen, theils durch baare Zahlungen, entweder auf einmal oder nach und nach, theils durch Effecten und theils durch Creditbriefe zum Ankaufe nöthiger Materialien oder Werkzeuge verschafft. Mit der sorgfältigsten Vorsicht, den genauesten Bestimmungen und überall zweckmäfsig sind die übrigen, gleichfalls hier vollständig abgedruckten Actenstücke abgefasst — die Nachricht für diejenigen, die von dem Institute Hülfe erwarten, die Instruction für die zur Prüfung der Hülfsgesuche auserfehenen Mitglieder, die Instruction für die zur Cassenverwaltung ernannten Mitglieder, die Instruction für den bey dem Institute angenommenen Boten, das Formular der Creditbriefe und der Quittungen.

Wir geben keine weitern Auszüge aus einer Schrift, welche eine so wichtige Angelegenheit der Menschheit behandelt, und ganz gelesen, beherzigt und zur Nachahmung genutzt zu werden verdient. Wie wir vernehmen, hat an ihrer Abfassung, wie an der ganzen Einrichtung, der verdienstvolle Hr. geheime Oberjustizrath *Baumgarten* vorzüglichen Antheil.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. May 1800.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Heinsius: *Geschichte Bernhards des Grossen, Herzogs zu Sachsen-Weimar etc.* von *Joh. August Christian von Hellfeld*, der Rechte Doctor und Herz. S. Hofgerichtsadvokat zu Jena. 1797. 472 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die Bearbeitung der Geschichte eines so berühmten Feldherrn erfoderte freylich, neben historischen Kenntnissen, auch den Zutritt zu den Archiven, wo sich aus den noch unbekannten handschriftlichen Nachrichten und Urkunden noch manche geheime Züge auffinden lassen, die über die Handlungen dieses Fürsten und mancher seiner Zeitgenossen ein neues Licht verbreiten. Hr. v. H. war aber nicht so glücklich, Quellen von der Art zu benutzen, und in dieser Hinsicht ist zwar seine Arbeit, wie er selbst bekennet, noch immer unvollendet; indessen bleibet ihm doch das Verdienst, alle von ältern und neuern Schriftstellern aufgezeichneten und in so vielen historischen Werken zerstreuten Thatsachen fleissig gesammelt, gut geordnet, und im Zusammenhange vorgetragen zu haben. Die Quellen sind überall sorgfältig angezeigt, und beweisen, dass der Vf. mit der Geschichte des Zeitpuncts, in dem sich Herzog Bernhard hervor that, hinlänglich bekannt gewesen. Das Buch selbst bestehet in *zehen Abschnitten*, von welchen aber die beiden ersten meistens nur Begebenheiten erzählen, die eigentlich auf Bernhards Leben keinen unmittelbaren Einfluss haben, sondern die sächsische Geschichte im Allgemeinen betreffen. Dahin gehören die schon bekannten Gründe, aus welchen Kurfürst Christian II die Vormundschaft über die unmündigen weimarischen Prinzen, gegen Herzog Joh. Casimiren zu Coburg, als nächsten Agnaten zu behaupten wusste; — die Präcedenzstreitigkeiten zwischen der altenburgischen und weimarischen Linie; — der jülichische Erbfolgestreit, — die erneuerte Erbverbrüderung zwischen Sachsen, Brandenburg und Hessen, u. d. gl. Eine Schilderung der natürlichen Anlagen und der frühern Bildung Bernhards, die ihn zu seiner nachherigen Grösse erhoben, suchet man hier vergebens. In dem *dritten Abschnitt* beginnt nun die Geschichte Herzog Bernhards, den man im 17ten Jahre seines Alters auf dem Schauplatze des damaligen Kriegs, bald nach der unglücklichen Schlacht bey Prag, als Vertheidiger der protestantischen Religion und der deutschen Freyheit auftreten sieht. Unter den Fahnen K. Christians IV von Dänemark focht er mit vielem Glück gegen den Kaiser, liess sich aber doch, durch dessen ihm angedrohete Achtserklärung, und auf Zureden seiner Brüder, bewegen, die Waffen niederzulegen, und die dänische Kriegsdienste 1627 zu verlassen. Der *vierte Abschnitt* erzählt die missliche Lage der protestantischen Fürsten, die durch das bekannte Restitutionsedict von J. 1629 veranlasst wurden, den König Gustav Adolph von Schweden in ihr Interesse zu ziehen. Bernhard begab sich in seine Dienste, und legte überall Proben seiner Tapferkeit ab. Natürlich beschäftigt sich dieser und die folgenden Abschnitte, des Zusammenhangs wegen, grösstentheils mit der auch sonst bekannten Geschichte des dreyssigjährigen Krieges. Doch können wir nicht unbemerkt lassen, dass der Vf., unter den verschiedenen Muthmassungen über den Tod Gustav Adolphs, diejenige für die wahrscheinlichste hält, nach welcher man die Entleibung des Königs dem Herzog Franz Albrecht zu Lauenburg beymisst. Die Ursachen, welche diesen Verdacht erwecken (heisst es S. 364.) wären von der Art, dass es Mühe koste, sich vom Gegentheil zu überzeugen: der Herzog (der 1620 in kaiserliche Kriegsdienste trat) vertauschte nämlich selbige ohne Ursache mit den Schwedischen, trug in dem Treffen bey Lützen allein eine grüne Feldbinde, als die Farbe der Kaiserlichen, — blieb mitten unter den feindlichen Kugeln unverletzt, — war dem König allenthalben zur Seite, und brachte die Nachricht von dessen Fall nicht zur Armee, sondern entfernte sich gleich nach des Königs Verwundung vom Schlachtfelde, und floh nach Weissenfels. In wiefern aus diesen Umständen die Vermuthung herzunehmen sey, dass der Herzog, wie man vorgiebt, auf Anstiften des Kaisers, dem König in der allgemeinen Verwirrung einen Schuss von hintenher beygebracht habe, lassen wir dahin gestellet seyn. Wenn man indessen in Erwägung ziehet, dass der Herzog nicht nur in schwedischen Kriegsdiensten blieb, sondern auch sogar an Wallensteins Verschwörung gegen Kaiser Ferdinanden Antheil nahm, und darüber (S. 212.) in kaiserliche Gefangenschaft kam; so dürften wohl für jenen Verdacht wenig Gründe übrig bleiben. Auch scheint dem Vf. unbekannt gewesen zu seyn, dass das sachsen lauenburgische Haus sich damals über diese dem Herzog beygemessene Ermordung Gustavs, bey dem königlich schwedischen Hofe beschwert hat, und dass der Herzog von vielen Geschichtschreibern dagegen gründlich gerechtfertigt worden. (S. *Menkens progr. de dubia Gust. Adolphi Suecor. Regis caede 1721.*) — Bernhard übernahm noch in der merkwürdigen Schlacht bey Lützen das Com-

Commando, liess, um die besorgliche Muthlosigkeit der Armee zu verhüten, eine blosse Gefangennehmung Gustavs bekannt machen, und erfocht einen wichtigen Sieg. Von der Zeit an erscheint nun dieser Fürst als alleiniger Feldherr, als Sieger und als Ausführer grosser Entwürfe. Zur Belohnung seiner wichtigen Dienste übergab ihm die Krone Schweden (1633) das Herzogthum Franken mit den beiden Bisthümern Würzburg und Bamberg, die aber, nach der unglücklichen Schlacht bey Nördlingen, 1635 wieder verloren giengen. (Die würzburgischen Geschichtschreiber geben dem Herzog das Zeugnifs, dafs er jene Lande in diesem kurzen Zeitraum so mild und weise regiert habe, dafs ihm nachher der Bischof in einem verbindlichen Schreiben dafür dankte.) — Der Sturz und die Ermordung des berühmten Wallensteins macht den gröfsten Theil des *siebenten Abschnitts* aus. Bey der Erzählung dieser Scene ist der Wallensteinische Geschichtschreiber Herchenhan die vorzüglichste Quelle, aus welcher auch die Schilderung seines Charakters entlehnt ist. Prachtliebe, Stolz und Grausamkeit waren die vornehmsten Züge desselben. „Lafst mir die Bestie henken" war sein gewöhnliches Urtheil, welches er eines kleinen Vergehens wegen zu ertheilen pflegte. Seine Grausamkeit gieng so weit, dafs er einstmals ein, von seiner Gemahlin neugebornes, Kind, weil es ihr viele Geburtsschmerzen verursachte, wollte henken lassen. Der *achte Abschnitt* erzählt die unglückliche Schlacht bey Nördlingen, die traurige Lage der Protestanten, die Abschliefsung des Prager-Friedens, in welchen Bernhard durchaus nicht willigte, seine Verbindung mit der Krone Frankreich und sein Benehmen, bey einer Unterredung mit dem König Ludwig XIII, wo Bernhard gegen das Ceremoniel sündigte, und, als sich der König bedeckte, seinen Hut auch aufsetzte. Der ganze Hof gerieth darüber in Erstaunen, und der König selbst kam dabey so aufser Fassung, dafs er seinen Hut geschwind wieder abnahm, und mit den Worten: „Vetter, wir werden weitere Gelegenheit haben, mit einander zu sprechen;" eilig in sein Cabinet zurück gieng. Wir übergehen die zwey letzten Abschnitte über die bekannten Kriegsvorfälle vom J. 1637 bis 1639. Bernhard starb den 8 Jul. 1639 wahrscheinlich an empfangenem Gift, ohne dafs man mit Gewifsheit anzugeben vermag, auf wessen Veranlassung diese That verübt worden. Unter den hierüber vorhandenen Muthmafsungen scheint der Vf. S. 329. derjenigen beyzutreten, welche die Vergiftung dem französischen Hof beymessen will. Nach einer ausführlichen Beschreibung der Leichenceremonien schliefst diese Biographie mit einer kurzen Schilderung seines Charakters. „Mit der Tapferkeit des Soldaten (sagt Hr. v. H.) verband er „ächte Empfindungen für Menschenliebe, Tugend „und Religion. Diese äusserten sich beynahe in jeder seiner Handlung. Seine meisten Feldschlachten „und Züge zweckten darauf ab, der wahren evangelischen Religion aufzuhelfen, und solcher gegen die „ihr angethanen Bedrückungen beyzustehen. Er liebte seine Soldaten als seine Kinder, theilte jede Beschwerde, jede Gefahr des Kriegs, mit ihnen, war in „jedem Treffen an ihrer Spitze, und so geschahe es, „dafs er durch sie und vermöge seiner eigenen Entschlossenheit und Herzhaftigkeit Wunder der Tapferkeit verrichten konnte. — Aus 34 Feldschlachten gieng er als Sieger, und nur in einer einzigen, „in der bey Nördlingen, unterlag er. Aber auch hier „sah man ihn kraftvoll und schnell sich wieder erheben. — Er hafste den Hofzwang, die Pracht, das „Ceremoniel und allen Ueberflufs" etc. (Hieraus können dann unsere Leser auch den Vortrag dieser Schrift beurtheilen.) — Am Ende des Buchs finden sich 12 Urkunden, die aber zum Theil, wie z. B. die von den J. 1526, 1527, 1344, 1622, und 1626 zur sächsischen Geschichte überhaupt gehören, und in die gegenwärtige Biographie weiter keinen Einflufs haben. Einige derselben sind auch bereits in andern Sammlungen gedruckt. Die noch unbekannten und merkwürdigsten sind: Herzog Bernhards Handschreiben, worin er dem geh. Rath Hertleder am 29 Augst 1635 seine damalige Lage meldet; — das Verzeichnifs der österreichischen Aemter und Städte, die Bernhard erobert hatte, und sein Testament d. d. Neuburg des 8ten Jul. 1639. Noch müssen wir bemerken, dafs der Vf. S. 469. in der ganz irrigen Meynung stehet, als ob die, im erwähnten Handschreiben befindliche Aeusserung: „viel (Reichsstände) sind auch opprimiret worden" auf die Nördlinger Schlacht Bezug habe: der Zusammenhang zeigt sehr deutlich, dafs der Herzog hier von den Reichsständen rede, die vom Kaiser und besonders durch den Prager Frieden unterdrückt wurden, und daher genöthiget waren, ihn zu verlassen.

Berlin, b. Maurer: *Merkwürdige Rechtsfälle, Revolutionsscenen, Wunder und gebrandmarkte Heldenrollen.* — Aus dem Alterthume. 1799. 360 S. 8.

Sollte auch diese Sammlung von merkwürdigen Ereignissen der Vorzeit dem Geschichtsforscher nicht so wichtig scheinen, als es der Vf. erwartet: so bleibt sie deswegen doch ein sehr empfehlungswürdiges Buch für die gröfsere Lesewelt, welche hier zu ihrer Unterhaltung und Belehrung eine Reihe wirklicher, aber zum Theile an das Romanenhafte gränzender, Begebenheiten findet, deren natürliche Wirkung, nebst dem gefälligen Ton der Erzählung, den Leser mit Vergnügen bis zum Ende des Buchs führt. Die entfernten Zeiten, versichert der Vf., bieten so wichtige Ereignisse dar, als die Begebenheiten unserer Tage immer seyn mögen; er hätte hinzufügen dürfen, ungleich interessantere, weil hier weniger von grossen Staatsumwälzungen, als von einzelnen Vorfällen die Rede ist, welche bey den Alten immer mehr Antheil erregen müssen, da nach ihren Verfassungen, Privatangelegenheiten weit häufiger in den allgemeinen Gang des Staats mit einwirkten, als diefs bey den neuern Angelegenheiten möglich wird. Die grosse

troffene Auswahl ist gröfstentheils glücklich, vorzüglich der Kampf der Horatier und Curiatier, der Austritt des ärmern Theils der römischen Bürger auf den heiligen Berg, die rührende Geschichte der Virginia, oder vielmehr ihres Vaters im Siege gegen den Decemvir Appius. Sie sind aus einer reichhaltigen Quelle, aus des Dionyf. Halicarnafs. römischen Alterthümern, entlehnt. Des Vf. Verdienst bestand hier darin, an dem schönen Gemälde nichts verdorben zu haben. Mit weniger Glück wufste er aus den Schriftstellern über griechische und ausländische Geschichte zu wählen; die Anekdoten von dem undankbaren Schüler, von der Mörderin ihres Gatten und Sohns, die Beschreibung Babylons konnten durch bessere ersetzt werden; und die aufgestellten Wunderscenen durften, als zum Theil fabelhaft und unbedeutend völlig, wegbleiben, ohne dafs man sie vermifst hätte. Auch eine zusammenhängende Geschichte, mit ihrem Gange und Folgen, der Einfall des Xerxes in Griechenland, hat hier eine, und zwar die längste Stelle im ganzen Buche gefunden; da sie gut, und nach Herodots und Diodors Angaben richtig, erzählt ist: so kann Rec. die Aufnahme nicht tadeln. Einige minderwichtige, doch nicht uninteressante, Anekdoten übergehen wir mit Stillschweigen. Der Vf. hat seine ausgewählten Stücke nach gewissen Rubriken geordnet: „merkwürdige Rechtsfälle; Revolutionsscenen; Wunder; merkwürdige Begebenheiten verschiedener Art; witzige Züge aus dem Alterthume." Das meiste Gewicht legt er, wie man deutlich fühlt, auf die erste dieser Rubriken, in der er sich durch Prüfung des bey den erzählten Vorfällen gefällten Urtheils als Jurist zu zeigen bemüht. Mehrere seiner Gedanken und Ansichten wird man befriedigend finden, zuweilen aber auch hinlängliche Bekanntschaft mit der Verkettung der alten Staatsverfassungen vermissen; zuweilen auch wohl ihn eines nicht ganz richtigen Blicks beschuldigen. Z. B. Darius Hystaspis (hier Hisdaspis geschrieben) hatte als ältesten Sohn aus der ersten Ehe den Artabanes, aus der zweyten den Xerxes; beide streiten bey Lebzeiten des Vaters um das Recht der Nachfolge. Zu Gunsten des letzten wurde der Streit aus dem Grunde entschieden, weil er der Erstgeborne als Königssohn, jener aber erzeugt worden sey, da Darius noch Privatmann war. Der vertriebene Spartanische König hatte dem Prinzen diesen siegenden Grund an die Hand gegeben, und der Vf. findet ihn so wichtig und einleuchtend, dafs er sich verwundert, warum nicht Xerxes selbst sogleich auf denselben gekommen sey. Der nämliche Streit ist seit jenen alten Zeiten noch öfters geführt worden, und man hat den angeführten Grund nicht so einleuchtend als der Vf. gefunden. Gilt schon bey dem Privatmanne die Regel, dafs der Sohn in die Rechte eintritt, die der Vater erst nach der Geburt desselben sich erworben hat; warum nicht noch mehr, wenn von einer Krone die Rede ist, wo die Festsetzung des Gegentheils fast unvermeidliche Bürgerkriege nach sich ziehen müfste. Nur positive, in einem Staate schon vorher bestimmte, Gesetze können für das Gegentheil entscheiden. Der Vf. ist aber seiner Sache so gewifs, dafs er glaubt, der Spruch würde unter ähnlichen Umständen auch in unsern Zeiten gelten, und zwar aus dem noch beygefügten Grunde, „weil ein Privatmann seine Kinder nicht in den Kenntnissen erzieht, die dazu gehören, über ein Land zu herrschen." Unter mehrern Bemerkungen, die sich gegen einen solchen Machtspruch aufdrängen, soll nur die einzige hier ihre Stelle finden, dafs ja der Vater Darius ebenfalls Privatmann gewesen war. — Einige Uebereilungsfehler schaden der Güte des Ganzen nur wenig. Gleich anfangs, bey der Geschichte der Horatier, bringt der Vf. die Floskel an: „noch war es unentschieden, ob Rom oder Alba die Beherrscherin von Italien seyn sollte." Ob sie gleich auch von andern schon an unrechter Stelle ist angewendet worden: so bleibt sie deswegen doch nicht minder unrichtig. Beide Staaten waren damals noch auf ein Gebiet von wenig Meilen eingeschränkt, kannten kaum Italien nach seinem Umfange, und der Gedanke an die Eroberung konnte erst nach Jahrhunderten kommen. — Bey dem Austritt der Römer auf den heiligen Berg kommt der Flufs *Aniene* zum Vorschein; er heifst zuweilen *Anien;* sein gewöhnlicher Name ist *Anio*, im Ablativ Aniene.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Graffé: *Wahre und aufserordentliche Begebenheiten eines rechtschaffenen französischen Flüchtlings*, von ihm selbst beschrieben. Aus dem Französischen. *Zwey Theile.* 1798. 250 S. 8. Mit Kupfern. (21 gr.)

Die französische Revolution ist für die Romanenschreiber eine sehr reichhaltige Fundgrube; sie bietet auch dem dürftigsten Kopfe aufserordentliche Begebenheiten in Menge dar, bey denen er der Mühe der Erfindung fast ganz überhoben ist. Der vor uns liegende Roman ist eines der mittelmäfsigsten Producte dieser Art. Er zeigt weder Einbildungskraft, noch Darstellungsgabe, noch sonst irgend eine Eigenschaft, die ihn der Uebersetzung hätte werth machen können. Indessen ist es noch immer ein Glück, dafs nicht ein besseres Original in die Hände dieses Uebersetzers gefallen ist, der alles, was nur nicht ganz gemein ist, auf die ungeschickteste Weise verkehrt und entstellt hat. Z. B. S. 6. „Mit *Unwillen* mufste ich diefs Opfer unzähliger *Entwickelungen* darbringen, deren Andenken mir nicht gleichgültig ist, und mein Herz noch jetzt *empört.* Die Erzählung würde für andere sehr *abgeschmackt* und ermüdend ausfallen." Man kann errathen, dafs im Original an der Stelle der unterstrichenen Wörter *regret*, *détails*, *emeut* oder *agité* und *insipide* gestanden habe. — Von einem, der seine Kleider vertauscht, läfst er S. 28. erzählen: „Ich zog mein Kleid aus, und hatte kaum das des Freywilligen *gefafst (pris)*, als sich die Thüre öffnete." — Ein Soldat, der *auf* dem Schlachtfelde avancirt wird, wird hier S. 75. zum Brigadier *über* das Schlachtfeld ernannt. Ja II. S. 54. erfährt man fogar die

die ganz unerwartete Neuigkeit, dafs man nicht *unter* Schmerzen sterbe; wo es im Original wahrscheinlich heifst: *on ne meurt pas de douleur* oder *de chagrin*. — Doch genug von diesem mittelmäfsigen Producte!

GOTHA, b. Ettinger: *Adonis oder der gute Neger.* Eine wahre Anekdote aus dem Französischen des Picquemard (des B. Picq.). 1799. 236 S. 8. (16 gr.)

Die Begebenheit, welche den Inhalt dieses kleinen interessanten Buches ausmacht, fällt in die schrecklichsten Zeiten des Negernkrieges, welcher unter *Blanchelande's* Statthalterschaft einen grofsen Theil von Domingo verheerte. Mit den gräfslichen Scenen dieses von beiden Seiten mit einer beyspiellosen Barbarey geführten Krieges, contrastirt hier die Schilderung einer tugendhaften Pflanzerfamilie und ihrer gutmüthigen treuen Sklaven, unter denen vorzüglich einer alle Gefahren mit seiner Herrschaft theilt, und sie endlich, mit Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten, aus den Händen der blutdürstigen Neger errettet. Dieser interessante Stoff ist ziemlich gut bearbeitet, wenn man dem Vf. einige Auswüchse — die der Uebers. zum Theil beschnitten hat — und eine kleine den neusten französischen Schriftstellern eigenthümliche rhetorische Prätension zu Gute hält. Die Uebersetzung ist vorzüglich auf den ersten Bogen ziemlich spröde, sklavisch und hin und wieder durch Ausdrücke der Ritter- und Volksromane entstellt. *Etwas gewahren; einen harten Straus bestehn*, sind Ausdrücke, welche dem historischen Stile ganz fremd sind. Man kann nicht sagen: Gaben, welche der Himmel nur einigen Sterblichen *anzugedeihen* scheint, (S. 7.), so wenig als: *ihrem* Elend spotten. Eine *süfse Wohlhabenheit* (*douce aisance*) S. 17. und ein Mann *ohne Furcht und ohne Vorwurf* statt *ohne Tadel* (*sans peur et sans reproche.*) ist wenigstens fremd.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Acten- und reichsgesetzmäfsige unumstöfsliche Vorlegung der höchstwichtigen folgenvollsten Beschwerden:* dafs in Betreff des uralten Allodialritterguts, Adelmannsfelden, der höchstpreifsl. kaiserl. jetzige Reichshofrath die, von allen unbefangenen Sachkundigen vollkommen gerecht erfundene alte Reichshofräthliche eigene Urtheil vom 20 Oct. 1739. *in causa Vohenstein contra Limpurg, sine ullis novis documentis* den 17 Febr. 1797 höchstunerwartet reformirt, und die von denen v. Vohensteinischen Relicten Rechtserfoderlich eingewendete, mit höchst relevanten *novis* begleitete *Restitutionem in integrum* abgeschlagen hat, — worin unumstöfslich dargethan wird, dafs solches nicht eine blofse *causa privata*, sondern *causa publica*, sofort sämmtlichen höchst. und hohen Reichsständen, wegen der Folgen allerdings gar vieles daran gelegen. — An eine allerhöchst-höchst- und hohe Reichsversammlung in Regensburg abgeschickt. 1799. 29 S. Fol.

Rettung der Wahrheit und des Rechts, gegen die erneuerten Angriffe der v. Vohensteinischen Allodialerben, insbesondere der Herren v. Gültlingen, und v. Oez, in der entschiedenen Sache, v. Vohenstein weibliche Relicten, wider das gräfl. Haus *Limpurg citat. ex L. si contend. nunc restitutionis etc.* 1799. 40 S. Fol.

Dieser bisher bey dem Reichshofrath anhängige, und nunmehr an die Reichsversammlung gebrachte Rechtsstreit, betrifft das im Kanton Kocher gelegene reichsunmittelbare Rittergut Adelmannsfelden. Es kommt dabey auf die Frage an: *ob nach Absterben des Lehnsherrlichen-Mannsstamms, das Oberlehnseigenthum von dem Vasallen mit dem nutzbaren Eigenthum consolidirt worden sey?* — Gedachtes Rittergut ward 1443 von Wilhelmen und Friedrichen zu Limpurg an Georgen v. Vohenstein wiederkäuflich überlassen, jedoch, wegen des nachher über die Ausübung des Wiederkaufs entstandenen Streits, durch einen Vertrag v. 1662 zu einem Limpurgischen Lehn gemacht. Als darauf 1713 der gräflich Limpurgische Mannsstamm durch Ableben Grafen Vollraths erloschen war, behaupteten die v. Vohenstein, das *dominium directum* sey mit dem *utili* consolidirt, und dadurch ein ihnen zugehöriges *allodium* geworden. Der Reichshofrath entschied auch am 20ten Oct. 1739 für sie, gegen die Limpurgische weibliche Descendenz, welche sich dagegen des Restitutionsmittels bediente. Indefs erlosch auch der Vohensteinische Mannsstamm, und es kam zwischen dessen Allodialerben, der gräflich Adelmannischen, der gräflich Rechterischen und der freyherrlichen Gültlingischen Familie, wegen der Besitzergreifung bey dem Reichskammergericht zu verschiedenen Processen, in welchen die v. Gültlingen bey dem Besitz des Guts geschützt wurden. Das Restitutionsgesuch der Limpurgischen Erben blieb indefs bey dem Reichshofrath bis 1797 liegen, und erst am 17 Febr. desselben Jahres erhielten sie ein restituirendes Urtheil dahin: dafs die Impetraten das Gut, gegen die im Vergleich von 1662 enthaltenen Bedingungen, ihnen abzutreten schuldig seyen. Die v. Gültlingen suchten zwar dagegen ebenfalls Restitution: allein solche ward wegen Mangel an neuen Beweisen am 3ten Jun. 1799 abgeschlagen. Gegen dieses abschlägige Erkenntnifs wird nun der Recurs an den Reichstag ergriffen, und eine gemeinsame ständische Beschwerde hauptsächlich um deswillen behauptet, weil 1) der Reichshofrath *contra jus in thesi* die Consolidation des Obereigenthums mit dem Nutzniefslichen nach Erlöschung des lehnherrlichen Mannsstamms, nicht angenommen; 2) gegen die schwäbische Ritterordnung die Veräufserung eines Ritterguts *ad manus potentiores* gut geheifsen, und 3) den reichskammergerichtlichen Erkenntnissen geradezu widersprochen habe. Es scheint jedoch, bey der Zusammenhaltung dieser Schrift mit der Limpurgischen Gegendeduction, dafs dem Reichshofrath ein Verstofs *contra jus in thesi* nicht füglich zur Last gelegt werden könne; denn es treten verschiedene Umstände ein, welche sich auf den Wiederkaufsvertrag beziehen und der Consolidation des Lehns im Wege stehen. Es läfst sich auch schwerlich behaupten, dafs der Reichshofrath die reichskammergerichtliche Erkenntnisse aufgehoben habe; denn diese waren blofs interimistisch und betrafen nur den Besitz der Allodialerben, unbeschadet des wegen der Lehnbarkeit anhängigen Processes. Die Recursschrift hat daher zur Zeit noch nicht das Glück gehabt, zur Dictatur gelangen zu können.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 28. May 1800.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

CONSTANTINOPEL: *Tableau des nouveaux Règlemens de l'Empire ottoman* composé par *Mahmoud Rayf Efendi*, ci devant Secrétaire de l'Ambassade Impériale près de la Cour d'Angleterre. Imprimé dans la nouvelle Imprimerie du Genie sous la direction *d'Abdurrahman Efendi* Professeur de Geometrie et d'Algèbre. 1798. 60 S. Fol. mit vielen Kupfern.

Wiewohl die wenigen Exemplare dieses Buchs schon im Junius 1798 vollendet waren: so sind die ersten davon erst mit Anfange dieses Jahres an die Minister der Pforte und die auswärtigen Höfe vertheilet worden. Die Ursache der Verspätung lag in der Vollendung der mit Scheidewasser geätzten Kupferstiche, von denen die meisten *hors d'oeuvres* sind, und die theils verschiedene Casernen und öffentliche Gebäude Constantinopels, theils das Manöver der Truppen, etc. schlecht genug vorstellen. Diese Ausschmückung scheint eine besondere Lieblingsidee des Vfs. gewesen zu seyn, der dieselbe von London, wo er Prachtwerke mehr durch die Zugaben der Kunst als durch eigenen Werth gelten sah, zurück gebracht haben mag. Das Buch würde durch Weglassung dieser Kupfer nicht das geringste verlieren, und als das erste von einem türkischen Staatsbeamten in einer europäischen Sprache geschriebene, und in Constantinopel gedruckte statistische Werk immer im Gesichtskreise der türkischen Literatur und Buchdruckergeschichte eine merkwürdige Erscheinung seyn.

Der Vf. (dermaliger *Beilikdschi* oder Canzleydirector im Bureau der auswärtigen Geschäfte zu Constantinopel) hatte während seines Aufenthalts in London Gelegenheit, sich mit europäischen Sprachen und Kenntnissen vertraut zu machen, wie er diess von sich selbst in der Vorrede sagt. Obgleich auch diess in dem Munde jedes anderen europäischen Gesandtschaftssecretärs sehr lächerlich scheinen müsste; so muss es ihm, als einem türkischen von Jugend auf in den Vorurtheilen politischer Selbstgenügsamkeit erzogenen, Geschäftsmanne zum wahren Lobe gereichen. Er sagt: *Plein de mes idées* (über das Studium europäischer Politik) *mon premier soin a été de me procurer une Grammaire françoise et un Dictionnaire. Je me suis arreté à l'etude du françois, parceque cette langue étant universelle, elle remplissoit mon objet.* In diesem Buche nun giebt er einen kurzen Auszug der vorzüglichsten neuen Einrichtungen Sultan Selims im Kriegs- und Seewesen, um alle Leser von dem Streben seines Kaisers, das Wohl seiner Völker zu befördern, zu überzeugen. Alles bezieht sich auf den Glorwürdigsten und Unüberwindlichen Sultan Selim den III, dessen weisse Maasregeln und vorsichtige Anstalten alle dahin abzwecken, dem seit ein paar hundert Jahren ein wenig (*ein wenig zu viel!*) gesunkenem Reiche zu seinem alten Flore zu verhelfen, und dessen Lob auf jeder Seite ein paarmal wiederkehrt.

Die Abschnitte des Buchs sind folgende. I. *Règlement pour les nouvelles branches de revenus publics.* Der wichtigste Abschnitt von allen; indem hier sehr umständlich die für die neuen militärischen Einrichtungen bestimmten Geldquellen, die zu diesem Ende neu errichteten Aemter und Stellen, die vormalige Vertheilung der Zehendeinkünfte, und die neu aufgelegten (*billigen*) Abgaben auseinander gesetzet werden. II. *Règlement pour les approvisionemens des Armées et de la Capitale.* Der Mangel an öffentlichen Scheunen und Magazinen verursachte oft in Kriegs- und Friedenszeiten Theurung; jetzt sind nicht nur in den fruchtbarsten Gegenden des Reichs längst der Donau, sondern auch in Constantinopel, mehrere öffentliche Kornmagazine angelegt, und ein eigener *Getreideaufseher* ernannt worden. III. *Règlement pour les Janissaires.* Sultan Selim hat ihre alten durch Missbrauch vergessenen Gesetze und Rechte in voller Kraft wider hergestellt, und dieselben durch öfters angeordnete Waffenübungen neu disciplinirt. IV. *Règlement pour les Dgebedgys (Munitionnaires).* Diess Korps war ehedem blos zur Hütung der Waffen bestimmt, nun werden sie, wie andere Truppen, in Waffen geübet. V. *Règlement pour le Corps des Toptchys (Canoniers).* Die Einrichtung des ganzen Korps, die Uniformen, Unterscheidungszeichen u. s. w. die Verbesserung der Kanonen (durch die Nachahmung der europäischen) der Laffeten u. s. w. Die beygebundenen Kupferstiche stellen die alte und neue Form der Kanonen und Stückwagen, die Casernen der Kanoniere diesseits des Hafens (*unter Pera*), und die alten und neuen Pulvermühlen vor, wovon im folgenden Abschnitt die Rede ist. VI. *Règlement pour la fabrication de la Poudre.* Die Errichtung neuer Pulvermühlen, und bessere Verwendung der zum Pulvermachen bestimmten, aber sonst verschleuderten, Gelder. VII. *Règlement pour les Arabadgis (Charretiers)* d. i. *Stückknechte.* Sie haben dieselben Regeln zu befolgen wie die Kanoniers. VIII. *Règlement pour les Toptchi et les Arabadgis à cheval.* Die fliegende Artillerie befolgt die Vorschriften der stehenden. IX. *Règlement pour l'ordre à observer dans une expedition de Toptchis et d'Arabadgis.* X. *Règlement relatif au corps*

corps des Bombardiers, mit der Abbildung der am Hafen von Sultan Selim erbauten prächtigen Caserne derselben, den Bombenkesseln und Munitionswagen. XI. *Règlement pour le corps des Mineurs*; hier ist von der neuen mathematischen Schule die Rede, in deren ersten Stockwerk die neue Buchdruckerey errichtet, und die auf einer Kupferplatte mit der prächtigen Unterschrift *Academie Royale des Sciences* vorgestellt ist. XII. *Règlement pour l'Amirauté*. Die türkische Marine ist nie in so gutem Zustande gewesen, als jetzt (diess ist Wahrheit). Diess dankt das ottomanische Reich seinem Kaiser, (oder vielmehr den von ihm angestellten europäischen Werkmeistern, deren aber hier mit keiner Sylbe erwähnt wird, dem Franzosen Le Brun, der unter andern den bey Abukir zu Grund gegangnen *Orient* baute: dem Dänen Rode, der die neue Schiffswerfte anlegte; dem Engländer Sparring, der die Kanonierschaluppen baut). XIII. *Règlement pour les sept chateaux situés à l'embouchure de la mer noire*. XIV. *Règlement pour les quatre chateaux situés dans le canal*. XV. *Règlement pour le corps discipliné à l'Europenne*. Alles dieses ist, wie der Vf. am Ende sagt, nur ein kurzer Auszug der neuesten Einrichtungen, aus denen man auf die übrigen schliessen mag; *car c'est ainsi* (schliesst er) *qu'une seule goute d'eau suffit pour indiquer l'existence d'un fleuve d'où elle découle*.

1) Ohne Druckort und unter einem besonderen Umschlage mit der Aufschrift: *Für die Kursächsischen Landstände bey der Eröffnung des Landtags im Jahr* 1799. Nr. 1. — *Was hat Kursachsen den Aspecten nach von dem Landtage des Jahres* 1799 *zu erwarten? Briefe eines Sachsen von der Schweizer Gränze her, an einen seiner Landsleute*. Nr. 1. Meist auf Anlass des neu errichteten Grabmals des Leonidas. 1799. 190 S. 8. (14 gr.)

2) Ohne Druckort: *Einige Worte an die Landstände Sachsens zu dem Landtage* 1799 von *Christian Adolph* Freyherrn *von Seckendorf*. den 6sten Januar 1799. XVI. und 120 S. 8.

Nr. 1. enthält eilf Briefe. Bemerkungen über die Neuerungssucht unserer Zeit, besonders der Jugend, die der Vf. auf einer Reise aus Thüringen nach der Schweiz gemacht zu haben vorgiebt, veranlassen ihn, seine Gedanken über die Nothwendigkeit mancher Verbesserungen, und seine Besorgnisse zu äussern, dass „wenn die Erwartungen bey dem bevorstehenden „den Landtage ganz unerfüllt bleiben sollten, da und „dort mehrere ärgerliche Ausbrüche der Unzufriedenheit kaum aufzuhalten seyn möchten." Diess ist der Inhalt des ersten Briefes. In dem folgendem kommt der Vf. dem etwas näher, was nach dem Inhalt dieser Briefe zu urtheilen, der wahre Zweck seiner Schrift zu seyn scheint. Gegen die Schrift: *Ueber Beförderung des Zutrauens zwischen Regenten und Unterthanen* (S. A. L. Z. 1798. Nr. 141.), wurden in dem bekannten *Grabmal des Leonidas*, (s. A. L. Z. 1798. Nr. 295.) Behauptungen aufgestellt, die unser Vf. hier zu widerlegen und zu berichtigen sucht. Rec. hat das, was er bey dieser Gelegenheit in dem dritten und vierten Briefe über Patriotismus sagt, zwar grösstentheils richtig, aber für den auf dem Titel angegebenen Zweck viel zu ausführlich gefunden. Eben diess gilt nun dem fünften, sechsten, siebenten und achten Briefe, in welchen sich der Vf. mit der Pressfreyheit beschäftigt und beyläufig, weil sein Gegner „die Streitfrage über den Werth des Erbadels unter die Rubrik der unnützen Publicität rechnet," einige Seitenhiebe auf den Erbadel thut. Wenn der Vf. in dem achten Briefe darüber klagt, dass schlechte Unterobrigkeiten zu viel Nachsicht finden, und ihnen über die eingegebenen Beschwerden Bericht abgefodert wird: so hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. die Oberrichter auch zugleich belehrt hätte, wie sie sich in solchen Fällen verhalten sollen. Es ist nicht zu leugnen, dass strafbare Beamte zuweilen zu viel Gunst und Nachsicht finden; aber ungehört und auf einseitige unbescheinigte Beschwerden wird doch wohl der Beamte um so weniger verurtheilt werden können und sollen, da er nicht selten in dem Fall ist, sich, selbst durch die strenge Befolgung seiner Dienstpflicht, Feinde zu machen. — Die letzten Briefe haben eine gleichere Steuer-Vertheilung zum Gegenstande, die allerdings sehr zu wünschen wäre. Obgleich die Sorgfalt des Vf., seine Grundsätze in ein Gewand von Mässigung zu kleiden, nicht zu verkennen ist: so nimmt er doch in den letzten Briefen einen etwas härteren Ton an. Im zweyten spricht er von Flecken der kursächsischen Verfassung; im neunten sagt er und S. 148. „dass dieselbe so schlecht, als möglich sey, „dass sie so wenig, als möglich tauge, wissen wir ja „wohl aus der täglichen Erfahrung von den fatalen „Wirkungen, die sie thut." Rec. erkennt ihre Fehler, und wünscht deren Verbesserung; aber, wenn man von dem Wohlstand des Unterthans, dessen Zutrauen zu seinem Landesherrn, und dem Credit der öffentlichen Kassen auf die Güte der Verfassung schliessen dürfte, (und nach welchen anderen Wirkungen soll man eine Staatsverfassung beurtheilen?): so würden gewiss nur wenige Länder die Vergleichung mit Kursachsen aushalten können.

Noch einen Beweis seiner Inconsequenz giebt der Vf. durch die unanständige Behandlung seines Gegners, S. 170. bey welcher er vergessen haben muss, dass er S. 14. in ihm „*einen der arbeitsamsten und verdientesten Altväter* bey der Regierung Kursachsens „zu erkennen glaubte."

Nr. 2. widmet der Vf. seinem Vater in einer kurzen Zueignungsschrift. In der Abhandlung selbst werden die Landstände zuförderst erinnert, auf Abänderung des Gesetzes anzutragen, nach welchem nur diejenigen altschriftsässigen Rittergutsbesitzer, die acht Ahnen beweisen können, zum Landtage zugelassen werden, und sodann werden denselben folgende Gegenstände der Landespolizey zur Beherzigung und Abstellung empfohlen: *Holzdiebstahl, Fruchtsperre*, bey welcher der Vf. auch auf Anlegung mehrerer Chausseen anzutragen veranlasst wird, *Betteley; Mis-*

brauch

bräuche bey den Magazin- und Frohnfuhren. Nur die zwey ersten werden ausführlich behandelt. Am längsten verweilt der Vf. bey den auf den Holzdiebstahl Bezug habenden Untersuchungen, die zwey Drittheile der ganzen Schrift füllen. Der Vf., der vor kurzem schon in den *patriotischen Winken eines Sachsen* gegen das immer mehr um sich greifende Uebel des Holzstehlens geeifert hatte, wendet sich nun deshalb an die Landstände und die Regierung selbst, und legt ihr seine Bemerkungen darüber vor. A. *Woher der Holzdiebstahl entstanden?* B. *Wie ihm abzuhelfen sey?* C. *Welche Folgen er nach sich ziehen werde, wenn man dagegen nicht zweckmäſsige Maaſsregeln ergreife?* Rec. hat alles dieses gut auseinander gesetzt, die Ursachen, auch die entfernteren, mit vielem Fleiſse zusammengetragen, und die Vorschläge gröſstentheils zweckmäſsig gefunden. Für die Richtigkeit der Angaben, die dem Leser zuweilen übertrieben scheinen müssen, verbürgt sich der Vf. Sollte es aber z. B. nicht wenigstens an einer mangelhaften Beschaffenheit des Darrofens liegen, wenn nach S. 20. zum Welken des auf sieben Schock Bäumen erbaueten Obstes sechs und funfzig Klaftern Holz erfodert wurden? In den Bemerkungen über die Fruchtsperre wird zur Verhütung des Mangels empfohlen, es jedem Feldbesitzer zur Pflicht zu machen, daſs er einen bestimmten Theil seines Ueberflusses bis zur folgenden Aerndte aufbewahre. Ein Vorschlag, der vielleicht mit einigen Modificationen da, wo es an einem Fond fehlt, Magazine anzulegen, allgemeiner als bisher geschehen, ausführbar gemacht werden könnte.

Giessen, b. Heyer: *Versuch eines Systems der Kameral-Wissenschaften,* von *Friedrich Ludwig Walther,* Prof. Philos. ord. auf der Universität Giessen etc. *Vierter Theil. Staatswirthschaft.* 1798. Nebst Vorberichte 1 Alph. 5½ Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Zuerst eine Einleitung, die den Begriff der Staatswissenschaft deutlich und richtig bestimmt, ihre Wichtigkeit und die Nothwendigkeit ihrer systematischen Erlernung zeigt, und die dazu erfoderlichen Grund-, Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften bezeichnet.

Die aus jener Wissenschaft entspringende Lehre der Staatswirthschaft wird hierauf zuerst nach ihren allgemeinen, und dann nach ihren besondern, sich auf einzelne Gegenstände beziehenden, Begriffen und den daraus hergeleiteten Grundsätzen vorgetragen. Jene betreffen die staatswirthschaftlichen Fonds, die zu ihrer Oekonomie erfoderlichen Personen, und die Staatshaushaltung selbst. Hiernach hat der Vf. die Erklärung der ersten aus den Begriffen vom Vermögen, von Bedürfnissen und vom Reichthume überhaupt, und vom Staatsvermögen insonderheit entwickelt; in Absicht des zweyten von dem Zwecke und der Einrichtung der landesherrlichen Kammern, von der Vertheilung ihrer Geschäfte in Departements, von der dahin gehörigen staatswirthschaftlichen Gesetzgebung und von den das Verfahren in jenen Geschäften festsetzenden Kammer- und Departementsordnungen gehandelt; und den letzten Gegenstand, nämlich die Beschaffenheit einer guten Staatshaushaltung, durch genaue Bestimmungen der Erfodernisse hiezu, sowohl als allgemeine nöthige Vorbereitungsmittel, als auch besonders im Betreff der Staatsausgaben, der Staatseinkünfte, des Kammeretats, der Staatsbuchhaltung, und des Kassenwesens, ins gehörige Licht gesetzt.

Mit gleicher Gründlichkeit ist der zweyte Theil behandelt, worin die besonderen, auf die einzelnen Hauptgegenstände der Staatswirthschaft anzuwendenden Grundsätze festgesetzt sind. In Betracht der zuerst dahin gehörigen Landwirthschaft wird, nach dem Unterschiede der Landgüter, nämlich Staats-, Commun-, und Privatgüter, und deren Abtheilung in Stadt- und Gemeine-, Ritter- und Bauergüter, mit vorgängiger Erklärung der Beschaffenheit, Gerechtsame und Obliegenheiten derselben, bestimmt, was dieserhalb von Seiten des Staats zu beobachten sey. Auf eben diese Weise ist die Staatsforstwirthschaft, in Bezug sowohl auf die Staats- als Commun- und Privatwälder behandelt worden. Hierauf folgen diejenigen Begriffe und Grundsätze, die das zweckmäſsige staatswirthschaftliche Verfahren im Betriebe des Bergbaues, in der Benutzung, Unterhaltung und Verbesserung der Staatsgewässer, und in dem Falle sowohl des ausschlieſsenden Betriebes gewisser Nahrungsgewerbe von Seiten des Staats, als auch etwaniger kaufmännischen Unternehmungen desselben, bestimmen. Hiernächst hat sich der Vf. mit der Staats Geld- und Creditökonomie, wie es die Wichtigkeit dieses Gegenstandes verdiente, am längsten und ausführlichsten beschäftiget. Sein Vortrag enthält Aufklärungen und Bestimmungen zuförderst über das Geld, dessen Ursprung, Umlauf und Wirkungen, auch einige Arten seines Erwerbs, und dann über die Privatgeld- und Creditwirthschaft, und die dahin gehörigen Annuitäten, Leibrenten, Tontinen, Banken, Hypotheken- und Depositenanstalten, Creditsysteme und Kassen, Pfandanstalten, Assecuranzen, Sterbe- und Brautkassen, Armen- und Waisenanstalten, Hospitäler, Arbeitshäuser, Sparkassen etc.; ferner über des Staats Geld- und Creditökonomie besonders in den Fällen herbeyzuschaffender ausserordentlicher Gelderfodernisse, durch Benutzung des Staatscredits, durch ausserordentliche Auflagen, durch künstliche Mittel, als Verpfändungen, Anweisungen, Generalverpachtungen, Vorschüsse, Banknoten, Papiergeld etc. und durch Noth- und Zwangsmittel, als gezwungene Darlehne, Verminderung des inneren Werths der Landesmünze, Veräusserungen etc. und endlich über die Anwendung der Staatsgeldeinkünfte zu den mannichfaltigen, hier nach allen ihren Arten angeführten Ausgaben. Zuletzt eine eben so gründliche Untersuchung des Steuerwesens, wodurch, nach vorgängiger Erklärung der vier gewöhnlichen Systeme, nämlich des Handelssystems, des physiokratischen, des Industrie- und des Gewerbe-

systems, die staatswirthschaftlichen Grundsätze bestimmt werden, die in der Anordnung und Erhebung der Steuern sowohl überhaupt, als auch besonders ihrer vier Hauptarten, nämlich der Güter- oder Grundstückssteueren, der Professions- oder Gewerbsteueren, der Handels- und Kapitaliensteueren, zu beobachten sind.

Ueberall sind nützliche literarische Notizen und am Schlusse drey Formulare, eines zum Depositenbuche, das andere zur Depositentabelle, und das dritte zum Controllbuche, auch ein Register des Inhalts, hinzugefüget worden.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Hartknoch: *Briefe eines reisenden Russen von Karamsin.* Aus dem Russischen von *Johann Richter.* Erstes Bändchen. 1799. 216 S. ohne Vorrede. Zweytes Bändchen. 213 S. 8. mit Kupfern. (1 Rthlr. 16 gr.)

Diese Reise geht von Moskau über Twer nach Petersburg, von da über Narva, Riga und Mietau nach Königsberg, wo der Vf. Hn. Kant besucht, und die Unterredung, die er mit ihm hatte, niederschreibt; von da über Berlin nach Dresden, womit der erste Band endiget. Im zweyten führt er uns nach Leipzig, Weimar, Gotha, Frankfurt, Maynz, Mannheim und über Strasburg in die Schweiz. In dieser besucht er Basel und Zürich, womit der zweyte Band sich endiget.

Der Vf. ist ein junger Mann, der sehr gut Deutsch versteht und mit uns und unserer Literatur sehr bekannt zu seyn scheint. Seine Art zu sehen, und sich auszudrücken, seine Wendungen und sein ganzer Ton sind so deutsch, dass Rec. ihn eher für einen aus diesem Volke, der so eben von der Universität kommt, als für einen Russen halten würde. Ihm ist alles neu und alles merkwürdig, und so, vermuthet er, müsse es auch für seine Leser seyn. Er reiset mit dem öffentlichen Postwagen; und so wie sich dieser mehr oder weniger, oder gar nicht an einem Orte aufhält, so liefert auch der Vf. seine Bemerkungen im nämlichen Masse. Jedoch machen Orte, wie Berlin, Leipzig, Weimar, Frankfurt und andere, wo er mehrere Tage bleibt, eine Ausnahme. Durchaus beschreibt er die Gesellschaft, die ihm von Ort zu Ort auf dem Postwagen wird, so wie die, welche er in Wirthshäusern und an andern Orten trifft: welches denn freylich den ernsthaften Leser wenig interessiren kann. Wo es Gelehrte von bekannten Namen giebt, sucht er sie auf, und liefert die Unterredungen, die er mit ihnen gehabt hat. So unangenehm dieses auch manchen seyn mag, die hier wieder lesen werden, was sie gesagt haben: so wird das doch viele Leser sehr unterhalten, die mit Vergnügen über bekannte Männer etwas lesen, oder einem Privatgespräche von ihnen zuhorchen. Und so werden denn *Kant*, *Nicolai*, *Ramler*, *Moritz*, *Weisse*, *Platner*, *Wieland*, *Herder*, *Lavater* und manche andere auf die Bühne gebracht, ohne dass wohl die mehresten dem Vf. die Erlaubniss dazu gegeben haben oder ihm dafür danken möchten. — Vieles mag den Russen neu genug seyn, ist aber für Deutsche etwas langweilig. Geht der Vf. in das Schauspiel: so liefert er den Inhalt des Stückes; sieht er ein Grabmal: so erzählt er die Geschichte dessen, der da ruht; bey dem Namen *Kleist* schreibt er einen Theil der Nachrichten aus, die sich in der Vorrede seiner Werke über seinen Tod finden; das Rosenthal bey Leipzig bringt ihn auf Schröpfers Geschichte; Darmstadt, das ihn an Stark erinnert, verleitet ihn zu einer Abhandlung über die Jesuitenjagd, und bey Gelegenheit der Gallerie von Dresden giebt er gar von S. 197. B. 1. bis S. 213. eine Uebersicht der vorzüglichsten Italienischen und Flämischen Maler, mit den vornehmsten Begebenheiten ihres Lebens und Bemerkungen über ihren Stil, ihre Vortrefflichkeiten und ihre Mängel. Diese Nachrichten kommen nun freylich etwas ungeschickt von einem jungen Manne, der noch sehr wenig Kunstsachen gesehen hat. Auch ist er hier und da von seinen Gewährmännern irre geführt worden, oder hat falsch ausgeschrieben, denn hin und wieder sind diese Nachrichten und Bemerkungen sehr irrig. — Uebrigens ist dieses Werkchen sehr angenehm und unterhaltend geschrieben, und die deutsche Uebersetzung (wenn es wirklich eine Uebersetzung ist) liest sich wie ein Original. Die Darstellung ist immer angenehm und lebhaft, und ein gewisser Anstrich von Enthusiasmus und Schwärmerey wird es jungen Lesern nur um so angenehmer machen. Es ist sehr hübsch gedruckt auf weisses Papier, und hat zwey Kupfer, die für diese Art von Arbeit recht artig sind.

Goslar, b. Kircher: *Topographisch-statistische Beschreibung der —— Reichs-Stadt Goslar ——— von Sebastian Georg Friedrich Mund.* Zweytes Heft. (1800.) 7 Bogen. 8. (6 gr.)

Dieses Heft zeigt den „steigenden Wohlstand der Stadt und sein tiefes Herabsinken" oder mit andern Worten, enthält die, bis in das Jahr 1780 fortgeführte, *Geschichte* der Reichsstadt Goslar, ist also — mit dem Titel genau verglichen — Auswuchs, übrigens seinem in Nr. 352. der A. L. Z. 1799. angezeigten Vorgänger ganz ähnlich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. May 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Bremen, b. Wilmans: *Ideen und Beobachtungen, den thierischen Magnetismus und dessen Anwendung betreffend*, von Dr. *J. Heineken*, der Arzneykunde und Naturlehre ordentlichen Lehrer und Physikus zu Bremen. 1800. X. S. Vorbericht und 231 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Vorliegende Schrift muss dem thierischen Magnetismus, der durch Missbrauch und Charlatanerie so sehr in Misscredit gekommen ist, neue Freunde und Gönner verschaffen. Sie enthält Thatsachen, die für den Physiologen neue Aussichten eröffnen, in den geheimen Process des Lebens tiefer eindringen, und dem praktischen Arzte neues Zutrauen zu einem Mittel, das in gewissen Fällen an Kraft und Wirksamkeit allen Arzneyvorrath der Apotheken übertrifft, einflössen müssen. Wer das Glück gehabt hat, die Männer persönlich kennen zu lernen, welche durch ihre merkwürdige Erfahrungen den thierischen Magnetismus von neuem zu einem des sorgfältigsten Studiums und genauer Versuche würdigen Gegenstand erhoben haben, der muss entfernt von jeder Idee eines dabey statthabenden Betrugs oder einer Selbsttäuschung seyn. Schon durch die wenigen Krankengeschichten, die diese Schrift enthält, wird ein solcher Verdacht hinlänglich weggeräumt. Der Vf. fieng den Gebrauch des thierischen Magnetismus ohne grosses Zutrauen an, und nur die merkwürdigsten Erscheinungen, die wohlthätigsten Wirkungen, überzeugten ihn endlich. Er erzählt unbefangen und ausführlich, was er beobachtet hat, und eben darin besteht auch der eigentliche Werth dieser Schrift. In den 6 Fällen, die hier erzählt sind, wirkte der thierische Magnetismus eine Radicalkur, nachdem mancherley angemessene Mittel zuvor, ohne dauernden Erfolg, angewendet worden waren. Es waren zwar alle 6 Fälle in Nervenkrankheiten ohne einen eigentlichen materiellen Krankheitsstoff, aber doch litten dabey die edelsten Organe, besonders waren die Verrichtungen der Eingeweide des Unterleibs in der grössten Unordnung; die Nervenleiden selbst hatten bey allen 6 Kranken einen hohen Grad. Eine derselben litt sogar an einer wahren fürchterlichen Epilepsie. In drey Fällen wirkte der thierische Magnetismus durch jene sonderbare Krisen, die ihn so merkwürdig gemacht haben, in den 3 andern Fällen half er, ohne eine auffallende Nervenreaction hervorzubringen, und merkwürdig war es, dass gerade von diesen drey letzten Kranken Eine auf die Anwendung des thierischen Magnetismus alle ihre Hoffnung gesetzt hatte, hier also eher die Einbildungskraft, der man so leicht hin jene auffallenden Erscheinungen zuschreibt, mitwirken konnte, unter den drey Ersten hingegen, die in den merkwürdigen magnetischen Schlaf geriethen, sich ein Mädchen aus den niedrigen Ständen befand, die von thierischem Magnetismus nicht einmal einen Begriff hatte. Die merkwürdigste Krankengeschichte ist unstreitig die erste; hier war aber auch ein 16 jähriges Frauenzimmer von sehr geschwächtem und reizbarem Nervensystem der Gegenstand der Behandlung. Bey ihr zeigten sich alle die merkwürdigen Erscheinungen des Somnambulismus. Ihre Reizbarkeit und Empfindlichkeit war im magnetischen Schlafe ausserordentlich exaltirt, ihre Seelenkräfte besassen einen ungewöhnlichen Grad von Lebhaftigkeit und Regsamkeit, ein neuer Sinn für ihr Inneres schien ihr aufgeschlossen, sie glaubte den grossen Nervenplexus in der Herzgrube zu erkennen, und beschrieb ihn mit anatomischer Richtigkeit, sie sagte die Zufälle, die ihr begegnen würden, auf Wochen und Monate mit einer eigentlichen Unfehlbarkeit voraus, und verordnete sich, trotz dem geübtesten praktischen Arzte, Arzneymittel aller Art, Brechmittel, bestimmte Purgiermittel, wie Rhabarber, Krampftropfen, die sie sonst auch einnahm, Aderlässe, Blutigel, Fussbäder, spanische Fliegenpflaster, die auch jedesmal die erwünschtesten Dienste leisteten. Besonders merkwürdig für den Physiologen ist noch die Wirkung, welche die Metalle und der künstliche Magnet auf diese Kranke hatten. Die ersten brachten, von derselben in die Hand genommen, oder auf ihre Herzgrube gelegt, äusserst unangenehme Empfindungen, ein heftiges Brennen, Stechen und convulsivische Erschütterungen der Muskeln, wie von elektrischen Schlägen, hervor; am wirksamsten verhielt sich der Zink, besonders, wenn er mit andern Metallen berührt wurde, oder diese, während sie auf einen Theil des Körpers, namentlich den Arm, aufgesetzt waren, berührte. Der künstliche Magnet, auch ohne den Arm zu berühren, nahe an demselben heruntergeführt, brachte eine unbiegsame Steifigkeit und Erstarrung in demselben hervor, und bloss durch Gegenstriche mit demselben war der Vf. im Stande, den Arm wieder biegsam zu machen. In einem andern Versuche, den der Vf. im sogenannten Doppelschlafe, in welchem alle Erscheinungen der Exaltation sich in erhöhtem Maasse zeigten, anstellte, wurde der von dem einen Pole steifgewordene Arm durch den freundschaftlichen Pol wieder biegsam. Fuhr man mit einem Pole in einiger Entfernung vom Körper von

von den Füſsen nach dem Kopf herauf: ſo erwachte die Kranke plötzlich; fuhr man wieder herunter: ſo kam ſie aufs neue in den Schlaf. Die durch einen Pol in Erſtarrung gebrachte Hand folgte dem freundſchaftlichen, und wurde von ihm in allen Richtungen, ſelbſt mit widernatürlicher Verdrehung der Finger und der Hand angezogen. Dieſe Verſuche wurden an verſchiedenen Tagen im Zuſtande des Doppelſchlafes mit demſelben Erfolge wiederholt, und um jede Täuſchung und beſonders allen Einfluſs der Einbildungskraft der Kranken zu verhüten, wurden in einem Falle die Magnete im Rockermel verſteckt, von Hn. Dr. *Wienholt*, den der Vf. mit zur Kranken genommen hatte, angewendet. Auch bey jenen zwey andern Kranken, die durch den thieriſchen Magnetismus in magnetiſchen Schlaf verſetzt worden waren, zeigte ſich jene auffallende Wirkung der Metalle und des künſtlichen Magnets. Dieſe Erſcheinungen, verglichen mit ähnlichen, welche die Nerven unter andern Umſtänden zeigen, ſind reich an den wichtigſten Folgerungen. Auch der Vf. hat ſie dazu benutzt, und die Ideen, die dadurch in ihm veranlaſst worden ſind, in dem erſten Theile ſeiner Schrift vorgetragen. Rec. muſs aber geſtehen, daſs das Räſonnement des Vf. ihn im Ganzen wenig befriedigt hat, und daſs von dieſer Seite das Werk keinen neuen Beytrag zu einer Theorie der Nervenkraft und ihrer Wirkungsart giebt. Alles, was der Vf. über Nervenatmoſphäre, über das feine expanſible Fluidum, das dieſelbe bilden ſoll, über die Wirkungsart der Nerven, über den Zuſammenhang der Erſcheinungen, die er bey ſeinen Kranken beobachtete, ſagt, iſt höchſt unbeſtimmt, und gröſstentheils in andern Schriften ſchon beſſer vorgetragen. Er unterſcheidet die ſolide Nervenfaſer von dem ſogenannten Lebensfluidum, das vielleicht eine animaliſirte magnetiſche oder elektriſche Materie ſeyn möchte, legt jedem eigene Kräfte und eigene Krankheiten bey, ohne dieſe Meynung mit weitern Gründen zu unterſtützen. Eine ſolche Vervielfältigung beſonders und unabhängig von einander wirkender Kräfte verträgt ſich nicht mit ächter Naturphiloſophie. Die Nerven müſſen jedesmal als wirkſam mit den ihnen inhärirenden Kräften angenommen werden, und dieſe Kräfte flieſsen aus der Structur und Miſchung derſelben. Zu dieſer Miſchung trägt nun ohne Zweifel weſentlich irgend ein feineres Princip bey, aber dieſes Princip ſelbſt iſt ohne Zweifel nur wirkſam, wieferne es einem Nerven adhärirt, wieferne es von dieſem geleitet wird, wieferne es mit andern Stoffen in Verbindung ſteht, und bald frey, bald wieder durch dieſelbe gebunden wird. Nur ſo bekommen die Erſcheinungen des Lebens Einheit, und laſſen ſich unter allgemeinere Principien ordnen. Hätte der Vf., ſtatt unbeſtimmte Hypotheſen vorzutragen, vielleicht eine genauere Vergleichung der von ihm beobachteten Erſcheinungen mit andern ähnlichen, beſonders mit denen des Galvanismus, und mit den Erſcheinungen des eigentlichen Magnets angeſtellt, und die Reſultate, die ſich unmittelbar aus einer ſolchen Vergleichung ergeben, aufgeſtellt: ſo würde er den nachdenkenden Leſer ohne Zweifel noch mehr befriedigt haben. Rec. kann hier den Wunſch nicht unterdrücken, daſs doch Hr. Dr. *Wienholt* ſeine intereſſanten Erfahrungen, nach denen der Auszug des Hn. Prof. *Treviranus* ſo begierig gemacht hat, ebenfalls bald bekannt machen, und daſs das Beyſpiel der Bremer Aerzte bald eine allgemeine Nacheiferung unter den Aerzten Deutſchlands erwecken möge, um einem Mittel wieder allgemeineres Zutrauen zu verſchaffen, das der leidenden Menſchheit zum Heil erfunden, aber wie ſo manches andere Gut, durch den Unverſtand und Miſsbrauch wieder [illegible] gemacht worden iſt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hildesheim, b. Gerſtenberg: *Ueber den Geiſt des Schachſpiels*, von *J. Ch. B. Uflacker*. 1799. 142 S. 8.

Man kann ſchon ein ziemlich guter Schachſpieler ſeyn, ohne den *Geiſt* dieſes Spiels gefaſst zu haben. Der Vf., der nach der Einleitung mit dem Spiel erſt *vor einigen Jahren* bekannt wurde, ſcheint noch nicht einmal unter die mittelmäſsigen Spieler zu gehören. Seine generellen Notizen ſind äuſserſt trivial und unkritiſch, ſeine Regeln unbeſtimmt und verworren. So möchte es z. B. wohl eben ſo leicht ſeyn, das ganze Schachſpiel von neuem zu erfinden, als die Beſchreibung des Vfs. vom Gang des Springers (S. 55) zu verſtehen. Den *Philidor* hält der Vf. für einen *Engländer*, der in Paris gelebt, da es gerade umgekehrt ein in London lebender *Franzoſe* war. Worin die eigenthümliche Manier dieſes Philidor beſtanden, und warum er im Schachſpiel eine ſo groſse Epoche gemacht, darüber erwartet man in einem Buch, über den Geiſt des Schachſpiels billig Auskunft, aber vergebens. Der Vf. ſcheint ſogar die Philidorſchen Spiele, die ſchon einen guten Spieler vorausſetzen, um ſie mit Nutzen ſtudieren zu können, für Beyſpiele zu halten, die bloſs beſtimmt wären, Anfängern anſchauliche Begriffe zu geben. Von dem berühmten Spielklubb auf dem ehemaligen Caffé de la Regence zu Paris, der in einzelnen Punkten zuweilen von den Philidorſchen Pincipien abgieng, und wovon bey *Nicolai* in Berlin unter dem Titel: *Die Kunſt im Schachſpiel ein Meiſter zu werden*, eine ſehr inſtructive Nachricht herauskam, erwähnt der Vf. nicht eine Sylbe. Der Vf. giebt 3 ſehr wichtige Lehren, nämlich man müſſe das Spiel geſchickt ſpielen 1) beym Anfang, 2) beym Fortgang, und 3) beym Schluſs: und dann werde man es gewinnen! beſonders hänge der Gewinn ab, von vorgerückten einzelnen Bauern, *vergeſſenen* Springern, und [illegible] ſcheinenden Bauern. Was doch der Vf. für erbärmliche Spieler vor ſich haben mag, wenn ſie Bauern für unnütz halten, wider alle Regel *einzeln* vorrücken, und ihre Springer *vergeſſen*? Eine weitere ganz neue Regel: Sobald der Gegner den Platz erreicht, müſſe

man

man ihm nicht weiter fortsetzen; wie denn überhaupt der Vf. auf das Verbergen seiner Absicht sich alles zu gute thut. Rec. glaubt im Gegentheil, dass es kein offeneres Spiel als das Schachspiel giebt, dass zwey gute Spieler den *Plan* des Gegners bey jedem Zug aufs innerste durchsehen müssen, und dass der gute Ausgang eines Plans nicht auf seinem Geheimniss, sondern darauf beruhe, dass die Summe der Angriffe die Summe der Defensionen um *Eins* übersteige. Wer unter zwey Spielern am geschwindesten combinirt und summirt, hat die grösste Fertigkeit, und wer unrichtig summirt, wird zurückgeschlagen. Ein Zug, von dem ein guter Spieler keinen vernünftigen Plan errüth, ist zuverlässig schlecht, und folglich haben nur die schlechten Spiele den Vorzug, dass ihre Plane geheim, aber auch unschädlich bleiben. Worauf es gleich in den ersten Zügen ankomme, nämlich 2 Bauern im Mittelpuncte zu souteniren, den König auf der Seite seines Laufers anzugreifen und ein Tempo zu gewinnen, davon sagt der Vf. wiederum keine Sylbe. Man setzt nämlich voraus, dass derjenige, der zuerst zieht, ein Tempo voraus hat, und mit seinem ersten Zug sogleich angreift. Will nun der Gegentheil ihn auch angreifen, so muss er sich gegen den ersten Zug vorher vertheidigen, folglich hat er in der Regel zweymal so viele Zeit, und also zwey Züge gegen einen nöthig, wogegen er es in die Länge nicht aushalten könnte, wofern es sich nicht wie gewöhnlich ereignete, dass der erste entweder seinen Angriff aufgeben und eine Figur zurückziehen muss, oder dass sein Gegner ihm einen Stein austauscht, durch dessen Nehmung der erste ihn nicht zugleich wieder angreifen kann, oder dass er einen Zug thut, der zugleich angreift und vertheidiget. Diese Contra-Coups machen dem ersten ein Tempo verloren, und setzen ihn auf einmal aus dem Vortheil des Angriffs in den Nachtheil der Vertheidigung, worin er, sobald er noch ein einziges Tempo versäumt, das ganze Spiel verloren haben wird. Dieser Verlust eines Tempo kann sich in den ersten 3 bis 6 Zügen am leichtesten ereignen, und deswegen muss darauf besondere Aufmerksamkeit gewendet werden. Das Verhältniss des Tempo zu den Steinen scheint also einzutreffen: Gleiche Steine und Ein Tempo mehr, oder Ein Stein weniger und Ein Tempo mehr kann noch remis werden. Aber gleiche Steine und zwey Tempo mehr, macht das andere Spiel gewiss verloren, weil es nicht wohl thunlich ist, alle Puncte eines Spiels zu defendiren, dass sie sich nicht auf 2 Züge, die der Gegentheil voraus hat, bis der andere seine Vertheidigung herbeyführt, durch die grössere Summe der Angriffe ergeben müssten.

Nach dem Vf. ist es gleichgültig, mit welchem Bauer man anziehe; man wird aber sicherlich das Centrum verlieren, wenn man anders als mit dem Bauern des Königs oder der Königin anzieht. Der Verlust eines Bauern soll im Ganzen dem Spiel wenig Schaden thun; ja, es komme nicht einmal darauf an, ob man zwey oder drey weniger habe. Alle gute Spieler werden hiervon gewiss das Gegentheil glauben; auf einen einzigen Bauern, besonders die Mittelbauern, kommt alles an. Hingegen ist wieder ganz unrichtig, wenn der Vf. sagt: der Bauer vom Königslaufer dürfe nicht verloren werden: ja, es sey sogar gefährlich, ihn nur zu ziehen. Dieser Bauer ist gerade einer von denjenigen, mit denen man gleich im Anfang das Centrum muss zu durchbrechen suchen, und den man zum Austausch gegen den Königsbauer anbietet. Ein Schachmatt mit 4 Zügen ist keineswegs das *non plus ultra* des geschwinden Todes. Es giebt auch eines auf 2 Zügen, wenn nämlich der Schwarze, der den Anfang macht, albern genug wäre, den Bauer seines Laufers, und auf den 2ten Zug den Springersbauern zu ziehen, worauf ihm der Weisse mit seinem 2ten Zug durch die Königin matt setzen würde. — Das Probespiel S. 134, welches wirklich gespielt worden seyn soll, ist über alle Begriffe schlecht. Gleich beym 2ten Zug begeht der Weisse den unverzeihlichen Fehler, seinen Springer vor des Laufers Bauern zu stellen, welches nur als nothwendige Defension statt finden kann; als Angriff aber ein sehr schlechter Zug ist, weil er das Vorrücken und Durchbrechen des Laufersbauern hindert. Eben so fehlerhaft zieht aber der Schwarze auf seinen 2ten Zug ohne Noth die Königin, die in den ersten Zügen gar nicht viel agiren darf. Diesen schlechten Zug erwiedert der Weisse auf den 3ten Zug mit dem noch viel schlechtern, dass er den Königsbauern nur einen Schritt gehen lässt und seinem Laufer aufs ganze Spiel den Weg versperrt; dagegen aber ist der Schwarze auf den 5ten Zug so einfältig, und giebt den Königinbauern für einen Laufersbauern hin, und so geht es durchs ganze Spiel höchst planlos fort. Die Königinnen jagen die feindlichen Könige wechselseitig von einem Ecke ins andere, bleiben, was bey regelmäfsigen Spielen selten zutreffen wird, bis auf den letzten Mann übrig; und endlich bringt der Schwarze ein Matt, das er noch lange hätte vermeiden können, wenn er seine Königin vorgezogen. Das alte Probespiel aus dem *Gustavus Selenus* ist nicht schlecht, und Rec. glaubt darin den Grundzug von dem *Gambit* des *Sylvio* zu finden. Das Schachspiel geschieht gewiss nicht, wie der Vf. glaubt, nach tiefsinnigen Grundsätzen der Logik, nach versteckten Planen einer listigen Politik, sondern seine Taktik beruht auf dem ganz einfachen Grundsatz: dass die Figuren meines Gegners eine zusammenhängende Masse vorstellen, die ich mit der Masse meiner Figuren zurückdrücken muss, dass ich aber eine grosse Masse nur dann bewegen kann, wenn ich mit allen meinen Kräften lediglich auf ihren Mittelpunct wirke. Auf diesen Hauptgrundsatz hat denn auch wohl der Erfinder des Spiels dadurch hingewiesen, dass sich der Wirkungskreis der meisten Figuren, so wie sie sich dem Centrum des Schachbretts nähern, in einer arithmetischen Progression von 2 erweitert. Die Königin, die auf ihrem Platz und auf der ganzen ersten Linie das Feld, worauf sie steht, ungerechnet, 21 Felder bestreicht, commandirt auf den 6 mittlern Feldern der 2ten Linie 23, auf den 4 mittlern der 3ten Linie 25,

auf

auf den 2 mittelsten der 4ten Linie 27 Felder. Auf jedem Eckquadrat bleibt ihre Wirkung immer nur 21 und steigt nach der Entfernung vom Eck regelmäſsig um 2. — Die Wirkung des Laufers erweitert sich von 7 auf 9, auf 11, und auf 13 Felder. Der König auf seinem Feld commandirt 5 Quadrate, in den Ecken der ersten Linie aber auf 3. Auf den 2ten und folgenden Linien commandirt er 8 Quadrate und jedesmal 5 in der Ecke. Das Verhältniſs der Felder, die der Springer bestreicht, ist in der ersten Linie 3 auf seinem Feld, 4 in den mitten inneliegenden, 2 an der Ecke; auf der 2ten Linie ist ist das Verhältniſs 4. 6. 3, auf der 3ten und 4ten 1. 6. 8. 4. Hieraus ergiebt sich also: was für eine Direction man seinen Figuren geben muſs, um ihnen die gröſste Wirksamkeit zu verschaffen, wie sich die Figuren in Absicht ihrer Wirksamkeit gegen einander verhalten und in welcher Lage es vortheilhaft ist, eine gegen die andere auszutauschen. Der Thurn bestreicht auf jedem Feld 14 Quadrate, und daher ist er recht absichtlich in die Ecken postirt, weil er die einzige Figur ist, die durch ihre Lage an den Polen nicht an Kraft verliert. Der positive Werth des Bauern ist eigentlich nur 3, weil er nicht mehr als soviel Felder besetzen kann. Allein bey diesem muſs auch noch ein *negativer Werth* insofern in Betrachtung kommen, daſs, er je weiter er rückt, desto mehr Felder in seinem Rücken deckt, weil er den feindlichen Figuren ihren Wirkungskreis auf alle diejenigen Quadrate hinter ihm verkürzt, worauf sich aus seinem Punct perpendiculäre und diagonale Linien ziehen lassen. Auf diese Art schneidet der Königs- und Königinbauer auf seiner ersten Linie ab: 3 Felder hinter ihm, auf der 2ten 6, auf der 3ten 9, auf der 4ten 11, auf der 5ten 12, auf der 6ten 13. Das Verhältniſs der Felder, welche der Laufersbauer successive deckt, ist: 3. 6. 8. 10. 12. 13., des Springersbauers: 3. 5. 7. 9. 11. 13, des Thurmbauers: 2. 4. 6. 8. 10. 12. Die Summe dieser successiv gedeckten Felder ist beym König- und Königinbauer 54; beym Lauferbauer 52, Springbauer 48, Thurmbauer 42, folglich scheint sich auch der negative Werth dieser Bauern zu verhalten wie 42. 48. 52. 54. Ferner ergiebt sich hieraus: ein Bauer hat seinen gröſsten Werth, nicht wie der Officier, im Mittelpunct, sondern in der längsten Entfernung über den Mittelpunct. Der Geist des Spiels erfodert also über das Centrum hinaus hauptsächlich mit Bauern zu agiren. Ein Bauer, der das äuſserste Ende über den Mittelpunct erreicht, hat den höchsten Werth einer Figur und ist also gleich einer Königin.

Auf dieser angewandten Lehre vom Mittelpunct, auf dem auszumittelnden Verhältniſs des Tempo zu den Steinen, und dem Verhältniſs der Steine gegen einander selbst, beruht also wahrscheinlich der Geist des Schachspiels. Von alle dem hat aber unser Vf. nicht die mindeste Ahndung. Rec. ist überzeugt, daſs, wenn diesen Sätzen von einem mathematischen Kopf noch weiter und gründlicher nachgeforscht wird, noch sehr merkwürdige Resultate hervorkommen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Köthen*, b. Aue. F. G. A. *Lobethans praktische Beyträge zur Rechtswissenschaft*, als eine Fortsetzung seiner juristischen Nebenstunden. Erstes Stück. 1800. 66 S. 8. (6 gr.). Für den Theoretiker ist hier wenig zu finden, dem Praktiker aber, dem auch diese Beyträge eigentlich bestimmt sind, können sie als eine nicht unnütze Lectüre empfohlen werden, besonders wenn der Vf. in Zukunft gehörige Auswahl trifft. Es werden hier keine Rechtssätze erörtert oder begründet, sondern der Vf. beschäftigt sich nur mit der Anwendung derselben. Daher bestehen diese Beyträge aus einzelnen, freylich nicht immer bedeutenden, Rechtsfällen, bey welchen die streitigen Puncte bemerkt und erörtert, und gewöhnlich auch die Urtheile mit den wichtigsten Entscheidungsgründen angeführt werden. Es enthält vorliegendes Stück dreyzehn Beyträge. I. *Rechtsfall von einer Klage ex L. ult. C. de fideic. wobey die Fähigkeit zu fideicommittiren, aus dem Grunde der noch nicht aufgehörten* (aufgehobenen) *väterlichen Gewalt bezweifelt ward.* II. *Zusatz von der Theillosung in Anhalt.* Ganz unbedeutend. III. Eine Weibsperson verweigerte den Zeugeneid, indem sie sich auf ihr schwaches Gedächtniſs und ein Gelübde, keinen Eid abzulegen, berief. Der Vf. meynt, daſs sie allerdings zum Eid gezwungen werden konnte, ob er gleich selbst sagt, daſs „aus dem ganzen Benehmen dieser Person ein ziemlich hoher Grad der Einfalt und des Mangels an vernünftiger Besonnenheit hervorleuchtete. Daſs der Vorwand des Gelübdes hier nichts entscheide, ist allerdings richtig bemerkt. IV. *Rechtsfall von einer Wette*, welche von einer Weibsperson ohne Einwilligung ihres Curators eingegangen und schon deshalb ungültig war, weil der andere Theil von dem Ausgange überzeugt war. Uebrigens ganz unbedeutend. V. *Eine besondere Art von Servitut, zugleich zur Bestätigung des Satzes: daſs Rechtsgelehrten oft auch andere als juristische Kenntnisse nöthig oder doch nützlich sind.* Bedarf wohl dieser Satz noch einer Bestätigung? VI. *Noch etwas zu Erläuterung der Lehre von der willkürlichen Subhastation.* VII. Ein Criminalfall, das so selten in Untersuchung kommende Verbrechen des Kinderabtreibens betreffend, welcher in mancher Rücksicht instructiv ist. VIII. *Von einer Querel des nichtgezahlten Geldes.* IX. *Rechtsfall von einem für einen andern bezahlten Abolitionisquanto u. s. w.* X. *Bestätigung des Satzes, daſs der Besitz gestohlener Sachen — nicht immer eine ... Anzeige eines begangenen Diebstahls ist.* Ist in keiner Rücksicht von Bedeutung. XI. Enthält den Fall einer culposen Tödtung. Ein Apotheker verfertigt für einen Quacksalber eine Arzney, welche an sich unschädlich ist, aber bey dem Kranken, der sich in die Hände des Urindoctors gegeben hatte, wegen des besondern Krankheitszustandes desselben einen plötzlichen Tod bewirkt. Auch der Apotheker war hier in culpa, weil dieser das Gewerbe des andern kannte, und auch die Bestimmung der verfertigten Arzney wuſste. Die Gründe für die Verschuldung des Apothekers sind aber nicht gehörig angegeben. Uebrigens wurde der Quacksalber außer dem bereits erlittenen Arrest mit ...jährigem Gefängnisse, der Apotheker aber mit 20 Thalern an Gelde bestraft; eine Strafe, welche viel zu gelinde ist, weil man hier *wenigstens* die *mittlere Culpa* annehmen muſs, gesetzt auch, daſs das *Corpus delicti* nicht vollkommen ausgemittelt war. XII. *Rechtsfall von der Steuerbarkeit eines Grundstücks.* XIII. *Kann der nächste Verwandte des Schuldners ein Vorzugsrecht vor andern Käufern verlangen?*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. May 1800.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Fröhlich: *Leben des C. Julius Cäsar, von A. G. Meissner. Erster Theil.* 1799. 410 S. 8.

Dass Hr. *M.* dieser Lebensbeschreibung des berühmten Römers eine mehrjährige Zeit widmete, sie anwendete, um die Quellen, sowohl griechische als vorzüglich lateinische mit Sorgfalt zu studieren, dass er, um das Bild seines Helden in der reinsten Vollendung zu liefern, zugleich in das Innere der römischen Verfassung einzudringen suchte, und dass er die mühsam gesammelten Resultate in seiner eigenen Art, das heisst bündig und treffend darzustellen sich bemühete, blickt aus jeder Seite des Buchs, dessen ersten Theil wir zur Beurtheilung vor uns haben, unverkennbar hervor. Der Liebhaber der Geschichte wird hier das Unterhaltende eines Romans in dem leichten Gange der Erzählung, und zugleich in den eingeflochtenen Räsonnements Anlass zur Erweiterung seiner Kenntnisse finden; und der Kenner tausend Gelegenheiten nicht von der Hand weisen können, mit dem Vf. fortzudenken, oder bey dem Abweichenden seiner eigenen Ueberzeugungen, Gegengründe in die andere Waagschale zu legen; kurz, er wird immer sich selbst oder den Vf. zu berichtigen Ursache haben, folglich das Werk interessant finden. Zu dem letzten Geschäfte fehlen die Veranlassungen nicht, und bey allen dem hier gegebenen unpartheyischen Lobe, müssen wir doch gestehen, nicht ganz mit Befriedigung das Buch aus der Hand gelegt zu haben. Wir glaubten zu finden, dass Hr. *M.* zuweilen mehr hätte leisten können, als er geleistet hat, und wieder, dass er mehr geleistet hat, als der Gegenstand seiner Bemühungen ihm erlauben konnte. Die hohe Erwartung, mit der wir zur Lectüre gingen, mag vielleicht einiges zu diesem weniger günstigen Urtheile beytragen. — Ein Schriftsteller, der mit Recht den Anspruch machen kann, Cäsar's würdiger Biograph zu werden, und dabey den Vorsatz ausführt, von der damaligen Lage der Republik seinen Lesern ein sprechendes Gemälde vorzulegen, setzt die Erwartung schon voraus, dass er auch die ganze Gestalt dieser Republik zum Vorwurfe seiner eigenen Untersuchungen gemacht habe, da alle Fehler der Zukunft ihren Keim in den frühern Einrichtungen hatten; dass er von Rom in seinem Ganzen und in seinen einzelnen Theilen eine sichere zuverlässige Kenntniss besitze. Dies ist nun der Fall hier nicht so ganz; den Livius hat Hr. *M.* gelesen, aber das Studium des Dionysius Halicarnass. vermisst man, dieser reichen unentbehrlichen Quelle für jeden, der sichs zu rühmen wagt, die Tiefen der verwickelten römischen Verfassung durchblickt zu haben. Dadurch entstehen dann nun auch für die spätern Umwandlungen, fein angelegte Räsonnements, welche nur halb treffen, weil sie nicht von ganz richtigen Grundsätzen ausgehen. Beyspiele hievon lassen sich unmöglich ausheben, weil sie als zerstreute Aeusserungen mitten in einer Kette von durchdachten Wahrheiten und Folgerungen liegen, deren Zusammenhang man angeben, und dann mit Ausführlichkeit zeigen müsste, warum ein Nebengedanke nicht diese, sondern eine etwas verschiedene, Wendung hätte nehmen sollen. Die Probe wird schon weitläuftig, wenn man blosse Facta wählt; doch mögen hier einige stehen, damit wir nicht in das Weite zu tadeln scheinen. „Rom, heisst es S. 2., war ohne Hafen und vom Meere entfernt, und erschuf sich doch, sobald es darauf dachte, eine furchtbare Seemacht.“ Mehrere zu unrichtigen Begriffen führende Sätze auf einmal. Rom lag nicht an der See, aber an einem schiffbaren Fluss, es hatte einen guten Hafen an der nahen Mündung desselben, und unter seinem Gebote standen alle übrigen Seestädte der benachbarten Küste. Wie sehr es übrigens bestritten wird, dass Rom im ersten punischen Kriege sich erst und auf einmal seine Seemacht sollte erschaffen haben, da schon drey frühere Bündnisse dieses Staats mit Karthago wegen der Seefahrt vorhanden waren, ist Hn. *M.* wohl lange bekannt. S. 21. „In dem Bundesgenossenkriege pflanzte sich von den Alpen bis zu Italiens äussersten Ufern die Empörung gleich einem Lauffeuer fort.“ Wir wollen nicht fragen, welches bey einem von drey Seiten vom Meere umflossenen Lande die äussersten Ufer sind; aber die Erinnerung ist nicht überflüssig, dass Italien damals nicht bis an die Alpen reichte, und dass die cisalpinischen Gallier keinen Antheil an diesem Kriege nahmen, an einem Kriege nicht nehmen konnten, in welchem um den Besitz des römischen Bürgerrechts gefochten wurde. S. 28. „Von keinem Dictator, keinem Triumvir, selbst wahrscheinlich vom Jul. Cäsar nicht, würde Rom besiegt und beherrscht worden seyn, hätte die Zahl seiner Bürger nur innerhalb seiner Mauern sich befunden.“ Wir zweifeln, ob Hr. *M.* diesen Satz beym Niederschreiben hinlänglich überdachte. Soll er sagen: wäre Rom immer klein und von unverdorbenen Sitten geblieben, so würde schwerlich einer seiner Mitbürger

bürger je die Alleinherrschaft an sich gerissen haben: so ist der Satz wahr, aber kaum der Bemerkung werth, gehört auch nicht in diesen Zusammenhang. Soll er aber nach dem Wortverstande genommen werden: so möchte Rec. die Vertheidigung desselben nicht auf sich nehmen. Rom hatte nie, auch wie es noch klein war, seine Bürger bloss innerhalb seiner Mauern; und jetzt nach der Eroberung grosser entfernter Länder, da die Bürgerzahl über eine Million gestiegen war, sollten Roms Mauern sie umfassen? Und wäre denn in dem angenommenen Falle das Verderben unter der unübersehbaren Menge weniger gross gewesen? Vielleicht wollte der Vf. sagen: Rom fehlte es an einem repräsentativen Systeme von seinem Ursprunge an; nur dieses hätte das Uebel, wo nicht völlig abwenden, doch ungleich weniger schädlich machen können. Auch die Darstellungen von Roms auswärtigen Verhältnissen sind nicht fehlerfrey. S. 46. „Seit Alexander konnte sich kein Fürst in Asien mit Mithridat vergleichen; sein ererbtes väterliches Reich, 600 Meilen lang, hatte er beynahe verdoppelt." Sein väterliches Reich bestand aus einer kleinen Portion von Kleinasien, seine Eroberungen erstreckten sich längst den Küsten des Pontus Euxinus; nach Appian's c. 15. übertriebner Angabe betrug die Länge des Ganzen 500 Meilen, von der Breite sagt er nichts, diese hatte nirgends über 30 Meilen, an vielen Stellen war sie weit geringer, und in dieser Ausdehnung sind eine Menge roher Völker begriffen, über welche Mithridates die Oberherrschaft und sonst weiter nichts besass. Der benachbarte Tigranes war also ein ungleich mächtigerer Fürst, auch schon wegen der Güte und Bevölkerung seiner Länder; und gegen die Grösse eines Antigonus und Seleukus kommen Mithridat's Länder vollends in keine Betrachtung. Er als Mann war furchtbar, weit weniger die Ausdehnung seines Reichs. Eben so hat sich Hr. *M.* mit den cilicischen Seeräubern übereilt, welche ihren eigentlichen Sitz in Jonien und Karien, und zu Delos ihren Sammelplatz gehabt haben sollen; und S. 198. mit der Eintheilung Hispaniens; und mit dem Process des Clodius zu Rom; die Briefe an den Atticus, welche Hr. *M.* gelesen hat, zeigen, dass man nicht stritte, wer den Clodius richten sollte, sondern ob der Rath, oder ob ein Tribun die Sache bey dem Volke anbringen sollte; nur in dem letzten Falle konnte er Gelegenheit zur Bestechung seiner Richter bekommen. — Zu viel scheint uns Hr. *M.* durch die sehr in das Einzelne gehende Erzählung der in Rom vorgefallenen Ereignisse gethan zu haben, zu einer Zeit, da Cäsar noch Kind oder Jüngling war, wenigstens in keinem Staatsgeschäfte sich ausgezeichnet hatte. Ein Gemälde von der damaligen Lage des Staats, auf welchen Cäsar in der Folge so allgewaltig wirkte, das Bild der wichtigsten handelnden Männer, war allerdings nöthig, wenn der Leser auf den richtigen Standpunct sollte gesetzt werden, aus welchem er des spätern Dictators Schritte gehörig zu fassen und zu beurtheilen vermögend wird; aber die Ueberschreitung des glücklichen Mittelmaasses beweist der Umfang dieses ganzen ersten Theils, welcher nur bis zum Anfange von Cäsar's erstem Consulate reicht, folglich von der Hauptperson der Geschichte nichts als einige Anekdoten, und die vielleicht nicht ganz gelungene Vertheidigung, dass er irgend einen Antheil an Catilinas Verschwörung gehabt habe, enthält. Für die beiden folgenden Theile fällt nun freylich dies alles weg; wir bitten aber doch den Vf., Abschweifungen von seinem Gegenstande, so viel möglich, zu vermeiden: sie schaden dem Interesse seiner kraftvollen Darstellung; so wie ihr die affectirte Rechtschreibung und unrichtige Wortfügung schadet. Schon einem mittelmässigen Schriftsteller würde man es nicht vergeben, wenn er Seithen, Aegipten, Bithinier, Ciprer, Ptolomäus etc. schriebe, würde es als ein Zeichen seiner Unwissenheit ansehen; weit weniger noch vergiebt man es dem Vf., da Nachäffer seine gute Darstellungsgabe nie, leicht aber solche Unrichtigkeiten und die Worte *Abwesendheit*, *Kennzeichen* etc. ihm ablernen können. Hie und da stösst man noch immer, wie in andern Schriften des Vfs., auf geschraubte Ausdrücke, und andere Fehler der guten Schreibart. Es schmerzt doppelt, wenn man sieht, wie rein und ungezwungen der Vf. schreiben kann, wenn er will. Als Beweis ein Theil seiner Vorrede: „*Zur kleinen Zahl* „dieser Ausgezeichneten gehört durch die fast einmü„thige Stimme von achtzehn Jahrhunderten auch Ju„lius Cäsar. Man hat zwar oft genug den morali„schen Gehalt seines Charakters, die Rechtmässigkeit „seiner Kriege, die Milde seiner Obergewalt bestrit„ten; aber man hat nie geleugnet: dass er hervorra„gend unter seinen Zeitgenossen da stand; dass seine „Geistesgrösse noch mehr als sein Glück siegte; dass „er mit wunderbarer Kraft die Staatsform *seines Va*„terlands umschuf; dass unter allen bürgerlichen Sie„gern in Roms Geschichte — ja vielleicht in der Ge„schichte des ganzen Erdkreises — sich keiner mit „ihm vergleichen darf; kurz, dass er Thaten that, „die unsterblich wurden, und unsterblich zu werden „verdienten." — Der Verleger hat durch schönes Papier, correcten Druck, und durch ein gut gerathenes Kupfer, zur Verschönerung des Werks beygetragen.

MIETAU, b. Steffenhagen: *Vollständige Bibliothek kurländischer und piltenscher Staatsschriften*, der Zeitfolge nach aufgestellt von *Johann Christoph Schwartz.* Mit Bewilligung der kaiserlichen rigaischen Zensur (Censur). 1799. 1 Alphabet 10 Bogen. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Unstreitig das beste und vollständigste Verzeichniss in seiner Art, jedem, dem an genauerer Kenntniss der Geschichte und des ehemaligen Staatsrechts von Kurland gelegen ist, unentbehrlich, auch dem Literator willkommen. Es erstreckt sich sowohl über die handschriftlichen, als über die gedruckten Werke, führt sie, wie schon aus dem Titel erhellt, in chronologischer Ordnung auf, zeigt bey den mehre-

ſten

ken, durch welche Ereignisse sie veranlasst wurden, stellt ihren wesentlichen Inhalt dar, und giebt von ihren Urhebern die nöthigsten biographischen Notizen. Die älteste der verzeichneten Schriften ist der bekannte Unterwerfungsvertrag (*Pacta subjectionis sub Sigismundum Augustum — — et Gothardum etc.*) vom Jahre 1561, und in Ansehung des Piltenschen Kreises der Cronenburgische Transact vom J. 1585; die neuesten Schriften sind die 1795 erschienenen, durch die Unterwerfung Kurlands unter russische Hoheit erzeugten Publicate. Angehängt ist eine kurze Nachricht von den Diarien der in Kurland und im piltenschen Kreise gehaltenen Landtage, nebst dem Verzeichnisse aller seit 1768 vorhandenen kurländischen Landtagsdiarien. In den ersten herzoglichen Zeiten bis in das J. 1617 waren die Landtage, d. i. die Zusammenkünfte des kurländischen Adels, nicht auf bestimmte Termine festgesetz. Von den Verhandlungen in denselben wurden keine umständlichen Tagebücher geführt, sondern man begnügte sich, die Resultate dieser Verhandlungen in sogenannte Landesrecesse abzufassen und sie so aufzubewahren. Im kurländischen Staatsrechte kann auf sie nicht Rücksicht genommen werden, weil sie in der Regimentsformel von 1617 für ungültig erklärt sind. In dieser *Formula Regiminis* etc. wurde dem Herzoge auferlegt, alle zwey Jahre einen Landtag auszuschreiben, wenn nicht die Umstände es früher erfoderten. Vom J. 1618 an hat man die Landtagsschlüsse bis ziemlich weit in „*dieses* Jahrhundert" (in das siebenzehnte oder achtzehnte?) gesammelt; sie sind aber nur schriftlich vorhanden. Von welchem Jahre an man angefangen habe, vollständige Diarien zu führen, und, wenn auch gleich nur handschriftlich, aufzubewahren, ist nicht bekannt. *Gedruckt* sind sie erst vom *J.* 1763 an erschienen; doch fallen auch seit dieser Epoche einige aus, die man der Presse nicht übergeben wollte. Die gedruckten kurländischen Landtagsdiarien bestehen aus zwey Theilen: der erste ist das eigentliche, den ganzen Gang der Geschäfte enthaltende, Tagebuch; der andere liefert alle zu den Verhandlungen gehörige Actenstücke oder Beylagen, nebst dem Beschlusse, so oft nämlich entweder der Herzog mit den Landboten gemeinschaftlich, oder die letzten einseitig einen Beschluss abgefasst haben. Jenes wird ein *Landtagsschluss*, dieses aber ein *Landesschluss* oder *Conclusum* genannt. Auf einigen Landtagen ist es weder zu dem einen, noch zu dem andern, gekommen. Von den im *piltenschen* Kreise gehaltenen Landtagen hat man die Beschlüsse der Ritterschaft von 1618, umständliche Diarien aber erst seit 1765 abzufassen und aufzubewahren angefangen; doch ist von diesen Tagebüchern oder Landtagsschlüssen nichts gedruckt. — Den Gebrauch eines Buchs, wie das gegenwärtige, zu erleichtern, ist ein gutes Nominal- und Realregister nothwendig. Das hier angefügte gibt zwar oft hinlängliche Auskunft, sollte aber in Ansehung mancher Artikel zweckmäfsiger eingerichtet seyn. Nur ein paar Beyspiele zum Beweise: Der seit 1770 zunehmende Geldmangel in Kurland und die da herrschenden Mischelligkeiten erzeugten einen Aufsatz, der sich anfängt: *Dass Uneinigkeit* u. s. w. Wer wird den nicht unter G (*Geldmangel*), oder K (*Kurland*, und *Kayserlingk*, weil der Graf Dieterich v. K. Verfasser desselben seyn soll), oder allenfalls unter U (*Unruhen*, *Uneinigkeit*) suchen? Aber in diesen Buchstaben ist davon tiefes Stillschweigen; dagegen findet man ihn, wo niemand ihn erwartet, nämlich unter D, wohin er nicht einmal als Nachweisung (Remission) gehörte. Der 1791 von E. J. v. *Medem* herausgegebene *Ganz unentbehrliche Anhang* u. s. w. steht unter G, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil das erste Wort des Titels sich mit diesem Buchstaben anfängt. Dergleichen, von Unkunde oder übel angebrachter Bequemlichkeitsliebe zeugende Misgriffe giebt es mehrere, woraus wir schliessen, dass der fast überall gründliche Kenntniss und beurtheilende Sorgfalt verrathende Vf. des Buchs das Register nicht selbst gemacht habe. In Ansehung einiger in diess Verzeichniss noch gehörenden Schriften, die Hr. *S.*, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht auftreiben konnte, musste er sich auf die blosse Anzeige ihrer Titel einschränken. Auf diejenigen noch hieher zu rechnenden Aufsätze, die „als gelegentliche Beylagen in andern Werken" vorkommen, hat er, laut S. 5 der Vorerinnerungen, keine Rücksicht genommen. Unter *andern Werken* versteht er ohne Zweifel solche, die Kurland's bisherige Verfassung und Staatsgeschichte nicht zu ihrem alleinigen oder Hauptgegenstande haben. Dann aber hat er selbst eine Ausnahme von seiner Regel gemacht, indem er die wenigen, in *Gadebusch's* livländischer Bibliothek und den in den nordischen Miscellaneen dazu gelieferten Supplementen befindlichen, in seine Sammlung gehörigen Artikel hier von neuem, und zwar mit allem Rechte, verzeichnete. Dass diese Ausnahme die einzige ist, davon liegt der Grund gewiss nicht in einer Arbeitsscheue des Vfs., sondern vermuthlich in seiner Ueberzeugung, dass alle Bemühung deshalb vergebliches Zeitverschwenden seyn würde. Freylich dürften den literarischen Forscher, dem um die Ausmittelung, wo etwa ein auf kurländische Staatsverfassung etc. sich beziehendes Stück nebenher aufgenommen seyn möchte, zu thun wäre, selbst die besten Catalogen der ansehnlichsten Bibliotheken sehr oft im Stiche lassen. Rathsam wäre es jedoch gewesen, solche Schriften durchzublättern, die durch die Verwandtschaft ihres Inhalts die Vermuthung erregen konnten, dass hier vielleicht ein Fund zu machen sey; und diese Vermuthung wäre nicht immer getäuscht worden. So konnte z. B. Hr. *S.* unter den Beylagen zum zweyten Theile von *Schmidt-Phiseldeck's* Materialien zu der russischen Geschichte u. s. w. S. 468—519. die merkwürdigen *Considérations sur l'Affaire de Courlande* finden, die in dieser Bibliothek billig nicht fehlen sollten. Der ungenannte Verfasser derselben ist wahrscheinlich *Friederich Ludewig* edler Herr *von Berger*, obgleich in der *Pütterschen* Literatur des deutschen Staatsrechts diese *Considérations*

tions etc. nicht unter den v. Bergerschen Schriften mit aufgeführt sind.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

REGENSBURG, b. Montag u. Weiss: *Ehestandsalmanach für das Jahr* 1798. *Ein Taschenbuch für Eheleute und Ehelustige.* 32 u. 312 S. — *Derselbe für das Jahr* 1799. 32 u. 299 S. — *Derselbe für das Jahr* 1800. 32 u. 294 S. 8. (jeder 1 Rthlr. 8 gr.)

Die Einrichtung ist zweckmäsig. Die Monatstafeln sind in drey Columnen gespalten, von welchen die erste die Monatstage der Empfängnifs vom ersten bis zum letzten Tage des Jahres, und die beiden letzten die dem Empfängnisstage correspondirenden Tage der verspürten Bewegung des Kindes und der Entbindung anzeigen. Hierauf folgen gewöhnliche Kalendernachrichten, und den übrigen Raum nehmen Auffätze über Gegenstände ein, die mit dem Ehestande in näherer oder entfernterer Beziehung stehen. Es sind folgende: 1798. Körperlicher Zustand und Vermehrung des Menschen überhaupt; Begattung; Erzeugung; Empfängniss; die vergebliche Kunst, Knaben und Mädchen nach Belieben zu zeugen; Schwangerschaft und Geburt; Versehen und Muttermäler; das Verhalten der Schwangern; Selbststillen; Ammen; die erste physische Erziehung; Ehestandsbibliothek, wird in dem folgenden Jahrgange fortgesetzt. 1799. Physische Liebe zum andern Geschlecht, nach ihren mannichfaltigen Verhältnissen zu verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Völkern; Beschreibung der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile; monatliche Reinigung; weibliche Brüste; Zahnen der Kinder; die Inoculation der Pocken. 1800. Physische Ehescheidungsgründe oder Ehehindernisse, *de frigidis et maleficiatis*, oder über den Schlafrock des Montagne; welches von beiden Geschlechtern, das männliche oder das weibliche, hat vor dem andern den Vorzug? oder haben beide Geschlechter gleichen Rang? über einige Auswüchse des Begattungstriebes; über Onanie; über Erbkrankheiten; über Wittwen- und Waisenversorgungsanstalten; Sterblichkeitstabellen; Maximen für Liebende und Eheleute. Durchaus charakterisirt sich der Vf. (denn die Gleichheit der gebildeten, gesetzten, aber doch nichts weniger als trockenen Schreibart, scheint nur auf Einen Vf. zu deuten), als einen nicht blofs in seiner Wissenschaft, sondern auch in andern literarischen Fächern, erfahrnen und kenntnissreichen Arzt. Die im vorigen Almanach vorkommenden Beschreibungen der Geschlechtstheile, obwohl sie für die der Anatomie und Arzneywissenschaft Unkundigen ohne Nutzen und zu ausführlich seyn dürften, sind zwar, so wie einige Auffätze in dem diessjährigen, in der Sprache des geraden, unbefangenen Zergliederers und Arztes, aber doch mit so vieler Schonung und so vorsichtiger Vermeidung alles die Sinnlichkeit reizenden Anstrichs abgefasst, dass sie wahre Schamhaftigkeit solcher, für welche dieser Almanach bestimmt ist, nicht beleidigen können. Wir wüssten unter den angeführten Auffätzen keinen anzugeben, der nicht in gleichem Grade lehrreich und unterhaltend wäre. Auf die moralische Seite des Ehestandes und der darin statt findenden Verhältnisse, ist bis jetzt noch gar kein Bedacht genommen. Dagegen sind einige Auffätze im diessjährigen Almanach wohl hier nicht recht an ihrem Platze.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort: *Ueber den Illuminaten-Orden.* 1799. 87 S. 8. (8 gr.) — Der ungenannte Vf. dieser Geschichte und Charakteristik des Illuminaten-Ordens hat die löbliche Absicht, die christliche Kirche und weltlichen Regenten gegen ein — Gespenst, das schon seit ein paar Jahren aus den Köpfen verschwunden war, und beiden den Untergang bereiten sollte, von neuem aufmerksam zu machen. Die Schrift ist vom Anfange bis ans Ende im Tone der höchsten Leidenschaft geschrieben, und Alles ist aus seiner natürlichen Lage gerissen. Durchaus ist der Vf. gegen Sachen und Personen partheyisch; und ein abgelegter Feind aller Aufklärungs Eigenschaften, die an einem Geschichtschreiber den Willen der Wahrheit getreu zu bleiben, und nicht auch das, was weiss ist, schwarz zu färben, selbst bey unkundigen, aber uneingenommenen, Lesern verdächtig machen müssen. Der Vf. mag Hn. *Weishaupt* noch so sehr herabsetzen, dieser bleibt doch in der Meynung derer, die wahre Gelehrsamkeit zu schätzen wissen, ein Mann von sehr ausgebreiteten schätzbaren Kenntnissen und Einsichten in mehrern wissenschaftlichen Fächern, und seine Entfernung von dem akademischen Lehrstuhle für diesen ein wahrer Verlust.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. May 1800.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, b. Gebauer: *Horazens Satyren*, in deutsche Verse übersetzt, und mit kurzen erläuternden Anmerkungen versehen, von *Johann Jacob Harmsen*. 1800. 236 S. gr. 8.

Der Vf. führt in der Vorrede Wieland's beyfälliges Urtheil über eine ihm vorgelegte Probe seiner Arbeit an, nicht um damit die Kritik zu entwaffnen, welches auch schon darum nicht gelingen könnte, weil man von der Güte der Probe nicht geradezu auf das übrige würde schliessen dürfen; sondern um mit der Aufmunterung eines solchen Mannes seine Kühnheit zu rechtfertigen, womit er sich entschloss, in seiner Uebersetzung der Satyren fortzufahren. Auch hat ihn Wieland's Lob so wenig übermüthig gemacht, dass er vielmehr die Dienste, welche ihm dieses Vorgängers Uebersetzung der horazischen Satyren geleistet hat, mit aufrichtiger Dankbarkeit rühmt.

Ein Hauptunterschied dieser Uebersetzung von der Wielandischen liegt darin, dass sich Hr. *H.* die Schwierigkeit des Reims aufgelegt hat, und diese hat er wirklich so gut überwunden, dass vom Sinne, von der Leichtigkeit und Zierlichkeit des Originals dabey weit weniger verloren gegangen, als man vermuthen sollte, und dass sich seine Uebersetzung im Ganzen mit Vergnügen lesen lässt, so fern man es sich nicht durch überspannte Foderungen selbst verdirbt. Eine vollkommen glückliche Nachbildung wird zwar unsers Bedünkens immer nur in der Versart des Originals möglich seyn; nur dass hier dem Uebersetzer es oft eben so schwer wird, nicht steif und gezwungen zu werden, als in anderer Versart, zumal wenn die Reime hinzukommen, von der Kürze des Originals nicht zu viel zu verlieren. Aber darum verdienen auch Versuche in andern Versmaassen, mit Fleiss und Geschmack unternommen, Beyfall, besonders wenn sie das Mühsame besiegter Schwierigkeiten so gut, als dieser, zu verstecken wissen.

Für junge Leser des Horaz hat eine Uebersetzung wie diese, auch den Vortheil, dass wenn sie eines Theils daran inne werden, wie viel sich hier wirklich durch Talent und Fleiss erreichen lässt, sie doch auch Gelegenheit haben, das Misslungne, und warum es habe misslingen müssen, zu bemerken. Dergleichen Beobachtungen lassen sich natürlich angenehmer bey einer Arbeit, an der vieles gut, als an einer, woran das meiste schlecht wäre, anstellen. Aus diesem Grunde wünschten wir, dass Hn. Harmsen's Uebersetzung in Schulen bey Erklärung der horazischen Satyren Eingang fände.

Einige Proben dieser Uebersetzung, wozu wir Stellen von verschiedenem Charakter wählen, mögen unser Urtheil unterstützen; denen wir um so eher den Platz einräumen können, da wir von den, bloss für Leser, welche das Original nicht lesen können, bestimmten Anmerkungen, nichts zu sagen brauchen.

I. Buch. 9. Satyre.

Jüngst da ich auf dem heil'gen Wege,
Ich weiss nicht was für Grillen fing,
Und ganz vertieft darin, wie ich wohl öfters pflege,
Ein wenig dort spatzieren ging,
Kam jemand, der mir kaum dem Namen nach bekannt,
Ganz unerwartet auf mich zugerannt.
Er griff mich freundlich bey der Hand
Und sprach: *Wie geht's mein Bester?* — „Wie mir's täglich
Zu gehn pflegt; aufzuwarten; ganz erträglich."
Ich schlendre fort, und da er Schritt vor Schritt
Mir folgte, frag ich: kann ich sonst womit
Dir etwa dienen? — *O nur etwas näher*
Wünsch ich von dir gekannt zu seyn.
Ich bin ein Dichter. — „Ey, so steigt, erwiedr' ich, dein
Verdienst bey mir um so viel höher."
Nun sucht ich unruhvoll mich von ihm zu befreyn,
Bald fing ich an geschwind zu gehen,
Dann blieb ich eine Weile stehen,
Bald raunt' ich etwas Unerhebliches
Dem Diener in das Ohr, indess
Der Angstschweiss mir bis auf die Fersen rann.
O sprach ich bey mir selbst, du glücklicher *Bollan*
Wer jetzo deine Tollheit hätte.

Dass Horazens *ibam*, womit die Satyre anfängt, erst in den vierten Vers gebracht, und mit den Worten: *Ein wenig dort spatzieren ging* ausgedrückt ist, thut keine gute Wirkung, weil nun mehr Nachdruck auf diesen Begriff fällt, als ob ein *Zweck* damit bezeichnet werden sollte, wo der Dichter doch nur eine *Gelegenheit* andeutet. *Wie mirs täglich zu gehen pflegt* statt *ut nunc est*, bringt einen schon an sich unrichtigen Gedanken in den Text. — Das *cerebrum* des Bollan darf nicht, wie auch Wieland gethan, durch *Tollheit* gegeben werden; es bedeutet *auffahrendes Wesen*, *üble Laune*, *die in Grobheit* ausbricht, das fällt dem Deutschen bey *Tollheit* nicht ein. Das *voris nos docti sumus* ist dem

dem Sinne nach verfehlt. Der Schwätzer giebt sich nicht bestimmt für einen *Dichter*, sondern überhaupt für einen *Homme de lettres*, oder für einen *schönen Geist*. Vergl. v. 23. u. f. und mit dem *noris* wünscht er nicht erst dem Horaz bekannt zu werden, sondern setzt schon voraus, er werde ihn kennen.

Erstes Buch. 1. *Sat.* v.

Allein dein voller Kasten
Was hat er Schönes noch, wofern du nicht Gebrauch,
Von ihm zu machen wagst? Gesetzt du hättest auch
Nun hunderttausend Maase Getreid' auf deinen Tennen
Gedroschen, würde drum dein Bauch
Mehr als der meine fassen können?
O nein. So wie vom Sclaventruppe, der
Den Brodsack trägt, darum nicht mehr
Als anders je bekömmt. Und bildest du dir ein
Es könne wohl dem Mann, dem dasjgenüget
Was nöthig ist, daran gelegen seyn,
Ob er nun hundert, oder tausend Morgen pflüget?
Jedoch du sprichst: *Es thut so wohl,*
Vom grossen Haufen nehmen können!
Ey nun, das wollen wir dir gönnen
Hab' immer Korn zu ganzen Böden voll,
Wir einen Kasten nur, es soll
Uns gnügen, wenn von unserm Wen'gen wir,
So viel als du von Vielem, nehmen.
Wie wenn's um einen Becher Wasser's dir
Zu thun wär, und du wolltest dich nur schämen
Aus einem Quellchen ihn zu nehmen,
Und sprächest: *Nein ich schöpfe mir*
Aus jenem grossen Flufs! — Nun ja, da kann's denn
kommen,
Dafs einer, dem nur Ueberflufs behagt,
Vom raschen Strome fortgenommen
Zusammt dem Ufer wird. Doch plagt
Dich Habsucht nicht, begehrest du allein
Was unentbehrlich ist, so kannst du sicher seyn,
Nie statt des Wassers Schlamm zu trinken,
Nie selbst im Strome zu versinken.
Ein grosser Haufen aber durch den Trug
Der Habsucht hingerissen, spricht: *Nichts ist genug,*
Denn was man hat, das gilt man, und nicht mehr.
Was ist mit diesen Leuten anzufangen?
Lafs sie so elend seyn, als sie es selbst verlangen!
Wofern sie's sind; denn mancher ist wohl sehr
In seinem Sinn beglückt u. s. w.

Hier hat sich Hr. H., da man mit den übrigen Versen sehr zufrieden seyn kann, nur in dem letzten von Wieland verleiten lassen, die falsche Interpunction in den Worten *jubeas miserum esse libenter quatenus id facit*, zu ergreifen. Er setzt nämlich ein Semicolon nach *libenter;* da man vielmehr so abtheilen muss; *jubeas miserum esse; libenter quatenus id facit;* wodurch das Einschiebsel, womit beide Hr. Wieland und Harmsen, den unterbrochnen Zusammenhang herstellen wollen, völlig überflüssig wird. *Lafs sie,* sagt Horaz, *elend seyn, weil sie's doch so gern thun,* oder *weil sie's ja selbst nicht besser haben wollen.* Dafs übrigens Stellen vorkommen, wo Hn. Harmsen wenig mehr übrig blieb, als der Wielandischen Uebersetzung noch den Reim zu geben, mag folgende Vergleichung einer Stelle aus der vierten Satyre des zweyten Buchs beweisen:

Wieland.

Ich, ohne Ruhm zu melden, war der erste,
Der den Gedanken hatte, Früchte, Tunken
Sardellenbrüh, und grossen weissen Pfeffer
Mit schwarzem Salz, und was dergleichen ist,
In netten kleinen Näpfchen um den Tisch herum
Zu setzen; denn dazu sind kleine Näpfe schicklich:
Hingegen ist's ein ungeheurer Unfug,
Dreyhundert Thaler auf den Markt zu schicken
Um Fische, die des Schwimmens doch gewohnt sind,
In eine enge Schüssel einzuzwängen.

Im übrigen ist noch die Reinlichkeit
Bey einem Gastmahl nicht zu übersehen
Nichts setzt den Magen mehr in böse Laune,
Als wenn ein näschiger Lakey den Becher dir
Mit Spuren seiner schmutzgen Finger reiche,
Und alter Bodensatz in einer Tasse
Errathen läfst, wie lange man sie auszuspülen
Vergessen hat. Wie wenig Aufwand steckt
In Besen, Sägemehl, und Küchenquehlen,
Und doch wenn's dran ermangelt welche Schande!

Harmsen.

Ich, ohne Ruhm zu melden, war
Der erste, welcher Obst und Tunken und Sardellen
Mit weissem Pfeffer, schwarzem Salz, und mehr
Dergleichen, auf dem Tisch umher
In netten Näpfchen aufzustellen,
Erfand; denn für dergleichen passt
Ein Näpfchen, das nur wenig fasst.
Ein ungeheurer Fehler ist's hingegen,
Wenn man dreyhundert Thaler nach dem Markte schickt,
Und Fische, die doch sonst zu schwimmen pflegen,
In eine enge Schüssel drückt.

Auch ist die Reinlichkeit nicht zu vergessen,
Den Magen setzet nichts so leicht
In böse Laune, als wenn bey dem Essen
Ein näschiger Lakey den Becher reicht,
Der noch die Spuren von den schmutzgen Fingern zeigt,
Und alter Bodensatz die Schale noch befleckt,
Welch ein geringer Aufwand steckt
In Besen, Sägemehl und Küchenquehlen?
Und doch, läfst man es daran fehlen,
Welch eine Schande!

gegen das Original stechen beide Uebersetzungen, wenn's auf die Kürze ankömmt, allerdings sehr ab; dennoch hat Hr. Harmsen dem Reime zu gefallen nicht mehr davon aufgeopfert, als Wieland in seiner reimlosen Verdeutschung gethan hatte.

Erfurt, b. Hennings: *Edmund Olliver, ein Seitenstück zu Rousseaus Heloise.* Aus dem Englischen. *Erstes Bändchen.* 1800. 242 S. 8. Mit einem Kupfer von Kohl (wird nachgeliefert). (20 gr.)

Nicht leicht könnte man ein besseres Beyspiel finden, als das gegenwärtige Buch, wenn man jemanden einen Begriff beybringen wollte, welche Wendung im Fache der Romane die englische Literatur im Ganzen genommen. Zuerst müssen wir nur anmerken, dass der Zusatz auf dem Titel: *Ein Seitenstück zu Rousseaus Heloise*, entweder ein bloss lockender Zusatz, oder durch eine Aehnlichkeit, nach diesem ersten Bande zu urtheilen, in ganz unbeträchtlichen und unwesentlichen Kleinigkeiten entstanden sey. Die englischen Romane von der schlechtern Sorte haben seit dem Tom Jones die Darstellung des Charakteristischen sich als Hauptmoment vorgesetzt; ein Streben, welches ihre Fabrikwaaren, wenigstens vor der Flachheit der deutschen Messproducte bewahrt. Darneben aber hat ein ächter Engländer, einen soliden Respect vor der trivialsten Moral, und diese Tendenz macht, dass eine Menge moralischer Grundsätze bisweilen zur Hauptsache erhoben, bald als gleichwichtig für die Darstellung behandelt, selten ihr subordinirt werden. Beides zusammen ermüdet nun bey der Lectüre gewöhnlicher Werke ganz ausserordentlich, und der Fond von Langeweile, welchen sie sich auf diesem Wege erwerben, ist unermesslich. Man scheint diess in England in den neuesten Zeiten gefühlt zu haben; und dadurch auf das Uebersetzen der deutschen Geistergeschichten gerathen zu seyn. Indessen ist das verfehlte Charakteristische und Pathetische immer noch besser, als die moralische Tendenz. Jenes bringt eine Menge Lächerlichkeiten hervor, welche ganz artig unterhalten. In dem gegenwärtigen Romane fehlt es nicht daran. Z. B. S. 123. „Jedes Atom der mich umgebenden Gegenstände, jede Wolke, die über meinem Haupte wegzieht, jeder Schall, den meine Ohren einsaugen, ja die aller unwesentlichsten Spielereyen des Lebens, werden mir wichtig durch meine Leidenschaft. *Ich sitze wie angefesselt auf dem Stuhle, auf welchem sie sass*, ich rufe mir ihre Gestalt zurück, jede Grazie ihrer Bewegungen. *Mit Entzücken* wiederhohle ich ihre herzzerreissenden Abschiedsworte. Meine Existenz ist nicht mehr mein Eigenthum, sie ist das Ihrige.“ S. 127. heisst es: „Ich leide die Martern der Hölle etc. jedes Theilchen meines Wesens hat *eine eigene Existenz*; und empfindet unaussprechliche Angst.“

Dagegen bringt das Bestreben, die trivialste Moral oder vielmehr die gemeinsten Klugheitsregeln als Moral zu empfehlen, eine schreckliche Langweiligkeit in die Erzählung. Alles, was dann vorkommt, ist ganz gut, und gewissermassen auch wahr; aber das Schielende, Gemeine und Unzweckmässige entgeht kaum dem blödesten Auge. Dabey wird auf allen Seiten dasselbe Thema mit sehr beschränkten Variationen wiederholt. Die Hauptzüge der englischen Moralität findet man S. 76. „Als Sie mich kennen lernten, Karl, „hatte ich zwar ein lebhaftes und reizbares Gefühl; „aber mein Charakter, war nichts weniger als ausgebildet. Ich hatte frühzeitig das dünne Gewebe von „Sophistereyen durchschaut, welches die Menschen „mit dem Namen Moral zu heiligen pflegen. Ich hatte bemerkt, dass, wenn man in der Welt für etwas „gelten wollte, man nichts weiter nöthig habe, als „die Regeln des gesellschaftlichen Umgangs zu beobachten, diese willkürlichen Verträge listiger Klugheit. Kein Laster wurde um sein selbst willen verächtlich gehalten, keine Tugend um ihrer selbst „willen gesucht, der einzige Maasstab, nach welchem „sie geschätzt wurde, war die Wirkung auf das Wohl „des Individuums — — die Religion, war eine blosse „Rhapsodie von Worten, die Larve des Betrugs; oder „die Zuflucht schwacher Gemüther geworden. — — „Sie lehrten mich die Dinge, in ihrer wahren Gestalt „sehn, sie bewiesen mir die Vortrefflichkeit der christlichen Religion; die Nothwendigkeit der Uebel unter denen wir jetzt leiden. Sie entwickelten mir „aus diesen Uebeln die erhabene Lehre des Optimismus, — — — dass sie mich auch gelehrt hätten, meine Wünsche zu bändigen, mich selbst mit starker „Hand zu regieren! Ich weiss es, unsere Leidenschaften sind zu ungestüm, um mit ihnen scherzen zu „können; wir müssen sie entweder ganz unter die „Füsse treten, oder sie werden uns unausbleiblich „tyrannisiren; hier ist kein Mittelweg.“ — Die letzte Absurdität ist eigentlich die Krone der englischen Moral, wie sie in Romanen vorkommt. Wir haben übrigens die ganze triviale Stelle, welche durch das ganze Buch, immer wieder mit neuen Wendungen vorkommt, noch um die Hälfte verkürzt; und sie, nebst der vorigen, mag beyläufig einen Begriff von der Darstellung und Uebersetzung geben. Uebrigens zweifeln wir gar nicht, dass es eine Classe von Lesern gebe, welchen diese Art zu moralisiren ganz recht ist, und diese mögen sich an der Brille von Menschenkenntniss, welche sie unstreitig in der aufgestellten Ansicht finden werden, erbauen. Uns ist die Langeweile nicht ausgeblieben, denn es geht sehr wenig vor, bis gegen das Ende, wo die Geschichte interessanter wird; alles ist gedehnt und übel zusammenhängend, und der Tugendheld Maurrice unterstützt zwar den verirrten Edmund mit der That, aber auch mit sehr langweiligem Rathe.

Berlin, b. Oemigke d. j.: *Taschenbuch für Freunde des Witzes und der Laune aufs Jahr* 1800. zum Nutzen und Vergnügen für gesellige Cirkel. Erster Jahrgang. 196 S. 8. m. Kupf. (18 gr.)

Dieses Taschenbuch scheint, wie viele seiner Brüder, bloss das Product einer, freylich verunglückten kauf-

kaufmännischen Speculation zu seyn. Witz und Laune sind zwar auf dem Titel-Blatte angekündigt, aber im Büchlein sucht man sie vergebens. Voran stehen eilf Gedichte, wovon sich keins über das mittelmäfsige erhebt. Rechtschreibungen wie: *Systemgen* statt *Systemchen*, *Tandalus* statt *Tantalus*, u. dgl. welche man häufig antrifft, wollen wir für Druckfehler gelten lassen. Dann folgen schale Charaden, Logogryphen, und Räthsel zum Theil aus Spinnstuben gesammelt, wie z. E. Nr. 28. Wo hat ein Esel so laut geschrien, dafs es alle Menschen in der Welt haben hören können? Antwort: in der Arche Noah, und Nr. 56. Wo kann der Dieb nicht stehlen? Antwort: wo nichts ist. Drey schauderliche Geschichten, zwey Balladen, aus Schmidts Gedichten abgedruckt, um zwey mittelmäfsige Kupfer anzubringen; historische Anekdoten, wie man sie in Pepliers Grammaire findet, mit unter Vademecums-Geschichten, Nachrichten von alten Personen aus Zeitungen und Kalendern gezogen, und endlich beschliessen ein Dutzend natürliche Kunststücke diese ächte *Olla potrida*, welche nur den hungrigsten Lesern geniefsbar seyn kann.

Der Vf. macht in der übrigens sehr bescheidenen Vorerinnerung, Hoffnung, dafs er die Ehre haben werde, künftiges Jahr mit einem zweyten Jahrgange aufzuwarten. Wir rathen ihm aber, das alte Jahrhundert, und seine schriftstellerische Laufbahn, mit diesem ersten zu beschliessen.

1) BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Leben und Schwänke relegirter Studenten.* Ein Spiegel menschlicher Leidenschaften. *Erstes Bändchen.* 1798. 319 S. *Zweytes Bändchen.* 246 S. *Drittes Bändchen.* 1799. 231 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Leben und Schicksale auch seltsame Abentheuer Eduard Isenflamms, eines relegirten Studenten.* Vom Verfasser der Leben und Schwänke relegirter Studenten. 1799. 232 S. 8. (1 Rthlr.)

Da der Vf. die Lebensweise und Thorheiten *jubilirender* Studenten mit einer Art von Respect behandelt, der sich besonders bey seinen Beschreibungen ihrer barocken Kleidung (I. S. 72. ff.), ihrer *glänzenden* Aufzüge u. dgl. offenbart; da er sie häufig in romantische Liebesabentheuer zu verstricken weifs, bey denen sich Mädchen und Weiber meistentheils mit einer recht exemplarischen Unverschämtheit anbieten, und mit einer solchen Lebhaftigkeit zu Werke gehen, dafs sie ihrem Geliebten nicht einmal Zeit lassen, auch nur so viel eigenen Willen, als der gute Anstand fodert, zu zeigen; da er ferner seine Geschichten in einem Tone vorträgt, der alle edlern Kräfte des Gemüths in den gemächlichsten Schlaf wiegt, ohne durch einen einzigen Gedanken diese süfse Ruhe zu stören; da er hin und wieder platten Bombast einstreut, welchen Leute von einem gewissen Geschmacke sogar bewundern, (wie wenn sich z. B. I. 146. ein Mädchen in seinen Geliebten *hineinzuküssen* wünscht: oder S. 148. von einem Busen die Rede ist, dessen Wogen über dem Liebhaber zusammen zuschlagen scheinen, um ihn in einem Ocean von Wonne zu begraben); — so können wir dem Vf. den Beyfall solcher Menschen, wie die Helden seiner Romane sind, mit einiger Zuverlässigkeit versprechen. Die Kunst, durch Anlage der Charaktere der Geschichte vorzuarbeiten, kann man ihm nicht absprechen, wenn man liefst, dafs der Held einer seiner Biographien schon in den *ersten Wochen* seines Lebens *Spuren* zeigt, dafs er *so mancher Schönen* (*sic*) dereinst den Kopf verrücken werde; woraus denn auch ganz begreiflich wird, wie derselbe schon als Schüler einer Klosterschule, wo er einige Jahre in den Gasthöfen den Wissenschaften obliegt, als ein Muster des feinsten Weltons, und mit allen Vorzügen und Talenten begabt, auftreten kann. Der Vf. giebt vor, in diesen Lebensläufen studierenden Jünglingen eine Warnungstafel aufzustellen; und wenn dieser Zweck nicht erreicht wird: so ist wenigstens der Mangel der poetischen Justizpflege nicht daran schuld, indem sie nicht nur sammtlich *relegirt* werden, sondern einer sogar von unten auf lebendig *gerädert* wird.

In der Geschichte der Schicksale *Eduard Isenflamms*, auf welche die Relegation übrigens keinen Einflufs hat, gefällt uns ganz vorzüglich die feine Zärtlichkeit Aurorens, der tugendhaften Freundin des Helden, die, als er nach einem Zweykampf zu ihr zurückeilt, ihn *über und über durchsucht*, ob er nicht etwa eine Wunde habe, und fast böse wird, als sie keine findet, um sie mit ihren Thränen waschen zu können. (S. 56.) Doch wird die Schönheit dieses Zugs durch die grausenvolle Energie folgender Stelle bey weitem übertroffen: „Würmer wachsen jetzt aus ihrem Fleische, wachsen aus ihrem Busen, der voll Liebe vor (für) mich glühte, wachsen auf aus ihren Lippen, an welchen ich so oft unter den wollüstigen Küssen zu sterben mich sehnte.“ Dieser Gedanke hat dem Vf. so wohl gefallen, dafs er ihn S. 204 noch einmal wiederhohlt und zu einer witzigen Antithese benutzt: „Würmer nagen an ihrer schönen Hülle, aber an meiner Seele nagt der schreckliche Wurm der Verzweiflung.“ Das schönste und rührendeste aber ist, dafs die so bejammerte, und von Würmern schon aufgezehrte Geliebte als Wittwe leibhaftig auf ihrem Grabe sitzt, ihrem Liebhaber, der sich eben da ermorden will, die Arme öffnet, und an dieser Stelle den Bund der Liebe auf ewig mit ihm erneuert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. May 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: *Neueste Annalen der französischen Arzneykunde und Wundarzneykunst. Herausgegeben von D. Chph. Wilh. Hufeland*, Prof. d. Med. zu Jena. *Dritter* Band, *erstes* Stück. 1799. 206 S. gr. 8.

Auch, als Anfang einer neuen Sammlung unter dem Titel:

Neueste Annalen d. franz. AK. u. W. AK. u. s. w. *Erster* Band, erstes Stück.

Wir freuen uns, nach einem Zeitraum von sechs Jahren wieder eine neue Fortsetzung dieser Sammlung erscheinen zu sehen; zumal da wir schon besorgt hatten, dass der berühmte Herausg., theils durch andere Geschäfte verhindert, theils durch die Unfruchtbarkeit der neuesten französischen Literatur abgeschreckt, diese Unternehmung ganz aufgegeben haben möchte. — Die Einrichtung und Form des vor uns liegenden Bandes ist dieselbige geblieben, wie bey den zwey vorhergegangenen; nur darin hat Hr. H. eine Aenderung getroffen, dass forthin jeder Band nicht auf einmal, sondern nach und nach in drey Heften erscheinen soll. Die Aufsätze, welche dieses *erste* Stück des *dritten* Bandes enthält, sind insgesammt aus dem *Recueil periodique de la Société de Médecine de Paris* übersetzt: künftig sollen aber auch andre französ. Journale benutzt, und überdiess Nachrichten und Auszüge von neuen Büchern geliefert werden.

Dieses *erste* Stück enthält folgende ausführliche Abhandlungen. 1) *Grandchamp* Beobachtungen über einen Bruch der Hirnschale, welcher Knochenfrass und einen Verlust von Gehirnsubstanz zur Folge hatte. Ein heftiger Stoss mit einem eisernen Instrument war die Ursache der Verletzung, welche anfänglich von keiner grossen Erheblichkeit zu seyn schien, indem man äusserlich bloss eine kleine schmerzhafte Erhöhung und einen kleinen wenig blutenden Ritz in der Haut bemerkte. Ein Abscess, der einige Zeit nachher an der verletzten Stelle entstand, öffnete sich von selbst, und hinterliess eine Fistel, welche drey Monate lang viel stinkendes Eiter gab. Nun erst wurde die Patientin, da sie sich durch die zunehmenden Schmerzen genöthigt, in das grosse Hospital zu Lyon begab, von dem Wundarzte Gr. untersucht, welcher im Grund der Fistel den Knochen carios, nach dessen Entblösung aber einen Bruch in dem Scheitel und Stirnbein, und die Ränder desselben so durchaus zerfressen fand, dass sie sich ohne Mühe Stückweise wegnehmen liessen. Dadurch wurde das Gehirn fast zwey Zoll ins Gevierte entblösst. Die Hirnhäute waren an dieser Stelle zerstört, das Gehirn aber unverdorben. Bey jedem Wechsel des Verbandes trat das Gehirn über die Oeffnung empor, und jedesmal gieng etwas von der Substanz desselben mit los, so dass der Vf. rechnet, die Kranke habe in allem nach und nach sechs Unzen vom Gehirn verloren. Nach drey Monaten hatten sich die entblössten Knochen exfoliirt, doch nur etwa zum vierten Theil; das übrige blieb. Einen Monat später, war nur noch ein kleines fistulöses Geschwür übrig, und das Gehirn war mit hellrothen Fleischwärzchen bedeckt, die viel empfindlicher als die Gehirnsubstanz selbst waren. Die Kranke litt während dieser ganzen Zeit von keinen besondern Zufällen; nur wurde sie von den ungünstigen Einflüssen der Hospitalluft scorbutisch, und da man sie deswegen, um sich zu erholen aufs Land geschickt hatte, so entwickelten sich scrophulöse Zufälle. Hierdurch wurde die Heilung des Geschwürs am Kopfe etwas verzögert, erfolgte aber endlich, da man künstliche Geschwüre am Arm und Nacken anlegte. Des Mädchens Seelenkräfte schienen durch den Verlust von Gehirnsubstanz nicht geschwächt worden zu seyn. Der Vf. meynt, da eine sehr geringe Gewalt in diesem Fall den Hirnschalbruch veranlasst habe: so müssten die Knochen wohl, vermöge einer widernatürlichen Disposition, vielleicht wegen scrophulöser Cachexie, mehr als gewöhnlich zerbrechlich gewesen seyn. Die Fractur habe hier, ohne Zufälle vom Druck zu erregen, die Entstehung des Abscesses veranlasst, und weil dieses mit tödlichem Erfolg gar leicht unter Umständen geschehen könne, wo man anfänglich gar keine Gefahr ahnde: so solle man sichs zur Regel machen, bey allen Hirnschalbrüchen zeitig zu trepaniren. (Rec. kann hiermit nicht übereinstimmen. Die Fälle sind gar nicht selten, wo einfache nicht mit Depression, noch mit Hirnerschütterung complicirte Hirnschalbrüche auch ohne Trepanation einen günstigen Ausgang nehmen, und die Trepanation ist keine an sich so ganz gefahrlose Operation, dass man sie bloss um einer noch sehr ungewissen Gefahr vorzubeugen, unternehmen dürfte). 2) *Balme's* Beobachtungen und Bemerkungen über einen vor der Geburt erfolgenden Mutterblutfluss, welcher zwey junge Weiber und ihre Kinder tödtete. In beiden Fällen wurden die bald anfangs nicht sehr starken Wehen immer seltner und schwächer, und blieben endlich ganz aus. Indessen die Kräfte immer mehr schwanden.

den. Ohne einen äusserlich bemerkbaren Blutfluss zu erleiden, starb die eine Frau unter Ohnmachten, die andere gleich nach einem sie anwandelnden Erbrechen. In beiden Fällen fand man nach dem Tode die Gebärmutter ausserordentlich ausgedehnt, mit einer ungeheuren Menge Blut angefüllt und den Mutterkuchen gröfstentheils losgetrennt. Offenbar hatte der vorstehende Kopf des Kindes den Ausfluss des Bluts gehindert. Ueber die Merkmale, an welchen man einen solchen innern Mutterblutfluss während der Geburtsarbeit noch etwa zur rechten Zeit erkennen könne, weiss der Vf. nichts gewisses zu sagen. Auch will er ausser ein paar entfernt ähnlichen Beobachtung bey *Lamothe* und *Mauriceau* nirgends etwas von diesem Zufall gelesen haben. 3) *Ané's* Beobachtungen über eine vollkommene Umkehrung der Gebärmutter, die man erst am zwölften Tage des Kindbetts entdeckte. Den Grund zu dieser Umkehrung hatte offenbar eine nach der Geburt vorhandene, innere Blutflüsse veranlassende, Atonie der Gebärmutter gelegt; durch Bewegung beym Herausnehmen aus dem Bette, und durch starkes Pressen auf den Stul war dann die Gebärmutter herabgedrückt worden. (Vornehmlich musste aber doch auch der Muttermund durch den vorhergegangenen Blutfluss seines Tons ganz beraubt worden seyn). 4) *Delunnel* über die Zubereitung der China. Versuche, welche die schon längst unter uns (aber, wie es scheint, nicht dem Vf.) bekannte Wahrheit bestätigen, dass das Wasser, welchem man Alkali zugesetzt hat, alle wirksame Bestandtheile der Fieberrinde weit vollständiger auszieht, als ohne diesen Zusatz. Für die Heilkunde ist diese Erfahrung von keinem erheblichen Nutzen, weil bey weitem nicht in allen Fällen, wo wir das Decoct oder Extract der Fieberrinde verordnen, ein alkalischer Zusatz wünschenswerth oder zuträglich ist. 5) *Desgenette's* Bruchstücke einer Abhandlung über die Krankheiten, welche bey der italiänischen Armee geherrscht haben (vom Anfang d. J. 1792 bis 1796). Dieser kurze Aufsatz hätte füglich wegbleiben können, da er durchaus nichts merkwürdiges enthält, und von den ausführlichen Bemerkungen über die Krankheiten jener Armee, welche der Vf. verspricht, keinen sonderlichen Vorschmack giebt. 6) Auszug aus *Bouillon-Lagrange's* Abhandlung über den Kampfer und die Kampfersäure. Eignet sich mehr für chemische, als für eigentlich medicinische Annalen. Mit Hülfe der reinen Thon- oder Alaunerde ist es dem Vf. gelungen, ein reines Kampferöl durch die Destillation zu erhalten, das sich von dem mit Salpetersäure bereiteten merklich unterschied. Der Rückstand war eine schwarze Masse, gekohlte Thonerde (*carbone d'alumine*). 7) *Sedillot* d. j. über den Essigäther und dessen Eigenschaften. Er zieht dieses Mittel zum innern Gebrauch in den meisten Fällen (doch, wie uns dünkt, ohne hinreichende Gründe) dem Schwefeläther vor, und versichert, durch Einreiben desselben, sehr oft rheumatische (nicht aber arthritische) Schmerzen sehr geschwind gehoben zu haben. Dass der Essigäther, wie S. erfahren haben will, auch eine schlafmachende Kraft besitze, hat Rec., der dieses angenehme Nervenmittel ziemlich oft, und selbst in grossen Dosen, verordnet, nie gefunden. 8) Piet über das Auseinanderweichen der Beckenknochen während der Geburtsarbeit. Enthält nichts als bekannte Theorien. 9) *Leveillé* über einen Auswuchs am obern Arcus alveolaris. Desault schnitt diesen Auswuchs glücklich aus. Er war theils schwammiger, theils knorplicher, Textur, gegen 3 Zoll lang und 2 Zoll breit und dick. 10) *Sedillot*, von einer tödlich gewordenen convulsivischen Schlafsucht. Ein Ausschlag am Kopf bey einem Kinde, das früher schon eine Flechte an den Augenliedern gehabt hatte, vertrocknete, als man bey kalter Witterung die Haare abschnitt. Die Folgen waren Vermehrung des vorher dagewesenen Kopfschmerzes und der Mattigkeit, Niedergeschlagenheit, endlich Zuckungen und Schlafsucht, welche aller angewendeten Mittel ungeachtet, am achten Tage den Tod brachte. Bey der Leichenöffnung fand man die Sinus und die Gefässe der Gehirnhäute mit schwarzem Blute angefüllt, und eine Wassersucht der Hirnhölen. Dem ersten Umstand schreibt S. die convulsivischen Zufälle, den letzten die Schlafsucht zu, (jedes konnte wohl bey derley Wirkungen hervorbringen, wie wir ja bey Schlagflüssen sehr häufig sehen), und folgert (wie es uns scheint, zu unbedingt), man müsse bey dergleichen Zufällen, wenn sie junge Leute betreffen, Aderlässe und erschlaffende Mittel, bey Alten hingegen reizende Mittel anwenden. 11) *Cervenans* Beobachtung einer *imperforatio ani* (soll heissen: eines ani *imperforati*). Enthält nichts Merkwürdiges. 12) *Bouillon-Lagrange* Bemerkungen über den Ursprung der Lustseuche in den Inseln des Südmeers. Der Vf. vindicirt in diesem kurzen Aufsatze den Europäern die Ehre, den Südseeinsulanern die Lustseuche zugeführt zu haben, und lässt sich bey dieser Gelegenheit auch auf eine Untersuchung über das Alter und den Ursprung jener Krankheit ein, ohne jedoch irgend etwas vorzubringen, was nicht schon längst von andern, besonders deutschen Schriftstellern (*Hensler*, *Gruner*, *Sprengel* u. s. w.) ungleich besser und gründlicher ausgeführt worden wäre. 13) *Josse's* Abhandlung über das Opium, pharmaceutischen Inhalts. Durch Kneten des Mohnsafts in warmen Wasser, soll man den kleisterartigen leimigen Bestandtheil von dem in Wasser auflöslichen scheiden. Jenen ersten nennt J. den giftigen Stof des Mohnsafts und schreibt ihm die widrigen Wirkungen dieses Mittels zu. Er hat ihn wie den Mehlkleister, thierischen Stoffen ähnlich, ammoniakhaltig und der Fäulniss fähig gefunden. Aus dem Wasser, welches beym Kneten den auflöslichen Stoff des M. aufgenommen hat, erhält man durch Verdünstungen, nach Absonderung des mit hineingegangenen Harzstoffes, ein Extract, welches alle wohlthätigen Eigenschaften des Opium ohne die nachtheiligen besitzt. Das Harz des O. wird zur Vermischung mit öligen Substanzen zum äusserlichen Gebrauch empfohlen. 14) *Sedillot's* d. ält., Beobachtung über eine Zerreissung der Mutterscheide und de

des Blasenhalses, welche Folge des Brandes war, und ohne Fistel geheilt wurde. Keines Auszugs fähig. — 15) *Grandchamp*, zwey Beobachtungen von widernatürlichen Verknöcherungen. 1) In dem Leichnam einer 78jährigen Frau, welche an der Brustwassersucht gestorben, zuvor aber mit Kolikschmerzen und einer (von ihr verheimlichten) Harnverhaltung behaftet gewesen war, fand man zwischen der Gebärmutter und der Blase (welche beide natürlich beschaffen waren), eine in einem eignen Sacke eingeschlossne eyrunde harte Masse, welche, frisch gewogen, über 8 Unzen schwer war, durchs Austrocknen aber an Gewicht, wie an Gröfse, viel verlor, und auf den ersten Anblick ein Stein zu seyn schien, aber ganz die Natur und das organische Gewebe eines Knochen hatte. 2) In dem Leichnam einer 67jährigen Frau, die an einer Brustkrankheit gestorben, deren vorige Gesundheitsumstände aber unbekannt waren, fand man die ganze ausserordentlich ausgedehnte 1 Pfund und 5 Unzen schwere Gallenblase bis auf zwey nur knorpelartig verdichtete Stellen durchaus verknöchert. Sie zeigte keine Spur eines *ductus cystici*, und war mit einer fast geschmacklosen, graulichen, durchsichtigen Gallert angefüllt, welche in der Mitte dünner, nach aufsen aber, nämlich nahe an den Wänden jenes knöchernen Behälters dicker und zum Theil fast halb knorpelartig war. Die (höchst unvollkommne) chemische Untersuchung schien zu beweisen, dafs die Basis dieser Materie Kalkerde sey. 16) *Moreau's* Versuch über den in den Hospitälern entstehenden feuchten Brand. Ein guter Auffatz, welcher jedoch, soviel die Pathologie jener Art des Brandes anbelangt, nichts enthält, was man nicht schon bey *Pouteau* und *Dussaussoy* (den letzten erwähnt M. gar nicht) eben *so gut* auseinander gesetzt fände. In praktischer Rücksicht ist er nicht sehr erheblich, und mufs *Dussaussoys* Abhandlung weit nachstehen. Eine Abkürzung der allzuwortreichen theoretischen Erörterungen wäre sehr zweckmäfsig gewesen. 17) Epidemische Constitution und herrschende Krankheiten zu Paris in d. J. 1797 und 98. Leidet keinen Auszug, ist auch ziemlich unbedeutend.

Die *zweyte* Abtheilung dieses Stücks enthält literarische Nachrichten — kurze Anzeigen des Inhalts einiger neuerlich in Frankreich erschienenen medicinischen und chirurgischen Bücher und Journale; zuletzt die Gesetze der Société de Santé zu Paris.

Wenn der Herausg. dieser Annalen künftig mit etwas mehrerer Strenge, die darin aufzunehmenden Abhandlungen wählt: so kann die Fortsetzung nicht anders als willkommen seyn, zumal wenn auch für mehrere Richtigkeit der Uebersetzung gehörig, und so wie es die Achtung gegen das Publicum heischt, Sorge getragen wird. Denn unmöglich kann Hr. H. die Uebersetzung der in diesem Stück enthaltenen Aufsätze selbst besorgt, unmöglich kann er auch nur die Handschrift des unwissenden Anfängers, dem er die Arbeit aufgetragen, vor dem Abdruck durchgesehen haben, sonst würden nicht so viele grobe Fehler eingeschlichen, und besonders nicht so viele französische Ausdrücke, die der Fabrikant nicht zu dollmetschen wufste, noch in irgend einem Wörterbuch aufzusuchen sich abmüfsigen wollte, mitten im Text stehen geblieben seyn, wovon wir hier, um den Beweis nicht schuldig zu bleiben, nur einige Beyspiele anführen wollen. S. 11. Z. 7 die Kranke wurde auf *un lit de misere* gebracht. (Der Uebers. wufste nicht, dafs dieser Ausdruck ein solches Lager bedeutet, wie man zu verschiednen Operationen, besonders zum Steinschnitt, zuzurüsten pflegt). S. 39. Z. 6 v. u. um *le carbone d'alumine* zu erhalten, und S. 40. Z. 6 Kennzeichen, an denen man *un carbone terreux et surtout celui d'alumine* erkennen kann. (Wer nur einigermafsen mit der Kunstsprache der neuen Chemie bekannt ist, dem können diese Worte gewifs nicht unübersetzbar scheinen: er wird wissen, dafs ihnen im deutschen die Ausdrücke: gekohlte Erde, gekohlte Alaun- oder Thonerde (Verbindungen der Kohle nicht der Kohlensäure — mit jenen Basen) entsprechen.) S. 41. Z. 15 u. S. 43. Z. 12 *Blasrohr* statt Löthrohr. — Was soll S. 86. Z. 3 *Karabeischer Syrup* seyn? vermuthlich eine veraltete Composition mit Bernstein, wie die gleichfalls *obsoleten Trochisci de carabe*. S. 125. Z. 2 wenn man *muriate de Soude, Soda muriata*, und *oxide de manganese* durch Schwefelsäure zersetzt (Kochsalz und Braunsteinkalk.) S. 140. Z. 13 man gab China, Manna, *la follicule* etc. (Folliculi Sennae — Hülsen d. S.) S. 145. Z. 10 v. u. Aufgüsse von Cichorien, *borraginees* etc. (Borragineae, eine natürliche Classe von Gewächsen, die dem Borrätsch verwandt sind. Eben so S. 170. Z. 1. *bourache*. S. 147. Z. 11 v. u. Es gab nachlassende Fieber, *synochi putridi* etc. S. 150. Z. 2 ein *ferine* hartnäckiger Husten. S. 152. Z. 7 ff. so wurde der Husten heftig und *ferine*. S. 154 obgleich narcotische Mittel in dem *toux ferine* wenig Erleichterung verschafften. (Der Ueb. hätte doch wissen oder sich erinnern sollen, was *tussis ferina* ist.) S. 181 l. Z. der Haut des Unterleibes, *qui n'etoit renitente, que par pleu!* (die nur Stellenweise angespannt war.) Rec. fielen, als er dieses alles las, die barbarisch-lateinischen Uebersetzer der arabischen Aerzte ein, welche sichs eben so bequem machten, und arabische Worte, die sie nicht verstanden, ohne Bedenken geradezu mitten ins Lateinische hineinflickten.

Von eignen Anmerkungen oder Zusätzen des Herausg. findet man bey diesem Stück der Annalen gar nichts.

Halle, b. Trampens W.: *Beyträge zur Literatur der Blattern und deren Einimpfung, vom Jahre 1768 bis 1790. v. Franz Olberg.* 1 B. 1791. 226 S. 8. (12 gr.)

Im J. 1768 gab Hr. D. *Krünitz* ein Verzeichnifs der vornehmsten Schriften, über die Kinderpocken und deren Einpfropfung zu Leipzig heraus. Hiervon kann man die vorliegende Schrift als die Fortsetzung ansehen, welche aber in vielen Rücksichten, vornehmlich darin, dafs Hr. O. nicht blofs die Titel der Schrif-

Schriften, sondern meistens auch den Inhalt derselben ganz kurz angezeigt hat, der Krünitzschen Arbeit weit vorzuziehen ist. Hr. O. hat sein Verzeichniss in zwey Abschnitte 1) von den Blattern überhaupt, 2) von der Einimpfung, getheilt, und in jedem Abschnitte deutsche, ausländische und akademische Schriften unter eben so vielen Rubriken angeführt. Die ganze Anzahl derselben beträgt 288.

NATURGESCHICHTE.

ERLANGEN, b. Palm: *Olai Swartz*, Med. Doct. et in Institut. Bergian. Holm. Professoris etc., *Dispositio systematica muscorum frondosorum Sveciae. Adiectis descriptionibus et iconibus novarum specierum.* (112 S. u. IX illumin. Kupfertafeln) 1799. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Von den hier aufgestellten 203 Arten schwedischer Laubmoose, waren 90 *Linné* theils gar nicht bekannt, theils sind sie von ihm übersehen worden, und der Vf. fügt seinem Werke noch die Beschreibung und Abbildung von 19 Arten bey, die er für neue ansieht, und auf alle Weise genau bestimmt. In der Anordnung und Festsetzung der Gattungen folgt er, im Ganzen genommen, dem *Hedwigschen* Systeme, doch mit den Abänderungen in *Schrebers generibus plantarum*, und mit Beybehaltung von *Orthotrichum*. Auch führt er die Gattung *Pterigynandrum* unter dem veränderten Namen *Pterogonium* auf. Sehr richtig verwahrt sich der Vf. gegen die Erinnerungen, die manche gegen seine zu weitläuftig angelegten *characteres specificos* machen dürften. Der Schade und die Unbequemlichkeit, die aus *Linnes* zu wortkargen Bestimmungen nothwendig folgen mussten, sind endlich bekannt genug. Die besten Botaniker denken oft bey ihren Charakteren nicht daran, ob sie auch vollkommen von allen andern unterschieden sind, nur die scharfe Kritik des zunächst ähnlichen, kann einen festen Grund gewähren. Vorzüglich wird das, bey so zahlreichen Gattungen und zarten Abweichungen nöthig, *ubi*, wie Hr. S. sich ausdrückt, *tot species, admodum cognatae et vix notabili differentia distinctae erant definiendae; quarum notae, etsi minus in oculos incurrentes, constantes tamen, confundi non debent ab acuto Botanico.* Auch sind die *Swartzischen* Definitionen noch lange nicht gedehnt, sondern nur für die nöthigste Unterscheidung entworfen. Die 19 neuen oder doch genauer bestimmten Arten sind folgende. 1) *Grimmia alpicola, foliis lanceolatis, carinatis; capsulis laevibus obconicis, ore dilatatis, setis brevissimis. In saxis ad rivulos alpinos.* 2) *Didymodon cernuum, sub-acaule; foliis ovato-lanceolatis, carinatis; capsula subnutante, ovata, basi elongata; seta apice arcuata. In montium umbrosis.* 3) *Dicranum viridulum, surculo simplici adsurgente plano; foliis bifariis, lanceolatis, acutis, patentibus; seta terminali; capsula oblonga erecta, dentibus elongatis apice reflexilibus. In declivibus umbrosis.* 4) *Dicranum bryoides, surculo simplici, erecto, plano; foliis bifariis, lineari-lanceolatis, sub-obtusis; seta terminali; capsula ovata, erecta, dentibus incurvis. In palustribus graminosis.* 5) *Dicranum polysetum* (Schraders D. *undulatum*; es wird nur einiges hier noch hinzugesetzt). 6) *Dicranum Schreberi, surculis simplicibus; foliis sparsis, ovato-lanceolatis, apice capillaceis, flexuosis; capsulis ovatis, cernuis, ore patulo. In umbrosis graminosis.* 7) *Dicranum rigidulum, surculis simplicibus; foliis concavis, carinatis, apice subulatis, erectis, rigidis; seriorum terminalium setas aequantium, recurvato-secundis; capsulis ovatis, erectiusculis, incurvisque. In argillosis.* 8) *Orthotrichum obtusifolium, foliis ovato-lanceolatis, obtusis, concavis; capsulis oblongis, sub-sessilibus; dentibus peristomiorum 8—16 aurantiis, calyptra nuda. Ad truncos Populi tremulae.* Schon von Schrader, aber hier noch genauer beschrieben. 9) *Orthotrichum pumilum, foliis lato-lanceolatis, acutis, margine revolutis, patulis; capsulis cylindraceis, subsessilibus, peristomiorum dentibus octo albidis; calyptra nuda. In cortice arborum.* 10) *Meesia dealbata* (*Bryum dealbatum Dickson*) *surculis abbreviatis; foliis lanceolatis, acutis, pat[...]tibus, reticulatis; capsulis pyriformibus; incurvo-cernuis, operculis acutis. In paludosis.* 11) *Pohli[a] inclinata, foliis ovatis, acuminatis; capsulis obco[...]nicis, cernuis. In uliginosis.* 12) *Bryum pallens, surculis simplicibus, confertis; foliis ovatis, acumina[...]tis, erectis; capsulis ovatis, basi attenuatis cernuis, setis apice curvis. In depressis montosis.* 13) *Bry[um] longicollum, surculis simplicibus; foliis lance[...]tis, apice attenuatis, serratis; capsulis erectis, [...] elongato. In montium fissuris.* 14) *Hypnum [...]volvens, surculis ramisque sparsis, erectiuscul[...] foliis linearibus, apice capillaceis, recurvato-tortilibus; capsulis oblongis, sub-incurvis. In depressis montium.* 15) *Hypnum alpestre, surculis repentibu[s] ramis brevibus, erectis, teretibus, obtusis; foliis ov[a]tis, acutis, concavis, imbricatis; capsulis ovatis, [...]nuis. Supra saxa in rivulis alpium.* 16) *Polytr[i]chum longisetum, surculo simplici prolifero; [fo]liis lanceolato-subulatis; serrulatis, setis terminalibus [lon]gissimis; capsulis ovatis sub-angulatis, obliquis, apop[hysi] minuta. In paludibus turfosis profundis.* 17) *Po[ly]trichum arcticum, surculo ramoso, prolifero; [fo]liis lineari-subulatis, denticulato-serrulatis; setis [ter]minalibus; capsulis oblongis, erectiusculis. In [sum]mis alpibus* (bey der Beschreibung: *in sylvis sub[al]pinis*). 18) *Polytrichum septentrionale, [sur]culo ramoso; foliis lineari-subulatis, sub-secun[dis] apice serrulatis; setis terminalibus; capsulis subro[tun]do ovatis, operculo conico, subrecurvo* (Flor. da[n.] 297?). *In graminosis alpinis.* 19) *Polytrich[um] punialum* (*P. subrotundum Huds. fl. angl.*), *sur[culo] simplici; foliis linearibus, planiusculis, sub-integ[ris] capsulis turbinato-subrotundis, erectis. Ad latera [...]varum arida.* — Die Abbildungen und Zerleg[un]gen dieser Arten sind theils vom Vf., theils von [...] *Sturm* gezeichnet, und durchaus von letztem [...] schön gestochen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. Junius 1800.

RECHTSGELAHRTHEIT.

SCHWERIN u. WISMAR, b. Bödner: *Beyträge zum mecklenburgischen Staats- und Polizeyrecht.* Vom Kanzleyrath von *Kamptz* zu Neustrelitz. Zweyter Band. 1796. 340 S. Dritter Band. 1797. 282 S. 8.

Rec. hat den *ersten* Band dieser Beyträge in der A. L. Z. 1796. II, 625. angezeigt, und hält es daher für seine Schuldigkeit, auch die nachfolgenden zwey Bände, theils der Vollständigkeit, theils ihres brauchbaren Inhalts wegen, nachzuholen. Gleich die *erste Abhandlung* des zweyten Bandes (Nr. VII.) hat eine selten vorkommende und daher noch seltner behandelte Materie zum Gegenstande, nämlich die sogenannten *Schulzenlehne* in *Mecklenburg*. Der Vf. hat diese Materie schon einmal im vierten Bande der *Zepernickischen Abhandlung aus dem Lehnrecht* bearbeitet, stellt aber hier nochmals eine Revision derselben an. Die Lehre von Freyschulzen ist ausführlich erörtert. Dieses zeigt schon der Umfang der Abhandlung von S. 1—168., wovon die angehängten Urkunden auf 50 Seiten einnehmen. In der Einleitung theilt der Vf., ausser einigen *allgemeinen* Bemerkungen über das Verhältniss der mecklenburgischen Bauern zu den Gutsbesitzern die Literatur seines Gegenstandes mit, und giebt eine kurze Kritik einer jeden Abhandlung. Allein, nach dem zu urtheilen, was der Vf. über *Westphal* äussert, ist sein Urtheil wohl nicht immer zuverlässig. Den spätern Schriften *Westphal's*, besonders seinem Privat-, Lehnrecht u. s. w. kann wohl mit Grunde nicht das Lob der Gründlichkeit und Präcision beygelegt werden; sie bestehen meist in abgerissenen, unzusammenhängenden und unerwiesenen Sätzen. Der *erste Abschnitt* vom Ursprung der Schulzenlehne (S. 18—30.) stellt als Resultat der historischen Untersuchungen den Satz auf, „dass die Schulzenlehne einen Theil des *Märkischen* Rechts in dem Meklenburg-Stargardischen Kreise ausmachen, und dass ihr Ursprung in das *dreyzehnte Säc.* falle.“ Allein die älteste diplomatische Spur ihrer Erwähnung erstreckt sich nur bis in das vierzehnte, so wie des ersten Lehnbriefs über ein Schulzenlehen *in extenso* nur in den Anfang des sechzehnten Säc. Das übrige beruht bloss auf historischen, jedoch sehr wahrscheinlichen, Conjecturen. Eben so wahrscheinlich macht es auch der Ursprung der Schulzenlehne, dass sie nur in dem Theil Mecklenburgs, der sonst unter Märkischer Landeshoheit gestanden, sich jetzt noch finden. Der *zweyte Abschn.* betrachtet in zwey Abtheilungen die *rechtlichen* Verhältnisse der Sulzenlehne, erst im *Allgemeinen*, dann im *Einzelnen*. (Der Vf. ist ein gar zu grosser Freund von überflüssigen Unterabtheilungen, die doch, so nützlich sie auch am rechten Orte sind, wenig oder gar nichts nützen. So pflegt er meist jeden Gegenstand im Allgemeinen und im Detail nach seinen rechtlichen Verhältnissen, und dann letzte wieder Ueberhaupt und im Einzelnen, und das Ueberhaupt wieder im Allgemeinen und insonderheit nach gewissen Rücksichten zu betrachten.) Bey dem Begriff des Schulzenlehns S. 32. nimmt der Vf. jetzt das *Schulzenamt* selbst zum Gegenstande der Belehrung an, statt dass er vormals (und auch noch jetzt S. 18.) das in Ansehung jenes Amts ertheilte *bauerliche Grundstück* und dessen nutzbares Eigenthum zum Object machte. Er meynt, dies sey bey allen Ambachtslehnen der Fall; daran zweifelt aber Rec. gar sehr. Die angesehensten Lehnrechtslehrer unterscheiden ausdrücklich das eigentliche *feudum officii* vom *feudo ambactae*, und machen bey diesem das Gut zum Object der Belehrung, unter der Bedingung, das Amt dafür zu versehen (*Böhmer*, *Schnaubert* §. 70. 246.). Andere geben wenigstens zu, dass dass eins so gut wie das andere statt haben, und sowohl das Amt selbst als nur das Gut dafür zu Lehn gegeben werden könne *Püttmann* §. 138. Not. b und §. 139.). Letztes scheint wohl der Natur der Lehne am angemessensten, und wenn einmal Güter mit dem verliehenen Amte verbunden sind, wie das hier bey den Schulzenlehnen der Fall ist, das Lehen eher auf jenem als diesem zu haften, weil die Uebernahme und Verwaltung des Amts nicht wohl ohne das Gut bestehen kann. Ein anders ist es, wenn nur gewisse bestimmte Einkünfte dem Vorsteher des Amts angewiesen sind. — Die Lehnbarkeit der Schulzengerichte überhaupt unterstützt der Vf. S. 37—41. mit guten Gründen; zweifelhafter ist, ob sie eigentliche oder uneigentliche Lehne sind. Und da kann denn der Vf. selbst nicht ableugnen, dass dieselben manche besondere und uneigentliche Eigenschaften sowohl überhaupt, als auch besonders in Mecklenburg, an sich haben. — Die einzelnen rechtlichen Verhältnisse der Schulzenlehne werden in der gewöhnlichen und natürlichsten Ordnung, nämlich in Ansehung ihrer Begründung und Erwerbung, der daraus entstehenden Rechte und Verbindlichkeiten, der Erlöschungsarten und des Gerichtsstandes erklärt. Nur ist die letzte Lehre derjenigen von der Erlöschung vorangeschickt. Jetzt werden in Mecklenburg die Schulzenlehne nur auf Domainengütern angetroffen, und nir-

nirgends ist der Lehnherr eine Privatperson; jedoch ist auch der Landesherr nicht als Landesherr, sondern als Domänenbesitzer Lehnherr von denselben, und das *domin. direct.* geht bey veränderter Gutsherrschaft auf diese über. Jetzt kann kein Edelmann Lehnschulze werden (*Ludewig de jure feud.* c. VIII. §. 5. soll heissen c. VII. *qu.* 4. §. 5.). S. 56. wird als etwas besonders bey Schulzenlehnen angeführt, dass ein Lehnsfehler bey der Muthung nicht gleich durch Einziehung des Lehns gerügt werde, weil bey bauerlichen Lehnleuten kein *Vorsatz* vorauszusetzen. Allein dieser wird, so viel Rec. weiss, bey keinem vorausgesetzt, sondern muss stets gehörig dargethan werden. — Die bey minderjährigen Lehnserben doppelt nachzusuchende Lehnsbestätigung ist freylich anomalisch. Bey Entwickelung der Rechte und Verbindlichkeiten, die aus den Schulzenlehnen entstehen, sind die verschiedenen Wirkungen der Landes- und Lehnshoheit, so wie der Gutsherrschaft, sehr gut von einander abgesondert. Der Lehnherr übt den Retract auch bey *nothwendigen* Veräusserungen aus. Das Recht der Töchter zur Lehnfolge ist (S. 70 ff.) auch hier nur eine Ausnahme, und beruht auf besondern Gründen; indessen lassen sich die S. 71 f. lit. b und e. angeführten Fälle hier eher als bey Ritterlehnen vertheidigen. Die Erbfolgeordnung beruht nach dem, was der Vf. S. 73—78. deshalb anführt, wohl schwerlich auf dem Erstgeburtsrecht, sondern vorzüglich auf der Fähigkeit zur Erfüllung der Schulzenpflichten. Wenn daher auch die Lehnserben unter sich auszumachen haben, wer das Schulzengericht behalten soll; so hängt hiebey doch wohl unstreitig sehr vieles von der Beurtheilung der Kammer, und also mittelbar von der Wahl des Lehnherrn ab, welches noch durch das S. 64. Nr. II. gesagte bestätigt wird. Die übrigen Lehnerben werden im Amt Stargard von dem ausgemittelten billigen Werth des Schulzenlehns so abgefunden, dass die Söhne $\frac{2}{3}$ und die Töchter *pro rata* $\frac{1}{3}$ erhalten. Diese Abfindung bewirkt aber keine Todtheilung, sondern die abgefundenen Lehnserben succediren nach der sogenannten Lineal-Gradualfolge, und zwar, ohne dass es der gesammten Hand zur Erhaltung der Lehnrechte bedarf (S. 79—83.). Ausserdem nehmen die Töchter der Lehnschulzen nur Theil am Lehne, wenn kein hinreichendes Allodium zu ihrer Aussteuer vorhanden ist. S. 84 ff. werden die den Lehnsschulzen sowohl ehedem als jetzt obliegenden eigentlichen und uneigentlichen Lehndienste genau entwickelt und erörtert. Die Hauptveränderung stammt aus der zweyten Hälfte des vorigen Säc. — Die eigentlichen richterlichen Pflichten derselben cessiren gänzlich; dagegen hat sich der Umfang der polizeylichen beträchtlich erweitert, und aus ihrer Mitte werden meist die Taxatoren zu gerichtlichen Schätzungen genommen. Die übrigen Naturaldienste sind meistentheils in Geldprästationen verwandelt, ausser dass einige ausdrücklich und durch Herkommen unter dem Namen des *Ungemachs* — daher die Ungemachshufe — vorbehalten sind. Dass die Kammer den Reductionsvertrag unter den gehörigen Umständen, wenn nämlich nicht besondere Erfodernisse der Verjährung eintreten, oder nicht eine unvordenkliche Zeit vorhanden ist, aufrufen, und die ehemalige Naturalleistung wieder verlangen könne, hat seine Richtigkeit, nicht aber, dass sie umgekehrt auch nach Belieben das Ungemach wieder in ein Geldsurrogat verwandeln könne (S. 98. 101.). Dazu fehlt es schlechthin an Grund; vielmehr sollte billig, wegen völliger Gleichheit der Gründe, der Lehnsschulze die Aufhebung des Surrogats eben so auffodern können, als solches dem Lehnherrn oder der Kammer zusteht. S. 104. Die Verbindlichkeit zur Ausfütterung der Jagdhunde ist in mehrerer Hinsicht ein hässlicher Gebrauch, und es wäre zu wünschen, dass das deshalb behauptete Herkommen nicht so geradezu ohne den strengsten Beweis für wahr gehalten, sondern in jedem Fall der genauesten Untersuchung unterworfen, und so richtig als S. 105. von den Richtern darüber erkannt würde. Endlich werden S. 109 ff. noch einige allgemeine Grundsätze zur Beurtheilung der Lehnsdienstpflicht aus dem vorigen abstrahirt. Für *willkürliche* Lehnssachen ist die herzogliche Kammer die eigentliche Lehnscurie; für *streitige* hingegen, je nachdem der Streit zwischen dem Lehnherrn und Schulzen, oder diesen und Privatpersonen obwaltet, und entweder der Lehnherr oder der Schulze Kläger ist, das herzogl. Amtsgericht oder die Justizkanzley. Lobenswürdig ist, dass die Kammer überall nichts mehr mit der Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten zu thun hat, und ein nachahmungswürdiges Beyspiel für alle Mitschwestern derselben. Unter den vielen, S. 118—168. angehängten Urkunden finden sich meist Lehnbriefe, eine Confirmation und Expectanzbrief, einige herzogliche Verordnungen und richterliche Erkenntnisse.

VIII. Ueber die im Stargardschen Kreise geltende *eheliche Gütergemeinschaft*. Unstreitig eine der wichtigsten und schwierigsten Materien des deutschen Rechts! Der *erste Abschnitt* S. 175—195. ist meist historisch, und geht von der Gütergemeinschaft in der Mark Brandenburg aus, die mit der sächsischen viele Aehnlichkeit hatte. Die Märkischen Städte gründen sich meist alle auf Magdeburgisches Recht; doch weicht die Erbfolge der Ehegatten davon sehr ab; dazu kommt noch das Altbrandenburgsche und Stendalsche Recht. Dass aber erstes kein besonderes geschriebenes Stadtrecht, sondern nur das durch besondere Märkische Gewohnheiten in vielen Städten modificirte Magdeburgische Recht gewesen sey, sucht der Vf. S. 186 f. aus guten Gründen wahrscheinlich zu machen. Bey dieser Gelegenheit hat der Vf. in den Noten schöne literarische Notizen über die Bewiedmung der Märkischen Städte mit Brandenburgschen, Altbrandenburgschen und Stendalschen Recht beygebracht; nur schreibt er stets *Lauhn* statt *Lenke*. Beyläufig kommen gleich im §. 1. einige unrichtige Aeusserungen vor, so dass nach römischen Recht die Frau auch nicht die Verwaltung ihres eigenen Vermögens gehabt habe (vergl. dagegen L. 8. *C. de pactis conv.*).

conv.), und dass vor dem neuern römischen Recht Eheleute von einer jeden Erbfolge ausgeschlossen gewesen (der Vf. hat das *edictum unde vir et uxor* vergessen). — Das Alt-Märkische Stadtrecht weicht nur vom Magdeburgschen in Ansehung der ehelichen Erbfolge darin ab, dass es statt der Succession in das Heergewette und die Gerade, die Gütergemeinschaft nach der Form des Lübschen Rechts angenommen hat, und zwar seit dem zwölften oder dreyzehnten Säc. — Der *zweyte Abschn.* zeigt zuerst, wie das Märkische Recht auch in den Mecklenburg-Stargardschen Kreis Eingang gefunden, und sich auch nach dessen Verbindung mit Mecklenburg darin erhalten hat; dann geht er alle Stargardschen Städte einzeln durch, führt die mittelbare oder unmittelbare Bewidmung derselben mit Märkischen Stadtrechten an, und kommt dann endlich auf die Natur der ehelichen Gütergemeinschaft im Meklenburg-Stargardschen Kreise. Der Vf. verräth hiebey eine gute Belesenheit in der vaterländischen Geschichte, sowohl durch die beygebrachte zahlreiche historische Literatur, als auch durch die vielen historischen Erläuterungen. Rec. bemerkt jedoch hiebey im allgemeinen: 1) dass der Ursprung und die wahre Beschaffenheit der Gütergemeinschaft im Stargardschen mehr auf historischen Conjecturen und Argumentationen, als auf diplomatischer Gewissheit beruht; 2) dass es noch sehr ungewiss ist, ob und in wieferne dieselbe nach dem Lübschen Recht sich gebildet, indem wenigstens *Jargow* in der S. 211. angezogenen Stelle dieses in Abrede stellt, und statt dessen eine uralte Landesgewohnheit zum Grunde legt; 3) endlich dass es besonders zweifelhaft ist, ob auch die Ascendenten und Collateralen des verstorbenen Ehegatten auf einen Theil seiner Verlassenschaft Anspruch machen können, oder ob nicht vielmehr nach altem Märkischen Rechte der Ueberlebende die ganze Masse behalten habe, indem sich nun das bisherige Miteigenthum in seiner Person consolidirt, als welches der Natur der deutschen Gütergemeinschaft am meisten entspricht (*G. L. Böhmer de jur. et obl. conj. ex comm.* §. 15. 16. *J. H. Böhmer de commun. omnis abieni inter conj.* §. 18.). Die weit spätere *Joachimischen* Verordnung aber von 1527 kann hierin unmöglich für das Stargardsche die Norm abgeben, da solches damals schon längst an Meklenburg gekommen war. Es ist auch überhaupt wohl ausgemacht, dass ein solcher Antheil der Verwandten des Verstorbenen an dem gemeinen Vermögen eine merkliche Abweichung von der ursprünglichen Natur der Gütergemeinschaft enthält, die meist daher entspringt, dass man auch einem jeden Ehegatten schon einen bestimmten Antheil an dem Gemeingut beylegt, und selbst auch daraus, dass man mehr einen unrichtigen Begriff des Miteigenthums, als vielmehr ein einziges Eigenthum des Ehepaars, als einer moralischen Person, hiebey zum Grunde legt. Letztes hat nun zwar der Vf. bey Entwickelung der Natur der Stargardschen Gütergemeinschaft ebenfalls gethan, gleichwohl im Verfolg einige Sätze aufgestellt, die sich nicht wohl mit jener Voraussetzung vertragen, noch weniger als richtige Folgerungen daraus angesehen werden können. Nach der Trennung der Ehe soll das Vermögen in zwey gleiche Theile zerfallen, und den einen davon sollen die *Erben* des Verstorbenen erhalten, und zwar nicht bloss die Descendenten, sondern auch Ascendenten, Collateralen und übrige Verwandte desselben (S. 234-247. 257.). Rec. vermisst aber den vollkommnen Beweis hievon. Wenn wir es auch dahin gestellt seyn lassen, ob dieses der wahren Natur der deutschen Gütergemeinschaft, wie der Vf. glaubt, angemessen sey; so ist diese Einrichtung auch dem Lübschen Recht, das doch hier vorzüglich als Norm dienen soll, nicht entsprechend. Hiernach führt die Trennung der Ehe nicht sogleich die Theilung mit den Kindern mit sich; der Ueberlebende kann vielmehr mit ihnen im gemeinen Gut sitzen bleiben. Wird aber auch getheilt: so geschieht es nur mit den Descendenten zur Halbschied; mit sämmtlichen übrigen Verwandten des Verstorbenen theilt der Ueberlebende aber nur nach Wegnahme seines eigenen, in die Gemeinschaft gebrachten, Vermögens. Dieses bey Seite gesetzt, ist freylich nach den landesherrlichen Verordnungen von 1759. 1772 und 1794 S. 263. 269. wegen des allgemeinen Ausdrucks *Erben* sehr wahrscheinlich, dass nicht bloss Kinder, sondern auch andern Verwandten die Hälfte zufalle, besonders weil in der Verordnung von 1772 die Erben den Kindern entgegengesetzt sind. Hierauf concentrirt sich denn aber auch der ganze Beweis, und es fliesst daraus keineswegs, dass solche auch den ältern, besonders Märkischen, Gewohnheiten gemäss sind. Ueberhaupt sieht man es den Verordnungen wohl an, dass sie aus einem unrichtigen Begriff von der Gütergemeinschaft geflossen sind. Uebrigens harmonirt die Theilung in zwey Hälften mit dem aus der Natur der Gütergemeinschaft selbst hergenommenen Satz, dass der Ueberlebende seine Hälfte nicht als Erbtheil, sondern als Theil des Gemeinguts erhält (S. 248. Not. e.), nicht gar gut, sondern bildet ein sonderbar componirtes Ganze. Eine weitere Folge dieser Voraussetzung ist die Verordnung, dass der Ueberlebende für die vor der Ehe gemachte Schulden, in der Regel nicht zu haften braucht (S. 262.); hievon aber auch abgesehen, so ist es doch ein seltsamer Einfall (S. 243.) die Verbindlichkeit der Ehegatten in Ansehung der während der Ehe gemachten, nur auf solche einzuschränken, die nicht einseitig, sondern zum Besten des Ehestandes gemacht sind. Hiezu fehlt es an allem rechtlichen Grunde; es würde dadurch vielmehr diese ganze Wirkung der Gütergemeinschaft cassiren. S. 240. Nach Lübschem Recht ist zur vollkommensten Wirkung der Gütergemeinschaft, wenigstens in Ansehung der Schuldenzahlung, noch die Schwangerschaft der Frau nöthig. S. 241. Ob und in wieferne die Gütergemeinschaft durch Veränderung des Wohnorts oder Standes aufhöre, ist eine sehr schwierige Frage, die vieles für und gegen sich hat, und daher bald so, bald anders entschieden und angesehen wird, wie man S. 274 u. 333. sehen

schen kann. — S. 256. dass die Gütergemeinschaft mit dem Tode aufhöre, lässt sich im Allgemeinen nicht annehmen, ja auch nach dem, was der Vf. selbst zugiebt, nicht einmal im Meklenburg-Stargardschen. S. 258. Der Zeitpunkt, der bey Bestimmung der Masse zum Grunde gelegt wird, ist nach der vom Vf. allegirten Anl. V. keineswegs die Zeit des Todes des einen Ehegatten, sondern der Theilung (S. 292 u. 308.). — Aller dieser Bemerkungen ungeachtet kann Rec. dieser Abhandlung so wenig, als der vorigen, das Verdienst der Gründlichkeit und Ordnung, zugleich aber einer vorzüglichen praktischen Brauchbarkeit nicht absprechen. Die zahlreichen Urkunden bestehen theils aus herzogl. Verordnungen, theils aus rechtlichen Erkenntnissen, ingleichen Zeugnissen und Gutachten städtischer Magistrate, Rescripten der Justizkanzley und einem Extract aus dem urschriftlichen Stadtbuch der Stadt Altstrelitz von 1613.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Bremen, b. Wilmans: *Lebensgeschichte eines Miethpferdes.* Nacherzählt von *Ambrosius Speckmann*, berühmten Pferdeverleiher in Göttingen. 1799. 143 S. 8. (12 gr.)

Man kann dem Vf. das Talent, komische Scenen leicht und lebhaft zu schildern, nicht absprechen; doch dies Talent sollte ein sicherer Geschmack und ein abgemessener Gebrauch der Freyheiten, die man einem humoristischen Schriftsteller gestattet, leiten. Wir vermissen jenen feinen Tact vorzüglich in der Wahl der kleinen Geschichten, die durch die Erzählung des Lebenslaufs eines Miethpferdes herbeygeführt werden. Der Vf. hätte, bey der *Erfindung* dieser Geschichten, stets auf eine sinnreiche glückliche Pointe bedacht seyn sollen, um das Interesse der Leser bestimmter zu fesseln, und ihre Erwartung auf eine überraschendere Weise zu befriedigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Wittenberg*, b. Meltzer: *Observationes, Pauli Apostoli Epistolarum scriptoris ingenium concernentes.* Dissertatio philosophico-exegetica — auctore *Henrico Theophilo Tzschirner*, Mittweyda-Misnico, AA. LL. Mag. et R. Min. Candid. Particula I. II. III, 1800. Zusammen 58 S. 4. — Seitdem in neuern Zeiten die Nothwendigkeit und der Nutzen einer *Special*hermeneutik, welche die allgemeinen Auslegungsgesetze auf einzelne Autoren mit verschiedenen, durch ihr Zeitalter, ihre Cultur u. s. w. bestimmenden Modificationen anwenden lehrt, einleuchtend dargestellt worden ist, hat man zugleich das Bedürfniss erregt, den Geist jedes Schriftstellers, nach innern sowohl als äussern Daten, sorgfältiger als sonst zu erforschen, und der einzig wahren *historischen* Interpretation dadurch gleichsam in die Hände zu arbeiten. Unstreitig ist dieser Gesichtspunct der interessanteste, aus dem die vorliegende Schrift betrachtet werden kann; eine Schrift, worin Fleiss mit Beurtheilungskraft, Einsicht mit Bescheidenheit so sichtbar vereinigt ist, dass wir dem Vf. zu seinem ersten Auftreten im Publicum aufrichtig Glück wünschen, und diesem einen künftigen reichern Ertrag von den fortgesetzten Bemühungen des Vfs. mit Zuversicht versprechen dürfen. Die Materie, welche er sich zur Bearbeitung gewählt, hat überdies auf die Untersuchung der Authentie der Paulinischen Schriften, auf die Streitigkeit über den wahren Verfasser der Epistel an die Hebräer, und auf die Frage von dem Urheber der Reden, welche dem Apostel Paulus in den Actis beygelegt werden, einen so entschiedenen Einfluss, dass eine genauere und umständlichere Behandlung derselben keineswegs überflüssig scheinen darf. Der Vf. kennt seine Vorgänger; er hat sie S. 11 ff., bis auf die neuesten und kleinsten Schriften derselben, so sorgfältig aufgezählt, dass Rec., dem dieser Gegenstand nicht fremd ist, durchaus keinen literarischen Zusatz zu machen im Stande ist; auch verheimlicht der Vf. nicht, was der Augenschein lehrt, dass er jene frühern Schriften sämmtlich benutzt, und das Zweckmässigste daraus mit eigenem Urtheil zusammen gestellt habe. — Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das, was man *Geist* eines Schriftstellers nennt, welche unsers Bedünkens mehr populär vorgetragen, als mit gehöriger Schärfe und Präcision ausgedrückt sind, geht der Vf. sofort zur Betrachtung des Paulinische[n] Geistes über. Den Charakter, den er im Allgemeinen davo[n] aufstellt, ist folgender: *Natura, solers et alma — ita Paulu[m] formaverat, ut facile, graviter vehementerque moveretur. Facile moveatur, qui citius ac alii, nunc hoc nunc illo modo afficia[tur]; graviter, quem sensus rerum ita tangunt, ut diutius h[ae]reant neque statim exolescant; vehementer denique, cujus [ani]mum rerum, quibus afficitur, sensus penetrant permanan[t]ita, ut iis solis duci se ac ferme abripi patiatur.* Nach die[sen] aufgestellten Sätzen und in dieser Manier betrachtet der V[f.] die Gedanken und ihre Verbindung sowohl, als die Darstel[-]lung und den Ausdruck, den wir in den ächten Paulinischen Schriften finden; die Eigenheiten der Sprache, die besondern Tropen, Figuren u. s. w. leitet er aus jenen allgemeinen Bemerkungen über Pauli Geist ab, und zeigt, wie man sei[ne] Schriften mit beständiger Hinsicht auf seinen Charakter, al[s] Mensch und als Schriftsteller, lesen und erklären müsse. Offenbar leisteten dem Vf. hierbey die bekannten Schriften de[s] sel. *Bauer* sehr erspriessliche Dienste: allein er hat zu de[m] Sammlerfleiss und der gründlichen Gelehrsamkeit dieses Vor[-]gängers ein unbefangeneres Urtheil hinzugebracht, und da[s] was jener als zerstreute, wiewohl sehr brauchbare Materiali[en] gegeben hat, unter allgemeinere Gesichtspuncte geordn[et] und nach festern Principien bestimmt. — Auch sonst tri[fft] man noch beyläufig manche vorurtheilsfreye Bemerkung a[n,] welche die Bekanntschaft des Vfs. mit den neuesten Fortschri[t-]ten der historischen und exegetischen Theologie bezeugen, w[ie] z. B. die Erinnerung gegen die durch *Thalemann's* Schrift u[nd] *Ernesti's* Autorität fast allgemein gewordene Meynung, da[ss] Paulus bloss jüdische Gelehrsamkeit besessen habe, von gri[e-]chischer Erudition hingegen gänzlich entfernt gewesen sey. Mit Vergnügen und Beystimmung haben wir auch mehre[re] von den zahlreich angebrachten Erklärungen einzelner Stell[en] aus Pauli Schriften gelesen; wiewohl es uns scheint, als [ob] gerade dieser Theil der Abhandlung die häufigste und gegrü[n-]detste Veranlassung, dem Vf. zu widersprechen, darbiet[e.] Jedoch in dies Detail erlauben uns die Grenzen dieser Blät[ter] nicht einzugehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. Junius 1800.

RECHTSGELAHRTHEIT.

SCHWERIN u. WISMAR, b. Bödner: *Beyträge zum mecklenburgischen Staats- und Polizeyrecht.* Vom Kanzleyrath von *Kamptz* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Dritter Band. IX. Grundlinien einer Geschichte der Justizkanzleyen in Mecklenburg S. 1—105. Ein gutgewähltes Thema, dessen schickliche Ausführung manche nützliche Wirkung und einen unverkennbar guten Einfluss auf die Einrichtung ständischer Gerichte, und die Beurtheilung des Umfangs ihrer Gerichtsbarkeit, so wie auf eine allgemeine Geschichte der deutschen Provincialgerichts- und Kanzleyverfassung haben kann. Schon mehrere Schriftsteller haben bey andern Ländern dem Vf. vorgearbeitet, z. B. *Kind*, von *Hellfeld*, *Zachariä*, *Ledderhose* u. a. m., und selbst bey Mecklenburg *Kraft* und *Rudloff*. Zuerst (Abth. 1. S. 8—15.) ein paar Worte von der Justizverwaltung vor der Entstehung der Justizkanzleyen in Mecklenburg. Im J. 1555 entstand, statt der bis dahin wandelbaren Gerichte, das *Hof-* und *Landgericht* als ein fixirtes Gericht. Denn der Name *Hofgericht* hatte schon den des *Landdings* im vierzehnten Säc. verdrängt, (der Name des kaiserl. Hofgerichts war aber schon weit früher, seit der Mitte des dreyzehnten Säc. aufgekommen). Daneben blieben aber noch verschiedene Zweige der Justiz in den Händen der *Hofkanzley*, die jedoch keine förmliche Gerichtbarkeit gehabt zu haben scheint, und daher auch *extraordinäres* Gericht hiess. Auch *Regierung* und *Hofrath* nannte man dieselbe wohl, weil sie wirkliche Landesregierungssachen besorgte. Die *zweyte Abtheilung* zerfällt nach den verschiedenen Epochen des Ursprungs und den Hauptveränderungen der Justizkanzleyen in mehrere Unterabtheilungen. Die Veranlassungen zur permanenten Einrichtung der Kanzley sind gut zusammengestellt; sie fällt in den Ausgang des sechzehnten Säc. zu *Güstrow*. Sie erhielt *völlige* erneuerte *Gerichtsbarkeit* mit dem Land- und Hofgericht; doch blieb, ihrer Coordination ungeachtet, die Berufung an letztes, worauf die Stände besonders drangen, weil sie in diesem ihre eigenen Räthe hatten. Zugleich war diese Kanzley Lehnhof und Regierung. Nach der Landestheilung im J. 1612 entstehen die beiden Kanzleyen zu Schwerin und Güstrow, und in eben dem Jahre erhalten sie eigene Ordnungen; allein nur die revidirte Güstrowsche von 1669 hat den eigentlichen Process zum Gegenstande. Sowohl die Beysitzer als Kanzler sind benannt, und die allgemeinen Veränderungen der Kanzleyen selbst bis 1701 angeführt. Diese bildeten sich in diesem Zeitraum völlig aus; sie verloren alle Regierungs- auch Lehnssachen; endlich verschwand auch der Kanzler, und es entstanden Kanzleydirectoren. Der §. 13. der die staatsrechtlichen Verhältnisse enthält (S. 43—52.) verstattet zwar keinen Auszug; jedoch bemerkt Rec. nur so viel: 1) dass, ungeachtet der Abhängigkeit der Kanzleyen von dem Landesherrn und dessen ausschliesseden Aufsichts- und Visitationsrechts, die Stände gleichwohl die Mängel derselben durch den Weg der Beschwerden beym Landesherrn rügen können; 2) dass der Landesherr, die Regierung und Rentkammer überall keine Justiz verwalten dürfen; und 3) endlich, dass die Berufung von denselben an das Hof- und Landgericht verschiedene Einschränkungen erhalten hat. Noch ist unter einigen andern Druck- oder Schreibfehler zu bemerken, dass S. 37. bey dem Worte *Congress* einige Worte, etwa „entstandene Veränderung" fehlen. In der letzten Periode von 1701 bis jetzt ward die Güstrowsche Kanzley 1702 nach Rostock verlegt, wohin sie nach einiger Entfernung auch seit 1748 wieder zurückgekehrt ist, und nach dem Erbvertrag von 1788 stets daselbst bleiben muss. Zugleich ward eine eigene Justizkanzley für Meklenburg-Stargard zu Altstrelitz angeordnet, um das J. 1743 aber nach Neustrelitz verlegt. Eine Hauptveränderung, die die Kanzleyen in ihren staatsrechtlichen Verhältnissen (S. 63—72.) in dieser Periode erhielten, besteht in dem Zuwachs der Consistorialgerichtsbarkeit (S. 65. III. a.), und ausserdem ward alle landesherrliche Einmischung in Entscheidung besonderer Rechtshändel, es sey durch Abrufung in die Regierung, Lehn- oder Rentkammer, oder durch Inhibitionen und Rescripte aufs nachdrücklichste untersagt und unwirksam gemacht (S. 72—80.). Selbst in Criminalsachen finden nur Berichte an den Landesherrn zum Zweck der Begnadigung statt. — Bey Berufungen an die Reichsgerichte haben die Kanzleyen nach Vorschrift des Appellationsprivilegiums über die Zulässigkeit derselben selbst zu erkennen (S. 81.). Die Stände haben zwar keine eigentliche Mitaufsicht über die Kanzleyen; doch können sie Unregelmässigkeiten derselben in Form der Landesbeschwerden vorbringen; ja es darf in der Verfassung dieser Landesgerichte und ihrer Processordnungen, ohne Einwilligung (?) derselben, keine Aenderung vorgenommen werden S. 87. Am ausführlichsten ist S. 88—104. das Verhältniss der Kanzleyen zum Hof- und Landgericht

gericht entwickelt. Das Hauptbestreben des Vfs. geht hier dahin, zu beweisen, dass das Hof- und Landgericht kein wahres *judicium superius*, sondern nur *appellationis* sey. Seine Gründe für diesen Satz sind zum Theil sehr tristig, manche aber auch offenbar nicht erheblich, z. B. dass die Kanzleyen selbst über die Appellabilität erkennen §. 92., welches ja auch bey der Appellation an die Reichsgerichte statt hat S. 81. Auf jeden Fall scheint Rec. immer eine Art von Wortstreit hier einzutreten, indem er auch von einem Appellationsgericht die Idee eines Obergerichts, wenigstens in der Hinsicht, dass dasselbe die Erkenntnisse der Kanzleyen abändern kann, und diese demselben Folge leisten müssen, nicht wohl zu trennen vermag. Eine anomalische Einrichtung bleibt es immer, wenn es gleich nicht an ähnlichen Beyspielen fehlt, z. B. bey den kaiserl. Landgerichten, die gleichfalls mit den Reichsgerichten gewisse concurrente Jurisdiction haben, gleichwohl den Reichsgerichten, in Ansehung der Berufung, subordinirt sind. — Uebrigens hält Rec. diese Abhandlung für eine der vorzüglichsten im ganzen Werke, und bemerkt nur noch, dass S. 91. in der Note statt *Mehlmann* zu lesen ist *Mehlen*. Ungewöhnlich ist der Name *Respons* von einem richterlichen Bescheide. S. 94. Z.

X. Die landesherrliche Gemeinschaft des Besteurungsrechts in Mecklenburg S. 109—176. Ein specieller Gegenstand des mecklenburgischen Staatsrechts, zu dessen Bearbeitung der Vf. durch Zeitumstände und einen besonders dazu erhaltenen Auftrag veranlasst worden ist. Es ist auch von demselben im J. 1798 eine besondere Abhandlung mit gleichem Titel erschienen. Die vorliegende Abhandlung enthält bis zum 17. §. nicht sowohl eine *theoretische*, wie der Vf. es nennt, als vielmehr eine *historische* Untersuchung und Entwickelung, deren Resultat dieses ist: das Besteurungsrecht ist von jeher allen regierenden Herzogen, ungeachtet der Landestheilungen, seit dem funfzehnten Säc. gemeinschaftlich gewesen, und noch im Landestheilungsvergleich von 1621 bestätigt, auch bis ans Ende des siebzehnten Säc. stets so geblieben. Als bey der Landestheilung in Schwerin und Stargard im J. 1701 zuerst eine *ordentliche beständige Landescontribution* eingeführt ward, ist zwar auch die Gemeinsamkeit des Steuer-Regals in Ansehung derselben unter manchen Abwechselungen beybehalten, jedoch durch den Erläuterungsvergleich von 1755 dieselbe in Ansehung der ordentlichen Landessteuer in ein privatives Hoheitsrecht jeder Linie verwandelt S. 122. Hingegen bey den *ausserordentlichen*, d. i. Reichs-, Kreis- und Princessinsteuern ist sowohl nach dem *Hamburger Vertrage* von 1701, als dem *Landes- und Erläuterungsvergleich* von 1755 die Gemeinschaft des Steuer-Regals beybehalten, und durch den ersten bloss die Theilnahme an den Steuerbeyträgen dahin modificirt, dass Strelitz, nach Verhältniss seiner Concurrenz zu Reichs- und Kreislasten, nur $\frac{2}{13}$ daran participirt S. 130. (Nur scheint der Erläuterungsvergleich §. XVI (S. 156.) Rec. etwas zweydeutig gefasst zu seyn, da unter die privative Besteurung auch Kammerzieler gezogen sind, die jedoch zu den Reichs-, also ausserordentlichen Steuern gehören. Wahrscheinlich lässt sich dies jedoch daher erklären, dass die Kammerzieler als einzige ständige Reichssteuer mit unter die *ordentliche* Landescontribution gehören. S. 131. Z. 7. ist wohl statt drey, *zwey* Jahre zu lesen). Eine gleiche gemeinsame Besteurung tritt nun auch bey allen übrigen *ausserordentlichen* Abgaben und *Necessarien* beider Herzoge ein, z. B. der Prinzessinsteuer 1796; der Schiffbarmachung der Elde 1792, indem jeder Herzog eine bestimmte Quote von den Erlegnissen *aller* mecklenburgischen Unterthanen, nicht bloss die der seinigen erhält. Hie und da hätte sich der Vf. wohl kürzer fassen und Wiederholungen vermeiden können. Unter den sechs Urkunden sind besonders die drey ersten merkwürdig, indem sie die bisher ungedruckte Correspondenz beider Herzoge von 1753 über die Aufhebung der Convention von 1748 enthalten. Mit dieser Abhandlung hängt genau Nr. XI. über die *Hauptquoten der Beyträge der mecklenburgischen Unterthanen zu Steuern und Anlagen* S. 179—22. zusammen. Der *erste Abschnitt* liefert die *Geschichte* dieser Quoten. Vor dem achtzehnten Säc. war überall kein bestimmter Steuermodus, sondern er war für jeden Fall besonders entworfen, und die Steuern wurden nicht nach Ständen, sondern Personen vertheilt. Die drey Hauptlandestheile, Domänen, Ritterschaft und Städte, steuerten nicht gleich, nicht nach Quoten, ausser Rostock und Wismar, jenes zu $\frac{1}{14}$, dieses zu $\frac{1}{7}$. Erst seit 1698 wurden die Quoten bey der *ordentlichen* Landessteuer von 120000 Rthlr. jährlich, und zwar 1721 drey *gleiche Terzen* eingeführt; diese jedoch 1755 wieder aufgehoben, und statt dessen zu ewigen Zeiten ein verglichener *Modus contribuendi* angenommen. Zu den *ausserordentlichen* Steuern, so wie auch Landesanlagen, aber ward das Quotensystem 1755 eingesetzt, und ist auch zuerst 1793. 96 und 97. bey Reichs-, Kreis- und Prinzessinnen-Steuern in Ausübung gebracht. Die Theorie dieser Steuerquoten nun (zweyter Abschn.) erlaubt keinen Auszug. Zu bemerken ist jedoch, dass die Hülfscontribuenten nicht in einer der drey Quoten begriffen sind, S. 206., ausser dass Rostock seine Duodecimalquote beybehalten hat; ingleichen, dass doch in gewisser Hinsicht eine Theilung der Quoten, oder eine Unter-Enquotirung der Interessenten statt hat, indem die Stargardschen Städte zu den ausserordentlichen Necessarien $\frac{1}{4}$ der städtischen Quote beytragen. Nach dem Quotensystem haftet jede der drey Classen nur für ihre Terze, nicht für diejenige der andern; die eingebrachte Steuermasse steht jeder der drey Classen *pro diviso* zu, und eben so auch der sich davon ergebende Ueberschuss. Die sieben Anlagen enthalten Vorstellungen des engern Ausschusses und Schreiben der beiden Herzoge an einander über den erwähnten Gegenstand. Unter den *Aphorismen* zeichnet sich besonders

heben Nr. 10. über die Octaven des Antoni-Termins, wegen ihres praktischen Interesse aus. Nr. 12. bestimmt aus guten Gründen das Introductionsfatale der Appellationen bey den Justizkanzleyen nach der Zeit der Einlegung desselben, nicht der Publication des Erkenntnisses.

Es ist sehr zu wünschen, dass der Vf. sich immer mehr eines reinen und deutlichen Stils befleissigen, und die vielen undeutschen Ausdrücke, als *primordial*, *Adäration*, *alogenerisch*, ingleichen solche affectirte Floskeln, als *Romskundig*, der *Einredensfreyeste* gänzlich verbannen möge. Nicht selten entsteht daraus das seltene Gemisch eines erhabenen und platten Stils, z. B. Th. 2. S. 180 und 216. Nr. 3. die wunderbar mit einander contrastiren. Ueberhaupt hat der ganze Vortrag des Vf. etwas so schwerfälliges, dass er nicht selten ganz simple Sätze unverständlich macht, und dadurch wenigstens manche Leser, für welche diese Arbeit doch vorzüglich mit bestimmt ist, abschrecken oder unangenehm aufhalten muss. Nur durch einen einfachen Stil und die grösste Klarheit desselben kann der bezweckte Nutzen völlig erreicht werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich* im Jahr 1783 bis 1786. *Siebenter Theil.* 430 S. mit zwey Kupfern und einer Titelvignette.

Der erste Brief dieses Theils aus Marseille datirt, nebst den zunächst folgenden, erzählt die Geschichte eines hitzigen Fiebers, das der Vf. überstand, wobey ein Unbekannter sein Retter wurde, der ihn den Händen eines Marktschreyers entriss, und ihn der Cur eines vortrefflichen Arztes, Sabathier, empfahl. Sein erster Ausgang nach seiner Genesung führt ihn in die Arme eines geliebten Jugendfreundes, des Marquis von Saint-Sauveur, der jetzt Brigadier unter dem Regimente zu Marseille war. Er hatte sich bey seinem grossen Vermögen einen sehr feinen Epicureism zum System seines Lebens gemacht, durch Neuheit und Abwechselung immer der Ermüdung entgegen zu arbeiten, die in der Einförmigkeit liegt. Dies ging so weit, dass er unter funfzehn aneinander passenden Zimmern, jedes nur einen Tag vorwärts, einen Tag herwärts, auf einem monatlichen Durchzuge bewohnte. Jedes, das er auf diese Weise zweymal gesehn hatte, erwartete ihn den folgenden Monat unter einer neuen Bekleidung. Er hatte keine Bibliothek, aber einen gelehrten und geschmackvollen Bibliothekar, der das Beste für ihn aussuchte, und wo ein Buch nicht ganz gelesen zu werden verdiente, die sich auszeichnenden Stellen für ihn anstrich. Dieser Freund überraschte unsern Reisenden auf eine unaussprechlich angenehme Art, da er ihn durch einen Steinbruch und durch eine Bergkluft nach seiner Bastide führt, wo sich mit einer einzigen Thüre, die vor ihm aufspringt, die Aussicht über ein unübersehbares entzückendes Thal öffnet. „Die Scheibe der Sonne, so erzählt er, als wäre sie allein für dieses Thal geschaffen, hing, zu ihrem Untergange geneigt, gerade vor mir. Ein breiter schäumender, in die Tiefe stürzender Wasserfall, schien ihr anzuhängen, und die letzten Goldmassen ihres heutigen Spende zu übernehmen, um sie in flimmernden Körnern über das Abendbrod dieser glücklichen Thalbewohner zu streuen. Die Spitzen der hohen Berge-Träger des blauen Baldachins, der über der Königin schwebte, rötheten sich in ihrem Abglanz, und der Schimmer ihres Heimgangs flog zitternd über die unzähligen Gärten und Lusthäuser, die sich von allen Seiten in den sanftesten Abhang herunterzogen. Der mit ihrem wallenden Lichte überschwemmte Teppich grünender Triften, der sich, so weit der Blick reichen konnte, in dem Grunde verbreitete, warf mit den Gruppen ruhender Heiden, in seiner unglaublich sanften Verschmelzung einen Widerschein in die Höhe, der selbst ein sterbendes Auge noch würde erquickt haben. Die meinigen — ach wie soll ich dir das Wohlbehagen versinnlichen, in dem sie schwammen! — Alle bessere Empfindungen meiner Seele schienen sich gegen meine Sehenerven zu drängen, und aus ihnen Dank gegen Gott, Freude des Lebens, und Zufriedenheit mit der Welt zu saugen. Wie liebt, wie ehrt man sein Selbst in solcher Stimmung! Wie gereinigt fühlt sich das Herz von allen verächtlichen Wünschen, die es in so seligen Augenblicken nicht einmal zu begreifen vermag!" — Mit steigender Begeisterung schildert er die Effecte des Vollmondes, und der am folgenden Morgen aufgehenden Sonne in diesem unvergleichlichen Thale; und läfst seine Empfindungen bey der letzten Scene in diese herrliche Ode ausbrechen:

Staub, der, zu Gott empor gedrungen,
Am Fufstritt seines Thrones glimmt,
Ziel meines Psalms, im Chor gesungen,
Das jubelnd, dich umschlungen,
In deinem Aether schwimmt!

Seit du der leeren Nacht entsunken,
Dein stolzes Licht von Ihm geholt,
Sah es in dem Gewühl der Funken,
Die durch den Luftraum prunken,
Schon manchen Stein verkohlt.

Nur deinem Urgestirn veraltet
Kein Reiz! Mit gleicher Kraft beflammt,
Treibt es sein grofses Rad, entfaltet
Die Zeiten, und verwaltet,
Wie sonst, sein Mittleramt.

Und lenken aller Erden Psalmen
Gleich nicht den Ausfluss deines Strals,
Doch überkleidest du die Palmen
Des Athos, wie die Halmen
Des rauhsten Schweizerthals.

Nie

Hat nicht ein Geist, aus dir geboren,
Der Liebe Freudenquell gewürzt,
Der aus den Urnen aller Horen
Vertheilt, doch unverloren
In alle Wesen stürzt?

Juwel in des Erschaffers Kranze,
Und erstes Wunder seines Hauchs,
Du leitest, schmückst, vereinst das Ganze;
Eins fehlt nur deinem Glanze —
Bewufstseyn des Gebrauchs.

So viel dir Kraft ward, doch entquellen
Dir Triebe nie, die, warm und rein,
Die Brust des edeln Mannes schwellen,
Freund seiner Mitgesellen
Am Bau der Welt zu seyn.

Du stehst im gröfsten Wirkungskreise
Als Sklave, der im Joche prangt; —
Beherrscher seiner kurzen Reise
Durchs Leben, dringt der Weise
Wohin sein Herz verlangt.

Er wägt sein Daseyn nur nach Thaten,
Nach Pfunden, die sein Geist erringt;
Froh wenn der Hoffnung seiner Saaten
Auch nur ein Keim gerathen,
Der in die Zukunft dringt.

Sey gröfser noch! Um deine Würde
Vertauscht, selbst auf dem Weg ins Grab,
Der Staubbewohner einer Hürde
Nicht seines Lebens Bürde,
Nicht seinen Wanderstab.

Denn bald zu höhern Geistesproben
Entrückt den Prüfungen der Zeit,
Schwingt ihn die Hand, die dich erhoben,
Von diesem niedern Globen
In die Unsterblichkeit.

Durch diesen heitern Blick ins Freye,
Verliert im Nebel meiner Bahn
Sich keine Stunde mir, — ich weihe
Dem Ausgang sie und reihe
Sie meiner Zukunft an.

Dafs wenn ich einst zu höhern Sphären
Auf deinem Lichtweg übergeh',
Der Fruchtstaub vieler guten Aehren
Noch in dem Thal der Zähren
Um meinen Hügel weh'!

Durch einen wohl nüancirten Uebergang leitet der Vf. seine Leser nun zu einigen bald heitern, bald komischen, bald fürchterlich ernsthaften, bald rührenden Scenen. Die launige Unterredung mit dem Kutscher des Marquis, die drollige Erzählung von einer raren Sammlung beschriebner Fensterscheiben, zu deren Behuf er selbst den Glaser der Bastille sich dienstbar machte, die Beschreibung seines Besuchs bey den Galeerensklaven und ihrem Seelsorger, einem ehrwürdigen Kapuziner, das Gastmal bey dem Intendanten der königl. Marine in Toulon, die Wehmuth erregende Geschichte seiner Tochter, die sich im sechzehnten Jahre durch das Testament ihrer Mutter zum Kloster verdammt sieht, wohin ihr ihre Freundin, die schon an ihren Bruder, den einzigen Erben eines grofsen Vermögens, verlobt war, indem sie der Liebe zu ihm und seiner Hand entsagt, vorausgegangen, — alle diese Begebenheiten, mit so anziehenden Bemerkungen, schlauen Anspielungen, fein gezeichneten Charakterzügen durchwebt, und in der immer neuen, und doch immer correcten und harmonischen Sprache des Vfs. vorgetragen, halten den Leser in einer solchen Aufmerksamkeit, dafs er nur allzubald für sein Vergnügen das Ende dieses Bandes erreicht.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Reinicke u. Heinrichs: *Leipziger Taschenbuch für Freunde und Freundinnen des Schönen und Nützlichen*, besonders für edle Gattinnen und Mütter, und solche, die es werden wollen. Auf das Jahr 1800. 223 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Lebensregeln das gesellschaftliche Leben betreffend; Vorschriften zum Besten der Erziehung; ein kleiner Roman, Julie Kronthal betitelt; Beschreibung der Stadt Leipzig und der umliegenden Ortschaften; Nachrichten über das Lauchstädter Bad und ein Anhang von Denksprüchen, für Stammbücher bestimmt, machen den Inhalt dieses Taschenbuchs aus. Der edle Zweck der Herausgeber: gemeinnützige Wahrheiten in Umlauf zu bringen, nachtheilige Vorurtheile zu bekämpfen, patriotische Verdienste zum Beyspiele aufzustellen, und die moralische Bildung der Jugend überhaupt zu befördern ist unverkennbar und rühmlich. Wir wünschten, um dieses lautern Zwecks willen, dafs die in dem erwähnten Romane (S. 133 u. 134) befindliche Scene, mit minder lebhaften Farben geschildert wäre — denn auch die *Ehe* hat Mysterien die ein heiliger Schleyer decken soll!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Junius 1800.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Bohn: *Christoph Daniel Ebelings*, Prof. der Geschichte am Hamburgischen Gymnasium und Bibliothekars, *Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika. Die vereinten Staaten von Nordamerika. Fünfter Band.* 1799. 807 S. 8.

Auch unter der Aufschrift:

D. *Anton Friedrich Büschings Erdbeschreibung. Dreyzehnter Theil*, welcher *Amerika* begreift. *Die vereinten Staaten von Nordamerika. Fünfter Band.*

Noch unter dem Titel:

Büschings Erdbeschreibung. Siebenter Theil, welcher Amerika begreift, u. s. w.

Dieses musterhafte, und in seiner Art einzige Werk bleibt sich immer gleich, oder wird vielmehr mit jedem neuen Bande schätzbarer. Der gegenwärtige hätte eigentlich, der genauen Ordnung nach, mit *Pensylvanien* anfangen sollen. Die Geschichte dieses Landes war auch schon beynahe ganz ausgearbeitet, als Hr. E. die Nachricht erhielt, dass zu *Philadelphia* eine neue Geschichte dieses Staats gedruckt werde, von welcher er wenigstens einige Aufklärungen und Berichtigungen zweifelhafter Begebenheiten, oder einseitig partheyischer Erzählungen, besonders in neuern Zeiten, hoffte. Er legte also seine Handschrift zurück, um jene Geschichte benutzen zu können. Vermuthlich aber hat die schwere Seuche in gedachter Stadt den Druck des Werks aufgehalten; denn bis jetzt ist seine Erwartung getäuscht worden.

Jetzt sind es also die beiden Staaten, *Delaware*, (S. 1—200.) und *Maryland*, welche in diesem Bande beschrieben werden. Ein Verzeichniss der Quellen und Landkarten, geht auch hier bey beiden voran; und sie werden in der Beschreibung selbst öfters angeführt. *Delaware* ist nächst Rhode-Island, der kleinste von allen vereinigten nordamerikanischen Staaten, und vielleicht der einzige, der dem Auge des Beobachters keine hervorstechenden Züge darstellt. Grösse, Lage, Naturbeschaffenheit, alles bestimmt ihn, nur eine untergeordnete Rolle unter den Bundsgenossen zu spielen; ohne dass seine Einwohner desswegen minder frey und unabhängig wären. Selbst den wichtigen Handelsvortheilen, welche seine Lage an der Delaware Bay und am atlantischen Meere, die ihn in Osten begränzen, ihm verschaffen könnten, muss er entsagen, weil Pensylvania und Maryland mit ihren grossen Handelsstädten seine nächsten Nachbarn sind. Der ganze *Flächeninhalt* dieses Staats ist 95 geographische Quadratmeilen; er ist also nicht halb so gross, als das Herzogthum Mecklenburg-Schwerin. Die niedrige flache Lage des östlichen und südlichen Theils, die an vielen Stellen Sümpfe und stehende Wasser enthalten, hat einen übeln Einfluss auf die Gesundheit der Einwohner, welche auch durch die schnelle Abwechselung der Witterung leidet. Die Fläche der ganzen Halbinsel, worauf Delaware liegt, ist dem Meere entrissenes Land; besteht eigentlich aus weissem Sande, auf einem Lager von Muscheln und Meerschlamm, und würde an sich ganz unfruchtbar seyn, wenn nicht der Delaware aus dem Oberlande fruchtbares Erdreich herabgeschwemmt hätte. Eine Menge kleinerer Flüsse und Bäche wässert diesen Staat reichlich; und fliesst grösstentheils der *Delaware Bay* zu, welche neben der Chesapeak Bey die grösste von allen in den vereinigten Staaten ist. An gutem Quellwasser und an Häfen für grosse Schiffe fehlt es. Das Mineralreich ist hier sehr arm; aber destomehr *Ueberfluss* ist an *Waldungen* von hohen schön gewachsenen Bäumen; die weisse Ceder ist hier gleichsam in ihrem Geburtslande. Von Getreide wird vornehmlich Weitzen gebauet; er wächst auf der ganzen Halbinsel so vollkommen, dass er auf fremden Märkten dem übrigen vorgezogen wird. Ausserdem wird viel Mais und Gerste gebauet. Unter den Handelskräutern ist der Flachs das vornehmste. Der Gartenbau und die Viehzucht sind sehr beträchtlich; nur fallen die Pferde klein. An Fischen ist der Delaware sehr reich; auch sind an seiner Bay gute Austerbänke. Die erste eigentliche Zählung der Einwohner vom J. 1790 gab 59,096, darunter 46,310 Weisse, und 8887 Negersclaven waren. Indier giebt es gar keine mehr daselbst; die meisten sind Britten, wenigere Nachkommen der ehemaligen holländischen und schwedischen Bewohner. Die *Gesetzgebung* kommt hier den beiden Zweigen der *Generalversammlung*, dem *Hause der Repräsentanten* und dem *Senate*, zu; die vollziehende Gewalt aber hat *der Gouverneur*, der vom Volke alle drey Jahre an dem allgemeinen Wahltage gewählt wird, auch zugleich Oberbefehlshaber der Kriegsmacht ist. Die richtende Gewalt üben fünf Gerichte aus. Unter den *Grundgesetzen* des Staats sind auch diese: dass *kein Negersclave* zum Verkauf *eingeführt* werden darf, und dass *keine herrschende Religion* oder Secte im Staate ist. Zum Convente sendet er nur einen Abgeordneten. Die *geltenden Rechte* sind grösstentheils die Englischen. Im J. 1797 wär-

wäre dieser Staat beynahe aufgelöset worden, indem der Senat ihn zu klein und zu arm an Hülfsquellen fand, um seine eigene Regierung ohne drückende Auflagen unterhalten zu können; allein das Haus der Repräsentanten verwarf diesen Beschluss. Der Staat ist schuldenfrey, selbst in Ansehung der grosen Schuldforderung des Bundes, die man ihm grösstentheils erliess. Die jährlichen Staatsabgaben, Graffschaftstaxen, u. dgl. rechnete man im J. 1797 auf etwan 14000 Dollaer. Selbst kleine Summen werden durch Lotterien aufgebracht. Zu der im J. 1794 aufgebotenen Miliz von 80.000 Mann in den vereinigten Staaten, trug er unter allen am wenigsten, nur 1256 Mann bey. Die *Presbyterianer* machen die zahlreichste Religionsgesellschaft aus; nach ihnen sind es die *Bischöflichen;* die *Baptisten* haben sieben Kirchen; ausserdem giebt es viel *Methodisten*, auch *Quäker*, und eine Anzahl *Lutheraner*. Für die Wissenschaften ist bisher wenig geschehen. Die *Mühlenwerke* sind für den Staat sehr wichtig; sie sind von mehrern Arten und zahlreich; zeichnen sich aber besonders durch den sinnreichen Mechanismus ihrer Vorrichtungen und ihres Baues vor andern aus; vorzüglich die Kornmühlen. Verschiedene Manufacturen sind in einigem Gange. Das innere Gewerbe ist ziemlich lebhaft, und der Handel mit den Nachbarn vortheilhaft; selbst die Durchfahrt aus Maryland nach Philadelphia ist nicht unbeträchtlich. Mehl, Pöckelfleisch, Schinken, Speck und Holzwaaren machen die vornehmsten *Ausfuhrartikel* aus. Der Topographie können wir nicht umständlich folgen; es ist genug zu bemerken, dass der Staat aus drey Graffschaften, Newcastle, Kent und Sussex besteht; und dass *Wilmington*, die einzige Stadt von einiger Bedeutung im ganzen Staate, über 600 Häuser, und gegen 4800 Einwohner enthält. Zuletzt folgt S. 126. die Geschichte des Staats. Schon *Jacob I.* begriff dieses Land in dem neuen Freyheitsbriefe mit, welchen er im J. 1606 einer Gesellschaft über Virginien ertheilte. Allein erst im J. 1610 soll Lord *Delaware* diese Bay und ihre Küste auf seiner Fahrt nach Virginien gesehen, und ihr den Namen gegeben haben; der jedoch erst lange nachher üblich wurde, und den man noch weit später, erst bey der Trennung der amerikanischen Pflanzstädte vom Mutterlande, dem neuen Staate beylegte. Die Ansprüche der *Holländer* auf das Land wurden gleichfalls aus ihren frühern Schiffahrten dahin hergeleitet. Aber die ältesten Niederlassungen daselbst, sind von den *Schweden* seit dem J. 1635 ausgeführt worden, nachdem *Karl I.* allen Ansprüchen auf das Land entsagt hatte. Die Holländer protestirten dagegen; setzten sich auch in ihrer Nähe fest, und wurden im J. 1654 Herren über sie; zehn Jahre darauf aber fielen sie selbst unter die Herrschaft der Engländer. Der berühmte *Wilh. Penn* erhielt das Land im J. 1680 gemeinschaftlich mit Pensylvanien, von dem es sich aber in der Folge trennte.

Maryland ist unter den Staaten des nordamerikanischen Bundes, die von mittlerm Umfange sind, der grösste. Sein Flächeninhalt beträgt 524 geographische Quadratmeilen. Das Land liegt zwar unter einerley Breite mit dem südlichen Portugal, Spanien und Calabrien; wie aber diese Vergleichung überhaupt bey Nordamerika trügt: so ist sie hier wegen besonderer Umstände des Landes nicht anwendbar. Der östliche Theil ist allen Nachtheilen unterworfen, welche die beiden südlichen Graffschaften am Delaware so ungesund machen; der nördliche Theil hat ein desto milderes Clima. Es hat gewissermaassen *ein doppeltes Vorland*. Das erste, was der Chesapeak-Bay im Osten liegt: durchgehends eben und niedrig, lauter angeschwemmtes Sandland, nur für Nadelholz und magere Grasarten tauglich; das zweyte, wo der Sand mit vieler guten Erde vermischt ist. Die grosse gedachte Bay durchschneidet diesen Staat beynahe ganz, und nimmt eine beträchtliche Anzahl Flüsse und Creeks auf, worunter einige beträchtliche und schiffbare sind. Von *Metallen* hat man bisher nur Eisen, Kupfer und Bley gefunden; erstes in groser Menge, und von besonderer Güte. Vielerley *Baumarten* giebt es auch; aber unter den Eichen keine zum Schiffbaue recht brauchbare. Sonst war der *Tabaksbau* bey weitem das vorzüglichste Gewerbe der Einwohner; in neuern Zeiten aber hat man ihm den *Weitzenbau* an die Seite gesetzt; und in manchen, sonderlich östlichen Gegenden, wo der Tabak das Land schon ausgemergelt hat, den Bau desselben ganz aufgegeben. Das Land schickt sich im Ganzen, oder in seinen bessern, noch unerschöpften Theilen, so vortrefflich zum Getreidebau, dass dieser Staat eine der vornehmsten Kornkammern von Nordamerika, und wegen des vortrefflichen Weitzens, den er hervorbringt, berühmt ist; aber keineswegs, weil die Einwohner mit den Grundsätzen des guten Ackerbaues recht bekannt wären, sondern bloss wegen der Güte des Bodens und des zuträglichen Klima. Mais wird noch allgemeiner gebauet, als Weitzen. Der Tabak bleibt unterdessen immer noch, wenn man auf den Geldeswerth der Ausfuhr in guten Jahren sieht, die vornehmste Stapelwaare dieses Staats. Die *Obstgärten* gehören zu den besten in den nordamerikanischen Freystaaten, an Mannigfaltigkeit und Güte der Früchte. *Wölfe* und *Eichhörnchen* sucht man wegen ihrer schädlichen Menge durch Belohnungen und Lieferungen zu vertilgen. Die *zur Wirthschaft gehörigen Thiere* hingegen werden fast durchgehends sich selbst in den Wäldern überlassen. Die *Pferdezucht* hat sich seit der Einführung des Pferderennens merklich verbessert. Die *Schaafe* tragen weit schlechtere und viel weniger Wolle, als die in den englischen Gegenden, worin milderes Klima herrscht; woran die schnelle Abwechselung der Witterung Schuld seyn soll. An *Fischen* giebt es einen erstaunlichen Ueberfluss. *Maryland ist einer der volkreichern Staaten in der amerikanischen Republik;* so wohl der Zahl seiner Einwohner, als der Dichtigkeit der Bevölkerung nach; ja es ist beynahe einer von denen, welche man dort zu Lande *übervölkert* nennt, weil die Auswanderung aus demselben nach Westen schon stark rege werden

Die neueste im Jahr 1790 auf Befehl des Congresses angestellte Zählung brachte eine Volksmenge von 319,728 Menschen heraus, darunter allein 103,036 Sclaven waren. Diese Negernsclaverey und ein den Boden ausmergelnder Landbau haben die stärkere Bevölkerung gehindert. Nimmt man auch die freygelassenen Negern und die freyen Mulatten dazu: so ist das Verhältniss der Schwarzen zu den Weissen, wie 111 zu 208. Nur ein geringer Theil der *Einwohner* lebt in *Städten*, die noch dazu, die Hauptstadt ausgenommen, alle sehr klein sind. Ihr Hauptstamm ist *Brittisch*; *Irländer*, *Deutsche*, *Franzosen*, besonders aus Akadien, und Flüchtlinge aus St. Domingo, nebst einigen *Holländern*, machen die übrigen aus. Seit dem J. 1789 hat sich daselbst eine *Gesellschaft zu Abschaffung der Negernsclaverey* vereinigt, welche, wie überall, also auch hier, einen nachtheiligen Einfluss auf den sittlichen Charakter der Weissen äussert. Der *Deutsche* ist dem in Pensylvania gleich, und thut es den übrigen Landleuten im Ackerbau und Fleiss zuvor; auch die deutschen Bedienten sind thätiger, nüchterner und ordentlicher, und werden daher mehr gesucht als die irländischen. Wenige *Indier* sind noch in einem einzigen Dorfe vorhanden. Der *Staatsverfassung* legt man das Lob bey, dass sie eine der vorzüglichsten unter allen Amerikanischen sey; obgleich einige ihrer Grundsätze als der Aristokratie zu günstig angesehen werden. Ein hinlänglicher Auszug aus derselben ist hier S. 299. fg. gegeben worden. Sie hat unter andern das Eigene, dass nach derselben keine *Güterverwirkung* gültig ist, als bey eingestandenem Morde und Hochverrathe. Alle *Christen* sind zwar in diesem Staate zu gleichem Schutze ihrer Religionsfreyheit berechtigt, und keiner kann gezwungen werden, zur Unterhaltung eines öffentlichen Gottesdienstes beyzutragen; doch darf die Gesetzgebung, wenn sie es für zuträglich hält, *eine allgemeine und gleiche Taxe zur Unterstützung der christlichen Religion* auflegen. *Die gesetzgebende Macht* besteht aus *dem Hause der Abgeordneten*, und *dem Senate*; *die höchste vollziehende* beruht auf dem *Gouverneur*, dem in den wichtigsten Geschäften *ein Rath* (*Council*) zugeordnet ist. An der Spitze der richtenden Gewalt steht gewissermaassen der *Kanzler*. Auch hier macht das *gemeine englische Recht* die Grundlage der geltenden Rechte aus. Alle *Lotterien* sind verboten; so wie auch der Verkauf von Loosen; diejenigen ausgenommen, welche von der Generalversammlung selbst, oder vom Congress bewilligt worden sind. Ueber die *Negern* sind seit 1775 viele Gesetze gegeben worden; aber keine, wodurch ihre Freyheit vorbereitet oder gar bewirkt wurde. Gegen sie ist das peinliche Recht immer noch zu hart, wenn es gleich nicht durchgängig befolgt wird. Das *Staatsvermögen* ist hier in einem sehr guten Zustande; die gewöhnlichen Ausgaben des Staats betragen jetzt jährlich etwan 25000 L. Courant. Zu den im J. 1797 aufgeforderten 80,000 Mann *Miliz* musste Maryland 5040 Mann aufbringen. Die *Bischöflichen* haben ihren eigenen Bischof. In keinem nordamerikanischen Staat findet man so viele *Katholiken* als hier; man schätzt sie auf 25000. Sie haben auch ihren eigenen Bischof, und leben mit den Protestanten im besten Vernehmen. Die *Presbyterianer* sind noch zahlreicher. Der *Methodisten* waren im J. 1788 über 11000. Dazu kommen noch *Baptisten*, *deutsche Lutheraner und Reformirte*, *Quäker*, *mährische Brüder*, und andere Religionspartheyen. Es giebt höhere und niedere Lehranstalten, Buchdruckereyen und Zeitungen, deren sechs in *Baltimore* erscheinen. *Handwerke* und *Manufacturen* sind noch gar nicht beträchtlich; der *Landhandel* hingegen ist es desto mehr nach den in Westen angränzenden rückwärtigen Gegenden von Pensylvanien und Virginien. Der Hafen von *Baltimore* wird allein von Ausländern stark besucht; sonst hat das Land viele Häfen und *drey Banken*. Ausser Tabak und Weitzen, seinen vornehmsten *Ausfuhrwaren*, führt es auch viel Mais, Erbsen und Bohnen, Haber, Kornbrantwein, Pöckelfleisch, Fische, Roheisen, Holz und Theer aus. Sein *westindischer* Handel ist von grosser Wichtigkeit; der beträchtlichste aber wird mit Grossbritannien geführt. Unter den Hansestädten hat *Bremen* den stärksten Antheil am maryländischen Handel; doch giebt ihm *Hamburg* nicht viel nach. Uebrigens ist der Staat in *West- und Ost-Maryland* abgetheilt; wovon jenes eilf, dieses acht Grafschaften enthält. Der grösste und reichste Ort des ganzen Staats ist *Baltimore*: eine der jüngsten, aber auch eine der blühendsten, Handelsstädte in den vereinigten Staaten. Im J. 1795 hatte sie 3000 Häuser, und 14 gottesdienstliche Gebäude. Ihr Hafen gehört zu den besten von Amerika; er ist geräumig, sicher und von Schiffwürmern frey. Der Einwohner sind 20,000; sie haben sich der trefflichsten Lage ihrer Stadt geschickt zu bedienen gewusst. Wir übergehen die von S. 680. an folgende Geschichte des Landes, weil es doch nur ein trockener Auszug werden könnte, und die Reichhaltigkeit auch dieses Bandes nunmehr hinlänglich in die Augen fällt.

Hildesheim, b. Gerstenberg: *Tagebuch einer Reise durch die portugiesische Provinz Alentejo (Alemtejo) im Jahr 1797 mit einer Beschreibung der Stiergefechte in Portugal.* 1799. 156 S. 8.

Der Vf. dieser kleinen Reise soll, der Vorrede von Mad. *Horstig* zufolge, ein Holländer seyn, welcher diese Reise gerade zu der Zeit machte, als der König von Spanien und der Prinz von Brasilien zu Elvas und Badajon zusammen kamen. Sie geht von Setuval über Evora, Villa Viçosa nach Elvas, und von dort über Estremon, Montemor und Evora zurück. Da die Briefe an die Gemahlin des Vf. in Holland gerichtet waren: so lässt sich erwarten, was für Nachrichten hier vorkommen müssen, Beschreibungen nämlich der Wirthshäuser, der Klöster, wo er, die Zeit zu vertreiben, Besuche machte, der Feyerlichkeiten bey der Zusammenkunft der königlichen Familien u. dgl. m. In dieser Rücksicht hat Rec. diese

se kleine Schrift mit Vergnügen gelesen. Man kann sich dadurch ziemlich deutliche Begriffe von der Art in jenem Lande zu reisen, verschaffen, und man lernt die Beschwerlichkeiten kennen, womit man zu kämpfen hat. Doch muss Rec. den Leser versichern, dass alles nicht immer so schlimm ist, als der Vf. es schildert, und man findet dort, wo man ihm mit einem *nada que paõ* (nichts als Brot) entgegen kam, oft ein ganz gutes Mittagsmahl. Allein die portugiesischen Wirthe sind nicht auf viele Fremde eingerichtet, und daher mochte es damals freylich ungewöhnlich schlecht seyn. Die Nachricht von den Feyerlichkeiten bey jener Zusammenkunft, ist interessant; sie waren im Geschmacke der Halbinsel das heisst, sehr armselig. Von den Arsenalen zu Elvas und Estremon lieset man ebenfalls ganz gute Nachrichten; was der Vf. übrigens von den durchreiseten Städten sagt, ist unbedeutend. Setuval soll eine grosse Stadt mit hübschen Häusern seyn, da es doch ein kleines Städtchen und, den Strand ausgenommen, elend genug ist.

Noch muss Rec. den Leser warnen, dem Vf. nirgends zu trauen, wo Kenntnisse, selbst der Landessprache, vorausgesetzt werden. Wenn er bey Evoramonte (welches er Monte Evora nennt), glänzende Steine sieht: so wirft er den Portugiesen die Trägheit vor, mit welcher sie die Erze in ihrem Lande unbenutzt lassen. Er sah nämlich Granit mit Glimmer, woraus jene Gegenden bestehen. Eine solche Unwissenheit zeigt er auch in andern Fällen. Die portugiesischen Wörter sind sehr verstümmelt und zwar so, dass dieses nicht allein von Druckfehlern herrühren kann. Eine lederne dort sehr gewöhnliche Weinflasche, welche man *borrache* nennt, (nach den Worten eine trunkene) heisst bey ihm ein *bouradjo*. Sogar das Wort, er hat, *tem*, drückt er in portugiesischen Phrasen immer durch das spanische, noch dazu durch einen Druck- oder Schreibfehler entstellte, *tienne* aus. Es ging ihm wahrscheinlich, wie vielen Fremden, welche lange in Portugal leben, und doch nicht die geringste Mühe anwenden, die Landessprache nur einigermassen gründlich kennen zu lernen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Weigand: *Das Mährleinbuch für meine lieben Nachbarsleute. In zwey Bändchen.* 1799. 365 S. 8. (20 gr.)

So sehr diese Art von Erzählungen einer poetischen Behandlung empfänglich ist, so sind doch die gegenwärtigen 7 *Mährchen*, 10 *Legenden vom Rübezahl*, 6 *Legenden vom Teufel*, 6 *Legenden von Spukereyen*, nebst einem *Schlussmährlein*, nicht als Werke poetischer Kunst zu betrachten. Sie scheinen bloss auf die Beschäftigung der Einbildungskraft berechnet zu seyn, und den Eindruck und das Interesse, das sie bewirken sollen, bloss von dem Wunderbaren in den Begebenheiten zu erwarten. Dass in vielen dieser Stücke keine moralische Tendenz bemerkbar ist, könnte noch hingehen. Aber auf die Darstellung selbst hätte mehr Sorgfalt gewendet werden sollen. Bald rückt die Handlung zu langsam fort, bald thut sie wieder zu grosse Schritte, und die Uebergänge sind nicht gehörig modificirt. Hier fehlt es den Charaktern der handelnden Personen an der nöthigen Bestimmtheit, dort vermisst man den Grund der in der Fabel vorgehenden Handlung, u. s. w.

Hierzu gesellet sich noch ein fehlerhafter Vortrag, der das Natürliche einer mündlichen Erzählung nachahmen soll, aber sehr oft zur Natur gemeiner und ungebildeter Menschen herabsinkt. *Nimmer* ist ein Lieblingswort des Vfs., dessen er sich ohne Unterschied sowohl statt *nicht mehr*, *nicht wieder*, als statt *niemals* bedient, in welcher letzten Bedeutung es doch von guten und genauen Schriftstellern nicht gebraucht wird. Die Perioden fangen auch sehr häufig mit den Zeitwörtern, und mit Weglassung der persönlichen Fürwörter vor denselben, an, und noch häufiger steht das Bindewörtchen *und* an der Spitze derselben, ohne dass eine solche Verbindung nöthig wäre; welches alles der Vf. für das Mittel zu halten scheint, jene vorgeblich natürliche Erzählungsart zu bewirken. Z. B. „*War* unterdessen Herr Urian als fremder Gast beym Richter eingesprochen, *und* der Mann erzählte die Geschichte, *und* Herr Urian meynte, es könnte Steffel recht haben, *und* die Leidenschaft thäte viel und müsse den Spruch des Richters mindern. Aber mit aller Strenge *fahret auf den*, fuhr er fort, der den bösen Rath gegeben, der that den Mord im Grunde alleine. *Und* sprach recht fein, dass es den Richter freute, vor seinem Herrn als gelehrter Mann zu erscheinen. *Und* Steffel, sprach der Mann weiter, hat noch ein goldnes Argument" u. s. w. Lesern von gebildetem Geiste scheint inzwischen der Vf. sein Mährlein nicht bestimmt zu haben. Er hat sie vielmehr besonders Hn. Kilian Bindern, dessen Ehegespohn und *allen alten Weibern* gewidmet, von welchen aber gewiss eine gute Anzahl vorhanden seyn möchte, auf deren Beyfall der Vf. vergeblich rechnet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Junius 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WITTENBERG u. ZERBST, b. Zimmermann: *Medicinische Aufsätze für Aerzte, auch zum Theil für Rechtsgelehrte*, m. 1 K. Erste Sammlung, von D. *Joh. Andr. Garn*, Physicus. 1791. 164 S. 8.

Der erste Auffatz in dieser Sammlung erörtert die Frage: woher der nicht selten langwierige weisse Fluss der Nichtsäugenden entstehe, und was solcher für Folgen habe? Der Vf. glaubt, dieser weisse Fluss sey als eine Art von Milchversetzung anzusehen; eine Meinung, die jedoch mit dem, was neuere Beobachtungen von den sogenannten Milchversetzungen gelehrt haben, nicht wohl möchte bestehen können. — Es folgt: 2) Etwas über die physischen Ursachen der Sterblichkeit der Kinder mancher Familien. Sehr alltägliche Bemerkungen, welche darauf hinauslaufen, dass die Schuld mehrentheils an den Aeltern liege. 3) Etwas über die Stollsche Frage: wird dem Kinde erst bey der Geburt oder schon im Augenblick der Zeugung das venerische Gift mitgetheilt? Der Vf. glaubt, dass dieses mehrentheils auf die letzte Art geschehe, aber die Gründe, auf welche er sich stützt, sind theils an sich sehr schwach, theils nicht einmal gut ausgeführt. Von allen Gegengründen, mit welchen sich diese Behauptung bestreiten lässt, wollen wir nur folgende anführen: *a*) Es ist schlechterdings unbegreiflich und ungedenkbar, dass ein Krankheitsgift, wie das venerische, den Embryo nicht schon in den ersten Augenblicken seines Daseyns tödten sollte, wenn es bey der Zeugung in denselben überginge. *b*) Wenigstens müsste doch, wenn dieses geschähe, die Lustseuche in einem Zeitraum von neun Monaten bey dem Kinde weit grösere Fortschritte machen, und viel mehrere Symptomen hervorbringen, als man bey venerischen neugebornen Kindern zu finden pflegt. *c*) Wenn die Mutter zur Zeit der Empfängniss venerisch gewesen, oder bey derselben angesteckt und dann im Fortgange der Schwangerschaft curirt worden wäre: so müsste man doch, wenigstens in den meisten Fällen, bey dem Kinde, das sie nachher gebiert, Spuren oder Narben der dagewesenen venerischen Geschwüre wahrnehmen, welches doch nicht der Fall ist. *d*) Unzweydeutig venerische Zufälle zeigen sich, bey neugebornen Kindern, nie gleich bey der Geburt, sondern immer erst einige Tage nach derselben. — 4) Beytrag zu *W. Hunters* Beweisen des Kindesmords, nebst einem Vorschlag, dem Kindermord vorzubeugen. Einige sehr oberflächliche Bemerkungen, welche nur die rechtliche Beurtheilung, nicht die auf medicinischen Grundsätzen beruhende Ausmittlung des Kindermords angehen, und also nicht, wie der Vf. ein paarmal andeutet, den Arzt und Rechtsgelehrten, sondern nur diesen letztern interessiren. Der Vorschlag des Vf., dem Kindermord vorzubeugen, ist schon von andern oft gethan worden; man hat aber auch die grosen Schwierigkeiten, die der Ausführung desselben entgegenstehen, schon längst bemerklich gemacht. Er bestehet darin, dass die Obrigkeit für die Erhaltung der bürgerlichen Ehre der unehlich Schwangern wachen, sie gegen kränkende Vorwürfe und Misshandlungen von Seiten der Ihrigen schützen, auch mit persönlicher Stellung vor der Polizey verschonen, die Anzeige der Schwangerschaft aber von ihren Angehörigen fodern solle. — 5) Lässt sich von den Versuchen mit dem Magnetismus oder der animalischen Electricität (hier, nach E. Gmelins Vorgang, ein Synonym von thierischen Magnetismus), in Nervenkrankheiten wesentlicher Nutzen erwarten? können solche nicht nachtheilig für das Nervensystem ausfallen? und in welchen Fällen? Der Glaube an Magnetismus und Somnambulismus war ziemlich schon damals, als der Vf. schrieb, und ist seitdem noch mehr veraltet. Die Gründe, mit welchen er hier bestritten wird, sind vernünftig, aber schon längst gebraucht worden. 6) Von den Ursachen der Hundswuth und (von den) Vorbeugungsmitteln derselben. Abermals lauter bekannte Dinge. Auch die Castration der Hunde wird als Verhütungsmittel der Wuth empfohlen; doch erinnert sich Hr. G. noch zur rechten Zeit, dass, wenn sie allgemein anbefohlen und vollzogen würde, die Hundegattung aussterben müsste, und will daher einige privilegirte unverschnittne Hunde geduldet wissen. 7) Entstehen die Muttermäler von der Einbildungskraft der Schwangern, oder von zufälligen physischen Ursachen? Der Einfluss der mütterlichen Einbildungkraft wird vertheidigt, aber mit schwachen, längst widerlegten, Gründen. — 8) Kann eine schlafende Frauensperson wider Wissen und Willen (dieser Zusatz ist überflüssig, denn, wenn man wirlich fest schläft, so versteht sichs ohnehin, dass man nichts weiss, noch will) empfangen? Der Vf. glaubt es, beweisst es aber nicht. Wir gönnen ihm seinen Glauben, und den Dank, welchen er dafür von denjenigen, welchen daran gelegen seyn kann, etwa zu hoffen haben möchte. 9) Etwas über die Ursachen, warum sich alte Personen im Sommer wohl und im Winter übel befinden. Diese Ursachen werden, nach althergebrachter Weise, in der durch die Winterkälte bewirkten mehreren Steifheit der festen und

und Verdickung der flüssigen Theile, und in den entgegengesetzten Wirkungen der Sommerhitze gesucht. — 10) Anzeige der Fälle, wo Mineralwasser überhaupt nachtheilig sind. Da die Mineralwasser in Ansehung ihrer Bestandtheile und Wirkungen sehr verschieden sind: so hätte sich der Vf. wohl erinnern sollen, dass sich die Fälle, wo sie schädlich oder nützlich seyn können, nicht so allgemein, wie er hier thut, angeben lassen. — 11) Von der Eigenschaft der Erdäpfel (Kartoffeln), die Fruchtbarkeit zu befördern. Sie sollen eine harntreibende Kraft haben, und durch diese, so wie durch die erregten Blähungen zum Beyschlaf reizen! — 12) Gedanken über die eigentliche Ursache der Hämorrhoiden, nebst Anleitung, die Entstehung derselben zu verhüten. Mit vielen andern Aerzten glaubt Hr. G. die Ursache der Hämorrhoidalbeschwerden in dem Drucke harter Excremente zu finden. Hiernach lassen sich die diätetischen und Arzheymittel, die er zu Verhütung der Hämorrhoiden empfiehlt, leicht errathen. 13) Ueber den Vorzug der Aufnährung der Kinder mit Thiermilch für (vor) Ammenmilch etc. Lauter alltägliche Dinge. 14) Ueber die Ursachen, warum dieselbe Epidemie zu einer Zeit gefährlicher ist, als zur andern. — 15) Ueber die Nothwendigkeit einer besondern Medicinaluntersuchung des Gemüthszustandes der Thäter in peinlichen Fällen etc. Auch diese Aufsätze enthalten nichts, was eines Auszugs sonderlich werth wäre. — 16) Anatomische Beschreibung eines Kopfgewächses bey einem neugebornen Kinde. m. 1 K. Die Wurzel dieses Fleischgewächses drang durch eine Oeffnung in dem *Osse occipitis* bis ins kleine Gehirn.

Sollte Hr. G. künftig eine zweyte Sammlung von Aufsätzen herausgeben wollen: so ermahnen wir ihn, sich durch fleissige Lectüre guter Schriften vorzubereiten, damit er nicht, wie in dieser ersten Sammlung geschehen ist, eine Menge ganz gemeiner und längst bekannter Dinge, die nur einem wenig Belesenen allenfalls neu scheinen können, dem medicinischen Publicum vorlege.

Wien, b. Gräffer u. Comp: *Joh. Geo. Hoffingers*, d. AK. D., k. k. ersten Bergarztes zu Schemnitz in Ungarn etc.: *vermischte medicinische Schriften*. Erster Band. 1791. 270 S. 8. nebst dem Porträt des Verf. u. 3 Kpfr.

Dieser Band enthält drey Aufsätze. I. *Medicinische Topographie der königl. freyen Bergstadt Schemnitz* in Niederungarn. Die eigentliche Stadt S. hat 866 Häuser, von 2502 Familien bewohnt; die (zum Theil ½ bis 1½ Meilen von ihr entfernten) Orte, welche als Seitengassen von Schemnitz angesehen werden, enthalten zusammen 826 Häuser. Die Volksmenge betrug im J. 1786, 22241 Menschen, mit einem Verhältnifs des männlichen Geschlechts gegen das weibliche, wie 123 : 134. Das Grundgestein der Gebirge auf welcher die Stadt ruht, ist Borns Graustein (saxum metalliferum). Die Luft ist an sich rein, wird aber, weil in der Stadt selbst viele Mundlöcher von Schachten und Stollen sind, aus welchen unterirdische Schwaden heraufziehen, dann auch durch die übergrösse Bevölkerung des Orts, durch üble Anlage der Abtritte, Unreinlichkeit der Strassen, Ausdünstungen einer nahe gelegenen Unschlittschmelzerey, so wie der Schlachthäuser und der nahen Begräbnissplätze verunreinigt. Das Klima ist ziemlich veränderlich; der Winter fängt meistens im October an, und der Schnee bleibt gewöhnlich bis in die Mitte des Märzes liegen. S. hat fast gar keinen Ackerbau eben so wenig Viehzucht, und zieht alle seine Bedürfnisse von auswärtigen Orten. Das dasige Wasser ist gut, wird aber wenig geachtet, weil die Einwohner, besonders der geringern Classen, den geistigen Getränken sehr ergeben sind. Unter den Bewohnern sind keine Aborigenen. Die Slaven scheinen sich zuerst hier niedergelassen zu haben; ihr Stamm hat sich aber nicht rein erhalten. Unter den übrigen Einwohnern sind die Deutschen der Zahl nach die mehrsten. Schilderung der Sitten, der Lebensart und des Charakters der dortigen Bergleute. Die venerischen Krankheiten sind, nach des Vfs. Behauptung, erst seit wenig Jahren dort bekannt geworden. So umständlich auch der Vf. die Arbeiten der Schemnitzer Bergleute und deren Einfluss auf die Gesundheit beschrieben hat: so enthält doch seine Beschreibung nichts, was man nicht eben so an andern Bergorten beobachtete. Die Mittelzahl der jährlich gestorbenen wird auf 1104 (darunter doch nur 177 Bergleute), die der gebornen auf 1030 eheliche und 10 uneheliche Kinder geschätzt. Anstalten für die kranken Bergleute. Sie scheinen nicht vorzüglich zu seyn. Verdient es den Namen *grossmüthige Sorgfalt*, und ist es mehr als Menschen- und Regentenpflicht, und Schuldigkeit, zu welcher schon der Eigennutz hinlänglich antreiben muss, wenn etwas (wirklich nicht gar viel) für die Versorgung der Gruben- und Hüttenarbeiter in Krankheiten geschieht? Das eisenhaltige Mineralwasser von Vihina bey Schemnitz, und das Gesundwasser von Skleno sind fast nur genannt, nicht beschrieben. II. *Beschreibung einer Krankheit, die bey dem K. K. Bergvolk in Schemnitz sehr häufig vorkommt.* Der Vf. nennt sie die *Bergcachexie*; unter dem gemeinen Volke heisst sie die Siglisberger Krankheit, weil sie in dem Dorfe Siglisberg bey Sch. zuerst beobachtet worden seyn soll. Seit 15 Jahren ist sie in Sch. (und sonst in keinem ungarischen, siebenbürgischen, noch bannatischen Bergorte), und auch nur unter den eigentlichen Grubenarbeitern sehr gemein, so dass der Vf. binnen 7 Jahren 1129 daran siechen, von diesen aber doch nur 94 sterben sah. Im ersten Zeitraum bekommen die Kranken einen heftigen Schmerz in den Lenden, im Rückgrad und in den Beinen, gleichsam, als ob diese letztern quer durchschnitten würden. Dazu kommt Schwindel, klopfender Kopfschmerz, besonders, wenn sich der Patient auf die linke Seite neigt, Traurigkeit und Trägheit zur Arbeit. Im zweiten Zeitraum Engbrüstigkeit, heftiges, oft äusserlich sichtbares Herzklopfen, bleiche Farbe des aufgedunsenen Gesichts: im dritten klopfen die Halspulsadern hef-

heftig, das Gesicht wird bleyfarbig, alle Theile werden teigartig weich, und der ganze Körper ist aufgedunsen. Die Patienten sind immer bey guter Esslust, wohl gar gefräsig, nur dass sie im ersten und zweyten Zeitraum einen unwiderstehlichen Ekel vor trocknem Brode haben; der Durst ist mäsig; die meisten sind hartleibig, der Urin von gewöhnlicher Menge, nur blass, oft trübe, der Puls matt, klein und langsam, das Blut aufgelösst und wenig roth, die Haut trocken und glänzend. Die meisten Kranken sehen jünger aus, als sie sind, ihre Augen sind hell und doch von traurigem Blick. Das Uebel endigt zuweilen mit der Bergschwindsucht (phthisis montana), öfter mit der Wassersucht. In den Leichen (deren der Vf. nur 10 zu öffnen Gelegenheit fand), zeigten sich vornehmlich Verderbnisse der Lungen und der Milz, auch mehrentheils ungewöhnlich viel Wasser im Herzbeutel. Unter den Gelegenheitsursachen dieser Krankheit, nennt der Vf. auch die Gewohnheit der Bergleute in Sch., oft Purgiermittel zu nehmen, sich eine Ader öffnen zu lassen, und zu schröpfen. In der Beschaffenheit der Grubenwasser (von welchen die Arbeiter oft, ob es ihnen gleich verboten ist, trinken) und der Grubenluft, konnte er nichts finden, was zu Entstehung der Krankheit hätte mitwirken können; dagegen glaubt er, dass der häufige Genuss eines schlechten Weins, bey einer durch Theurung der Lebensmittel immer kärglicher und ungesunder gewordnen Kost, keinen geringen Antheil an dieser Cachexie habe. Auflösende und auslerende Arzneymittel gewährten keine gründliche Hülfe, und verschlimmerten weit öfter das Uebel. Die heilsamsten Wirkungen hingegen sahe er von einer Mischung aus gleichen Theilen Eisenfeile, Fieberrinde, Cascarille und Rhabarber, welche er mit Rosenhonig in Latwergenform (die unter den dasigen Bergleuten sehr beliebt ist), nehmen liess. Der Nutzen dieses Mittels war so auffallend, und die Zahl der dadurch Geheilten so gross, dass auf Befehl der Regierung eine Commission niedergesetzt wurde, unter deren Augen jene Heilmethode bey acht dazu ausgewählten Cachectikern angewendet werden musste, und diese Probe fiel sehr glücklich aus. — III. *Entwurf über ein* (zu einem) *Krankenhaus für das Bergvolk in Schemnitz*, zu welchem auch zwey der beygefügten Kupfertafeln gehören. Dieser sehr zweckmäsige Entwurf gestattet keinen Auszug. Zum Beschluss werden noch einige zum Waschen dienliche Maschinen und ein mit einem Ventilator verbundenen Stubenofen beschrieben, und durch die dritte Kupfertafel erläutert.

Stendal, b. Franzen: *H. Deacons Anweisung zur Kenntniss und Heilung der venerischen Krankheiten*, für solche, die sich nicht gern einem Arzte entdecken; a. d. Engl. 1797. VIII. u. 110 S. 8.

Was man schon so oft erinnert hat, dass Anleitungen zur Selbsthülfe in Krankheiten für Nichtärzte weit gewisser und öfter schaden, als Nutzen stiften, das gilt wohl ganz vorzüglich von jenen in neuern Zeiten so gemein gewordnen Schriften, in welchen venerischen Patienten Rathschläge gegeben werden, wie sie sich selbst ohne Zuziehung eines Arztes curiren können. Dieses Urtheil trifft auch gegenwärtige Schrift. Layen in der Arzneykunst werden sie schwerlich benutzen können, ohne hier und da in Anwendung der ertheilten Vorschriften, gefährliche Misgriffe zu thun. Hingegen ist sie für angehende Aerzte nicht unbrauchbar: die empfohlnen Heilmethoden sind gröstentheils zweckmäsig, wenn man gleich nichts hier findet, was nicht unzählig oft schon gesagt worden wäre. Mitunter stösst man doch, besonders in den pathologischen Abschnitten des Werkchens, auf Irrthümer: z. B. wenn behauptet wird, aus einem einfachen venerischen Tripper können durch Ansaugung des Giftes Bubonen und allgemeine Lustseuche entstehen.

GESCHICHTE.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Handbuch der neuern Geschichte.* Von der Kirchenverbesserung bis auf das J. 1799. Von *Julius August Remer*, Hofrath u. Professor in Helmstedt. *Dritte, durchaus umgearbeitete Auflage.* 1799. 978 S. 8.

Wir würden nicht nöthig haben, von der neuen Auflage eines schon rühmlich bekannten Handbuchs einige Nachricht zu geben, wenn es nicht darin, wie auch der Titel bezeugt, ausser einer grossen Menge Verbesserungen, selbst in seiner allgemeinen Anordnung verändert worden wäre. Anstatt der *zwey Perioden*, in welche sonst der ganze hier beschriebene Zeitraum abgetheilt war, hat derselbe *nunmehr drey* erhalten: *Die erste*, die Periode der Spanisch-Oesterreichischen Uebermacht und der Religionskriege, bis auf die Friedensschlüsse; den Westphälischen, 1648; den Pyrenäischen, 1659 und den von Oliva, 1660: *die zweyte*, welche in zwey Unterabtheilungen 1) die Geschichte der Französischen und der Schwedischen Uebermacht bis auf den Frieden zu Utrecht, 1713 und zu Nystadt, 1721 und 2) die aus diesen Friedensschlüssen entsprungenen nächsten Folgen, bis 1740 erzählt; endlich *die dritte*, welche die neuesten Begebenheiten seit der Entstehung der jetzigen Uebermacht von England, Frankreich, Oesterreich, Russland und Preussen, enthält. Von der neuesten Geschichte sagt Hr. V. besonders, er habe sich bemüht, der Wahrheit derselben so emsig und fleissig nachzuforschen, als es *die Nähe der Begebenheiten, und der Schleyer, mit dem man sie oft zu bedecken weiss*, und welchen erst die Hand der Zeit zerreissen kann, erlaubt; er habe die gebrauchten Quellen angegeben, und wo es nöthig war, *seine Meynung über den Werth der erzählten Handlungen* beygefügt. Wir glauben freylich, dass ein solches Urtheil über die neuesten Begebenheiten selten rathsam, und bisweilen kaum möglich ist. Zu den zwey Ursachen, die der Vf. selbst nennt, kommt noch die gewaltige Partheylichkeit, welche zumal in Kriegen

und

und grofsen Revolutionen alles verftellt, und nichts als eigentliche Contradictorien übrig läfst. Eine möglichft treue und partheylofe Erzählung ift hier genug. Uebrigens rührt die Gefchichte der Wiffenfchaften für diefen neueften Zeitraum zum Theil von feinen Freunden, den Herren *Pfaff*, *Schulze*, *Henke*, u. a. m. her.

Bey allem fichtbaren Streben des Vfs. nach Vollftändigkeit und Genauigkeit, das ihn auch meiftentheils glücklich gelungen ift, können wir doch die Präliminarfrage nicht zurückhalten: für welche Lefer eigentlich und zu welchem Gebrauche diefes Handbuch beftimmt fey? Unmöglich zu Vorlefungen: denn dazu ift es viel zu reichhaltig, mit Begebenheiten und Namen fo vollgepropft, dafs Lehrer felbft bey nur dürftigen Erläuterungen deffelben mehr als ein Jahr dazu brauchen würden. Alfo für Freunde der Gefchichte, die fich über die Begebenheiten der letzten drey Jahrhunderte lehrreich unterrichten wollen? Aber fo befriedigend auch vieles in diefem Buche für fie feyn mag; fo ift doch auch eben fo vieles mehr angezeigt, als entwickelt, mehr im Allgemeinen oder durch eine Reihe Namen, als in ausführlichen Thatfachen dargeftellt. Unterdeffen ift die brauchbare Anlage für diefe zweyte Abficht einmal da; und es ift daher zu wünfchen, dafs der Vf. fein Handbuch derfelben immer angemeffener machen möge.

Bey einigen Stellen müffen wir noch einen Augenblick ftehen bleiben. Dafs *die Einführung der Religionsverbefferung überall mit Blut unterfchrieben worden fey*, wie S. 9. behauptet wird, läfst fich durchaus nicht erweifen. Wenn S. 28 gefagt wird, *das Parlement* habe feit dem 16ten Jahrhunderte fein Anfehen und feine Macht fehr vermehrt: fo follte beftimmter angegeben feyn, dafs vom *Parifer* die Rede fey. Der Vf. fcheint zu glauben, dafs nur diefes fonft Vorftellungen gegen königliche Verordnungen gethan habe; allein mehrere von den andern haben fich dadurch oft genug ausgezeichnet. Statt *Concordaten* (ebendaf.) mufs es heifsen: *das Concordat*; es wäre auch wohl der Mühe werth gewefen, den Inhalt diefes fo berühmten Vergleichs näher anzuzeigen. In der *Utrechter Union* vom J. 1579 waren *Ober Yffel* und *Gröningen* noch nicht mitbegriffen, die S. 37 dazu gerechnet werden. Die Ausdrücke: *Ein plötzlicher Abfall des Kurfürften Moriz von Sachfen von dem Kaifer* (S. 75), können unkundige Lefer leicht verleiten zu glauben, dafs es Treulofigkeit von Seiten des Kurfürften war; da er doch vielmehr die Treulofigkeit des Kaifers und feiner Minifter gegen feinen Schwiegervater ahndete, und im edlen Gefühl der ihm und feinen Mitftänden zuftehenden Rechte, die Waffen ergriff. Unter den lateinifchen Dichtern S. 105 fteht *Flemmius*, ein ganz unbekannter Name; vielleicht foll es der vortreffliche Dichter *M. A. Flamminius* feyn. *Franz Malherbe* aber gehört ganz und gar nicht unter die lateinifchen Dichter; er, der Vater der franzöf. Dichtkunft, behauptete vielmehr, dafs man nur in feiner Landesfprache Gedichte fchreiben müfste. Viele Namen von Gelehrten, find durch unangezeigte Druck- oder Schreibfehler entftellt; wie S. 115. *Elias Gutter* ft. *Hutter*; *Wilh. Schukard* ft. *Schickard*; S. 116 *W. Budeus* ft. *Budäus*; S. 140 *Cujac* ft. Cujas oder *Cujacius*; S. 146 *Cyrillus, Lubaris*, welches ein Patriarch zu Conftantinopel, *Cyr. Lucaris*, war; u. a. m. S. 117 wird *Friedrich Spanheim* unter den vorzüglichen kritifchen Bearbeitern der lateinifchen Sprache genannt. Aber es giebt zwey Gelehrte diefes Namens, und keiner darunter hat fich von diefer Seite berühmt gemacht. Dagegen ift der fo hervorragende Petr. *Victorius* weggelaffen. Vom *Tycho de Brake* fchreibt Hr. R. S. 126, *er habe es nicht öffentlich gewagt, die Wahrheit des Copernicanifchen Syftems einzugeftehen*; bekanntlich aber brachte er ja ein eigenes auf, wei[l] er die Wahrheit des Copernicanifchen nicht aner[-] kannte. Unter den Dogmatikern der Röm. Kirch[e] im 16ten Jahrh. wird S. 146 *Bellarmin* der Vorzug vo[r] allen eingeräumt; aber der nichtgenannte *Melch. Ca[-] nus* möchte ihm wohl als felbftdenkender Kopf, den[-] felben ftreitig machen. Den Gefchichtfchreibern der Englifchen Seemacht (S. 177), hätte *Campbell* wo[hl] verdient, beigefügt zu werden. Von den Mähr[i-] fchen Emigranten, die fich auf den Gütern des Gra[-] fen *von Zinzendorf* niederliefsen, wird S. 352 ge[sagt,] *er habe ihre Religionsmeynung angenommen*; richti[ger] ift es wohl, dafs er diefe neuentftehende Gemein[e] nach und nach zu feinen Religionsgefinnungen ver[-] einigt hat, worunter finnliches Gefühl und Empfindung der Wohlthaten des Erlöfers die Oberhand hatte. Ueber die Stelle, S. 385, „da man immer das Vorurthe[il] „zu der Gefchichte der Israeliten brachte, dafs fie e[in] „Volk wären, das Gott in feinen fpeciellen, du[rch] „Wunderwerke bewährten, Schutz genommen hät[te,] „fo konnte keine wahre Gefchichte derfelben [ge-] „fchrieben werden;" merken wir nur an, dafs, [fo] fehr es auch einem jeden freyfteht, gewiffe Erk[lä-] rungsarten Vorurtheile zu nennen, wir doch, we[nn] die ebengenannte darunter gehören foll, nicht wiffe[n,] was wir mit den Israelitifchen Religionsfchriften, [als] hiftorifchen Quellen betrachtet, anfangen folle[n.] Dafs Frankreich, nach S. 485 zufolge dem Utre[ch-] ter Frieden, *Dünkerken gefchleift haben foll*, ift n[ur] von den Werken des dortigen Hafens zu ve[r-] ftehen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 5. Junius 1800.

PHYSIK.

Braunschweig, b. Vieweg: *Versuche über die chemische Zerlegung des Luftkreises und über einige andere Gegenstände der Naturlehre, von Alex. v. Humboldt.* 1799. 253 S. 8.

Da der berühmte Vf. dieser Abhandlungen bereits von Corunna nach Havana in Südamerika abgegangen ist: so bleibt man im Zweifel, von wem diese Sammlung herrühren mag. Eine Vorrede fehlt gänzlich, und übrigens findet man keine Nachricht, welche Auskunft geben könnte. Doch sie mag herrühren, von wem sie wolle, der Sammler verdient unsern Dank, dass er uns diese vortreflichen, wahrhaft classischen, Abhandlungen zusammen geliefert hat. Sie gehören unstreitig zu den besten, welche seit einiger Zeit in der Chemie erschienen sind; sie enthalten genaue mannichfaltige Versuche, eine geistvolle Anwendung derselben, und wo der Vf. Hypothesen macht, trägt er sie nur als solche vor, ohne Hypothesen zu einem System erheben zu wollen. Doch wir wollen sie der Reihe nach durchgehen. 1) *Versuche über das Salpetergas und seine Verbindungen mit dem Sauerstoff.* Befindet sich auch in *Scherers Allg. Journ. d. Chem.* dritten Bd. S. 80. 146. Ein äusserst schätzbarer Beytrag zur Eudiometrie. Der Vf. zeigt, wie verschieden das Salpetergas sey, und giebt ein Mittel an, die Menge des Stickgas, (welches sogar zuweilen Sauerstoffgas verbergen kann) zu prüfen. Man schüttelt nämlich das Salpetergas mit einer heissen und gesättigten Auflösung von schwefelsaurem Eisen, wodurch es ganz verschluckt wird; das Wasser in der Auflösung zersetzt, salpetersaures Eisen und Ammoniak bildet, und so das Stickgas zurücklässt. Er nimmt zugleich Rücksicht auf die Luft, welche aus den Zwischenräumen der Auflösung entweicht, und die Menge an Stickgas vermehrt, ferner darauf, dass das präexistirende Stickgas Ammoniak bilden könne, und berichtigt dieses durch die Zerlegung des Salpetergas mit übersaurer Salzsäure. Wenn man zwey Theile von Hundert für die Luft aus den Zwischenräumen abziehen muss: so muss man fünf von Hundert für die Bildung des Ammoniaks zurechnen. Die Salpetersäure, welche durch die Verbindung des Salpetergas mit Sauerstoff entsteht, bleibt ohne Berührung mit Wasser dampfförmig, daher ist die Verminderung in engen eudiometrischen Röhren geringer als in weiten. Versuche, das Sauerstoffgas in der Atmosphäre mit dem Salpetergas zu sättigen, geben gleichförmigere Resultate, als Versuche mit künstlich bereitetem Sauerstoffgas. Er nimmt ferner auch auf die Luft Rücksicht, welche aus den Zwischenräumen des Wassers entwickelt wird, wenn man das Gemenge von Salpetergas und atmosphärischer Luft in der eudiometrischen Röhre schüttelt; es entweichen dabey vier Hunderttheile Luft, wovon aber ein Theil wegen des Sauerstoffs darin wieder absorbirt wird. Die Zersetzung des Salpetergas, wenn es für sich mit Wasser geschüttelt wird, hat keinen Einfluss auf die Resultate. Er findet endlich aus seinen Versuchen, dass 67 Theile Salpetergas 27 Theile Sauerstoffgas in der Atmosphäre vernichten, und dass das Salpetergas aus 1, 4 Sauerstoff, und 1 Stickstoff bestehen, wenn man nämlich das Verhältniss des Sauerstoffs zum Stickstoffe in der Salpetersäure wie 3, 9 : 1. annimmt. 2) *Ueber die Ursache und Wirkungen der Auflöslichkeit des Salpetergas in der Auflösung des schwefelsauren Eisens,* von *Vauquelin,* nach einer mit dem Vf. gemeinschaftlich unternommenen Arbeit. Enthält die Beweise für die in vorhergehender Abhandlung angezeigten Wirkungen des Salpetergas auf die Auflösung des schwefelsauren Eisens. 3) *Ueber die dreyfache Verbindung des Phosphors, Stickstoffs und Sauerstoffs mit einander.* (S. *Scherers* Journal I. 573.) Zuerst Beyspiele von dreyfachen Verbindungen und den Auflösungen fester Körper in Luftarten. (Die ersten sind ein Stein des Anstosses für die Lehre von den Verwandschaften, die jetzt eine ganz andere Revision erfordert, als man ehemals geben wollte. So viel lässt sich schon behaupten: Gründe aus einer angeblichen Ordnung der Verwandschaften gezogen, beweisen allein gar nichts). Dann Beweise für die auf dem Titel angegebene Verbindung, welche eine Erscheinung sehr natürlich erklärt, die man ohne Lichtstoff nicht erklärbar glaubte. 4) *Beschreibung eines Absorptions-Gefässes, welches besonders als Kohlensaure-Messer gebraucht werden kann.* Es ist schwer, den Rückstand eines Luftgemenges zu messen, wovon ein Theil absorbirt ist. Enge Röhren geben das Volumen genau an, hindern aber die Absorption, weite Röhren leisten das erstere nicht. Um die Menge der Kohlensäure in der Atmosphäre zu bestimmen, bediente sich der Vf. zuerst einer Thermometer-Röhre mit einer grösseren Kugel mit Kalkwasser gefüllt, wo er die Luft bald in die Kugel zur Absorption, bald in die Röhre zum Messen bringen konnte. Jetzt nimmt er zwey communicirende gläserne Röhren, wovon die kleinere sich in eine Kugel endigt, die längere durch ein doppeltes aufgeschraubtes Muschelventil geschlossen wird. Man füllt das Werkzeug mit Kalkwasser und Ammoniak und

und läfst etwas von der zu prüfenden Luft herein, welche man durch leichte Kunstgriffe aus der Röhre in die Kugel zur Absorption, und wiederum in die Röhre zum Messen bringen kann. Die längere Röhre ist in der Mitte getheilt, und läfst sich abschrauben, so dafs man den obern Theil im Wasserapparat abnehmen, und folglich dem Drucke der Atmosphäre allein aussetzen kann, welches zur genauern Rechnung nöthig ist. Ein sehr einfaches, aber äusserst sinnreiches Instrument. 5) *Ueber die Kohlensäure, welche in dem Dunstkreise verbreitet ist.* Die Mittelzahl für den Kohlensäuregehalt ist 15, das Maximum 18 in Hundert. Die Menge derselben steht weder mit der Feuchtigkeit noch der Elektricität der Atmosphäre in einem anzugebenden Verhältnisse. 6) *Ueber die Verbindung der Erden mit Sauerstoff.* (S. *Scherers* Journ. I. 690 und III. 217. *Gilberts* Annal. d. Phys. I. 501.) Thonerden, Ackererden, reine Kalkerde, Schwererde, Alaunerde ziehen, doch nur angefeuchtet, den Sauerstoff stark an. Der Vf. zieht hieraus den Schlufs, dafs die Erden säurefähige Basen sind, und setzt eine Menge grofser Folgerungen hinzu. Der Umstand dafs die Erden blofs angefeuchtet wirken, ist sehr auffallend, und macht, dafs die Resultate noch unsicher scheinen müssen. Kann man dem Vf. den Vorwurf machen, dafs er sich in Muthmafsungen verliert: so ist es hier. 7) *Versuche über die Beschaffenheit des Luftkreises in der gemäfsigten Zone.* Wetter Beobachtungen zu Salzburg angestellt, zwar nur für 146 Tage, aber in aller Rücksicht musterhaft, weil auf das Eudiometer, Hygrometer, Thermometer, Barometer, Elektrometer zugleich Rücksicht genommen ist. Der Vf. zieht daraus den Schlufs, dafs die Menge an Sauerstoff wächst, wenn der Himmel aufklärt, abnimmt, wenn sich Wolken bilden. Er glaubt, dafs dieser Sauerstoff sich mit dem Wasser verbinde, vorzüglich aber mit dem Schnee, und dann macht er beide fruchtbar. 8) *Die Entbindung des Wärmestoffs, als geognostisches Phänomen betrachtet.* Unsere Erde war einst mit einer Flüssigkeit bedeckt, welche durch Niederschläge das feste Land bildete. Nach physischen Gesetzen entwickelte sich bey diesem Zustande der Flüssigkeit Wärmestoff. In dieser Entwickelung findet der Vf. die Ursache, warum die Fossilien der Flötzgebirge sich von den Fossilien der ursprünglichen Gebirge unterscheiden, die Ursache der ursprünglichen Porosität mancher Fossilien, der vormaligen Wärme nördlicher Länder. Ein sinnreicher Gedanke geistvoll ausgeführt. 9) *Versuche über die Entbindung des Lichts. Betreffen vorzüglich die Phosphorescenz des faulen Holzes, und zeigen die Nothwendigkeit des Sauerstoffs zu dieser Erscheinung.* Dennoch hält er noch nicht für erwiesen, dafs Lichtstoff sich blofs im Sauerstoffgas befinde. Der Vf. gedenkt der Behauptung, dafs Wärmestoff und Lichtstoff einerley sey, mit keinem Worte; eine Behauptung, welche durch die Versuche über das Strahlen des Wärmestoffs höchst wahrscheinlich gemacht, durch die leichten und passenden Erklärungen, welche sie giebt, empfohlen und durch das Gesetz, *entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda*, für jetzt geboten wird. (S. *Links* Beytr. zur Physik und Chem. 2 St.) Zuletzt die Erinnerung, dafs er Bonvoisins Versuche, den Lichtstoff zu wägen, falsch befunden habe. 10) *Ueber den Einflufs der oxygenesirten Salzsäure auf das Keimen der Pflanzen.* Einige Regeln, um diese Versuche gelingen zu machen. Man werfe die Saamen nur gerade zu in die Säure, und säe sie nicht auf Flanell oder in Kieselerde. Wärme schadet nicht, sondern befördert das Keimen. 11) *Taschen- oder Senkbarometer.* (S. *Gilberts* Annal. II. 311. fg.) Eine sehr einfache bequeme Einrichtung, welche verdient empfohlen zu werden. Die meisten übrigen Reisebarometer sind, wie Rec. aus eigener Erfahrung weifs, auf Reisen höchst unbequem, sehr zerbrechlich, und dabey doch unsicher. 12) *Brief an Garnerin über die Analyse der atmosphärischen Luft, welche in der Höhe von 669 Toisen, durch einen Luftballon geschöpft wurde.* Garnerins Bruder und Beauvais sammelten diese Luft über Paris. Die Luft zu Paris enthält 0,276 Sauerstoff, diese hingegen nur 0,259. Allein sie hielt eben so wohl als die Luft in den untern Regionen Kohlensäure, und beide zeigten zwischen 8 und 10 Theilen in Hundert. Hr. v. Arnim erinnert in *Gilberts* Annalen mit Recht, dafs man hiebey auf die Temperatur und die ungleichen Ausdehnungen der Gasarten in verschiedenen Temperaturen Rücksicht nehmen müsse. Dessen ungeachtet bleibt die Gegenwart und ansehnliche Menge der Kohlensäure in den höhern Gegenden der Atmosphäre eine zuverläfsige und merkwürdige Erscheinung. Rec. erinnert hiebey dafs die Zahlen in dem ganzen Werke, so wie in *Scherers* Journal nicht selten fehlerhaft geschrieben sind. Der Vf. rechnet immer nach Theilen von Hundert, und drückt diese oft folgendermafsen richtig aus: 0,08. 0,03 u. s. f. aber zuweilen auch zehn Hunderttheile falsch mit 0,010. Es sind ohne Zweifel Fehler des Abschreibers, aber doch unangenehm. Wer wird übrigens dem vortrefflichen Vf. nicht Glück auf seiner grofsen und gefährlichen Reise wünschen, von deren glücklichem Erfolge man mit Recht grofse Fortschritte für die Wissenschaft erwarten kann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Elementarlehre der organischen Natur* von D. *Franz Joseph Schelver*. *Erster Theil. Organomie.* 1800. Mit Zueignung und Vorrede. 103 S. 8.

Ein neuer Versuch, höchste Principien für die Naturwissenschaft lebender Körper *à priori* aus den nothwendigen Gesetzen des Denkens aufzustellen, und daraus die Gesetze des Lebens und der Organisation abzuleiten. Der Vf. ist ein Anhänger der Fichtischen Philosophie, und des festen Glaubens, dafs Metaphysik, wie eine leuchtende Fackel, die Natur erhelle, und uns blinden Sterblichen erst das Auge für dieselbe öffnen müsse. Ja er meynt sogar, was Metaphysik als nothwendig aufstelle, das werde nicht willkürlich in die Natur hineingetragen. Rec. kann nicht

nicht läugnen, dass überall Spuren von Scharfsinn und von Nachdenken über seinen Gegenstand zu erkennen sind; nur möchte er eine zu sclavische Anhänglichkeit an gewisse mehr erlernte als selbst empfangene, Principien und Ideen einer für unsere empirische Natur zu transcendentalen Philosophie tadeln. So sehr auch der Vf. an denselben ein festes unumstössliches Fundament für das Gebäude der Wissenschaft zu besitzen glaubt: so wenig hat er doch das seinige darauf aufgeführt. Do wo es auf Erklärung einzelner bestimmter Erscheinungen ankommt, macht er keinen weitern Gebrauch von diesen Principien, sondern bedient sich der Sprache und Begriffe der weniger metaphysischen Naturforscher, und es geht ihm darin, wie so manchen andern Naturmetaphysikern, die, sobald es ins Detail geht, postuliren, statt zu deduciren, und sich nun doch das Ansehen geben, die Natur, die sie erst aus der Erfahrung kennen gelernt hatten, *à priori* aufzustellen, ohne sie übrigens an den Ring ihrer höchsten Principien auf irgend eine Art anknüpfen zu können. Doch wir wollen zum Belege, und um den Ideengang des Vf. einigermaassen darzustellen, die Hauptrubriken ausheben. Nach einer Einleitung, welche den Zweck, Plan und Gesichtspunct des Vf. darlegt, beginnt derselbe mit dem 1sten Theile nämlich der Organomie. I. *Ueber den Bildungstrieb der Natur.* Zum Daseyn der Materie werde nur Repulsivkraft erfordert, die Materie selbst fliesse nothwendig aus dem Begriffe des Leidens, das den Begriff des Raums nothwendig mit sich führe. Die Natur habe einen Bildungstrieb, und bilde sich also zu einem organischen Ganzen. II. Ueber *die Begriffe von organischer und unorganischer Natur.* Der organische Körper unterscheide sich von dem unorganischen durch ein solches Mischungsverhältniss der verschiedenen Materien, dass ein beständiger Conflict der Kraftverhältnisse statt finde, der in jedem Augenblicke, wo er zur Ruhe, zum Gleichgewicht, gelange, durch Einwirkung von aussen her wieder erneuert werde, da hingegen im unorganischen ein solches Gleichgewicht der Kraftverhältnisse bereits statt finde, daher der Wechsel, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen organischer Körper entstehe. (Verständlicher, und mit Gründen unterstützt hat *Humboldt* diese Idee schon in seinem 2ten Bande der Versuche u. s. w. vorgetragen). Im Grossen finde aber auch ein solcher Wechsel der Erscheinungen auf unserem Erdkörper statt, denen wohl ein ähnlicher immer erneuerter Conflict zum Grunde liege. Unorganisch sey also ein ganz relativer Begriff, und die Natur sey ein organisches Ganze. III. *Unterschied zwischen Leben und Organisation.* Die ganze Natur sey zwar organisch, aber nur ein Theil derselben erscheine uns als ein vollendetes organisches Ganze. Diess nennen wir lebenden Körper. Das Mineral sey nur ein Theil einer grössern Organisation, und verhalte sich in dieser Hinsicht, wie die Theilorgane unserer Organisation, die ebenfalls durch Zusatz von aussen wachsen. IV. *Ueber die Lebenskraft.* Die Verschiedenheit der Materie beruhe auf der Verschiedenheit der Mischung, und so sey das Wesen jedes Körpers in seinem Mischungsverhältnisse gegründet. Die Lebenskraft des Körpers, oder der Inbegriff aller der Kraftverhältnisse, welche durch ihre gegenseitigen Aufeinanderwirkungen das Phänomen des Lebens hervorbringen, beruhe demnach auf den besondern im lebenden Körper vorkommenden Mischungsverhältnissen, sie sey also keine absolute von den Grundkräften der Materie verschiedene Kraft, und der Unterschied des Todes vom Leben bestehe bloss in der Mischung. Alles diess ist ganz nach Reil. Der Vf. zeigt uns nirgends das Band, durch das seine Vorstellung von der Lebenskraft mit denen im ersten Abschnitte aufgestellten Ideen zusammenhängt. Mischung, Verhältniss der Bestandtheile wird hier auf einmal als der Grund von Erscheinungen aufgestellt, folglich eine Materie an sich angenommen, der dann erst gewisse Kräfte und namentlich chemische Anziehungskräfte beygelegt werden. Die Idee von blosser Repulsivkraft, durch die das ganze Weltgebäude erbaut werden sollte, ist ganz vergessen; der Vf. nennt das zwischen den äussern und innern Lebensbedingungen herrschende Verhältniss ein dynamisches, und verwirft alle mechanische Einwirkung. Dieses dynamische Verhältniss sey ein chemisches, und eben darum müsse man, wie bey allen chemischen Veränderungen, annehmen, dass der Reiz eben sowohl durch sein Einwirken verändert werde wie das Object auf das er gewirkt hat, und eben desswegen sey es eine irrige Vorstellungsart, wenn man von Reizen rede, die immerfort als dieselben wirken. Diese ganze Hypothese, die der Vf. grösstentheils mit denselben Argumenten aus Reil und Madai geschöpft hat, steht im Widerspruche mit unläugbaren Thatsachen. Wir kennen eine Menge Reize, von denen sich auch nicht durch einen Scheingrund eine chemische Wirkungsart darthun liesse. Dieselbe Nadelspitze reizt Millionenmal wieder, und dieses millionenmal wiederholte Reizen hat ihre Natur nicht verändert. Lässt sich auf irgend eine Art von der Wärme, dem Lichte, der elektrischen Materie erweisen, dass sie bey ihrer reizenden Einwirkung jedesmal eine chemische Veränderung erleiden? Vom Lichte hat man überhaupt noch keine chemische Wirkungsart mit Zuverlässigkeit darthun können. V. *Nähere Betrachtung des lebenden Körpers.* Jede Substanz, sobald sie mit den Kraftverhältnissen des lebenden Körpers sich im Conflict befinde, und also zur Lebenserhaltung beytrage, besitze Lebenskraft. Demnach besässe auch jeder Reiz Lebenskraft! VI. *Ueber den Unterschied zwischen Thier und Pflanze.* Der Vf. nimmt das von Fichte aufgestellte Unterscheidungsmerkmal, das von der Nahrung hergenommen ist, an, und sucht es gegen Einwendungen zu rechtfertigen. VII. *Ueber den Unterschied zwischen Mensch und Thier.* Grösstentheils nach Fichte. VII. *Höchste Grundsätze für die Physiologie lebender Körper.* Sie sind 1) Organisation für den Trieb, und zwar a) Ernährung durch unorganische Materie (Pflanze) b) Ernährung durch organische Materie (Thier): 2) Organisation für Freyheit (Mensch). Aus diesen müsse die gan-

ganze organische Natur *à priori* deducirt werden. IX. *Ueber den Endzweck der Natur*. Die Natur ist, damit Vernunft sey. X. *Ueber den Endzweck der lebenden Wesen*: Pflanzen und Thiere seyen vorhanden, um taugliche Nahrung für den menschlichen Körper zu bereiten, und so dienen sie zuletzt ebenfalls der Vernunft, da das vernünftige Wesen sich nicht als wirksames Individuum setzen könne, ohne sich einen materiellen Leib zuzuschreiben. XI. *Deduction des organischen Körpers*. Wenn das Ganze und die Individuen erhalten werden sollen: so muss das Individuum so viel zur Erhaltung der ganzen Natur wirken, als diese zur Erhaltung von jenem wirkt. Diess konnte nur geschehen, wenn jedes Individuum in zwey Körper getrennt wurde, deren jeder für sich zur Erhaltung der Individualität und zum Theil zur Erhaltung der ganzen Natur also wirkte, dass diese Theilwirkungen dazu vereinigt würden. Die Erhaltung der Gattung d. h. des Ganzen beruht also auf der Trennung der Geschlechter. Diese müssen sich in der Begattung vereinigen, und durch einen nothwendigen Instinct, den Geschlechtstrieb, dazu getrieben werden, dessen Wirkung jedoch eine gewisse Gränze haben muss, wenn nicht das Gleichgewicht in der Natur gestört werden soll. Zur Erhaltung der Individualität ist Aufnahme von Nahrung nöthig, um die im Conflicte entgegengesetzter Principien geschehende Entmischung, und den dadurch bewirkten Verlust immer wieder zu ersetzen. Und so postulirt der Vf. nach der Reihe einen bestimmten Nahrungstrieb, so wie er bereits Geschlechtstrieb postulirt hatte, ferner Assimilationsvermögen des Körpers und dazu den ganzen Inbegriff von Organen, durch deren Zusammenwirken das Assimilationsgeschäft geschieht, und endlich einen specifischen Bildungstrieb jedes Theiles. Und diess nennt er dann deduciren *à priori!* Möchte der Vf. in der Fortsetzung dieses Werks mehr die Spuren der Natur aufsuchen, und mit dem reinen Lichte der Erfahrung dieselbe beleuchten; als sich ferner durch das Irrlicht täuschender Speculationen auf Abwege verleiten lassen.

BRESLAU, b. Meyer: *Nebenstunden*. Eine Zeitschrift herausgegeben von *Georg Gustav Fülleborn*. *Erstes Stück*. 1799. 138 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. wagt es nicht zu bestimmen, ob sich diese Zeitschrift neben den ähnlichen Unternehmungen von Becker, Nachtigall, Hoche und Rochlitz einige Aufmerksamkeit versprechen dürfe und sich eine Zeitlang halten werde. „Ich wünschte es indessen sehr, setzt er hinzu, aus Gründen, die ich nicht anzuführen nöthig habe, und auch darum, weil ich durch diese Zeitschrift eine wohlthätige Absicht auszuführen gedenke, die ich künftig anzeigen werde." Rec. dünkt die Anlage der Zeitschrift eine solche Auszeichnung zu verdienen; nur sollte der Herausg. noch mehr Sorgfalt auf Auswahl und Ausführung verwenden. Sie besteht aus zwey Abtheilungen. Die erste enthält *Gutes und Merkwürdiges aus schlechten oder vergessnen oder seltenen Büchern*. Bey der jede Messe anschwellenden Menge von Schriften, und dem Gemische von Gutem und Schlechtem ist es ein sehr guter Gedanke, den der Vf. in der ersten Abtheilung auszuführen sucht. Aber eine strengere Auswahl wird nöthig seyn, damit nicht so manches Gemeine und Platte einen Contrast mit der Ueberschrift mache, als man hier unter den aufgehobenen weisen Sprüchen, Fabeln und Erzählungen und vorzüglich unter den Leberreimen findet; z. B.

> Die Leber ist von keiner Schneck,
> Vom Weine müssen die Weiber weg,
> Die Schneck ist jedem Reben feind,
> So sey ein Weib; mein Reimlein meint.

Doch findet man unter diesen Rubriken auch manches, was werth war, der Vergessenheit entrissen zu werden. Die Räthsel aus *Menhiller's Aenigmatographia rhythmica* sind recht artig. Drey lyrische Gedichte von *Hering* wiegen an Werth den ganzen Abschnitt auf, vorzüglich die zwey ersten, *Ode auf den Tod des geliebtesten Bruders* und *Ode auf den Sterbetag der würdigsten Mutter*, verdienen, wie der Vf. sagt, als Meisterstücke der elegischen Dichtart betrachtet zu werden. Wir setzen einige Strophen aus der ersten her:

> Du stirbst! Ich folge schon. Uns kann das Grab nicht scheiden,
> Ein Leben schlägt in dir und mir;
> Und ist es mir versagt, den Tod für dich zu leiden
> So leid ich ihn mit dir.
>
> Er opfert dich zuerst. Gott hat es ihm geheissen.
> Ich liebte dich vielleicht zu sehr.
> Der Tod mag Zeuge seyn: dich von mir loszureissen,
> Ward seiner Stärke schwer.
>
> Er stand und zweifelte, nur *eine* Brust zu spalten,
> So hatten wir uns angehängt,
> Und hätte Gottes Arm mein Leben nicht gehalten,
> Es wäre mit zersprengt.

Der Herausg. hat den Gang des Dichters in Anmerkungen unter dem Texte zergliedert und zum Ueberfluss die erhabensten und schönsten Stellen entwickelt. Den Beschluss machen einige Stücke aus den Gedichten des Hn. von Creutz. Die zweyte Abtheilung ist *neuen ungedruckten Sachen gewidmet*. Den Anfang machen *Selbstbetrachtungen, Einfälle und kleine Aufsätze von G. E. Lessing*, aus dessen ungedruckten Nachlass. Im Grunde nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten von einem Lessing, die in ein paar Zeilen oft mehr Verstand, Witz und Laune enthalten als manche dicke Bücher. Die übrigen Aufsätze sind aus der Feder des Herausgebers. *Das Teufelsweib, ein Schwank*, *Fürstenstein*, einige Denkmäler (Betrachtungen und Empfindungen durch die Betrachtung des Fürstensteins veranlasst) und *die Walpurgisnacht. Zum Andenken an den Dichter Löwen*. Der Vf. hat die Idee, die Namen und Werke früherer deutscher Dichter, die völlig vergessen worden, durch allerley Vehikel, wieder ins Andenken zu bringen. Er wählte hier zu seinem Zweck die Erzählung von einem armen Dichter der durch einen Geist auf den Brocken geführt, und dadurch auf einmal in Stand gesetzt wird, sein Werkchen, worüber er gebrütet hatte, zu vollenden, welche von Anfang bis zu Ende mit Stellen aus Löwens Gedichten auf eine so feine Art durchwebt ist, dass man, ohne das Geständniss des Vf., die Zusammensetzung aus verschiedenartigen Bestandtheilen kaum vermuthen würde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. Junius 1800.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Vieweg: D. *Carl Abrah. Gerhards*, königl. preuss. geheimer(n) Oberfinanz- Kriegs- und Domänen-Rath (s) u. s. w. *Grundriss eines neuen Mineralsystems. Erster* Theil. 1797. XVIII und 438 S. 8.

Es hat wohl nicht leicht eine Wissenschaft in kurzer Zeit ein so ganz anderes Ansehen gewonnen, als die Mineralogie in dem letzten Jahrzehend. Die wichtigen Fortschritte und Verbesserungen in der Chemie haben hiezu unstreitig das meiste beygetragen; denn obgleich nach bloss chemischer Methode noch gar kein Mineralsystem möglich ist, auch vielleicht nie möglich werden wird: so hat doch die richtigere Erforschung der Bestandtheile sehr vieler Mineralien, die durch chemische Kunstgriffe entdeckte Beschaffenheit derselben, uns ganz andere Ansichten von diesen Körpern, von ihren Verhältnissen zu einander, und folglich auch von der Art ihrer systematischen Anordnung gegeben. Nur der blosse Dilettant darf Mineralogie ausser Verbindung mit Chemie treiben, und für diesen ist daher besonders die Eintheilung der Mineralien nach bloss äusseren Kennzeichen geeignet; doch sind diese letztern auch dem Chemiker selbst in mehr als einer Hinsicht unentbehrlich, und es ist daher sehr zweckmässig, wenn man immer mehr darauf hinarbeitet, beide Hülfsmittel beym Studium der Mineralogie so viel als möglich miteinander zu verbinden. Der um diese Wissenschaft schon längst verdiente Vf. des vorliegenden Werkes wurde bloss durch die Entdeckung so mancher ganz *neuen*, und besonders durch die richtigere Bestimmung der Bestandtheile schon bekannter Fossilien zur Herausgabe desselben veranlasst. Er bemühete sich, die mineralischen Körper nach ihren Bestandtheilen und nach den *zuverlässigsten* äusseren Kennzeichen zu ordnen; erklärt sich aber in der Einleitung erst ausführlicher über den Werth dieser vereinigten Methode, über die Grenzen des Gebrauches der äusseren und der chemischen Kennzeichen (seiner Meynung nach soll man die Kennzeichen zur Bestimmung der Classen, Ordnungen und Abtheilungen aus der Chemie hernehmen, und diess auch, wo möglich, bey den Geschlechtern selbst nicht versäumen, doch bey letzteren schon äussere Kennzeichen mit zu Hülfe nehmen; bey solchen Geschlechtern aber, wo die Bestandtheile gleich sind, und bey allen Gattungen bloss auf äussere Kennzeichen sehen); ferner über die Regeln bey der Bildung der Geschlechter, Gattungen und Abänderungen, über die Vortheile der Untersuchung des Verhaltens der Mineralkörper im Feuer, (bey welcher Gelegenheit der Vf. eine schätzbare Uebersicht dieses Verhaltens von 196 Mineralkörpern, theils nach Klaproths, theils nach eigenen Versuchen im Thon- Kreide- und Kohlentiegel giebt). Hierauf geht der Vf. die äusseren Kennzeichen durch. Mehrere werden als zu unrichtig, andere als ganz unbrauchbar, verworfen. So z. B. heisst es von der Farbe, dass sie nur sehr selten einen Geschlechts- oder Gattungscharakter bilden könne; das Anlaufen der Farbe, das Farbenspiel sey völlig unbedeutend; das Verändern der Farbe, insofern es bloss das Verschiessen betreffe, und die Farbenzeichnung gleichfalls; letztere könne bloss bey dem Ring- und Bandförmigen von der Bau- und Erzeugungsart des Fossils herkommen, und dann, wie bey dem Onyx, einen Gattungscharakter abgeben; wichtiger sey die Farbenverwandlung, welche eine eigenthümliche Bauart des Fossils anzeige und die im Feuer stattfindende Farbenveränderung der Fossilien. Mit Recht tadelt der Vf. die von der Farbe entlehnten Geschlechtsnamen der Fossilien. Von den äusseren Gestalten der Fossilien, sind dem Vf. nur die regelmässigen wichtig. Er macht bey dieser Gelegenheit einige nicht unwichtige Bemerkungen über die Entstehung oder Zusammensetzung der krystallisirten Mineralkörper, vorzüglich in Hinsicht des Auflösungsmittels, welches die Körper zur Krystallisation fähig macht, und nach seinem grösseren oder geringeren Verhältnisse verschiedene Formen eines und desselben Körpers zu bewirken scheint. So fand der Vf. bey folgenden völlig reinen Andreasberger Kalkspathen die Menge der Kohlensäure sehr verschieden, da 50 Gran Doppelspath in 500 Gran Salpetersäure aufgelöst 23 Gran, eben so viel würfliger Kalkspath 22 Gr. sechsseitige Tafeln 24 Gr., sechsseitige Säulen mit dreyseitiger Zuspitzung 21 Gr. und dreyseitige Pyramiden 23 Gr. am Gewichte verloren. Auch die Härte der Krystalle kann nicht bloss von der Basis derselben herrühren, sondern das Krystallisationsmittel muss das Seinige dazu beytragen; woher wäre sonst die Härte des Sapphirs, des Borazits, u. s. w. zu erklären? Von den übrigen äusseren Kennzeichen spricht der Vf. den abgesonderten Stücken, den nach der Stärke des Glanzes gemachten Abtheilungen, der Durchscheinheit, der Kälte des Anfühlens und der eigenthümlichen Schwere so ziemlich allgemein ihren Werth ab. Die eigenthümliche Schwere hielt der Vf. ehemals für weit wichtiger als jetzt, da er nämlich nach vielen angestellten Versuchen fand, dass die Gattungen Eines

nes Geschlechtes in dieser Rücksicht so ungemein abwechseln; um diess anschaulicher zu machen, wird eine Reihe von Kalksteingattungen aufgeführt, bey welcher die eigenthümliche Schwere durchaus abweicht. Um alles, was die äusseren Kennzeichen betrifft, mit einem Blicke zu übersehen, ist noch eine Tabelle derselben beygefügt, in welcher auch die lateinischen Benennungen der Kennzeichen angegeben sind. Auch über die Namengebung erklärt sich der Vf. Neue Namen sind nur da nothwendig, wo ein neues Geschlecht gebildet werden muss; bey neuen Gattungen oder Abänderungen aber durchaus nicht erlaubt; die alten Benennungen dürfen nur dann abgeändert werden, wann sie zu Verirrungen Anlass geben, oder die Sache nicht gehörig bezeichnen. Daher will der Vf. die Benennung Spath, welche zu so vielen Verirrungen Anlass gegeben habe, nur auf ein einziges Geschlecht angewandt wissen; denn ungeachtet man die verschiedenen Spatharten durch den Zusatz Bitter-Kalk-Schwer-spath u. s. w. unterschieden habe, so sey doch nicht einzusehen, warum man den Grundsatz, in anderen Theilen der Naturgeschichte keine zusammengesetzte Namen zu gebrauchen, nicht auch auf die Fossiliengeschichte anwenden wolle. Rec. zweifelt sehr, ob durch dieses willkürliche Verfahren etwas gewonnen sey, und kann nicht umhin, der Namengebung seinen Beyfall zu versagen, welche der Vf. im Verlaufe des Werkes selbst anwendet. Unter dem blossen Worte *Spath* führt er das Fossil auf, welches einem jeden unter dem gewöhnlichen Namen *Schwerspath* bekannt genug ist; giebt ein solches willkürliches Verfahren aber nicht offenbar zu neuen Verwirrungen Anlass? Der Kalkspath hat das spathartige Gefüge ja eben so gut und meist noch deutlicher als der Schwerspath; hier gebraucht der Vf. den Namen Spath bloss darum nicht, weil er die Benennung *Blätterstein* (Phyllolithes) vorzüglicher findet; wie viele Fossilien könnten aber nicht, vermöge ihres blätterigen Gewebes, auf diesen Namen Anspruch machen! Ungleich zweckmässiger ist es gewiss, die älteren längst, auch in den neuen Systemen, anerkannten und gebräuchlichen Benennungen beyzubehalten; denn einmal wird man wohl nie dahin kommen, eine verbesserte Namengebung zur Zufriedenheit *aller* Mineralogen einzuführen, und fürs andere werden die alten Namen, auch wenn jenes wirklich geschehen wäre, nicht völlig ausgemerzt werden können, weil sie in älteren und neueren mineralogischen Schriften gebraucht sind. Es entsteht also nur neue Schwierigkeit für den Anfänger und für die Zukunft überhaupt; das Gedächtniss wird noch mehr mit einem blossen Schwall von Namen überladen, und dadurch ist wahrscheinlich nichts gebessert.

Was die neue Anordnung der in diesem Theile enthaltenen Erd- und Steinarten betrifft; so möchte auch deren manches auszusetzen seyn. Der Vf. bildet nach der verschiedenen Zusammensetzung der Erd- und Steinarten mehrere Ordnungen, welche sich bloss auf die durch Chemie darstellbaren Bestandtheile beziehen, und lässt folglich das ganz ausser Acht, was Werner in der That so sehr verdienstlich über *verwaltenden* und *charakterisirenden* Bestandtheil festgesetzt hat. Bey unseres Vfs. Ansicht konnte es ihm freylich nicht genügen, alle Erd- und Steinarten bloss unter 7 oder 8 Geschlechter zu ordnen, welche sich auf den charakterisirenden Bestandtheil beziehen, und wodurch vorzüglich auch dem Dilettanten, welcher keine chemische Kenntnisse besitzt, das Studium der Mineralogie so sehr erleichtert wird. Er bildet daher folgende Ordnungen: 1) Erd- und Steinarten, welche aus einer in allen Säuren auflösbaren Elementarerde bestehen, oder *alkalische*: diese Ordnung zerfällt in 5 Abschnitte: nämlich *kalkartige* Erd- und Steinarten, *bittererdige, alaunerdige, schwer-* und *strontianerdige*. Der erste Abschnitt enthält folgende Geschlechter: 1) *Kreide*. Die Gattungen sind a) feste, *b*) zerreibliche. Jedem Geschlechte ist die äussere Beschreibung deutsch und lateinisch beygefügt, doch so, dass gewiss kein Anfänger je darnach das Geschlecht von allen andern wird absondern, oder dasselbe in der Natur auffinden können; z. B. Kreide „hat dichtes erdiges Gewebe; lässt sich mit dem Nagel schaben, und ist sogar zerreiblich; färbt ab; ist „mager anzufühlen; hängt an der Zunge." Diese ganze Charakteristik passt eben so gut auf die gemeine Thonerde. 2) *Marmor*; diese Benennung wählt der Vf. lieber als die des Kalksteins, weil ihm ein kalkartiger Kalkstein Pleonasmus zu seyn dünkt; aber in der blossen generischen Benennung *Kalkstein*, ist ja gar vom kalkartigen die Rede nicht, sondern die Abtheilung hat bloss zur Ueberschrift kalkartige Erd- und Steinarten; und warum ist denn hier in den -artigen Arten nicht eben so wohl der Pleonasmus vermieden? Ohne uns aber bey dem Namen selbst aufzuhalten, bemerken wir nur, dass der Vf. bey diesem Geschlechte völlig inconsequent zu Werke gegangen sey; denn in der Charakteristik des Geschlechtes heisst es: Der Marmor ist eine völlig versteinerte (ein unpasslich gewählter Ausdruck), Kalkerde — hat *dichtes* Gewebe, und gleich die dritte Gattung ist Marmor mit blätterartigem Gewebe (oder Werners körniger Kalkstein); gehört denn blätteriges Gewebe auch zum dichten? oder hat der parische Marmor, welcher hier besonders genannt wird, nicht offenbar blätteriges Gewebe, nur dass die Blätter klein, deswegen aber doch nicht minder vollkommen sind? 3) *Stinkstein* (Dysodes). Hier werden wieder als Gattungen aufgeführt: Stinkstein mit splitterigem, mit erdigem, schieferigem, mit blätterigem Gewebe, und in langen sechsseitigen Pyramiden; und der Vf. entschuldiget in einer Anmerkung, dass er, ungeachtet der Regel: Steine, welche nicht einerley Geschlechtsbauart besitzen, auch im Systeme nicht unter ein Geschlecht zu ordnen, doch diese Stinksteingattungen zusammengestellt habe, durch die Aehnlichkeit der Bestandtheile und die Vermeidung neuer Namen. 4) *Mergel*. 5) *Fadenstein* (Inolithus); so beliebt es dem Vf. den faserigen Kalksinter zu nennen. 6) *Blätterstein*. Hieher zählt der Vf. als Gattungen die Schaumerde

...de, den Schieferspath und dann alle krystallisirten Kalkspathe mit verschiedener Grundgestalt, so dass sogar der in Tafeln und der in Säulen krystallisirte Kalkspath als besondere Gattungen aufgeführt werden, da doch die sechsseitige Tafel von der Säule nur in Rücksicht der Höhe verschieden ist, und sich gar nicht bestimmen lässt, wo die Tafelgestalt aufhöre und die Säule anfange. 7) *Sinter*. Hierunter versteht der Vf. die in einzelnen Lagen oder Häuten vom Wasser abgesetzten Kalksteine, wohin auch der Erbsenstein gehört. Rec. hält sich bei den folgenden Abtheilungen dieser Ordnung nicht weiter auf, sondern bemerkt nur, dass der Sapphir und Demantspath nebst der reinen Alaunerde von Halle die Abtheilung der alkalischalaunerdigen Erd- und Steinarten, der Witherit allein die der alkal. schwererdigen Steinarten bildet. Die *zweyte Ordnung* enthält nun Erd- und Steinarten, welche aus einer der angenommenen Elementarerden und einer Säure bestehen, oder die *gesäuerten Steine*; diese Ordnung ist durchaus unbestimmt charakterisirt; denn alle Kalkspathe, Sinter, Kreide u. s. w., sind ja eben so gut gesäuert, oder lässt der Vf. die Kohlensäure nicht als wahre Säure gelten? — Diese Ordnung begreift unter verschiedenen Abtheilungen die schwefelsauren Schwer- und Kalkerdigen die fluss- und phosphorsauren kalkerdigen Steine und den Borazit. Die *dritte Ordnung* enthält Erd- und Steinarten, welche aus einer nur in Einer Säure auflösbaren Elementarerde bestehen, und mit ...em Laugensalze Glas geben, oder die *glasartigen Steine*. Die Benennung hätte lieber *verglasbar* heissen ...llen; denn glasartig heisst doch wohl, was schon ...genschaften eines Glases zeigt, und bey dem ersten ...schlechte dieser Ordnung dem *Tripel*, findet sich ...ch auch nicht Eine glasartige Eigenschaft. Unter ...n Quarzgattungen erwähnt der Vf. einer Quarzku...l, welche schöne gelbe Quarzwürfel enthält, die ...as schneiden, und aus 94 Kiesel 5 Alaun- und 1 ...lkerde bestehen. Den *Prasem* bemerkt der Vf. nur ...s eine Abänderung des Quarzes, da er sich doch ...it eher als z. B. der Harnstein zu einem eigenen ...schlechte qualificirt. Unter dem Namen *Praser* ...rd der Chrysopras aufgeführt; warum ist der letz...e so allgemein bekannte Name nicht lieber beybe...lten, da jener so leicht mit Prasem verwechselt ...rd? Ein eigenes, sehr tadelhaftes, Geschlecht die...r Ordnung macht der Kiesel, zu dessen generischer ...arakteristik ein vollkommen muscheliges Gewebe ...gegeben wird: die Gattungen sind 1) Kiesel ohne ...timmte Lage der Theile, oder dichter. 2) Kiesel, ...lcher aus parallelen Lagen besteht, und in scheibenförmige Bruchstücke zerspringt: Onyx. Was die ...ste Gattung betrifft: so sind folgende Abänderungen ...fgeführt: a) Feuerstein, b) Chalzedon, c) Carneol, ...Achat; nun ist es doch allgemein genug bekannt, ...ss ein Hauptkennzeichen des Chalcedons in dem ...nen Bruche besteht, und dass sich ein unvollkommen- und flach- muscheliger Bruch nur in selteneren ...llen bey diesem Fossil finde. Den Onyx führt der ...f. deswegen als eigene Gattung auf, weil die verschiedenen Lagen desselben nicht aus vers... Steinarten, wie beym Achat, sondern säm... Kiesel bestehen. Auch der Opal, das Katzen... der Basanit (Kieselschiefer), werden unter d... nung aufgeführt. Die *vierte Ordnung* enthä... glasartiger und Zirkon-Erde bestehenden St... den Hyacinth und Zirkon; die *fünfte* diejen...ne, welche aus Kiesel- Bitter- und Kalkerde ... dahin gehört bloss der Tremolith; die *sechste* ... Kiesel- Alaun- und Kalkerde bestehenden St... das erste Geschlecht unter dem Namen *Edel*... führt, und den Chrysoberyll, Smaragd, Be... pas, Rubin und Spinell als Gattungen begre... muss sich in der That wundern, wie hier St... welche sich durch so manche Eigenschaften ...ander unterscheiden, als blosse Gattungen au... werden, dahingegen in der ersten Ordnung e... Verschiedenheit der äussern Gestalt, bey übrig...chen Eigenschaften, zur Gattungsverschieden... rechtiget. Sonst werden in dieser Ordnung n...nat, Schörl, Turmalin, Prehnit, Zeolith, La... und Pechstein aufgeführt. *Siebente Ordnung*...arten, welche Kiesel- Alaun- Bitter- und K... enthalten: Chlorit, Hornblende, Strahlstein, ... Sappare und Schiefer bilden die Geschlechte ... Ordnung. Die *achte Ordnung*, welche die aus... Alaun- und Schwererde bestehenden Steine ... bildet bloss der Kreuzstein; die *neunte* der a...fel- Alaun- und Bittersalzerde bestehenden ... enthält die Geschlechter des Seifensteins und ...de; die *zehnte* der aus Kiesel- und Bittererd...henden Steine den Schreibestein (Speckstein, ...sche Kreide), Serpentin, Meerschaum, Talk... solith, wohin auch der Olivin gezählt wird; d... Ordnung enthält die aus Kiesel- und Alaune...stehenden Steinarten: Thon, Walkererde, wo... Cimolith gezählt wird, Steinmark, Jaspis, Spe... (der chinesische), Stangenstein (schörlartiger ... Glimmer und Feldspath; die *zwölfte Ordnung* ... enthält die Steinarten, wo noch Pflanzenalk... zukommt: Lepidolith und Leuzit. Es folg... noch kurz die Beschreibung der zusammenge... Stein- oder der Gebirgsarten. Ausser den h... wieder bemerkten Mängeln der Eintheilung ...fachen Fossilien, ist nun noch die grosse Fr... genauere Zerlegungen bey so vielen Steinart... als Grund der Anordnung angenommenen E...theile bestätigen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Schall: *Bildnisse merkwürdiger d... Schriftsteller und Künstler, nebst Skizzen ... Charakteristik.* Erstes u. zweytes Stück ... 30 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Absicht, vorzügliche Schriftsteller und ... zu ehren, ist allerdings löblich; nur befürcht... dass sie hier blosser Vorwand, und Gewi... eigentliche Zweck des Unternehmens sey. ...

ean Paul werden sich jenes geistlose schläfrige t im ersten Stück wohl schwerlich für dessen Abbildung aufschwatzen lassen, und nach un-Ueberzeugung ist ihm in der That nicht gerin-nrecht wiederfahren; so wie jedem andern rn Manne, der auf solche Weise travestirt dem um dargestellt worden. Wenn wir aber den gu-chter eines weit bessern Bildnisses werth ach-o müssen wir ebenfalls wünschen, dass auch obrede auf ihn, oder wie es heisst, *Skizze zu Charakteristik* besser gerathen seyn möchte. Er n derselben unter andern dem *Claude Lorrain* an die Seite gesetzt, eine Vergleichung, um welcher willen wir den Vf. auf der Stelle für einen grossen Mann erklären wollen, falls er uns die Richtigkeit derselben darzuthun im Stande ist. —

Das zweyte Stück enthält das Bildniss des Maxi-*lian Schlotz*, Schauspieler und Regisseur des Königl. Priv. Breslauer Theaters, zwar nicht gut, doch wenigstens leidlich und viel besser als das vorige gearbeitet. Die *Skizze* ist hingegen sehr skizzenhaft, das will sagen, unrein gezeichnet, und gar nicht charackteristisch.

KLEINE SCHRIFTEN.

CHTSGELAHRTHEIT. 1) *Rastadt:* Des Geh. Raths von n *abgenöthigte Rechtfertigung.* An das teutsche Pu und diejenigen, die es interessirt. Von ihm selbst frey und der Wahrheit gemäss aufgesetzt. 1798. 62 S. 8.

Berlin, b. Schmidt: *Letztes Wort* des Geh. Raths v. n über eine Schrift, die in Cöthen im Monat März hn herausgekommen. 1799. 89 S. 8.

ese zwey Broschüren beziehen sich auf den, zwischen n. Fürsten von Anhalt Cöthen und dessen gewesenen llmeister von der Pforte, bey dem Reichs-Kammergericht ebenden Rechtsstreit, wobey der Geh. Rath v. *Hof-* wegen einer Anfoderung an den Hn. Fürsten, interes-

Derselbe ward:, seiner Angabe nach, in den 80 Jahren n preuss. Cabinets-Minister, Grafen von Herzberg, dem r verstorbenen Fürsten von Anhalt Cöthen empfohlen. rst fand es aber nicht für gut, ihn in seine Dienste zu . Der v. Hofmann blieb jedoch in Cöthen, weil er seine Verwandte und viele Freunde hatte. Dort wurde dem Domherrn von der Pforte bekannt, der das Ge-ibernahm, den Herrn Fürsten, — der mit dem Preussi-Dienst, weil er bisher kein Regiment hatte erhalten kön-hr unzufrieden war, — in den Kaiserl. Dienst zu brin-hierzu war nun der Geh. Rath v. Hofmann behülflich, chte es durch seine Unterhandlungen soweit, dass der ls Gen. Feldmarschall-Lieutenant, und seine Prinzen ptleute, angestellt wurden. Obgleich der Wunsch des , ein Haus-Regiment, oder wenigstens den Charakter eral von der Cavalerie und das damals vacante Regi-aiser Cheraux legers zu erlangen, nicht erfüllt wurde; er doch mit dem Erfolg zufrieden: denn Kaiser Joseph II. ch ihm, bald nach der Anstellung, eine Brigade zu ge-elche er auch bey seiner Ankunft zur Armee erhielt. eses Geschäft liess sich der v. Hofmann eine lebensläng-ension von 600 Thaler zusichern. Der Versicherungs-ward aber nicht auf seinen Namen gestellt, sondern rst machte sich nur verbindlich, *einer gewissen Person* er den Geh. Rath v. Hofmann meynte), alljährlich 600 n Conventionsgelde auf Lebenszeit auszahlen zu lassen. sache davon soll diese gewesen seyn: dass, nach des von rte Versicherung, der Fürst die Sache bloss durch den-llein betreiben, und sich durchaus mit keinem andern nlassen wollen. In dem nämlichen Schein versprach der en von der Pforte, als OberStallmeister mit 800 Thlr. nnd einigen Emolumenten, anzustellen, ernannte ihn irklich, nach glücklich eingeleitetem Geschäft, dazu, und rte ihn überdiess in einer besondern Urkunde einer le-rigen Pension von 2000 Thlrn. unter Verpfändung des Fürstl. AllodialVermögens und mit der Clausel: dass beyde, Be-soldung und Pension, selbst bey zugezogener Ungnade oder Dienstentlassung, nicht vorenthalten oder geschmälert werden sollten. Beyde Urkunden wurden zugleich von den Erbprinzen vollzogen. Der von der Pforte und v. Hofmann hatten da Geschäft zu Wien vollendet; der Fürst und seine Prinzen wa ren äusserst vergnügt; es wurden Lustbarkeiten zu Cöthen angestellt, und glänzende Equipagen angeschafft. Nun ge-langte der Geh. Rath v. Hofmann von dem von der Pforte die Realisirung der ihm versprochenen Pension, und deshalb d Ausstellung einer besondern Urkunde. Der von der Pfo machte aber allerhand Winkelzüge und es geschah nichts. Vi mehr erhielt jener, auf ein durch diesen dem Fürsten überreic tes Billet, eine weitläuftige, aber wesentlich dahingehend untröstliche Antwort: er möchte sich nichts in dessen Sach mischen. Der Fürst reisete mit dem von der Pforte am 2. A 1789 zur Armee ab, und an dem nämlichen Tage erhielt Geh. Rath v. Hofmann den peremtorischen Regierungsbefe binnen 24 Stunden das Fürstenthum Cöthen zu verlas chen er auch alsbald befolgte, und nach Halle gieng. We einige Schulden hatte, und er solche in so kurzer Zeit bezahlen konnte: so legte man Beschlag auf sein ganzes M liarVermögen, wobey ihm die Wächter vielen Schaden zufüg Alle schriftliche Verwendungen an den Fürsten waren fruch Indess verstarb derselbe bald nachher am 17. Oct. gedach Jahres vor Belgrad; der von der Pforte fiel bey dem älte Prinzen, dem jetztregierenden Fürsten, in Ungnade, wur 21. Nov. zu Prag wegen angeblicher Malversationen und V untreuungen arretirt, im März 1790 nach Niemburg gesch und musste daselbst bis 1794 im Gefängniss schmachten, endlich ein zu Ende dieses Jahres, gegen den Herrn Für zu Cöthen, wegen der Unregelmässigkeit des Verfahrens, gangenes, Reichs-Kammergerichtliches Mandat seine Frey bewirkte. Die Entschädigungsklage ist zu Wetzlar noch hängig. Ob diess ins kurze gezogene Factum seine Richtig habe? — lässt sich aus diesen einseitigen Druckschriften, chen zwey andere Fürstl. Deductionen entgegengesetzt sind Ermangelung hinreichender Beweise, nicht beurtheilen. Geh. Rath v. Hofmann hat die Absicht, seinen Anspruch bey dem Reichs-Kammergericht zu betreiben. Es sch ihm aber dazu die nöthigen Beweisstücke zu fehlen. Es nicht vorsichtig gehandelt, dass er die über die ganze Nego tion geführte Correspondenz dem verstorbenen Fürsten mit nem Beschwerungsschreiben zuschickte, und dass er jenen V sicherungsschein dem von der Pforte überliess, der ihn, seiner Angabe nach, nicht mehr in Händen hat, sondern hauptet, dass er unter den noch bis jetzt verweigerten pieren, entweder bey der Fürstl. Regierung zu Cöthen, bey dem Amte Niemburg, befindlich seyn müsse.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Junius 1800.

TECHNOLOGIE.

Berlin, a. K. d. Vfs.: *Der neueste deutsche Stellvertreter des indischen Zuckers* etc. durch die Versuche im akademischen Laboratorium zu Berlin bestätigt. Zweyter Heft. 1799. (6 gr.)

Gleich nach dem ersten glücklichen Versuche des Hn. Dir. *Achard*, befahl der König, eine Commission von sachkundigen Männern zur nähern Untersuchung dieses wichtigen Gegenstandes zu organisiren. Sie wurden aus dem General-Ober-Finanzdepartement mit Zuziehung des Hn. Pr. *Klaproth* und mehrern Subalternen des Fabriken- und Bergdepartements ernannt, und das Laboratorium der Akademie sollte zur Bearbeitung dienen. Hr. Achard erhielt Befehl, auswärts schickliche Rüben aufzusuchen. Diese fand er von ungefähr, ganz nach seinen Grundsätzen erbaut, beym Gastwirth Sobbe in Halberstadt. Sie waren aus Saamen, einen Fuss weit aus einander gelegt, erzogen, und nicht abgeblattet worden. Sie hatten keine glatten Köpfe, waren spindelförmig ohne alle Auswüchse, und von mittlerer Grösse 9—10 Zoll lang, $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ im Durchm. von halbrother Rinde mit weissem Fleische; 1 Scheffel wog etwa 94 Pfund. Ganz verschieden von ihnen waren die übrigen im Halberstädtischen. Da sie in der strengsten Kälte nach Berlin gebracht wurden: so waren sie durchaus gefroren. Am 3. März wurden sie ins Laboratorium gebracht, den folgenden Tag waren sie aufgethaut, und so weich, dass man sie zwischen den Fingern zerdrücken konnte. Der Saft war überaus süss und wenig gefärbt. Um nicht zu viel vom Safte zu verlieren, durften sie nicht hinlänglich gesäubert werden; sie wurden mit der vom Hn. Obersten v. *Brethin* unlängst erfundenen Kartoffelmaschine in Scheiben zerschnitten. (Zwey Mägde können in einer Stunde 20 Körbe in kleine Scheiben zerschneiden.) Von $12\frac{1}{2}$ Centner solcher Rüben wurden über 6 Centner Saft ausgepresst. Zur Ausziehung der übrigen Zuckertheile wurde die gepresste Masse mit 6 Eimer heissen Wasser aufgeweicht, wodurch am folgenden Tage 142 Pfund Flüssigkeit ausgepresst werden konnten. Der in hölzernen, mit Blech ausgeschlagenen, Gefässen aufgefangene Saft, wurde, um die Gährung zu hemmen, sogleich in die kupfernen Siedkessel gegossen, wo das Feuer bloss auf den Boden wirken konnte. So wie der Saft eindickte, brachte man ihn immer in kleinere Kessel, indem er zugleich durch wollene Tücher gelassen wurde, um die Unreinigkeiten abzusondern. Als er bis zur Syrupsdicke eingekocht war, wog er zusammen 187 Pfund, und hatte einen guten, reinen und süssen Geschmack. Zum Behuf der Krystallisation goss man ihn in flache, blecherne, verzinnte Kasten, dass er etwa 3 bis 4 Zoll hoch darin stand, und zwar in einer Stube von 20 bis 30° Reaumur Wärme. Die Masse wurde zuweilen gerührt, und nach 31 Tagen hatte sich der Zucker in gelbbräunliche Kandiskrystalle so häufig angesetzt, dass die Masse gar nicht mehr flüssig war. Sie wog 131 Pfund 21 Loth. Diese Masse schlug man hernach in leinene, doppelt zusammengelegte und angefeuchtete Tücher, legte sie in hölzerne, durchlöcherte Kasten, und brachte sie so in die Pressen. Auf solche Art blieb der krystallinische Zucker in den Beuteln als gelbe krystallinische Moscobade zurück, die nichts von der Feuchtigkeit der Luft anzog, und 48 Pfund wog. Der abgepresste, mit Extractivtheilen vermischte, Syrup wog $59\frac{1}{2}$ Pfund. Die in den Beuteln hängen gebliebenen 23 Pfund 16 Loth können zum Branntweinbrennen benutzt werden. Diese letzte Auspressung ist eigentlich die neuentdeckte Methode, durch welche es Hn. A. gelungen ist, den wirklichen Zucker vom Extractivstoff oder Syrup zu scheiden. Der sehr süsse und reinscheinende Rohzucker wurde nun in der Raffinerie der Berlinischen Zuckersiederey-Compagnie unter Aufsicht der königl. Commissarien raffinirt. Es sind davon zwey Hüte Zucker fertig, woraus sich durch wiederholtes Raffiniren völlig so, wie aus der indischen Moscobade, alle Sorten bis zur feinsten bereiten lassen. Der abgeschiedene Syrup war zwar noch sehr süss, hatte aber einen bitterlichen Nachgeschmack. Der Branntweinbrenner Claude hat einen sehr guten, dem Rum gleichkommenden, Branntwein in beträchtlicher Quantität daraus bereitet. Alle andere Rübenarten gaben bey eben dem Processe, und nach mancherley andern angewandten Künsten, bey weitem nicht solche erwünschte Resultate. Man stellte nachmals mit *ungefrornen*, übrigens den Sobbenschen Rüben sehr ähnlichen, vergleichbare Versuche an. Ihr Saft aber konnte nicht ganz durch die Presse gewonnen werden, sondern man musste sie, mittelst einer vom Mechan. *Missel* hierzu verfertigten Reibemaschine zermalmen, welches weit mehr Arbeit erfoderte. Sehr vortheilhaft ist es, wenn man ungefrorne Rüben vorher abkocht; dadurch wird das Reiben erspart, und das Schneiden zureichend; auch wurde der Saft weit besser, und liess sich weit vortheilhafter behandeln. Auch bey der Raffinerie klärte sich dieser Zucker weit leichter und schneller, körnte sich besser, litt einen geringern Abgang, und lieferte eine

eine grössere Menge weissen Zucker. Nach dem einstimmigen Urtheil der Commissarien wurde diese Hn. *Achard* eigenthümliche Behandlungsweise für die beste gehalten. Nach dem genausten Anschlag aller Kosten, selbst der auf den Transport von Halberstadt verwendeten, kam der aus den Sobbenschen gefrornen Rüben erhaltene Syrup, der unsern gewöhnlichen merklich übertraf, zwischen 7 und 8 Pfening zu stehen. Der Preis des Rohzuckers läfst sich, wegen der noch nicht ganz geendigten Untersuchung über die Vortheile des Branntweinbrennes, noch nicht genau bestimmen; so viel ist indessen schon klar, dass auch der allerbeste Rohzucker noch unter 2 Groschen, und der von geringerer Güte nicht viel über 1 Groschen zu liefern seyn wird. Auch gilt diess nur für die hohen *Berliner* Preise des Arbeitslohns und der Feuerung. Auf dem Lande werden sich, ausser den niedrigern Preisen, auch noch andere Vortheile in Absicht des Viehstands darbieten. Endlich ist man auch jetzt mit der Untersuchung beschäftigt: ob nicht aus den Abgängen vom Branntwein und andern Resten eine Essigbereitung könne vorgenommen werden? wozu wirklich Hoffnung vorhanden ist. Es werden auch noch andere Proben, aus andern Rüben, wobey die Behandlungsart abgeändert wurde, beschrieben, die alle nicht so vortheilhaft ausfielen. Nun sehr viel lehrreiches über den *Anbau* der Rüben. Wegen der grossen Gemeinnützigkeit desselben setzen wir das Wesentlichste davon hieher. Diese Rüben wurden in Deutschland zuerst in der Mitte dieses Jahrhunderts von den Mennonisten in der Gegend von Manheim gebaut. Man wählt dazu einen schwarzen, vorzüglich guten Boden, etwas niedrig, doch nicht zu feucht. Dieser wird wie Kohl- oder Krautacker zubereitet. Der Saame kann *gesäet*, vortheilhafter aber, *gelegt* werden, von der Mitte des Aprils bis Anfang Mays. Die Körner werden einzeln 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fufs weit ins Gevierte von einander gesteckt, das Loch mit dem Finger 1 Zoll tief in die Erde gemacht und gleich mit Erde bedeckt. Der Saame muss reif und einjährig seyn. Das Versetzen der jungen Pflanzen ist nicht so gut, als wenn sie stehen bleiben, und durch Jäten und Hacken bey trockner Witterung gut gewartet werden. Man muss an jeder Stelle nicht mehr als Eine Pflanze stehen lassen. Zur Zeit der zweyten Behackung, wenn die Rüben schon einige Stärke erlangt haben, pflegt man die Erde bis auf die Hälfte der Wurzel *wegzuziehen*, welches bey andern Wurzelgewächsen widersinnig seyn würde; auch werden sie abgeblattet, wodurch der Regen besser eindringen, und die Rübe recht gross und dick werden kann; — diese Methode taugt aber nur, wenn es auf *Viehfutter* abgesehen ist; — zur Zuckerfabrication hingegen ist es nach Hn. *Achard's* Erfahrung nöthig, dass die Rüben *klein* bleiben; man häuft deshalb lieber die Erde an sie, und vermeidet sorgfältig alles Abblatten. Die Rübe ist allemal zuckerreicher, wenn sie dem Sonnenlichte nicht ausgesetzt gewesen ist. Die Aernte geschieht um Michaelis, allemal vor dem Eintreten der Nachtfröste. Beym Herausnehmen ist alle Beschädigung zu verhüten, weil der Saft leicht ausläuft und die Rübe verdirbt. Das Kraut darf *nicht zu tief* abgeschnitten werden; die trocknen, von der Erde gereinigten, Rüben, werden in trocknen und mit Stroh ausgelegten Gruben verwahrt. Zum Saamenziehen sucht man im Herbste die besten aus, schneidet das Kraut bis aufs Herz ab, und verwahrt sie im Keller. Im Frühling, wenn die Fröste vorbey sind, pflanzt man sie ins Freye zwey Fuss auseinander, und bindet die hervortreibenden Saamenstengel an Pfahle. Wenn der Saame gelb wird, schneidet man die Stengel ab, und trocknet sie. Am liebsten nimmt man den Saamen von unverpflanzten Rüben, die recht spindelförmige Wurzeln gebildet haben. Im Grossen empfiehlt Hr. *A.* das *Aussäen*. Es muss so geschehen, dass die Pflanzen 9 Zoll bis höchstens 1 Fuss auseinander kommen. Nach Hn. *A.* Beobachtung sind unter den spindelförmigen Rüben die vorzüglichsten, die ein weisses Fleisch und eine hellrothe Rinde haben. Diese liefern nicht allein viel Zucker, sondern auch einen Syrup, der bey guter Bereitung ohne allen Nebengeschmack ist. Die letzte Hälfte der Schrift ist sehr heftig und bitter polemisch gegen Hn. Kriegsrath Nöldechen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Kramer: *Zeichnungen nach dem Leben von der Staffeley des alten Franz Ehrenberg.* 1800. 324 S. 8.

Der Vf. liefert hier einige seiner schon früher erschienen Geistesproducte, umgearbeitet in einer Sammlung, welche nach den am Schluss hinzugefügten Worten: *Ende des ersten Bandes*, zu vermuthen fortgesetzt werden soll. Dieser erste Band enthält Nr. 1. *die Wirthschaft nach der Mode*, oder *die Geschichte eines Bürgers*, der durch ausschweifenden Hang zur Jagd, und zu Vergnügungen, seine Profession versäumte, dadurch mit seiner Familie aus einem ziemlichen Wohlstande in drückende Armuth gerieth, welche ihn zur Widerspenstigkeit gegen seine Obrigkeit verleitete, und endlich in das Gefängnifs brachte. Erzählungen dieser Art können nur für Leser einer gewissen Volksclasse nützlich werden, und stehen daher in einer so gemischten Sammlung am unrechten Ort. Nr. 2. *Lorchen Möller* oder *die arme Getäuschte.* Lorchen liebt den jungen Böhm, einen wackern Studenten, und wird von ihm geschwängert. Sein grausamer Vater widersetzt sich ihrer Verbindung, und sperrt seinen Sohn bey Wasser und Brod ein, welcher vor Gram stirbt. Lorchen und ihre Mutter sterben gleichfalls vor Kummer, und ihr Bruder, der Actuarius Möller, mordet den Vater des Verführers aus Rache. Hier sind die Folgen des Fehltritts zu grell geschildert. Die Erzählung verliert dadurch mit der innern Wahrscheinlichkeit allen Eindruck. Nr. 3. *Minervens Revision am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Soll eine Sa[...]

in Verfen feyn. Minerva fteigt vom Olymp herab, und vifitirt die Theologen, die Juriften, die Mediciner, die Philofophen, die Schullehrer, den Adel und die Kaufmannfchaft, aber fo oberflächlich, dafs fie diefe Vifitation füglich hätte einem Studenten auftragen können, um fich den weiten Weg zu erfparen. Wir wollen die zweyte Station von Minervens Reife, als die kürzefte, zum Beleg diefes Urtheils herfetzen:

Sie eilte fort. Und mit erwartungsvoller Miene
Trat fie in Themis Tempel ein.
„Sagt, fprach fie, meine Herrn! foll römifche Routine
„Noch lang der Deutfchen Maafs für ihr Gefetzbuch feyn?
„Wollt ihr noch lang mit euern taufend Confequenzen
„Den Scheitel der Chikan, dem Rechte gleich bekränzen?
„Den Grund zu dem Gefetz giebt das Naturrecht nur;
„Die Wahrheit giebt ihm Kraft, und trotzt der Falschheit Waffen.
„Drum wagt es länger nicht, es zur Carricatur,
„Und zu dem Spediteur der Sporteln umzufchaffen.
„Wohl dem! wer nie dem Rang, und nie nach dem Gewicht
„Der vollen Börfe, nein, nach Recht fein Urtheil fpricht,
„Damit nicht einft dem ftets erkäuflichen Gewiffen
„Der Hunger und der Hafs die Folter geben müffen.

Der Dichter fcheint von dem, was in den letzten 20 Jahren zur Verbefferung der Juftizverfaffung in Deutfchland gefchehen ift, nichts zu ahnden, und keinen kleinen Theil für das ganze deutfche Reich zu nehmen; auch glaubt man Alexandriner aus Rachels Zeiten zu lefen, worin aber kein Fünkchen von Rachels Geifte webt. Die Fortfetzung, heifst es, foll folgen, es könnte aber füglich hierbey fein Bewenden haben. Nr. 4. *Die Auction,* ift ein blofser Schwank, welcher fich wohl fchwerlich im gemeinen Leben fo zutragen möchte. Nr. 5. *Die Perücke, eine wahre Anekdote;* hätte mit fünf Worten erzählt werden können. Zwey gute Mädchen überlaffen ihre Haare, um einer armen Mutter aus der Noth zu helfen, einer Modenärrin, die eine glänzend fchwarze Perücke verlangte, für 20 Ducaten. Diefes einfache Factum ift mit einem Aufwand von Worten erzählt, welche, wie Hinckmars von Repko Noten ohne Text, nicht zur Erläuterung, fondern blofs zur Erweiterung der Sache dienen.

Altona: *Stunden meiner Einfamkeit, Aufklärern und Obfcuranten gewidmet,* vom *Verfaffer des Waldbruders im Eichthal, und der Scenen aus Fauft's Leben.* 1799. 208 S. 8. (14 gr.)

Die Frucht diefer einfamen Stunden, find fieben und vierzig hiftorifche Skizzen und Rhapfodien, von moralifch-politifcher Tendenz, welche durch Freymüthigkeit der Gedanken und Gewandheit des Stils fich auf eine vortheilhafte Art auszeichnen, obgleich Rec. dem Urtheil des Vfs. nicht überall beypflichten möchte. In dem Auffatz Nr. 10. *auch ein deutfches Pantheon!* überfchrieben, wirft der Vf. die Frage auf: wem das Stimmrecht über die Aufnahme der Heiligen zuftehe? wenn je dies Allerheiligfte zu Stande kommen follte. Er denkt fich: dafs der Geift Friedrich's des Königs darin wandle, und glaubt die Aufgabe durch die Frage zu löfen: „welche von „Deutfchlands grofsen Männern, würde wohl diefer „Unfterbliche um fich haben, mit welchem würde er „die Ehre, die wir ihm erzeigen wollen, theilen mö„gen?“ Wir glauben fchwerlich, dafs auf diefem Wege, das deutfche Pantheon deutfche Bewohner erhalten würde; wenigftens dürfte kein deutfcher Schriftfteller zu diefer Ehre gelangen, es müfste denn etwan der Vf. des *Poftzugs* feyn, welches Luftfpiel Friedrich bekanntlich für das vorzüglichfte Product der deutfchen Literatur hielt. — S. 166. In dem Auffatz: *Leffings Denkmal* — klagt der Vf. darüber: dafs er in Braunfchweig vergeblich ein Denkmal Leffings gefucht, und dafs, als die Rede davon war, ihm ein Denkmal zu errichten, der Fürft Rofenberg in Wien, dem man die Sache vortrug, erwiedert habe: „Wir „forgen halter für unfere Leute — mögen fie's mit „den ihrigen auch fo machen. Er fcheint aber nicht zu wiffen, dafs Leffing, fchon feit mehreren Jahren auf dem Schlofsplatze zu Wolfenbüttel, der Bibliothek gegen über, ein einfaches, doch gefchmackvolles Denkmal errichtet ift, und follte diefer Ort, wo fein Geift eine Reihe von Jahren hindurch fo raftlos thätig war, den feine Manen gewifs lieber umfchweben, als den Grabhügel, wo feine Gebeine ruhn, nicht der fchicklichfte Platz dazu feyn? S. 112. bis 153., ift unter der Auffchrift: *die Königsflucht,* die bekannte Gefchichte von der Flucht des Königs Stanislaus aus Danzig während der Belagerung, abermals abgedruckt, welche Rec. binnen Jahresfrift, in verfchiedenen Journalen, wenigftens fünfmal gelefen zu haben fich erinnert. Ein folches Plagiat ift hier um fo unverzeihlicher, da der Auffatz einen beträchtlichen Theil des ganzen Büchleins ausmacht. Die hiftorifche Anekdote: *Richard Plantagenet* S. 21., ift mit einem fchönen Kupfer von Ernft geziert, welches auf dem Titel-Blatte nicht angezeigt ift.

Berlin, b. Oehmigke d. j.: *Die Kunft mit Männern glücklich zu feyn,* ein Almanach für das Jahr 1800. nach *Göthe, Lafontaine, Rouffeau* und *Wieland.* 252 S. 12. Mit Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ungeachtet der Vf. fein Thema viel zu weitfchweifig abhandelt, und fein Ton nicht felten gezwungen und fchwülftig wird: fo kann dennoch diefes Tafchenbuch, welches fich zugleich durch eine elegante Aufsenfeite vortheilhaft ankündigt, wegen des vielen, darin enthaltenen Nützlichen und Zweckmäfsigen, mancherley Gutes wirken, und wir dürfen es daher jungen Frauenzimmern ohne Bedenken, als eine belehrende und aufklärende Lectüre empfehlen.

Unfere

Unſern Tadel über den oft zu gezierten und pomphaften Ausdruck des Vfs. werden folgende Stellen rechtfertigen: S. 68. heiſst es von zwey Liebenden: „Ihre Seelen haben gleichſam eine unendliche Ausdehnung bekommen, um alle Gefilde der Freude zu „berühren, um alles Glück, alle Seligkeiten des Himmels und der Erde in ſich zu ziehen. — Die ganze Natur ſteht der allmächtigen Bildnerin, der Liebe, zu Gebote: ſie macht die Dunkelheit zum hellen Tage, die Einöde zum Paradieſe, den Schmerz „zur Wolluſt.“ S. 143. wird von der Freude geſagt: „Nur der Weiſe darf ihrer Umarmung ſich freuen. „Sie begegnet ihm im Morgenroth und im Abendroth, in ſtillen Haynen, am Gemurmel der Bäche, „am Geſtade des Meeres. Sie begegnet ihm an der „Hand der Freundſchaft, auf den Lippen der Liebe, „in den ſchattigen Thalen der Einſamkeit.“ — Möchte doch dasjenige, was S. 206. über das Tanzen und beſonders über das Walzen vorkommt, von recht vielen jungen Leſerinnen beherzigt werden! Was der, wahrſcheinlich vom Verleger allein herrührende Zuſatz auf dem Titel: *Nach Göthe, Lafontaine, Rouſſeau und Wieland*, mit dem Buche ſelbſt gemein habe, vermögen wir nicht einzuſehen.

Chemnitz, b. Taſché: *Nahrung für Witz und Gefühl*, aus den hinterlaſſenen Schriften der Frau *Necker*. Allen gebildeten Leſern und vorzüglich dem weiblichen Geſchlechte geweiht. *Erſtes Bändchen*. 1799. 367 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. hat die vermiſchten Schriften der Madame *Necker* Auszugsweiſe überſetzt, und ſich um die, welche die Aufſätze und Briefe dieſer fein beobachtenden geiſtreichen Schriftſtellerin nicht im Originale leſen können, ſehr verdient gemacht. Was die Ueberſetzung ſelbſt betrifft: ſo iſt der Vf., durch den in der Vorrede von ihm aufgeſtellten Grundſatz: „daſs ein Ueberſetzer nie vergeſſen dürfe, daſs er ein fremdes Gut zu verwalten habe, mit dem er nicht nach ſeiner Willkür ſchalten könne,“ verleitet worden, ſich zu ſtreng an die Worte des Originals zu halten. Er ſagt: „*daſs er die Eigenthümlichkeiten des Charakters der Madame Necker den Leſern unabgeändert kennen lernen wolle.*“ Dieſs Beſtreben iſt rühmlich; allein er hätte die *Eigenthümlichkeiten* des *Ausdrucks* der *franzöſiſchen* Sprache, von dem *Geiſte* der Schriftſtellerin trennen, und jene dem Sprachgebrauche unſerer Mundart, durch eine freyere Behandlung, näher bringen ſollen.

Wir wollen einige Stellen anzeigen, die uns, als wir die Ueberſetzung mit dem Originale verglichen, in verſchiedener Rückſicht, aufgefallen ſind. (S. 13.) „So ſehr *über* das Land und das Zeitalter“ *ſi fort au-deſſus*, erfodert hier den Nachſatz: *erhaben iſt*. (S. 18.) „In einem noch blühenden *Alter*“ *dans un âge encore tendre*, beſſer: in jugendlichen Jahren. (S. 20.) „Geſetzgebung die ſich nur mit kleinen Fehlern *beſchäftigte*“ richtiger: die nur kleine Vergehen rügte. (S. 28.) *Mepris*, muſs hier durch Geringſchätzung, nicht durch *Verachtung* überſetzt werden; *mepris* iſt milder, als *dedain*. (S. 28.) „Wer zu lieben *verſteht*“ *qui ſait aimer;* zu wörtlich! (S. 38.) „*Auf* eine gewiſſe Entfernung“ *à une certaine diſtance*, *aus* einer gewiſſen Entfernung, iſt hier die richtigere Ueberſetzung. (S. 39.) „Zwey vereinigte Perſonen“ *deux perſonnes tendrement unies*, getreuer und natürlicher: zwey *Liebende*. (S. 40.) „Ueber dem *Eispuncte*“ Gefrierpunct iſt der gewöhnlichere Ausdruck. (S. 48.) „Papier“ ſtatt *Rappier*, ein Druckfehler. (S. 50.) „*Unvernünftige* Charaktere“ *caractères raiſonnables*, ein Schreibefehler. (S. 51.) „Zu ſehr *auffallen*“ *en impoſeroit trop;* das in unſere Sprache aufgenommene Wort *imponiren*, kann nicht durch *auffallen* überſetzt werden. (S. 53.) „Ein mit Sanftmuth ausgeſprochenes Wort;“ hier fehlt das Beywort *hart*. (S. 65.) „Sich in den *Sprung ſetzen*“ *prendre ſon élans*, ganz undeutſch! (S. 117.) „Eine *ausländiſche* Pflanze“ *une plante i n d i g è n e* eine inländiſche Pflanze. (S. 117.) „*Zänkiſche* Fliege“ *hargneuſe*, beſſer neckende Fliege. (S. 119.) „Ich geſtehe ihnen *ſelbſt*“ *même* heiſst hier *ſogar*. (S. 120.) „*Krankhafte* Anfälle“ man ſagt fieberhaft, aber nicht krankhaft, *affections* könnte hier durch Kränklichkeit, oder leidende Geſundheit überſetzt werden. (S. 127.) „Um bey ihrer ſchönen *Vergleichung* zu bleiben“ *comparaiſon*, beſſer: Gleichniſs. (S. 152.) „Lectüre der reinen Speculation“ *pure ſpéculation*, *pure* heiſst hier nicht rein, ſondern *bloſs*. (S. 180.) „*Durchaus* und *bloſs*“ bilden, in der Ueberſetzung von *abſolument* und *purement*, den erfoderlichen Gegenſatz nicht. (S. 106.) „In der *Wärme* der Compoſition“ beſſer: dem Feuer der Compoſition. (S. 219. etc.) Frau du *Deffant*; nicht „Frau *von Deffant*.“ (S. 251.) „Ich ſchreibe nichts mehr als niedrige *Verſe*“ *vile proſe*; ferner „Ein Gedanke der *praktiſch* (ſtatt poetiſch) genennt werden kann“ zwey Druckfehler nach einander, die den Sinn der Phraſe verunſtalten.

Dieſe Bemerkungen können dem Vf. nicht anders als willkommen ſeyn, da es ſein eigener Wunſch ſeyn muſs, der angekündigten Fortſetzung dieſer Auszüge aus den Neckeriſchen Schriften, durch eine ſorgfältigere Auswahl des deutſchen Ausdruckes, mehr Vollkommenheit zu geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. Junius 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) London, b. Nicol: *A Treatise on the Blood, Inflammation and Gun-Shot Wounds, by the late John Hunter. To which is prefixed a short account of the author's life by his brother-in-law Everard Home.* Mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des Vfs. von Reynolds und Sharp und 8 andern Kupfertafeln. 1794. LXVII. und 575 S. gr. 4.

2) Leipzig, b. Sommer: *John Hunter's Versuche über das Blut, die Entzündung und die Schusswunden. Nebst einer Nachricht von dem Leben des Verfassers von Everard Home. Aus dem Englischen übersetzt. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von Dr. E. B. G. Hebenstreit. Erster Band,* 1797. 376 S. — *Zweyten Bandes. Erste Abtheilung.* 1797. 256 S. — *Zweyte Abtheilung.* 1800. 355 S. und 4 Kupfert. 8.

Eine Vergleichung der diesem hinterlassenen Werke *John Hunter's* vorgedruckten Lebensbeschreibung desselben von Hn. *Home* mit der in demselben Jahre erschienenen von Hn. *Foot* setzt, bey der entgegengesetzten Partheylichkeit beider Verfasser, den unbefangenen Literator auf eine ungewöhnliche Art in den Stand, Hunter's Verdienst und Unverdienst abzuwägen. Wir heben, bey der Begränzung des Raums, den wir für die Anzeige des Werkes selbst zu sparen haben, nur die hauptsächlichsten Momente aus der hier gegebenen Nachricht von Hunter's Leben aus.

John Hunter wurde am 14ten Julius, 1728. zu Long Calderwood in der Grafschaft Lanerk geboren. Sein Bruder *William* ward der berühmte Anatom, dessen Leben Hr. *Simmons* schon 1783 beschrieben hat, seine Schwester Dorothea heyrathete den Prof. Theol. Baillie zu Glasgow, und ihr Sohn *Matthew* ist jetzt Will. Hunter's Nachfolger in London. Hunter's Vater starb, als dieser zehn Jahre alt war; er wurde zwar in die Schule geschickt, aber seine Mutter verzog ihn, und er vernachlässigte das Studieren gänzlich. Seine Schwester Janet hatte einen Kunsttischler (Cabinet-Maker) Buchanan geheyrathet, und aus Liebe zu ihr, da ihr Mann ein Verschwender war, der sein Geschäft vernachlässigte, kam Hunter in seinem 17ten Jahre zu ihm, um ihm zu helfen, verliess ihn aber bald wieder, da seine Bemühungen ohne Wirkung waren. Er gieng 1748 nach London zu seinem Bruder William, und da dieser Anlage und Geschicklichkeit für anatomische Arbeiten an ihm wahrnahm: so unterrichtete er ihn darin, und liess ihn im Chelseaspitale die Anfangsgründe der Wundarzney erlernen. Im Winter 1750 unterrichtete er schon die Zöglinge seines Bruders im anatomischen Präpariren, und im Winter 1755 überliess ihm dieser einige seiner Vorlesungen. Er arbeitete nun zehn Jahre lang in der Anatomie des Menschen, und um die mancherley Organisationen zu erforschen, durch welche die zum Leben gehörenden Verrichtungen vollzogen werden, und dadurch auf allgemeine Grundsätze zu kommen, widmete er sich mit grossem Eifer und Aufwand von Zeit und Kosten auch der vergleichenden Anatomie. Vom Jahre 1760 bis 1763 gieng er, als erster Stabswundarzt, nachdem er in den letzten funfziger Jahren Anfangs chirurgischer Zögling und nachmals Hauswundarzt des St. Georgspitals gewesen war, mit der Armee nach Belleisle und Portugal, ein Zeitraum, der besonders für seine Kenntniss von Schusswunden und für einen beträchtlichen Theil seines vorliegenden Werkes von Wichtigkeit war. Nach seiner Rückkehr setzte er in London seinen Unterricht in der praktischen Anatomie und Chirurgie, und sein eifriges Studium der vergleichenden Anatomie fort, und richtete sich zum Behuf der letzten sein Landhaus Earls-Court, zwey (englische) Meilen von London, ein. Im J. 1767 ward er Mitglied der Königl. Societät, und errichtete, nebst dem Präsidenten und einigen Mitgliedern derselben, eine gelehrte Privatgesellschaft. Im J. 1768 ward er Mitglied der Corporation der Wundärzte, und im folgenden Jahre Wundarzt des Georgspitals. Im Julius 1771 verheyrathete er sich mit der ältesten Tochter des Regimentschirurgus Home, mit welcher er zwey Söhne und zwey Töchter zeugte, von denen noch eine Tochter und ein Sohn, der Officier ist, leben. Vorlesungen zu halten, war ihm immer etwas sehr Unbehagliches, und er hielt seine erste Vorlesung nie, ohne vorher 30 Tropfen Laudanum zu nehmen. Im J. 1776 ward er ausserordentlicher Wundarzt des Königs. Im J. 1783 richtete er sich ein Haus in Leicestersquare mit grossem Kostenaufwand für sein Museum ein, dessen Zunahme sich verhielt, wie das Wachsthum seiner Einnahme und seines Ansehns, in welchem er, als Wundarzt im J. 1785 seine höchste Stufe erreichte. Um diese Zeit errichtete er mit Dr. *Fordyce* eine medicinische Gesellschaft, die in seinem Hörsaal sich versammelte, unter dem Namen *Lyceum medicum Londinense.* Im Frühlinge 1786 wurde er von einer schweren Krankheit befallen, von der er sich nur langsam, und nie gänzlich, erholte. Es blieben Beschwerden

am Herzen zurück, denen er immer, wenn etwas ihn geistig oder körperlich erschütterte, unterworfen war. Im J. 1792 wurde er Generalinspector der Spitäler und Generalchirurgus der Armee. Von dem neugestifteten Veterinarcollegium ward er einer der Vicepräsidenten, und von der *Society for the improvement of medical and chirurgical knowledge* war er einer der Stifter. Seine Sammlung, das grosse Object seines Lebens, giebt einen Beweis von Talenten, Ausdauer und Fleiss, den man ohne Erstaunen und Bewunderung nicht betrachten kann. Ihr Zweck ist eine Darstellung der Stufenfolgen der Natur vom einfachsten Zustande an, in welchem das Leben sich findet, bis zu dem Vollendetsten und Verwickeltsten der thierischen Schöpfung, dem Menschen. Der Plan, nach welchem sie geordnet ist, ist hier im Kurzen angegeben. Seine Krankheit war eine *Angina pectoris*, von der hier eine ausführliche Geschichte gegeben wird. Vorher und selbst bey derselben litt er am Podagra. Am 16ten October 1793, wurde im Georgsspitale sein Gemüth gereizt, er unterdrückte seine Empfindung, drehte sich um, seufzte tief, und fiel todt zu Boden. Bey der Leichenöffnung fand man hauptsächlich die Kranzschlagadern und die sogenannten Mützenklappen des Herzens zum Theil verknöchert, die halbmondförmigen Klappen der Aorte im Zustande vor dem Verknöchern, die Aorte selbst eine Strecke entlang um ein Drittel erweitert.

Hunter hatte das vorliegende Werk noch ganz vollendet, selbst bis zur Dedication an den König. Jedoch lassen einige Wiederholungen und selbst Widersprüche die letzte Feile vermissen. Er giebt es selbst an als ein neues Gebäude aus rohen Materialien, wozu ihm Fremde kaum ein Stück geliefert, weswegen es ihm auch an Unvollkommenheiten nicht fehlen könne. *Einleitung.* I. *Von krankhaften Verrichtungen, die sich nicht mit einander vertragen.* Zweyerley Thätigkeiten sollen nicht zu gleicher Zeit in einem Theile möglich seyn, also auch nicht die angenommenen Complicationen, als venerische Krätze, venerischer Scorbut. In verschiedenen Theilen sind sie zugleich möglich. Zum Beweise des ersten soll seine Erfahrung dienen, dass sich nach einer Blatterimpfung die Entzündung der Impfwunde am 7ten Tage verlor, als die Masern ausbrachen, und erst, als diese sich am 11ten Tage verloren hatten, wieder anfing, worauf die Blattern ausbrachen. (Auf diese einzelne Erfahrung haben andere, so wie H., stark gefusst, neuere Erfahrungen haben aber jetzt die Möglichkeit der Coexistenz beider Krankheiten bewiesen.) II. *Von Theilen, die eine besondere Empfänglichkeit für gewisse Krankheiten haben*, als die Haut für Blattern, Masern u. s. w. Selbst die Empfänglichkeit der lymphatischen Drüsen für Scropheln, und der zusammengehäuften (*conglomeratae*) für Krebs rechnet H. hieher. (Eben so gut könnte man auch die Empfänglichkeit des Gehirns für den Schlagfluss hieher rechnen, und die ganze Betrachtung bleibt ohne Nutzen, wenn nur von der *Form* die Rede ist, welche die Natur des afficirten Theiles der Krankheit giebt.) III. *Von der Mitleidenschaft.* Die Wirkung der *allgemeinen* Mitleidenschaft, die Folge örtlicher Krankheit, lässt sich auf drey Arten zurückführen, das symptomatische, nervöse und hektische Fieber. Letztes entsteht durch Mitleidenschaft von einem örtlichen Uebel, dem die Kräfte nicht gewachsen sind. (Mit Recht nimmt H. nicht auf Einsaugung des Eiters alleinige Rücksicht; wir sehen ja, dass nach Oeffnung einer Eitersammlung es am stärksten wird. Symptomatische Fieber, wie H. die erste Art nennt, sind sie aber alle.) Die *partielle* Mitleidenschaft äussert sich 1) in entfernten Theilen, 2) in sich berührenden, wie dem Brustgewölbe bey Lungenkrankheiten, in den Bauchbedeckungen bey Darmkrankheiten, und 3) in zusammenhängenden Theilen. IV. *Vom Brande.* Hiebey ist vermehrte Anstrengung der geschwächten Kraft. Reizende Mittel sind also schädlich; China und Opium innerlich und Kälte äusserlich, sind am nützlichsten. — *Erster Theil. Erstes Kapitel. Allgemeine Grundsätze vom Blute.* I. *Von der Blutmasse, in so fern sie aus verschiedenen Theilen besteht.* Man sollte die Lymphe nicht *gerinnbar* (*coagulable*) sondern lieber *gerinnend* (*coagulating*) nennen, weil sie durch eigne Kraft gerinnt und keines chemischen Processes (?) hiezu bedarf. II. *Von der Gerinnung und ihren Wirkungen.* Gerinnende Lymphe, zwischen den Fingern gepresst, wird fast so zähe und elastisch, wie die Häute der Arterien, welches die Entstehung dieser sehr deutlich erläutern soll. (Die grosse Verschiedenheit der auf diese Art in Aneurysmen gebildeten Lagen von den Häuten der Arterie zeigt, dass es so rein mechanisch doch nicht zugeht.) Ueber die Ursachen des Gerinnens. Die Kälte ist es nicht; denn das Blut eines Fisches, der etwa 60° eigne Wärme hat, gerinnt, wenn man es in 10° wärmer Luft ausfliessen lässt. Hewson liess frisches Blut schnell gefrieren und fand, dass es, wieder aufgethauet, noch völlig flüssig war, und dann erst geronn. Auch die Luft ist nicht Ursache, denn im luftleeren Raume gerinnt es schneller. Ruhe allein ist auch nicht die Ursache; nach 65 Tagen zapfte er einen Blutbruch ab, und fand, dass das Blut noch flüssig war, und nun erst geronn. Ruhe macht nur Gerinnung, wenn sie von aufhörender Einwirkung lebendiger Gefässe entsteht, wie beym Brande. Aber bey plötzlich gestorbenen bleibt das Blut oft flüssig. H. betrachtet deswegen die Gerinnung als eine Lebenswirkung, die nach eben den Gesetzen erfolgt als die Heilung der Wunden durch schnelle Vereinigung. — Unbelebte Flüssigkeiten erzeugen, beym Uebergange in einen festen Zustand, Wärme; bey der Gerinnung des Blutes ist es nicht der Fall. — Die Trennung der rothen Blutkügelchen wird durch Ruhe befördert, die *crusta pleuritica* entsteht deshalb oft blos dadurch, dass man die Ader längere Zeit vorher, ehe man sie öffnete, zugebunden hatte, also die erste Portion Blut, nach welcher man urtheilt, stockte. III. *Vom Blutwasser.* Diess wird gar nicht vom lymphatischen Theile des Blutes ausgepresst; H. sah einmal, dass es sich ausschied, ehe noch die Lymp

geronnen war. Auch ist es keine einfache Flüssigkeit, sondern sie besteht aus zwey Theilen, wovon der eine durch Hitze gerinnt, der andere nicht. — Krankheiten scheinen keinen grossen Einfluss darauf zu haben, wenigstens die inflammatorischen nicht. Doch ist es bey Gelbsüchtigen gelblich, auch nach dem Gebrauche der Rhabarber. Dass die milchartigen Streifen, die man zuweilen auf dem Blute findet, noch nicht gehörig assimilirter Chylus seyen, ist noch nicht mit Gewissheit zu bestimmen. IV. *Von den rothen Kügelchen.* Diese scheinen kein ursprünglicher Bestandtheil des Blutes zu seyn, sondern ausser demselben, oder in ihm, nur nicht mit ihm zugleich gebildet zu werden; denn beym Hühnchen im Ey findet man anfangs noch keine Spur davon, obgleich das Herz schon schlägt. Dass bey unterbrochenem Athemholen die Bewegung des Herzens schwach wird, soll nicht von einem reizlosen Blute herrühren, sondern von der Mitleidenschaft zwischen Herz und Lungen, (die doch ganz mechanisch zu erklären ist, da dann das Blut, ins linke Herz zu kommen, gehindert wird.) Diese Mitleidenschaft soll dienen, den Umtrieb eines in den Lungen nicht veränderten Blutes zu verhindern (und führt schnellen Tod herbey!) Auch extravasirtes *Arterienblut* wird schwarz, wie man bey Aneurysmen und Apoplexieen sieht. Auch wenn es innerhalb der Arterien stockt, wird es schwarz. *H.* fasste bey einem lebendigen Hunde ein Stück einer Karotis zwischen zwey Ligaturen, und fand nach einigen Stunden das darin enthaltene Blut dunkel, wie Venenblut. — Bey einem, dem ein Schlagfluss das Athmen sehr erschwert hatte, war das aus der geöffneten Schlafpulsader kommende Blut dunkel, wie Venenblut. Bey einer Dame wurde das ausfliessende vorher dunkle Blut schön scharlachroth, so wie sie ohnmächtig wurde. Kommt das Blut aus dem untern Ende einer geöffneten und unterbundenen Schlagader zurück, z. B. bey der Operation des Aneurysma, so ist es dunkel wie Venenblut, weil es durch die engen Nebengefäse dann gedrungen ist, ehe es in die weitere Schlagader kommt, die hier gewissermasen zur Vene geworden ist. V. *Menge und Kreislauf des Blutes.* In den Leichen der Wassersüchtigen findet man mehr Blut, als in den an andern langwierigen Krankheiten Gestorbener, weil die Lymphe bey ihnen nicht sehr geneigt zum Gerinnen ist, also das Serum nicht auspresst, welches sonst durch Ausschwitzen nach dem Tode den Blutgefäsen entgeht. VI. *Von der Lebenskraft des Blutes.* Diesen Abschnitt glaubt Rec. übergehen zu dürfen, da er schon durch Blumenbach's Widerlegung bekannter geworden ist. VII. *Einige unzusammenhängende Versuche mit dem Blute.* Versuche, ob Blut mit einer Speckhaut später faule, dass also starkes Gerinnen, wie starke Muskelzusammenziehung, die Fäulniss hindere; noch unentschieden. Das Blut von Alten scheint früher zu faulen, als das von Jungen. Blut, mit aufgelöstem Mohnsafte vermischt, gerinnt später und lockerer. — Blut in Wasser von 150° Wärme geronn in 5 Minuten; in 48° Wärme, erst nach 20 Minuten. Hier soll die Hitze nicht als Hitze gewirkt haben, sondern als Reiz, weil sie den natürlichen Wärmegrad überstieg. Bey einem Maler, der an Händen und Füsen lahm gewesen, fand man die Muskeln, besonders an den Armen, undurchsichtig, und ganz so, als hätte man sie in Bleyextract getaucht gehabt.

Zweytes Kapitel. Vom Gefässsystem. I. *Allgemeine Beobachtungen über Muskelzusammenziehung und Elasticität.* H. vermuthet, dass unter gewissen Umständen die Muskeln die Fähigkeit besitzen, unmittelbar länger zu werden, als sie im erschlafften Zustande sind; dass diess durch einen eigenen Reiz (*stimulus of cessation*) geschehe. (Der dunkle Ausdruck dieser Stelle bringt leicht auf die Vermuthung eines falschen Paradoxons, im folgenden Abschnitte sind aber die Ursachen dieser Verlängerung sehr richtig auseinandergesetzt.) Unter den Muskeln, deren Wirkung theils willkürlich, theils unwillkürlich ist, giebt es noch eine besondere Classe, nämlich solcher, bey denen unwillkürliche Zusammenziehung der natürliche und permanente Zustand ist, Erschlaffung und willkürliche Zusammenziehung nur gelegentlich. Zu dieser Classe gehören die Sphinkteren des Afters, der Blase, wahrscheinlich auch die Austreiber des Samens und die Schenkel des Zwergfells. (Entsteht diese Wirkung nicht durch Mangel an Antagonismus? Finden wir sie nicht schon zum Theil bey den stärkern Beugemuskeln?) Die unwillkürlichen Muskeln besitzen mehr Kraft, als die willkürlichen, wie man aus der Gewalt sieht, mit welcher die schwachen Fasern des Grimmdarms beym Pferde den Unrath aus dem After heraustreiben. II. *Allgemeine Bemerkungen über die Verlängerung erschlaffter Muskeln.* Diese ist die Wirkung entgegengesetzter Kraft, als der eigentlichen Antagonisten, des Druckes benachbarter Muskelfasern auf die gemeinschaftlich enthaltene Flüssigkeit, z. B. in den Arterien, und endlich der Elasticität. III. *Vom Bau der Arterien.* Besonders von der Muskelkraft und der Elasticität derselben. Erste liegt in der innern Haut und wirkt centrisch, letzte in der äussern, und wirkt longitudinell. Schneidet man eine Arterie der Länge nach auf, so zieht sich die innere Haut am stärksten zurück; dehnt man sie in die Queere aus: so steht nachher die innere geschwächte Haut hervor; und war die Ausdehnung stark; so krümmt sich die innere Seite nach aussen, und zugleich nähern sich die Enden der zwey Queerschnitte einander, weil der Antagonismus der innern Haut dadurch aufgehoben ist. (Hunter rechnet hiebey gar nichts auf die auch centrisch wirkende Elasticität, sondern bloss auf wirkende oder gelähmte Muskelkraft. Deshalb dehnt er auch die Lebenskraft der Arterien nach ihrer Trennung vom Körper bis auf die unglaubliche Länge von 3 Tagen aus, weil die von Blut ausgedehnten Arterien des Nabelstranges so lange sich zusammenzogen, wenn er durch einen Einschnitt das Blut heraus liess! Daher rührt auch eine nicht zu verkennende Partheylichkeit bey den Versuchen, die Zusammenziehungskraft der Länge und

und der Queere nach zu bestimmen.) So wie die Schlagadern kleiner werden, nimmt ihre Muskelkraft zu, und ihre Elasticität ab. Es soll daher vielleicht Gefäfse geben, die gar keine Elasticität besitzen (!!). Der Nutzen der Elasticität ist, den Blutumlauf gegen die Enden der Schlagadern hin zu schwächen; daher wird im Alter, da die Elasticität geschwächt ist, mehr Blut in die zweyte und dritte Ordnung der Gefäfse getrieben. IV. *Von den Gefäfsen der Arterien.* Durch Entzündung werden sie so deutlich, dafs man Arterien und Venen unterscheiden kann. — An allen Stellen, an welche das Blut stärker angetrieben wird, wie an den Beugungen und in den Theilungswinkeln, sind die Wände stärker. V. *Vom Herzen.* Die Erläuterungen durch die vergleichende Anatomie sind in diesem Abschnitte das Beste. — Bey Amphibien entspringen die Kranzadern entfernt vom Herzen, bey einigen selbst aus der Schlüsselbeinarterie. Diefs allein würde schon die Theorie, dafs die Wechselzusammenziehung des Herzens von der Anfüllung und Entleerung dieser Gefäfse herrühre, widerlegen; auch sieht man, dafs sie bey dem gewöhnlichen Ursprunge aus der Aorta mit dieser zugleich angefüllt werden. *H.* glaubt nicht, dafs sie durch unmittelbare Reizung entstehe, sondern gerade durch *negative* Reizung, die aus dem Mangel der Erfüllung herrühre, eben so wie wegen dieses Zustandes der Lungen man einathme, und wegen dieses Zustandes des Magens der Hunger entstände. — Das Herz ist nach dem Tode immer gröfser; bringt man das schon ruhende Herz durch Ausdehnung der Lungen wieder in Bewegung, so wird es wieder kleiner. — Je schneller das Blut umgetrieben wird, desto röther ist es noch in den Venen. (Auch beym schwachen Umtriebe während der Ohnmacht ist es röther, f. oben; hierin liegt aber kein Widerspruch, wenn man einen Absatz in die festen Theile annimmt, der durch beide Zustände gemindert wird.) — Die wahre Ursache des Anschlagens der Spitze des Herzens an die Rippen fand *W. Hunter* im Stofse des Blutes in die gekrümmte Aorta, der diese gerade zu machen strebt, und, weil sie hinten befestigt ist, durch einen Gegenstofs das frey hängende Herz vorwärts stöfst. VI. *Allgemeine Bemerkungen über die Blutgefäfse.* Besonders über ihre Ausdehnung durch Reiz. VII. *Arterienklappen.* VIII. *Zerästelung der Arterien.* Die Kraft des Blutstofses in den Theilen, die dem Herzen nahe, und denen, die von ihm entfernt sind, wird dadurch gleichmäfsiger gemacht, dafs die Aeste, je weiter vom Herzen, unter einem desto spitzern Winkel entspringen. Durch das Wachsthum sollen die Gefäfse blofs an Länge zunehmen; die kleinen Gefäfse müssen beym Fötus schon fast eben die Weite, als beym Erwachsenen haben, weil sie schon dieselbe Function hätten (aber doch nicht in gleichem Grade; die Beschaffenheit des Abgesonderten ist wohl ziemlich dieselbe, aber doch nicht ihre Menge). IX. *Von der Wirkung der Arterien und der Schnelligkeit der Bewegung des Blutes.* Bey der Diastole nehmen sie bey weitem mehr an Länge zu, weswegen sie sich schlängeln, als an Weite. Nach der Erhebung der über der Arterie liegenden Theile beym Pulsiren darf man ihre Erweiterung ja nicht abmessen. Je mehr man von den äufsern Bedeckungen wegnimmt, desto schwächer wird die Pulsation, bis sie nach gänzlicher Entblöfsung der Arterie für Gefühl und Gesicht fast ganz unmerklich wird; liegt gegentheils eine Geschwulst über ihr: so ist die Erhebung sehr stark zu sehen. Man sollte deshalb statt Diastole, lieber Verlängerung (*elongated state*) sagen. X. *Von den Venen.* Auch diese haben eine muskulöse Haut. Auch giebt es in den kleinern Venen eine Art von Pulsation, die sie nicht blofs durch nebenliegende Arterien zu bekommen scheinen. — Die Valveln sind keine Duplicatur der innern Haut, weil sie flechsenartig sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Weidmann: *Kurfürstlicher sächsischer Hof- und Staatscalender* auf das Jahr 1800. 9[...] und 296 S. gr. 8.

Einzelne Bruchstücke aus dem diesjährigen Jahrgange dieses Kalenders hat man fast in allen poli[...]schen Zeitungen, namentlich die Zahlen der 113 Kammerherren und 115 Kammerjunker, 10 Staatsmini[...] 28 Generale, 40 Obristen und 67 Kapellmusici, äufs[...] schnell herausgehoben: aber das ist zu bewundern, [...] seit der Entstehung des Staatskalenders im Jahre 17[...] dessen jährliche, und nur in den Jahren 1734 17[...] 1758 bis 1763 unterbliebene, Erneuerung bisher [...] einer kritischen Anzeige gewürdigt wurde. Voll[stän]digkeit und möglichste Erleichterung des Auffinde[ns] einzelner Namen, so wie eine, wie Rec. glaubt [...] der Aufsicht des Oberkammerherrenamts herrühre[nde] Authenticität, waren schon lange die Attribute de[r]selben. Das Militär ausgenommen, enthält er alle [...] alternen. Aufser dem Inhaltsregister sind die Ab[bre]viaturen besonders erklärt, und alle Namen alpha[be]tisch von S. 248 — 296 registrirt. Das genealogi[sche] Verzeichnifs ist gleichfalls sehr correct und durch [...] Paginirung ganz abgesondert. Nur bleiben ei[...] Mängel der Anordnung und die Sterilität der Nom[en]clatur ohne statistische Erläuterungen um so m[ehr] zwey Gegenstände der Kritik, da die kursächsisch[en] Provinzial-, Stadt-, Partial-, und Kriegs-Staats[ka]lender seit einigen Jahren ins Stecken zu gera[then] scheinen. Das auswärtige *Corps Diplomatique* in D[res]den S. 243. und 244. ist so glänzend, wie an ein[em] königlichen Hoflager, und umfafst Grofsbritann[ien] und Kurbraunschweig, Dännemark, Rufsland (v. [...]bikoff), Preufsen, Wien, Spanien, Schweden [und] Kurpfalz. Der französische Geschäftsträger Helfling (jetzt Lavalette) kommt nicht darin vor; dagegen [...] 23. im Geschlechtsverzeichnifs der französische[n Kö]nigsstamm.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Junius 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) London, b. Nicol: *A Treatise on the Blood, Inflammation and Gun-shot Wounds, by the late John Hunter. To which is prefixed a short account of the author's life by his brother-in-law Everard Home* etc.

2) Leipzig, b. Sommer: *John Hunter's Versuche über das Blut, die Entzündung und die Schusswunden. Nebst einer Nachricht von dem Leben des Verfassers, von Everard Home. Aus dem Englischen übersetzt. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von* Dr. *E. B. G. Hebenstreit* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyter Theil. Erstes Kapitel. Von der schnellen Vereinigung. Alle Abweichungen von den natür-chen Wirkungen und Thätigkeiten des Körpers ha-n ihren Grund in der Entstehung einer neuen An-e. Die einfachste von diesen ist die Anlage zur iederherstellung. Bey einer mechanischen Verän-rung der Structur erregt der Reiz der Unvollkom-enheit unmittelbar die Thätigkeit zur Wiederherstel-ng. — Die äussern Verletzungen sind von zweyfa-r Art: solche, bey welchen die beschädigten Theile ine Gemeinschaft mit den Aussendingen des Kör-s, als der Luft, bekommen, wie Quetschungen, fache Knochenbrüche etc., und solche, bey wel-n diese Gemeinschaft entstand, wie bey Wunden, plicirten Beinbrüchen. Quetschungen, die das en eines Theils vernichteten, kann man als eine e Art ansehen, die wie die erste anfängt und in zweyte übergeht. I. *Die erste Classe von Verletgen.* Bey diesen ereignet sich nur selten Entzün-g. Der geringste Grad ist die blosse Erschütte-g; ihr am nächsten die Zerreissung kleiner Blut-ässe. Die Heilung dieser entsteht durch Gerin-g des Bluts und Einmündung. Ekchymosen, in Eiterung übergehen, muss man so spät, als glich, öffnen. Das geronnene Blut nimmt man wöhnlich heraus, und macht dadurch ein grosses schwür; nimmt man es aber nicht heraus, sondern st es von dem festen Theile nach und nach her-schieben: so verhindert man dadurch den Zutritt Luft und die weitere Verschwärung. Gerinnt Blut nicht (welches von Verlust der Lebenskraft rühren soll): so entsteht leichter Entzündung und erung, als im umgekehrten Falle. In jedem ist ruck das beste Zertheilungsmittel. II. *Verletzungen der zweyten Art.* Zur schnellen Vereinigung ist das genaue Abwischen des Bluts gar nicht nöthig, denn das Blut bewirkt schon die gegenseitige Berührung. Das Blut ist lebendig, und wird durch Verwandlung in feste Substanz ein Ergänzungstheil. Durch die schnelle Vereinigung wird diese Classe von Verletzungen in die erste verwandelt, und so lange noch Blut ausschwitzt, ist sie möglich. Das zweyte Mittel zur Heilung ist die adhäsive Entzündung, wenn die Trennung so lange bleibt, dass sich die geöffneten Gefässe ganz schliessen. Sie giebt dasselbe Vereinigungsmittel, gerinnende Lymphe. Bleibt die Trennung länger: so entsteht Eiterung, und dann Vereinigung durch Granulation. Bey Gelegenheit des Einpfropfens die Bemerkung, dass die *vena medinensis*, so lange sie lebt, wenig Beschwerde mache, aber sobald sie todt ist, als ein fremder Körper reizt und Eiterung in ihrer ganzen Länge erregt. So bewirken auch die *lebendigen* Eyer der Bremse bloss adhäsive Entzündung und nicht Eiterung. III. *Praktische Bemerkungen über die schnelle Vereinigung.* Längst den getrennten Rändern muss das Blut eine Kruste bilden, wenn nicht Entzündung und Eiterung entstehen soll. IV. *Erzeugung einer Kruste auf heilenden Wunden.* Weit öfter sollte man die Ansetzung einer Kruste gestatten, als man gemeiniglich thut, nicht bloss bey oberflächlichen Wunden, sondern auch bey tiefern. Selbst bey einem, mit einer kleinen Wunde complicirten Beinbruche, ist eine durch aufgelegte trockne Charpie nöthigenfalls beförderte Blutkruste heilsam, da sich unter ihr das Blut in eine gefässartige Substanz verwandeln, und durch sie eine Vereinigung entstehen kann, wenn sich schon die getrennten Theile nicht unmittelbar berühren. — Selbst wenn sich unter einer Borke Eiter erzeugt, muss man sie nicht sogleich durch erweichende Umschläge lösen, sondern nur das Eiter oft unter ihr wegdrücken, da sich dann oft noch die Entzündung verliert. Selbst bey oberflächlichen Geschwüren ist diess Verfahren oft nützlich. V. *Beschädigungen mit Absterben eines oberflächlichen Theils.* Hier ist die Entzündung ein Heilmittel, da sie in den vorigen Fällen möglichst zu verhüten war. — Bey vielen Quetschungen behält die Haut noch ihre Lebenskraft, nur das Zellgewebe unter ihr ist getödtet; daher entsteht ein Abscess. — *Zweytes Kap. Grundsätze von der Entzündung.* Die grössere Lebenskraft in den höhern Theilen zeigen auch Versuche mit der Einpfropfung, da nämlich ein auf den Kamm eines Hahns verpflanzter Sporn schneller wuchs, als der andere, welcher am Beine blieb. I. *Ursachen der grössern* oder

oder geringern Empfänglichkeit zu Entzündungen. Voran einige Bemerkungen, welche die jetzige Verhandlungen über die reizende Heilmethode interessant machen. Die erfahrensten Aerzte Englands haben nämlich die Bemerkung gemacht, dafs das Entzündungsfieber jetzt bey weitem nicht so gemein mehr sey, als sonst; dafs man jetzt viel seltener starker Aderläsße bedürfe, und weit häufiger stärkender, als ausleerender Mittel. *H.* entsinnt sich noch der Zeiten, wo man durchgängig bey faulen Fiebern Aderläsße verordnete, bis die nachtheilige Wirkung hievon zurückbrachte. Eben so glaubt er, dafs man bey Entzündungen weit weniger Ausleerungen anwenden müsste, als sonst. II. *Wirkungen der Stärke und Schwäche auf Entzündungen.* Bey vollkommner Gesundheit leidet der Körper leicht durch Krankheitsursachen, weil bey ihm die Thätigkeit nicht höher angespannt werden kann, ohne Krankheit (also nur Anlage zu sthenischen Krankheiten, unmittelbar). III. *Von denen Theilen, die am empfänglichsten für die drey verschiedenen Arten von Entzündung sind.* Das fettlose Zellgewebe geht leichter in adhäsive und suppurative Entzündung, als die Fetthaut. Die tiefer liegenden Theile, besonders die zum Leben unentbehrlichen erleiden leicht adhäsive Entzündung. Die Hirnhäute scheinen bey geringen Graden der Entzündung schon zu vereitern. Jede Entzündung ist heftiger nach der äufsern, als nach der innern Oberfläche hin. Eine Zahnentzündung z. B. verbreitet sich nach der äufsern Fläche, dem Backen hin, und selten nach der innern, der Zunge. Tiefer liegende Theile haben einen geringern Hang zur suppurativen Entzündung, als flacher liegende. Fremde Körper, als Nadeln, Kugeln, selbst Glas, erregen in der Tiefe meistens blofs adhäsive Entzündung, durch welche ein Sack um sie gebildet wird, da sie hingegen in der Haut Eiterung erregen. V. *Von den zweyerley Theilen, in welchen die verschiedenen Arten der Entzündung in umgekehrter Ordnung entstehen.* Im Zellgewebe und in den Häuten, welche Hölen auskleiden, entsteht zuerst adhäsive Entzündung; gegentheils in den Schleimhäuten der innern Kanäle früher suppurative Entzündung. (Hier stützt sich *H.* auf den eiterähnlichen Schleim, und findet wieder eine besondere Vorsorge der Natur darin, weil adhäsive Entzündung nachtheilige Verwachsungen hier hervorbringen würde.) Die letzte geht dann in adhäsive Entzündung über, wenn sie rosenartig wird. V. *Natürliche Ursachen, welche die adhäsive Entzündung begrenzen.* In ungleichartige Theile geht sie nicht leicht über. Wenn das Bauchfell entzündet ist, entsteht deshalb noch nicht eine Entzündung der Bauchmuskeln, oder aus einer Entzündung des Bauchfells, wo es ein Eingeweide bedeckt, noch nicht Entzündung des Eingeweides selbst. Blofse Berührung theilt die Entzündung nicht mit, beschränkt sie oft gegentheils, indem sie die Vollständigkeit, den Zusammenhang, wiederherstellt (indem sie die Luft abhält, ist die Erklärung ohne teleologische Tendenz). Nach einem Kaiserschnitte gelang die Vereinigung nicht ordentlich, die Person starb nach 26 Stunden, und man fand die Därme im Umfange der Wunde verwachsen, so weit sie entblöfst waren, entzündet, aber jenseits der Verwachsung nicht. VI. *Zeiträume der Entzündung.* Zur Vereinigung brauchen nicht beide Flächen entzündet zu seyn, sondern wenn nur Eine den Stoff dazu, die coagulable Lymphe hergiebt. Auch ohne Entzündung kann Verwachsung entstehen, z. B. im Bruche unter dem Bruchbande. — Soll eine fremde Substanz ausgetrieben werden: so ist die Entzündung immer da am stärksten, wo der Weg bis zur Oberfläche der kürzeste ist. VII. *Verschiedene Grade und Arten der Entzündung.* Die Entzündung, welche auf eine einfache Zertrennung, einen Schnitt, folgt, ist heftiger, als wenn, durch einen Schufs oder ein Aetzmittel z. B., ein Theil der Masse zerstört ist. — Suppurative Entzündungen von innern Ursachen sind heftiger als die von äufsern. *H.* nimmt vier Arten der Entzündung, aufser den specifischen von Gicht, Venusgift etc. an, nämlich: 1) die gewöhnliche; 2) die ödömatöse; 3) die rosenartige, nebst Karbunkel und der Entzündung, welche dem Brande unmittelbar vorhergeht; 4) eine Entzündung, die in Schwäche mit vermehrter Reizbarkeit ihren Grund, und viel Aehnlichkeit mit den Frostbeulen, hat. Dafs eine ödömatöse Entzündung, anstatt einer adhäsiven entsteht, hat seinen Grund in der schwachen, hydropischen Constitution. Die rosenartige hat ihren Sitz öfter in der Haut, al[s] in tiefer liegenden Theilen, doch wird auch eine ge[-] wisse Entzündung innerer Kanäle für rosenartig g[e]halten. Sie theilt sich durch Sympathie des Zusam[-]menhangs mit, fängt auf einem Puncte an, und kriecht weiter, indem sie sich an der ersten Stelle verliert. Man mufs glauben, dafs diese Theile di[e] Disposition zu neuer Ansteckung alsdann verlore[n] haben, wie bey den Blattern (bey welchen doc[h] aber die Disposition zu örtlicher Ansteckung bleibt). Eben diefs bemerkt man auch bey gewissen Arte[n] der Flechten. Wenn sich hier die Krankheit durc[h] Ansteckung verbreitet: so würde man sie durch Ze[r]störung der nächstgelegenen Stelle begränzen kön[-]nen. — Wenn die ödömatöse Entzündung bis i[n] Zellgewebe dringt: so entsteht zuweilen Eiterung und weil hier Mangel an Adhäsion ist, verbreitet si[ch] das Eiter leicht im Zellgewebe weiter, und mach[t] Brand, welchen das Eiter in nicht entzündeten Zel[-]len immer erregt. Diese Abscesse mufs man deshal[b] so früh als möglich öffnen. Beym Karbunkel ist e[t]was der rosenartigen Entzündung Aehnliches; e[s] füllt nämlich das Eiter bey jenem die Zellen, w[ie] das Wasser beym Ödöm. Aber an den Gränzen i[st] adhäsive Entzündung, welche die Verbreitung de[s] Eiters verhindert. Der Brand entsteht hier wiede[r] weil Eiter in nicht entzündeten Zellen ist. — Von den specifischen Entzündungen wird blofs die arthri[-]tische beschrieben. Sie scheint geschwinder zu ent[-]stehen und sich zu verbreiten, als jede andere, und ihre Dauer ist unbestimmter. Statt vollkommner Zer[-]theilung äufsert sich zuletzt Neigung zur Absetzu[ng]

kreid

reidenartigen Stoffs. Dieser erregt aber nicht leicht Entzündung, selbst durch Aufschneiden entsteht nicht leicht Entzündung und Eiterung, da der Hang hiezu durch die Krankheit vermindert ist. Selbst ein Gelenk, an welchem solche Concremente sind, kann entblösst werden, es fliesst bloss eine wäfsrichte Feuchtigkeit aus, welche den Kalk zuweilen ausspühlt und die Wunden heilt ohne Schwierigkeit, selbst ohne die gewöhnliche Entzündung und Eiterung. (Hierauf dürfte man doch wohl *nicht* fest fussen.) — Die rothen Streifen, welche oft von den Entzündungen ausgehen, rühren nicht von Resorbtion her, denn sie gehen oft auch abwärts. Deshalb rühren sie auch wohl manchmal nicht von einsaugenden Gefäsen, sondern von Bluradern, auf welche sich der Reiz fortpflanzte, her. — *Drittes Kap. Von der adhäsiven Entzündung.* I. *Thätigkeit der Gefäfse bey der Entzündung.* Die erste Wirkung des Entzündungsreizes ist, dass er ein Erröthen erregt. Die Gefäfse erweitern sich, es geht durch den Theil mehr Blut, als im natürlichen Zustande, wie immer, wenn die Thätigkeit eines Theils sich weiter, als auf seine eigene Erhaltung, erstrecken soll, wie z. B. im schwangern Uterus. Die Röthe ist hell, wie von Arterienblut, weil das Blut durch die Schnelligkeit des Durchtriebes verhindert wird, in den Venen verändert zu werden. Die Muskelhaut der Arterien leidet bey der Entzündung keine Zusammenziehung. II. *Farbe, Geschwulst und Schmerz im entzündeten Theile.* Je näher der entzündete Theil dem Herzen, desto heller ist seine Farbe. — Je robuster der Körper ist, desto weniger Serum und desto mehr gerinnbare Lymphe tritt bey der Entzündung aus, daher ist die Geschwulst auch desto derber anzufühlen. Das Austreten des Serums entsteht wahrscheinlich durch die Ausscheidung desselben beym Gerinnen der Lymphe. Aber das Austreten des Serums dauert noch lange fort, nachdem die Ergiessung der Lymphe schon aufgehört hat.) — Wenn Ausdehnung Schmerz erregt, geschieht sie in mittler Geschwindigkeit; geschieht sie sehr schnell oder sehr langsam, so erregt sie keinen Schmerz. Adhäsive Entzündung erregt wenig Schmerz, wie man z. B. aus den Verklebungen der Lunge und im Bauche enthaltener Theile sieht, die man unvermuthet in Leichen findet. III. *Von der Hitze in entzündeten Theilen.* *H.* stellte wiederholte Versuche mit dem Thermometer bey warmblütigen und kaltblütigen Thieren, an innern Flächen und absondernden Häuten an, und fand, dass durch Entzündung die Wärme des Theils nicht über den natürlichen Grad vermehrt wurde. (Zuweilen fiel sie selbst, doch wohl schon als Folge des Agonisirens wegen der Wichtigkeit der Verwundung.) IV. *Erzeugung der Kälte bey Entzündungen.* (Unbedeutende Versuche und Folgerungen.) V. *Zeit, binnen welcher die adhäsive Entzündung erfolgt* etc. Sie ist verschieden nach der Verschiedenheit der erregenden Ursache und der Empfänglichkeit der Theile. Nach äussern Verletzungen scheint sie 12 bis 24 Stunden nachher einzutreten. Zuweilen vermischt sich die suppurative Entzündung mit der adhäsiven, man findet Eiter und coagulirte Lymphe gleichzeitig gebildet. VI. *Vereinigungsstoff.* Zuweilen findet man mitten in der coagulirten Lymphe abgesonderte Blutflecke. Nach Analogie des bebrüteten Eyes scheinen hier einzelne Theile unabhängig vom allgemeinen Blutumlaufe Gefäfse und rothes Blut bilden zu können. — Bey verwachsenen Därmen fand *H.*, dass an einigen Stellen Gefäfse aus den Därmen in das Coagulum übergingen, aber an andern auch aus dem Coagulum welche kamen, die sich auf der Oberfläche der Därme auf Einmal endigten. — Die gerinnbare Lymphe muss schon in den Gefäfsen verändert werden, dass sie ungewöhnlich schnell gerinnt. Denn in entzündeten Gefäfsen finden wir oft die Wände mit ihr bekleidet; sie muss also besonders leicht gerinnend von den *vasis vasorum* abgesondert seyn, da sie sonst durch das Blut mit fortgespühlt wäre. VII. *Beschaffenheit des Bluts und des Pulses bey der Entzündung.* Die entzündliche Beschaffenheit des Bluts ist vielleicht die erste allgemeine Wirkung der örtlichen Entzündung und der allgemeine entzündliche Zustand eine Wirkung derselben. *H.* öffnete einem Verwundeten, als ausser dem Schmerze noch keine Zufälle da waren, eine Ader, und das Blut war noch natürlich; in weniger als einer Viertelstunde erschienen allgemeine Zufälle, die Ader wurde wieder geöffnet, und nun hatte das Blut schon eine Speckhaut. (War die Ursache aber nicht nach *H.* früherer Meynung Th. I. K. I. Nr. II. die nun entstandene Stockung durch den Verband?) Entzündetes Blut hat eine hellere Farbe, sein Serum ist leichter und sein rother Theil schwerer. VIII. *Verschiedenheit der Wirkungen auf den ganzen Körper nach Verschiedenheit der Theile.* IX bis XIII. *Bemerkungen über die Zertheilung der Entzündung.* Die Hauptmethode ist, den vermehrten Zufluss zu mindern, der zwar nur Wirkung und eine untergeordnete Ursache ist, an den wir uns aber halten müssen, da die unmittelbare Ursache unbekannt ist. Die Hauptmittel bey wahren Entzündungen sind schwächende; doch darf man die Schwächung nicht zu weit treiben, weil sonst das Herz mit grosser Gewalt wirkt und die Arterien sich erweitern. — Die Bildung der Speckhaut zeigt bloss übermäfsige Thätigkeit der festen Theile an; und ist sie locker und oben flach: so ist Schwäche da, und Aderlassen hilft nicht; ist sie hingegen fest und oben auf gewölbt; so muss man dreist Blut lassen. — Bey den Aderlässen ist auch die Mitleidenschaft der Berührung wirksam, z. B. bey Blutausleerungen auf der Brust gegen Lungenkrankheiten. Ob auch bey allgemeinen Aderlässen eine besondere Auswahl des Orts unnütz sey, z. B. dass man, um abzuleiten, bey Entzündungen an der entgegengesetzten Seite eine Blutausleerung mache, sey noch nicht ausgemacht, da Mitleidenschaft hier besondere Wirkungen hervorbringen könne. — Sehr kleine Dosen von Bleymitteln könnten vielleicht bey Entzündungen mit Stärke nützlich angewandt werden. — Kälte erregt Zusammenziehung der Gefäfse als Folge der Schwächung. (Der so viel beschriene

Brow-

Brown'sche Lehrsatz!) Zu kurz und schwach angewandt, erfolgt stärkere Reaction, vermehrte Wärme; zu stark und zu lange angewandt, erfolgt allzu grosse Reizbarkeit; der mittlere Grad ist also nur bey Entzündungen dienlich. (Diese eigentlich praktischen Abschnitte sind nur sehr fragmentarisch.) XIV. *Nutzen und Zweck der adhäsiven Entzündung.* — *Viertes Kap. Von der suppurativen Entzündung.* (Zum Beweise, dass nicht der Zutritt der Luft in entblösste innere Theile Eiterung errege, findet sich hier ein Beyspiel angeführt, welches wohl Niemand für glücklich gewählt halten wird, nämlich dass die Luft enthaltenden Hölungen bey den Vögeln (auch die Lungen bey uns) nicht immer entzündet sind.) Eiterung kann ohne Trennung des Zusammenhangs, ohne Veränderung der Structur Statt haben, aber nie ohne Entzündung. Ueber Ansammlungen eiterähnlicher Materie ohne Entzündung finden sich hier ein paar schöne Abschnitte. Er nennt sie Abscesse *in* einem Theile zum Gegensatze der Abscesse *eines Theils* (*abscesses in a part — absc. of a part*) aus Mangel an einem andern Worte, da sie eigentlich gar keine Abscesse sind. Sie enthalten gerinnbare, ihres Serums beraubte Lymphe, die ein käseartiges Ansehen hat, und theils dünn theils dick ist, nachdem sie kurze oder lange Zeit stockte. Entzündung kommt bloss hinzu durch starke Ausdehnung, oder wenn sie geöffnet werden, und dann entsteht auch wahre Eiterung. — Bey Wunden, die eitern müssen, und bey welchen nicht Blutungen besondere Rücksicht fodern, findet H. den Verband mit trockner Charpie, der in England gewöhnlich ist, unzweckmäsig. Breyumschläge von Leinsamenmehl, kochenden Wasser und etwas Oel, hinlänglich dick aufgelegt, ist das beste, und wo diese nicht anwendbar sind, Charpie mit einer milden Salbe. — *Fünftes Kap. Vom Eiter.* H. hat sich vollkommen überzeugt, dass der Ausfluss aus innern Kanälen, den man immer nur für eiterähnlichen Schleim hält, alle Kennzeichen des wahren Eiters hat. — Das Eiter ist Nichts, als eine neue Mischungsart des Bluts, die durch neuen und besondern Bau der Gefäse, oder durch eine neue Thätigkeit in den alten Gefäsen hervorgebracht wird. Diesen neuen Bau oder diese neue Anlage nennt er drüsenartig. Die Versuche, durch chemische Prüfungsmittel Unterscheidungszeichen des Eiters vom Schleime etc. zu finden, hält er für ein unphilosophisches Unternehmen, weil die Auflösung aller thierischer Stoffe einerley Niederschläge bildeten, so wie der Niederschlag von Kalkstein, Kreide, Marmor derselbe wäre. (Hier widerspricht sich H. selbst, indem er in demselben Kapitel selbst angiebt, dass Eiter die einzige abgesonderte Flüssigkeit sey, die durch eine Auflösung von Salmiak gerinne.) — Das Eiter ist so wenig als eine andere abgesonderte Flüssigkeit, ein Reiz für die Fläche, die es absonderte, aber wohl für die Nachbarschaft, so wie die Thränen für die Haut der Wange. So reizt auch das Eiter die Nachbarschaft zur verstärkten Absorbtion auf, wie die Ulceration zeigt. Gutes Eiter hat auch gar keinen grössern Hang zur Fäulniss, als andere Säfte. Wenn ihm aber noch andere Theile beygemischt sind, wie selbst in dem ersten Eiterungszeitraume Blut, dann hat es durch diese fremdartige Beymischung mehr Neigung zur Fäulniss. Daher ist das Eiter in neu entstandenen Geschwüren oft stinkender, als wenn sie schon längere Zeit gedauert haben. Daher ist es auch bey specifischen Eiterungen meistens schärfer, weil bey ihnen dem Eiter meistens Blut zugemischt ist. Eben so auch, wenn kranke Knochen in der Tiefe liegen, wodurch das Eiter oft so scharf wird, dass es selbst Leder durchfrisst.

(*Der Beschluss folgt.*)

GESCHICHTE.

PARIS, b. Moller: *Voyage autour des Galeries du Palais-Egalité*, par S.....e. An VIII. 177 S. 12. (8 gr.)

Der Vf. führt uns durch eine Reihe von Scenen, worin die, im *Palais-Egalité*, wie in einem Zauberkreise vereinigten Thorheiten, Laster und Missbräuche, mit warmer Wahrheitsliebe, und, wie wir leider gestehen müssen, ohne die mindeste Uebertreibung dargestellt sind. Wiewohl er etwas zu ängstlich nach Witz hascht, und sein Ausdruck nicht selten sich dem Trivialen und Läppischen nähert: so wird demungeachtet die Lesung dieser wenigen Bogen gewiss jeden befriedigen, der sich nur einigermassen für die Sittengeschichte des heutigen Paris interessirt, zu welcher sie keinen unbedeutenden Beytrag abgeben. Rec. ist zwar mit den meisten, seit der französischen Revolution neugestempelten Wörtern bekannt; aber das Zeitwort *méduser* (S. 50. *ce charme avoit médusé tous ses sens*) ist ihm doch noch nirgends vorgekommen. Der Missbrauch jener von den republikanischen Rednerbühnen auch in die Sprache des gemeinen Lebens übergegangenen Wörter und Redensarten, wird S. 157. in einem Briefe lächerlich gemacht, den der Vf. einem Liebhaber in die Feder legt, welcher der Dame seines Herzens Treue und Huldigung aufkündigt. Rec. kann sich nicht enthalten, einige Stellen aus diesem originellen Sendschreiben herzusetzen. *Pour vous prouver mon dévouement, je démonétisai ma bourse, je mobilisai mes biens, je révolutionai mes sensations, je démocratisai mes goûts, je désorganisai enfin toute mon existence, à l'effet de neutraliser le modérantisme qui entravait l'émission de votre suffrage. — Plein d'un enthousiasme ex-noble, je vous proposé le plus saint des devoirs; vos esprits s'exaspèrent; vous trouvez mes formes acerbes; vous alléguez votre constitution. — Je vous croyais au pas; mais, tout-à-coup, je vois, chez vous, le fédéralisme lever la tête et conspirer contre notre indivisibilité. — Mes mitrailades journalières vous terrorisent. Je fais une l'éloge de vos charmes. Mais vous vous insurgez, vous secouez le joug; enfin vous me thermidorisez. J'émigre et vous livre à la chouannerie de mes rivaux. — Je suis las, mademoiselle, d'être en permanence; l'inconstitutionalité de votre conduite détermine l'urgence de ma résolution. Je vous prie, en conséquence, de sanctionner ma démission*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. Junius 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) London, b. Nicol: *A Treatise on the Blood, Inflammation and Gun-shot Wounds, by the late John Hunter. To which is prefixed a short account of the author's life by his brother-in-law Everard Home* etc.

2) Leipzig, b. Sommer: *John Hunters Versuche über das Blut, die Entzündung und die Schusswunden. Nebst einer Nachricht von dem Leben des Verfassers von Everard Home. Aus dem Englischen übersetzt. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von* Dr. E. B. G. Hebenstreit etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Sechstes Kapitel. *Von der ulcerativen Entzündung.* Die gänzliche Vernichtung eines festen Theiles durch die einsaugenden Gefäfse hält H. für seine, im J. 1772 in seinen Vorlesungen zuerst bekannt gemachte Entdeckung. — Die einsaugenden Gefäfse sind der Hauptbestandtheil des ganzen Organismus und selbst Magen und Darmkanal, ist nur als ein Anhang derselben zu betrachten. Es giebt eine Ansaugung aus dem Zellgewebe (*interstitial absorption*), und eine solche, durch welche ganze Theile fortgeschafft werden; auf dieser letzten beruht die Ulceration und H. nennt sie die *progressive*. Doch giebt es auch eine aus beiden *gemischte*. Die Ursachen sind Druck, Reizung, örtliche Schwächung und Nutzlosigkeit eines Theiles. Druck von innen bewirkt sie weit eher, als Druck von aufsen. Alle Theile werden nicht gleich leicht absorbirt, Zell- und Fetthaut weit leichter als Muskeln, Gefäfse etc. Neu erzeugte Theile, als Narben und Callus, werden leichter absorbirt, als die ursprünglichen Theile. Der Druck, welchen ein fremder Körper von innen nach aufsen macht, wirkt nach allen Seiten hin gleichmäfsig, aber die Absorption geschieht nicht von allen Seiten, sondern nur von Einer, nämlich der, die der äufsern Oberfläche am nächsten ist; nur diese Eine Seite ist für die Reizung empfänglich. Nach eben diesem wohlthätigen Gesetze erheben sich auch die Abscesse nach aufsen. (Der Druck ist nicht nach allen Seiten gleichmäfsig, sondern der fremde Körper wird durch die umgebenden festen Theile dahin gedrückt, wo er den wenigsten Widerstand findet. Dieses ist denn in der Regel diejenige Seite, welche der äufsern Oberfläche die nächste ist. H. nimmt den Satz auch viel zu allgemein an, da fremde Körper oft ganz nach andern Oertern wandern, und Abscesse nach innen aufbrechen, wenn nämlich *dorthin* geringerer Widerstand ist). Die Verschwärung beruht nun auf der progressiven Absorption (die aus dem Zellgewebe ist nie mit Eiterung verbunden), und ist entweder die Folge einer schon gegenwärtigen Eiterung, bey welcher der Druck des Eiters sie erregt, oder sie entsteht auf der Oberfläche durch besondere Reizung, oder Schwächung, und dann hat sie erst Eiterung zur Folge, wegen der Trennung oder des Verlustes der Substanz. Adhäsive Entzündung bahnte der suppurativen den Weg, und diese macht Verschwärung, aber auch diese ist wieder mit adhäsiver Entzündung verbunden, durch welche die Zellen geschlossen werden. In sehr geschwächten Theilen folgt auf die adhäsive Entzündung sogleich die ulcerative und erst auf diese die suppurative. — Fremdartige Stoffe werden von schwärenden Oberflächen eben so leicht absorbirt, als Bestandtheile des Körpers selbst. Nun nimmt H. auch noch einen erschlaffenden Prozefs (*relaxing process*) an, weil die Haut über einem Abscesse immer schlaffer wird, als es durch blofse Ausdehnung seyn könnte. Diese Erschlaffung soll von besonderen Reizen entstehen, so wie die Erschlaffung der Geburtstheile, die schon vor der Geburt entsteht. (Rec. sieht sie blofs als eine Folge der unter dieser Stelle schon weggesogenen haltenden und nährenden festen Theile, als eine Schwächung und anfangende Absterbung an. Die Erschlaffung der äufsern Geburtstheile hat ganz andere Gründe, z. B. die Senkung der Gebärmutter). — Am leichtesten ist in neuerzeugten Theilen die Absorption zu vermehren, nämlich durch allgemeine Mittel, welche auf neuerzeugte, immer schwächere Theile, am stärksten wirken. Das beste Mittel hiezu ist das Queckfilber. Das Absterben eines Theiles, z. B. durch Aetzmittel, regt immer die Absorption an, und in weiterem Umfange, als diese Mittel unmittelbar wirkten, z. B. auf Warzen. — Das Oberhäutchen greift die Verschwärung nicht an, und das Eiter bleibt unter ihm, bis es durch die Ausdehnung platzt. An Stellen, wo es sehr dick ist, wie z. B. an den Händen, mufs man es deswegen durch Breyumschläge erweichen und zeitig öffnen. Das schwammichte Fleisch, welches aus Fingergeschwüren unter heftigen Schmerzen hervorquillt, soll darin seinen Grund haben, dafs die feste Oberhaut dem anwachsenden Fleische nicht nachgiebt, dieses hervorprefst und einschnürt, weshalb Breyumschläge auch das beste Mittel dagegen sind, durch deren Anwendung sich die vorgedrungenen Theile wieder zurückziehen. *Siebentes Kapitel, Granulation.* Die Erzeugung des neuen

neuen Fleisches erfolgt unmittelbar mit der Eiterung. Auf der Fläche des Abscesses, die dem Mittelpunct des Körpers die nächste ist, ist die stärkste Granulation, an derjenigen, die nach der Haut hinliegt, ist sie sehr schwach. Die neuerzeugte Substanz hat aber immer einen Trieb nach der Haut hin, eben so wie die Pflanzen sich nach der Oberfläche der Erde erheben. Die Granulation findet aber auch ohne Eiterung zuweilen Statt, verbindet z. B. dislocirte Bruchenden der Kniescheibe und anderer Knochen. — Der Granulation geht Ausschwitzung coagulabler Lymphe vorher, und das junge Fleisch behält die Anlage, Eiter abzusondern, welche die Theile hatten, aus welchen es entsprang. Die Oberfläche ist gewölbt, da sie bey der Exulceration ausgehölt ist. Je kleiner die Wärzchen, desto vollkommner ist die Granulation. Sie haben eine hochrothe Farbe, welche blofs Folge vom schnellen Blutumtriebe in ihnen ist, da sie sich sogleich in eine blaurothe verwandelt, sobald durch abhängende Lage der Umtrieb erschwert wird, wie wir oft bey Geschwüren der untern Extremitäten sehen. Zwischen den Wärzchen ist eine mitleidenschaftliche Anziehung, sie vereinigen sich, und aus der vorherigen Absonderung wird dann Circulation der Säfte. Bey Hohlgeschwüren ist die Oberfläche glatt; die abgesonderte Feuchtigkeit hindert die Vereinigung der Fleischwärzchen, und die Oberfläche wird der innern Fläche der Harnröhre beym Nachtripper ähnlich. Das neue Fleisch ist, wie jeder neuerzeugte Theil schwächer, und erleidet daher leichter, als diese, Exulceration und Brand. — Die Verlängerung der umliegenden Haut geschieht wahrscheinlich nicht blofs durch Ausdehnung, sondern mehr durch Wachsthum derselben. *Achtes Kapitel. Vernarbung.* Ob die neue Haut aus der Oberfläche der Fleischwärzchen entstehe, oder aus einer über diesen ergossenen Masse, läfst sich nicht bestimmen. Ihr Anwuchs scheint etwas Aehnliches mit der Krystallisation zu haben. Sie bedarf einer Fläche, an welche sie sich ansetzt, und diese geben meistens die Hautränder. Zuweilen bildet die neue Haut auch Inseln, aber im Umkreise ist doch die stärkste Anlage dazu, wo sich neue Haut oft bildet, selbst ohne sich mit der umgebenden alten, kränklichen zu vereinigen. — *Neuntes Kap. Wirkung der Entzündung und ihrer Folgen auf den allgemeinen Gesundheitszustand.* Beym hektischen Fieber, so wie bey manchen andern Krankheiten, schreibt man der Einsaugung des Eiters zu viel zu. Es soll davon entstehen, dafs Theile zu einer Thätigkeit angereizt werden, welche ihre Kräfte übersteigt. Ebendeshalb hält er auch wenig vom Gebrauche des Weins bey denselben.

Dritter Theil. Erstes (und einziges) *Kap. Behandlung der Abscesse.* Die Zuspitzung entsteht oft so früh, dafs H. geneigt ist, zu vermuthen, dafs sie zuweilen der Eiterung selbst *vorangehe*, sie nicht durch Erhebung vom Eiter entstehe. — Ein ödömatöses Ansehen ist auch ein Zeichen tiefliegender Eiteransammlungen. — Dafs Breyumschläge die Eiterung befördern, glaubt H. nicht, und schränkt ihren Nutzen auf Erweichung der Oberhaut und auf Beruhigung des Schmerzes ein. In manchen Fällen vermehren sie aber auch grade den Schmerz, und es fehlt uns noch an Zeichen, wodurch man diefs vorher bestimmen könnte. — Das Oeffnen der Abscesse mit einem grofsen Schnitte wird vertheidigt. Durch ihn wird ein Abscefs in eine eiternde Wunde verwandelt. Doch bedarf es nur eines kleinern Schnittes, wenn die Höhlung des Abscesses viel durch Ausdehnung entstand, wie in laxen Theilen. — Die beste Form eines Abscesses ist, wenn er einen Kegel bildet, dessen Spitze nach innen steht, öffnet man ihn zu früh, so bekommt oder behält er diefs Gestalt nicht, weil die Oberfläche sich dann im gesundern Zustande befindet und früher verengert, eine Fistel bildet. — Grofse Abscesse fodern allemal eine künstliche Oeffnung oder Erweiterung der natürlichen Oeffnung, selbst wenn das Eiter durch jene hinlänglich freyen Abflufs hat; die dünne Haut um die Oeffnung herum macht nämlich zu geringe Granulation, und man mufs sie oft mit einem Ovalschnitte wegnehmen. — In der letzten Rücksicht ist defshalb das Oeffnen mit dem Aetzmittel in manchen Fällen gar nicht zu verwerfen.

Vierter Thl. Erstes Kap. Von den Schusswunden. Diese hat man bis jetzt immer ganz empirisch behandelt, und die gemachten Fortschritte reichen noch kaum an die allgemeinen Regeln der Chirurgie. — H. glaubt, dafs, wenn man auch das schärfste Instrument mit einer gewissen Schnelligkeit durch einen Theil führte, eine gequetschte Wunde entstehen würde, weil die Theile nicht so schnell nachgeben können. Je gröfser die Schnelligkeit, desto gröfser die Quetschung. Daher ist auch, wenn die Kugel im Gliede viel Widerstand fand, der Ausgang nicht so gequetscht, als der Eingang, sondern oft blofs zerrissen, so dafs er sich durch schnelle Vereinigung schliefst. — Die untere Oeffnung pflegt, wie bey allen Wunden, sich zuerst zu schliefsen, weil sich hier die meiste Geschwulst sammelt und die Wunde zusammendrückt. — Die Entzündung ist bey Schufswunden immer verhältnifsmäfsig gering. — In der Behandlung dieser Verletzungen findet sich sehr viel Eigenthümliches. So hält er das Erweitern derselben in der Regel für unnütz und schädlich, und blofs in wenigen Ausnahmen nöthig. Er giebt sehr überzeugende Gründe und Erfahrungen an, und Rec. stimmt auch aus Erfahrung bey. Die Ausnahme machen Fälle, wo man Knochensplitter und fremde Körper mit leichter Mühe ausziehen kann (wie aber selten ist), wo man erweitern mufs, um unterbinden, oder vorgefallne Theile zurückbringen, oder einen nachtheiligen Druck aufs Gehirn etc. heben zu können. — Bey kleinen Wunden mache man die Erweiterung, wenn sie nöthig ist, ehe noch die Entzündung eintritt, bey beträchtlichen Wunden aber erst, wenn die Entzündung nachläfst, damit sie nicht durch die Vergröfserung der Wunde noch vergröfsert wird. So ist der Vf. auch sehr bedachtsam im Ausziehen der Kugeln. Ist die Kugel z. B. bis unter die Haut gedrungen, diese aber noch gesund: so läfst er die Kugel sitzen,

bi

die Eiterung eingetreten oder selbst der Schusscanal geschlossen ist, weil die Entzündung immer heftiger ist, wenn die Kugel durch und durchgieng. — Manche artige Bemerkungen über penetrirende Brust- und Bauchwunden etc., müssen wir übergehen, um diese Anzeige nicht noch weiter auszudehnen. — Bey gerissenen Wunden, mit fremden Körpern etc. findet er es oft rathsam, die äussre Oeffnung sich schliessen zu lassen, damit ein Abscess entsteht, welcher löset und mehr Raum schafft. — Gegen die Amputation auf dem Schlachtfelde erklärt er sich sehr, und glaubt, dass wenn nicht Stillung der Blutung es nöthig macht, man nie vor dem Ablaufe der Entzündung amputiren sollte. — Gegen die allgemeine Anwendung der Blutausleerungen bey Schusswunden, macht er auch gegründete Einwendungen. Besondere Fälle, z. B. Complicationen mit Knochenbrüchen, ausgenommen, ist bey Schusswunden geringere Entzündung, als bey andern Wunden.

Die 8 schönen Kupfertafeln dienen die Erzeugung neuer Gefässe im Ey, in der geschwängerten Gebärmutter, am Hoden, an entzündeten Därmen etc. zu zeigen.

Rec. schliesst die Anzeige dieses Werkes mit Wehmuth, weil wir nun keines weiter von seinem Verfasser erhalten, der mit seltener Originalität und Kraft nur in und für die Wissenschaft lebte. Manches dunkle Feld derselben erhellte sein Geist wirklich unzählich, und selbst von seinen Trugschlüssen und falschen Hypothesen enthalten die meisten mehr Geist, als manches Buch voll lauter Wahrheit.

Die in vorstehender Anzeige ausgehobenen Sätze, werden Belege seyn, dass dieses Werk für Deutschland nicht verloren gehen durfte. Manches daraus gieng schon in die neuern Schriften von Richter, Arnemann, Reil über, aber Jeder musste sich dennoch freuen, in Nr. 2 auch das Ganze zu erhalten und besonders von Hn. *Hebenstreit*, auch mit Bemerkungen bereichert, zu welchen das Original freylich nicht selten Anlass giebt. Was nun aber die Uebersetzung betrifft: so ist sehr zu bedauern, dass Hr. H. sie einem Manne anvertrauet hat, welchem es entweder an hierzu erfoderlicher Sach- und Sprachkenntniss fehlt, oder der bey seiner Arbeit zu flüchtig und leichtsinnig war: so Rec. sie verglich, stiess er auf Stellen, in welchen der Sinn verfehlt ist, wovon er zum Belege einige anführen muss. Th. I. S. 335 *untergeordnete (descending) Venen*, z. B. *in den Extremitäten und Venen der obern Theile (ascending)*, wo von ihrer *abhängigen* oder *aufsteigenden* Lage die Rede ist. — Th. 2 Abth. I. S. 43: *Aber es* (das aus einer Wunde geflossene Blut) *macht doch, dass nun keine andere Materie ausgeleert und abgesetzt werden kann, um die entblösste Oberfläche zu bedecken, als welches eine von den Bestimmungen des Eiters ist; yet precludes the necessity of any further discharge etc.*, also es *hebt die Nothwendigkeit* einer fernern Absetzung auf. — S. 230 *durch eine gesättigte Auflösung des fressenden Sublimats lassen sich Hautentzündungen zertheilen (pretty strong solution).* Abth. 2. S. 230. No II.

glaubt, dass das noch so scharfe Instrument, wenn es sehr schnell durchdringt, quetsche, weil die Theile nicht so schnell nachgeben können, *the divided parts no giving way equally to the velocity of the dividing body* ist übersetzt: *da die Theile der Schnelligkeit des eindringenden Körpers nicht überall gleichförmig nachgeben.*

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Dagour u. Durand: *Plantarum historia succulentarum. Histoire des plantes grasses, par A. P. Decandolle* de Genève, Membre de la Société des sciences naturelles etc. avec leurs Figures en couleurs, dessinées par P. J. *Redouté*, Peintre du Museum d'Histoire naturelle etc. 1—4 Livraison. (Jede Lieferung enthält 6 mit Farben abgedruckte Tafeln, und eben soviel Blätter Text). Jeder Heft in klein Folio kostet 2 Lthlr.; in Folio, in welchem Formate nur 100 Ex. abgedruckt sind, 3 Lthlr. Jahr VII. der Republik. (14 Rthlr.)

Der Vf., der übrigens in dem kurzen Vorberichte sehr bescheiden auftritt, auch den Beystand des Hn. *Desfontaines* dankbar anerkennt, fühlte sich durch die Unvollkommenheit früherer Bearbeitungen dieses Gegenstandes, oder dadurch, dass die bessern nur hie und da in grossen Werken vereinzelt vorkommen, zu dieser Sammlung aufgefodert. Mit Recht bemerkt er, dass bey dem ungeheuern Reichthume des Pflanzenvorrathes die Betrachtung einzelner Abschnitte, Familien u. s. w. das zweckdienlichste Mittel sey, um zu gründlicher Kenntniss zu gelangen. Eben so wenig wird man ihm ableugnen, dass die saftigen Pflanzen mehr, als alle andre, einer Abbildung zu ihrer gegenseitigen Vergleichung bedürfen. Die zu erwartenden Resultate einer solchen Arbeit würden seyn: 1) die genauern Bestimmungen der Gattungen und Arten, die hieher gehören, 2) die allgemeine Geschichte derselben. Die letzte verspricht der Vf. zu liefern, wenn er jene vollendet hat, und man muss also bis dahin dem vorzüglichsten Theile seiner Arbeit entgegensehen. Da er sich vorgenommen zu haben scheint, bloss die physiologischen Rücksichten zu verfolgen: so dürfen wir vielleicht das nicht ganz erwarten, was eine solche allgemeine Geschichte sonst auch erhalten würde, Vergleichungen ähnlicher und abweichender Formen, Auseinandersetzung der Verwandschaften und Uebergänge, aus den Beobachtungen gezogne nähere Festsetzung von Gattungen und Arten u. dgl. In den gegenwärtigen 4 Lieferungen beschreibt er 5 Arten von *Crassula*, 6 von *Mesembryanthemum*, 2 von *Anthericum*, *Cacalia*, *Sedum*, 3 von *Aloe*, 1 von *Talinum*, *Sesuvium*, *Yucca* und *Tetragonia*. Er befriedigt die gewöhnlichen Foderungen sorgfältig, indem er die Arten nach allen äussern Theilen beschreibt, aber, wer mehr zu verlangen gewohnt ist, findet das weder in dem Texte, noch in den Zerlegungen der Blüthentheile auf den Kupfern. Eine Zerschneidung scheint

scheint er bloss bey der Frucht vorgenommen zu haben, um höchstens die Fächerzahl u. dgl. zu bestimmen; der Gebrauch des Mikroskops wird gänzlich vermisst. Die Beschreibung ist lateinisch und französisch; sie wird nur von einigen unbedeutenden Bemerkungen über die Cultur, Dauer u. s. w. begleitet. Es thut Rec. leid, dass er die Kupfer nicht loben kann. Einige wohlgerathne Abbildungen von grössern Arten Aloe, Cacalia, Crassula abgerechnet, ist es zu merklich, dass die colorirten Farbenabdrücke dem botanischen Endzwecke nicht entsprechen. Wenigstens wird er hier bey den kleinern und zartern Pflanzen durch harte Umrisse, durch kraftlose Schattirung, und matte, ineinander fliessende Farben, sehr unvollkommen erreicht.

1) Dresden, b. Hilscher: *Bilderbuch für Kinder, aus der Naturgeschichte der vierfüssigen Thiere. Mit illuminirten Kupfern* (32 Thierbildern auf 16 Octavblättern, ohne allen Text. Auch mit 2 Blättern verschiedner Schriftalphabete, unter dem Titel: *A B C Buch für Kinder, aus der Naturgeschichte* u. s. w.). (20 gr.)

2) Glogau, b. Günther: *Neues A B C und Lesebuch für Kinder, mit Bildern aus der Naturgeschichte.* 1798. 80 S. 8. (8 gr.)

Beide Büchelchen zeigen deutlich, dass man den Namen der Naturgeschichte vortrefflich zu einem Aushängeschilde brauchen könne. Um den übrigen Zusammenhang scheint man sich wenig bekümmert zu haben. Der Verkäufer von Nr. 1. (denn von einem Verfasser lässt sich da gar nicht reden) muss überzeugt seyn, dass das Publicum alles kauft, was man ihm anbietet, und dass insbesondere für Kinder alles gut ist, was bunt aussieht, es mag eine vernünftige Beziehung haben, oder nicht. Von einem Anfänger nachlässig gekratzte, und eben so grob illuminirte Bilder mit französischen, lateinischen und deutschen Namen, machen das ganze Büchelchen aus. Schon die Auswahl der Bilder ist unverständig. Ausser allbekannten Thieren, finden sich mehrere Affenarten und Gazellen, die für solche Kinder nicht das geringste eigne Interesse haben können. Und nun gar diese aufgeraffte Handvoll Bilder, um sie besser zu verkaufen, mit einem A B C Buche in Verbindung! Bey einer solchen Leichtigkeit des Planes kann das A B C Buch für den Verleger sehr vortheilhaft werden. Mit eben so viel Recht, und eben so viel Belehrung, kann er inskünftige den zwey Buchstabenblättern eine Hand voll Kupfer aus der Heraldik, der Wasserbaukunst, der Artillerie, Astronomie u. s. w. anheften, und sein Glück bey einem gutmüthigen Publikum versuchen.

Bey Nr. 2 stehen bloss die Holzschnitte, die zu dem vorausgeschickten A B C gehören, mit Naturgeschichte in entfernter Verbindung. Sie sind etwas grob, aber doch zur Noth erträglich; über die Thiere, die sie abbilden, ist etwas weniges gesagt, das allenfalls gar hätte wegbleiben können, und himmelweit von der Weissischen Behandlung absteht. Xerxes muss sich auch gefallen lassen, eine Lücke zwischen dem Wiedehopf und dem Ygel auszufüllen, giebt aber doch an seiner Stelle eine gute Lehre über die Veränderlichkeit des Glücks. Alles übrige, was in zweckmässiger Ordnung zur Erleichterung der Buchstaben- und Zahlen-Kenntniss, und des Lesenlernens dient, nebst den Geschichten und Sittenlehren, ist für Kinder wohlgewählt und brauchbar.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Würzburg, im Arbeitshause: *Würzburger Hof- und Staatskalender für das Jahr 1800.* 184 S. 8.

2) Bamberg, b. Lachmüller: *Bamberger Hof- Staats- und Standskalender.* 193 S. 8.

Beide Staatskalender kommen seit 50 bis 60 Jahren jährlich im Jänner heraus, und überschreiten zwar selten die Landesgrenzen, werden dagegen aber für den Gebrauch der vornehmen Eingebohrnen zum Theil auf feinem Schreibpapier mit Goldschnitt und Atlasdecken verziert. Obgleich trockne Nomenclaturen aus der Hand eines Subalternen von der Hofdienerschaft, so sind sie doch intuitive Repertorien von dem ehemaligen politischen Ansehen und von der jetzigen statistischen Bedeutenheit dieser beiden Bisthümer, deren Vereinigung unter einem Fürstenhute abermals beverliche[illegible]

Drey Fürsten unter den Capitularen (von Mainz, Costanz, Würzburg) und *Vier* zum Theil gekrönte *Kurfürsten*, von Böhmen, Brandenburg, Pfalz und Sachsen als Erbofficianten. (S. 92 u. 93 des B.). — Hunderte von Fürstlichen, Gräflichen, Reichsunmittelbaren und andern auswärtigen Vasallen, und auch die glänzendsten Hofstaate sind fast eigenthümliche Ehrenzeichen beider Staatskalender. Die vielen geistlichen und Ritter-Stifter, Abteyen, Pfarreyen, die Zahl der resp. 69 und 56 Land-Aemter, der Stadtvogteyen, Kastnereyen, Hospitäler u. s. w., zeigen dagegen die Bevölkerung und die Ressourcen des Landes an. Beym Kriegsstaate wird der neuen Landmiliz-Officiere nicht gedacht. In staatsrechtlicher Hinsicht ist die *Thüringische Provinz* unter der Geistlichkeit im W. S. [illegible] und 98 und das *Kaiserl. Landgericht Herzogthums Franken* mit 8 adlichen Beysitzern, 18 Räthen und 22 Procuratoren bemerkenswerth. Die auswärtigen Gesandschaften schränken sich auf den *Reichs-* und *Kreistag*, die Reichsgerichte und auf den Papst ein. Die Einschaltungen der resp. 6 und 28 *Lutherischen* Geistlichen sind Zeichen einer rühmlichen Toleranz. Für die *Literatur* sind die Universitäten zu Bamberg und Würzburg, die Professoren am Juliusspital, die Censur-Collegien, so wie auch die bedeutenden Namen benämter einzelner Professoren, z. B. *Seuffert*, *Samhaber*, *Kleinschrodt*, *Oberthür*, *Siebold* bemerkenswerth. — S. 106 kommt auch der Professor *Gerhard Gley*, Verfasser der Bamberger Zeitung, vor.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 11. Junius 1800.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Hamburg, b. Bohn: *Der Prediger Salomo deutsch bearbeitet für nicht theologische Bibel-Leser. Ein Versuch von Barthold Hermann Bergst*, Prediger zu Mittelkirchen im Alten Lande Herzogthums Bremen. 1799. 110 S. 8.

Um diesen Versuch nach seinem wahren Werth zu würdigen, muss man billig auf die Entstehung desselben, und die Lage und Absicht des Vfs. mit sehen. Wir zweifeln nicht, dass Hr. B., der sich als Landprediger unter vielen seiner Mitbrüder dadurch auszeichnet, dass er dem eigenen Studium und der genaueren Untersuchung der alttestamentlichen Bücher seine Mussestunden widmet, noch mehr würde geleistet haben, wenn er mehrere Hülfsmittel gehabt hätte, und besonders die neuesten Schriften und Winke über den Prediger Salomo vollständiger hätte benutzen wollen. Freylich bleibt auch bey allen diesen trefflichen Vorarbeiten noch manches hier näher aufzuklären und zu berichtigen übrig; aber es ist doch wirklich schon mehr geschehen, als der Vf. zu wissen scheint. Hr. B. war schon lange beschäftigt, sich die Schwierigkeiten zu lösen, die ihm bey einzelnen Stellen dieses Buchs aufstiessen, und er benutzte in dieser Absicht Moldenhawer, Michaelis, und vornehmlich auch Dathe; aber doch blieb ihm bey diesen Hülfsmitteln noch manche Frage unbeantwortet. Als er vor einigen Jahren nach der Vorschrift der Landeseinrichtung dieses Buch in den Betstunden verlesen und erklären muste, zog er auch Eichhorns Einleitung in das A. Test. zu Rathe, und benützte den hier gegebenen Wink. Nun gieng ihm ein neues Licht über dieses biblische Buch auf, und er erklärte es seiner Gemeinde als eine Schrift, worin zwey Personen, die eine als Tadler der göttlichen Weltregierung und die andere als Vertheidiger derselben, auftreten. Als er seine Erklärung geendigt hatte, entwarf er zu seiner eigenen Belehrung die hier abgedruckte Bearbeitung, um das Ganze besser übersehen zu können, und nun erschien ihm das Buch so gehaltvoll und zugleich so geistreich, dass er glaubte, er würde auch andern Bibellesern einen Gefallen erzeigen, wenn er ihnen die Resultate seiner Beschäftigung mittheilte. Für den Bibelleser von Profession ist eigentlich die Schrift nicht bestimmt. Neue Ansichten und Aufschlüsse wird man also unter diesen Umständen nicht zu erwarten haben.

Die Einleitung ist etwas weitläufig gerathen. Der Vf. sucht darin seine Leser auf den Standpunct zu führen, woraus sie das Buch nach seiner Meynung zu betrachten haben. Den hebräischen Titel קהלת übersetzt er durch *Forscher*. Dass Salomo der Verfasser nicht seyn könne, wird auf die gewöhnliche Weise gezeigt. Die Bestimmung des Buchs ist nach S. 31. „Rechtfertigung der göttlichen Weltregierung gegen „derselben von selbstsüchtigen, überklugen, und hier„durch unzufriedenen Menschen gemachte Vorwürfe." In Ansehung der Oekonomie oder innern Einrichtung des Buchs folgt der Vf., wie schon bemerkt ist, der Vorstellung von *Herder* und *Eichhorn*; doch weicht er Kap. 6. 10. von Eichhorn ab, und lässt hier den Propheten auftreten, der nach Eichhorn erst mit dem Anfang des 7 Kap. anfängt zu reden. S. 38. heisst es: „der Verfasser der Schrift fingirt eine Unterre„dung, in der zwey Personen die Materie, welche „abgehandelt werden soll, untersuchen. In dieser „lässt er die eine, der die irrige Vorstellung zuge„theilet worden, in einem wortreichen Vortrage de„clamiren, die andere aber ihr in kurzen, bündigen „Aussprüchen antworten. Jene sollte nämlich gleich „in ihrem Vortrage den ersten Lesern der Schrift „als ein Schwätzer, diese hingegen selbst an der „Form ihrer Antworten, als ein Weiser, erscheinen, „der's gewiss ist, das Recht auf seiner Seite zu haben; „und in diesem sichern Gefühle nur kurze Abferti„gung jener wortreichen Declamationen nöthig fin„det, um seinen Gegner zu widerlegen." Nach dieser Idee wird nun auch der Plan des Buchs näher auseinandergesetzt, und auf einige Zweifel dagegen geantwortet. Rec. kann sich bey allem dem, was der Vf. darüber sagt, von der Richtigkeit dieser Behauptung nicht überzeugen. Eine solche Einkleidung scheint ihm ganz mit der Manier des Orientalers zu streiten, und er findet wirklich keinen Grund sie hier anzunehmen. Eine Unterredung zweyer mit einander disputirenden Personen ohne die geringste Anzeige, ohne den geringsten Wink, dass eine andere Person nun auftritt, ist ganz ohne Beyspiel. Was der Vf. S. 44. 45. von dem Mangel einer solchen Anzeige in diesem Buch sagt, ist leere Vermuthung, und hat nicht einmal Wahrscheinlichkeit. Es ist vielmehr die Manier der orientalischen Weisen, dass sie bey ihren didaktischen Vorträgen allerley Reflexionen und Einwendungen einweben, und diese recht frappant darstellen, um sie nachher durch eingestreute kraftvolle Sentenzen zu entkräften oder ausführlicher zu widerlegen. Man braucht nur darauf zu achten und diesem gemäss zu übersetzen: so hat man nicht nöthig, eine Abwechselung der Personen anzunehmen.

Die Ueberſetzung drückt den Sinn in vielen Stellen gut aus, aber oft iſt ſie auch zu frey und weitſchweifig. In manchen Stellen iſt daher der Sinn des Originals nicht treu genug ausgedrückt, und in andern Stellen läſst ſich überhaupt manches gegen die Richtigkeit der Ueberſetzung erinnern. Einige Proben mögen dieſes Urtheil rechtfertigen. Kap. 1, 3. *Was hat der Menſch von aller Arbeit ſeines Lebens!* erſchöpft den Ausdruck des Originals nicht. יתרון, welches die 70 durch περισσεια überſetzen, iſt gar nicht ausgedrückt; *von aller Arbeit des Lebens*, iſt ebenfalls nicht genug. Im Hebr. ſtehet: *von aller Arbeit, womit er ſich plaget auf Erden;* oder wenn man den eigenthümlichen Ausdruck des Schriftſtellers beybehalten will, *unter der Sonne.* V. 4. *Und die Erde bleibt immer dieſelbe.* Rec. würde dieſes lieber alſo ausdrücken: *auf Erden bleibt immer derſelbe Gang.* עולם hat wohl hier die Bedeutung, welche man noch bey den Talmudiſten findet. V. 8. *Ein unausſprechlich ermüdendes Einerley, an dem ſich das Auge, wie das Ohr ermüdet, ohne Befriedigung zu finden*, iſt zu frey überſetzt und drückt den Gedanken des Schriftſtellers nicht ganz aus. V. 9. *Was iſt, was in der Vorzeit war? Eben das, was die Folge wieder darſtellet. Was iſt das, was die Kunſt bildet? Nichts anders, als was ſie in Zukunft wieder bilden wird*, iſt gar zu weitläuftig ausgedrückt. Wie viel kürzer iſt das Original: *Was war, wird wieder ſeyn, und was geſchah, wird wieder geſchehen.* V. 10. *Am Ende findet ſich doch immer, daſs auch dieſes ſchon längſt vor unſern Zeiten geweſen ſey.* Hier wird ohne Noth *am Ende* eingerückt. Rec. überſetzt: *ſchon war es nach dem Lauf der Dinge vor uns.* V. 13. wird ענין רע auf die Unterſuchung, wovon vorhin die Rede iſt, gezogen. *Eine traurige Arbeit für den, den Gott darauf verfallen läſst, ſich damit zu ermüden.* Im Hebr. iſt der Ausdruck allgemeiner לבני אדם, und warum wird נתן gerade durch *verfallen läſst* überſetzt? V. 14. Iſt רעות רוח durch *Geiſtesquälerey* ausgedrückt. Im Verfolg bleibt aber der Vf. nicht bey dieſer Ueberſetzung, ſondern wählt wieder einen andern Ausdruck. Kap. 2, 11. *wie elend, was ſie gewährt*, V. 17. *ſo wenig Glück gewährt;* und Kap. 4. 4. *ſo beugen auch dieſe den Geiſt nieder* und gleich nachher V. 6. *Anſtrengung des Geiſtes.* Billig muſs doch eine ſolche Unbeſtändigkeit vermieden werden. V. 15. wird überſetzt: *(Ich fand) verkehrtes — Gebrechen unzählig: Aber — der im Stande wäre zu beſſern — Keinen.* Wer erkennet hier wohl den Gedanken des Originals? Im Hebr. heiſst es: *das Krumme kann nicht gerade gemacht, die Mängel können nicht gezählt werden.* V. 17. wird ודעת הוללות ושכלות durch *glänzende Kenntniſſe und Gelehrſamkeit* erklärt; offenbar iſt aber hier der Gegenſatz zu dem vorhergehenden דעת חכמה und der Sinn iſt: ich ſuchte Kenntniſs der Weisheit, und Kenntniſs der Thorheit und des Unſinns zu erlangen, ich bemühete mich Weisheit und Thorheit kennen zu lernen. Kap. II. 3. überſetzt Hr. B. *Mich ſelbſt beobachtete ich während des Genuſſes des Weins, den ich meinem Körper geſtattete. An der Hand der Weisheit überlieſs* ich mich der *Thorheit.* Schwerlich iſt dieſes der richtige Sinn. Rec. würde am liebſten משך, und נהג aus dem Syriſchen Sprachgebrauch erläutern: *Ich nahm mir vor, meinen Körper durch Wein zu ſtärken, und mein Herz ſeufzte über die Weisheit, um der Thorheit zu genieſsen.* Am Schluſs des 8. V. iſt das Schwierige שדה ושדות nicht ausgedrückt. Der Vf. überſetzt bloſs: *Alles, was Menſchen ergötzen kann, ſtand mir zu Gebote.* Rec. verſtehet unter שדה die Favoritin im Harem und שדות ſind die übrigen Frauenzimmer. Eigentlich iſt wohl שדה nur ein Epitheton, welches mit dem Griechiſchen βαθυκολπος übereinkommt. V. 9. חכמתי עמדה לי iſt nicht gut ausgedrückt: *aber mein Studieren gab ich dabey nicht auf.* V. 12. iſt wieder ſehr gedehnt überſetzt: *denn, als ich mich daran machte zu unterſuchen, was unter dem allem wahre Weisheit, was weiter nichts, als glänzende Thorheit ſey, ſiehe! da ſtieſs mir die Frage auf: was wird der thun* u. ſ. w. Wie viel überflüſsige Worte, und wie gedrängt im Gegentheil das Original! Bey V. 25. *denn wer hat herrlicher geſpeiſet als ich? Wer ſeine Werke ſchneller zu Stande gebracht, als ich?* wird noch die Frage und Antwort eingerückt: *Aber bin ich deswegen glücklicher geworden? Nein.* Kap. III. 3. iſt להרוג *tödlich verwunden* überſetzt. Auch wird ſich die Ueberſetzung V. 11. *Er thue alles nach ſeiner beſten Einſicht zu rechter Zeit, auch ein Vorgefühl der Zukunft mag in ſeiner Seele ſeyn. Immer bleibt der Menſch doch unfähig das Werk, das Gott* vorhat, *in ſeinem Anfang zu bemerken, und ſeinen Ausgang zu enthüllen*, nicht vertheidigen laſſen. את הכל עשה kann nicht auf den Menſchen gezogen werden, ſondern gehet offenbar auf Gott, der dem Menſchen verſchiedene Beſchäftigungen auferlegt hat. עלם kann auch nicht *Vorgefühl der Zukunft* überſetzt werden; denn dieſe Bedeutung iſt ſchlechterdings nicht zu erweiſen. Wollte man בלבם auf בני אדם V. 10. ziehen: ſo könnte man עלם nach der Bedeutung im Arabiſchen durch *Wiſſenſchaft, Wiſsbegierde* überſetzen, aber faſt lieber möchte Rec. nach einer nicht genug bekannt gewordenen Erklärung בלבם auf das nächſt vorhergehende הכל *alle Dinge* ziehen und עלם durch *feſtgeſetzte Beſtimmung* erklären. Bey Kap. IV. 17. hat Hr. B. ſeine eigene Erklärung, worauf er in der Vorrede ſelbſt aufmerkſam macht. Er überſetzt: *Sey nicht unbeſcheiden, wenn du dich in Gottes Haushaltung wagſt, Ihr nahen nur, um ſich zu belehren das iſt mehr werth, als die Opfer, welche die Ueberklugen bringen.* בית האלהים ſoll hier das groſse Haus Gottes, die Welt, und insbeſondere die innere Einrichtung, die Haushaltung ſeyn, die Gott darin führt. Dieſe Bedeutung läſst ſich gar nicht erweiſen. Die Stelle Pſ. 73, 17. entſcheidet hier nichts. Auch iſt der Einwurf, daſs die Iſraeliten nicht in den eigentlichen Tempel hätten treten dürfen, richtig. Stehet denn hier nicht אל בית, und weiſs denn der Vf. nicht, daſs ſelbſt בבית אלהים bloſs von dem äuſseren Vorhof gebraucht wird? So willkürlich darf man mit dem Sprachgebrauch nicht umgehen. Mehrere

teres auszuzeichnen erlaubet der Raum nicht. Rec. bemerkt nur noch, dass auch in dem Buch mehrere den Sinn entstellende Druckfehler vorkommen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Vermischte Schriften, von Justus Möser.* Erster Theil. Nebst dessen Leben. Herausgegeben von *Friedrich Nicolai.* 1797. Vorr. 109 u. 282 S. — Zweyter Theil. Mit vollständigem Register über alle Mösersche Schriften. 1798. 344 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Möser's Werth als origineller, geistvoller Schriftsteller ist von den ächten Freunden der Literatur zu sehr anerkannt, als dass es noch einer ausführlichen Beurtheilung der vorliegenden Schriften bedürfte, um sie der Aufmerksamkeit des Publicums zu empfehlen. Hr. *N.* verdient wegen der gegenwärtigen Sammlung um so mehr unsern Dank, da die in sie aufgenommenen kleinen Schriften *Möser's* grösstentheils zerstreut, und einzeln selten oder gar nicht mehr zu bekommen sind. Ausserdem hat uns der Herausgeber auch noch ungedruckte Schriften geliefert, welche zwar dem Gehalte nach nicht immer gleich, aber als Nachlass eines M. immer interessant sind.

Die in gegenwärtige Sammlung aufgenommenen Schriften hat Hr. *N.* unter folgende Rubriken vertheilt. I. *Bereits gedruckte Schriften.* Von diesen finden sich hier vier und dreyssig, unter welchen: *der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften*, und: *Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen*, wohl die bekanntesten und wichtigsten sind. II. *Jugendarbeiten.* Sehr zweckmässig ist es, dass sie der Herausgeber nicht vollständig abdrucken liess, sondern nur Proben aus denselben geliefert hat. Es gehören hieher: 1) *Zwey Gedichte.* 2) *Fragmente aus zwey Wochenschriften.* 3) *Vorrede zu dem Trauerspiel Arminius.* 4) *Von den Mysterien und dem Volksglauben der alten Deutschen und Gallier*, ein Schriftchen, das von sehr grosser Belesenheit zeugt. — III. *Möser's Briefwechsel.* Enthält Briefe an *Nicolai*, *Gleim*, *Abbt*, *Ursinus*, *Becker* und von Graf *Wilhelm von der Lippe*, *Kästner*, dem Historiker *Schmidt* und *von Herzberg.* — IV. *Bisher ungedruckte Schriften.* Unter diesen findet sich: 1) *die Tugend auf der Schaubühne*; oder: *Harlekins Heirath. Ein Nachspiel in einem Aufzuge.* Ein Stück voll lustiger Laune, das als Pendant und Beleg zu M. Vertheidigung des Groteske-Komischen zu betrachten ist. 2) *Antikandide.* M. hatte eine Fortsetzung von Voltaires Kandide im Werk, welche aber nur Entwurf und Fragment geblieben ist. Die hier gesammelten Bruchstücke bestehen aus der Vorrede, dem Plan des Ganzen und dem letzten Kapitel des projectirten Werks unter dem Titel: *Kandide will sich auf einen Pilz setzen, und fällt darüber auf den Hintern.* 3) *Eine Bauern-Theodicee,* 4) *Ueber Theorie und Praxis.* Sehr schätzbare Fragmente eines Aufsatzes gegen *Kant's* bekannte Abhandlung: *über den Gemeinspruch* etc. „Ein vernünftiger Empiriker, heisst es hier unter andern, wird „schwerlich jemals die Theorie selbst verachtet, oder „auch nur einen Augenblick daran gezweifelt haben, „dass dasjenige, was in der Theorie richtig ist, in „der Anwendung auf die Praxis gewiss auch nicht „fehlschlagen könne. — Jeder Erfahrne legt unstreitig eine Theorie zum Grunde. Aber der Empiriker „hat das im Griffe, womit sich der Theoretiker im „Kopfe quält. — Kommen, sehen und siegen, ist „der Wahlspruch des Empirikers; und das Ueberdenken, wie das möglich gewesen, beschäftigt den „Theoretiker. Jener gönnet es dem letzten, ihm in „seinem Fluge zu folgen, und die Consequenz der „seinen That aus der andern zu berechnen." 4) *Ueber den Leibeigenthum.* 5) *Gegen den Leibeigenthum.* — Beide sind zur Vertheidigung der Leibeigenschaft geschrieben. In der ersten sucht der Vf. vorzüglich die Entstehung und die Gründe zur Einführung derselben zu entwickeln. So sehr auch Rec. in allem, was M. über und für Leibeigenschaft geschrieben hat, die Kenntnisse, den Scharfsinn und das Talent, auch der gehässigsten Sache eine gefällige Seite abzugewinnen, achtet: so muss er doch gestehen, dass er die Triebfeder zu dieser Vertheidigung als einen Flecken in Möser's sonst so trefflichem Charakter betrachtet, welchen man zwar bey dem Weltmann erklären und entschuldigen, aber gewiss nicht rechtfertigen kann. M. war nämlich von dem, was er schrieb, nicht überzeugt, und führte die Apologie der Leibeigenschaft aus Rücksichten, wie er selbst in einem Briefe gesteht. S. 57. der Vorrede, sagt unter andern Möser in einem Briefe: „Ich wünschte nicht „gern in dem Verdacht zu seyn, dass ich das *pro* und „*contra* über viele Gegenstände hie und da mit blossem Muthwillen behauptet hätte. Sehr *wichtige* „*Localgründe* haben mich dazu genöthigt, und ich „würde gewiss *dem Leibeigenthume einen offenbaren* „*Krieg angekündigt haben*, wenn nicht das hiesige „Ministerium und die ganze Landschaft *aus lauter* „*Gutsherrn bestände, deren Liebe und Vertrauen ich* „*nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu* „*schaden.*" Was Hr. *N.* zu *Möser's* Rechtfertigung sagt, wird der Freund der Wahrheit und Tugend unmöglich billigen können. Die Klugheit, und selbst Pflicht, konnten es M. gebieten, *nicht gegen* die Leibeigenschaft zu schreiben; aber ihr *Vertheidiger* zu werden, und auf die Verewigung dieses verjährten Unrechts hinzuarbeiten, dies war um so pflichtwidriger, je mehr er selbst von der Ungerechtigkeit oder Schädlichkeit dieses Uebels überzeugt war, und je mehr Kraft er aufbot, um der Unwahrheit den Schein der Wahrheit zu geben. Möchten doch unsere Biographen immer bedenken, dass sie nicht Panegyriker seyn dürfen, und dass sie auch gegen das Wahre in ihrer Erzählung bey dem Unkundigen Verdacht erwecken, wenn sie das an ihrem Helden loben oder rechtfertigen wollen, was jedes unbestochene Gefühl sogleich als tadelnswürdig findet!

Wir

Wir enthalten uns, aus der langen und schätzbaren Vorrede des Hn. N., welche sich über M. Leben, Charakter und Schriften verbreitet, einen Auszug zu liefern, da wir voraussetzen, dass jeder Freund unserer vaterländischen Literatur diesen vermischten Schriften eine ehrenvolle Stelle in seiner Bibliothek anweisen werde. Das angehängte Register über Möser's sämmtliche Werke ist, so weit wir urtheilen können, genau und vollständig.

Berlin u. Leipzig, in d. Verlagsb. d. n. compend. Bibl.: *Aegypten*, in historischer, geographischer, physikalischer, wissenschaftlicher, artistischer, naturgeschichtlicher, merkantilischer, religiöser, sittlicher und politischer Hinsicht. Mit einer Karte und 6 Kupfern. 1799. 433 S. 8.

Montagne ist der Name des Vfs., den wir am Schlusse der Vorrede finden. Sein Werk selbst könnte man in zwey grosse Hälften theilen, von welchen die erste eine Geschichte Aegyptens, und die zweyte eine bunte Menge Bemerkungen und Angaben über Aegypten enthält.

„Seitdem die grösste Weltbegebenheit, die französische Revolution, das Nachdenken fast allein beschäftigte, sagt Hr. M. in der Vorrede, war Aegypten, das Wunder der alten Welt, vergessen. Jetzt aber, da ein weiser und tapferer Mann in diesem Lande Lehren in die Wirklichkeit einzuführen sucht, die die edelsten Kinder der Vernunft sind, jetzt, da dieser Held den Thron der empörendsten, Ungerechtigkeit und der schändlichsten Tyranney umstürzt, steht jenes fruchtbare Nilthal wieder in seiner ganzen Lebendigkeit vor uns. Gelingt das Unternehmen der Franzosen, Aegypten zu einer ihrer Kolonien zu machen, und einen Funken von Forschbegier in den Köpfen der Morgenländer anzuzünden: so sind die Folgen, die es auf die Cultur des ganzen Menschengeschlechts haben wird, unübersehbar. Wird die Wiege des blutigen Despotismus zerstört: so muss endlich dies Ungeheuer von der Erde verschwinden und der Gerechtigkeit Platz machen. Der erste Gewinn, den diese Eroberung verschaffen muss, ist für den Handel, der nicht länger ein Monopolium einzelner Gilden, sondern das Erbtheil ganzer, vielleicht der mehresten Nationen seyn wird. Man wird nicht länger die Niederträchtigkeit begehen können, Producte, die die Natur im Ueberflusse darreicht, zu vernichten, damit sie immer in hohem Werthe bleiben."

Da Aegypten, seitdem der grosse Held hinübersteuerte, in seiner ganzen Lebendigkeit vor uns steht: so hätte der Vf. sein Werk füglich für sich behalten können; aber das schlimmste ist, dass seiner Beschreibung Leben, Kraft und Geist gänzlich fehlen. Seine Geschichte ist aus den bekanntesten Büchern ohne Zweck und Plan zusammengestoppelt, und seine, auf die Geschichte folgende Geographie, Staatskunde, oder wie man das Ding sonst nennen will, zeigt auf allen Seiten, wie wenig der Vf. die Quellen kannte und benutzte; S. 66 findet man oft buchstäblich abgeschriebene Stellen aus Bruns Erdbeschreibung von Afrika.

Alle Erfindungen und Denkmäler im alten Aegypten (S. 26), verdanken ihren Ursprung entweder dem Triebe der Lebensunterhaltung, oder dem religiösen Aberglauben, der despotisch das Volk zu den ungeheuersten Arbeiten zwang. „Unter den äthiopischen Beherrschern Aegyptens hatten sich mehrere Grosse erhoben, und Sethons Betragen gegen die Kriegeskaste das Zeichen zu einem inneren Aufruhr gegeben, bis endlich zwölf Kronprätenden zu gleicher Zeit aufstanden, sich in Aegypten theilten und mit einander zu einem Zwölfherrenreich sich verglichen. Aegypten bekam (S. 32) sein Gold, wie sein Elfenbein und seine Sklaven, aus Aethiopien. Necho zeichnete sich (S. 35) am meisten durch die Wohlthätigkeit seiner Eroberungsplane für Schiffahrt und Handel aus. Da ein Theil Aegyptens (S. 64) noch in die heisse Zone fällt: so kann man leicht schliessen, dass es heiss seyn muss; gewiss der Schluss kann nicht viele Mühe machen. Tritt am Ende des Sommers, da die Landthiere in den Strom eilen, die Ueberschwemmung ein: so wehen das Wasser und die Nordwinde Kühlung; alles beschäftigt alsdann der Fluss und alle Freuden verdanken ihm ihr Daseyn. Aegypten hat (S. 67) nur zwey Jahrszeiten: im Sommer möchten Menschen und Vieh umkommen die andere: die kühle Jahrszeit aber ist viel angenehmer und erfrischender. S. 189 zieht der Vf. gegen die, seit einigen Jahren ohnehin genug geplagten Zeitungsschreiber auf eine sehr lächerliche Art zu Feld und eben diese Geplagten sind auch wohl vorzüglich im XVI Abschnitt gemeynt, wo die grosse Frage erörtert wird: ob die Franzosen ein Recht auf Aegypten aufzuweisen hätten? und wo uns vorzüglich der Satz eingeschärft wird, „leiste Hülfe, wo du kannst und wenn du auch bey dieser Pflichterfüllung umkommen solltest." Die Aegypter seufzten unter dem härtesten Drucke, und mithin handelten die Franzosen den Gesetzen der Vernunft gemäss, Aegypten sich zuzueignen. Die Kupfer, welche, wie das Buch selbst, Gegenstände aus der alten, wie aus der neuen Welt darstellen, sind, was das Buch ist, zu dem sie gehören.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. Junius 1800.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Feind: *Vorlesungen über die klassischen Dichter der Römer*, von *Joh. Fried. Haberfeldt. Dritter Band*, welcher die Vorlesungen über das zweyte Buch der Satyren, und das erste Buch der Episteln des Horaz enthält. 1800. XVI und 724 S. gr. 8.

Von der Unternehmung des verstorbnen Predigers *Nitsch*, Vorlesungen über die classischen Dichter der Römer herauszugeben, und von seinem ersten am Horaz gemachten Versuch, haben wir zu seiner Zeit in diesen Blättern (1794. Nr. 71. Nr. 292.) Rechenschaft abgelegt. Zur Fortsetzung des durch Nitsch's Tod unvollendet gebliebnen Werkes, machte anfangs Hr. Prof. *Eichstädt* Hoffnung; aber veränderte Verhältnisse und weitergreifende literarische Unternehmungen nöthigten ihn in der Folge, es in die Hände seines gelehrten Freundes, des Pfarrer *Haberfeldt* zu Neukirch im Meissnischen, eines würdigen Schülers vom Prof. Beck, zu übergeben, welcher durch die Art der Ausführung seines erhaltnen Auftrags der auf ihn gefallnen Wahl des Pr. *Eichstädt* alle Ehre macht, und den fleissigen und verdienten Nitsch in mehr als einer Hinsicht übertrifft. Die Arbeit des letzten hört beym Ende des ersten Buches der Satyren auf. Die Fortsetzung umfasst in diesem dritten Bde des Ganzen das zweyte Buch der Satyren und das erste der Episteln, und der vierte und letzte Band wird das zweyte Buch der Episteln nebst Zusätzen des Hn. Prof. *Eichstädt* (der auch den dritten Band durchgesehen und mit Beyträgen bereichert hat) und, wie wir hören, *van Ommeren's* Abh. über den Horaz, in einem zweckmäfsigen Auszuge, enthalten. Von dieser schätzbaren Schrift urtheilte noch neulich Hr. Prof. *Mitscherlich* in der Vorrede zu seinem Horaz: *Dignus sane is liber est, qui veste latina ornatus in plurium notitiam perveniat.*

Nitsch's Plan musste im Ganzen beybehalten werden, damit keine zu grosse Ungleichheit entstünde. Unter die Abänderungen, welche gemacht werden mussten, gehört die Aufnahme der Kritik, welche N. fast ganz aus seinem Plane ausgeschlossen hatte. Sie ist die Grundlage aller Erklärung und mit dieser durch so viele Fäden verbunden, dass sich eine gänzliche Absonderung nicht ohne Nachtheil der letzten denken lässt. Der Herausg. legte den Bentley'schen Text zwar zum Grunde, aber ohne auf das Wort jenes grossen Kritikers zu schwören und ihm unbedingt zu folgen. Wo Bentley's Gründe für seine Lesarten und Verbesserungen evident oder höchst wahrscheinlich sind, da bleibt er ihnen treu; wo seine Aenderungen nicht nothwendig, wohl gar willkürlich sind, verlässt er sie, und folgt in allem seinem eignen nüchternen und unbestochnen Urtheil. Einige Ausbeute guter Lesarten gab dem Vf. auch eine Altdorfer Handschrift, deren Varianten er aus einigen in Altdorf herausgekommnen Programmen gewann. Nicht zu verachten sind ferner verschiedne Verbesserungs-Vorschläge des Herausg. selbst. Unter den letzten halten wir folgenden für vorzüglich glücklich und werth, dass er vom Herausg. in den Text genommen worden wäre. Sat. 2, 5, 58 fagt Ulysses zum Tiresias, dessen Weissagungen ihn frappirten: *Num furis, an prudens ludis me obscura canendo;* und erhält die wunderliche Antwort: *O Laertiade, quidquid dicam, aut erit, aut non, Divinare etenim magnus mihi donat Apollo,*" welche die Ausleger sehr in Athem gesetzt hat. Alle Schwierigkeit aber verschwindet und der passendste Sinn geht hervor, wenn man der leichten Aenderung des Vfs., welche aus den Lesarten zweyer Handschriften zusammengesetzt ist, folgt:

O Laertiade, quidquid dicam, aut erit, aut non,
Divinare mihi magnus donavit Apollo.

d. h. so gewiss mir Apollo die Sehergabe verliehen, so gewiss werden meine Weissagungen eintreffen. — Vs. 78, wo Tiresias die Ursache anführt, warum sich Penelope von den Freyern nicht gewinnen lassen, war die gewöhnliche, aber matte Lesart: *Venit enim magnum donandi parca juventus.* Der Herausg. setzt die Verbesserungen des S. Bos, wodurch der Ausdruck viel pikanter wird: *Venit enim magno; donandi* etc. in den Text. Sie verkauft (*venit* von *veneo*) sich oder ihre Gunst nur um einen hohen Preis; die Freyer waren aber nur karge Geber. Bey V. 104 wägt der Herausg. genau das Für und Wider die gemeine Lesart: „*est Gaudia prodentem vultum celare*" ab, findet Bentley's Bedenken gegründet, dass *celare* nicht zu *gaud. prodentem vultum* passe, verwirft aber dessen Verbesserung und nimmt die Lesart einer alten Barthischen Handschrift auf: *est Gaudia prudentum vultu celare.* Der Schlaue weiss (*est prudentum*) seine Freude zu verbergen. Um die Kritik und Erklärung von Sat. 6, 16—19 hat sich der Herausg. sehr verdient gemacht. Jedermann wird bey V. 17, welcher den Zusammenhang so unangenehm unterbricht, anstossen. Dieser Anstoss wird völlig gehoben, wenn man mit dem Herausg. annimmt, dass dieser Vers aus seiner rechten Stelle verrückt worden und erst hinter Vs. 19 zu setzen sey: „*Ergo ubi me in montes et in arcem ex urbe removi, Nec mala* etc. *Autumnusq.*

nusq. gravis, *Libit. quaestus acerbae: Quid prius illustrem* etc. So würde: *Quid prius illustrem* etc. den Nachsatz von: *Ergo ubi me* etc. bilden. Man hat den Vs. Ep. 1, 1, 56, wo es heisst, Alt und Jung wandern zur Börse: „*Laevo suspensi loculos tabulamque lacerto*" als unächt verworfen, weil er schon Sat. 1, 6, 74 vorkommt, und zwar dorthin pafst, wo von einer Rechenschule die Rede ist, aber nicht hieher, wo von Erwachsnen und Greisen gesprochen wird. Indefs bemerkt der Herausg., dafs Beyspiele ähnlicher Wiederholungen im Horaz vorkommen, und dafs er sehr gut in den Zusammenhang passe. „Sie Wallfahrten, erklärt es der Herausg., *wie Schulknaben*, zum mittlern Janus." Sonach würde der Dichter sagen wollen: sie beten ihre Lection wie Rechenschüler, die mit der Rechentafel und dem Beutel mit Zahlpfennigen in die Schule gehen. Indefs wäre die Frage, ob diefs Costum nicht auch Männern zukäme, die mit dem Banquier Geldsachen abzuthun hätten. Ep. 6, 59 vertheidigt der Herausg. die gemeine Lesart: „*Differtum transire forum populumque*" gegen Dacier's *Pontemque* und Bentley's *Campumque*, und auf Bentley's Einwendung, man sage wohl *locum transire*, aber nicht *populum transire*, erwiedert er, man müsse *forum populumque* als ein Hendiadys betrachten, und es auf das auf dem Markt versammelte Volk (richtiger: auf den mit Volk angefüllten Markt) beziehen, so dafs *differtum* und *transiret*, welches eigentlich zu *forum* gehöre, ἀπὸ κοινοῦ auch auf das Volk gehe. Bentley's Bemerkung scheint aber überhaupt mehr subtil als wahr zu seyn, und wird durch die sehr ähnliche Stelle Catull. Manl. 60 *per medium densi transit iter populi* widerlegt. Auf ähnliche Art wird beym Tibull 1, 7, 16 *Taurus arat Cilicas s. transit Cilicam*, gesagt. Ep. 7. 29 von der Maus und dem Wiesel hat der Herausg. mit Recht Bentley's glückliche Verbesserung *nitedula* statt des ganz unpassenden *vulpecula* dem Text einverleibt. Den Schlufs des zehnten Briefes: „*Haec tibi dictabam post fanum putre Vacunae; Excepto, quod non simul esses, cetera laetus*" hat er gegen *Beck's* unglimpfliches Urtheil, es sey ein abgeschmacktes, des Horaz unwürdiges Anhängsel, in Schutz genommen. Mit Recht urtheilt er, Horaz gebe hier auf eine ungesuchte Art seinem Freund von seinem Befinden und der Lage, in welcher er geschrieben habe, Nachricht, welcher noch etwas Schmeichelhaftes für seinen Freund beygefügt wird.

Statt der prosaischen Uebersetzung, wie sie Nitsch in den Anmerkungen gab, ist nur bey schwereren Stellen *Wieland's*, auch zuweilen *Sanadon's*, Uebersetzung angeführt worden. In den Einleitungen zu den einzelnen Satyren und Episteln, in der Entwicklung der Gedanken, Launen, Schönheiten, Anspielungen des Dichters und überhaupt in den Sacherklärungen hatte der Herausg. an Wieland einen Führer und ein Muster, von dem man nicht Gutes genug sagen kann. Eine etwas zu grofse Ausführlichkeit, insonderheit in den Einleitungen, mufs man auch auf das Ansteckende des Beyspiels rechnen. Ungeachtet das Schöne der Dichtung und der Dichtersprache nicht unbemerkt bleibt, so hat sich doch der Herausg.: sorgfältig vor schöngeisterischen Ergiefsungen und Floskeln wie: *Pulchre, bene, recte!* gehütet. Jene herrliche Stelle: *O noctes coenaeque Deûm!* dringt ihm nur den Ausruf S. 262. ab: „Nicht ein Wort, um die Schönheit dieser Stelle zu entwickeln! Sie will gefühlt seyn." Vgl. S. 267. Die Worterklärungen des Herausg. sind kurz, gründlich und zweckmäfsig. Eine einzige Anfoderung an den gelehrten Erklärer der Horazischen Satyren und Briefe möchte nicht ganz befriedigt worden seyn. Unser Philosoph des Lebens, der auf seinen Reisen aufs Land die Gewohnheit hatte, „*stipare Platona Menandro, Eupolin Archilocho*." mufs vorzüglich aus den Griechen, und in den Satyren und Briefen besonders aus dem Plato, Archilochus, den Dichtern der neuen Comödie u. s. w. erklärt werden. Auch der Herausg. hat das Nothdürftige, theils aus den vorigen Auslegern, theils aus eigener Belesenheit beygebracht, aber hier ist noch viel zu thun übrig. Bey den Worten Ep. 1, 1, 30. „*invicti membra Glyconis*" sagt der Herausg., Glycon sey vermuthlich ein berühmter Athlet gewesen, dessen aber sonst nicht Meldung geschehe. Allein Antipater von Thessalonich in der griechischen Anthologie N. 68. T. 2. p. 126. Brunck (T. 2. p. 113. Jacobs.) hat ihn als den gröfsten Athleten der alten Welt, der aus Pergamus gebürtig war, und von Jacobs in das Zeitalter Augusts gesetzt wird, in einem Epigramm verherrlicht. Auch errühmt, fast wie Horaz, von ihm die [illegible] Die Stelle Ep. 1, 17, 58—62. ist von den Auslegern und mit ihnen vom Herausg. mifsverstanden worden. „Ein Bettler, sagt letzter, suchte das Mitleid der Vorübergehenden durch verstellten Beinbruch zu wecken. Man entdeckte bald seine List. Endlich brach er es in der That, man hielt seine Klagen auch für Verstellung, und er fand kein Mitleid." Allein es ist hier die Rede von einem *Planus*, welches Wort ja Horaz selbst braucht, einer besondern Gattung von Gauklern, die sich mit allerhand Taschenspielen, Gaukeleyen und Possen ihr Brod verdienten. Athenaeus 1, 16. p. 19. 14, 1. p. 615. ff. und aus ihm Eustath. Od. 1. p. 1382, 39 Rom. erwähnen dreyer [illegible] und einiger von ihnen gemachten Stückchen. Der Horazische Planus hatte seine Bühne auf einem Trivium, wo er vermuthlich allerhand Luftsprünge und andere Possen machte und sich bisweilen, wie noch jetzt unsere Luftspringer und Seiltänzer, stellte, als thue er einen gefährlichen Fall, um Schrecken und nach eingesehener Täuschung Lachen zu erregen. So erzählt ein Dichter beym Athenaeus p. 616. A., der Planus Pantaleon habe sich betrunken gestellt, und um Lachen hervorzubringen, wie ein Betrunkner gesprochen und gehandelt; dadurch habe er die Fremden, und die, welche ihn noch nicht gekannt, hintergangen: τοὺς ξένους τοὺς δ' ἀγνοοῦντας αὐτὸν [illegible] Völlig wie beym Horaz, wo es heifst, das Volk habe sich nur anfangs täuschen lassen; da der Gaukler aber einmal wirklich das Bein gebrochen, habe

wieder betrogen zu werden geglaubt, und ausgerufen: Suche dir einen *Fremden*, d. h. einen, der deine Schwänke noch nicht kennt! Der verunglückte Jongleur schwört: *per sanctum Osirin, credite, non ludo.* Der Herausg. glaubt, dass durch diesen Schwur einer aus der Hefe des R. Volks charakterisirt werde, welches abergläubisch an den ausländischen Gottheiten hing: allein uns scheint ein Aegyptier dadurch bezeichnet zu werden, die durch allerhand lose Künste des Betrugs berüchtigt waren: *ἠπάτων πολυπείρως παίζοντες κακὰ παίγνια παραλογισμοῖς Αἰγυπτιακοῖς*, wie der Schol. Theocr. 15, 47. sagt, wo Valckenaer in Adoniaz. p. 356. ff. mehreres hierüber gesammelt hat. Wirklich erwähnt auch Athenäus 1, 16. p. 19 D. einen Aegyptischen Planus *Matreas* aus Alexandrien, den Griechen und Römer bewundert haben. Bey der Stelle Ep. 1, 19, 21. ff., wo Horaz zuerst die Archilochische Muse nach Latium gebracht zu haben rühmt, war der Ort, folgendes Dichterbild: „*Libera per vacuum posui vestigia princeps, Non aliena meo pressi pede*" mit Beyspielen aus Griechen und Römern zu belegen. In diesem Sinne nennt Antipater in der Anthologie 24, 5 T. 2 p. 115 Brunck (p. 101 Jacobs) *ἀτρίπτων καὶ ἀνέμβατον ἀτραπὸν ἄλλοις*; und Callimachus Fragm. Bentl. 293 *ἑτέρων ἴχνια μὴ καθ' ὁμά. non incedendum per eadem cum aliis vestigia.* Vgl. Callim. epigr. 30 und Propert. 3, 1, 17 f. *opus hoc de monte Sororum Detulit intacta pagina nostra via.* Auch hat der Herausg. den Ausdruck Vs. 23 f. „*Parios ego primus jambos Ostendi Latio*" zu kurz abgefertigt. *Ostendere* wird wie *δεικνύναι, ἀναδεικνύναι*, von der Offenbarung der Mysterien, wie sie z. B. Orpheus lehrte, gebraucht, und von da auf die Musenkünste, welche auch als eine Religion (*sacra orgia*) angesehen werden, übergetragen, so wie Hermesianax in der Elegie Vs. 47 f. vom Alcäus sagt: *πόσους ἀνεδείξατο κώμους, Σαπφοῦς φορμίζων ἱμερόεντα πόθον, Γιγνώσκεις.* Vgl. die gelehrte Anmerkung Mitscherlich's zum Homer. H. in Cer. 473. Bey mehreren einzelnen Ausdrücken und Redensarten wäre wohl das griech. Vorbild anzugeben gewesen, wie bey Sat. 2, 8, 3 (vgl. Ep. 1, 14, 34) „*de medio potare die*" (wo die Bemerkung unrichtig ist, in dem von der Mittagszeit anfangenden Schmause sey etwas sehr gemeines gewesen) das Griechische: *ἀφ' ἡμέρας πίνειν.* S. Toup Emend. Suid. P. 3 p. 493. Jacobs Animadv. Anth. gr. V. 2 P. 1 p. 145; bey „*equitare in arundine longa*" Sat. 2, 3, 248. *κάλαμον περιβάντα ἱππεύειν* beym Plutarch und Aelian. v. Toup P. 3. p. 458 f. *Spinae* Ep. 1, 14, 4 sind wie das griech. *ἀκανθώδεις μέθοδοι* gebraucht. Die „*olidae caprae*" Ep. 1, 5, 29 hätten wohl eine genauere Auseinandersetzung als in den Worten: „*foetor sub ala*" liegt, nebst der Bemerkung, dass Horaz hier vom noch ausdrucksvollern Sprachgebrauch, der immer das Masculinum: *τράγος, hircus, caper*, braucht, abweiche, bedurft. S. über den Sprachgebrauch Gataker Antonin. 5, 28 Doering Catull. 69, 5. Wem es blos um den Sinn und Wortverstand des Horaz zu thun ist, der bedarf freylich nicht zunächst der Hinweisung auf die Quellen; aber zur Einsicht in die Dichtergelehrsamkeit ist sie wenigstens wichtig.

In der Entwicklung der Ideen, des Zusammenhanges und des Wortverstandes hat der Herausg. einen sich gleichbleibenden Fleiss, vertraute Bekanntschaft mit dem Dichter und eine verständige Anwendung des durch Prüfung erprobten Guten der vorigen Ausleger an den Tag gelegt. Beyspiele davon kommen nicht auf jedem Blatt, sondern bey jedem Vers vor. Da der bescheidne Herausg. jede Erinnerung gut aufnehmen wird: so theilen wir ihm noch einige, wenn auch geringfügige, Bemerkungen über Erklärungen einzelner Stellen mit, bey denen wir seiner Meynung zu seyn einigen Anstand nehmen. Sat. 2, 5, 40 hat sich der Herausg. wohl von Wieland irre leiten lassen, wenn ihm der aufgedunsene, schwülstige Dichter Furius: „*pingui tentus omaso*" der von fetten Kutteln gedehnte heisst, von dem Horaz sagen wolle, dass es ihm weniger an Appetit und einem guten Magen als an Genie gefehlt habe. Irren wir nicht, so heisst der Horazische komische Ausdruck so viel als: *pingue et extentum omasum habens*, i. e. *inflatus tumidis versibus*, aufgeblasen wie ein Darm. Aehnlich drückt sich der Dichter Vs. 98 von einem eitlen Geck aus: *Crescentem tumidis infla sermonibus utrem.* Sat. 2, 6, 65 ff. beschreibt Horaz ein ländliches Mahl: „*ipse meique Ante Larem proprium vescor, vernasque procaces Pasco libatis dapibus.*" Der Herausg. sagt hierbey: die Laren sind hier für die Wohnung selbst gesetzt. Vermuthlich wollte er sagen: für den Hausheerd. Allein es sind hier die Laren selbst zu verstehen, deren Bildnisse auf dem Heerde standen, und das Ganze ist als Opfermahl zu denken, welches Horaz mit seinen Freunden und seinen eingebohrnen Sklaven feyert. Daher möchten wir auch nicht mit dem Herausg. und mit van Ommeren *libatis dapibus* erklären: *dapibus, quas ipse antea degustavi*, sondern von dem Antheil, den die Laren von dem Mahle erhielten, wie beym Tibull 1, 1, 13 f. *quodcunque mihi pomum novus educat annus, Libatum agricolae ponitur ante deo.* Auch wird *daps* eigentlich von ländlichen Opfermahlen gebraucht. S. Heyne z. Tibull 1, 5, 28. Ueber die *vernas procaces* hätte auch noch etwas anderes gesagt werden sollen, als hier in der Anmerkung steht. So oft von der naiven Lustigkeit und Schwatzhaftigkeit derselben die Rede ist (Tib. 1, 5, 26. 2, 1, 23 f.), muss man wohl besonders an kleine Mädchen und Knaben der Haussklaven denken, deren Spiele und Scherze oft zur Gemüthsergötzlichkeit ihrer Herrschaften dienten. Beym Anfang der 6ten Sat. des 2 Buchs, wo Davus zu seinem Herrn sagt: „*Jam dudum ausculto; et cupiens tibi dicere servus Pauca reformido*" hat der Herausg. den Gesichtspunct sehr gut angegeben. Davus habe eben einige Brocken der neuesten Weisheit vom Thürhüter Crispin aufgeschnappt und brennend von Begierde sie wieder an den Mann zu bringen, passe er im Vorzimmer dem Horaz auf und bringe sein Anliegen, so bald sein Herr heraustrete, sogleich an. Dieser dramatische und abgebrochne Anfang ist in der

der Art des Horaz; indess wird bey dem: „*Jam dudum ausculto*" doch etwas viel vorausgesezt, was weniger der Fall seyn dürfte, wenn man annimmt, Davus trete seinen Herrn an den Saturnalien mit den Worten an: Lange genug habe ich als gehorsamer Sklave deine Ermahnungen und Befehle angehört: nun möchte ich gern auch ein Wörtchen sprechen, wenn ich mich nicht scheute. Der Sinn wäre also der nämliche wie dort: *Semper ego auditor tantum, nunquamne reponam?* Ep. 1, 10, 9 ist *rumor secundus* nicht sowohl die öffentliche Meynung, Stimmung des Volks, als die Stimme, der Beyfall, das Zujauchzen des Volks: denn *rumor* wird von jedem lauten Geräusch gebraucht. S. Heyne zu Aen. 8, 90. Ern. Clav. Cic. voce Rumor. Schon Ennius sagte wie Horaz: *populi rumore secundo*. Ep. 1, 14, 7 scheint es zu weit hergeholt, wenn „*rapto fratre*" auf die Vorstellung des Todes als eines Raubes durch die Harpyien bezogen wird. 1, 14, 37 „*Non istic obliquo oculo mea commoda quisquam Limat*." Die Erklärung des bildlichen *limare*, dass es so viel als *atterere, minuere* heisse, scheint uns nicht zu dem *obliquo oculo* zu passen, welches vielmehr darauf führt, dem Wort die Bedeutung von *limis intueri*, anschielen, beyzulegen. Vs. 43 erklärt und interpungirt der Herausg. besser als Bentley that: „*Optat ephippia bos piger, optat arare caballus*." Nicht darum, wie der Herausg. angiebt: „weil durch die Verbindung des *piger* mit *bos* der Wunsch, die Geschäfte des raschern Rosses zu übernehmen, desto lächerlicher erscheint", sondern weil *piger* das gewöhnliche Beywort des Ochsen ist, und weil in dem Beywort der Grund liegt, warum der Ochse mit seinem Loose nicht zufrieden ist. Dem trägen Thier wird die harte Arbeit zu sauer, und es bildet sich ein, das Pferd habe lauter gute Tage. Doch genug. Wir versprechen uns von der Fortsetzung und von andern künftigen literarischen Arbeiten des Herausg. recht viel Gutes und Nützliches. Noch haben wir ausser den hinten angezeigten Druckfehlern bemerkt, dass zweymal ein Vers doppelt im Texte steht, nämlich Sat. 2, 7, 101. Ep. 1, 20, 18.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

CÖTHEN, b. Aue: *Taschenbuch für Freymaurer auf das Jahr* 1800. VIII. u. 373 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mit Uebergehung der poëtischen Stücke, von denen sich ohnehin keines besonders auszeichnet, erwähnen wir nur der prosaischen Aufsätze. 1) *Bruchstücke aus Franz Hell's maurerischem Leben.* Hell macht neue Erfahrungen in der M—y. Man sagt ihm, sie habe den Zweck, das *Christenthum* in seiner ganzen Vollständigkeit zu erhalten und sich den Versuchen, dasselbe zu untergraben, entgegen zu stellen. Da ihm das nicht einleuchten will, wiewohl es in einer gewissen Bedeutung so unrichtig eben nicht seyn mag, wendet er sich, um mehr Licht zu erhalten, an einen andern maurerischen Freund, durch welchen er den ersten Grad der Rosenkreuzer erlangt, der ihm aber eben so wenig genügt, und nicht weiter von ihm benutzt wird. Gründliche in die Sachen eingehende Räsonnements sind Hell's Sache nicht. 2) *Das neue System in der Maurerey.* Eine bescheidne, nicht ungegründete, Censur einiger Puncte in der neuen Constitution der Loge Royale York. 3) *Actenstücke zur Geschichte der Trennung der grossen Landesloge von Deutschland zu Berlin von der grossen Loge Royale York daselbst.* Enthält die zwischen beiden über die verbesserte Constitution der letzten gepflogene Correspondenz. 4) Kön. *Preussisches Edict, wegen Verhütung und Bestrafung geheimer Verbindungen* etc. vom 20. Oct. 1798. 5) *Briefe über interessante Gegenstände der M—y* (Fortsetzung). Klagen über Mangel an Toleranz der verschiedenen Fr. M. Systeme gegeneinander. Die wechselseitigen Excommunicationen und Trennungen sollten sich nur auf die höhern, nicht auch auf die Johannisgrade erstrecken, die alle eine gleiche (moralische) Tendenz hätten. Den Grund der Trennungen sucht der Vf. theils in der Unvollkommenheit der Repr- sentation der Tochterlogen in den grossen Loge- theils in dem Mangel einer obersten Instanz, die in streitigen Fällen zwischen den abweichenden Systemen, nach einem allgemeinen Maurer- und Logenrechte, das noch nicht vorhanden sey, entschiede. Auf den eigentlichen Grund des Uebels, der in de- totalen Verschiedenheit der Zwecke liegt, die sich w- Licht und Finsterniss zu einander verhalten, ist de- Vf. nicht gestossen, und so lange dieser besteht, wi- auch sein *allgemeines* Maurer- und Logenrecht ei- frommer Wunsch bleiben. Uebrigens sind in den beygesetzten 10 Anmerkungen eines Dritten die Natur und die Grenzen des *natürlichen* und *positi-* Maurerrechts, der Erinnerung des Herausg. oh- geachtet, richtig bestimmt. 6) *Versuch einer hypoth- tischen Geschichte des Fr. M. O.* Aus den Pythago- entstanden die Essäer, durch die Annahme der L- ren und Lehrmethoden jener. Nicht unwahrsch- lich wären Johannes und Jesus Essäer gewesen. - den Zeiten der Kreuzzüge hätten noch Nachkö- linge der letzten gelebt, deren Geheimnisse der b- sere Theil der Tempelherren kennen gelernt ha- Zur Zeit der Verfolgung der T. H. unter Philipp de- Schönen wären *Aumont* und 7 andere Ritter, *als M- rer verkleidet* (!), nach Schottland geflohen und h- ten daselbst das Maurerhandwerk getrieben, um ni- als T. H. erkannt zu werden. In Britannien hätten a- die T. H. unter Maurerhülle ihre Geheimnisse fort- setzt u. s. w. Diese Hypothese ist nichts weniger - neu und von unterrichteten F. M. längstens verworf- worden. 7) *Philosophische Beantwortung der Frag- Haben Ceremonien Einfluss auf den Menschen und w- chen?* Sehr oberflächlich. 8) *Die geheime Gesellscha- ohne Namen.* Aus der Nationalzeitung vom J. 179- S. 300 ff. abgedruckt. Den Beschluss machen, w- gewöhnlich, Anzeigen und Auszüge von Schrift- über die Fr. M. unter der Rubrik *Literatur.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. Junius 1800.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Göschen: *Geschichte der deutschen Nation.* — Von K. G. Anton. — Erster Theil. Geschichte der Germanen. 1793. 392 S. gr. 8.

Dieses wichtige Buch scheint dem Rec. die verdiente Aufnahme in unserm Vaterlande nicht erhalten zu haben, und vielleicht durch zufällige Ursachen wenig bekannt geworden zu seyn. Vielleicht trägt die gegenwärtige Beurtheilung, die unbefangene Darlegung der Vorzüge und Verirrungen dazu bey, des Publicums Aufmerksamkeit nochmals auf ein Werk zu lenken, das sie wegen so vieler treffenden Gedanken, wegen der neuen Ansicht lange bestrittener Gegenstände und wegen des kräftigen Vortrags verdient; selbst die abweichenden, oft zu kühn hingeworfenen Meynungen, welchen nur wenige ihren Beyfall schenken werden, verdienen immer noch die nähere Untersuchung des Kenners der Geschichte. Das, was uns tadelhaft scheint, mag hier beysammen stehen. Mit Vorliebe umfasst Hr. *A.* zwey Nationen, die slawische und die deutsche; kommt eine dritte in den Weg, die es mit diesen aufzunehmen hat: so ist sie hier rein verloren. Folglich erscheinen Cäsar und überhaupt die Römer in allen ihren Kriegen gegen die Deutschen in einem zu nachtheiligen Lichte. Nichts als Unrecht findet der Vf. auf ihrer Seite; er declamirt zum Vortheile seiner Lieblinge, und giebt, vielleicht ohne es selbst zu glauben, den Thatsachen eine für sie günstige Wendung; kurz, er schreibt mit offenbarem Affecte, und legt zuweilen die Person des Geschichtschreibers ab, um Panegyriker zu werden. Anders ist der Fall, wenn Deutsche und Slawen in Collision kommen; da gilt als erwiesene Wahrheit, dass die letzten in Deutschland bis gegen die Elbe hin sassen; Gründe, von denen wir weiter unten sprechen, werden zur Erweisung dieses Satzes angeführt, aber mit Sorgfalt jeder der Gegengründe übergangen, welche der geliebten Hypothese Schaden bringen könnten. Hr. *A.* sündigt ferner bey einzelnen Theilen in der deutschen Geschichte, wo er die dürftigen Angaben der Alten mit mehrerer oder minderer Wahrscheinlichkeit zu vollständigen Gemälden ausbildet, bey denen ihm die Beweise eine Unmöglichkeit werden müssen. So liest man zwar S. 27 mit Vergnügen die Entwicklung von den Deutschen, welche jetzt, um in dem gesegnetern Gallien Erobe-rungen zu machen, sich in *Hermanneyen* vereinigten, und durch die verbundene Kraft der bisher isolirten Haufen diese Absicht leichter durchsetzen konnten. Man findet die Fortsetzung des nämlichen Gedankens, dass ein anderer Mann von Einfluss nach dem markomannischen Kriege die einzelnen *Manneyen* zu vereinigen wusste, und dass hieraus plötzlich die *Alemannen* entstanden. Aber man ärgert sich eben deswegen, dass wenigstens zu der letzten Behauptung nicht nur alle Belege, sondern auch die innere Wahrscheinlichkeit fehlt. Denn nach Hn. *A.* Versicherung hatten die Franken und Sachsen keinen Antheil an der allgemeinen Verbindung genommen; die Markomannen finden wir nach wie vor in ihren Sitzen an der Donau und in Böhmen; im innern Lande lässt er keine Deutschen, sondern Slawen wohnen: woher sollten also die Menge von Völkerschaften zu einer Almanney kommen? Bey andern Behauptungen fehlt es zuweilen an historischer Festigkeit; wenn z. B. S. 15. die *Hyperboräer* (Hyperboreer) nicht nur ernstlich unter die Zahl von Deutschlands Bewohnern, sondern auch wegen ihrer angeblichen Opfer als gebildetes Volk, angenommen werden. Die bisherige Rüge ging gegen Sachen; es folgt noch eine zweyter gegen die Sprache des Vfs. Einzelne Worte können Druck- oder Schreibfehler seyn, wir gehen also leicht über solche Ausdrücke weg, wie: S. 4. „Sie zittern *für* jeder wiederkehrenden Fluth." Aber unverzeihlich finden wir es bey einem Gelehrten, der so nachdrucksvoll zu schreiben versteht, wenn er absichtlich unserer Sprache die Fesseln anzulegen sucht, unter welchen unsere Nachbarn seufzen. Wir danken dem gütigen Himmel, dass er uns von der unumschränkten Freyheit der Griechen und Römer in der Stellung der Worte und Perioden, wenigstens Vollmacht zugetheilt hat, in unserer Sprache die vom Verbum regierten Worte nach Erfoderung des Verstandes und Nachdrucks vor dasselbe hinzustellen; und Hr. *A.* versucht, so viel an ihm ist, diesen Vorzug aus unserer Sprache zu verbannen; sollte es auch durch Gewaltthätigkeiten gegen dieselbe seyn; der Casus muss als Diener nach seinem Verbum wie bey dem Franzosen stehen. S. 153. „Er suchte ihn aufzureihen durch Scharmützel." S. 14. „Dieser Nationen keine vermag zu verleugnen den gemeinschaftlichen Ursprung." — Alle diese Flecken verschwinden aber gegen die Vorzüge des Buchs, welches durch ein gründliches Studium der Quellen und die Anwendung der neuern Sprachen zu ihrer Erläuterung, durch geschickte Anordnung und Ausführung

führung der Materien, durch fruchtbare eingestreute Bemerkungen, und durch die dem grössten Theile nach gute und kräftige Diction, jedem Leser, selbst dem, der über viele Sätze nichts weniger als einstimmig denkt, lehrreich und unterhaltend wird. An der Spitze des Werks steht die Urgeschichte der deutschen Nation, oder vielmehr die Geschichte der ersten Ausbildung des Menschengeschlechts überhaupt, so wie sich diese der Vf. denkt. Er setzt dabey den wohl schwerlich zu bezweifelnden Grundsatz voraus, dass Nationen, bey denen sich noch einerley Laute von solchen Benennungen finden, die der Mensch nicht entbehren kann, so bald er in Gesellschaft tritt, als *ich*, *du*, *er*, *Mutter*, *Vater* etc. ursprünglich aus einerley Stamm hervor gingen. Als Anwendung fliesst aus diesem Heischesatz: Armenier und Perser, Gallen und Griechen, Germanen und Slawen sind sämmtlich die Absprösslinge eines für die Geschichte verlornen Hauptvolks; alle müssen sich gegenseitig als Brüder, keine die andere als ihre Tochter, betrachten. Zufall drängte den Deutschen in das jetzige Vaterland, und erst hier entwickelte sich seine mythische und ungewisse Geschichte, von der uns die Römer aus den Erzählungen des Volks und aus ihren Liedern einzelne Bruchstücke aufzubewahren wussten. Es versteht sich, dass bey der Erklärung die eignen Gedanken des Vfs. mit verflochten sind, von denen viele hohe Wahrscheinlichkeit haben, fast alle eine nähere Prüfung verdienen. Die älteste zuverlässigere Geschichte der Nation, aber noch wirkend ausserhalb den Gränzen des Vaterlands, die Kriege der Kimbern und Teutonen, folgen auf diese erste. Noch hatte kein Römer Deutschland berührt, bald versucht es Cäsar, und nach ihm andere Feldherren. Aber hier springt Hr. *A.* mit einemmale von der Geschichte ab, um seinen Leser mit der Nation bekannt zu machen, deren kraftvolle Thaten die natürliche Folge ihrer innern Einrichtungen seyn mussen. Also folgen nun mehrere Kapitel über die Beschaffenheit des Landes, den Charakter und die Sitten der Deutschen, und dann insbesondere über ihre Bildung, Religion, politische Verfassung, Krieg, Lebensart, Künste, Handlung und Zeitrechnung. Ob nun gleich von diesem allen die volle Evidenz sich bloss in der vorausgesetzten Wahrheit des Bildes, das sich Hr. *A.* von dem Volke eigen gemacht hat, finden kann: so halten wir doch diese Abschnitte für den mit glücklicher Anstrengung am vorzüglichsten bearbeiteten Theil des ganzen Werks. Die von den Alten nur schlicht hingeworfenen Angaben gefallen erst durch die schöne Entwicklung, deren Richtigkeit oder hohe Wahrscheinlichkeit bey vielen jeder unterrichtete Leser einräumen wird. Verlangt man einzelne Stellen als Belege des Gesagten: so verweisen wir vorzüglich auf S. 115., wie ein Volk Könige haben, und doch den vollsten Genuss seiner Freyheit erhalten könne; S. 135. auf die treffende Auseinandersetzung von den Compensationen bey den Deutschen, ob wir gleich nicht glauben, dass *Chrene chrude* so viel als *rein heraus* sagen wolle; auf die Erklärung der Ursachen, warum Todesstrafen aus den Gesetzen der Deutschen verbannt waren; überhaupt auf die Entwicklung des Geistes dieser Gesetze, immer mit Gegeneinanderstellung des Tacitus und der alten Frankenrechte. Und als Probe von dem Vortrage des Vfs. mag S. 64. dienen: „Die Cherusker, durch die Chatten besiegt, würden für Mutllose und Thoren gehalten, da man sie vorher gut und brav fand. Diese Tapferkeit war persönliche Stärke, und sie die wahre *Tugend* allein. Was wir darunter verstehen, jedes moralische Gefühl, jede gute Handlung, war nicht Tugend, sondern natürlicher Hang, natürliche Empfindung. Daher ist alles, was wir Gutes an unsern Vorfahren bemerken, keine Tugend, denn sie selbst hielten es nicht dafür; es ist nicht Laster, was uns dies zu seyn dünkt, sondern alles der Ausdruck eines jeden rohen Kindes der Natur; Einfalt der Sitten, welche andere Phänomene hervorbringen musste, als was wir bey anderer Religion, anderer Staatseinrichtung, andern abstracten Ideen, für Tugend und Laster halten. Und doch haben auch wir eine zweyfache Tugend, die politische und moralische, die im steten Widerspruche stehen; denn bis jetzt fand noch niemand das Band, das beide vereinigen könnte. Bey den noch unverdorbenen Deutschen bestand es in der *Treue*; aber sie blieben auch arm. Sie wurden wohlhabender; aufgelöset war das Band, bürgerliche und sittliche Tugend getrennt." Ob nach S. 158. *Vasall* und *Gesell* einerley sey, möchte Rec. vorzüglich deswegen bezweifeln, weil bey den alten Franken dieses Wort nie, sondern immer *Vassus* vorkommt, aus welchem erst später der Italiener das Diminutivum bildete. Doch dergleichen Steine des Anstosses zeigen sich hin und wieder auf dem Wege. — Nun folgen die Kriege der Römer gegen die Deutschen, bis zum batavischen Krieg, in welchem Civilis eine so glänzende Rolle spielte. Sie sind mit richtiger Kenntniss der Alten und gut erzählt, aber wie wir schon oben erinnerten, mit einer entschiedenen Vorliebe für die Deutschen, wodurch nicht selten die Treue des Historikers verloren geht. Als Beylage folgt eine Abhandlung über die Sitze der Slawen zur Zeit der Germanen. Hr. *A.* behauptet auch hier, dass die Besitzungen dieser Nation schon in den ältesten Zeiten, gegen Westen, wo nicht an die Elbe, doch wenigstens an die Spree gereicht hätten. Rec. gesteht offenherzig seine Verwunderung, keine bessern Gründe für diese auffallende Behauptung hier zu finden. Sie sind fast alle etymologisch, und wie uns dünkt, offenbar erzwungen. *Sprewa*, sagt Hr. *A.* S. 382., hiess der Fluss Spree bey den Serben, daraus ward *Sprewus*, und durch die leichteste Art der Aussprache *Suewus*. Ohne auf das Gewaltthätige einer solchen Umwandlung Gewicht legen zu wollen, können wir doch dem Vf. unmöglich den Beweis erlassen, dass Ptolemäus unter seinem *Suevus*-Fluss wirklich die Spree verstand. So wie Gatterer alle Veneder für Wandalen, folglich für Deutsche, erklärt hatte; so macht Hr. *A.* jetzt im umgewandten Falle die Vandalen zu Venedern. Und um die deut-

sche

sche Gottheit *Alcis*, welche Tacitus anführt, zu erklären, nimmt er seine Zuflucht zu dem slawischen Worte *Holcz* (Holtsch), welches einen Knaben bedeutet, behauptet zugleich, hieraus sey der Name *Lausitz* entstanden, und um dem Gedanken mehr Licht zu geben, trägt er seine Ueberzeugung vor, dass die Römer *c* vor *e* und *i* wie *tsche*, *tschi* lasen; also *Cicero*, *Tschitschero*. Die Lugier, Lygier, sagt er, sind Slawen, von dem Worte *Luga*, der *Sumpf*; sie wohnten jenseit des Riesengebirgs in Schlesien, und die Markomannen in Böhmen trugen deswegen diesen Namen, weil sie gegen diese Slawen auf der Gränze lagen. Waren sie denn nicht längst der Donau die Gränzbewohner gegen die Monarchie der Römer? und trugen sie nicht schon diesen Namen, als sie noch auf der Südseite der Donau herum schweiften? Wir übergehen die übrigen *minder wichtigen* Etymologieen von ähnlicher Art. Es wird nur allzu sichtbar, dass Hr. *A.* das, was er findet, finden wollte; er würdigt deswegen die Gegengründe, welche seiner Behauptung entgegen stehen könnten, nicht einmal einer Anzeige: dass die Alten hier überall Deutsche fanden, die Gothen an die Weichsel setzten, dass zur Zeit der Völkerwanderung eine beträchtliche Anzahl deutscher, vorher unbekannter, Völker aus dem innern Lande an die Ufer der Donau herab kamen etc. Er hält sich an den Vibius Sequester, welcher zu einer Zeit, da Germanien *genauer bekannt war*, Sorben in den innern Gegenden Deutschlands soll gekannt haben. — Anders dünkt es uns mit den Slawen am adriatischen Meere und in den Alpen zu seyn. Rec. glaubte bisher nicht, dass slawische Völker ursprünglich in diesen Gegenden sassen, und lächelte, als er S. 377. den Homer als Zeugen von den Sitzen der Heneter am adriatischen Meere aufgefodert sah, ihn, von welchem sich's nicht erweisen lässt, dass er ein adriatisches Meer auch nur kannte; er war gerüstet gegen die etymologischen Beweise, durch deren Hülfe man bey einiger Fertigkeit alles mögliche heraus bringen kann, und überzeugt, dass ein Etymologe, der aus dem Deutschen ableitet, eben so sonnenklar die Bedeutungen der Namen aus dieser Sprache erklären würde, als Hr. *A.*, welcher die slawische zu Hülfe nimmt. Aber er fand doch einige, und zwar gerade die Hauptnamen der Völkerschaften, mit einem so unverkennbaren Gepräge der slawischen Sprache, dass er es nicht wagt, ein festes Urtheil zu fällen, und die Behauptung nichts weniger als unwahrscheinlich finden kann, z. B. *Noriker* auf Bergen wohnende, von *No* an, und *Hora* der Berg; *Rhätier* die Flussbewohner, von *Rjeka* der Fluss; *Windelizier*, die *Wenden am Lech*. — Wir fodern den Vf. zur Fortsetzung seiner im Ganzen den vollsten Beyfall verdienenden Arbeit auf, welche bey dem gründlichen Studium desselben, und bey seiner Kunst, gedrängt und lebhaft zu schreiben, desto ungetheiltern Beyfall finden muss, da in den folgenden Perioden die Veranlassungen zu den gerügten Misgriffen schon an und für sich selbst wegfallen.

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Geschichte der Deutschen.* — Ein Handbuch für Schulen, von *K. G. Anton.* 1796. 176 S. 8.

„Neben der Bemühung, das Wichtigste, was geschah und getrieben ward, zu sagen, legte ich mir die Pflicht auf, kurz zu seyn, aber alles, so gut es sich thun lässt, zusammenhängend vorzutragen, damit diese Schrift auch ohne Lehrer gelesen werden könne, welches, wenn die Begebenheiten bloss Satzweise hingeworfen würden, unmöglich seyn dürfte." So erklärt sich Hr. *A.* in der Vorrede; wir müssen aber dem ungeachtet gestehen, dass der mit der Geschichte unbekannte Leser bey dem gedrängten Vortrage auch wenige Zeilen nicht mit Nutzen wird lesen können, ohne auf Gegenstände zu stossen, wo ihm die Erläuterung des Erklärers zum Bedürfnisse wird. Ein Compendium für die höhern Classen in Schulen ist es, und zwar ein sehr brauchbares, auf reifes Nachdenken gegründetes, mit Wahrheitsliebe und Sachkenntniss pragmatisch abgefasstes, Compendium, welches Rec. jedem andern ihm bekannten beym Lehrvortrage der deutschen Geschichte vorziehen würde. Nicht bloss seiner Genauigkeit wegen, welches aber einen sehr wesentlichen Umstand ausmacht, sondern auch wegen der zweckmässigen Verbindung, wegen des Hinleitens zum Nachdenken und Bildung des wahren historischen Sinnes; mit unter auch wegen mehrerer in ihrer Reihe unerwarteter, aber treffender, Gedanken. So z. B. 109. „Faustrecht und Turniere erzogen den Adel. Er brachte den Unterschied zwischen *Rauben* und *Stehlen* auf, jenes gehörte für ihn, dieses war Schande, und nur dem Pöbel überlassen." Schon die Einrichtung verdient vollen Beyfall, am Ende jedes Abschnitts, über die während dieses Zeitraums vorgegangene Abänderung in Sitten und Verfassung Rechenschaft zu geben, die allgemein nützlichen Erfindungen und Anstalten, nebst den berühmtesten Männern aufzuzählen, welche in jedem Fache glänzten. Mit frohem Muthe setzt man die angefangene Lectüre dieses vielumfassenden, obgleich kleinen, Buchs fort, weil man den wirklichen Kenner der Geschichte in demselben findet, nie auf die in den neuern historischen Schriften ähnlicher Art so häufigen groben Verirrungen stösst, welche beym ersten Anblicke verrathen, dass der Schriftsteller nicht in seinem Fache arbeitete; aber kleinere Fehler, die wohl in keinem Buche fehlen werden, erscheinen doch auch hier, obgleich in geringer Anzahl. Solche, die zu des Vfs. bekannten Systeme gehören, rechnen wir nicht hieher; dass nämlich Slaven seit den ältesten Zeiten die östlichern Theile Deutschlands im Besitze hatten; dass S. 23. die *Römer* dem allgemeinen Bunde der deutschen Hermanneyen den Namen *Allmannen* geben; S. 27. dass die *Burgunder* ein *slawisches* Volk sind. Aber woher weiss Hr. *A.*, dass die *Salischen Gesetze* schon im J. 422. zur Zeit des Königs Faramund schriftlich aufgesetzt sind? oder S. 38., dass die Gesetze der Friesen und die sächsischen, so wie die der Angeln und Warner, älter als die Gesetze der

Allma-

Allmannen und Baiern sind? Innere Gründe sprechen für das Gegentheil, und andere kennt Rec. nicht. Warum vermengt Hr. *A.* auf mehrern Seiten *Hunnen*, *Avaren* und *Ungarn*? drey so sehr verschiedene Völker, sowohl ihrer Ordnungsfolge, als auch wahrscheinlich ihrer Abstammung nach. Warum lässt er S. 49. unter den griechischen Schulen, welche Karl der Grosse anlegte, die berühmteste unter allen, die *Osnabrückische*, aus? Warum schreibt er so gerne *Karoliden*, statt Karolinger? da diese Form unserer Sprache so fremd, und in diesem Falle wohl nicht einmal grammatikalisch richtig ist. Warum wird S. 168. als allgemeiner Satz aufgestellt; „durch den Vertrag von Pavia ward ausgemacht, dass getheilte Länder bey dem Abgange der einen Linie an die andere zurückfallen sollten." Dieser Vertrag galt ja bloss für die paciscirenden Mitglieder des Hauses Pfalz Bayern. — Hr. *A.* hat übrigens einen vortheilhaftern Begriff von dem Bande, welches Deutschland zu einem Ganzen bildet, als die meisten andern neuen Schriftsteller. „Es ist nöthig, die Vaterlandsliebe schon frühzeitig in Jünglingen zu erwecken, und ihnen zu lehren, wie Deutschland seine jetzige Veredlung erhielt, wie sich nach und nach die dauerhafte Verfassung bildete, die wir bewundern."

Berlin, b. Maurer: *Albrechts von Wallenstein, Herzogs von Friedland, wahre, bisher immer verfälschte Lebensgeschichte.* Von einem königl. preussischen General. 1797. 10 Bog. 8. (10 gr.)

Wallensteins Leben ist hier ohne historische Fehler, ziemlich ausführlich, in einer sehr guten Schreibart, und sehr unterhaltend erzählt. Aber der Entdeckung der Wahrheit in den zweifelhaften letzten Vorfällen seines Lebens sind wir nicht um einen Schritt näher gekommen. Auch wird auf dem Titel zu viel behauptet, wenn es heisst, dass diese Geschichte stets verfälscht sey. Denn alles, was der Vf. erzählt, findet sich auch in andern Büchern, nur dass diese nicht überall, so wie er alles, als unbezweifelte Wahrheit ansehen. So wie er die letzten Auftritte vorstellt, wurde Wallenstein von dem kaiserlichen Ministerium, das von den Spaniern und den Jesuiten geleitet wurde, so lange geneckt und beleidigt, bis er mit den ihm in der Armee anhängenden Officieren einen Bund schloss, der nicht weiter ging, als dass er ihnen versprach, ihnen zu den ihnen gebührenden Belohnungen zu verhelfen, und sie sich anheischig machten, ihm gegen seine Feinde Beystand zu leisten. Als man dieses in Wien für Rebellion erklärte, und ihm das Commando nahm: so wollte er sich in die Arme der Schweden werfen, wurde aber ermordet, ehe er dieses Vorhaben ausführen konnte. Der Vf. scheint in der Vorrede Wallenstein für unschuldig zu halten. Das war er nach des Vfs. eigenen Erzählung nicht; entschuldigt können aber seine letzten Schritte in so ferne werden, als derjenige entschuldigt werden kann, der von seinem Oberherrn, der ihm grosse Dankbarkeit schuldig ist, gegen den er sich aber auch viel tadelhaftes erlaubt hat, einer Parthey aufgeopfert wird, und seinen Untergang vor Augen sehend, gewaltthätige Mittel ergreift, die Gefahr abzuwenden, und selbst die Feinde seines Vaterlands dazu gebrauchen will. Ist diese letzte Maassregel Wallenstein nur angedichtet: so musste der Vf. dieses darthun, und sie nicht selbst als wahr erzählen. Angehängt sind die Friedensverhandlungen zwischen Wallenstein und dem General Arnheim; der Revers, den Wallensteins Officiere an ihn ausstellen mussten; des K. Ferdinand II Mandate, und ein Auszug aus dem von dem Hofkriegsrath in Wien herausgegebenen Berichte von Wallensteins Verrätherey. Wallensteins Bildniss von Clar, in punctirter Manier, ist gut gezeichnet und fein gestochen, aber nicht kräftig genug.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Baumgärtnerischen Buchh.: *Ueberreste der ägyptischen Baukunst*, gesammelt von *Joh. Gottfried Grohmann*, Prof. der Philosophie zu Leipzig. 1799. mit X. Kupfertafeln. kl. Fol. (3 Rthlr.)

Wenn Baukünstler oder blosse Liebhaber über die Werke der ägyptischen Baukunst unterrichtet werden, und brauchbare Begriffe erhalten sollen, wie Hr. G. von seinem Buche zu hoffen scheint: so hätten die Kupfer mit weit grösserm Ernst gemacht werden, und hauptsächlich den Charakter ägyptischer Kunst ausdrücken sollen, welcher ihnen fast durchgehends mangelt. Aus der ersten Tafel z. B. wird sich schwerlich jemand eine richtige Vorstellung machen können, wie ägyptische Sphinxe aussehen. Eben so wenig haben die beiden Vögel auf den Säulen Tab. III. von ägyptischer Art und Kunst an sich; auch begreifen wir nicht recht, was sie da sollen. Der Herausgeber hat sich die Arbeit durchaus so bequem als möglich gemacht, und daher nicht einmal angezeigt, an welchen Orten sich die abgebildeten Monumente befinden. Er thut überdem nicht wohl, in der Vorrede zu behaupten, die Aegyptier hätten in der Mechanik nur sehr unvollkommne Kenntnisse besessen. Niemand kann leugnen, dass der Transport und die Aufrichtung des grossen vatikanischen Obelisks eine der vorzüglichsten mechanischen Operationen war, die in neuerer Zeit vorgenommen worden sind: und dennoch hat Fontana dabey nicht mehr gethan, als was die Aegypter dreytausend Jahre früher auch schon geleistet haben. Freylich mögen die Mittel, die Maschinen, welche sie dabey anwendeten, nicht so künstlich gewesen seyn, als diejenigen sind, deren man sich heut zu Tage bedient; allein die That spricht sie wenigstens von der Anschuldigung der Ungeschicklichkeit frey, die *Linguet* macht, welchen der Herausgeber in der Note citirt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Junius 1800.

GESCHICHTE.

Erfurt, b. Vollmer: *Versuch einer allgemeinen Geschichte der Cultur der deutschen Nation.* — Von D. G. *Herzog*, ordentlichem Lehrer am Königlichen Pädagogio zu Halle. 1795. 586 S. gr. 8. —

Und nochmals:

Maynz, b. Vollmer: 1799. Zweyte unveränderte Auflage.

Adelung, Hegewisch, Meiners, Schmidt und zuweilen Mascow, vorzüglich aber Anton in seiner Geschichte der deutschen Nation, haben fast alle Bestandtheile herleihen müssen, aus welchen das gegenwärtige Buch seine Existenz erhalten hat. Von eigenem Studium bemerkt man bloss, dass Hr. *H.* des Tacitus Germania, den Cäsar und sonst hin und wieder zerstreut einzelne Stellen aus andern Römern gelesen hat; die häufig angebrachten Citate sind, wie wir beym Gegeneinanderhalten fanden, grösstentheils aus den neuern Schriftstellern genommen, mit deren Federn er sich schmückt. Daher ist auch der Werth des Inhalts sehr ungleichhaltig. Die Geschichte verräth bey ihrem kurzen Vortrage öfters schiefe Wendungen, giebt wenig Belehrung, und zeigt in den spätern Ereignissen nach der Völkerwanderung öfters auffallende Fehler. Die Entwicklung von den Sitten, Eigenheiten, Verfassung der Deutschen etc. hingegen, liest sich sehr gut, weil man Hn. *H.* wenigstens das Verdienst nicht absprechen kann, passend zusammen gestellt zu haben, und weil er hier Muster vor sich hatte, in welchen diese Gegenstände mit genauer Sorgfalt bearbeitet waren. Er citirt freylich Hn. Anton sehr fleissig, aber bey mehrern Auseinandersetzungen schlüpft er auch mit Stillschweigen über seine Quelle weg, vielleicht um sie als eigene Gedanken in die Welt zu bringen. Sogar Anmerkungen sind aus ihm entnommen, wie S. 387. Vielleicht hält er es für hinlängliche Satisfaction, wenn er S. 143. in einer Note das Geständniss ablegt: „Ich hoffe „Verzeihung zu erhalten, dass ich hier bey Bestim„mung der Zeitrechnung der Deutschen fast wörtlich „Hn. Doct. *Anton* gefolgt bin. Ich hätte über diesen „Gegenstand nichts Gründlichers sagen können." Das letzte mag freylich wahr seyn; ob man aber dadurch die Freyheit erhält, auf Plünderung auszugehen, bleibt eine andere Frage. Mehr Entschuldigung verdient indessen das offenherzige Bekenntniss, welches vielleicht manchen Leser neugierig macht, die so oft angeführte Quelle selbst zu benützen, als die nicht unbedeutende Anzahl anderer Schriftsteller, welche nach Herzenslust fremdes Eigenthum mit kleinen Veränderungen als ihr eigenes auskramen, und ihren Mann nur dann nennen, wenn sie glauben, eine seiner Behauptungen anfechten zu müssen. Wer übrigens Beweise von den geringen eigenen Kenntnissen des Vf. verlangt, findet sie gleich mit dem Anfange des ersten Abschnitts. „Die Griechen kannten schon deutsche Völker unter dem Namen der Celten, *Hamaxobier*, *Bastarnen* und *Burgunder*; und den alten Römern waren sie schon ziemlich früh zu des ältern Tarquins Zeiten unter dem Namen *Cenomani* furchtbar, welche man fälschlich für eine gallische Nation hielt; aber eigentlich erscheinen sie doch erst um das Jahr 112. vor Christo." Die Hamaxobii hält ja wohl niemand für Deutsche; schon der Name zeigt auf ein Volk, das auf Wagen wohnte, also gar keine festen Sitze hatte, und so finden wir die Deutschen nie, außer beym Heerszug in fremdem Lande. Wenn Hr. *H.* schon bey den ältern Griechen Burgunder zu finden weiss: so muss er Quellen besitzen, welche der übrigen Welt unzugänglich sind. Der Beweis, dass die Cenomani Deutsche waren, liegt ja wohl bloss in der Endigung ihres Namens, und die letzte Behauptung, dass sie erst im J. 112. erscheinen, nimmt eigentlich alles vorhergehende wieder zurück. — Wenn Hr. Anton die Gränzen Deutschlands auf der Ostseite schmälern will, um den Slawen weitern Raum zu verschaffen; so giebt ihnen dafür unser Vf. desto ungemessnere Ausdehnung. Schon zur Zeit der Cimbern reichten sie von der Schelde bis hinter das schwarze Meer. Slaven meynt Hr. *H.* S. 387. kennt man schon im 5ten Jahrhundert. Diess heisst neben den Fleck getroffen, man mag die Angabe drehen, wie man will. Soll sie so viel sagen, man weiss, dass in den innern Gegenden Polens und Russlands Slaven vorhanden waren: so muss nach dem Zeugnisse des Jornandes wenigstens das dritte Jahrhundert gelten; soll aber ihre erste kriegerische Erscheinung in den Provinzen des Reichs der Oströmer dadurch bezeichnet werden: so kann erst im 6ten Jahrhundert von ihnen die Rede seyn. Die Hunnen lässt Hr. *H.* nach dem Tode des Attila wieder über die Wolga zurückjagen, und S. 460. zum Lohne des Unglücks, das sie über Europa verbreitet hatten, *ganz darauf gehen.* Er weiss also nichts von dem Reiche der Utriguren und Kutriguren, das sich aus hunnischen Stämmen zwischen dem Don, der Wolga und dem Kaukasus bildete, von welchem vielleicht bis auf unsere Tage noch Ueberbleibsel in dem Gebirge übrig geblieben sind. S. 246. behauptet Hr. H.

H. „Wir finden, so wie die Deutschen in der Geschichte aufgetreten sind, sogleich *Athalingi, Freylingi* und *Lazzi.*" Den Beweis von diesem frühen Daseyn des Adels, noch mehr aber von der angeführten Benennung, bleibt er wohl schuldig. Rec. würde aber diesen schon von vielen Schriftstellern aufgestellten Satz nicht ausgezeichnet haben, ohne die beygefügte auffallende Bemerkung: „Es gab noch kein Volk, und wird, nach der Erfahrung aller Zeiten, nie ein Volk geben, wo eine völlige politische Gleichheit herrschte. Sie kann höchstens in dem Kopfe der Stubenphilosophen, oder in dem solcher Menschen existiren, die eine Zeitlang unter der schweren Hand des höhern Standes seufzten. Was man wünscht, das hofft man, und daher denn jetzt *die schröcklichen Versuche unserer Nachbarn jenseit des Rheins*, Freyheit und Gleichheit einzuführen in einem Staate, in welchem, wenn es auch nicht schon an sich Chimäre wäre, es doch *ewig Chimäre bleiben* wird." Es ist diess die einzige Stelle nicht, wo Hr. *H.* seine offenherzige Meynung über die französische Revolution in starken Zügen äussert. In Halle vom Jahre 1795 fällt eine solche Aeusserung gar nicht auf; aber die zweyte, und wie wir finden, wirklich ganz ungeänderte Auflage ist zu Maynz 1799 gedruckt. Diese Stelle mag zugleich als Probe von dem guten Vortrage des Vf. dienen, welcher wahrscheinlich die zweyte und wegen der lehrreichen Unterhaltung nicht unverdiente Auflage bewirkte.

Hamburg, b. Bohn: *Germaniens Urverfassung.* — Mit einer Vorrede über den akademischen Vortrag der deutschen Reichsgeschichte. Von D. *Johann Christian Majer*, Königl. Dänischen wirklichem Justizrath, und ordentl. Lehrer des deutschen Staats- und Lehnrechts zu Tübingen. 1798. 203 S. gr. 8. (18 gr.)

Die ganze altgermanische Privat- und Nationalverfassung gründete sich einzig und allein auf das *gemeine Privatlandeigenthum.* Dieser etwas undeutlich ausgedrückte Grundsatz dient als Grundlage der ganzen mit vielem Fleisse und Gelehrsamkeit, aber nach ganz eigenen Hypothesen, ausgefertigten Schrift. Zwar widersprechen Cäsar und Pomponius Mela dem angenommenen Satze, und selbst Tacitus scheint ihn nicht zu begünstigen, wenn er c. 26. sagt: *Arva per annos mutant, et superest ager;* aber den vorausgehenden Worten giebt Hr. *M.* S. 60. eine künstliche Auslegung, und auf die letzten eben angeführten nimmt er keine Rücksicht, sondern sucht seiner Behauptung S. 30. durch Gründe *a priori* Festigkeit zu geben. Es sey unmöglich, sagt er, dass ein so zahlreiches Volk bey seiner Bierconsumtion immer die Felder wechseln konnte; es lasse sich die Bildung eines Adelstandes nicht begreifen, wo der Adel nur in *Reichbegütert* seyn besteht, wenn zahlreiche Viehheerden den ganzen Reichthum ausmachten etc. Man könnte freylich antworten, dass es mit dem Daseyn des Adelstandes bey den alten Deutschen sehr misslich aussehe, und selbst in dem zugegebenem Falle seines Daseyns, gar leicht sich ohne beträchtlichen Grundbesitz denken lasse. Die Kirkisen und die meisten tatarischen Stämme kennen unter sich einen Geburtsadel, ob sie gleich völlig nomadisch leben, und unter den herumschweifenden Beduinen rühmt sich auch der ärmste Abkömmling irgend eines Stammhauptes seiner vorzüglichen Geburt. Den Beweis von dem Daseyn des Adels weiss Hr. *M.*, freylich durch eine *petitionem principii*, auf den ersten Grundsatz zu stützen. Nur wer eigenes Land hatte, war frey, d. h. adelich; die Districte des einzelnen Besitzes waren von beträchtlicher Ausdehnung, man konnte also unter die dürftigere Classe nach Belieben vertheilen; aber diese Nebenansiedler lebten bloss von der wohlthätigen Hand des Freyen, waren *schlechtgeboren*, hörige Leute, und dadurch entstand das grundherrliche Verhältniss zwischen Herren und Bauern, welche gar nicht zur Nation gehörten; denn wenn Tacitus vom *Plebs* redet, so versteht er bloss den *Adel.* Irgend ein Gegner des Vf. könnte nun freylich manche Schwierigkeiten gegen diess alles erregen. Diese Bauern, würde der Zweifler sagen, gehörten nicht zur Nation, fochten nach der Annahme des Hn. *M.* nicht in den Kriegen des Volks; ihre Zahl war, um nur eine Zahl anzunehmen, wenigstens sechsmal grösser als die der Freyen, welche Abschnitte ihrer Güter an sie verliehen; das Land war voll von Wäldern; mit dem Feldbaue stand es auf alle Fälle nicht zum besten: wo konnte also das *zahlreiche* Volk herkommen, welches beträchtliche römische Armeen zu schlagen, und endlich so viele Provinzen zu überschwemmen vermochte? Ueberdiess bestand der grösste Theil der römischen Armeen im dritten und vierten Jahrhundert aus Deutschen, welche als *Foederati* um Sold dienten, und deren Titel wir noch aus den *Notitiis Imperii* kennen; waren diess lauter adeliche Gutsbesitzer? und wie stands unterdessen mit ihren Gütern zu Haus? Bald nachher zog die grössere Hälfte der Deutschen aus dem alten Vaterlande, liess also die kostbaren Grundstücke an Fremden hinter sich, in der Hoffnung noch bessere zu finden? Und was wurde aus der grossen Anzahl von Bauern? nahm sie der Freye mit auf die Wanderschaft, oder empfahl er ihnen bis aufs Wiedersehen ein gutes Haushalten zu führen? Wahrscheinlich das letzte, denn vielen Truss liebte ein deutsches Herz nicht; aber unterdessen kamen ganz andere Völker in die verlassene Stätte; was wurde jetzt aus den Bauern, der auf alle Fälle ein sehr gutmüthiger Schlag von Menschen muss gewesen seyn. — Vielleicht findet man ungleich natürlicher, dass der Deutsche eben desswegen sein Vaterland so leicht gegen jedes andere ihm besser dünkende vertauschte, weil ihn kein besonderes Eigenthum an seinem Boden fesselte, weil er im Grunde wenig zu verlieren hatte. — Das zweyte Hauptstück nimmt den *Familienverein* im alten Germanien zum Vorwurfe eigener Untersuchungen. Eigentlich ist es ein Commentar über den Text des Tacitus: *Heredes successoresque sui cuique liberi:*

nul-

tullam testamentum. Si liberi non sunt, proximus gradus in successione fratres, patrui, avunculi. Hier zeigt sich Hr. *M.* ganz als Jurist; hält auch unstreitig diesen Abschnitt für den wichtigsten, weil er von der Anstrengung spricht, welche ihm die Arbeit gekostet habe, und S. 162. mit folgenden Worten schliesst: „Freylich ist strenge historische Untersuchung nicht jedermanns Sache und Liebhaberey, — noch weniger ihre historische Entwicklung." Er bestreitet S. 110. mit Recht Pütters Hypothese, dass alles ererbte Gut *Stammgut* war, und nur das *Wohlgewonnene* veräussert werden konnte; weiss aber übrigens auch hier einen allgemeinen von den Deutschen angenommenen Grundsatz aufzustellen: S. 82. „*Was mein Blut ist, ist auch mein Erbe.*" Und nun folgt eine gründgelehrte Auseinandersetzung, mit mehreren Stammtafeln, wie der Deutsche das Ding alles in Ordnung gebracht hatte, so gut als der beste Civilist unserer Tage es einzurichten im Stande wäre. Manches will nicht ganz zu dem allgemeinen Grundsatze passen, dass z. B. die Töchter nicht mit erbten, die doch auch zu dem, *was mein Blut ist*, gehörten; und wie auf der andern Seite doch die mütterlichen Oheime mit zur Erbschaft kommen durften. Aber diese tiefe Auseinandersetzung müssen wir dem Studium des Lesers empfehlen. — Ein dritter Abschnitt handelt von den Nationalvereinen der Germanen, und liefert zugleich den Beweis, dass der damalige Adel von dem heutigen durchaus verschieden war. Der vierte beschäftigt sich mit der so oft abgehandelten Materie von den *kriegerischen Gefolgschaften*, in welchen junge Männer sich an die Fahne eines erfahrnen Kriegers zu Privatunternehmungen anschlossen. — Die Vorrede, welche Hr. *M.* seinen Abhandlungen als allgemeine Einleitung an die Spitze stellt, dürfen wir nicht unbemerkt lassen. Sie liefert die Idee, nach welcher er die Reichsgeschichte für den künftigen Rechtsgelehrten auf Universitäten vorgetragen wünscht, und diese besteht in der Entwicklung unserer Verfassung, wie sie durch manche Umwandlungen endlich das wurde, was wir vor uns sehen. Der Gedanke ist vortrefflich; nur zweifeln wir, ob der Studierende je die Uebersicht wird fassen, und sich davon ein lebendiges Bild wird verschaffen können, wenn er nicht zugleich durch den Faden der Geschichte, so wie sie gewöhnlich vorgetragen wird, die Umstände und Begebenheiten kennen lernt, welche diese allmähliche Umwandlung hervorbrachten. Hr. *M.* setzt dazu sechs Abschnitte fest, deren ersten er uns durch die gegenwärtige Schrift geliefert hat, und die folgenden zu liefern, vielleicht noch gesonnen ist.

Gotha, in Comm. der Ettingerischen Buchh.: *Kirchen- und Schulenverfassung des Herzogthums Gotha*, von *Joh. Heinrich Gelbke*, Herzogl. Sachsen Gothaischen Oberconsistorialrath. *Zweyter Theil. Zweyter Band.* 1799. 823 S. 4.

Mit diesem Bande endigt sich dieses nützliche Werk. Man findet hier Nachrichten von der Anzahl der Häuser jeden Ortes, von den Gemeindegütern und Gerechtigkeiten, von den besondern Einrichtungen im Kirchensachen, von Kirchengütern und Erbzinsen, Pfarr- und Schulgütern, Kirchen, Kirchenstuhlordnungen, Thürmen und Glocken, Gottesäckern, Pfarr- und Schulgebäuden, Brandassecurations-Taxen der geistlichen Gebäude, Bau- und Reparaturkosten etc. Auch werden die Namen der Pfarrer, Schuldiener und Organisten angezeigt, mit der Bemerkung, in welchen Jahren sie ihre Aemter angetreten, und wie lange sie dieselben verwaltet haben. Dergleichen Nachrichten können zur Verhütung mancher Irrungen in Ansehung geistlicher Gerechtsame viel beytragen, und daher wäre zu wünschen, dass auch in andern Ländern ähnliche Werke zum Vorschein kommen möchten. Die zuletzt angehängte *historische Nachricht von der unter dem Herzoglich-Sachsen Gothaischen Schutze stehenden Evangelisch-Lutherischen deutschen Kirche zu Genf, von ihrer Stiftung an bis auf gegenwärtige Zeiten*, ist merkwürdig.

Leipzig und **Gera**, b. Haller und Sohn: *Michael Ruyter*, oder der Lohn des Verdienstes; ein Lesebuch für junge Leute, die ihr Glück machen wollen. 1799. 214 S. 8. (16 gr.)

Wir erkennen den Fleiss und lobenswerthen Zweck des Vfs. mit Dank. Er hat bey dieser Biographie eines in der Geschichte seiner Zeit berühmten niederländischen Seehelden, welcher sich vom Schiffsjungen bis zum Admiral durch seine Talente emporschwang, alle Hülfsmittel benutzt, die er erlangen konnte. Allein der gewählte Gegenstand scheint uns dennoch nicht genug Interesse für junge Leute zu haben, um sie an die Lectüre dieser Schrift zu fesseln, zumal da auch der Vf., gleich seinen Vorgängern vorzüglich bey kriegerischen Gegenständen seines Helden stehen bleiben musste. Bey aller auf den Vortrag verwendeten Sorgfalt scheint er uns gleichwohl hie und da noch etwas zu trocken zu seyn. Wegen des möglichen Missbrauchs wünschten wir, bey Erzählung der Schulstreiche des jungen Ruyter's, S. 16. etwas mehr Behutsamkeit beobachtet.

PHILOLOGIE.

Rudolstadt, b. Langbein und Klüger: *Der kleine französische Materialist, oder französisches Lesebuch für Lehrlinge der Kaufmannschaft.* 1798. 156 S. 8. (8 gr.)

Ein glücklicher Einfall war es den Anfängern der französischen Sprache, welche sich dem Materialhandel widmen wollen, ein Buch in die Hände zu liefern, das in einem leichten Stile die gangbarsten Waarenartikel beschreibt, ihr Vaterland bemerkt, ihren Anbau und Zubereitung erzählt, die Nationen nennt, welche damit handeln, und die Handelsstädte, welche die Hauptversendung haben; das ihnen anzeigt wer sie braucht, und wozu sie gebraucht werden,

den, auch einige Kennzeichen ihres guten oder schlechten Zustandes angiebt. Die hier in französischer Sprache beschriebenen Artikel sind Kaffe, Thee, Ingwer, Muskatennüsse, Krapp, Safran, Korinthen, Sago, Lackmuss, Kurkume, Alaun, Kardamomen, Pfeffer, Vanille, Galläpfel, Kochenille, Feigen, Citronen, Cichorie, Kampfer, Zimt, Reifs, Rhabarber, Kakaobohnen, Süssholz oder Lakritzensaft, Indig, Kappern. Um die Brauchbarkeit des Büchleins noch zu erhöhen, hat der Vf. jeden Artikel mit einer Anzahl Fragen versehen, welche der Lehrer an den Schüler, oder dieser an sich selbst, richten kann, wenn das Pensum erst ins Deutsche, und wieder zurück ins Französische übersetzt worden ist. Am Ende ist ein Register der in diesem Werkchen enthaltenen Wörter beygefügt. Nur Schade dass so viele Druckfehler vorkommen!

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Chemnitz*, b. Kretschmar und *Leipzig*, in Comm. b. Linke: *Ueber besondere und allgemeine Beichte.* Meine Vorstellungen und Ueberzeugung. *D. Gottl. Merkel*, Past. pr. und Superint. zu Chemnitz. 1800. 71 S. 8. Hr. *M.* nimmt in dieser Schrift, die ihre Entstehung einer sogenannten allgemeinen Beichthandlung verdankt, welche ein Prediger in der Vorstadt Chemnitz, auf dringendes Ansuchen einiger Gemeineglieder verrichtete, die Miene an, als wolle er die Gründe für jede von beiden Arten der Beichte ohne Vorurtheil ruhig gegen einander abwägen. Allein die Schrift selbst zeugt von keiner unbefangenen Prüfung. Leere Declamationen vertreten meistentheils die Stelle der Gründe. Die wenigen Scheingründe, mit welchen er die sogenannte Privatbeichte in Schutz nimmt, sind zum Theil schon längst widerlegt, oder lassen sich doch sehr leicht widerlegen. Weil der hier behandelte Gegenstand jetzt in einigen Städten Sachsens zur Tagesordnung gehört: so hält es Rec. nicht für überflüssig, sich in eine etwas nähere Prüfung dieser Schrift einzulassen. Wenn Hr. *M.* S. 30. das von der grössern Wirksamkeit der allgemeinen Beichte hergenommene Argument für diese Art der Vorbereitungsandacht zur Abendmahlsfeyer, durch die Frage: „Lassen sich solche (Wirkungen) als Seelenvorgänge von irgend einem menschlichen Verstand in Berechnung bringen?" zu entkräften meynt: so scheint er nicht bedacht zu haben, dass man ihm die nämliche Frage zurückgeben könne, wenn er S. 28. von der Privatbeichte behauptet, sie errege eine ganz vorzügliche Andachtsempfindung. Nach des Rec. Dafürhalten beruht das Erweckliche und Rührende aller Religionsfeyerlichkeiten einzig und allein darauf, dass eine *gemeinschaftliche* Theilnahme dabey statt findet. Die dadurch erweckten Ideen von einem gemeinschaftlichen Bedürfnisse der Religion überhaupt und zweckmässiger Feyerlichkeiten sind es nur, die den letzten ihren Werth geben. Fallen diese Vorstellungen weg: so sieht man auch von den Religionsgebräuchen keinen Zweck. Die Anwendung von dem Gesagten lässt sich sehr leicht auf die Privatbeichte machen. Um diese zu retten, nimmt Hr. *M.* sogar zur Physiognomie seine Zuflucht, wenn er dem dagegen gemachten Einwurf, dass der Prediger besonders in grossen Städten die wenigsten seiner Beichtkinder genau kenne, S. 31. den Grund entgegensetzt: giebt es denn nicht einen Scharfblick, mit welchem wir einen ganz fremden Menschen aus seinem Gesichte, Ton, Geberden etc. zum grösten Theile zu durchschauen im Stande sind?" Sollte Hr. *M.* nicht wissen, dass Heuchler im Beichtstuhle die andachtsvollste Miene annehmen können? Wahrlich, hier müsste der Prediger ein noch schärferes Seherauge, als der grösste Physiognomiker unserer Tage haben, um nicht zu irren. Hr. *M.* sieht Schwierigkeiten bey der allgemeinen Beichte, die nur ein mit Vorurtheilen dagegen Eingenommner sehen kann. Unter andern Unordnungen fürchtet er auch S. 41., es möchten Manche dabey zu spät erscheinen. Solche Argumente sind in der That unwiderlegbar! Am unbegreiflichsten ist es uns aber, wie der Vf. S. 46. auch den Einwand gegen die allgemeine Beichte vorbringen konnte: es werde ein Mann von *besondern* Talenten erfodert, der jährlich 60—70. zweckmässige Beichtreden halten soll. Wie unendlich viel mehr sogenannte Absolutionsreden muss denn der Prediger bey der Privatbeichte halten? oder dürfen diese nicht zweckmässig seyn? Freylich bleibt hier der Schlendrian versteckter. Wenn Hr. *M.* S. 49. es als einen Vorzug der Privatbeichte rühmt, dass die Verfertigung des Beichtformulars den Beichtenden in Thätigkeit setzt: so muss man auf die Gedanken kommen, hier einen Mann reden zu hören, der nie Gelegenheit hatte, die Beschaffenheit der meisten Beichtformulare, aus Erfahrung kennen zu lernen. Wie wenig sind derer, die sich eines *selbstgemachten* Beichtformulars bedienen, gegen die grosse Anzahl derer, die ihr unpassendes geerbtes Formular oft mit der grössten Herzensangst herstottern? Jeder Prediger kann gewiss aus seiner Amtsführung eine Menge lächerlicher Auftritte anführen, die im Beichtstuhle bey Hersagung des Beichtformulars vorfielen, die zum Theil noch sonderbarer sind, als der Fall, der sich erst vor Kurzem ereignete, da Jemand seine Beichte so anfieng: Lieber, stelle mir eine kurze Weise zu beichten etc. Auf die S. 57. aufgeworfene Frage: woher es komme, dass in Sachsen die wenigsten Religionsdiener für die allgemeine Beichte sind, lässt sich Verschiedenes antworten. Abgerechnet, dass viele würdige Religionslehrer in diesem Lande, sich bereits laut für die allgemeine Beichte erklärt haben; so ist wohl die Furcht vor Verminderung des Beichtgeldes der vorzüglichste Grund, warum manche Religionsdiener diese Art der Beichte nicht wünschen. Das Kursächsische Oberconsistorialrescript von 1799 scheint keinesweges den Sinn zu haben, den ihm Hr. *M.* unterschiebt, sondern, wenn darin die *allgemeine Einführung* der allgemeinen Beichte noch nicht für rathsam erachtet wird; so scheint dabey einem Jeden die Freyheit gestattet zu seyn, in welcher Form er sich der Beichte bedienen wolle. Und diess ist sehr billig, wenn auch gleich nicht geleugnet werden kann, dass die sogenannte Privatbeichte immer das Ansehn einer feinern Modification des Ablasses habe, der mit dem wahren Geiste des Protestantismus nicht wohl bestehen mag. Uebrigens liegt es für jeden, der die Stimmung des Zeitalters kennt, am Tage, dass durch die der allgemeinen Beichte in den Weg gelegte Hindernisse nur so viel bewirkt wird, dass die Anzahl derer, die noch an der Abendmahlsfeyer Antheil nehmen, immer kleiner werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. Junius 1800.

PHILOLOGIE.

1) ALTENBURG, b. Richter: *Poetae latini minores. Tomus Quartus.* Carmina Heroica de Diis et Hominibus rebusque illustribus tenens, curavit *Jo. Christianus Wernsdorf.* 1785. P. I. II. 872 S.

2) Ebend. *Tomus Quintus*, quo carmina geographica Cl. Rutilii Numatiani, Rufi Festi Avieni, Prisciani, aliorum continentur. *Pars prima*, 1788. 619 S.

3) HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Poetae latini minores. Tomi Quinti*, qui carmina geographica tenet *Pars secunda et tertia.* 1791. 887 S.

4) Ebend. P. L. M. *Tomi sexti*, qui carmina de re hortensi et villatica, item amatoria et ludicra complectitur, *Pars prior.* 1794. *Pars posterior* 1799. 776 S. 8.

Da die Anzeige dieses inhaltsreichen und in mehr als einer Rücksicht schätzbaren Werkes, zufälligerweise bis zum Schlusse desselben, der durch den Tod des Herausg., seinem verdienstvollen Sohne anheimgefallen ist, verspätet worden: so wollen wir unsere Leser zuerst an den Plan des Ganzen erinnern, und dann von dem Inhalte derjenigen Bände, welche nach der Entstehung der A. L. Z. erschienen sind, genauere Rechenschaft ablegen. Das Unternehmen des verstorbnen *Wernsdorf* war mehr verdienstlich als glänzend. Aber indem er seinen Fleifs einer Anzahl von Dichtern und Gedichten widmete, die theils der Zeit, theils dem Werthe nach, weit hinter die Werke des goldenen Zeitalters zurücktreten, und defshalb entweder ganz vernachläfsigt, oder nur gelegentlich berührt, oder doch nicht vollständig und sorgfältig genug bearbeitet worden sind; gieng er von der eines ächten Gelehrten würdigen Idee aus, dafs für die Kenntnifs des classischen Alterthums, für die Geschichte der Sprache und des Geschmacks kein Bruchstück unwichtig und selbst das minder vortreffliche, ja auch das Mittelmäfsige der Aufbewahrung nicht unwerth sey. Mit dieser Achtung für das Alterthum sammelten im sechszehnten Jahrhundert *Pithöus* und *Scaliger* die einzelnen Blüthen desselben; und in dem unsrigen sind ihre Sammlungen von dem ältern und jüngern *Burmann*, nach verschiedenen Rücksichten, zum Theil aufgelöst, zum Theil wiederholt und vermehrt worden. Indessen war doch in den ältern Sammlungen noch manches zurückgeblieben, und aufser denselben boten sich hie und da Gedichte von geringerm Umfange dar, die zu einer sorgfältigern Beleuchtung und Bearbeitung auffoderten. Wenn also *Wernsdorf* einen Theil des Weges allerdings mit den *Burmannen* gieng: so war doch seine Absicht weder auf eine blofse Wiederholung der *Poetarum minorum* des Oheims, noch der *Anthologia Latina* des Neffen gerichtet. Alle *einzelnen* lateinischen Gedichte von mäfsigem Umfange, auch die namenlosen, gehörten in seinen Plan (von welchem er doch die Ciris und den Culex ausschlofs, für deren Bearbeitung er nach der Heynischen Ausgabe nichts mehr thun zu können glaubte); kürzere Gedichte aber nahm er nur dann in denselben auf, wenn sie von dem Vf. eines längern herrührten, oder wegen der Verwandschaft des *Inhaltes* zur Aufnahme geeignet waren. Denn aufser dem schwankenden Bestimmungsgrunde des Umfanges machte der Inhalt der Gedichte eine zweyte Rücksicht des Sammlers aus, indem er, wie schon aus den Angaben der Titel erhellt, seinen Vorrath in gewisse Classen theilte, die, wenn auch kein scharfbestimmtes, doch nothdürftiges Fachwerk darboten, in welches die Dichter verschiedener Zeitalter zu einer bequemern Uebersicht geordnet werden konnten. Gegen die getroffene Anordnung dürfte einiges mit Grund erinnert werden können, wenn die Sache überhaupt von grofser Wichtigkeit wäre. Offenbar fehlte es dem Plane des Herausg. an Festigkeit; und was gleich anfänglich nach ziemlich schwankenden Bestimmungen angeordnet war, wurde in der Folge durch mancherley Zufälligkeiten umgeformt, erweitert oder beschränkt. Ob also gleich der Herausg. durch den Tod gehindert wurde, einen Theil seiner Vorsätze auszuführen, denen zufolge er die *Medea* des *Hosidius Geta*, den *Querolus* des *Pseudo-Plautus*, einige auserlesene Fragmente lateinischer Tragödien und Mimen, die Aratea verschiedener Dichter und einige Astronomica mit den *Poetis minoribus* verbinden wollte: so hat er doch seinen ersten Plan wirklich vollständig ausgeführt, und das ganze zuerst abgesteckte Feld, nebst mancher angrenzenden Gegend vollkommen bearbeitet.

Bey der Ausführung seines Planes, suchte der Herausg. so viele Zwecke als möglich zu vereinigen, kritische Berichtigung des Textes, populäre Interpretation, gelehrte Erläuterung einzelner schwierigen Puncte, und literarische Untersuchungen mancherley Art. Die letzten, welche jeder Classe von Dichtern vorausgehn, und sich zum Theil mit der Aufzählung der noch vorhandenen und verloren gegangenen Dichter einer jeden Classe überhaupt, zum Theil mit gelehrten Nachrichten und Erörterungen über die auf-

genommenen Werke und ihre Verfasser insbesondere beschäftigen, machen einen der schätzbarsten Theile dieser ganzen Sammlung aus, in welchem viele der dunklern Regionen der alten Literargeschichte mit ungemeinem Fleiße bearbeitet und selbst manche neue glückliche Entdeckung gemacht worden ist. Aber so brauchbar und wichtig diese Untersuchungen dem künftigen Verfertiger einer neuen *Bibliotheca latina* seyn werden, und so sehr man dem Vf. in dieser Rücksicht seinen mühsamen Fleiss verdanken muss: so kann man doch nicht umhin zu bemerken, dass das Bestreben alles zu umfassen, eine ziemlich schwerfällige, und das Bestreben nach vollständiger Deutlichkeit, eine ziemlich weitschweifige Bearbeitung zur Folge gehabt hat. Aber Leichtigkeit und Anmuth war dem gelehrten *Wernsdorf* überhaupt nicht verliehn, und sein Ausdruck, seine Kritik und Interpretation, trägt mehr oder weniger den Charakter des Mühsamen und Beschwerlichen. Dieser Umstand, verbunden mit dem Mangel an Interesse der hier bearbeiteten Dichter, kann den Kaltsinn einigermaſsen entschuldigen, womit diese Sammlung aufgenommen worden ist; aber es würde unbillig seyn, um seinetwillen das Gute zu übersehn, das sie wirklich enthält. Auf dieses etwas aufmerksamer zu machen, wird daher der vornehmste Zweck dieser Anzeige seyn.

Die Erscheinung der *drey* ersten Bände, welche die cynegetischen und bukolischen Dichter, eine Anzahl von Elegien, lyrischen Gedichten, Satyren und Invectiven enthalten, fällt vor dem Anfang der A. L. Z., weshalb wir hier nicht bey ihnen verweilen können. Der *vierte Band* begreift eine Classe von Gedichten, die der Herausg. mit dem weitschichtigen Namen *Heroica* nur in Ansehung ihrer äuſsern Gestalt, nicht aber, wie es doch bey den übrigen Classen geschehen war, in Rücksicht auf ihren Inhalt charakterisirt. (*Visum est hac sub inscriptione classem constituere carminum, quae vel virorum excellentium elogia, vel rerum factorumque memorabilium enarrationem tenerent, et versu heroico scripta essent*). An der Spitze dieser Classe steht der *Aetna*, ein Gedicht didaktischen Inhaltes, das auf *Joseph Scaligers* Ansehn dem *Cornelius Severus* beygelegt zu werden pflegt. Diese Meynung, welche sich auf eine unrichtig gedeutete Stelle des *Seneca*, Epist. LXXIX gründet, bezweifelte zuerst *Nicol. Faber, ad Senec. Suasor. II.* und nach diesem *C. Barth*, der (*ad Claud. Idyll. de Piis Fratr. p.* 1044 und zu *Statii Theb. X.* 911.) auf den *Manilius* rieth, dessen Stil der Vf. allerdings an mehr als einer Stelle copirt zu haben scheint. Ein Umstand, welchen kein Ausleger übersehn, aber auch keiner hinlänglich benutzt hat, — die auffallende Uebereinstimmung der Meynungen des unbekannten Dichters mit den Meynungen des *Seneca*, durch welche *Scaliger* sogar auf den Gedanken kam, dass der Philosoph den Dichter geplündert habe, führte Hn. *W.* auf die mit vielem Scharfsinne ausgeschmückte Hypothese, dass der Freund des *Seneca*, *Lucilius*, der Verfasser dieses Gedichtes sey. Dass dieser aber während seines Aufenthaltes in Sicilien mit dem Gedanken einer poetischen Beschreibung des Aetna umgieng, erhellt aus dem angeführten Br. des *Seneca*: so wie aus dem Gedichte selbst erhellt, dass der Vf. desselben, wie dieses beym *Lucilius* wirklich der Fall war, die ganze Gegend auf das genaueste kannte, und sie mit philosophischem Auge untersucht hatte. Auch diejenigen Stellen, in denen der Dichter von dem Aetna, als von einem ihm vor Augen stehenden Gegenstande spricht (s. Wernsdorf T. V. P. III S. 1468), können zur Unterstützung dieser Hypothese dienen, die in der That soviel Wahrscheinlichkeit hat, als man bey einer solchen Hypothese erwarten kann, und mehr als jede andere der bisher aufgestellten befriedigt. Bey der kritischen Bearbeitung des bald durch die Schuld seines Vfs., bald durch die Schuld der Abschreiber dunklen Gedichtes, bediente sich der Herausg. eines Helmstädter Cod., der in den *Actis Societ. lat. Jenensis* Vol. V. p. 3 bekannt gemachten Varianten einer Florentinischen Handschrift, und einiger handschriftlichen Anmerkungen von *Joh. Christ. Wolf* und *Santenius*. Das beste hierunter waren ohne Zweifel die Lesarten des Cod. Flor., der zwar hin und wieder die Interpolationen eines neueren Versificators enthält, aber doch oft vortreffliche Verbesserungen darbietet, von denen Hr. *W.* oft zur Berichtigung des Textes Gebrauch gemacht hat und vielleicht noch öfter hätte machen sollen. Durch diese Hülfsmittel, zu denen noch die eigenen, oft glücklichen Conjecturen des Herausg. gerechnet werden müssen, hat der Text eine ganz andere und bessere Gestalt gewonnen. Einigen Stellen, bey denen uns die Kritik des Herausg. keine Genüge that, scheint gleichsam nur die letzte bessernde Hand zu fehlen, um sie vollkommen wieder herzustellen. So möchte V. 15 zwar amat mit Recht verbannt und der Sinn richtig bemerkt seyn, aber statt *secretos omnes* würde wenigstens *secretosque homines* gelesen werden müssen. Nur dann erst ist die Verbindung der Sätze klar: *cum nemo iactaret Cererem in arvis et cum gratia ruris homines secretos i. e. nondum in urbes congregatos, ageret i. e. oblectaret*. Dem 87 und 88 V., wo die Stellung der Worte *Jupiter ut* eine von *Scaliger* bemerkte und von *W.* nicht gehobene Schwierigkeit macht, könnte man vielleicht am ersten durch eine Versetzung der beiden Verse aufhelfen, wenn nicht vielleicht *Taurus ut* (st. in) *Europen, in Ledam candidus ales Jupiter, ut Danaae* — die richtige Lesart ist. Die nun in dem ersten Gliede mangelnde Präposition ist eine bekannte, den Dichtern verstattete Licenz (Bentley ad Horat. III. 25, 2), und war vielleicht hier, so wie an andern Stellen, eine Veranlassung ungeschickter Interpolation. Hart und unwahrscheinlich ist V. 282. die in die Beschreibung des Innern vom Aetna aufgenommene Conjectur: *rupes vectant alias mediasque coërcent* st. *nectunt alias medium*, wie die Florentinische Handschrift liest. Vielleicht trifft — *nutant alias, mediumque coërcent* — besser zum Ziel. Unter den Klippen, sagt *Lucilius*, die das Innere des Aetna einnehmen, herrscht eine grosse Verschiedenheit. Einige, neigen sich

sich entwickelt (einsetzt) und versperren den Weg, andere u. s. w. Auf eine noch leichtere Weise muss V. 190 nach Anleit. des Cod. Flor., welcher *moneant* st. *monstrant* darbietet, gelesen werden:

Quin etiam tacita moneam contingere, tuto
Si liceat.

Leider boten bey dem sehr entstellten 256 V. *Tum demum viles taceant inopesque relictae* — die Handschriften keine Hülfe dar, und Hr. *W.* sah sich genöthigt, bey der gewiss nicht sehr wahrscheinlichen Verbesserung *Scaligers*: *Turpe! silent artes, viles inopesque relictae* — stehen zu bleiben. Mit grösserer Annäherung an die Lesart aller Handschriften möchten wir vorschlagen: *Torpescunt artes, latitant inopesque relictae* — wo das Bindewort einem bekannten poetischen Sprachgebrauche gemäss, an das zweyte Wort statt des ersten angehängt ist. Statt der gar zu kraftlosen Verbesserung des 581 und 582 V. aber, welche der Herausg. in den Text aufgenommen hat; schlagen wir vor — was auch den Zügen der handschriftlichen Lesarten am nächsten kommt:

Tu quoque Athenarum crimen, jam nobile sidus,
Erigone, splendes? vestra et philomela canoris
Exsulat in sylvis. — —

Gute alte Lesarten durch schlechtere neue zu verdrängen, ist dem Herausg. nicht oft begegnet; doch würden wir V. 74 die Lesart der Handschriften: *plurima pars scenae rerum est fallacia* gegen *Gorallus*, welcher *par scenae* liesst, geschützt haben, da *scena* hier ganz füglich die poetischen Verzierungen eines Gedichtes seyn können. — Auf den *Aetna* folgen die Fragmente des *Lucilius junior*, deren sich wahrscheinlich noch mehrere unter die Fragmente des ältern *Lucilius* verloren haben, und die wenigen Ueberbleibsel des als eines guten Versificators von Quinctil. X. 1. 89 gerühmten *Cornelius Severus*, unter denen nur das auf *Cicero's* Tod von einiger Bedeutung ist. Eine dem Herausg. unbekannt gebliebene Verbesserung des 6. V. in *Jacobs Specim. Emend.* p. 78 *Patriciumque nefas detectum*[illegible] *est nunc* — ist durch die aufgenommene *exstinctum* übertroffen worden. In dem folgenden Fragmente des *Pedo Albinovanus de Navigatione Drusi* V. 19 kann von *W.* doppelten Conjecturen *lucris* oder *lapsuris* st. *libris* keine in Betrachtung kommen; aber ein entferntes, noch ganz unbekanntes, Land konnte vielleicht *lucris intactus orbis* heissen, ein Land, das nicht einmal die *Gewinnsucht* der Kaufleute aufgesucht hatte. Plin. H. N. VI. 26. T. I. p. 327 *usque ita navigatum est, donec compendia invenit mercator, lucroque India admota est.* L. II. 45. p. 96. *immensa multitudo aperto, quodcunque est, mari — navigit; sed lucri, non scientiae gratia.* — Den nächsten Platz nimmt der bekannte *Panegyricus ad Calpurnium Pisonem* ein, der, seitdem *Hadr. Junius* (Anim. VI. 1.) ihn in einer Handschrift als ein Werk *Lucans* bezeichnet gefunden hatte, diesem Dichter, doch keinesweges mit allgemeiner Uebereinstimmung, beygelegt wird. Da die Art, wie sich der Vf. selbst charakterisirt, mit dem, was vom *Lucan* bekannt ist, so wenig übereinstimmt, dass, wie *W.* gut zeigt, an diesen Dichter billigerweise gar nicht hätte gedacht werden sollen, glaubte er beym *Juvenal* VII. Sat. 80, wo der reiche *Lucan* mit dem *Serrano tenuique Saleio* zusammengestellt wird; eine Spur der Wahrheit zu finden, und legt desshalb den Panegyrikus dem, wegen seiner Armuth und wegen seines poetischen Talentes gleich bekannten *Salejus Bassus* bey; und dass dieser der Vf. desselben gewesen seyn *könne* — aber schwerlich mehr — wird durch die von *W.* beygebrachten Gründe zur Genüge dargethan. Bey der Bearbeitung dieses Gedichtes, das einige kurze Scholien abgerechnet, noch ohne Erläuterungen geblieben war, folgte der Herausg. grösstentheils der Cortischen Recension, bisweilen mit übermässiger Gewissenhaftigkeit, wie z. B. Vs. 78, wo das, wie es scheint, nur durch ein blosses Versehen von C. aufgenommene *undas*, mit der Lesart aller Ausgaben *urbi* hätte vertauscht werden sollen. Dass aber Vs. 227 die entstellten Worte: *Maecenas alta Thoantis Eruit* — in dem Texte erhalten werden, ob sich gleich *W.* in den Addendis T. V. P. III. p. 1476 selbst darüber tadelt — ist nicht eben ein unglücklicher Zufall, da wohl nicht *sonantis*, wie *W.* meynte, sondern *tonantis* die richtige Lesart seyn dürfte (v. *Burm. ad Anth. Lat.* T. I. p. 370 und *ad Propert.* III. 15. 40. *qualis Pindarico spiritus ore tonat*); die indess zu ihrer Stütze noch eines Eigennamens bedarf, welcher entweder in einem ausgefallenen Verse oder in einem verdorbenen Worte verborgen liegt. Eine schätzbare Zugabe hat der Commentar zu diesem Gedichte in den Anmerkungen des Hn. *Martyni-Laguna* (dessen Name S. 859 sonderbar entstellt ist) erhalten, welche von S. 860 an in den Addendis mitgetheilt werden. In einem Excurs zum 79. 80 Vs., handelt der Vf. von den zu Neapel gefeyerten fünfjährigen Wettspielen; und in einem andern zu 173—175 von dem Ballspiel und (zu 180 ff.) dem *ludo latrunculorum* der Alten. — In den VI Fragmenten von *Petronius*, würden wir in dem II. Vs. 8 die Lesart aller Handschriften *rebus egenis attritus* der Verbesserung von *Dousa*: *rebus egenus attritis* vorgezogen haben. Hr. *W.* findet jenes, wir wissen nicht recht warum, *minus proprium et aptum*. Aber *res egenae* ist beym *Virgil.* Aen. VIII. 364 *res pauper*, beym *Plautus* Rud. I. 5. 24 und *attritus* kann, besonders in dem hier angedeuteten schlüpfrigen Sinn, recht gut von Personen gesagt werden. Petron. Sat. c. 81 *et forsitan mutuis libidinibus attriti.* Im V. Fragm. 4. hätte zur Vertheidigung der Lesart *ac totus tibi servit honor* eher *Reposian. de Concub. Mart.* V. 97. *totum turbarat honorem* und *Vomanus de Laudib. Hortuli* 12 *pinguntque terram genitalis honoribus*, als die hier nicht passende Stelle des Calpurn. II. 75 angeführt werden sollen. Vergl. *Oudendorp. ad Apul. Metam.* p. 201. — In Fragm. VI. Vs. 3. 4. fand sich der Herausg. bey der Wahl der verschiedenen Verbesserungsvorschläge in Verlegenheit, deren keiner die Wunde in den Worten *mox Phoebus adortus*

lustra.

Lustrata dejectus humo vollständig heilt; *id undas dejectus* würde vielleicht nichts weiter zu wünschen übrig lassen (vgl. Virgil. Georg. I. 438 und Boeth. Consol. L. 1. 2. 17). — Die nächste Stelle nimmt die oft abgedruckte (f. Burmann. Anth. Lat. I. No. LXXX. p. 58) Inschrift eines gewissen *T. Caesius Taurinus* ein, worin er der Fortuna zu Präneste Opfer und Gelübde darbringt; ein *Votum ad Oceanum pro felici navigatione* (welches *Burmann* zuerst aus *N. Heinsius* Papieren bekannt gemacht hat, Anth. Lat. L. V. Nr. CXIII. p. 382) an mehrern Stellen glücklich vom Herausg. verbessert (den 7. 8. Vs. aber würden wir so lesen: *coeli tu diceris oras Fortibus atque ulnis immensum cingere nexu*), und *Reposiani Concubitus Martis et Veneris* (aus Anth. Lat. I. Nr. 72. p. 41). Der Name des Vfs. dieses mehr wort- als geistreichen Gedichtes, in welchem er Ovid. Met. IV. 171 und A. A. II. 661 vor Augen hatte, kommt sonst nirgends vor, und Hr. *W.* vermuthet, dass er vielleicht aus *Nepotianus* oder einem ähnlichen, verderbt sey. In diesem Gedichte bleibt auch nach *Hedenbach-Wakkers* Verbesserungen in den *Amoenitatt. literar.* p. 136 ff., welche Hn. *W.* unbekannt geblieben sind, und nach *Wernsdorfs* Bemühungen einem künftigen Herausgeber der lateinischen Anthologie noch manche Nachlese übrig. Im 6 Vs. ist die Interpunction so zu verbessern: *crudelis, crimine matris Pompam ducis, Amor. i. e. triumphum de matre agis.* In der Beschreibung des reizenden Haynes, welcher die Scene der Handlung ist, muss wohl Vs. 38—41 mit einigen, vielleicht nicht sehr bedeutenden, Veränderungen so gelesen werden:

Pingunt purpureos candentia lilia flores,
Ornat Flora (st. terra) nemus; nunc ulmos (st. locos) vitis inumbrat,
Nunc laurus, nunc myrtus habent sua munera; lauri
Namque hic per frondes redolentia lilia pendent.

Eine noch weit ärger verunstaltete Stelle Vs. 55 ff. in welcher *W.* so unglücklich als möglich gerathen hat, suchten wir auf folgende Weise wieder herzustellen:

Haec modo purpureum decerpens pollice florem,
Cujus libati (st. cum diligatum) suspiria ducat odora (st. odorem)
Ac divae blandis manibus (st. ast tibi blanda manus) sub pectore condat.

(Die Fortsetzung folgt.)

DRESDEN u. PIRNA, b. Vf. und in der Arnoldschen Buchhandl.: *Praktische französische Sprachlehre für Lehrer und Lernende, auch zum Selbst-Unterrichte,* von *J. A. Brüel*, erstem Lehrer der franz. Sprache bey der Kurfürstl. Sächlischen Ritter-Akademie. 1799. 671 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter der unzähligen Menge französischer Sprachlehren für Deutsche, zeichnet sich gegenwärtige vortheilhaft aus. Der Vf. machte sich Gründlichkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit zum Gesetz bey seiner Arbeit. Freylich ist das Ganze etwas corpulent; allein es soll zugleich ein Handbuch seyn, welches der Lehrer und Lernende über jede Schwierigkeit, die der Genius der französischen Sprache erzeugt, nachschlagen kann. Adelungs Schriften, das *Dictionnaire* der *Académie Françoise*, *Wailly's Principes généraux et particuliers*, und andere classische Schriften liegen bey diesem Werke zum Grunde. Die Aussprache macht den Anfang. Sie wird in fasslichen Regeln vorgetragen, und durch Leseübungen befestiget. An diesem Abschnitte wird aber einiges in einer künftigen Ausgabe verbessert werden müssen. S. 3 heisst es „*et* lies *ä*." Es muss wie *e* ausgesprochen werden; denn es hat ja nicht einerley Laut mit *est*. — Daselbst wird auch gelehrt: „Die Endung *el*, wenn *i* vorhergeht, lautet fast wie *ühl*, als *miel, ciel*". In beiden Wörtern ist *e* kurz, und klingt eigentlich zwischen *é* und *è*, folglich wie ein schwaches *ä*, aber nicht wie *äh*. — S. 4 wird behauptet: „*a* in *aerostatique, aérien* wird nicht gelesen". Es mag oft in der nachlässigen Umgangssprache stumm seyn, aber in der edeln Rede wird es nie verschwiegen, ausser in *Caesar* und einigen andern, weil man jetzt *César* zu schreiben pflegt. — S. 5 stehet: „*douairière* liess wie *douarière*. Eben so lautet *ai* in *chataigne, chataignier, chataigneraie*". In den drey letzten Wörtern spricht jeder wohlredende Franzose das *ai* wie *ä* aus. Dieselbe Seite sagt: „*ay* lautet wie *ähj* in *abbaye* l. *abähje*, *pays* l. *pühj*, *paysan* l. *pähjsang*." Der Franzose spricht *abéih'* oder *abeih'*, und eben so die folgenden, doch mit einem kürzern *i*. — S. 6 "wenn ein Trennpunct (*trema*) über *ë, ï, ü* stehet, so lautet jeder Hülfslaut (wahrscheinlich Vocallaut) für sich allein; *aiguë* liess *aigu-è*." Dieses Wort ist hier nicht gut gewählt, um die sonst wahre Regel zu beweisen; denn das Trema macht hier das *u* laut, aber nicht das fast stumme *e*; und die *Acad. Fr.* will durch diese Bezeichnung bloss anzeigen, dass *ue* hier nicht wie in *bague* etc. gelesen werden soll. Im Grunde müsste das Trema auf das *u* gesetzt werden, dann würde die Aussprache keiner Schwierigkeit unterworfen seyn. — Uebrigens gebührt dem Vf. dieser wackern Spachlehre das Lob, dass er nicht nur die Form der französischen Sprache richtig dargestellt, sondern auch die Theorie derselben gut vorgetragen, und selbige durch zweckmässige Beyspiele und Aufgaben erläutert und anwendbar gemacht hat. Den Schluss machen Gespräche über verschiedene Gegenstände, freundschaftliche und Handlungsbriefe. Jeder Lehrer, welcher sich dieser Sprachlehre bedienen will, wird sicher finden, dass sie viele andere an Vollständigkeit, Gründlichkeit und wohlgewählten praktischen Uebungen weit übertrifft.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. Junius 1800.

PHILOLOGIE.

1) ALTENBURG, b. Richter: *Poetae latini minores. Tomus Quartus.* Carmina Heroica de Diis et Hominibus rebusque illustribus tenens, curavit *Jo. Christianus Wernsdorf* etc.

2) Ebend.: *Tomi Quinti* etc. P. I.

3) HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Poetae latini minores, Tomi Quinti* etc. P. II.

4) Ebend.: *P. L. M. Tomus Sextus* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *zweyte* Abtheilung dieses Bandes wird mit einem rhetorischen Uebungsstück: *Incerti Verba Achillis in Parthenone dum tubam Diomedis audisset*, eröffnet, wobey man sich nicht ungern an die Vorstellung dieses Gegenstandes auf dem angeblichen Sarcophage Homers erinnern wird. Auch in diesem Gedichte hat *Medenbach-Wakker* S. 140 ff. einige Verbesserungen vorgeschlagen, die dem Herausgeber unbekannt geblieben sind. Die *Epistola Didonis ad Aeneam*, ein dürftiges Gedicht, das wegen seines bis zum Ekel wiederholten Schallverses einer Litaney nicht übel gleicht, wird von dem Herausgeber mit der Schutzschrift eingeführt: *talia carmina vel ideo proferenda et legenda sunt, ut decrescentem artis et ingenii elegantiam in poetis serioris aevi cognoscere, iisque comparandis acumen judicii exercere possimus.* Hierauf folgt eine Reihe von Epithalamien, die mit einer Abhandlung: *De veterum Epithalamiorum auctoribus et diversa ratione* eröffnet wird. Das erste (*Burm. Anth. Lat.* T. II. p. 638.) das Werk eines gewissen *Patricius* — ein Name, der unter den christlichen Kaisern öfters vorkömmt — dürfte schwerlich den poetischen Werth haben, den der Herausgeber ihm beylegt; Personificationen und Mythologie enthält es zwar genug, aber keine Poesie. Das im 15. V. *Wernsdorfen* so anstössige *Gratia — invergit florem, nascentibus herbis*, verliert doch vieles von seinem Wunderbaren, wenn man *florem* für *pulcritudinem* nimmt, und an den alles verschönernden Blick der Grazie denkt. In dem an vielen Stellen verstümmelten *Epithalamium Laurentii et Mariae* (Anth. Lat. T. II. p. 633.) muss V. 2. vielleicht *numine* st. *carmine*; und V. 37. ganz gewiss *Quodque alias comit, per te componitur aurum* st. *atque alias* — gelesen werden. — *Licentii carmen ad Augustinum* (unter den Briefen des heil. Augustinus T. II. Nr. 26. Antwerp. 1700. fol.) ein fast ganz vernachlässigtes, aber der Vernachlässigung nicht werthes Gedicht, dessen Inhalt sogar von den wenigen, die es erwähnen, verkannt worden ist, erscheint hier zum erstenmal vollständig erläutert und an vielen Stellen verbessert. Zu den glücklichsten Verbesserungen rechnen wir V. 60. *Solstitio Meroën*, (st. *Neuros*) *bruma sectabimur Istrum*, nach Claudian. de Consul. Prob. 135. (worauf auch Schrader. Obss. III. p. 31. durch dieselbe Quelle geführt worden war) vergl. Theocrit. VII. 114. und V. 66. *Epidaphnaeas rupes* st. *Epidamnaeas*. Dagegen ist es ihm in der dunkeln Stelle V. 86—90. zwar gelungen, den Sinn richtig zu entdecken, aber die wahre Lesart ist seinem Scharfsinne verborgen geblieben. *Licentius* scheint geschrieben zu haben:

> *Sed mecum reputans tua candida verba, magister,*
> *Hac* (st. *Haec*) *magis excrucior* (st. *esse reor*) „*Tibi credere callida res est,*
> *Decipit, atque animis molitur retia nostris.*
> *Praeteritos oblitus enim praesentia praesto*
> *Sunt* (st. *Nunc*) *tibi; quare* (st. *cure*) *tuo nos nunc de pectore lapsi.*"

Ganz verunglückt aber ist V. 101., wo nach Dichterart eine Reihe ἀδύνατα angehäuft werden, die Conjectur *super aethera damae Errabunt*, *nantesque canent* (st. *montesque canent*) *et flumina plaudent*. Hirsche, die, in den Fluthen wohnend, sich noch überdiess *mit Gesang ergötzten*, möchten doch gar zu weit über den Gränzen der poetischen Licenz hinausliegen. Da es auch nicht wahrscheinlich ist, dass der Dichter bey diesem einzelnen Umstande so lange verweilt habe, so möchte *montesque* wohl die richtige Lesart seyn, wenn man verbessert:

> *montesque labantes flumina plaudent,*

i. e. *ferient*, *in flumina ruent*. In einer ähnlichen Stelle sagt Horaz Epod. XVI. 29. *In mare seu celsus procurrerit Apenninus.* — Den Rest des Bandes füllt die *Epitome Iliados Homeri*, die man ehemals durch einen sonderbaren Irthum dem *Pindar Thebanus* beylegte (S. Wernsd. S. 563.), Hr. *W.* aber dem *Rufus Festus Avienus* beyzulegen geneigt ist. Wir müssen gestehen, dass uns die Gründe, auf welche sich diese Vermuthung stützt, ausserordentlich schwach geschienen haben. Es ist wahr, dass *Avienus* mehrerley ähnliche Werke verfertigt hat; aber ist man wohl deshalb berechtigt, mit *W.* zu fragen (S. 535.), ob wohl der, welcher zwey griechische Dichter bearbeitet habe, unterlassen haben werde, den *Homer* auf eine ähnliche Weise zu behandeln? und wenn in ei-nem

nem Epigramm (L. III. 62.), das Hr. *W.* für ein Werk des *Avienus hält*, von dem Vergnügen seines ländlichen Aufenthalts am *Meere* gesprochen wird, und in der *Epitome Iliados* einige vom *Seewesen* hergenommene Bilder vorkommen, folgt daraus, dass beide von Einem Verfasser, oder gar, dass sie vom *Avienus* herrühren müssen, der auch ein Landgut hatte, und sich auf diesem mit der Poesie beschäftigte (Anthol. Lat. L. III. 59.)? Hn. *W.* selbst, welcher in frühern Zeiten (s. T. III. p. 260.) den *Pentadius* für den Vf. dieser Epitome gehalten hatte, befriedigte diese zweyte Hypothese nicht ganz, und er gesteht späterhin (T. V. P. II. p. 677.) ein, dass es in jenem Zeitalter noch einige andere Gedichte gegeben habe, denen man die Verfertigung dieser Arbeit zutrauen könne. So wenig man aber auch den Versuch des Herausgebers, diesem Dichter seinen Verfasser nachzuweisen, für wohlgelungen ansehen kann: so giebt er doch gelegentlich zu vielen guten Bemerkungen und Aufklärungen über die verloren gegangenen Schriften des *Avienus* Gelegenheit, womit dasjenige verbunden werden muss, was weiter unten im *fünften* Theile über diesen Dichter gesagt wird. Wer indess immer der Vf. der *Epitome Iliados* gewesen seyn mag: so verdient seine zierliche Latinität, und die Bekanntschaft, die er mit den Dichtern der besten Zeit verräth; etwas mehr Aufmerksamkeit, als man ihm bisher gewidmet hat; wenn ihn schon niemand leicht um jener Eigenschaften willen, mit *Laurentius Valla*, dem *Virgil* vorziehen wird. Hr. *W.* vermuthet, dass der Vf. bey seiner Arbeit nicht das griechische Exemplar *Homers*, sondern eine ältere lateinische Uebersetzung, in welcher vielleicht schon Stellen aus ältern Dichtern eingewebt waren, vor Augen gehabt habe; aber ob er gleich diese Vermuthung, durch die Vergleichung der Periochen des *Ausonius* einigermassen unterstützt: so möchte es doch wahrscheinlicher seyn, dass der Dichter sein Werk grösstentheils aus dem Gedächtnisse geschrieben habe, und deshalb bisweilen von der Ordnung der Materien des Originals abgewichen sey. Die aufgestellte Vermuthung hat wiederum einen nützlichen Excurs über die *lateinischen Homeristen* und eine Sammlung ihrer Fragmente veranlasst, unter denen die des *Cicero* und *Cn. Matius* die bedeutendsten sind.

Bey der kritischen Bearbeitung des an vielen Stellen ausserordentlich verunstalteten Textes, welchem die Ausgabe von *Albanus Torinus* Basil. 1541. zum Grunde liegt, benutzte der Herausgeber die Lesarten von vier Handschriften, welche bald gerade zu, bald durch sichere Anzeichen eine Menge Verbesserungen anboten; die oft glücklichen Conjecturen *Johannes van der Bussen*, aus dessen *Prodromus novae editionis Pindari Thebani.* 1769. 8. und P. *Bondam's* (*Variae Lectt. Zutph.* 1759. 8.) welcher sich vornehmlich durch die Verbesserung der entstellten Namen, und die Bemerkung der Nachahmung *Ovids* um dieses Gedicht verdient gemacht hat. Mit diesen und einigen andern minder bedeutenden Hülfsmitteln — unter denen wir doch wiederum *Wakker's Amoenitates* ungern vermissen — ist es dem Herausgeber gelungen, den Text, wie sein Titel besagt, von vielen anhängenden Fehlern zu reinigen, und seiner ursprünglichen Gestalt näher zu bringen. Dass er indess einem künftigen Bearbeiter, dessen dieses Gedicht nicht unwerth ist, noch eine Nachlese gelassen habe, wollen wir an einigen wenigen Beyspielen zeigen, die wir zur Schonung des Raums, aus mehrern auslesen. Die Verlegenheit, in welcher sich W. beym 285. 286. V. befand — *quae te mox rapuit regem* — hebt *Wakker's* meisterhafte Verbesserung (S. 36.) *quam te mox rapuisse gemes* — die man auf den ersten Anblick den Barthischen und Wernsdorfischen, zwar geringen, aber ganz ungenügenden Veränderungen vorziehen wird. Mit Unrecht ist V. 534. die mit einem gewissen Scheine blendende Conjectur des Herausgebers: *Quem sancta virago Aegide* (st. *Egit et*), *et extrema percussum cuspide caedit* — in den Text erhoben, da die *Aegide* bey der Verwundung des Mars gar keine Rolle spielt, sondern der Spiess des Diomedes, durch die Hand der Pallas gelenkt und gestärkt (Il. ε. 856.) den Kriegsgott verwundete. Die wahre Lesart scheint daher: *Oenidae extrema percussum cuspide caedit.* i. e. *Diomedis hasta Pallas Martem vulneravit*; indem wahrscheinlich hier, wie V. 466. statt *Oenidae* in den Codd. *Enidae* geschrieben, und allmälig in *egit et* verwandelt worden war. Die bemerkte Nachahmung Virgilischer und Ovidischer Stellen führt bisweilen zu bessern Lesarten, als die von Hn. *W.* in den Text aufgenommen sind. V. 738. hätte schon aus diesem Grunde die Lesart Einer Handschrift *volucris* ohne Bedenken aufgenommen werden sollen; so wie V. 909. *modum*, welches hier, so wie öfters, für *numerum* gesetzt (S. Drakenb. ad Liv. Epit. LVIII. und Ruhnk. ad Vellej. p. 316.) und hier offenbar durch einen Irrthum mit dem bekanntern *manum* vertauscht worden ist. Eben so dürfte auch V. 793. *dorica bella* dem gemeinern *Achaica bella*, wegen der Nachahmung *Virgils* (Aen. II. 27. VI. 88.) vorzuziehen seyn. Die zu V. 920. von dem Herausgeber angeführte Stelle *Ovids*. Metam. III. 79. führt nicht auf das von ihm vorgeschlagene, durch keine Autorität eines guten Schriftstellers bewährte, *impetuosus aquis* (st. *Impediatur* oder *Impeditur*) sondern auf: *Impete fertur aquis.* Bey den Drohungen, welche Achilles V. 997. f. gegen den Hector ausstösst, hatte der Vf. den *Ibis Ovids* vor Augen, aber nicht V. 194. den Hr. *W.* anführt, sondern 169. f. *Unguibus et rostro tardus trahet ilia vultur; Et scindent avidae perfida corda canes*, wodurch es wahrscheinlich wird, dass hier *avidique canes tua viscera scindent*, statt des solöcistischen *pascent* gelesen werden müsse. — Um der Verwandschaft der Materie willen, ist der *Epitome Iliadis* die *Trojae Halosis* von *Petronius* zugesellt. Der Herausgeber benutzte hier die Arbeiten seiner nächsten Vorgänger mit eigner Einsicht; und dass ihm einige Conjecturen von *Abresch* (Animadv. ad Aeschyl. I. 12. p. 76.) zum 21. f. V. unbekannt geblieben, war in diesem besondern Falle kein grosser Verlust. — Zu leid

reiche *Addenda* und *Corrigenda* zu allen vorhergehenden Theilen machen den Beschluss dieses Bandes, und bezeugen den unermüdlichen Besserungsfleiss des Herausgebers.

Die drey Abtheilungen des *fünften Bandes* sind vorzüglich und fast ganz den geographischen Dichtern gewidmet. Keiner von ihnen — den *Rutilius* und *Priscian* ausgenommen — ist bis jetzt einer sorgfältigen Bearbeitung gewürdigt worden; eine Ehre, deren freylich auch noch die hauptsächlichste Quelle derselben, die Periegesis des *Dionysius* entbehrt. Den ersten Platz, der Zeit und dem Range nach, nimmt hier *Rutilii Itinerarium* ein. Der Vf. dieser im elegischen Sylbenmaasse geschriebenen Reisebeschreibung nach Gallien, war *Praefectus urbi* (wohin vielleicht auch die in den Handschriften bey dem Namen des *Rutilius* gefundenen Buchstaben V. C., die man bald durch *Vir consularis*, bald durch *Vir clarissimus* deutete, bezogen werden müssen, indem man sie durch *Urbis custos* erklärt, welches mit *Praefectus urbi* gleichgeltend ist. S. *Ruhnk. ad Vellej. Paterc.* p. 391.) und *Magister Officiorum* — denn nur diese Titel scheinen ihm von mehrern, irrig beygelegten, zuzukommen. Der Herausgeber geht bey dieser Gelegenheit die vorzüglichsten versificirten Reisebeschreibungen der Römer, und die unter dem Namen Rutilius bekannten Schriftsteller durch; aber mehrere hier angebrachten Untersuchungen, vorzüglich über den Namen *Venerius*, über die Existenz einer Ausgabe des Rutilius von *P. Summontius*, sind bis zum Uebermaass ermüdend, ohne sonderlich belehrend zu seyn. Bey der Bearbeitung des am Ende verstümmelten Gedichts, benutzte der Herausgeber das meiste, was seit *Castalio* — der sich zuerst ausgezeichnete Verdienste um dasselbe erworben hat, bis auf den jüngsten Herausgeber (*Jo. Christ. Kapp.* Erlang. 1786.) darüber geschrieben worden, nebst einigen handschriftlichen Anmerkungen von *Jo. Schrader*, und einem verstorbenen braunschweigischen Gelehrten *Chr. Friedr. Weichmann*, so dass ihn weniger der Mangel, als die Menge von Hülfsmitteln bey manchen Stellen in Verlegenheit setzte. Lobenswerth ist es, dass er bey Auswahl und Beurtheilung der Lesarten, ausser andern kritischen Gründen, ganz vorzüglich die von *Rutilius* nachgeahmten Stellen zu Hülfe nimmt: so wie z. B. V. 413. die Interpunction durch die Bemerkung zweyer ähnlichen Stellen glücklich berichtigt ist. Aber wenn V. 64. die alte Lesart *Profuit injustis, te dominante, capi* — dem Sinne nach durch die bemerkte Parallelstelle beym *Claudian* III. laud. Stil. 136. unterstützt wird: so lässt doch der ganz ungewöhnliche Gebrauch von *injustus* für *sine legibus et jure* — noch immer manchen Zweifel gegen ihre Richtigkeit zu. — Da sich ein grosser Theil dieses *Itinerarii* mit dem Lobe von Rom beschäftigt: so hat ihm W. *Hildeberti carmen de urbis Romae ruina* mit *Burmann's* (aus Anthol. Lat. L. III. p. 457.) und *Opitii* Anmerkungen (aus den Variis lectt. c. 13.) angehängt.

Zunächst folgt die freye Bearbeitung der *Periegesis* des *Dionysius* von *Priscian*, welche bisweilen, aus einem hier umständlich aufgedeckten und erklärten Irthum, dem Grammatiker *Rhemnius Fannius Palaemon* beygelegt wird. Hr. *W.* zeigt, dass man keine Ursache habe, den Verfasser dieses ziemlich schwachen Gedichts, dem indess eine gewisse Leichtigkeit und Einfachheit des Ausdrucks zur Empfehlung gereicht, für einen andern, als den unter *Justinian* berühmten, christlichen Grammatiker zu halten. In den ältern Zeiten wurde es fleissig in Schulen gelesen, in die es schwerlich wieder eingeführt werden könnte, ohne das geographische Studium, aus einer misverstandenen Achtung gegen das Alterthum, rückwärts gehen zu lassen. Da die ältern Ausleger desselben *Jo. Camers* und *Andr. Papius* oft auf die Periegesis des *Avienus* Rücksicht nehmen: so hat Hr. *W.* die Commentare von beiden vollständig abdrucken lassen, und deshalb auch den *Priscian*, gegen die Ordnung der Zeit, vor dem ältern *Avienus* vorausgehen lassen. Die Seltenheit der Anmerkungen *Camers* mag einen solchen Abdruck rechtfertigen, ob schon mit der Vollständigkeit desselben, durch welche eine Menge bekannter und trivialer Dinge wiederholt worden sind, nur wenigen Lesern ein wesentlicher Dienst geschehen seyn dürfte. Unter dem Texte stehen *Hudson's*, *Bahrd's* und *Salmasius* ausgezogene Anmerkungen, die mit sehr zahlreichen des Herausgebers selbst begleitet und vermehrt sind. In den Excursen zu diesem Gedichte werden die Freunde der alten Geschichte die Abhandlung über den Untergang von Sybaris nicht übersehen. — *Priscian's* Verse *de ponderibus et mensuris*, mit den vollständigen Anmerkungen von *Jo. Caesarius*, *Elias Vinetus* und *P. Burmannus*, ein kurzes Gedicht *de duodecim ventis* (aus Anth. Lat. L. V. Nr. CXIV.) mit *Pithöus* und *Burmann's* Anmerkungen, und ein anderes *de Tabula Orbis terrarum jussu Theodosii junioris factum* (aus Anth. La. L. V. Nr. CXV.) füllen den Rest dieses Abschnitts.

Den ganzen *zweyten* Band nimmt die Periegesis des *Avienus* ein. Die Nachrichten, welche der Herausgeber im T. IV P. II. von dem Vf. zu geben angefangen hat, werden hier, nach Anleitung eines Gedichts der lateinischen Anthol. I. Nr. 79. p. 57. das unserm *Avienus* vindicirt wird, vermehrt und berichtigt. Er zeigt, dass er weder ein Christ, noch ein Spanier, gewesen, wahrscheinlich um die Mitte des *vierten* Jahrhunderts gelebt habe, und dass die, noch jetzt unter dem Namen *Avienus* oder *Avianus* vorhandenen Gedichte — mit Ausschluss der äsopischen Fabeln — so wie auch die vom *Servius* erwähnten *Fabulae Virgilii* und *Livii historiae jambis expressae* ihm angehören, ohne dass man nöthig habe, zu mehr als einem Dichter dieses Namens seine Zuflucht zu nehmen. Die äsopischen Fabeln aber gehören dem *Flavius Avianus* an, der sie dem *Macrobius Theodosius*, dem Vf. der Saturnalien gewidmet hat: so wie gewisse griechische Epigramme, welche in der planudischen

schen Anthologie (durch einen Schreibfehler) dem Ἀβδίλιος beygelegt werden, nicht einmal einem Namensverwandten, sondern dem *Ammianus* angehören. Gelegentlich bringt Hr. *W.* einige gelehrte Notizen über einen lateinischen Fabulisten *Titianus*, bey, welcher die Fabeln des *Babrius* in Prosa übersetzt hat.

Auf die Wiederherstellung und Erklärung des ersten Gedichts von *Avienus*, welches den Titel *Descriptio orbis terrarum* führt, und bis jetzt nur auf eine desultorische Weise behandelt worden ist, hat der Herausgeber einen glücklichen Fleiss gewendet, wodurch *Friesemann's* flüchtige Arbeit verdunkelt, und vielleicht selbst dem gelehrten *St. Croix*, wenn je seine längst versprochene Ausgabe der *Geographorum minorum* erscheinen sollte, keine sehr bedeutende Nachlese übrig bleiben möchte. Hierbey that ihm hauptsächlich der Gebrauch der trefflichen Ausgabe von *Joach. Vadianus*. Viennae 1515. ganz ausgezeichnete Dienste, die durch einen sonderbaren Unstern, durch die höchst fehlerhafte Ausgabe von *Pithöus*, in solche Vergessenheit gebracht worden war, dass auch nicht ein einziger Kritiker, selbst nicht einmal *Jo. Schrader*, welcher doch dem *Avienus* so vielen Fleiss gewidmet hatte, sie gekannt zu haben scheint. Mehrere Stellen, an denen sich die Conjecturalkritik vergebens versucht hat, sind durch sie verbessert worden, so wie sie bisweilen an andern Stellen die Verbesserungsversuche der *Barthe*, *Heinsius* und *Schrader* bestätigt hat. Von dem letzten erhielt er einen grossen Apparat von Anmerkungen durch *Wasserberg's* Vermittelung, deren Ausführlichkeit eine Veränderung der äussern Einrichtung nothwendig machte. Sie sind sämmtlich, zugleich mit den Wernsdorfischen, dem Gedichte angehängt, und nur die kritischen Anmerkungen, die sich unmittelbar auf die Beschaffenheit und Berichtigung des Textes beziehn, unter den Text gesetzt worden. Unter den letzten vermissen wir bey V. 992. *Wassen's* Vermuthung (z. Thucyd. VIII. 25.) *Ephesus Scythicae* (st. taetrae) *sustollit fana Dianae*, welche indess der hier aufgenommenen Verbesserung von *Heinsius* und *Munker*, die durch die beiden Wiener Ausgaben bestätigt wird, *tetricae Dianae* — keineswegs vorzuziehen seyn würde.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Lagarde: *Manuel du Voyageur, ou Recueil de Dialogues, de Lettres etc. suivi d'un Itineraire raisonné à l'usage des François en Allemagne et des Allemands en France*, par Madame de Genlis. Avec la traduction allemande par *S. H. Catel*. 1799. 206 S. 8. (16 gr.)

Man findet hier Gespräche, Briefe und andere interessante Aufsätze, besonders ein unterhaltende Reise-Journal, alles in einer leichten und angenehmen Schreibart. Hr. *C.* hat dem Text zuweilen eine doppelte deutsche Uebersetzung beygefügt. In der ersten ist das Original wörtlich nach dem Genius der französischen Sprache copirt, damit der Anfänger denselben ohne viele Mühe erlerne. In der andern Uebersetzung steht ein besseres Deutsch, wodurch ihm der Abstand beider Sprachen in die Augen fällt. Auch sind Noten hinzugekommen, welche hauptsächlich Franzosen die deutschen schweren Ausdrücke, Wendungen und Redensarten erklären und erläutern. Dieses Buch kann als eine Folge oder als der zweyte Theil der *Exercices de prononciation, de grammaire et de construction* von eben diesem rühmlichst bekannten Vf. angesehn werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Köln am Rhein: Abhandlung über die einzig mögliche Art, das Priesterthum einzuschränken und die Geistlichkeit aufzuheben.* Von *Christian Sommer*, Advocat in Köln. 1798. 69 S. 8. — Was soll aus der Geistlichkeit werden? Für Länder, wo die Revolution die alte Verfassung ganz auseinander riss, und es möglich machte, eine neue zu schaffen, löst der Vf. diese Frage auf eine ziemlich befriedigende Weise. Tollkühnes Wegwerfen aller Religion, und ungerechtes Auseinanderjagen der Geistlichen ist seine Sache nicht. Die zur Aufrechthaltung der Moralität nöthigen Geistlichen setzt er in den Stand zu werden, was sie längst hätten seyn sollen. Unter andern zeichnet sich der Vorschlag aus, den Pfarrerstand mit dem Friedensrichteramte zu verbinden, welcher vielleicht nicht jedem gefallen wird, als ein der Vf. weiss die Verrichtungen des Pfarrers so ins Idealisch-Schöne zu zeichnen, dass man ihm selbst dabey gut seyn muss. Diese Umänderung der nothwendigen Geistlichkeit zu moralischen Beamten nennt er Einschränkung des Priesterthums. Die unnöthige in Klöstern und Stiftern sucht er so aufzuheben, dass weder die Menschlichkeit noch der Staat dabey leidet. Auf Einzelne dieser lesenswerthen Schrift sich einzulassen, würde zu weit führen. — Gegen die leidenschaftlichen Niederreisser der Geistlichkeit wird mit grösstentheils gründlicher und männlicher Beredsamkeit erinnert, dass alle die Vorwürfe, die sie der Geistlichkeit machen, besonders die Klagen über den Despotismus dieses Standes, weit mehr auf die Ankläger selbst zurück fallen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Junius 1800.

PHILOLOGIE.

1) Altenburg, b. Richter: *Poetae latini minores. Tomus Quartus.* Carmina Heroica de Diis et Hominibus rebusque illustribus tenens, curavit *Jo. Christianus Wernsdorf.* etc.

2) Ebend.: *Tomi Quinti*, etc. P. I.

3) Helmstädt, b. Fleckeisen. *Poetae latini minores. Tomi Quinti*, etc. P. II.

4) Ebend.: P. L. M. *Tomus Sextus*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

In dem *dritten* Bande folgt das zweyte geographische Gedicht des *Avienus*, *Ora maritima*, in welchem die innere Küste von Spanien, von Cadix bis nach Massilien, aber ohne Beobachtung einer lichtvollen Ordnung und Methode, beschrieben wird. Dieser Mangel an Ordnung, das Abschweifen von einer Gegend zur andern — wie denn der Vf. gleich im Anfange von Tartessus nach den cassiterischen Inseln und von diesen nach dem mittelländischen Meere zurück streift — sein öfteres Zurückkehren zu einem und eben demselben Orte, hat den Herausg. auf die Meynung gebracht (S. 1163.) dass *Av.*, ohne eigene geographische Kenntnisse, die Angaben verschiedener Schriftsteller gesammelt und in dieses Gedicht zusammengedrängt habe; eine Hypothese, welche wenigstens den Umstand erklärt, dass *Av.* gerade auf die Puncte am häufigsten zurückkehrt, die den Alten, vorzüglich den Dichtern, am meisten bekannt waren. Wenige Gedichte des lateinischen Alterthums sind so entstellt auf unsere Zeiten gekommen als dieses, und es war vielleicht unmöglich, es auch bey dem Gebrauche mancher recht schätzbaren Hülfsmittel, die dem Herausg. zu Theil wurden, überall lesbar zu machen. Auch giebt die Beschaffenheit der bis jetzt verglichenen Handschriften und ihre Uebereinstimmung, sowohl unter einander, als mit der ersten Ausgabe, wenige Hoffnung, dass aus diesen Quellen jemals ein bedeutender Gewinn gezogen werden könne. Die Anmerkungen bestehen zum Theil aus Excerpten und diese berühren hin und wieder Gegenstände der Geographie, deren Erörterung nicht eigentlich in dem Plane des Herausg. lag. Er selbst drückt sich hierüber S. 1161. so aus: *Quas quidem ad declarandam locorum notitiam, quot et quales reperissem, libens apposui, ea tamen cum moderatione, ut neque examinarem sollicite, quae forte in iis dubia videri possent, neque ipse in aliis Avieni locis multa ejus generis monerem, nisi quae in subita annotatione sua veluti sponte sub stilum venissent. Neque enim Geographiam veterem per Avieni recensionem docere animus fuit, neque id vel loci annotationisque angustia, vel rerum ipsarum obscura, et caeterorum notitiam geographorum excedens antiquitas permittebat, et, si vel maxime hoc agere voluissem, operosa de rebus plane dubiis disquisitio, quam alii refugissent interpretes, raro erat successum usumque habitura.* Da gerade in diesem Werke der Mangel an Ordnung, und die Verunstaltung der Namen den an sich, bey einer so wenig beschriebenen Gegend, schwierigen Untersuchungen, doppelte Hindernisse in den Weg legt: so muss man diese Entschuldigung wohl gelten lassen. Eine, aus einem verschriebenen Namen entstandene Schwierigkeit, wo *W.* keine Auskunft zu geben wusste, hebt eine unbemerkt gebliebene Verbesserung von *Wasse* z. Thucyd. V. 33. welcher V. 525. tum juguin *Alabandicam* statt Celebandicum liesst, und an die beym *Ptolemäus* erwähnte celtiberische Stadt Alaba, und die Alabanenenser des *Plinius* erinnert. Es ist zu beklagen, dass sich die neuen Bearbeiter der alten Geographie so wenig um dieses Gedicht bekümmert, ja zum Theil es nicht einmal gekannt zu haben scheinen. Wir machen hier noch auf einen Excursus zu V. 277. aufmerksam, in welchem literarische Nachrichten über den *Juba von Mauritanien* (*regem*, wie *Plinius* sagt, *studiorum claritate memorabiliorem quam regno*) zusammengestellt, und auch nach *Sévin* (*Mémoires de l'Acad. des Inscr.* T. IV. p. 457.) mancherley Wissenswerthes bemerkt ist. — Auf dieses längere Werk folgen einige kleinere Gedichte von *Avienus* aus der lateinischen Anthologie; *Ausonii ordo nobilium urbium* (oder *de claris urbibus*; doch scheint jener Titel richtiger zu seyn, da *A.* wirklich eine Rangordnung unter den berühmten Städten festsetzt) und eine Anzahl *Epigrammen* verschiedener Verfasser auf einige Städte, Inseln und Länder des Alterthums; endlich die Fragmente des *P. Terentius Varro Atacinus*, an dessen Uebersetzung oder Bearbeitung der Argonautica des *Apollonius Rhodius Ruhnkenius* zuerst mit Sorgfalt erinnert hat (*Epist. crit.* II. p. 199.). *Wernsdorfs* Abhandlung über die Werke dieses Dichters, welche grösstentheils geographischen Inhalts waren, und in denen er wohl meistentheils griechische Originale vor Augen gehabt hat, gehört zu den schätzbaren Stücken dieser Sammlung und wird einem künftigen *Fabricius* nicht entgehen. Von den Fragmenten sind nur diejenigen hier aufgenommen, bey denen der Name des *Varro* ausdrücklich mit dem Zusatze des *Atacinus* begleitet ist; aber man

man kann mit Recht vermuthen, dafs manche Stelle, die man unter die Fragmente des berühmteren *M. Terentius Varro* gesetzt hat, diesem geographischen Dichter angehöre. — Auch diesen Theil beschliessen *Supplementa* zu allen vorhergehenden Bänden.

Von der Beschreibung der Erde überhaupt geht der Herausg. im *sechsten* Bande zu den Beschreibungen der Gärten und des Landes über. *Columella de cultu hortorum* und *Palladius de Insitione* machen den Anfang. Das erste ist eine Zierde dieser Sammlung. Hr. *W.* legte dabey *Gessners* Text zum Grunde, den er bis auf wenige Stellen unverändert beybehielt, und setzte zu G. Variantensammlung einige handschriftliche Anmerkungen, und die Lesarten einiger alten Ausgaben hinzu. Seitdem ist dieses zierliche Gedicht zugleich mit dem ganzen Werke des *Columella* von einem andern Gelehrten mit einem gröfsern Apparat von Hülfsmitteln und einer gröfsern Fülle von Sachkenntnissen edirt worden. Hn. *Schneiders* Text weicht an mehrern Stellen von dem *W.* ab, und in den meisten Fällen wird man den Gründen des spätern Herausg. seinen Beyfall nicht versagen können. Gewifs benutzte *W.* die ihm offen stehenden Quellen nicht nach Gebühr, wenn er z. B. in 105. V. die treffliche Lesart des Cod. Sangerm. *armantque puellis* st. *puellas* ganz unbeachtet liefs, und dafür lieber die gemeine nothdürftig und unbefriedigend zu erklären suchte. Im 281. V. ist *virent convivia* zwar besser als von *Gessner* vertheidigt; aber wenn darum, weil *virere* von dem jugendlichen Alter gebraucht wird, auch *virere convivia* statt finden kann: so müfste man mit eben dem Rechte auch *viride convivium* sagen können, welches niemanden einfallen wird. *Vigent* ist daher höchst wahrscheinlich die richtige Lesart, die vielleicht wegen des dabey stehenden *pratis* von einem gedankenlosen Abschreiber verändert worden ist. V. 373. ist die richtige Verbesserung von *Pontedera tamni* st. *thamni* oder *rhamni* nicht angezeigt und benutzt, sondern das hier unstatthafte *rhamni* beybehalten worden. — In dem Gedichte des *Palladius* stimmt der Text bis auf einige wenige Kleinigkeiten durchgängig mit dem Schneiderischen überein, und auch da, wo er abweicht (z. B. V. 129. in *avide*) ist doch das Urtheil des frühern Herausg. dem des spätern gleichstimmend. — In den vorausgeschickten Abhandlungen sucht Hr. *W.* die schon im I. Th. S. 6. geäufserte Meynung zu begründen, dafs *Columella* aus einer Familie von Freygelassenen gewesen sey; vom *Palladius* aber zeigt er, gegen seine frühere Behauptung (T. V. P. I. p. 551.), dafs man über seine Lebensumstände und die Zeit seines Lebens durchaus nichts zuverlässiges wisse, dafs man ihn aber doch mit Wahrscheinlichkeit in die Zeiten des Valens oder Theodos des ältern setzen könne. — Auf diese beiden Gedichte folgt das rhetorische Uebungsstück eines gewissen *Vomanus*, *Laudes hortuli*, aus *Burmann's* Anthol. L. III. ep. 51. und ganz nach dessen Recension; und das von einigen dem *Virgil*, von andern dem *Ausonius* beygelegte *Idyllium de Rosa* (Anth. Lat. III. 292.) dessen wahrer Vf., nach *W.* Urtheil, nicht bestimmt werden kann; *fünf* andere kleine Gedichte auf die Rose (aus Anth. Lat. T. I. p. 699 ff. und T. II. p. 471.) und einige kleine Gedichte *Petrons* und anderer *de hortorum et ruris amoenitate*. In dem ersten (aus Satyr. c. 131.) wird V. 7. das einigen anstöfsige *fusae* durch die Vergleichung einer Stelle des *Valerius Flaccus* nicht sonderlich vertheidigt; da *Petron* ohne Zweifel *Virgil.* Aen. VI. 707. ff. vor Augen hatte, durch welche Stelle die gemeine Lesart gerechtfertigt wird. Mit geringem Erfolg wird S. 193. das Distichon auf die Aepfel (aus Anth. Lat. III. 200. S. 645.) behandelt, wo doch die *Schedae Salmas.* den richtigern Weg deutlich genug zeigten, indem sie *tenuit* statt *genuit* lesen. Man mufs nämlich ohne Zweifel verbessern:

His contemtu Deûm tenuit Discordia mensas (st. *mensa*).

d. h. diese Aepfel brachten die verschmähte und verwiesene Zwietracht an die Tafel der Götter: wo *Discordia* in einem doppelten Sinn, als die Göttin und ihre Wirkung, genommen werden mufs. — In dem Gedichte *de vita tranquilla* (aus Anth. Lat. L. III. Nr. 61.) ist V. 9. 10. *W's.* Verbesserung allzuwillkürlich, um wahrscheinlich zu seyn. In den Worten *Seu magis imbelles libuit circumdare cervos* hat es sich der Vf. vielleicht erlaubt, *circumdare* ohne einen Ablativ der Sache zu setzen: aufserdem könnte in *magis* das ähnliche *indage* st. *indagine*, vermuthet werden.

Den nächsten und letzten Abschnitt füllen *Amatoria* und *Ludicra*, unter denen sechs, dem *Cornelius Gallus*, dem Freunde *Virgils*, fälschlich beygelegte, und einem *Maximianus Etruscus* zugehörige Elegien den Anfang machen. Der Herausg. handelt ausführlich von dem diese Gedichte betreffenden Irthum und der Person des *Maximianus*, mit Benutzung der Untersuchungen des *Goldastus*, *Moneta*, *Souchay*, und *Fontanini* (S. *Fabricii Bibl. lat.* L. I. c. XIV.) und zeigt, in Uebereinstimmung mit dem letzten, dafs der Vf. der Elegien, welcher ein Zeitgenosse des K. Theodorich und des Boëthius gewesen zu seyn scheint, von einem Grammatiker dieses Namens, welcher im XII. Jahrh. Verse schrieb, unterschieden werden müsse. Bey der Bearbeitung dieser fast ganz vernachläfsigten Elegien benutzte der Herausg. die Vergleichung von 5 Handschriften, eine sehr alte Ausgabe *sine loco et anno*, welche in Deutschland zwischen 1470 und 1480 gedruckt scheint, und die zahlreichen Verbesserungen des scharfsinnigen *Withof*, der dem *Maximianus* in seinen *Encaeniis criticis.* (*Vesaliae* 1741.) einige Kapitel gewidmet hat. Durch den Gebrauch dieser Hülfsmittel und einige treffende Conjecturen des Herausg. (zu denen aber die Veränderung von *quae* in *quâ*, El. V. 41. nicht gerechnet werden kann) ist der Text dieser Elegien, einige Stellen ausgenommen, recht lesbar gemacht worden. Vorzüglich hat er sich hier die Vergleichung ähnlicher Stellen älterer Dichter, welche *Max.* vor Augen gehabt haben mochte, und bisweilen mit ziemlicher Dreistigkeit plündert, zur Pflicht gemacht.

und durch dieselbe einige Verdorbenheiten glücklich geheilt. In der III. El. 33. ist der V. *ut solet adjecto surgere flamma rogo* zum Theil aus Ovid's Heroid. XIII. 114. entlehnt; aber *adjecto* ist unrichtig, und muss vielleicht in *adsperso* verwandelt werden, worauf *M.* durch das beym *Ovid* vorausgehende *qua sparsa relucet* geführt werden konnte. In der Beschreibung seiner Geliebten El. V. 30. hatte *M.* ganz gewiss, wie *W.* bemerkt, die Worte *Ovid's* vor Augen *quam castigato planus sub pectore venter!* aber die gemeine Lesart: *atque sub exhausto pectore pingue femur* entspricht dem Ausdrucke des Originales keinesweges, und giebt überhaupt keinen bequemen Sinn, wenn man nicht mit dem Herausg. *exhaustum pectus* für *extremum*, *desinens* nehmen will, was doch durch die beygebrachten Stellen ganz und gar nicht erwiesen wird. Aber man lese *exacto pectore* und die Nachahmung ist vollkommen, *pulchra et exacta* verbindet Horaz II. Epist. I. 72. *Forma — non exacta satis. Ovid. Met.* I. 406. — Den nächsten Platz nehmen drey Elegien ein, die man ehemals aus Irthum dem *Ovid* beyzulegen pflegte, deren wahre Vf. aber — ob schon ganz unbekannte Namen — *Goldastus* in einigen Handschriften entdeckt hat: *Ofilii Sergiani Elegia de Pulice; Albi Ovidii Juventini Elegia de Philomela* — eigentlich eine Vergleichung anderer Sangvögel mit der Nachtigall und eine Art Onomastikon für die verschiedenen Benennungen ihres Gesanges — und *Julii Sperati laus Philomelae*. — Den Beschluss des Ganzen machen *Coelii Symposii aenigmata* und der, auch einzeln edirte, *Griphus des Ausonius*. Den ersten, bey denen sich der Herausg. durch *Heumann* und *Heynatz* gut vorgearbeitet fand, ist eine ausführliche Abhandlung über den Namen und den Titel der Schrift vorgesetzt, in welcher zugleich einige nicht zu übersehende Vermuthungen über den *Sextius Caballus* und die *Dicta Sextiana* (beym *Cicero ad Divers.* VI. 32. *ad Attic.* VII. 17.) vorkommen. Man kann leicht erwarten, dass *Heumann's* bekannte Meynung über den Vf. dieser Räthsel, den er für den *Lactantius* hielt — weshalb sie auch in einige neuere Ausgaben dieses Kirchenvaters aufgenommen worden sind — und den Titel, der, wie er mit vielem Scharfsinn darzuthun suchte, *Symposium* war — hier einer sorgfältigen Prüfung unterworfen wird, deren Resultat die Bestätigung der gemeinen Meynung, und des in den Handschriften befindlichen Titels ist.

Dieses ist der Inhalt des ganzen, gewiss schätzbaren und verdienstvollen Werkes, das seinen Herausg. viele Jahre hindurch beschäftigt hat, und mit einem Aufwande von Fleiss und Gelehrsamkeit bearbeitet worden, der schon für sich allein Achtung und Bewunderung verdient, wenn auch der Gegenstand nicht immer eines solchen Aufwandes werth scheinen sollte. Der arbeitsame, und fast nur in seiner Arbeit und seinen Studien glückliche Mann hatte für den siebenten Band den *Querolus* des *Pseudo-Plautus* und die *Medea* des *Hosidius Geta* fast schon ganz bearbeitet, und sein Sohn zeigt in der Vorrede zum letzten Band den Willen, diesen Nachlass einzeln herauszugeben. Diese Vorrede, deren Schönheit wir ungern durch einige Ausbrüche höhnenden Unwillens entstellt sehen, enthält eine unpartheyische Würdigung der Arbeit des sel. *Wernsdorf*, aus welcher folgende Stelle diese Recension nicht unschicklich beschliessen wird: *Quod si in recensendis nonnullis carminibus ampliora adfuissent a scriptis codicibus subsidia, quam conquiri potuerunt uni tam multos complexo, ad interpretanda autem frequentius adhibitus esset sermo graecus, praesertim poetarum; si recisa alia, quae ultra perfecta et necessaria trahuntur, alia pressius disputata essent et adstrictius, praesertim in iis, qui Excursus inscribuntur, alia ex physicis caeterisque doctrinis explicata curatius, alia denique ad finem operis properanti non neglecta; nihil jam puto ad consummationem hujus operis jure desideraretur. Verum hi naevi, si modo sunt (ut sunt diversi hominum sensus et judicia) tanto ferenda sunt aequius, quanto pluribus bonis, nec vulgaribus illis compensantur.*

Jena und Leipzig, b. Frommann: *Anleitung zum Uebersetzen* aus dem Deutschen ins Lateinische von *F. W. Döring*, H. S. G. Kirchen- und Schulrath und Direct. des Gymn. zu Gotha. *Erster und zweyter Cursus.* Erzählungen aus der römischen Geschichte in chronologischer Ordnung von Romulus bis zum Tode des Kaiser Augustus. 1800. 312 S. 8.

In Verbindung mit Hn. M. *Christian Ferd. Schulze*, jetzt Prof. am Gothaischen Gymnasium liefert Hr. Kirchenr. Döring hier ein unstreitig sehr brauchbares Buch für lateinische Stilübungen. Zu den Texten für den ersten Anfang römische Geschichte zu wählen, war in mehr als einer Hinsicht sehr zweckmässig. Die untergesetzten lateinischen Redensarten ersparen dem Schüler das mühsame und zeitversplitternde Aufschlagen in den ohnehin oft sehr schlecht rathenden deutsch-lateinischen Wörterbüchern; und es ist mit Fleiss auf den Uebergang von leichtern zu schwerern Aufsätzen Bedacht genommen. Beym dritten Cursus, der die wichtigsten Begebenheiten der römischen Geschichte in ausführlichem Vortrage enthalten soll, wird hauptsächlich auf den Periodenbau, und im vierten, welcher nebst einer Angabe einzelner Thematen mit Anweisung darüber nachzulesender Bücher eine gedrängte Uebersicht der ganzen römischen Geschichte enthalten soll, wird vorzüglich auf Eleganz und rhetorische Kunst Rücksicht genommen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Friedrichsstadt an der Eider, auf Kosten des Vf.: *Unterhaltungen zwischen Aeltern, Lehrern und Kindern* von *Ferdinand Lietzen*, Rect. der lateinischen Schule zu Friedrichsstadt an der Eider. 1800. 260 S. 8.

Man findet hier acht Gespräche: über jugendlichen Leichtsinn, über Fehler im Rechtschreiben, über das Lü-

Lügen, über Wiederholung der Lectionen, über eine grosse Gefahr und unvermuthete Errettung, über Verstellung, über Partheilichkeit, über Gehorsam gegen Lehrer. Der Vf. kann in seinem Kreise Nutzen damit stiften, wenn gleich seine Dialogen nicht als Muster in der Form gelten können. So wird z. B. die Erzählung des Vaters im fünften Gespräch oft unangenehm, und unnatürlich durch das Zwischenreden der Söhne unterbrochen; sie sagen oft nur was, um etwas gesagt zu haben; und die Anführung von Thomasius, die der eine Sohn S. 75. dazwischen wirft, ist hier so unnatürlich, dass es der Vf. selbst gemerkt hat, aber statt der Entschuldigung besser weggestrichen hätte.

Halle, b. Gebauer: *Unterhaltungen für Kranke in Beyspielen.* Herausgegeben von *H. B. Wagnitz*, Prediger zu Halle. 1794. 256 S. 8. (14 gr.)

Auch unter dem Titel:

Für Kranke. Zweyter und letzter Anhang zur Moral in Beyspielen nebst einem besondern Register. Herausgegeben von *H. B. Wagnitz.* etc.

Die Moral des Hn. *W.* in Beyspielen, welche mit diesem Bande geschlossen wird, hat den Beyfall desjenigen Publicums, für welches sie bestimmt war, erhalten, und ihn auch in mehr als einer Rücksicht verdient. Nur wäre zu wünschen gewesen, dass der Vf. besonders in diesem letzten Anhange mit strengerer Wahl in Absicht der Beyspiele selbst verfahren, und auch mehr auf Genauigkeit des Ausdrucks in ihrer Erzählung gesehen hätte. Nachlässigkeiten im Ausdruck, ja sogar offenbare Widersprüche in der Erzählung selbst, sind hier gar nichts seltenes. Z. B. S. 44. in dem Auffatz: *Stimme einer unglücklichen Wollüstigen an Gleichgesinnte*, heisst es: „Ach! ich habe „die Gewalt meiner Reitzungen nur zu sehr und zu „lange angewandt, deine Seele zu verderben. Möcht' „ich, was mir noch zu leben übrig ist, anwenden „können, deine Seele zu retten." Gleich darauf S. 45. schreibt aber diese Unglückliche: „Zu unbekannt „mit den Kunstgriffen deines Geschlechts, liess ich „mich durch den Schein der Freundschaft hinterge„hen, und unvermerkt von einer Vertraulichkeit zur „andern hinreissen, bis ich mich vom Laster zu fest „verstrickt sah. Erst wusstest du mich gleichgültig ge„gen den Mann zu machen, den mein Herz gewählt „hatte, dann allmälig gegen deine Liebkosungen und „verführerischen Aufmerksamkeiten empfindlich, hier„auf der ehelichen Treue vergessend, und der heilig„sten Pflichten uneingedenk, zuletzt aber so achtlos „gegen das Urtheil der ehrbaren Welt, gegen die Stim„me meines eigenen Gewissens, dass keine Scheu „oder Zurückhaltung mehr bey mir übrig blieb." — Wer ist nun der Verführer, wer der Verführte? Dort gab sie sich alle Schuld, hier wälzt sie die ganze Last auf ihren Buhler. — Eben so widersprechend wird S. 56. unter der Rubrik: *Benehmen des Christen, nach einer schmerzhaften Operation*, folgendes erzählt: „Die „Operation gieng gut von Statten, und es war die „Hoffnung einer baldigen Heilung da. Aber nun kam „unvermuthet ein Krampf, der den Mund auf eine „Zeitlang gänzlich verschloss, ihre Sprache verhin„derte, die Luft nahm, und es ihr unmöglich mach„te, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Er war rüh„rend, auch dem Gleichgültigsten, bis zu Thränen „rührend anzusehen, wie eine sonst gesunde Person „durch diesen Zufall in das äusserste Elend versetzt „wurde. Die Gefahr vergrösserte sich, und die Lei„dende verlangte den Hn. Oberconsistorialrath Spal„ding." — Er kommt — und nun unterhält die Kranke (mit verschlossenem Munde also? Denn dem ganzen Zusammenhange nach, war dieser Zufall es allein, der die Gefahr so gross machte) sich ausführlich mit ihm, nimmt auch noch das Abendmahl, stirbt jedoch, weil der Zufall fortdauert. Wie stimmt diess alles mit einander überein?

Zuweilen passen die Erzählungen nicht zu ihrem Hauptzwecke. Z. B. die Erzählung S. 63. von des sel. *Fresenius* Benehmen während seiner Krankheit, steht, wie auch schon die Ueberschrift lehrt: *Trost bey langwierigen Krankheiten*, deswegen da, um das Vertrauen dieses Mannes zu Gott, seine heldenmüthige Standhaftigkeit unter dem Druck der grössten Schmerzen, mit einem Worte, sein christliches Betragen *in unverschuldetem* Elende, als Muster aufzustellen. Aber Fresenius war ja schon vom Schlage gerührt, und äusserst schwach, als er gegen den Rath der Aerzte, doch die Kanzel bestieg, und mit augenscheinlicher Lebensgefahr predigte; hierdurch zog er sich eine vieljährige und höchstschmerzhafte Krankheit zu. Er hätte vorsichtiger seyn, sich erst gründlich heilen lassen, und dann predigen sollen: diess ist die Moral, welche in seinem Benehmen liegt, an welche aber die ganze Erzählung mit keinem Worte erinnert. — Die schwächste Partie des ganzen Buches ist wohl der Aufsatz S. 154. *Der Zweifler auf dem Siechbette.* Schon der Name *Zweifler* ist hier ganz falsch gewählt, denn der Unglückliche, von dem die Rede ist, war ein leichtsinniger Religionsverächter; seine Zweifel sind überdem von der Art, dass Rec. sie einer so schlechten Widerlegung für vollkommen würdig erklären muss, als diejenige ist, welche ihnen hier entgegengesetzt wird. Auch bey diesem Auffatz fällt Hn. *W.* nur die Wahl zur Last, denn er hat ihn aus *Schweiggers Geschichte der moralischen Behandlung eines Kranken* entlehnt. Als wohl gewählte Beyspiele hingegen können dem Leser, vorzüglich *des Vaters Segen* S. 230. und *der sterbende Alte*, S. 242. empfohlen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Junius 1800.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG, b. Gerzabek: *Neuere Abhandlungen der Königlichen Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften*, 3r Band m. Kupf. 1798. 4. Der physisch-mathematische Theil 160 S. der diplomatisch-historisch-literarische 266 S.

Den Anfang macht, wie gewöhnlich, die Geschichte der Gesellschaft: die ihr gemachten Geschenke; Neue Mitglieder; Preisaufgaben; Erkaufte Sachen; Seltenheiten. Der Hr. v. Derichs aus Florenz hatte der Gesellschaft eine weisse Erde und nachher einen daraus verfertigten Ziegel mitgetheilt, der auf dem Wasser schwamm. Kieselerde machte beynahe ⅔ und Bitterde ⅓ des trocknen Pulvers aus. Todesfälle. Beyträge zu Biographien der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Verzeichniss der Mitglieder. Von den Abhandlungen selbst: 1) D. A. *Wondraschek über einige merkwürdige Stein- und Gebirgsarten von Mähren und den Geburtsort des Schörlartigen Berylls.* Der Vf. bereiste, auf das Verlangen einiger Mineralogen, den Berg *Hradisko* hinter Roschna, um dort zu bauen. Am Fusse vom Dorfe her fand sich Granit, darneben Serpentin, bald mit Talkblättchen, bald mit Asbest, neben diesem wieder Granit und Grünstein, der aus dunkelgrüner Hornblende, goldfarbigem Glimmer und weisslichen Quarz besteht. Auf diesem sitzt wieder ein Granit aus gelblichten Feldspath, Quarz und schwarzen Schörl, welcher letzte in 6 seitigen grosen Säulen krystallisirt ist. Auch grose, bloss Quarz und Feldspath enthaltende, Stücke und erst auf diesem gegen die Spitze des Bergs sitzt der Lilalit oder Lepidolit. Nach vieler Mühe kam der Vf. auf sehr schöne Stücke, die er nicht bloss lilafarbig, sondern fast von allen rothen Abänderungen fand, zwey davon selbst dem schönsten Rubin ähnlich; dann Smaragdgrün bis ins Weisse, so dass oft die eine Hälfte eines Krystalls halbroth, die andere grün, halbgrün und halbweiss war. Unter den bläulichen fand er ein saphirähnliches Stück und auch perlfarbige. Von den lilafarbigen besitzt er strahlichte, derbe, ganz lichte, die aber mehr violett sind. dann dergleichen mit säulenförmigen Krystallen. Unerachtet er viele hundert zerschlug, um zu sehen, ob die Säule eine Pyramide habe: so war doch bey allen keine Spur davon zu sehen, sondern die Säule zeigte sich oben und unten glatt abgeschnitten. Die Krystallen kommen in der Stärke von der Dicke eines Federkiels bis zu der eines Zwirnsfadens und in der Länge von ½ bis 10 Zoll vor. 2) *Chemische Untersuchung des krystallisirten Lilalits, Lepidolits oder Schörlartigen Berlys von Roschna in Mähren von Ebendemselben.* Eigentlich eine weitere Ausführung dessen, was wir aus dem vorigen Artikel mitgetheilt haben. In 100 Granen befinden sich ausgeglühte Kieselerde 46; Alaunerde 46; Braunstein mit wenigem Eisen 4; Kalkerde 2; Wasser und Luft 2 Gran. Dieser ganze Versuch wurde mehr als 20mal sowohl mit Salzsäure, als Salpetersäure, angestellt; die Resultate waren immer die nämlichen und bloss die Proportion in Kalkerde und Braunstein variirte. Dieses Fossil kann weder den Namen Lilalit noch Lepidolith behalten, weil es einestheils von so vielerley Farbe vorkommt, und anderntheils die schuppichte Textur nicht hat, nicht vor dem Löthrohr schmilzt, und Kalkerde enthält. Mit dem schörlartigen Beryll, wenn anders das vor kurzem in Sibirien entdeckte karmosinrothe Fossil von stänglich-ausgezeichneten Stücken dahin gehört, hat es zwar viele Aehnlichkeit, aber der sächsische schörlartige Beryll enthält keine Kalkerde; am genauesten schliesst es sich an den brasilischen Turmalin an, indem es auch nach der Erhitzung die Asche an sich zieht. Es unterscheidet sich von demselben nur durch eine grössere Mannichfaltigkeit der Farben und vornehmlich dadurch, dass es vor dem Löthrohre nicht schmilzt, woran wahrscheinlich der geringe Antheil von Kalkerde Ursach ist. 3) *Beschreibung des Gebirges und Bergbaues bey Przibram in Böhmen. Vom Edlen v. Zeileisen.* Dieser Aufsatz ist noch vom J. 1790 und war erst nicht zum Drucke bestimmt. Das hier genannte Gebirge gehört zu den Sudeten, und ist in Ansehung seines aneinanderhängenden Zuges und seiner innern Beschaffenheit, für ein Ganggebirge zu halten. Es besteht durchaus aus einem meistentheils reinen, blaulichen, zuweilen grauen oder braunen, auch lichtgrünen Thonschiefer, der in grösserer Tiefe immer reiner, weiter oben aber mit weissen Glimmerblättchen vorkommt. Ueber diesem Thonschiefer ist das ganze Gebirge mit reiner Kieselbraccie belegt, die aus weissen, röthlichen und grauen zusammengekütteten Kieselbruchstücken besteht. Das Gebirge hat viel edle Silbergänge, und sein Bau war schon vor mehrern Jahrhunderten im Flor. Die weitere Beschreibung ist überaus vollständig und genau. 4) *Erste Gründe einer neuen Exponentialrechnung, von Joh. Pasquich.* Der Vf. giebt selbst folgende Erklärung hiervon: Man kann jede Function y von einer veränderlichen Grösse x durch ein Polynomium $Ax^{\alpha} + Bx^{\beta} + Cx^{\gamma}$ etc. ausdrücken. Das Exponential nun einer Function y soll diejenige Function heissen,

heissen, welche man erhält, wenn die einzelnen Glieder des ihr gleichen Polynomiums mit den ihm zugehörigen Exponenten von x multiplicirt werden; ferner soll der der Function y vorgesetzte Buchstabe e das Exponential derselben bedeuten. Z. B. für $y = ax^2$ soll seyn: $ey = 2ax^2$. Für $y = ax^{-3}$ soll seyn $ey = -3ax^{-3}$ u. s. w. Es hat übrigens dieses Verfahren grosse Aehnlichkeit mit dem Differenziiren; so ist für jede Constante das Exponential $= o$; das Exponential einer aus mehreren Functionen von einer veränderlichen Grösse x zusammengesetzten Function y ist der Summe der Exponentialien aller Bestandfunctionen gleich. Das Exponential des Produkts zweyer Functionen U, V von x oder e U V ist $= UeV + VeU$, folglich auch $eZ^m = mZ^{m-1} eZ$. Endlich $e \frac{u}{v} = \frac{veu - uev}{v^2}$. In der Folge werden noch erste, zweyte, dritte etc. Exponentiale von einander unterschieden. Es erhellet hieraus, dass diese Theorie auf die Lehre vom Grössten und Kleinsten; auf die Bestimmung der Werthe, welche gebrochenen Functionen in dem Falle zugehören, wenn sie in $\frac{o}{o}$ überzugehen scheinen; auf die Zerfällung gebrochener Functionen in mehrer Brüche und auf andere wichtige Untersuchungen, auf eben die Art angewandt werden kann, wie sich Euler der Differenzialrechnung bedient hat. 5) *Beschreibung und chemische Zerlegung des Meerschaums* von *Hrubschütz in Mähren, von D. A. Wondraschek.* Der Vf. führt einige frühere Nachrichten vom Meerschaum an, scheint aber die beste gar nicht zu kennen, die D. *Reinegg* in der Blumenbachischen medicinischen Bibliothek mitgetheilt hat. Die Art, wovon hier die Rede ist, bricht in der Lichtensteinischen Herrschaft Krummau unter der Dammerde in 1 bis 2 Fuss mächtigen Gängen in einer aus Talk und Serpentin zusammengesetzten Steinart. Im Lager ist er weich wie Käse und von gelblichter Farbe, und wird an der Luft hart und leicht (völlig so wie der zu Kiltschick in Anatolien); wo er mit seiner Steinart aufhört, folgt blosser Serpentin mit vielen Adern von Asbest, Speckstein und Talk durchzogen. Uebrigens hat er viele schwarze Dendriten, die ihm nach dem Brennen ein nicht unangenehmes Ansehen geben, und vom Braunstein herrühren. Vor dem Löthrohr schmilzt er weder für sich, noch mit Borax. In 100 Theilen befinden sich 33 reine Bittererde, 8 Kieselerde, $1\frac{1}{2}$ Braunstein mit sehr wenigem Eisen; $\frac{1}{2}$ reine Kalkerde; 30 Kohlensäure; 20 Wasser; 7 Verlust. Aus den ganzen Stücken liessen sich sehr gute Pfeifenköpfe arbeiten. 6) *Astronomische Beobachtungen auf der Prager Sternwarte* 1795 vom Hn. *Strnad* und *David.* Sie betreffen die Mondfinsternifs vom 3—4 Febr.; Im- und Emersionen von Jupiterstrabanten: Bedeckungen vom Monde. 7) *Bemerkungen über ein katoptrisches Phänomen, welches an den Gegenständen nahe am Horizonte nicht selten sichtbar ist*, vom Hn. Baudirect. *Woltmann.* Es besteht dieses Phänomen darin, dass entlegene Gegenstände, Häuser, Bäume etc. nahe am Horizont von der sichtbaren Erdfläche oft durch einen *hellen Luftstreifen* getrennt, und gleichsam in der Luft zu stehen scheinen; oder als wenn zwischen dem sichtbaren Horizont und den Gegenständen ein glänzend leerer Raum vorhanden wäre; oder auch als ob die Gegenstände in einem stillen *glänzenden Meere*, womit die ganze Landschaft überschwemmt zu seyn scheint, ständen, und sich darin abspiegelten. Die Bilder haben hier nur ungefähr die halbe scheinbare Grösse ihrer Objecte. Zuweilen scheinen auch alle sichtbaren Objecte eine zitternde Bewegung anzunehmen; diess geschieht gewöhnlich nur an sehr heissen Tagen, aber auch bey Frostwetter; daher diese Wellen nichts anders als plötzliche Aenderungen in der Reflexionsgrenze zu seyn scheinen. Da sie nämlich im untern Theile des Luftbildes sich finden: so gehören sie zum obern Theile des sich spiegelnden Theils der Atmosphäre, und es ist wahrscheinlich, dass es keine ganz bestimmte Grenze dieses Theils giebt. Das Hauptphänomen, mit welchem es der Vf. hier zu thun hat, betrifft den Umstand, dass das Bild kleiner ist, als das Object. Er untersucht daher, ob dieses von der Convexität unserer Erde, oder der mit ihr parallel erhobne Kugelspiegel zu bewirken, im Stande sey? — Die Theorie führt nicht auf eine solche Behauptung, wie sich aus einer mit aller erfoderlichen Schärfe geführten Rechnung ergiebt, und es bleibt nach allen Untersuchungen noch immer ein Problem, wie diess alles zugehe. 8) *Theorie des katoptrischen Phänomens, von Senkung und Hebung der Objecte am Horizonte*, vom *Abbé Gruber.* Es ist diess eine weitere Ausführung von dem, was der Vf. im Jahr 1786 in einer *Abhandlung über die Stralenbrechung und Abprallung von erwärmten Flächen*, gesagt hat, und wobey er die im vorigen Artikel mitgetheilten Woltmannischen neuen Beobachtungen benutzt. Es sind nothwendig 2 Fälle zu unterscheiden. 1) die *Erhebung*, wo eine blosse Refraction von ungewöhnlicher Stärke hinreichend scheint, und 2) die *Spiegelung oberwärts*, wo man ausser der Refraction auch noch eine Reflexion anzunehmen genöthigt wird, indem sich die Strahlen kreuzen müssen, wenn die Bilder, wie hier geschieht, verkehrt erscheinen sollen. Alle diese Sonderbarkeiten scheinen ihren Grund in der Erwärmung und Verdünnung der Erdfläche oder der Luftschichten zu haben. 9) *Entomologische Beobachtungen, Berichtigungen und Entdeckungen* von Hn. *Mikan.* Sind mit vieler Sorgfalt, Literatur- und Sachkenntnifs gemacht, übrigens keines Auszugs fähig. 10) *Beschreibung einer Brücke über die Theiss, nach dem Entwurf des Raitofficier Riedels ausgeführt*; mit Kupf. Sie entsprach ihrer Absicht vortrefflich, wurde aber bald nachher bey einem Rückzuge der Oesterreicher im letzten Türkenkriege, von diesen selbst wieder abgebrannt. Man kann sie als ein blosses Sprengwerk ansehen. Sie überspannte die Theiss mit 6 Feldern, die vom Mittel zum Mittel der Jochpfeiler gerechnet 16 Klaftern weit gesprengt waren, folglich eine Länge von 96 Klaftern zusammen hatten. Die in der Mitte jedes Feldes angebrachten Hängsäulen hatten kein durchgezogenes Trä-

Tragholz, gehörten also bloss zur Verbindung des Bogens mit dem obern Strebgehölze. 11) *Versuche über die Flüssigkeit des Wassers bey verschiedenen Temperaturen*, vom Hn. Prof. *Gerstner*. Der Vf. meynt: es sey das Wasser bisher gewöhnlich für vollkommen flüssig angesehen worden, und es beruheten auch auf dieser Voraussetzung alle Sätze der Hydrostatik und Hydraulik. — Diess ist nun wohl nicht der Fall; denn man findet schon in Erxlebens Naturlehre §. 38 solche Gedanken von Verschiedenheiten der Flüssigkeit, und der Rec. hat diese Verschiedenheiten mehrmals durch Beobachtung des Gewichts der Tropfen und der Menge derselben, die sich in einer gewissen Zeit losreissen, zu bestimmen gesucht. Auch wird bey hydrostatischen Versuchen immer auf die Temperatur mit Rücksicht genommen; am meisten fällt diess auch bey den Hydrothermometern in die Augen, wo Kölbchen im Wasser einer Glasröhre im kalten Zustande schwimmen, und nach Erwärmung der Röhre in der Hand, nach und nach untersinken; — allein so viel mag richtig seyn, dass man bisher bey den Wirkungen des fliessenden Wassers auf hydraulische Maschinen, auf die verschiedene, durch die Temperatur bewirkte Flüssigkeit nicht Rücksicht genommen hat. Durch einen einfachen, aber sehr zweckmässigen Apparat hat der Vf. grosse Verschiedenheit, sowohl in der Geschwindigkeit der Wasserbewegungen, als auch in der Zeit des Ausflusses, bemerkt, und am auffallendsten war der Einfluss der Temperatur in der Nähe des Gefrierpuncts.

Der *diplomatisch- historisch- literarische Theil* enthält: 1) *Versuch über Brakteaten* insbesondere über die *böhmischen*, von *Jos. Mader*. Der Vf. eifert dagegen, dass man bisher bey zu leidenschaftlicher Cultur der alten Münzkunde die der neuen zu sehr vernachläsigt habe, besonders was die Abbildungen betraf (so dass z. B. *Köhler* in seinen Münzbelustigungen zuweilen von einer gestochenen Münze ganz etwas anders gelesen, als was darauf stand), wobey das ärgste war, dass man auf solche falsche Ansichten zuweilen ganze Systeme erbaute. Hier versucht der Vf. die Fragen zu beantworten: *a*) Wann und wo sind die Brakteaten aufgekommen? *b*) Was hat zu dieser sonderbaren Gattung von Münzen Anlass gegeben? *c*) Waren sie currente oder Denkmünzen? *d*) Welche Länder haben sie gehabt, welche nicht, wo war ihr Hauptsitz? *e*) Wie lange haben sie gedauert? Brakteaten sind, nach dem Vf. Münzen, die nicht mit 2 Stempeln zugleich geprägt sind, und auf deren Rückseite das Gepräge vertieft erscheint, weil das Metall wegen seiner Dünne, um die Vertiefungen des Stempels auszufüllen, nach seinem ganzen Durchmesser in dieselben hineingetrieben werden musste. Der Vf. fand auch die grösten nicht über 18 Gr. am Gewichte; nur eine von 20 Gr. macht eine Ausnahme. Den Ursprung derselben hat man wohl in der Dürftigkeit der alten deutschen Normänner und Slaven, sowohl an Silber, als an Prägegeräthschaften, zu suchen. Diejenigen Brakteaten, die nicht bloss durch das dünnere Blech und den einfachen Stempel, sondern auch durch Umfang, Aufschriften, Vorstellungen, schüsselförmige Gestalt, gegen die bis dahin üblichen Münzen abstechen, scheinen nach allem, was sich aus den bekannten Stücken entziffern lässt, in Thüringen, bald nach Anfang des 12 Jahrhunderts aufgekommen zu seyn. Der Vf. hat eine ziemliche Menge sehr sauber, treu und instructiv in Kupfer stechen lassen, und sie hier nebst den Erklärungen mitgetheilt; es sind nicht bloss Brakteaten, sondern auch Solidi, und er wählte solche Stücke aus, die an sich merkwürdig, und in den bekanntern Münzschriften noch gar nicht, oder doch nicht von dem nämlichen Stempel, oder nicht genau vorgestellt sind. Es ist über die vollkommene Richtigkeit der Abbildungen ein öffentliches Zeugniss mit beygefügt. Nun eine Art von chronologischen Verzeichniss der ältesten, nach Zeit und Ort unzweifelhaften, Brakteaten; hiernach hätten sich die von K. Lothar und Adalbert von Maynz als die ältesten behauptet; die in der Abtey Gengenbach 1736 gefundenen, könnten auf ein höheres Alter hindeuten, wenn das, was Schöpflin sagt, gegründet wäre, welches aber unser Vf. mit Recht in Zweifel zieht. Die *grössern* Brakteaten sind nach dem Vf. durch die unter K. Heinrich II. aufgekommenen Majestätssiegel veranlasst worden. Die mehreren Attribute der Würde u. a. wusste man in dem engen Raume eines bisherigen Solidus nicht einzutheilen. Auch glaubt der Vf., die vorzüglich grossen Brakteaten seyen — zwar nicht Gedächtnissmünzen im strengsten Sinne, — aber Schaustücke, Prachtmünzen gewesen, übrigens von eben dem innern Gehalte, wie das Currentgeld, weshalb sie auch den Dienst desselben mit hätten versehen können. Goldene Brakteaten, wie die damaligen silbernen — gab es übrigens im 12 und 13 Jahrhunderte noch nicht. So kennt man auch von der Art, wovon hier die Rede ist, keine italiänischen, französischen, spanischen, ungarischen, schweizerischen, dänischen, schwedischen, englischen. In Deutschland selbst blieben nur die jetzigen 2 sächsischen Kreise ihr Hauptsitz; doch wurden auch in Hessen, Fulda, Franken, viele geschlagen, nur weiterhin nach Westphalen und den Niederlanden, so wie in das südliche Deutschland, scheinen sie nicht gedrungen zu seyn. Bloss von den *kleinern* lässt sich für diese Gegenden behaupten, was Moser davon sagt. Mit Ende des 13 Jahrhunderts verschwinden die grossen Brakteaten. Bey Erwähnung der *böhmischen* Br. prüft der Vf. zuerst die Voigtischen Münzen und ihre Erklärungen, und liefert dann selbst eine kleine Nachlese dazu. 2) *Abhandlung von den Schicksalen der Künste in Böhmen*, von *Gottfr. Joh. Dlabacž*. Vor dem 10ten Jahrhundert hat Böhmen in der Kunstgeschichte wenig mehr aufzuweisen, als einige Götzenbilder und Urnen. Von dieser Zeit aber verbreiteten sich, mit Einführung der christlichen Religion, auch die Künste sehr sichtbar. Maler, Bildhauer, Tonkünstler waren die ersten die sich zeigten. Kurz nachher kamen auch die Orgeln auf, und die Baukunst stellt besonders schöne Denkmäler aus dem 12 bis 14ten Jahrhundert auf. Einen heftigen Stoss erlitten mancher

her die Künste durch die Hussitischen Unruhen. Nach Beylegung derselben fieng die Buchdrucker- und Formschneidekunst an, sich in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen. Unter Ferdinand I. und Maximilian II. hob sich auch die Kupferstecherkunst empor. Das goldne Zeitalter der Künste aber fällt in die Regierung des Kaisers Rudolph II., der eine Künstlerakademie in Prag anlegte, und sie in seinen besondern Schutz nahm. Mit seinem Tode änderte sich aber auch wieder dieser glückliche Zustand; und erst nach dem Ende des 30jährigen Krieges wurden neue Versuche gemacht, die Künste wieder in Aufnahme zu bringen. Hierum hatte besonders der berühmte *Carl Skreta*, der vorher lange Jahre in Italien lebte, grosse Verdienste. Man nannte ihn allgemein den böhmischen Apelles. Eben so traten auch grosse Tonkünstler auf, die einen ausgebreiteten Ruhm hatten. Auf solche Art wurde die Tonkunst bis auf die Epoche, wo sowohl die Jesuitercollegien und Seminarien, als andere Klöster aufgehoben, Stadt- und Landschulen reformirt wurden, erhalten. Durch diese Reform aber verloren die armen Singknaben (aus welchen vornehmlich die grosen Musiker waren gezogen worden) alle Hülfe, und die Schullehrer die Zeit, welche sie vorher auf jene Kunst verwenden konnten. Der Vf. hat die grosse Menge Künstler alle namentlich aufgeführt, und in den Anmerkungen von jedem nähere Nachricht gegeben. 3) *Kurzgefasste Nachricht von der noch unbekannten Buchdruckerey zu Altenberg in Böhmen von Ebendems.* Altenberg ist ein der Stadt Iglau zugehöriges Dorf im Czaslauer Kreise am Fluss Igla, hart an der mährischen Grenze. Die Epoche ihrer Errichtung wird in das Jahr 1587 gesetzt. Der gekrönte Dichter und Prediger an der Iglauer St. Jakobskirche, Stolshagius, brachte sie aus Stendal, woher er berufen worden war, mit. Sie kam nachher an den Pappiermacher Benedict Frey, und gieng entweder bey der allgemeinen Vertreibung der böhmischen und mährischen Protestanten, oder bey der schwedischen Belagerung der Stadt Iglau ein. Ein paar aus derselben gekommene Schriften werden hier beschrieben, und die Ekloge, Daphnis, von welcher nur 2 Exemplare noch existiren, ist ganz mitgetheilt. 4) *Hat Schirach Kön. Georgen von Böhmen nicht nur katholische Rechtgläubigkeit, sondern auch Religion überhaupt, mit Grund abgesprochen? Von Ignaz Cornova.* Das harte Urtheil scheint nach dem Vf. vornehmlich dadurch veranlasst worden zu seyn, dass *Sch.* keinen Unterschied zwischen Taboriten und Utraquisten gemacht, und K. Georgen eben darum, weil er überhaupt ein Utraquist war, ohne zu untersuchen, in welchem Sinne er es war, so zuversichtlich die katholische Rechtgläubigkeit abgesprochen habe. Georg drang den Kelch niemanden auf, wofür Zeugnisse unverdächtiger Katholiken, selbst in Briefen an den Papst und seine Nuntien, vorhanden sind; — er empfing ihn nur selbst, und berief sich dabey auf die vom Concilium gegebenen, und vom Papst bestätigten Compactate, die ihn dazu berechtigten. Diese Compactate hatten dem Fanatismus der Hussiten das würgende Schwert und die verwüstende Mordfackel aus der Hand gewunden, welche die vereinigte deutsche Macht ihm zu entreissen vergebens gestrebt hatte. Georg fürchtete also nicht ohne Grund, die Zurücknahme jener zu Basel gestatteten Begünstigungen würde besonders den einmal an den Kelch gewöhnten kleinern Adel Böhmens, und die Bürger der meisten Städte in Harnisch jagen — und dieses war Georgs menschenfreundliche, und mit dem ächten Geiste des Christenthums ganz übereinstimmende, Politik; — sehr gewagt ist es also, bey solcher Handlungsart und bey der so oft betheuerten Ergebenheit gegen die Religion, ihm Religion des Herzens absprechen zu wollen. 5) *Ueber den Zustand einiger Gymnasien Böhmens unter der Aufsicht der karolinischen Universität, von Karl Ungar.* Sehr ausführlich und für den *vaterländischen* Literator gewiss nicht wenig interessant. 6) *Beyträge zur Geschichte der Tempelherren in Böhmen und Mähren*, von *Fr. M. Pelzel.* Die älteste hieher gehörige Nachricht findet der Vf. in *Hajeks* Chronik, die er wahrscheinlich aus der *Landtafel* genommen hat. Dass diese Ritter so viele Bergfestungen in Besitz bekamen, rührt von ihrer militärischen Bestimmung her, nach welcher sie zur Abhaltung feindlicher Einfälle dienen sollten; eben dieser Umstand aber war auch Ursache von ihrer übergrossen Macht. Jede ihrer Besitzungen wird dann einzeln durchgegangen. Sehr wahrscheinlich setzten sie sich zuerst ums Jahr 1232 zu Prag. In Mähren waren sie schon 1243 begütert. Von dieser Zeit werden eine Menge interessanter Nachrichten aus hier mitgetheilten Urkunden von ihnen geliefert. Bey Aufhebung des Ordens sind sie in Böhmen und überhaupt in Deutschland nicht gemordet worden. 7) *Ueber den ersten Text der böhmischen Bibelübersetzung*, nach den ältesten Handschriften derselben, besonders nach der Dresdner, v. Hn. Abbé *Jos. Dobrowsky.* Die Böhmen waren unter den Slawischen Nationen die ersten, welche in ihrem Dialecte die ganze Bibel druckten, (Prag 1488) und 100 Jahre früher brachten sie auch zuerst eine Uebersetzung der ganzen Bibel zu Stande. Man kann die gegenwärtige Abhandlung als eine Fortsetzung des 1786 vom Vf. gelieferten vollständigen Verzeichnisses im 2ten und 3ten St. des Literar. Mag. ansehen, wobey sich indessen der Vf. hernach doch nur auf die älteste Recension der jetzigen Bibel, besonders nach der Dresdner Handschrift, einschränkt. Schade dass hier von diesem Schatz literarischer Kenntnisse nicht mehr mitgetheilt werden kann. Es sind zwar ältere *einzelne* Theile der Bibel vorhanden, allein die *ganze* Bibel kam erst zu Ende des 14 Jahrh. zu Stande; und wenn gleich das Dresdner Exemplar nicht das allererste ist: so ist doch gewiss eins von den ersten, etwa zwischen 1390 und 1410 abgeschrieben worden. Zur Beurtheilung des Alters anderer Handschriften und ihrer Recensionen kann ein hier mitgetheiltes Verzeichniss von Wörtern dienen, die der Vf. aus der Dresdner und Ollmützer Bibel gesammelt hat. Den Beschluss machen 3 Proben aus der Dresdner Handschrift, woraus man zugleich ihre Orthographie ersehen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Junius 1800.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

London, b. Robinson: *Medical records and researches, selected from the papers of a private medical association.* Vol. I. Part. I. 1798. 288 S. 8.

Mehr als bey uns ist es in England der Fall, dafs auch Privatgesellschaften von Gelehrten zusammentreten, um einander ihre Bemerkungen über interessante Gegenstände mitzutheilen. Durch solche Verbindungen wird Erfahrung zum grofsen Vortheile der Wissenschaft ungleich leichter verbreitet und benutzt; der Geist der Untersuchung wird dadurch rege erhalten, und der wohlthätige Einflufs derselben auf die praktische Ausübung der Wissenschaft ist unverkennbar. Die vorliegende Sammlung von Beobachtungen enthält manches Schätzbare, welches bey den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft, wo nicht ganz verloren gegangen, doch von ungleich eingeschränkterm Nutzen geblieben wäre. Folgende Fälle sind in dieser Sammlung enthalten. *Ein eingeklemmter Bruch*, wobey ein Theil der Eingeweide des Unterleibes in die linke Brusthöle gedrungen war, von *Astley Cooper*, am Sct. Thomas Hospitale. Die Krankheit wurde erst bey der Leichenöffnung des Patienten entdeckt; hatte aber während des Lebens vorzüglich Schmerz in der linken Seite, öfters Erbrechen, und eine Empfindung, „als wenn etwas nach „der rechten Seite hinzöge" (wie die Patientin es selbst beschrieb), verursacht. Die wahre Beschaffenheit der Krankheit blieb ungeahndet. Der grofse Bogen des Grimmdarms, so wie auch ein beträchtlicher Theil des Netzes, war durch eine Oeffnung des Zwerchmuskels in die linke Brusthöle getrieben. Die Därme waren entzündet. Der Vf. glaubt, dafs diese Krankheit im Leben durch die Vereinigung der Symptome von eingeklemmten Brüchen, mit denen von Brustentzündung erkannt werden könne: nämlich Erbrechen, Verstopfung des Leibes, Schluchsen, Schmerz und Spannung des Unterleibes mit Husten, unterdrückter Respiration und Unfähigkeit, an der einen Seite zu liegen, bey einer Person, welche unmittelbar vorher vollkommen gesund war. Aufrechte Stellung und warme Bäder werden zur Erleichterung vorgeschlagen. Der Vf. führt noch einige Beyspiele von ähnlichen Zufällen an. *Ein Fall des Gesichtsschmerzes (tic douloureux)*, welcher durch Zerschneidung des gereizten Nerven glücklich geheilt wurde, von Dr. *John Haighton*. Ein besonders interessanter Fall, welcher der Einsicht und der Geschicklichkeit des Vfs. Ehre macht, da diese nicht gemeine Krankheit, welche eben deswegen ihrer Natur nach weniger erforscht ist, nur durch genaue anatomische und physiologische Kenntnisse eingesehen und völlig geheilt werden konnte. Die Patientin, eine ältliche Dame, hatte öftere Anfälle von fürchterlichen Schmerzen, welche sich blofs auf den Nasenflügel und einen kleinen Theil der Oberlippe an der rechten Seite des Gesichts beschränkten. Eine Menge von Mitteln blieben fruchtlos. Endlich bemerkte der Vf. während eines Anfalls eine zitternde Bewegung der Oberlippe, gerade wo der *levator labii superioris proprius* sich ansetzt, und schlofs, dafs die Zweige des *ramus infraorbitalis* vom fünften Hirnnerven, welche zu jenen Theilen gehen, die Krankheit veranlassen müfsten. Er brachte deswegen beym nächsten Anfalle einen starken Druck in der Gegend des *foraminis infraorbitalis* an, und fand, dafs der Schmerz augenblicklich aufhörte, oder wenigstens abnahm. Der Versuch wurde öfter mit Erfolge wiederholt; und daher verfiel der Vf. auf die Durchschneidung der Nerven; er führt zwar in der Folge einige französische Schriften an, wo gleichfalls die Durchschneidung der Nerven des leidenden Theils empfohlen wird, die ihm aber erst nach Verrichtung dieser Operation zu Gesichte gekommen sind: so dafs ihm wohl niemand die Ehre eigener Erfindung in diesem Falle streitig machen kann. Er untersuchte an dreyssig Schädeln genau die Lage des *foraminis infraorbitalis*, und giebt umständlich die Art der Bestimmung seines Einschnitts an, wobey auch eine Abbildung hinzugefügt ist. Es erfolgte zwar eine temporelle Verminderung der Empfindung und Bewegung an der Seite des Gesichts, beide gingen aber doch nicht ganz verloren, und die Person hat in neun Jahren durchaus keinen Rückfall gehabt. Mit Recht widerlegt der Vf. Fothergill's Meynung, dafs diese Krankheit krebshaften Ursprungs sey, und schliefst mit einigen wichtigen Bemerkungen über ähnliche Reizung der Gesichtsnerven, wo keine Operation möglich ist, und über rheumatische Gesichtsschmerzen, welche hier keines Auszugs fähig, aber so wie die ganze Abhandlung, recht interessant sind. *Nachricht von einer ligamentösen Vereinigung des Schienbeins*, nach Wegnahme eines cariösen Stücks desselben, von *Richard Smith*, Wundarzte am Bristoler Krankenhause. Die Unterstützung, welche das Wadenbein gewährte, setzte in diesem Falle den Patienten in Stand, das Glied einigermafsen zu gebrauchen, obgleich nach dessen Tode sich statt des Callus nur eine bandartige oder sehnigte Substanz gebildet hatte. *Von einer Wunde mit dem Bayonet, welche durch das Herz* ging,

ging, wobey der Patient doch noch neun Stunden lebte, von Dr. *William Babington*, mit Erlaubniss des Dr. *John Lind* zu Haslar mitgetheilt. Der Patient fiel, da er vom Verdecke eines Schiffs ausglitt, auf sein eigenes Bayonet, und hatte im ersten Augenblicke eben keine Empfindung von Schmerz. Er zog das Bayonet selbst aus der Wunde, ging noch einige Schritte, und ward dann ohnmächtig. Der Körper ward kalt und der Puls war kaum bemerkbar. Bey Oeffnung einer Ader erfolgte kein Blut (diese Aderöffnung war wohl sehr unzeitig; denn obgleich die möglichst geringe Blutmenge in solchen Fallen noch zuweilen das Leben fristen kann: so musste man doch voraussetzen, dass diese schon durch den Verlust des Bluts aus der beträchtlichen Wunde selbst erfolgen werde). Alle in seinen Magen gebrachten Flüssigkeiten verursachten Uebelkeit und Würgen, doch kein wirkliches Erbrechen. Der Patient fühlte in der rechten Brustseite ein erstickendes Gewicht, und eine plötzliche Zusammenschnürung der Kehle ging dem Tode unmittelbar vorher. Bey der Leichenöffnung fand sich, dass das Bayonet schief aufwärts von der linken Bauchseite durch die rechte Herzkammer und durch den obern und mittlern Lungenlappen gedrungen war. Obgleich Beyspiele dieser Art keinen weitern praktischen Nutzen haben: so sind sie doch in sofern der Aufbehaltung werth, als sie unsere Ideen über die Wirkung der Verletzung der zum Leben unentbehrlichen Theile berichtigen können. *Nachricht vom Zerreissen der Aorte in der Nähe des Herzens*, von Mr. *Lynn*, Wundarzt zu Woodbridge. Diese Zerreissung geschah bey einem Frauenzimmer während der Geburtsarbeit, und ist deswegen merkwürdig, weil die Patientin den Zufall vom 11. bis zum 25. des Monats überlebte. Der Vf. schreibt den Zufall einer durch chronische Entzündung verursachten Schwäche der Aorte zu. Rec. glaubt eher, dass durch langwierige Entzündung Verdickung der Häute entstehen könne; vielleicht wurde dadurch der Durchgang des Bluts erschwert. *Ueber den Nutzen der Tinctura ferri muriati in solchen Urinverhaltungen, welche von krampfhaften Zufällen der Harnröhre entstehen.* Dies ist eigentlich ein Auszug aus Cline's Vorlesungen, welcher den Fall einer krampfhaften Urinverhaltung enthält, die durch ein Tobakslystier gehoben wurde, welches Mittel den Patienten aber so ohnmächtig und elend machte, dass er bey wieder eintretenden Anfälle es durchaus nicht wiederholt haben wollte. Cline gab also alle zehn Minuten zehn Tropfen der salzsauren Eisentinctur. Nach sechs Gaben floss der Urin freyer, und diese Arzney half auch in wiederholten Anfällen. Urinverhaltungen von andern Ursachen sollen durch dieses Mittel nicht gehoben werden. *Drey Beyspiele von Verstopfung des Brustganges*, nebst einigen Versuchen über die Wirkung der Unterbindung dieses Gefässes von *Astley Cooper*. Diese sonderbaren Thatsachen lassen eine beträchtliche Vermehrung unserer Kenntniss von den Krankheiten des lymphatischen Systems hoffen. Sie zeigen, dass der Brustgang scrophelartigen Entzündungen und daraus entstehenden Eiterungen und Verstopfungen unterworfen sey, und geben die Vorkehrungsmittel zu erkennen, welche die Natur trifft, um die Stockung der Verrichtungen dieses wichtigen Organs zu verhindern, welches namentlich durch grosse Anastomosen der Saugadern geschieht, die den Chylus, wenn der Brustgang unten verstopft ist, zum obern Theile desselben bringen. Da die Pathologie der Saugadern noch so wenig bearbeitet ist: so werden diese und andere Thatsachen die Physiologen vielleicht veranlassen, dieses Gefässsystem dem Blutgefässsysteme mehr analog, als es bis jetzt zugegeben ist, zu betrachten. Die Versuche der Unterbindung des Brustgangs an Hunden, scheinen nach Cooper's Meynung der Lehre von der rückgehenden Bewegung in den Saugadern nicht günstig zu seyn; denn er fand bey der Zergliederung der den Versuchen unterworfenen Thiere, dass manche Milchgefässe ausserordentlich von Chylus aufgetrieben, und dass einige sogar geplatzt waren. Es ist sehr zu wünschen, dass der Vf. diese Beobachtungen und Versuche fortsetze, um vielleicht mehr auch auf die Zeichen und Verbindungen der Krankheiten des Saugadersystems aufmerksam zu machen. *Zwey Fälle von Hundswuth*, wo Opium in ungewöhnlich grossen Gaben ohne Erfolg angewandt wurde. Einer von Dr. *William Babington*, der andere von Dr. *William Wavell*. Weder die Krankengeschichte, noch die Leichenöffnung, der beiden unglücklichen Patienten, enthält irgend etwas zur Berichtigung der künftigen Behandlung dieser schrecklichen Krankheit. *Ein Fall von glücklicher Verrichtung des Kaiserschnitts, wobey das Leben der Mutter gerettet wurde*, von *James Barlow* zu Blackburn in Lancashire. Glückliche Operationen dieser Art sind in der That so selten, dass sie grosse Aufmerksamkeit verdienen; vorzüglich scheint in England der Erfolg dieser Operationen allgemein zu ungünstigen Urtheilen über dieselbe berechtigt zu haben. Der Vf. sagt, dass der Uterus so dünn gewesen sey, dass er kaum die Bauchhaut an Dicke übertroffen habe; diess scheint unglaublich, zumal da es der ganzen Länge des Schnitts nach der Fall gewesen seyn soll. War vielleicht eine *Conceptio extra uterum* vorhanden? — *Ein besonderer Fall des Steinschnitts*, von Dr. *Chester*. Der Stein sass so fest im Blasenhalse, und ragte in Perinäum hervor, dass derselbe gar nicht auf eine der gewöhnlichen Arten ausgezogen werden konnte. Es wurde deswegen ein Schnitt in die Harnröhre gemacht, und die Wunde fünf Wochen offen erhalten, nach welcher Zeit es nöthig befunden wurde, den Stein zu zerbrechen und stückweise herauszunehmen. *Bemerkungen über die Heilung der Hydrocele durch Einspritzungen*, vom Wundarzte *Farre*. Das Resultat mehrerer erzählter Fälle scheint dieser Heilmethode nicht günstig, weil der Erfolg in Rücksicht einer durchaus gründlichen Heilung zu ungewiss ist. *Untersuchung über den wahren und falschen Kaiserschnitt*, worin auf die Unterscheidung dieser beiden Arten, vorzüglich in Hinsicht einer genauern Schätzung

zung

tung des Erfolgs, gedrungen wird, nebst einigen Bemerkungen über die Ursache der grossen Gefahr bey dieser Operation, von Dr. *John Haighton*. Diess ist eigentlich eine Kritik mehrerer Schriftsteller, welche den Kaiserschnitt vertheidigen, deren Zeugnisse aber sehr in Zweifel gezogen werden können. Ein alter französischer Schriftsteller Rousset erwähnt einer Frau, welche sieben, und einer andern, welche dreymal diese Operation erlitten haben soll. Ein anderer Vertheidiger dieser Operation erzählt, dass ein Arzt zu Brüges dieselbe siebenmal an seiner eigenen Frau verrichtet habe. Ohne sich auf solche lächerliche Geschichten einzulassen, giebt der Vf. es nur als wahrscheinlich an, dass das Ausziehen eines *foetus extrauterini*, durch einen in die Bauchbedeckungen gemachten Schnitt, oft für den wahren Kaiserschnitt ausgegeben worden sey; bey einer solchen Operation ist denn freylich die Gefahr ungleich geringer, weil hier der Uterus mit seinen weiten Gefässen nicht zerschnitten wird, welche durch das in den Unterleib ergossene Blut den Tod so leicht verursachen, worauf die Geburtshelfer vorzüglich Rücksicht nehmen sollten. *Ein Fall von undurchbohrten Hymen*, welcher mit ungewöhnlichen Umständen verbunden war, von Dr. *John Sherven*. Es wurde durch einen Einschnitt eine grosse Menge verdicktes Menstrualblut ausgeleert, welches der Person mehrere Jahre hindurch das Ansehen einer Schwangerschaft gegeben hatte. Sie war 14 Jahr lang verheirathet gewesen. Wie hatte denn aber Coitus statt finden können? —

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Perthes: *Ueberflüssiges Taschenbuch für das Jahr* 1800. Herausgegeben von *Joh. Ge. Jacobi*; dazu eine Vorrede von *Friedr. Heinr. Jacobi*. 1800. 230 S. 8.

Eine witzige Vorrede, worin der Titel *überflüssig* in angenehmer Laune mit Anspielungen auf die Fichtische Philosophie, darüber doch eine Ehrenerklärung vorhergeht, gerechtfertigt wird; ein lieblicher Wechselgesang von Herder nach Platons Allegorie zwischen *Dürftigkeit* und *Ueberfluss*; und eine Huldigungspredigt vor und unter dem Regierungsantritt der Sonne am Neujahrsmorgen 1800 gehalten von J. P. Richter in seiner zwar gedankenreichen, aber von Tropen und Allusionen *ex omni scibili* allzu üppig überfliessenden Manier machen den Anfang dieses Taschenbuchs. Von Hn. Joh. Georg Jacobi: *ein Familiengemälde*, dessen Tendenz folgende Verse bezeichnen:

Doch der Stunden und der Tage Lauf
Hält nicht Jugendlied, nicht Flehn des Alters auf,
Mag denn über Gräber, die zerfallen,
Wieder ein beginnendes Jahrhundert wallen,
Hier Palläste bauen, stürzen dort!
Keine fromme That, kein edles Wort,
Keine milde Thräne kann zerstäuben,
Menschen Arm verwest, die Werke bleiben.

Einfalt, von ebendemselben. Die beste Strophe daraus ist die letzte:

Ihr Mütter drückt's mit jedem Kusse,
Den zarten Kinderseelen ein,
Zum reinsten, sichersten Genusse,
Kann Einfalt nur die Herzen weihn,
Sie tanzt mit uns um schlechte Hürden,
Lehrt singen unter schweren Bürden,
Und weilen, wo die Unschuld lacht,
Die leicht und froh das Leben macht.

Da die letzten beiden Verse in jeder Strophe mit dem nämlichen Reime schliessen sollen: so hat diess einige matte Stellen veranlasst; wie z. B. in der vorletzten Strophe, wo zwar der Dichter gesteht, dass ihn bey dem Glockenklang hoher Domkirchen der Andacht heilger Schauer durchbebe, gleich aber hinzusetzt:

Doch fühl' ich besser Gottes Nähe,
Wenn ich des Dörfchens Kirchthurm sehe,
Wo Frömmigkeit voll Einfalt lacht,
Die mir das *Beten leichter* macht.

Unter den übrigen Stücken dieses Dichters nennen wir noch *den Namenstag*, eine kleine artige Epistel; das Gedicht an seine Frau, und die Ode an die Natur! — Von *Klopstock* zwey Oden: die *Erscheinende*. Hier die zwey letzten Strophen:

Da die Schönheit entstand, war die Empfindung die Braut,
Bräutigam war der Geist. Zauberin lag
Lebenblickend die Tochter, entzückt
Lag sie im Hain.

Da die Mutter gebahr, sangen mit süsserem Laut
Nachtigallen, der Lenz öffnete da
Jede Knospe! dem Felsen entrann
Reiner der Quell!

Wissbegierde. Ihr Gegenstand ist in folgenden Zeilen ausgedrückt:

Wenn dieses ist, (wer glühet der Unruh voll
Nicht hier vom Durst zu wissen?) was thut sie kund
Durch Siege derer, die des Menschen
Rechte nicht nur die sie selber leugnen?

Erhabene Warnung schliesst in der letzten Strophe:

Saat sä'n sie, deren Aernte Verwildrung ist,
Des Menschen Rechte leugnen sie; leugnen Gott!
Schweigt jetzt, nicht leitend, Gott? und kennst du
Furchtbares Schweigen nur du uns bessern?

Pfeffel hat verschiedene artige Fabeln geliefert. Auch folgendes Epigramm, dessen Stachel die allzu gutherzigen Criminalisten trifft:

Auf

Auf Beccaria's Grab.

Für Menschenwohl hat er mit Kraft
 Und mit Gefühl geschrieben.
Die Galgen hat er abgeschafft.
 Die Schwengel sind geblieben.

Voss einige Uebersetzungen griechischer und römischer Gedichte. Hier stehe davon nur die Horazische Ode an die Neobule, wo Hn. Voss das im Deutschen so schwere Versmaass, welches aus lauter *Ionicis a minore* (◡ ◡ — —) besteht, weit besser als Ramlern, ja man darf sagen, unübertrefflich gelungen ist:

Neobule an sich selbst.

O wie elend ist ein Mägdlein, das dem Amor sich entziehn muss,
Und der Tröstung des Lyäus, da mit Strafred' und Ermahnung
 Sie der Oheim so in Angst hält.
Dir geraubt wird ja der Nähkorb von dem Wildfang Cytherea's,
Dir das Webschiff und die Arbeit der Minerva, Neobule
 Von dem schönen Liparéer.
Wann gesalbt er um die Schultern in den Tibris sich hinabtaucht,
Er zu Ross flink, wie der Held Bellerofontes und im Faustkampf
 Und im Wettlauf unbezwingbar.
Der behend' auch, wo ein Hirschtrupp im Gewühl stäubt durch das Blachfeld,
Mit dem Jagdspiess ihn dahin streckt, und ein Bergschwein aus dem Dickicht
 In dem Anstand zu empfahn weiss.

Wir übergehn einige kleinere Stücke und prosaische Aufsätze von dem Grafen Stollberg, Hn. Zink u. a. Auch hoffen wir schon genug ausgezogen zu haben, um die Leser zu überzeugen, dass man das bescheidne Beywort, was sich dieses auch übrigens sehr schön gedruckte und schön verzierte Taschenbuch auf dem Titel giebt, nicht im Ernste nehmen darf.

Leipzig, in d. Baumgärtnerischen Buchh.: *Bruchstücke der gothischen Baukunst*, von *Johann Gottfried Grohmann*, Prof. der Philosophie zu Leipzig. mit XII Kupfertafeln, einer kurzen Vorrede und dem Inhaltsverzeichniss der Kupfertafeln. (3 Rthlr.)

Wir brauchen wohl nicht erst darzuthun, dass es überhaupt nicht gut zu heissen ist, wenn man, es sey unter welchem Vorwande es wolle, Werke von gothischer Architectur als Muster zur Nachahmung aufstellt; denn der Geschmack derselben ist verwerflich, was auch diejenigen, welche ihn vertheidigen wollen, vorbringen mögen. Indessen muss man zugeben, dass gothische Gebäude, in Beziehung auf die ältere Kunstgeschichte unsers Vaterlandes, interessant seyn können; und in dieser Hinsicht wär ein Werk, welches eine Auswahl derselben in richtigen Abbildungen nebst den gehörigen historischen Nachrichten enthielte, nichts weniger als überflüssig. Rec. hält für erweislich, dass diejenigen Kirchen und Klöster, welche zu Karl's des Grossen Zeiten erbaut worden sind, eine auffallende Aehnlichkeit mit Maurischen Gebäuden haben, und also der sogenannte gothische Geschmack ursprünglich aus Spanien über Frankreich nach Deutschland gekommen zu seyn scheint. Weil aber das Ganze desselben auf keinen festen Regeln beruhte: so wurde bald in den Zierathen und sonst manches willkürlich abgeändert, und so entstand nach und nach dasjenige, was man jetzt gothische Baukunst zu nennen pflegt. Im eilften und zwölften Jahrhundert mögen die Deutschen eine vorzügliche Geschicklichkeit darin besessen haben. Denn es wurden nicht nur in Deutschland verschiedene der merkwürdigsten Domkirchen erbaut, sondern auch in Italien sehr wichtige Gebäude durch deutsche Werkmeister aufgeführt. Dieses wären ungefähr die Grundlinien, nach welchen das Thema von der Gothischen Baukunst abzuhandeln seyn dürfte. Hr. G. hat aber in seinem vor uns liegenden Werke sich auf nichts eingelassen, was in historischer oder artistischer Rücksicht belehrend wäre. Die Kupfer sind überhaupt sauber gearbeitet. Man findet darin den Plan, die Ansicht, einige Fenster u. dgl. von der Stiftskirche zu Naumburg, welche zeigen, dass dieses Gebäude (es ist 1029 gebaut worden) unter den oben angegebenen Bedingungen betrachtet, in der That merkwürdig ist, eben so auch die Cathedralkirche zu Merseburg, aus welcher die vierte Tafel den Eingang in die sogenannte Bischofscapelle darstellt.

Kopenhagen, b. Brummer: *Plane zu Gartenanlagen im englischen Geschmack*, nebst Anweisung wie man kleinere Partien eintheilen und bepflanzen kann, von *Joh. Ludwig Mansa*, königl. Gärtner in Friedrichsburg. 1799. Zweyter Heft mit XII Kupfertafeln, gestochen von *Angelo*.

Der erste Heft dieses Werks ist A. L. Z. 1800. Nr. 27. beurtheilt worden. Da der gegenwärtige zweyte sich von jenem ersten weder in der Einrichtung noch in den Darstellungen unterscheidet: so muss unser Urtheil dasselbe bleiben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 20. Junius 1800.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Hartknoch: *Historisch-statistisches Gemälde des russischen Reichs* am Ende des 18ten Jahrhunderts von *Heinrich Storch.* III. Theil. 1799. 564 S. 8.

Den Zweck dieses Werks, so wie die charakteristischen Eigenschaften desselben kennen unsere Leser bereits. (S. A. L. Z. 1797. Nr. 296.) Dieser dritte Theil sollte alle noch übrigen Rubriken des bürgerlichen Zustandes der Einwohner des russischen Reichs umfassen; aber die Grösse und die Reichhaltigkeit des Stoffs zwangen zu einer Abänderung des Plans. Nach einer kurzen, aber eben so zweckmässig abgefassten, als reichhaltigen, Uebersicht der Geschichte des Kunstfleisses in Russland geht der Vf. zu dem jetzigen Zustande desselben über. Hier werden zuerst die veredelnden Nebenbeschäftigungen des Landmanns aufgeführt; jene Arbeiten; mit welchen der Landmann die Stunden ausfüllt, welche der Landbau nicht fodert. Dieser Abschnitt theilt sich in solche Beschäftigungen, welche Producte zur Ausfuhr liefern, in solche, deren Product bloss für den einheimischen Verbrauch bestimmt ist, und in solche, die theils noch eingeführt, theils erweitert werden könnten. Dann folgen die Handwerke, und endlich die Fabriken und Manufacturen. Dieser letzte Abschnitt enthält eine Uebersicht der merkwürdigsten Manufacturzweige nach ihrer Entstehung, ihrem Fortgange und ihrem gegenwärtigen Zustande; und zugleich ist das Nöthige über das Recht, Fabriken anzulegen, über die Begünstigungen und Vorrechte der Fabrikinhaber, und über einige andere hieher gehörige Gegenstände beygebracht worden. Angehängt sind eben diesem Abschnitte noch drey Untersuchungen; der erste betrifft die Frage: ob es überhaupt dem russischen Reiche zuträglich sey, dass es Manufacturen und Fabriken besitze; die zweyte untersucht: welche Zweige der Manufacturindustrie in Russland vorzüglich begünstigt werden müsse? und die dritte beantwortet die Frage: welches sind hier die zweckmässigsten Begünstigungen und Aufmunterungen von Seiten der Regierung? Die allgemeinen Beförderungsmittel der Industrie machen den Schluss des Ganzen: hier ist von der Zeitrechnung, den Maassen und Gewichten, den Münzen, dem Papiergelde, und von einer muthmasslichen Evaluation der im Reiche circulirenden Geldmasse die Rede.

Die Foderungen unserer Statistiker hat Hr. *St.* auch in diesem Theile befriedigt; dem Politiker aber bleibt noch viel zu wünschen übrig. Ist (S. 1.) die Geschichte der Industrie wirklich nur ein Bruchstück der Geschichte der Cultur? ist sie nicht viel mehr? ist sie nicht ein wesentlicher Theil derselben? „Der Wunsch (S. 1. und 2.) nach grössern physischen Wohlseyn, den der Gewerbesleiss erzeugt, entsteht nur mit der Vereinigung zur bürgerlichen Gesellschaft." Sehnt sich nicht auch der Wilde nach besseren Tagen? Wünscht nicht selbst der Unglückliche Verbesserung seines Zustandes, für den es keinen Staat giebt, der Sklave, dem die Menschenrechte genommen sind? Und ist nicht gerade diese Sehnsucht die Mutter aller Thätigkeit, und so auch des Gewerbfleisses? „Die Künste der Nothwendigkeit erzeugen sich (S. 2. und 3.) bald bey einem Volke, das die Stufe der Civilisation erreicht hat, wo das Eigenthum gesichert ist; aber ihre Vervielfältigung und Verfeinerung wird hauptsächlich durch den Verkehr mit fremden Völkern bewirkt." Wo das Eigenthum gesichert ist, bleibt man nicht bey den Künsten der Nothwendigkeit. Der Kunstfleiss der Griechen erhielt seine Bildung und Vollendung nicht von Fremden. Was in Aegypten wurde, gedieh auf ägyptischem Boden eine Reihe von Jahrhunderten hindurch. Was alles ist nicht in England einheimisch? — und für manches Volk war der inländische Handel weit wohlthätiger, als der ausländische. Aber ein anderes ist es, wenn Barbaren mit civilisirten Völkern in Verbindung kommen. (Es ist wohl ein Schreib- oder Druckfehler, wenn S. 5. die Einführung der geprägten Goldmünzen den Mongolen zugeschrieben wird.) Iwan II stände unerreicht und unerreichbar in der Geschichte unsers Geschlechts, wäre es ihm gelungen, was, der Natur der Dinge nach, nur das Werk mehrerer Generationen seyn kann; hätte er, wie S. 8. behauptet wird, seinem Volke die Binde der Nationalvorurtheile von den Augen gerissen, und die Fesseln der Unwissenheit und des Aberglaubens zerbrochen. Die Geschichte ist voll solcher Metamorphosen, die wir nicht wagten, wenn wir mit dem Gange der Entwickelung des Menschen bekannter wären, und die Geschichte Russlands ist vielleicht am reichsten an solchen unbegreiflichen Ereignissen: hier hat jeder grosse Geist auf dem Throne sein, unnennbar tief unter ihm stehendes, Volk zu sich hinauf nicht gewunden, sondern geschwungen. Daher denn auch der grosse Contrast zwischen dem, was man von der Lectüre der Geschichtschreiber Russlands zurückbringt, und den Resultaten der Erforschung des jetzigen Zustands des russischen Kolosses. S. 37. und 38. fühlt man recht lebhaft, in welchem europäischen Reiche man verweilt; da sind Kunst-

Kunstfleifs und Sklaverey zusammengestellt. Um den Manufacturen aufzuhelfen, erlaubte Katharina II ausländischen Capitalisten, die auf ihre eigene Kosten Manufacturen und Fabriken anlegen würden, so viele Leibeigene und Bauern sich anzukaufen, als sie für ihre Anlagen bedürften. Wie die Nachbarschaft von Narva und die Nähe der Residenz (S. 39. und 40.) ein vorzügliches Hindernifs bey der Verwandelung des elenden, verfallenen Flecken Jamburg in eine Manufacturstadt werden konnte, sieht Rec. nicht ein. Der Plan war von der Art, dafs er überall hätte misslingen müssen. — S. 42. u. f. lobt der Vf. gerade die Verfügungen der bekannten Stadtordung, welche andere mit Recht laut und nachdrücklich getadelt haben. Bis dahin hatte in Rufsland eine Vermischung aller bürgerlichen Gewerbe statt gefunden, wie Hr. *St.* sich ausdrückt. Die Bürger in den Städten beschäftigten sich abwechselnd mit dem Handel, mit Handwerken, mit der Gärtnerey, dem Fuhrwesen, und hin und wieder auch mit dem Landbau. Nun wiefs die Stadtordnung die Ausübung der veredelnden Industrie ausschliefslich den Bürgern an, und theilte sie in Gilden und Zünfte; jene sollten es mit dem Handel, diese mit den Handwerken zu thun haben. Bey der ältern Verfassung, meynt Hr. *St.*, hätte schwerlich irgend ein Zweig zu einer grofsen Vollkommenheit gedeihen können; aber nun sey man auf den rechten Weg gerathen. Das sollte ein Mittel seyn, das zur Theilung der Arbeit führte? Diese kommt nicht von oben herab; sie kommt von selbst mit der Erweiterung des Markts, und der Anhäufung des Capitals, und Mittel, wie dieses hier, müssen die Theilung der Arbeit gerade aufhalten, indem sie die Arbeit vermindern, und eben dadurch der Anhäufung des Capitals entgegenwirken. Die Zahl der Armen und Bettler kann nur vermehrt werden, und mufs unabwendbar zunehmen, wenn man Menschen, die zu ihrem Auskommen mehrere Gewerbsarten treiben müssen, mit Gewalt zwingt, auf ein einziges Gewerbe sich einzuschränken. Es giebt viele Dörfer in Rufsland, in welchen die eigentliche Landwirthschaft ein blofses Nebengewerbe ist, und städtische Beschäftigungen Hauptnahrungszweige geworden sind. Diefs gefällt Hn. *St.* gar nicht, weil die städtischen Beschäftigungen in Dörfern sich nur zu — Nebengewerben qualificirten. In England mag man es also sehr beklagen, dafs die Vorfahren der jetzigen Bewohner der berühmtesten Manufacturörter nicht beym Pfluge oder hinter ihren Schaafen blieben. Selbst Hr. *St.* gesteht, dafs jene Oerter in Rufsland, welche den Kunstfleifs fast einzig treiben, sich weit und breit in Ruf gesetzt, und sich einen auffallenden Wohlstand erworben hätten; ja dafs die Einwohner mehrerer dieser Oerter, wenn man sie mit einer Stadtordnung heimsuchen wolle, entweder Hungers sterben oder auswandern müfsten. Es scheint fast, da könne man denn doch Stadtordnungen geben, wo man nur nicht den Hungerstod oder das Auswandern besorgen dürfe. Von den 240 Städten, welche Katharine errichtete, und zu Sitzen des Kunstfleifses zu erheben suchte, hätten wir hier schon mehrere Nachrichten erwartet. Wie viele dieser sogenannten Städte nichts weniger als Städte waren und wurden, und wie sehr auch hier der Erfolg hinter der Erwartung zurückblieb, und zurückbleiben mufste, hoffen wir im vierten Theile zu lesen. Dafs der Genufs in Rufsland zugenommen hat, ist doch wahrhaftig nicht zu beklagen (S. 46.); wie wäre es möglich, dafs ohne Zunahme der Bedürfnisse die Thätigkeit hätte zunehmen können? Levesque irret sehr, wenn er meynt, dafs die Russen selten ihre Arbeiten gehörig vollendeten, und dafs diefs theils daher rühre, weil die Herren, für die meist gearbeitet wird, schnell bedient seyn wollten, und weil der Ehrgeiz der Profession fehle. Aus Sklavenhänden kann man keine andere, als elende, Waaren erwarten, und dann fehlt es an Capital, an Theilung der Arbeit, und an Maschinen. Es ist vollends lächerlich, wenn Levesque darauf wetten möchte, dafs ein Russe, mit einem Fremden in Concurrenz gesetzt, mit wenigern Werkzeugen ungefähr eben das leisten und mit einfacheren Maschinen eben die Wirkung hervorbringen werde. Hr. *St.* versichert S. 59., in Rufsland bedürfe die Industrie durchaus einer Lenkung von oben herab, einer Leitung, die auf allgemeinen Grundsätzen beruhe, weil die Beschäftigungen der Menge so unbestimmt wären, das Gleichgewicht derselben zum Nachtheil des Ganzen so leicht verrückt werden könne und weil man bey den zahlreichen Gewerben, die in Rufsland von Jahr zu Jahr emporkeimten, fürchten müsse, dafs das nützlichere von dem minder nützlichen überwuchert werde; Leitung und Anordnung aller einzelnen Zweige der Industrie zu einem grofsen Zwecke sey hier schlechterdings nothwendig. Wir haben also noch nicht Erfahrungen genug von den unberechenbar grofsen Nachtheilen, welche die Lenkung der Industrie von oben herab der Industrie, und dem Wohlstande der Völker zufügten! Wir können also noch am Ende des achtzehenten Jahrhunderts uns einbilden, dafs die Kenntnisse und Bemühungen einiger wenigen Machthaber, die in der Regel mit der Welt völlig unbekannt sind, die sie regieren sollen, und die vom Gange des Handels, von den Bedürfnissen der Producenten, wie der Verbraucher, und von den Gewerben selbst nicht mehr wissen, als man in weiter Ferne von denselben wissen kann, weiter führen werden, als die von der Gewinnsucht getriebenen und unaufhörlich speculirenden Köpfe einiger Millionen Arbeiter! Man kann mit *Smiths* eigenen Worten (B. 2. Kap. 3.) sagen, dafs diejenigen „Könige und Minister," die sich anmafsen zu bestimmen, welchen Gebrauch der Unterthan von seinen Kräften, Talenten, mit seinem Capitale machen soll, sich eine eben so grofse „Vermessenheit und Ungereimtheit" zu Schulden kommen lassen, als diejenigen, „welche sich die Aufsicht über die Oekonomie der Privatleute zueignen." S. 62. wird der Ackerbau als die wesentlichste aller Beschäftigungen aufgeführt, und den Machthabern gerathen, vorzüglich die Zweige des Kunstfleifses zu begünstigen,

wel-

welche die kleinste Zahl von Arbeitern erfoderten, damit dem Ackerbaue keine Hände entzogen würden. Unbedingt kann dem Landbaue der Vorzug vor allen Gewerben nicht gegeben werden. Die gesitteten Länder unsers Erdtheils wären um viele Jahrhunderte zurück, hätten unsere Vorfahren jenen Grundsatz anerkannt und befolgt. Der Kunstfleiss war es, der die Barbarey und die Armuth des Mittelalters verscheuchte, und der dann wohlthätig auf den Landbau wirkte, und diesem aufhalf; ja in vielen Ländern kann kein Landbau gedeihen, wenn nicht der Kunstfleiss vorher sich gehoben, und Verzehrer und Verbraucher der Producte des Landmanns geschaffen hat. Diess ist der Fall bey allen Ländern, die vom Gestade des Meers, und von grosen schiffbaren Flüssen so weit entfernt liegen, dass sie ihre Producte roh nicht verfahren können. Knaben und Männer spinnen nach S. 70. und 120. in Russland nirgends. In dem Dorfe Rabotnika an der Wolga sind fast alle Bauern Schmiede, in Pawlowsk an der Oka Schlösser, und in Besrodnaja an der Wolga Drathzieher; in einigen Kreisen des moskowischen Gouvernements sind fast alle Bauern Handwerker und Fabricanten; bloss in den Dörfern des moskowischen Kreises zählt man über 300 Weberstühle für seidene und baumwollene Zeuge und Tücher: es giebt ganze grosse Dörfer, die bloss von Gerbern, Drechslern, Holzschnitzern, Vergoldern und Schiffsbauern bewohnt werden: aber — diese so weit getriebene Industrie kann nur auf Kosten des Ackerbaus bestehen, und ist nicht überall zu wünschen(!!) S. 133. und 134. stehen einige in Russland nicht genug zu beherzigende Wahrheiten; wo aber Sicherheit des Eigenthums statt finden soll, muss der Mensch fähig seyn, ein Eigenthum sich zu erwerben, und so würde in Russland die neue Schöpfung mit der Aufhebung der Leibeigenschaft beginnen müssen. „Dass Katharina II, sagt Hr. *St.* S. 159. bey der Begründung des Handwerksstandes, die Errichtung der Zünfte überhaupt nöthig fand, bedarf keiner Rechtfertigung, da die paradoxen Einwürfe der Oekonomisten längst die Kraft verloren haben, welche sie dem Ansehen ihrer Häupter, und dem Modegeschmack des Publicums zu verdanken haben: nichts ist gewisser, als dass gut eingerichtete Zünfte die Vollkommenheit der veredelnden Gewerbe befördern, besonders in Ländern, wo diese erst zu entstehen beginnen." Haben denn nur die Oekonomisten gegen die Zünfte gesprochen? Zünfte sind Zwang, und Zünfte mit milderen Gesetzen, wie die russischen, sind nur minderer Zwang. Wie kann aber Zwang vollends beym Entstehen der künstlichen Gewerbe heilsam seyn, vollends da sich so viele natürliche Schwierigkeiten finden, die oft gros genug sind, auch ohne Zünfte den Keim zu ersticken? Recht auffallend war es Rec., hier *Smith* angeführt zu finden; und erinnerte sich denn Hr. *St.* nicht auch Peters des Grosen, der ein Feind der Zünfte, aber gewiss kein Oekonomist war, oder vom Modegeschmack sich lenken liess? Auch Hr. *St.* seufzt überall, wenn er ein rohes Product gewahr wird, das man ausführt; Seufzer nach unmöglichen Dingen! Alles kann nicht überall veredelt werden, und vollends in Russland, wo die Anzahl der freyen Arbeiter so unbedeutend ist. In Hinsicht auf die Veredlung der Wolle sind die Russen noch am weitesten zurück. Die Ursache davon kann wohl nicht, meynt Hr. *St.*, in dem Mangel des dazu erfoderlichen Hauptmaterials, der einheimischen feinen Wolle, gesucht werden, da die Seidenmanufacturen ebenfalls ausländischen Stoff verarbeiten, und viel weiter gediehen sind. Offenbar aber kann die Wolle nicht die Kosten eines weiten Transports, wie die weit theurere Seide, ertragen; zweytens können wir uns weit eher die fehlende Seide, wie die fehlende feine Wolle, verschaffen, wenn auch einige Theile des russischen Reichs wegen der Nachbarschaft einiger Nomaden eine Gelegenheit haben, feine Wolle zu erhalten, die manchem andern Volke fehlt; und drittens, müssen die Arbeiten der ersten Hand zu theuer werden, da weder Knaben noch Männer spinnen, und die, welche spinnen, nur wenig fördern. Gewiss kann es nicht auffallen, dass Russland, das so grose Quantitäten Salpeter gewinnen könnte, in den letztern Zeiten eine bald grössere, bald geringere Quantität Salpeter einführte, wenn es gleich noch vor wenigen Jahren selbst diesen Artikel ausführte. Hier wurde gelenkt von oben herab. In dem Jahrzehend von 1780 bis 1790 betrug die Ausfuhr des Salpeters aus St. Petersburg jährlich gegen 20000 Pud und durch einen Ukas vom 5. Febr. 1795 wurde die Ausfuhr verboten. Als die Ausfuhr frey war, hatte der Salpeter einen grossen Markt, und der Fabricant also die Aussicht zum reichlichen Gewinn; das Verbot schränkte den Markt auf Russland ein, jene Aussicht verschwand, und es erfolgte, was hundertmal in unserm Jahrhundert auf ähnliche Verbote erfolgt ist. Die ungereimte Frage: „ob es überhaupt für Russland zuträglich sey, dass es Manufacturen und Fabriken besitze," so wie die Beantwortung dieser Frage (S. 358 f.) sind zwey gleich starke Beweise, wie kläglich es mit unsern politischen Kenntnissen steht. Was heisst es S. 362: „der wahre Reichthum eines Staats besteht nicht in Gold und Silber, sondern in der Beschäftigung der Nation? Das kann ein Mann hinschreiben, der den *Smith* anführt! und nun folgt vollends ein Geschwätz über den Luxus in staatswirthschaftlicher Hinsicht, bey dem man alle Geduld verliert. S. 436 erfahren wir, dass mit der steigenden Ausbeute der russischen Kupferbergwerke auch die russische Kupfermünze zu so ungeheuren Summen angewachsen sey, dass sie allmählich aus einer blossen Scheidemünze die gangbarste Landesmünze wurde. Wenn nun die Kupferbergwerke weniger ergiebig gewesen wären, würde dann das nicht erfolgt seyn? oder was hätte man sonst zu erwarten gehabt? Nun geht der Vf. zu dem Papiergelde oder zu den Banken über, und hier wird man überall gewahr, dass keiner von allen, die da aufgeführt werden, weiss, wovon denn eigentlich die Rede sey, was man wolle und was man nicht wolle. In dem Manifeste vom J. 1763 wurde auf das heili-

heilige kaiserliche Wort versprochen, dass die Summe der Bankassignationen nie und in keinem Falle 100 Millionen übersteigen solle. Und warum das? Wenn sich's nun fand, das Bedürfniss verlange eine grössere Summe Papiergeldes? War diess Papier denn nicht ein Stellvertreter des baaren Geldes? Wenn die Banken, die zum Flore Schottlands so unsäglich viel beytrugen, eine Summe im voraus bestimmt hätten, würden sie weise gehandelt haben? Wie läfst sich überhaupt im voraus bestimmen, wie gross das Rad seyn müsse, das nicht nur gegenwärtig, sondern auch in den Zeiten der kommenden Generationen die Producte unter die Verzehrer vertheilen soll? Zur Bestätigung der Behauptung, dass jene Summe eine nicht zu grosse Summe sey, hat Hr. *St.* sich auf Schlözers Staatsanzeigen (XIII. 116) berufen, wo nicht nur angegeben ist, was auf viele Millionen hin nicht zu berechnen ist, wie viele Banknoten nämlich in England circulirten, sondern auch, wie viele Zettel in den übrigen Reichen umliefen. Was soll aber und was kann aus dieser Rechnerey bewiesen werden, gesetzt auch, alle Angaben hätten ihre volle Richtigkeit? Kann man sagen, weil in England, Schweden, Preussen u. s. w. so und so viel Papiergeld im Umlauf sich findet: so kann Russland hundert Millionen gebrauchen. Soll das Areal, die Volksmenge oder die Industrie, oder sollen diese alle zusammen entscheiden? Und nimmt man Areal, Volksmenge und Industrie zusammen, wohin kommt man? Das Papier ist Stellvertreter des baaren Geldes. Die Masse des baaren Geldes ist in allen, von Hn. Schlözer genannten Reichen, vielleicht in allen Hinsichten verschieden. Man bedarf in dem einen Reiche der Stellvertreter nicht so viele, wie in dem andern. Der Umlauf des Geldes ist in dem einen Lande weit schneller, als in dem andern; bey gleich grossen Umsatz in zwey Ländern gebraucht man also in dem einen Lande nicht so viel Geld, als in dem andern. In dem einem Lande kann die Industrie zunehmen, in dem andern kann sie fallen; beides kann in einem und denselben Lande sich innerhalb weniger Jahre ereignen. Das Papiergeld kann in dem einen Lande mit dem baaren Gelde gleichstehen und in dem andern 10 Procent weniger gelten, und in ein und demselben Lande kann das mit dem baaren Gelde gleichstehende Papiergeld in wenigen Jahren 10 Procent verloren haben. Gleiche Summen in Papiergelde sind also in verschiedenen Ländern sehr verschiedene Summen und eben so verschiedene Summen in demselben Lande in verschiedenen Jahren. Wo man nur Kupfergeld hat, wird Papiergeld viel stärker gesucht werden, als da, wo man nur oder fast nur Gold- und Silbergeld hat; dort ist also auch das Bedürfniss und die Nachfrage nach Papiergeld weit stärker, als hier. Geld ist das Mittel, die Producte der Natur und der Kunst an die Verbraucher zu bringen. Diese Producte sind in den verschiedenen Ländern auf eine uns unbestimmbare Art verschieden; das Totalproduct jedes Volks steigt und fällt; man bedarf hier eines Rades, wozu man dort kaum mit dreyen reicht; man hat hier mehr, dort weniger, baares Geld; man sucht hier mehr, dort weniger eifrig, Papiergeld; — wer kann nun sagen: weil Schweden und England so viel Papiergeld gebrauchen, oder gebrauchen können: so ist für Russland diese oder jene Summe, nicht zu gross und nicht zu klein? Und wer kann vollends bestimmen wollen, über 100 Millionen soll es hier nie hinausgehen! — Man hat auch die *Ausfuhr* der Assignationen *ausserhalb des Reichs* streng verboten, weil die Assignationen zur Erleichterung des inländischen Geldumlaufs bestimmt wären. Wahrhaftig unerhört und unbegreiflich! Welcher Nachtheil konnte denn den Russen oder den Ausländern zuwachsen, wenn beide mit Papier betrieben, wozu sie bisher nur baares Geld gebrauchten? Müsste man beym Mangel an Gold- und Silbergelde, oder beym Besitz eines Geldes, das nur mit dem ausserordentlichsten Aufwande in die Ferne versandt werden kann, den Russen nicht Glück wünschen, wenn der Himmel ihnen vergönnete, mit Papier dahin zu gelangen, wohin sie bisher nur mit Gold und Silber, oder mit ihrem Kupfer, und mit diesem nicht ohne einen abschreckenden Aufwand, kommen konnten? Wenn man den ausländischen Handel nicht nur nicht aufgeben, sondern befördern wollte, und nach Möglichkeit befördern muss; warum will man denn ein Mittel, von dem man glaubte, dass es den inländischen, wie den ausländischen Geldumlauf, befördern könnte, nur für den inländischen Handel benutzen? Stieg die Nachfrage nach Noten; warum wollte man diese Nachfrage nicht befriedigen? Fürchtete man etwa, es könnte einst an Papier- und Druckerschwärze, dem Material zu den Noten, fehlen? Und fliesst es denn nicht geradezu aus der Natur der Sache selbst, dass der Kreis der Noten sich nur auf das Land beschränkt, in dem die Bank errichtet ist? Aber man verbot aufs strengste, und bey Anordnungen und Verfügungen dieser Art können so viele unserer Statistiker, von hoher politischer Weisheit, und von einer Fülle philosophischer Ideen sprechen! Ein neuer grosser Beweis, dass Staatskunde, wie Geschichte, ohne Philosophie und Politik, ein blosses Handwerk ist, vor dem jedem guten Kopfe ekelt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Junius 1800.

NATURGESCHICHTE.

Wien, in Commiss. b. Schauenburg: *Plantae rariores Hungariae indigenae, descriptionibus et iconibus illustratae* a Comite *Francisco Waldstein*, Caes. Reg. Camerario et Ordinis Melitensis Equite et *Paulo Kitaibel*, Med. D. Chem. et Botan. Prof. Pesthini. Decas I. II et III. 1800. gr. fol. 28 S. und 50 illum. Kupfer. (Jede Decas 15 fl. Ladenpreis 11 fl. Praenumeration.)

Bey der in den neuern Zeiten zunehmenden Neigung zum Studium der Naturkunde und der Botanik insbesondere, ist es sehr zu verwundern, dass sich noch kein Gelehrter damit beschäftiget hat, die Seltenheiten des Pflanzenreichs, die der Lage nach, Ungarn in seiner ganzen Ausdehnung hervorbringen muss, zu beschreiben. Zwar haben wir durch Hn. *von Jacquin* einige Gewächse dieses Königreichs kennen gelernt, aber dieses sind nur wenige, die beyläufig mit mehreren neuen Pflanzen bekannt gemacht wurden; allein ein Werk, was ausschliessend nur die neuen oder seltenen Gewächse Ungarns enthält, fehlte bis dahin noch gänzlich. — Der Hr. Graf von *Waldstein* und der Prof. *Kitaibel* erwerben sich daher kein geringes Verdienst um die Erweiterung der Botanik, dass sie nur wenig bekannte und neue Pflanzen, die in Ungarn wild angetroffen werden, durch Abbildungen und Beschreibungen erläutern. Sie haben beide seit mehreren Jahren nach allen Richtungen dieses weitläuftige Land, der Botanik wegen, durchreiset, und setzen diese Reisen noch jährlich fort. Bey der Abwechselung des Bodens, und des mehr oder weniger erhöhten Terrains, ist, wie leicht zu begreifen, die Mannichfaltigkeit der Gewächse nicht gering. Viele Gewächse Sibiriens, Griechenlands, Piemonts, Oesterreichs, ja sogar einige welche in Afrika zu Hause sind, wechseln mit neuen bis dahin beschriebenen und den in Europa gewöhnlichen ab.

Die Vf. geben dieses Werk Dekadenweise heraus, und zehn solcher Dekaden sollen einen Band ausmachen, der mit Titel und Vorrede versehen wird. Die Kupfer sind brav gestochen und sauber illuminirt, ganz in dem Geschmack der Jacquinischen Werke; doch so, dass die flache Manier, hier mehr vermieden ist, und die Gewächse daher weit besser ins Auge fallen. Da nur wenige Bogen Text bey jeder Dekade gegeben werden, — denn die beiden ersten haben nur zwey und die dritte drey: — so reicht dieser nur bis zur 29 Platte. Die Beschreibungen sind sehr genau mit Anzeige des Standorts der Pflanze und ihrer Dauer.

Die in diesen drey Dekaden befindliche Gewächse sind folgende: 1) *Lactuca sagittata* hat mit *Lactuca Chaixi Villars* viele Aehnlichkeit, unterscheidet sich aber besonders durch die Doldentraube und die uneingeschnittenen Wurzelblätter. 2) *Achillea lingulata* mit ganzen umgekehrt eyförmigen gezähnten haarigen Blättern, der *A. herba rota* verwandt. 3) *Tilia alba.* 4) *Lepidium crassifolium*, das an Orten vorkommt, die von Salztheilen durchdrungen sind. Sie wird auch in Sibirien auf Salzsteppen gefunden. 5) *Scabiosa longifolia* eine rothblühende Art, der *S. sylvatica* verwandt. 6) *Alyssum murale* ist vielleicht nur Spielart von *A. alpestre*, die im Thal gewachsen ist und dadurch ihre Gestalt verändert hat. Die *Lunaria argentea* des *Allioni* gehört hier gewiss nicht her. 7) *Symphytum cordatum*, eine neue sehr ausgezeichnete Art, die in dem gebirgigten Theil Ungarns gefunden wird. 8) *Silene longiflora Ehrharts.* 9) *Vinca herbacea*, der *V. minor* sehr ähnlich, aber durch den krautartigen Stengel hinlänglich verschieden. 10) *Ranunculus crenatus* kommt dem *R. frigidus* nahe, nur weichen die Stengelblätter davon ab. 11) *Carduus radiatus*, eine vorzüglich schöne Distelart, die mit *Villars C. lycopifolius* verwandt ist. 12) *Scabiosa banatica*; 13) *Scabiosa corniculata*, beide neu und von schönem Ansehn. 14) *Phyteuma canescens* gehört zu der Abtheilung mit Rispen. 15) *Nymphaea lotus*, die man nur in Aegypten und Ostindien einheimisch glaubte, wächst in einigen warmen Quellen von Ungarn. Diese Abbildung ist vorzüglich schön gerathen und giebt von der ganzen Pflanze eine vollständige Idee; da sowohl eine blühende als ganz junge und die Theile der Fructification davon vorgestellt sind. 16) *Cineraria sibirica.* 17) *Allium atropurpureum*, 18) *Saxifraga hieracifolia* zwey neue schöne Gewächse, die wohl eine Aufnahme in die Gärten verdienen. 19) *Crepis rigida* neu und durch die eigene Blattform sehr verschieden. 20) *Peucedanum arenarium*, eine neue vier bis sechs Fuss hohe, zweyjährige, durch ihre saftigen schönen Blätter sehr ausgezeichnete Art. 21) *Glycyrrhiza glandulosa*, der *G. glabra* sehr ähnlich, aber durch die mit stachlichten Drüsen besetzte Schote sehr verschieden. Die Wurzel ist der des gewöhnlichen Süssholzes gleich, nur dunkler von Farbe. 22) *Cerastium anomalum*, seinen Gattungsverwandten besonders dem *C. semidendrum* sehr nahe verwandt. 23) *Smyrnium perfoliatum.* 24) *Senecio vernalis*, ist dem *S. humilis Desfontaines* sehr ähnlich. 25) *Trifolium striatum.* 26) *Trifolium macrorhizum*, ist dem

T. M. officinalis beym ersten Blick so ähnlich, dass man es kaum für verschieden halten würde, aber die grosse perennirende Wurzel, die etwas schmälern Blätter und der grosse Nabel (*hilum*) des Samens unterscheiden es deutlich. 27) *Trifolium angulatum* neu. 28) *Brassica elongata* schon von *Ehrhart* unter dieser Benennung beschrieben. 29) *Silene dichotoma* auch von ebendemselben schon bekannt gemacht. 3) *Aster canus* neu, mit grau behaarten dreynervigen Blättern und unfruchtbaren Randblumen. Er sieht dem *A. hyssopifolius* ähnlich, ist aber doch im Ganzen sehr verschieden.

Mit Verlangen sehen wir der baldigen Forsetzung dieses schönen, die Erweiterung der Gewächskunde befördernden, Werks entgegen und können bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, dass es den Vff. nach der Beendigung dieses Werks oder auch früher gefallen möchte, für den weniger bemittelten Theil des Publicums eine vollständige Flora von Ungarn herauszugeben, worin die neuen Arten in kurzen Beschreibungen durch ihre bleibenden Charaktere von den bekannten unterschieden würden.

KÖTHEN, in Commiss. b. Aue: *Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Deutschlands und angrenzender Länder*, nach eignen Erfahrungen entworfen, und nach dem Leben gezeichnet von *Johann Andreas Naumann. Zweyter Band zweyter Heft.* 1799. S. 65 — 106. m. 8 K. *Dritter Band, erster u. zweyter Heft*, zusammen 72 S. 8. jeder mit 8 illum. Kpft. fol. (5 Rthlr.)

Diese drey Hefte eines durch getreue Abbildungen und eigne treffliche Erfahrungen schätzbaren Werkes, enthalten die 18te, 19te, 20te und 21te Classe der Vögel nach dem Systeme des Vfs. Nach der B. 1. H. 1. vorgesetzten Einleitung, sollte die *achtzehnte Classe* „von den Feldvögeln, die von Erdwürmern „leben, und mittelmässige lange, von unten und „oben kurz zugespitzte Schnäbel haben," also den Linneischen *Charadriis* und *Tringis*, die *neunzehnte*: „Von dem Geschlechte der Schnepfen, welche sehr „lange, schwache und weiche Schnäbel haben; der „obere Schnabel ist an der Spitze stumpf, etwas keulich und länger als der untere; ihre Nahrung sind „Erdgewürme;" und die *zwanzigste* „Von den hochbeinigten Arten der Wasserschnepfen, welche gleichartige Schnäbel wie die vorigen haben, und von „Wassergewürme leben," also unstreitig beide zusammengenommen, von den linneischen *Scolopacibus* handeln. Der Vf. hat aber hier seinen Plan geändert, und aus der achtzehnten jetzt zwey Classen gemacht; der Natur getreuer würde er die ersten drey Classen beybehalten haben, da jetzt seine neunzehnte Classe, welche den Kibitz und Strandpfeifer (*Charadrius Niaticula*) enthält, sich in Absicht des letztern nicht einmal durch das angegebene Kennzeichen, den Afterzehen, von der vorhergehenden unterscheidet. Auch in den übrigen angegebenen Unterschieden zwischen des Vfs. gegenwärtiger achtzehnten Classe, aus welcher er *den grossen Brachvogel* (*Charadrius Oedicnemus*), *den Saatvogel* (*Ch. pluvialis*), *den schwarzbrüstigen Saatvogel* (*Ch. Apricarius*) und *das Dütchen* (*Ch. Morinellus*) beschreibt, und der neunzehnten können wir nicht ganz mit ihm übereinstimmen; denn nach dem Vf. sollen die Brachvögel bloss hohe und trockne Felder suchen, welches wenigstens bey dem grossen Brachvogel, dem Saatvogel und Dütchen der Fall nicht ist, da besonders die beiden letzten sich vorzüglich in nassen und sumpfigten Wiesen aufhalten. Hr. N. besitzt einen gezähmten grossen Brachvogel, welcher ganz an ihn gewöhnt ist, auf seinen Ruf kommt, und aus seiner Hand frisst. Vom Saatvogel bemerkt Hr. N., dass zu Anfang des Winters bey einigen die Schenkelfedern so lang werden, dass sie den kahlen Theil des Schenkels ganz bedecken, er soll sich, wenn er zu Ausgang Septembers ankommt, am liebsten in hohen und magern Brachfeldern niederlassen; Rec. sah ihn nie alsdann häufig, als auf feuchten Wiesen. Seine Stimme giebt Hr. N. wie *tlüi* an, richtiger nach des Rec. Meynung wie Hr. *Bechstein*, der sie *tia* schreibt. In Absicht des schwarzbrüstigen Saatvogels ist der Vf. zweifelhaft, ob er der im Frühjahr verfärbte Saatvogel sey, scheint ihn aber eher für eine eigne Art halten zu wollen, weil drey derselben, die er einst im April schoss, Spuren einer kurz vorhergegangenen Mauserung zeigten, und der gemeine Saatvogel anfangs Septembers mausert. Rec. kann gleichwohl nicht umhin, beide für dieselbe Art zu halten, und glaubt, dass sie, wie mehrere im Sommer anders als im Winter gefärbte Thiere, einer doppelten Mauser unterworfen sind. Die Abbildung fehlt hier, und soll nachgeliefert werden. Das Dütchen, von dem hier Männchen und Weibchen abgebildet sind, ist von den Arten des Brachvogels in der Gegend des Vfs. die häufigste. Die Erzählungen von seiner Nachahmungssucht erklart Hr. N. mit Recht für falsch. Der Strandpfeifer soll sein Nest mit kleinen Kieselsteinchen auslegen (?), und seine Stimme wie de[illegible] oder *diu* klingen; Hr. *Bechstein* schreibt sie richtiger *Kü, Kü*, Rec. würde sie *Tü, Tü* schreiben. Auf der 15ten Tafel ist noch eine, vermuthlich monströse, Feldlerche, die lebendig gefangen wurde, abgebildet. Ihr Schnabel war beynahe $1\frac{1}{4}$ Zoll lang, und nach der Figur pfriemenförmig und gekrümmt, die Schienbeine unten dicker wie oben, und der Sporn aufwärts gekrümmt. Rec. war ihre Uebereinstimmung mit dem Sorli vom Vorgebirge der guten Hoffnung auffallend. Die letzte Tafel dieses Heftes ist zum Beweise da, dass man die Vögel eben so gut, wie die vierfüssigen Thiere, an ihren Spuren erkennen könne. Der Vf. stellt die Mitte der Ferse in den Mittelpunct eines Kreises, dessen Radii die Zehen sind, und achtet nun darauf, den wievielsten Theil des Umfanges der Zwischenraum von je zwey der von einander gesperrten Vorderzehen einnehme. So theilt nach seinen Beobachtungen der Fuss des Trappen den Kreis in 13, der des grossen Brachvogels in 10, de[illegible]

Dü[illegible]

Dütchen in 8, des Saatvogels in 7, der Heerschnepfe in 6, des Kibitz in 5 Theile ein.

Die beiden Hefte des dritten Bandes beschäftigen sich mit der, jetzt *zwanzigsten* und *einundzwanzigsten Classe*, von denen jene die eigentlichen Schnepfen und zwar die *Waldschnepfe* (*Scolopax Rusticola*), die *Mittelschnepfe*, Frischens Doppelschnepfe, die *Kaischschnepfe* (*S. Gallinago*) und die *stumme Schnepfe* (*S. Gallinula*) enthält. Unrichtig behauptet der Vf., dass die Schnepfen ihren Schnabel aufsperren könnten, ohne die Kinnladen zu bewegen. Von der Mittelschnepfe kann Rec. sich immer, auch nach der hier gelieferten Abbildung, noch nicht überzeugen, dass sie von der Heerschnepfe verschieden; und eben so wenig, dass das auf dieser Tafel abgebildete Ey von ihr seyn sollte, wenn anders die Grösse desselben natürlich ist. Es gleicht dem Eye der *Tringa Calidris*. Unter der *einundzwanzigsten Classe* hat Hr. N. Arten mehrerer Gattungen vereinigt, von denen bis jetzt der *Keilhaken* (*Scolopax Arquata*), der *kleine Keilhaken* (*Limosa grisea major Briss*, aber nicht *Linne's Scolopax glottis*), die *Pfuhlschnepfe* (wenn gleich grösser, doch ohne Zweifel derselbe Vogel, der beym Frisch t. 237 abgebildet ist, zuverlässig die *Tringa ochropus*, der *Cul-blanc* der Franzosen, nicht, sondern eine *Brissonsche Limosa*, vielleicht die *grisea*, oder der *Green-shank* der Engländer, aber so wie diese *Linne's Scolopax glottis* oder *Totanus* nicht), der *grosse Rothschenkel* (*Scolopax fusca*, wieder ohne Zweifel der von Frisch t. 236 abgebildete Vogel), der *kleine Rothschenkel* (*Tringa striata*), der *Regenvogel* (*Scolopax Phaeopus*), die *Seeschnepfe* (*Scolopax Limosa*), der *Strandreuter* (*Charadrius Nimantopus*) und der *Kampfhahn* (*Tringa pugnax*), wovon sieben Männchen und ein Weibchen hier auf 4 Tafeln abgebildet sind.

Düsseldorf, in der Dänzerschen Buchh.: *Versuch einiger Naturbeobachtungen des gebirgigten Süderlandes der Grafschaft Mark Westphalens*; worin das Wasser, die Luft, Grund und Boden, Gewächse, Metalle, Mineralien, Steinarten, Thiere, Vögel, Fische und Einwohner in kurzen betrachtet werden. Zur Beförderung der Naturkenntnisse, der Oekonomie, der Fabriken, Manufacturen, Handlung, Künste, Gewerbe und Bergbaukunde von *Christian Friedrich Meyer* Königl. Preussischer Kriegs- Domainen- und Forstrath u. s. w. *Erstes Heft*. 1798. 87 S. 8. *Zweytes Heft* 1799. 92 S. 8.

Diese Schrift war für die Schriften der naturforschenden Gesellschaft Westphalens bestimmt, deren Director der Vf. ist; zur *Bewirkung mehrerer Gemeinnützigkeit* aber ist Hr. M. durch den Wunsch vieler Freunde veranlasst worden, sie besonders abdrucken zu lassen. „Eine physikalische Beobachtung (so fängt „dies Buch an) des gebirgigten Süderlandes der Graf-„schaft Mark wird gewiss eine so wichtige als bisher „unbekannt gewesene Sache seyn." Bald darauf sagt der Vf.: „das Süderland der Grafschaft Markt (ver-„muthlich ein Druckfehler für *Mark*) überhaupt betrach-„tet, hat so viele einzelne Naturgegenstände, als „wohl wenige solcher Länder gefunden werden möch-„ten, und so werden wir I. *das Wasser* betrachten „können," — so wie unsere Leser den Periodenbau des Vfs. in dieser Probe. Nun behauptet derselbe ferner: „dass das von der Sonne attrahirte Seewasser „von den Salz und *öhlichten* Theilen anfänglich *blau* „erscheinen müsse, hiernächst aber so *distillirt* und „*verdünnet* wird, dass es mit den geringsten Kräften „zu den höchsten Gebirgen geführt werden kann." Und bald darauf: „wegen dieser in dem Seewasser „*enthaltenden* Salz und Oelmaterien kann auch mit „demselben kein Feuer auf einem Schiffe gelöscht „werden. Eben deshalb *kann* der Chemist auch aus „dem Seewasser Oel ziehen." Rec. ersucht Hn. M., irgend einer naturforschenden Gesellschaft, deren Director er nicht ist, eine kleine Probe dieses Oeles zuzusenden, und glaubt übrigens schon durch das hier angeführte genug gethan zu haben, um die Erwartung der Leser auf das viele Neue zu spannen, welches sie aus diesem Buche lernen können, worunter denn eine neue Theorie des Nordlichtes gewiss nicht den letzten Platz einnehmen wird. Sie werden indess hoffentlich dem Rec. nach den gegebnen Proben es nicht verdenken, wenn er sie des Vergnügens nicht berauben will, es selbst aufzusuchen, und er sich begnügt, nur einiges auszuziehn: Viele Quellen des Süderlandes sollen Vitriol, Eisen und Alaun enthalten, und diess auch die Hauptbestandtheile der Gesundbrunnen bey Schwelm, Hagen und Lubnen seyn. Von den Verhältnissen dieser Theile in dem Wasser, wird nichts gesagt, obgleich der Vf. sich, wenigstens wegen des Schwelmer Stahlwasser, aus den Schriften des Hn. *Schütte* u. a. hätte Raths erholen können. Im 2 Abschnitt, welcher von der Luft handelt, tadelt Hr. M. die Einwohner des Süderlandes, dass sie wegen des Vorurtheils, dass die Wärme im Sommer zu kurze Zeit daure, um die Winterfrüchte zu reifen, ihren Anbau vernachlässigen, und sieht den Fehler des verunglückten Anbaues in der zu späten Aussaat. In den höheren Gegenden, wo der Felsen nur mit weniger Erde bedeckt ist, befördert der viele Regen die Fruchtbarkeit, in den Thälern aber werden die Wiesen durch Rinnen gewässert. Auf den höchsten Bergen, besonders in der Gegend des Ebbegebirges, bleibt an der Nordseite der Schnee öfters Winter und Sommer liegen (?). Der Boden besteht grösstentheils aus Leim, und der Vf. wundert sich daher, dass keine Töpferwaaren dort verfertiget werden; auch findet man schwarzen, braunen und gelben Thon (vermuthlich cöllnische Erde, Umbra, — welche beide Rec. aus dem Märkischen besitzt, — und Oker), die zur Malerey verkauft werden. Des Salzwerks zu Unna, der Kohlenminen bey Iserlohe, der Eisen- Kalk- und Marmorbrüche bey Altena ist nur mit wenigen Worten gedacht. Ein Kupferbergwerk, welches gleichfalls bey Altena angefangen war, hat man, weil man die Kosten nicht heraus brachte, liegen

liegen lassen. Was übrigens die Mineralien betrifft: so sagt Hr. M. mehr von dem was nicht da ist, oder da seyn könnte, als von dem, was da ist, und seine Angaben verrathen eine solche Unkunde der Mineralien, dass man ihnen nur selten trauen kann. Eben so gehts mit dem, was er von den Pflanzen sagt. Mit guten Gründen rügt er aber die schlechte Forstwirthschaft, die Vernachlässigung des Ackerbaues, weil er bey den Einwohnern nur immer Nebenbeschäftigung, das Fabrikwesen die Hauptsache ist, und zeigt, wie durch Verbesserung des Forstwesens, des Ackerbaues und Einführung der Stallfütterung die Zahl und das Wohl der Einwohner befördert werden könne.

Der *zweyte Heft* soll die Fauna und Nachricht von den Einwohnern des Süderlandes enthalten. Wie das geschehen sey, davon mag die Ordnung des Vfs. und eine Stelle zeugen. Er macht mit den Säugthieren den Anfang; dann „würden, der „Ordnung gemäss, die Gewürme und Insecten folgen," (womit der Vf. sagen will, dass sie wirklich folgen, denn er gebraucht sehr gewöhnlich das *futurum indicativi* oder *conjunctivi* statt des *praesentis*; welches wir gar nicht würden bemerkt haben, wenn er nicht sein Buch zum *praesens* gemacht hätte, da es doch im höchsten Grade ein *imperfectum* ist). Bey den Gewürmen und Insecten stehen nun „die Schlan„gen, Kröten und Eidexen" voran, dann folgen „Schnecken, Heimchen, Blut-Igel, Regenwürme „und mehrere kleine Maden," Schmetterlinge, Käfer u. s. w. Nun reihen sich die Vögel hier an, und den Beschluss machen die Fische, die der Vf. in zwey Classen, die eine ohne, die andere mit einer steinigten harten Schale eintheilt, zu welchen letztern *Fischen* er die Schnecken und Krebse rechnet. Nun eine Probe, wie der Vf. die einzelnen naturhistorischen Gegenstände behandelt: „die „Schmetterlinge oder Sommervögel, die aus den „Nymphen der Raupen entstehn, sind so, wie die „Raupen, nicht allein von verschiedener Farbe und „glänzend, so wie andere Arten, sondern man fin„det auch hier viele seltene Farben derselben." Bey den Einwohnern kommt Hr. M. ganz in Entzücken, und wir können uns nicht enthalten, folgende erhabene Stelle abzuschreiben: „Aetherische säuseln„de Winde umstreichen diese Wohnungen im rau„schenden Lärme, die emporsteigenden Hammer„schläge betönen die Ohren, und man wird oft „unvermerkt von einer wirbelnden Welle in Um„armungen gehüllt, wodurch man so leicht wird, „dass man von dem Standpuncte mit himmli„schen Gefühlen unwillkürlich weiter gebracht „wird!"

Copenhagen, b. Verf.: *Icones illustrationi Plantarum Americanarum in eclogis descriptarum inservientes* edidit *Martinus Vahl*, Prof. Reg. et plurium Academiarum sodalis Decas I. 1798. Decas II. 1799. fol. 20 schwarze Kupfer ohne Text.

Zu einer Zeit, wo man gewohnt ist, in jedem neuen botanischen Werke Pflanzen abgebildet zu sehn, die längst von andern vorgestellt wurden, ist die Erscheinung eines Werks, was nur solche Gewächse enthält, die noch nirgends abgebildet sind, um so überraschender und angenehmer. Durch den Herrn *von Rohr*, der viele Jahre in America sich aufhielt, und zuletzt in Africa an der Goldküste sein Grab fand, und durch den Hn. *Ryan*, der noch gegenwärtig in Westindien lebt, erhielt Hr. *Vahl* eine beträchtliche Zahl neuer unbeschriebener Gewächse, von denen er mehrere in den beiden Theilen seiner *Eclogae americanae* beschrieb. Da aber bey jedem Theile des genannten Werks nur zehn Kupfertafeln sind: so lassen sich nur wenige der beschriebenen Pflanzen durch Abbildungen deutlich machen. Auch fand Hr. *V.* den Absatz nicht stark genug, dass er mehrere Kupfer hätte hinzufügen können. Hr. *Ryan* entschloss sich daher, auf eigene Kosten die neuen vom Hn. von Rohr entdeckten Gewächse unter seiner Aufsicht und freyer Anordnung stechen zu lassen.

Hr. *V.* hat in diesem Werke, von dem wir nur erst zwey Dekaden kennen, solche Pflanzen gewählt, die er schon in den beiden Theilen seiner *Eclogae* beschrieben hat. Daher war keine besondere Beschreibung hier nöthig, und es bedurfte nur, wie auch hier geschehen ist, einer kurzen Erklärung der Kupfertafel und Nachweisung, wo die darauf abgebildete Pflanze weitläuftiger charakterisirt ist. Die Abbildungen sind alle schwarz, wie sie denn auch, da sie nach getrockneten Exemplaren gemacht wurden, nicht wohl farbig seyn konnten. Sie sind gut nach einer leichten Manier gestochen, und kenntlich. Die in beiden Heften abgebildeten Pflanzen heissen: *Justicia imbricata, Schoenus barbatus, Triceps, Echites tomentosa, paludosa, Tabernaemontana undulata, Cynanchum rostratum, denticulatum; Rittera grandiflora, Bignonia mollis, Verbena aristata, Cyperus scopellatus, Solanum rubiginosum, Tabernaemontana heterophylla, Rhexia longifolia, Melastoma coccinea, compressa, sessiliflora, Eugenia trinervia, Mimosa virgultosa.* Wo es der Deutlichkeit wegen nöthig war, sind die Blüthentheile einzeln vergrössert worden. Wir wünschen, dass der Vf. Unterstützung genug finden möge, damit desto schneller die Hefte aufeinander folgen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Junius 1800.

GOTTESGELAHRTHEIT.

St. Pölten, b. Laitré: *Vollständige Anleitung zum Katechisiren, sowohl in Schulen als in der Kirche, von J. S.. Erster Theil.* 239 S. *Zweyter Theil.* 152 S. Zweyte Auflage. 1796. 8. (20 gr.)

Diese musterhafte Schrift ist ein auffallender Beweis, wie wohlthätig die Kirchenreformation, die durch den grosen Kaiser *Joseph* in den österreichischen Staaten eingeführt wurde, bereits schon geworden ist, und wie weit wohlthätiger sie noch werden kann, wenn sie nicht gewaltsam gehemmt wird. Gegenwärtige Schrift gehört unstreitig unter die vorzüglichsten, die im katechetischen Fache unter irgend einer christlichen Religionsparthey je geschrieben worden sind. Der Vf. verbindet mit einer ausserordentlichen Belesenheit, die sich über alles, was in Beziehung auf Erziehung und religiösen Unterricht in ältern und neuern Zeiten zweckmäsiges ist geschrieben worden, erstreckt, einen wahrhaft philosophischen Geist, wodurch er in den Stand gesetzt wird, nicht nur das Nützliche und Brauchbare, das in den mannichfaltigen Schriften dieser Art zerstreut liegt, richtig zu bemerken, sondern auch nach seiner eigenen Manier, und zu seinen Absichten meisterhaft zu verarbeiten. Lichtvolle Begriffe über religiöse und moralische Gegenstände, tiefe Blicke in das menschliche Herz, und vorzüglich vertraute Bekanntschaft mit der Fassungskraft und den geistigen Bedürfnissen der Jugend, geben allem dem, was er sagt, Geist und Leben, und gemeinnützige Brauchbarkeit. Der Vf. benutzte nicht blofs die besten Schriften der Katholiken, sondern auch, und zwar vorzüglich der Protestanten, die über Erziehung und den religiösen Unterricht der Jugend herausgekommen sind. Selbst die vorzüglichsten Schriften, die blofs philosophischen Inhalts sind, und nur eine mittelbare Beziehung auf das Erziehungsfach haben, sind sehr zweckmäsig gebraucht.

Der erste Theil enthält die Einleitung in den katechetischen Unterricht. Dieser Theil ist, nach dem Urtheile des Rec., der vorzüglichste und brauchbarste wegen einer Menge vortrefflicher Bemerkungen über die gewöhnlichen Fehler, die bey dem Katechisiren begangen werden, und die Mängel, die den eingeführten Landeskatechismen noch ankleben, wodurch jeder nachdenkende Katechet in den Stand gesetzt wird, die nöthigen Verbesserungen selbst zu finden und anzuwenden. Es werden hier nicht blofs dürre Regeln in der Abstraction aufgestellt, sondern es wird zugleich die Anwendung *in concreto* gezeigt, und dadurch alles, was gesagt wird, fruchtbar gemacht.

Der Vf. beantwortet vorzüglich folgende drey Fragen: 1) *Was soll Kindern beygebracht werden?* 2) *Wann und wie frühe soll man ihnen etwas beybringen?* 3) *Wie soll man es ihnen beybringen?* — Alle eingeführte Landeskatechismen, selbst die der protestantischen Parthey nicht ausgenommen, haben den Fehler, dass zu viele positive Lehren, die eigentlich in die Theologie gehören, und die theils Kindern gänzlich unverständlich sind, theils auf wahre Religiösität, auf moralische Bildung gar keinen Einfluss haben, eingestreut sind. Der Vf. zeigt selbst aus den berühmtesten Kirchenlehrern, unter andern dem *Clemens* von *Alexandrien*, dem *Cyrillus* von *Alexandrien* und *Jerusalem*, dem *Basilius*, *Chrysostomus*, *Oekumenius*, *Theodoretus* und andern, wie zweckwidrig diese Methode sey. Diese Autoritäten sind vorzüglich von grosem Gewichte für die Eiferer, welche in den Religionsschriften, in welchen manche positive Lehren weggelassen sind, nichts geringers, als die Absicht der Verfasser, das Christenthum zu vertilgen, wittern. So beruft sich der Vf. auf eine Stelle des *Clemens* von *Alexandrien*, in welcher dieser Kirchenvater behauptet, es müsse der Unterricht, der zur natürlichen Religion gehört, bey dem Kinderunterricht vorangehen; und wieder auf eine, wo er sagt, dass die Philosophie die Heiden eben so gut zum Christenthume, wie das Gesetz die Juden, leite. Bey der Beantwortung der zweyten und dritten Frage macht der Vf. durch eine vollständige und einsichtsvolle Kritik einiger der vorzüglichsten Katechismen unter den Katholiken, und der Religionsschriften für die Jugend, deren Verfasser Protestanten sind, auf die vielen Fehler aufmerksam, die beym Katechisiren beynahe allgemein begangen werden, und zeigt, wie sie verbessert werden können. Nebst dem Katechismus des Hn. *Fleury*, der unter den Katholiken groses Ansehen erlangt hat, wird vorzüglich der des Hn. *Felbiger*, der noch unter der Regierung der Kaiserin *Maria Theresia* als Normalkatechismus in den österreichischen Staaten eingeführt wurde, eben so strenge, und vollständig, als richtig kritisirt. Der erste Theil wird mit einer Anzeige der zum Katechisiren brauchbarsten Schriften älterer und neuerer Zeiten beschlossen.

Im zweyten Theile beantwortet der Vf. die Frage: *Wie sollen Kindern die Begriffe mitgetheilt werden? oder auf welche Art sollen sie unterrichtet werden?* Um diese Frage gründlich zu beantworten, stellt der Vf. eine Art von Logik, angewandt auf Kate-

Katechetik, auf, und handelt daher von Begriffen, von Urtheilen, von der Aufmerksamkeit (unter dieser Rubrik wird sehr viel Nützliches gesagt), von den Hülfsmitteln, damit die Kinder das, was sie gelernt haben, leichter und länger behalten; von dem Gebrauche der biblischen Ausdrücke, von Fragen und Antworten, von biblischen Geschichten, von der Erklärung der Evangelien. Einige kurze Bemerkungen über die Kirchenkatechisation und die Eigenschaften eines Katecheten machen den Schluss des zweyten Theils.

Die Schreibart ist nicht immer richtig. Der Vf. schreibt z. B. *Ihm interessirt es*, *besliessen*, wegen *dem* Glauben, *vervollkommnern*, die *Engeln*, die *Kräften*, *Früchten*, *schlüssen* (schliessen), *tretten*, *wiederhollen*. —

Breslau, b. Korn d. ä.: *Compendium Theologiae moralis* pro utilitate confessariorum et examinandorum editum. 1798. 318 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieser Schrift ist Hr. *Simon Sobiech*, Rector des Collegiums der Weltpriester zu Breslau. Ueberzeugt, wie wichtig geläuterte moralische Kenntnisse für katholische Seelsorger, die das Amt eines Richters, Arztes und Lehrers bey der Leitung der Gewissen zu verwalten haben, seyen, hat er die Absicht, durch diese Schrift denselben ein leichtes Hülfsmittel in die Hände zu liefern, wodurch sie in den Stand gesetzt werden sollen, theils *alle moralische Grundsätze* kennen zu lernen, theils, wenn sie dieselben vergessen haben, wieder in das Gedächtniss zurück zu führen. Rec. kann sich keinen Begriff von einer Moral machen, die man, wenn man sie einmal mit Ueberzeugung gefasst hat, wieder vergessen kann; es müsste denn seyn, dass eine solche Moral weiter nichts, als ein Inbegriff von positiven Gesetzen und willkürlichen Menschengeboten, also gerade das Gegentheil von eigentlicher Moral wäre. Das ist auch hier wirklich der Fall. Diese vorgebliche theologische Moral würde dem barbarischen Zeitalter des Papstes *Hildebrand* Ehre gemacht haben; und kömmt also um sieben hundert Jahre zu spät. Was hier gesagt wird, ist schon in tausend Schriften der ältern und neuern Scholastiker, und zwar auf dieselbe Art und nach derselben Ordnung der Materien gesagt worden. Rec. hat auch keinen einzigen Satz gefunden, der von einiger Kraft des Selbstdenkens zeugte; ja keinen einzigen, der auch nur die geringste Bekanntschaft mit den neuesten katholischen Moralisten, die einiges Verdienst haben, vermuthen liesse. Alles ist nach dem Leisten der elenden Casuistenmoral der Jesuiten zugeschnitten, die, wie aus ihren Religions- und Moralschriften bekannt ist, gerade alle Auswüchse, die in den Schriften der ältern und neuern Dogmatiker und Moralisten vorkommen, mit dem grössten Fleisse zusammentrugen, und in Verbindung mit ihren eigenen abentheuerlichen Producten in ihre Schriften aufnahmen, um nur das Reich der Finsterniss zu verewigen. Statt eigentlicher moralischer Grundsätze, und einer darauf gebauten speciellen Pflichtenlehre findet man grösstentheils nur eine, selbst für vernünftige Katholiken ungeniessbare, Dogmatik und kleinlichen Ceremonientand, wodurch die Gewissen verkehrt werden. Als Belege unserer Behauptungen mögen nur einige Stellen dienen:

S 231. heisst es vom Ablasse: *Indulgentia est remissio poenae temporalis, quae post remissam culpam luenda superest, extra Sacramentum facta ab eo, qui potestatem habet spiritualem Ecclesiae thesaurum dispensandi. Thesaurus ecclesiae sunt bona spiritualia, quae ex meritis Christi, B. V. Mariae, et aliorum sanctorum coalescunt.* Dies ist ganz der Begriff vom Ablass, der zu der grossen Kirchentrennung durch *Luthern* die Veranlassung gab. Selbst die tridentinische Kirchenversammlung getraute sich nicht, *Luthers* Behauptung, dass der Ablass weiter nichts sey, als die Erlassung der kanonischen Kirchenstrafen, zu verdammen. Man darf nur des Kirchenvaters *Cyprian* Schriften lesen, um sich zu überzeugen, dass *Luthers* Satz nicht geleugnet werden könne. Und was ist das für eine Moral, die behaupten kann, dass moralisches Verdienst wie ein todter Hausrath sey, der sich nach Willkür an andere verschenken oder verkaufen lässt? — Auch die Behauptung, die hier vorkommt, dass nämlich der Papst die ordentliche Gewalt habe, Ablässe zu ertheilen, ist der Kirchengeschichte entgegen. Besonders merkwürdig ist das Hauptstück von dem Messopfer S. 203—216. Der Messler kann nach Willkür das verschiedene Verdienst der Messe vertheilen, wenn dasselbe durch die Annahme von dem Messgeld nicht schon bestimmt ist. Unter andern heisst es auch S. 215.: *Qui addit in Missa novas preces publicas, graviter peccat. — Qui plurima mentaliter oraret, graviter peccaret; item qui omnia voce submissa, vel e contra omnia voce clara orat, a veniali saltem peccato non excusatur.* Daher kommts, dass viele katholische Priester aus Aengstlichkeit wahnsinnig werden. Nach S. 232. ist die Ketzerey das grösste Verbrechen, von welchem selbst zur Zeit des Jubiläums ausser dem Pabste kein Priester absolviren kann.

Leipzig, b. Linke: *Einige Katechisationen über religiöse und moralische Gegenstände*, von *J. G. Trepte*. 1800. XI u. 203 S. 8.

Diese sieben Katechisationen des Hn. *T.*, eines fleissigen und geschickten Schullehrers zu Drebkau in der Niederlausitz, welcher schon einige katechetische Beyträge zu Zerrenner's Schulfreunde geliefert hat, zeugen nicht nur von gesunden Religions- und Moralbegriffen, sondern auch von einem fleissigen Studium der Muster im katechetischen Fache, deren Manier Hr. T. nicht unglücklich copirt hat. Einem jeden dieser katechetischen Vorträge ist eine kurze Uebersicht des darin genommenen Gedankenganges vorausgeschickt, in welchem Plan und Ordnung im Ganzen unverkennbar ist. Nur zuweilen stellt der Vf. einen solchen Satz, welcher in einem andern enthalten

halten ist, und daher nur als Subdivision angegeben seyn sollte, als Hauptsatz auf, wie in der vierten Katechisation: lehrreiche Betrachtung der Natur und ihrer *Schicksale* (ein nicht gut gewählter Ausdruck!). Hier werden neun Eigenschaften der Natur aufgezählt: Die dritte: sie liebt Ordnung und Regelmäfsigkeit, und die vierte: alles ist in ihr zweckmäfsig, konnten nicht nur in einem Satze verbunden, sondern überhaupt die sämmtlichen neun Eigenschaften auf wenigere, allgemeiner ausgedrückte zurückgeführt werden. Auch bey einigen andern Dispositionen finden wir diese Erinnerung zu machen Veranlassung. In der katechetischen Ausführung vermissen wir zuweilen den ungezwungenen Uebergang von einem Satze zum andern. In dem Auffinden derjenigen passenden Ideen, durch welche der neue Satz an den vorhergehenden auf eine natürliche und leichte Art angeschlossen wird, zeigt sich aber vorzüglich die Kunst des Katecheten. Dadurch wird Einheit in das Ganze gebracht, weswegen es nur den Namen eines *schönen* Ganzen verdient. In der Entwicklung der Begriffe ist Hr. T. bisweilen etwas zu oberflächlich. Manche Antworten sind daher nicht genug vorbereitet, sondern mehr erschlichen, wie S. 20.: An wem sollen wir vorzüglich unsere *Mitschöpferkraft* (?) zeigen? Hierauf waren viele andere Antworten, aufser der niedergeschriebenen: an *uns selbst* möglich. Die gleich darauf folgende Frage: wie sollen wir uns immer mehr machen? ist ebenfalls nicht bestimmt und auch nicht edel genug ausgedrückt. Beffer konnte sie so gestellt werden: wie sollen wir durch unser eigenes Bemühen immer mehr zu werden suchen? Durch die disjunctive Frage S. 29.: welche Sache nennt man wichtig, die, welche keinen Einflufs auf unsere Bildung und Wohlfahrt hat? wird in dem Gemüthe des Kindes kein deutlicher und fester Begriff von dem, was wichtig ist, erzeugt. Aehnliche Fragen kommen noch mehrere vor. Der Vortrag ist im Ganzen edel. Nur die Redensart S. 128. *das ungereimte Zeug*, streitet gegen die Würde des Ausdrucks; die ein nothwendiges Erfodernifs bey religiösen Belehrungen ist. Von andern kleinen Nachläfsigkeiten im Stile rügen wir nur S. 36.: *in der* Zeit leben, anstatt *zu der* Zeit etc. und S. 39.: *die* römische Geistlichkeit, als *Beförderer* der Misbräuche. Uebrigens hoffen wir, dafs Hr. T. den Beyfall, mit welchem wir seine katechetischen Beyträge aufnehmen, als Ermunterung benutzen werde, seinen künftigen Arbeiten immer mehr Vollkommenheit durch wiederholte Durchsicht zu geben.

Krems, b. Mösel: *Vollständiger christkatholischer Religionsunterricht für Kinder, zum beliebigen Gebrauche für Seelsorger und Hausväter*, herausgegeben vom (von) *Joseph Polykarp Schilcher*, landesfürstl. Pfarrer zu Döllersheim in Niederösterreich. 1798. 19 Bog. 8. (18 gr.)

Ein Katechismus, der des Charakteristischen seiner Confession, wiewohl hier und da in etwas gemilderter Gestalt, genug an sich hat. Da Rec. in der Literatur dieser Arbeiten jener Kirche durchaus unbewandert ist: so findet er sich aufser Stande zu bestimmen, ob gegenwärtiges sich vor andern dergleichen Lehrbüchern in der katholischen Kirche auszeichne, oder dagegen zurückstehe, bedauert aber allerdings die Kinder, in deren frühen Religionsunterricht so mancher dogmatische und scholastische Wust, und — wenn man über Unterscheidungslehren auch gar nicht streiten will — doch für ihr Alter durchaus nicht passende, sondern höchstens in eine schulgerechte Dogmatik und Casuistik gehörige Kram mit eingemischt ist. So angelegentlich an einer Stelle gegen den Aberglauben geeifert wird: so seicht und unlogisch ist das zur Warnung angegebene Kennzeichen, dafs man das, was Gott nicht gelehrt, und die Kirche nicht zu glauben befohlen habe, als Aberglauben verwerfen dürfe, und so roher Aberglaube herrscht in den Vorstellungen, die vom Mefsopfer, von der Kraft der Taufe, der letzten Oelung etc. gegeben werden. Weit entfernt übrigens, den Vf., welcher hierin der Dogmatik seiner Kirche nachsprach, dafür persönlich verantwortlich zu machen, mufs Rec. vielmehr gestehen, dafs ihm das, was über Gottes Daseyn, über die Vorsehung, über die Gültigkeit des sittlichen Vernunftgesetzes, und über einzelne Pflichten, namentlich die Wahrhaftigkeit (wo die *reservatio mentalis* verworfen wird), vorkommt, nicht übel gefallen, und für das eigene Denken des Vfs. kein ungünstiges Vorurtheil erweckt hat, wie denn auch seine Denkart gegen Nichtkatholiken erträglich gemäfsigt ist. Als Muster in der Katechetik, oder als besonders brauchbarer Leitfaden zu Katechisationen, kann dieser Katechismus nicht empfohlen werden, und selbst, als christkatholisches Lehrbuch sollte er doch von der Bibel in Erläuterungen und Beweisen mehr Gebrauch machen, als er wirklich thut.

LITERATURGESCHICHTE.

Weimar, im Verl. des Industrie-Comptoirs: *Allgemeines Repertorium der Literatur für die Jahre 1791 bis 1795. Zweyter Band.* Enthaltend des *systematischen Verzeichnisses* in- und ausländischer Schriften. *Zweyte Hälfte.* 1800. zusammen 90 Bog. gr. 4.

In diesem Bande sind folgende Fächer von X bis XVI. enthalten.

X. *Naturkunde*, worunter die Naturbeschreibung gemeiniglich Naturgeschichte, Physik und Chemie begriffen werden; enthält auf 11 Bogen 1788 Numern; wenn man aber die unter gleicher Numer mit den Buchstaben b, c, d eingeschalteten Artikel fortlaufend zählen wollte, würden es über 1950 Artikel seyn; und so bey den übrigen Fächern. In der Physik hat die Elektricität die ansehnlichste Menge von Schriften veranlafst. Lehrbücher der Physik finden sich

sich einige dreyssig. Lehrbücher der Chemie etliche und vierzig. In der Naturgeschichte sind der allgemeinen Lehrbücher ungefähr vierzehn. In der Mineralogie giebt besonders das Verzeichniss der Schriften über einzelne Materien, z. B. die Kiesel, Thonarten, Kalkarten, Strontianit u. s. w., ferner die Salze, Erdharze, Metalle, Petrefacten eine interessante Ansicht. Die Schriften über die Botanik gehen von Nro. 1181 bis 1490. Die über die Naturgeschichte von 1493 bis 1780.

XI. *Gewerbskunde*; auf 9 Bogen 1406 Numern. Besonders angenehm und instructiv für Technologen sind hier die nach den Ordnungen der Gewerbe geordneten Verzeichnisse einzelner Schriften, über Oelschlägerey und Thransiederey, Seifensieden und Lichtziehen, Brod- und Zuckerbäckerey, Weinbereitung, Bier- und Essigbrauerey, Branntweinbrennerey, Borax-Raffinerie, Pottasch- und Salpetersieden, Kochsalzsiederey, Alaun-, Vitriol- und Zuckersiederey, Farbenbereitung, alle Arten von Färbereyen, Druckereyen, über die Kunst zu illuminiren, zu lackiren, zu vergolden; Leinwand- und Wachsbleichung, Gerbereyen, Webereyen, Papierfabrication, Holzarbeiten, technologische Baukunst, Mühlenwerke, Schiesspulver, Töpferkunst, Fayance und Porcellanfabrik, Glas- und Spiegelfabrication, Metallarbeiten.

XII. *Mathematik*; auf 5 Bogen 778 Numern. Die astronomischen Wissenschaften haben doch allein an 200 Artikel.

XIII. *Geographisch-historische Literatur*, auf 33 Bogen 4832 Numern. Die Liebhaber der Geographie werden Hn. D. *Ersch* besonders Dank wissen, für die mit grossem Fleisse zusammengestellten einzelnen statistischen Schriften über einzelne Länder, ferner die Verzeichnisse von Reisebeschreibungen und Landkarten. Auch die durch diesen Zeitraum curfirenden politischen Zeitungen, sind nach den Ländern in grosser Anzahl verzeichnet. In der Geschichte besetzt Frankreich wegen der Revolution und des daher entstandenen Krieges die meisten Numern.

XIV. *Schöne Künste*; auf 22 Bogen 4396 Artikel. Man erstaunt hier über die Geschäftigkeit der Romanschreiber und Schauspieldichter; aber auch der Fleiss des Hn. D. *Ersch*, wodurch er den Verzeichnissen der Romane und Schauspiele eine solche Vollständigkeit bey so guter Anordnung gegeben hat, erregt eine angenehme Verwunderung. Die historischen Romane gehen von Nro. 1943 bis 2183. Die Romane ohne historische Grundlage von Nro. 2271 bis 2960. Die Schauspiele gehn von Nro. 3269 bis 3956; es sind also, wenn man in Anschlag bringt, dass oft unter einerley Numer zwey bis drey Artikel stehen, über 700 Artikel. Beide Classen sind nach verschiedenen Rücksichten abgetheilt, und dann wieder nach Nationen gestellt.

XV. *Allgemeine Literaturgeschichte*; auf 5 Bogen 802 Artikel. Ueberaus angenehm muss hier wieder besonders die überaus reichhaltige Nachweisung von einzelnen Biographieen und biographischen Notizen über gelehrte Männer seyn.

XVI. *Vermischte Schriften*; auf 5 Bogen 646 Artikel.

So ist denn nun von diesem in seiner Art einzigen Werke wieder ein Quinquennium, so viel das systematische Verzeichniss betrifft, vollendet. Das alphabetische Register wird bereits gedruckt, und unfehlbar bald erscheinen, und so das Repertorium der Literatur für die Jahre 1791—1795 ganz vollständig seyn. Möchte nun aber auch dem Werke bessere Unterstützung, als bisher, angedeihen! Wie leicht wäre es, da freylich viele Gelehrte nicht in den Umständen sind, sich das ganze Werk anschaffen zu können, wie leicht wär es aber auch für unbemittelte Freunde der Literatur, der Fortsetzung dieses Repertoriums für künftige Quinquennien dadurch zu Hülfe zu kommen, dass sie sich bloss die einzelnen Fächer, die sie selbst bearbeiten, anschafften! Wie leicht könnte sich der Prediger das theologische und philosophische Fach, der Arzt das medicinische mit den Hülfswissenschaften ankaufen! Immer würde auf diesem Wege die Verlagshandlung nicht gegen allen, aber doch gegen einen so beträchtlichen Schaden gedeckt, als der ist, dem sie, wenn die Zahl der Käufer nicht ansehnlich steigt, entgegensieht. Schon bey dem ersten Repertorium vom Jahre 1785—1790 litt das Institut der A. L. Z. durch den übernommenen Verlag einen ansehnlichen Schaden, und er würde noch grösser gewesen seyn, wenn sich das Industrie-Comtoir zu Weimar nicht ins Mittel geschlagen hätte. Ueber die mannichfaltige Brauchbarkeit dieses Werks, für alle Classen von Gelehrten, für Bibliothekare, Buchhändler, Studierende, sind alle Stimmen einig. Aber wenn nicht bald die Verlagshandlung durch stärkern Ankauf, entweder des ganzen Werks, oder der einzelnen Parthieen, gegen zu grossen Verlust gedeckt wird: so ist an die, von allen Literatoren so sehr gewünschte, Fortsetzung eines Werks nicht zu denken, welches gewiss ein schönes Monument eines ausserordentlichen literarischen Fleisses ist, und in tausend Fällen, wo man über die Literatur dieser Periode etwas zu wissen verlangt, die leichteste Auskunft verschafft, mühsames und zeitzersplitterndes Nachsuchen erspart, schon als blosse Uebersicht der Literatur der cultivirten Nationen, in dem Zeitraum, den es umfasst, einen sehr angenehmen Eindruck macht, für künftige Bearbeiter der Literaturgeschichte aber eine ihnen höchst nützliche und unentbehrliche Vorarbeit abgiebt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 23. Junius 1800.

PHILOSOPHIE.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Repertorium und Bibliothek für empirische Psychologie* und verwandte Wissenschaften. Mit Unterstützung mehrerer Gelehrten herausgegeben von *M. J. D. Mauchart* Diakonus zu Nürtingen in Wirtemberg etc. *Zweyter Band.* 1799. 311 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Allgemeines Repertorium für empirische Psychologie und verwandte Wissenschaften etc. Fünfter Band.

Das Urtheil, welches Rec. über den vorhergehenden Band gefällt hat, findet durchaus auch bey dem vor uns liegenden statt. Das Repertorium ist in seiner Einrichtung und seinem Gehalte sich gleich geblieben. Es würde grösseru Werth haben, wenn der Herausgeber noch mehr das Interesse der Wissenschaft vor Augen hätte, und bey der Aufnahme der Aufsätze noch grössere Strenge anwendete! Manche Aufsätze dieses Bandes sind mittelmäsig, andere sind gar keiner Stelle in demselben würdig. Die drey Fächer, Moral, Pädagogik und Aesthetik verdienten daher besonders eine Revision. Wir werden die Aufsätze nach der Reihe anzeigen, und unser obiges Urtheil rechtfertigen. I. *Empirische Psychologie.* 1) *Ueber die sogenannte Tiefe der menschlichen Seele oder vermischte Bemerkungen über die Natur und Eigenschaften derselben.* Aus dem Nachlasse eines berühmten Gelehrten. Fortsetzung. — S. 53. Enthält nur bekannte Beobachtungen über das Empfinden, das Gedächtnifs, die Einbildungskraft, Träume, Ahndungen, über das Denken mit einigen oberflächlichen Rasonnemens und nicht hieher gehörigen Ausschweifungen z. B. über die Orakel, Magie und Hexen S. 17 — 21. durchwebt. Das Ganze sieht wegen der nicht gut geordneten Materialien einem Collegienhefte ähnlich. Nach S. 81. glaubt der Vf. in der Altdeutschen die Ursprache gefunden, und daran gezeigt zu haben, wie der Mensch auf die Sprache gekommen ist. Einige gute Einfalle dienen dem Ganzen zur Decoration. Einige unreife Gedanken über die Aehnlichkeit der Thiere und der Menschen, und einige Schwärmereyen über die Unsterblichkeit der Seele machen den Beschlufs. 2) *Der Zweifler an seiner Persönlichkeit, Erzählung und Bemerkungen.* Die erste würde noch interessanter seyn, wenn sie sich ausführlicher über die vorhergehenden Lebensumstände des Candidaten verbreitete. Die Bemerkungen enthalten viel Durchdachtes über den Wahnsinn überhaupt. Wie wahr ist nicht das S. 67. gesagte. „Sich im Aeussern unablässig verlieren, nie bey sich einkehren wollen, raubt uns nach und nach alle Freyheit und Selbstständigkeit des Charakters; aber auf der andern Seite wieder beständig sich nur mit sich selbsten beschäftigen, über den unerforschlichen Tiefen seines eigenen Ichs das Auge unverwendet hinhalten, das Unerklärbare ergrübeln wollen, nährt den Egoismus, führt zur Unzufriedenheit mit sich selbst, zur Melancholie, und wenn starke Leidenschaft noch ihr geheimes Spiel dabey treibt, leicht zum Wahnsinne." Stolz oder vielmehr ein hoher Grad von Egoismus ist die Grundquelle des Wahnsinns. 3) *Sonderbares Betragen eines Mädchens von sieben Jahren*, und 4) *Geschichte einer Clairvoyante* liefern ebenfalls interessante Beyträge zur Pathologie des Gemüths. Das erste Mädchen verfiel sechs Wochen lang des Tags einigemale in einen Schlummer, während dessen es ganze Lieder in der schönsten Melodie und dem lieblichsten Tone sang, sprang, und noch mehr sonderbare Dinge verrichtete. Aber noch weit ausserordentlicher waren die Umstände des zweyten Mädchens von 13 Jahren. Es sang ebenfalls musikalisch, las fertig bey verschlossenen Augen, was sie im gesunden Zustande nicht konnte, sagte ihren Paroxysmus und die Ankunft des Pfarrers vorher u. s. w. Der Herausg. hat in einigen lehrreichen Anmerkungen das Aehnliche und Verschiedene in beiden Zufällen, welche er als eine Evolutionskrankheit betrachtet, entwickelt. Er nimmt an, dass bey dem widernatürlichen und lebhaften Nervenreiz, als der Hauptursache, eine gewisse Exaltation geistiger und körperlicher Kräfte statt gefunden habe, und erklärt daraus alle sonderbaren Erscheinungen. Auch hat er nicht vergessen, die Anwendung auf den thierischen Magnetismus zu machen, dessen Phänomene nach solchen durch die Natur allein bewirkten Ereignissen, weder so unglaublich noch so unerklärbar erscheinen dürften. 5) *Wirkung der Einbildungskraft einer schwangern Mutter auf ihr Kind.* Ein einzelner Fall beweiset nichts, und zu dem müsste er mit grösserer kritischer Genauigkeit erzählet seyn, um das Factische rein auffassen zu können. 6) *Moderne Hexenprobe.* Höchst unbedeutend. 7) *Merkwürdiges Delirium in einem Anfalle von Nymphomanie.* Diess nur kurz angedeutete Factum begleitet der Vf. (D. Elvert) mit einigen Bemerkungen über die Verbindung der Geschlechtsgefühle mit religiöser Schwärmerey, die vorzüglich auch von Predigern zu beherzigen sind. 8) *Merkwürdige Träume.* Aus *Lavater's Pontius Pilatus.* Interessant.

tereſſant iſt die Erzählung einiger Träume aus dem Munde dieſes merkwürdigen Mannes, ſo wie überhaupt ſeine Reflexionen über Träume. Wir führen daraus nur folgendes Phänomen an: daſs er, ſo oft er nur halb auf der linken Seite ſchläft, durch einen heftigen Sturmwind aufgeweckt wird; „ſo oft ich noch mehr auf dem Rücken liege, kommt Sturmwind und Donner zuſammen — liege ich vollends auf dem Rücken, ſo ſchmettert ein unbeſchreiblicher Sturmwind alle Fenſter und Thüren auf, der Himmel zerreiſst über mir mit Donnergetös, das alle Begriffe überſteigt. So gewiſs ich im Traum zornig werde, habe ich mich den Tag über mit zehnfacher Sorgfalt vor dem Zorn in Acht zu nehmen.“ 9) *Eiferſucht ohne Haſs. Ein pſychologiſches Phänomen. Fragment eines pſychologiſchen Romans,* (welcher nach der Verſicherung des Herausg. unter dem Titel *Heinrich Thalmanns Liebe* bald im Druck erſcheinen wird) der mehr Wahrheit als Dichtung enthält. Sollte Eiferſucht ohne Haſs wirklich, wie der Herausg. S. 104. ſagt, beynahe eine Unmöglichkeit ſeyn? Daſs ſie nicht in der Regel ſey, geben wir zu; allein unter den mannichfaltigen Modificationen, welche die Affectionen und Leidenſchaften des Gemüths, nach Verſchiedenheit der Verhältniſſe und Charaktere annehmen, iſt gewiſs jene Erſcheinung keine Unbegreiflichkeit. Bey einem Menſchen von ſittlichem Charakter kann Eiferſucht, wenn der Nebenbuhler lauter empfehlungswürdige Eigenſchaften beſitzt, nicht leicht in Haſs übergehen. Dieſen Aufſchluſs giebt auch dieſes Fragment, welches nur etwas zu trocken und matt geſchrieben iſt. II. *Moral.* 1) *An den Herausgeber des allgemeinen Repert. für emp. Pſych. über ſeinen Verſuch zu einer philoſophiſchen Glaubensunion oder über Selbſtſchätzung als Princip der Sittlichkeit.* Der Vf. dieſes Sendſchreibens, Hr. *Braſtberger*, unterwirft jenes Princip einer ſcharfen Prüfung, die ſich durch Gründlichkeit, und den ruhigen beſcheidenen Ton empfiehlt. In einem Anhange erklärt ſich der Herausg. näher über jenes Princip. Es ſey ſeine Abſicht nicht geweſen, ein höchſtes Princip aufzuſtellen, oder durch daſſelbe das Kantiſche zu verdrängen, ſondern er habe nur behauptet, daſs, wenn das Princip der Selbſtſchätzung in das Kantiſche mit hineingenommen, oder das Kantiſche durch die Formel des erſten ausgedrückt würde, ein Vereinigungspunct zwiſchen den Puriſten und Eudämoniſten gefunden werden könne. Alſo ſoll das oberſte Princip durch ein niederes ausgedrückt werden? Wir würden noch manche Erinnerungen darüber zu machen haben, wenn wir nicht überzeugt wären, daſs Unterſuchungen über das Princip der Moral kein Gegenſtand für ein pſychologiſches Repertorium ſeyn. Daher finden wir auch, 2) *Beleuchtung des letzten Grundes der Sittlichkeit durch ein Naturgeſetz* von *Bardili* an dieſem Orte nicht ſtatthaft. *Das naturmäſsigſte, verſtändlichſte, und auf alle Fälle probehältige Princip der Sittlichkeit*, welches der Vf. hier aufſtellt, heiſst: *Folge der Natur, unterwirf, wie ſie, den Theil allemal dem Ganzen, nie das Ganze einem bloſsen Theile.* Dieſes wird durch das Factum, daſs in einer Lebensgefahr das Gefühl für den Theil ſchwindet, und nur noch für das Ganze übrig bleibt, erläutert. Wir enthalten uns aller weitern Bemerkungen darüber, welche ſich dem Nachdenken ſelbſt darbieten. 3) Bemerkungen über das Verfahren der Advocaten bey peinlichen Proceſſen, in einem Schreiben (des D. *Elvert*) an den Herausgeber, haben faſt keine Beziehung auf Pſychologie, mehr aber zwey Anmerkungen des Herausg. über die Abbildungen der Miſſethäter, und über das Gepränge bey öffentlichen *Hinrichtungen.* 4) *Geſchichte meiner moraliſchen Grundſätze*, aus *Becker's Vorleſungen über die Rechte und Pflichten der Menſchen.* Die Geſchichte der moraliſchen Bildung eines berühmten Mannes, der faſt alles durch ſich ſelbſt wurde, iſt intereſſant, und der Herausg. hat ſie mit zweckmäſsigen Anmerkungen begleitet. Nur in einen Gedanken können wir uns nicht finden, wenn er S. 178. ſagt. „Dadurch fand er, daſs *richtige Erkenntniſs*, die ihn ruhiger und moraliſch beſſer gemacht hatte, eine nothwendige Bedingung der Sittlichkeit ſey, und baute auf *dieſes allgemeine Princip*, (welches Princip? richtige Erkenntniſs?) ſein ganzes Moralſyſtem.“ Wie viele Principien für die Moral werden wir nicht noch bekommen. III. *Pädagogik.* 1) *Ueber die Hinderniſſe einer guten Erziehung. Fortſetzung.* Eine zweckmäſsige praktiſche Abhandlung, welche viele Vorurtheile und Fehler rügt, die von Seiten der Aeltern, des Geſindes und anderer Menſchen einer guten Erziehung im Wege ſtehen. 2) *Noch ein Tagebuch über ein kleines Kind. Zweyter Jahrg.* von Hn. Pfarrer *Dillenius.* Eine Fortſetzung deſſen, was er in das Braunſchweigiſche Journal 1789, 1790 eingerückt hat. Bey allem kleinlichen Detail kommen darin recht artige Beobachtungen vor. IV. *Aeſthetik.* 1) *Dramaturgiſche Miſcellen. Ueber Leſſings Nathan.* 2) *Entwurf eines noch ungedruckten Luſtſpiels: der Caſſenreſt,* (nebſt einigen ausgeführten Scenen). Dieſer Entwurf eines Luſtſpiels, das ſich durch nichts auszeichnet, hätte füglich wegbleiben können. 3) *Ueber den Werth des Schönen. Von dem Vf. der Abhandlung über die Tiefe der menſchlichen Seele. Ein Brief.* Es iſt ſchwer, die Tendenz dieſes Schreibens beſtimmt anzugeben. Gleich in dem Eingange ſpricht der Vf. von dem Schaden, den die ſchönen Wiſſenſchaften der Philoſophie bringen, und daſs Reiz der Grazie für ihre Schweſtern üble Folgen habe; allein in der Folge vergiſst er den Beweis davon zu geben, und handelt vom Wahren, Guten und Schönen, nach den ehemaligen metaphyſiſchen Begriffen (z. B. Schön iſt das Prädicat, das Lob eines Guten, nicht des Guten überhaupt; das Gute begreift alles Gefällige in ſich; das Vollkommene, das Einſtimmige, das Wahre, hat das Lob des Guten; für die Erkenntniſs, wie für die Wahl oder freye Handlung iſt gut, was möglich iſt und was da iſt. Und alles Gute iſt verpflichtend oder lieb), und von der Veränderlichkeit des Geſchmacks nach Temperamenten u. ſ. w.

Lit-

LEIPZIG, b. Dyk: *Die Tugendkunst* oder *Universalkatechismus für alle Völker der Erde.* Aus dem Französischen des Hn. von *Saint-Lambert. Zweyter Theil.* 1799. 364 S. gr. 8.

Nach einigen Dialogen über die Natur des Menschen, seine Neigungen und Leidenschaften, in denen aber von sokratischer Kunst gar nichts zu spüren ist, folgen in 11 Abschnitten Lebensregeln über die Pflichten des Menschen gegen sich selbst, gegen Nebenmenschen, gegen das Vaterland, der Kinder gegen ihre Aeltern, der Ehegatten, der Aeltern gegen ihre Kinder, der Blutsfreunde gegen einander, gegen weitläufige Verwandte, Pflichten der Freunde, der Herrschaften und der Dienstboten. Nicht alle Sittenregeln, welche sich auf die angeführten Verhältnisse beziehen, sondern nur die wichtigsten werden in kurzen Sätzen, in einem herzlichen Tone, ohne Schmuck, aber doch in einer anziehenden Sprache vorgetragen. Damit verbindet der Vf. eine zweckmäfsige Anweisung zur Selbstprüfung, auf welche Art junge Leute angeführt werden müssen, ihr Verhalten nach diesen Regeln abzuwägen, ihre Fehler kennen zu lernen, und Grundsätze zu ihren Maximen zu machen. Endlich folgt ein Commentar über den Katechismus, der aber in diesem Bande noch nicht geendiget ist. Der Vf. erklärt sich über den Zweck desselben also: „der Katechismus erklärt die Beschaffenheit der Leidenschaften, und giebt von jeder die Grundzüge an: aber es ist wichtig, dafs Aeltern und Erzieher sie ausführlicher kennen. Sie müssen einen Begriff von ihrer Entstehung, ihrem Fortgange haben, von dem, worin ihre Stärke oder Ohnmacht liegt, und wie eine der andern untergeschoben werden kann: diefs ist der Zweck des gegenwärtigen Commentars." Zu der Absicht ist er nun auch wirklich brauchbar, und er enthält einen grofsen Schatz von psychologischen und pädagogischen Kenntnissen. Aber es müfste auffallen, dafs der Vf. nicht die Lebensregeln, sondern die Dialogen commentirt, wenn nicht die Lehre von den Leidenschaften und ihrer Beherrschung die Grundlage der Moralität in dem eudämonistischen Systeme des Vf. ausmachte, und die Tugend nach demselben ein aus allen tugendhaften Leidenschaften und Gefühlen sehr zusammengesetztes Gefühl wäre, welches Kindern zu Anfange nicht vollständig, sondern nur nach und nach in einzelnen Zügen erklärt werden kann. Wir vermutheten schon bey der Anzeige des ersten Theils, dafs der Vf. nichts als ein System des feinern Eudämonismus aufstellen würde; diese Vermuthung hat sich in diesem vollkommen bestätiget. Selbstliebe ist das Grundprincip aller Handlungen, und wenn gleich die Tugend in dem Hange (?) besteht, anderer Menschen Glückseligkeit zu befördern, so liegt doch der einzige Bestimmungsgrund derselben darin, dafs der Mensch von Natur schwach: und von seiner Geburt bis zum Tode immer anderer bedürftig ist. (S. 26). Der Vf. scheint über den Grund und das Wesen der Moralität wenig nachgedacht, und von den philosophischen Verhandlungen neuerer Zeit über diesen Punct gar keine Notiz genommen zu haben; sonst würde er der unhaltbaren Vorstellungsart, wie sie sonst gangbar war, nicht so ganz gefolgt seyn, ohne den Widerspruch, der von derselben unzertrennlich ist, zu ahnden. Dieses ist nun eine wesentliche Unvollkommenheit eines moralischen Katechismus, welche durch die Vorzüge des guten Vortrags und der Einkleidung nicht aufgewogen wird. Rec. kann es daher nicht billigen, dafs Hr. D. dieses Buch, welches ungeachtet des Beysatzes „für alle Völker der Erde," doch eigentlich nur für Frankreich bestimmt ist, in unsere Literatur überträgt, welche mehrere gute und bessere Schriften der Art schon besitzt. Die Uebersetzung ist übrigens auch in diesem Theile, bis auf einige kleine Fehler im Ausdruck, gut gerathen.

MATHEMATIK.

KOBURG und LEIPZIG, b. Sinner: *Praktische Anweisung zum Feldmessen,* für solche die ohne Kenntnifs der Mathematik die Feldmefskunst ausüben wollen; zugleich eine Vorübung für die ersten Anfänger überhaupt. Von C. *Arzberger*, D. d. Phil. und Prof. d. Math. 1799. 160 S. 8. mit 16 Kupf. und Tabellen.

Des Vf. Hauptabficht geht dahin, bekannte Vorschriften so vorzutragen, dafs auch der unmathematische Leser sie ausüben könne. Es versteht sich, dafs diese Ausübung ihre Schranken habe, und dafs blofs die gewöhnlichen Fälle von unmathematischen Liebhabern aufgelöfst werden dürfen, da schwerere Messungen immer das Geschäft eines mit der Theorie vertrauten Landmessers bleiben müssen. Die hier gewählte Methode ist so, dafs zuerst gesagt wird, was man eigentlich unter diesem oder jenem Messungsgeschäft zu verstehen habe; dann wird die Beschaffenheit der Werkzeuge erklärt, und sogleich die Gebrauchsanleitung damit verbunden. Figuren und Beyspiele, die dabey immer zu Hülfe genommen werden, machen diesen Unterricht verständlich. Die vier Rechnungsarten werden, wie billig, vorausgesetzt, wo es aber nöthig ist, Quadratwurzeln auszuziehen, z. B. wo der Inhalt eines Dreyecks aus seinen 3 Seiten berechnet wird, da ist auf eine beygefügte Quadrattafel verwiesen worden. Bey dem Gebrauch des Mefstisches, wird ein sehr einfaches Instrument vom Vf. beschrieben und abgebildet, welches auch bey sehr genauen Messungen noch gute Dienste leisten kann, wenn man es gehörig zu behandeln weifs. Das Mittelstück, woran die gewöhnlichen 3 Füfse seitwärts beweglich sind, hat hier eine so beträchtliche Länge, dafs es die Erde berühren kann, wenn man die Füfse etwas weit ausbreitet; an diesem sind 2 Bleylothe angebracht, um ihm leicht eine senkrechte Stellung auf den Horizont zu geben. Oben im Mittelstücke befindet sich ein rundes und etwas tiefes Loch, in welches ein in der Mitte des Tischblatts unter einem rechten Winkel befestigter Zapfen genau pafst, so dafs er noch gehebe herumgeht, und mit einer Stellschraube

tigt werden kann. Ein solches Blatt wird fe-
ien, als eins, das mittelst einer Nuss hori-
gestellt wird, selbst wenn die Nuss durch
chrauben zwischen 2 Platten befestigt werden
nur wird es mit der Stellung durch die Pen-
as schwer halten. Der Rec. hat sich vorlängst
ines Modell der Art verfertigen lassen, um die
gehörigen Aufgaben im Zimmer auf dem Ti-
igen zu können; da ist es auch durch eine Sei-
ung zu Höhenmessungen eingerichtet. Die gan-
ltsfolge ist diese: Abmessung einer Linie auf
lde. Ausrechnung von Rechtecken, Drey-
ecken, schiefen Parallelogrammen. Verjüngter Maas-
stab. Aufrisse von 3 und mehrseitigen Figuren. Maass-
verwandlungen. Ausrechnung eines Trapeziums von
2 parallelen Seiten. Abtragung krummer Linien und
Figuren vom Felde aufs Papier. Ausrechnung der-
selben, Messung unzugänglicher Linien. Begriffe
von Winkeln. Aufnahme der Vielecke, wo man
nicht hinein kommen kann. Erklärung und Gebrauch
des Messtisches. Verschiedene Eintheilungen der Fel-
der. Quadrattafel. Vergleichung verschiedener Fuss-
maasse? Wie man mit Brüchen im Messen zu ver-
fahren.

KLEINE SCHRIFTEN.

TESGELAHRTHEIT. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Codicis
chiani, qui epistolae ad Hebraeos fragmenta continet,
et specimen aere exsculptum*, auct. *H. Ph. Conr. Hen-*
. 30 S. 4. Diess ist das Programm des Hn. Abt D.
ur Promotion des Hn. D. *Lichtenstein*. Der verdienst-
d rastlos thätige Vf. giebt hier einen abermaligen Be-
ier genauen kritischen Gelehrsamkeit, welche in Hin-
· Beschreibung, Würdigung und Vergleichung dieses
wichtigen zweyten Uffenbachischen Codex (bey *Wet-*
t *Griesbach* Cod. 53.) nichts weiter zu wünschen übrig
Rec. nennt ihn äusserst wichtig, denn er unterschreibt
it dem Hn. Abt das Urtheil *Bengel's: quod si integer
ret codex, hodie vix parem haberet.* Er stammt aus
ier, gerieth nach Holland, und wurde von *Uffenbach*
einer Auction im Haag erstanden. Der jüngere Prof.
n Giessen beschrieb ihn darauf, und *Wetstein* verglich
7, da er sich einige Tage in Frankfurt a. M. aufhielt.
war dagegen so glücklich, ihn 1723 zu Hause ebenfalls
eichen, hernach kam er an den Hamburgischem Phi-
Joh. Christoph Wolf und dann mit dessen Bibliothek
Bruder *Joh. Christian Wolf*, nach dessen Tode er
t der Bibl. des Ersten, seinem Testamant zu folge an
. des Hamburgischen Gymnasium verfiel, aus der ihn
bey seiner Anwesenheit in Hamburg aufs Neue genau
en hat. Diese genauere Beschreibung und Vergleichung
so nöthiger, da Majus, Wetstein und Bengel nicht
enug verfahren waren, und manches übersehen hatten;
: sie auch in so fern schon an und für sich verdienstlich
allein der Hr. Abt hat seine Arbeit dadurch noch ver-
her zu machen gewusst, dass er den Anfang dieses Co-
s genaueste dem Originale gemäss, also auch *roth*, zur
at in Kupfer stechen lassen. Für den Anfänger in der
welcher noch nicht so glücklich gewesen ist, einen gu-
) Codex zu sehen, muss diese Probe in Vergleichung
meisterhaften Beschreibung des Ganzen äusserst in-
werden, und er kann hieran augenscheinlich lernen,
u verfahren habe, wenn er in Zukunft zu der Beschrei-
id Vergleichung eines Manusc. kommen sollte. Gleich
ang dieser Probe ist in doppelter Hinsicht sehr merk-
; denn theils steht unsere Unterschrift εγςαφη απο Ιταλ'
Τιμοθεν oben an, worauf erst ἡ προς Ἑβραιους επιςολη:
heils steht zwischen diesen Worten und dem Anfange
tes noch eine ganz eigne Formel εκτεθειται εις εν πιναξι,
von dem Vf. auf folgende Weise sehr glücklich erläu-
:d. „Ὁ πιναξ et το πινακιον, ἡ πινακις et το πινακιδιον in
„re scriptoria de codicillis usitari, codicillos vero Imperatorum
„et orientalium quidem praecipue puniceis purpureisque atque
„deauratis litteris vel signari vel perscribi etiam solitos esse doce-
„mur, ut itaque librarius noster, dum epistolam ad Hebraeos a
„capite ad calcem non summa tantum cura et arte, verum
„*etiam cinnabari vel minio*, quod plane insolitum erat
„in hujus generis et omnino privatis libris, describendam sume-
„bat ac titulos praeterea, quod pellucidum adhuc est, aureo
„*liquore obducebat*, quasi honoris causa a se factum, to-
„tumque librum εις εν πιναξι tanquam γςαμμα βασιλειι, sive ad
„*rescripti sacri* instar exhibitum esse, singnificasse videa-
„tur." Diese Erklärung ist so leicht und zutreffend auf den
seltenen rothen Codex, dass man nichts dagegen zu erinnern
haben wird. Er bestand ursprünglich aus einem „*ternio sive
sex foliis duplicatis*" wovon aber die vier mittelsten Blätter ver-
loren sind, so dass das Fragment nur noch aus zwey Blättern
besteht. Das erste endigt sich mit den Worten, εις τη K. 4,
3. und das zweyte fängt an mit (λιθο) βολησονται K. 12, 20.
Die übrige Beschreibung der Charaktere von der Güte und dem
Alter desselben, wonach ihn der Vf. mit Recht zum mindesten
ins *neunte* Jahrhundert setzt, muss hier übergangen, und bloss
dem eignen Nachlesen empfohlen werden, um noch Raum für
ein paar Bemerkungen aus den Varianten zu finden. Bey der
übrigen Güte dieses Codex und fast gänzlichen Abwesenheit
von Schreibfehlern bleibt es immer höchst merkwürdig, dass
der *erste* V. im 2 K. *ganz fehlt.* So gut er auch in den Zusam-
menhang passt: so kann er doch eben so gut des grössern Zu-
sammenhangs wegen von einer spätern Hand hinzugefügt seyn,
wie Hr. *H.* sehr richtig bemerkt. Ferner hat unser Codex K.
2, 9. statt χαριτι θεου die andere Lesart χωρις θεου. Der Vf. ist
geneigt sie vorzuziehen, wofür sich Rec. nach der Regel *lectio
exquisitior fere semper praeferenda* auch erklären würde, wenn
dabey nur ein annehmlicher Sinn heraus zu bringen wäre. Hr.
Abt *H.* führt mehrere Erklärungen an, und entscheidet sich für
die, welche *Bengel* in seinem Gnomon giebt. Allein Rec. muss
gestehen, dass er sie den Worten zu wenig angemessen findet,
und ist geneigter, in die Muthmassung des Vf. S. 20. einzuge-
hen, dass so wohl χωρις θεου als χαριτι θεου eine Glosse ist, wo-
für die syrische Version, die beide Lesarten zusammen hat,
sehr stimmt. — Wahrscheinlich werden die Hn. *Pott* und *Ru-
perti* dieses gelehrte Programm in ihre Sammlung theol. Disser-
tationen und Programmen aufzunehmen suchen. In diesem Fal-
le muss es dem Verleger zur unerlässlichen Bedingung gemacht
werden, dass er die Probe mit stechen lässt, weil sonst alles
nur halb seyn würde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. Junius 1800.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Upsala, b. Edman: *Nova Acta Regiae Societatis Scientiarum Upsaliensis.* Vol. VI. MDCCXCIX. 324 S. gr. 4. mit 12 Kupf.

Nach sieben Jahren erhalten wir endlich abermals einen Band dieser schätzbaren Abhandlungen. Nach dem voranstehenden Verzeichniss besteht diese Gesellschaft jetzt aus 4 Ehrenmitgliedern, 24 ordentlichen Mitgliedern, 2 Adjuncten und 26 auswärtigen Mitgliedern. Die Bibliothek derselben hat seit 1792, da der fünfte Band erschien, durch wichtige Geschenke einheimischer und auswärtiger Gelehrten, einen ansehnlichen Zuwachs erhalten. Die in diesem neuen Bande abgedruckten Abhandlungen sind folgende. I. *Dissertatio botanica de Plukenetia, auctore J. E. Smith, M. D. Soc. R. Sc. Ups. sodali, Soc. Linn. Praeside.* Die Gattung *Plukenetia* ward durch *Plumier* zu Anfang dieses Jahrhunderts den Botanikern zuerst bekannt; doch wurde sie immer sehr vernachläfsigt; Linné selbst, der sie nie gesehen, hat die Arten derselben verwechselt. Hier werden sowohl der *character essentialis* als *naturalis* dieser Pflanze bestimmt, als auch die drey Arten derselben, nämlich: 1) *Plukenetia volubilis, capsularum angulis compressis carinatis*, aus Westindien; 2) *Pl. verrucosa, capsularum angulis bituberculatis*, aus Suriname; und 3) *Pl. corniculata, capsularum angulis subulato-compressis acuminatis; Rumphs Plukenetia* aus Amboina, deren Blätter gekocht dort gegessen werden. II. *Descriptio muris Amphibii Linn. varietas D. Niger Gmel. a S. J. Ljungh, Camerar. Provinc.* Auch diese Mäuseart hatte der nordische Plinius, der Archiater von *Linné*, nicht recht gekannt. Der Vf. hat sie häufig auf seinem an der See gelegenem Gute auf dem Felde und im Garten gefunden, und genau examinirt. Sie gräbt sich lange Gänge unter der Erde, wo sie ihre Vorrathskammern anlegt, kann gut schwimmen, beisst scharf, zernagt mehrere Baumwurzeln. Der Vf. kann sich nicht überreden, dass *mus terrestris* und *paludosus* L. Abarten davon sind. Diese Wassermaus hat mehrere den Entomologen bisher unbekannte Arten Läuse und Milben, wovon hier *Pediculus murinus* und *Acarus muris* genau beschrieben sind. III. *De Brachycero, tractatus entomologicus, a C. P. Thunberg.* Afrikas Insecten und Pflanzen unterscheiden sich von denen aus andern Welttheilen gar sehr. Fabricius hat aus den *Brachyceris* eine eigene Gattung gemacht, und 18 Arten derselben aufgestellt, worunter doch weder *Br. verrucosus* noch *Curculio crispatus* und *nodulosus*, noch *capensis* L. und F., wegen der Beschaffenheit ihrer Fühlhörner nicht stehen bleiben können. Mehrere von F. angeführte Arten kennt der Vf. gar nicht; dagegen hat er eine Menge neuer Arten theils auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gesammelt, theils von andern Orten geschickt erhalten, die sonst noch den Entomologen unbekannt gewesen sind, als: *Br. papillosus, globiferus, gemmatus, detritus, europaeus, serratus, rugosus, variolosus, praemorsus, tetragonus, bimaculatus, excisus, vacca, pertusus.* Alle diese, nebst den vorher bekannten, sind hier genauer untersucht und ausführlicher beschrieben, und zwar sind, nach der Beschreibung der Gattung überhaupt, die Charactere und die Beschreibung von 36 Arten mitgetheilt, sowohl 1) *Thorace spinoso*, a) *laeves elytris glabris*, b) *papillosi elytris globulis obtusis tectis*, c) *costati elytris angulis elevatis*, d) *lacunosi elytris punctis compressis*, als 2) *Thorace inermi*, a) *costati*, b) *papillosus*, c) *lacunosus*. IV. *Observationes in Genus Halleriae a C. P. Thunberg.* Da, obschon alle neuere Botaniker nur eine Art *Halleria* annehmen, doch *Burmann* in *Decadibus Plantarum Africanarum* unter dem Namen *Lonicera*, zwey Arten beschreibt, und auch selbst in Beschreibung der Gattung Linné und Jussieu etwas von einander abweichen: so hat der Vf. diese sowohl genau bestimmt, als auch folgende zwey Arten beschrieben: 1) *Halleria elliptica: foliis ellipticis, corollis truncatis, calice quinquephyllo*, und 2) *H. lucida, foliis ovatis, corollis bilabiatis, calyce triphyllo.* V. *Hedysari species quatuor descriptae a C. P. Thunberg.* Der Vf., welcher sie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden hat, beschreibt sie folgendergestalt: 1) *Hedysar. cordatum: foliis cordatis oblongis acutis, pedunculis unifloris longitudine foliorum*, 2) *H. imbricatum: foliis cordato-ovatis convolutis imbricatis, floribus axillaribus sessilibus*, 3) *H. ciliatum: foliis ternatis, foliolis ovatis mucronatis pilosis, pedunculis axillaribus unifloris folio brevioribus*, 4) *H. tetrophyllum: foliis ternatis quadrinatisque, stipulis sagittatis.* Alle mit Zeichnungen. VI. *Betula Japonica descripta a C. P. Thunberg.* Der Vf. hatte in seiner *Flora Japonica* zwey in Japan befindliche Birkenarten aufgeführt, findet aber jetzt bey genauer Untersuchung diese *Betulam Japonicam: foliis ovatis acutis, serratis, pubescentibus*, ganz davon verschieden; die *coni* derselben werden getrocknet zum Schwarzfärben gebraucht. VII. *Draba nivalis, nova Sueciae planta et observationes nonnullae ad species Drabae*

Drabae generis pertinentes a Sam. Liljeblad, Med. et Ph. D. Der Vf. hat sie aus Amerika geschickt erhalten, sie findet sich aber auch auf den höchsten Alpen in Europa, und besonders hat er sie auch bey Torneå in Lappland auf den höchsten immer mit Schnee bedeckten Felsengipfeln angetroffen. Ihr Charakter ist: *Draba nivalis: caule decumbente, pedunculis subnudis, foliis oblongo-ovatis integerrimis, siliculis subrectis*, mit Zeichnung. Die übrigen Bemerkungen betreffen die Drabaarten, wovon der Vf. in seiner schwedischen Flora nur kurz etwas angeführt hatte, hier mit mehrern Verbesserungen, als *Draba aizoides L., D. pyrenaica, alpina L., verna L., Caroliniana Walt., Fladnizensis Wulf, hirta L., incana L., muralis L., carnua Scop.* VIII. *Dianome, Epidendri generis L., ab Ol. Schwartz, M. D. Prof. inst. Bergian.* Die Menge dieser Orchiden, die der Vf. zwischen den Wendezirkeln blühen gesehen, hat ihn in den Stand gesetzt, noch genauer als Linné, Haller und Thunberg, sie in mehrere Gattungen zu theilen, und ihre Arten leichter zu bestimmen. Er hat besonders die Befruchtungstheile genau examinirt, und folgende Gattungen beschrieben: 1) *Vanilla Plum. Epidendrum L.*, mit 4 Arten, wovon doch zwey ungewiss sind. 2) *Epidendrum, Herm. Linn.*, mit 24 Arten. 3) *Cymbidium*, mit 44 Arten, ausser mehrern ungewissen. 4) *Limodorum, Tournef. Linn.*, mit 12 gewissen Arten. 5) *Dendrobium*, 19 Arten. 6) *Lepanthes*, mit 4 Arten. Alle 6 Gattungen sind abgebildet. IX. *De Cancro Pulice Linn., Gammaro Fabr. (Sueth. Grundmärgla) et noxa quam retibus piscatorum infert, experimenta olim instituta communicat Sam. Ödman, R. S. S. M.* Der Vf. ist durch eigene Erfahrungen und Versuche von dem Schaden überzeugt worden, den der Flohkrebs, von November bis Maymonat den Netzen durch Zernagen, besonders an mit Rohr bewachsenen stillen Oertern im Wasser, in unglaublicher Anzahl zufügt. Das Ueberstreichen der Netze mit einem Decoct von Erlenrinde oder Theer sichert doch die Netze davor. Enten und Bachamsel fressen den Flohkrebs begierig. X. *Historiam vermium, Larvarum nec non Insectorum, variorum generum, per biennium intra corpus humanum hospitantium, una cum variis experimentis ea expellendi proposuit J. G. Akrel.* In ältern Zeiten hätte man eine solche Person, die zwey Jahre lang von oben und unten so unglaublich viele Würmer, Insecten und Larven von sich gegeben, ohne Gnade für behext erklärt; in neuern Zeiten sind dergleichen Fälle schon oft beobachtet, und auch in Schweden haben *Bromel, Rosen, Wahlbom, Odhelius* dergleichen bemerkt. Die hier ausführlich beschriebene Krankengeschichte einer Jungfrau von 30 Jahren, ist doch immer besonders merkwürdig. Unter den abgegangenen Insecten waren *Staphylinus* (von diesen beiden die mehresten sowohl lebendig als todt) *splendens, politus, fuscipes* und *punctulatus, Oxyporus subterraneus, Paederus elongatus*; in allen 263 Staphylini, ungefähr 50 Arten von Larven einer ungewissen Art (einige vermuthlich von *Tenebrio molitor*), ein lebendiger *Carabus*, mehrere Stücke vom Bandwurm, 120 *Ascarides Lumbric.* und *Ascarides vermicul.*, wozu hernach noch mehrere kamen. Einige sind in Kupfer abgebildet. Aus den bey der Cur gemachten Versuchen schliesst der Vf., dass die gewöhnlichen wurmtreibenden Mittel, selbst die Wurzel des Farrenkrauts, nicht helfen, und auch der Sabadillensaame eben keine Wirkung verspreche. Gegen die Spulwürmer und Ascariden sey doch *Aqua ex Hydrargyro cocta*, innerlich sowohl als in Lavements beygebracht, keineswegs zu verachten. Das Cajeputöl habe zwar Insecten abgetrieben und getödtet, habe aber die Larven nicht ausrotten können. Doch habe Leinöl mit Terpentinöl verbunden, in starken Dosen, die eigentliche Cur bewirkt. Der Bandwurm sey nach dem Gebrauch des Cajeputöl todt und unbemerkt abgegangen. Endlich glaubt er, dass wenn es gleich schwer zu sagen sey, wie alle diese Insecten in den Darmcanal gekommen seyn: so sey doch aus den abgegangenen Larven und Puppen zu schliessen, dass sie lange darin leben, ja so gar ihren Zustand verändern und sich fortpflanzen können. XI. *Instrumenta cibaria insectorum aliquot Sueciae descripta a Leonard. Gyllenhal, Capitaneo.* Nirgends sind die Fresswerkzeuge von mehrern Arten von *Ips, Dioperis Boleti, Nitidula bipustulata, Sphaeridium Colopus, Cucujus, Fabr.*, in allen von 20 Arten so genau beschrieben worden, als hier. XII. *Tractatio geometrica rectilineos corporum motus in medio resistente volvens auctore J. Svanberg.* Niemand kann den Nutzen der Fluxionsmethode in der Mechanik verkennen. Der Vf. dieser Abhandlung will daher nach Maclaurin's Beyspiel diese Wissenschaft constructivisch und analytisch behandeln, und giebt davon in dieser Abhandlung eine Probe, die von seiner Geschicklichkeit zeugt. XIII. *Lacunae in doctrina proportionum Euclidea animadversae expletio, a Z. Nordmark.* Die von Thom. Simpson gegen die 5 u. 7. Definition im 5. B. der El. Euclidis gemachten Erinnerungen haben, da sie bisher nicht gehoben worden, den Vf. veranlasst, diese Sache aufs neue zu untersuchen, und die Lücke, die sich im Euclides in der Lehre von den Proportionen findet, durch die hier angeführten Theoremata auszufüllen, auch die Uebereinstimmung jener Definitionen mit dem Begriff der arithmetischen Proportion, selbst in Hinsicht auf incommensurable Grössen, zu zeigen. Mit gleichem Scharfsinne ist von eben demselben die folgende XIV. Abhandlung geschrieben: *Expressio unius cujusque radicis Aequationis cubicae in casu irreductibili, ope trium radicum e casu reductibili simul adhibitarum.* XV. *Propositiones nonnullae spectantes integrationes functionum differentialium ex sinibus et cosinibus arcuum circularium, oriundarum, earumque reductiones ad quadraturas; a Dan. Melanderhjelm.* Der würdige Vf. zeigt besonders, wie dergleichen Grössen reducirt und ihre Integrationen ohne Hülfe imaginairer Expressionen können gefunden werden. XVI. *Methodus ex observatis stellarum a Luna occul-*

occultationibus inveniendi differentias meridianorum et loca Lunae vera, auctore J. H. Lindquist, Math. Prof. Aboensi. Der nun schon verstorbene Vf., handelt zuerst von den Bedeckungen der Fixsterne überhaupt, und zeigt dann, wie die dabey anwendbare Methode auch zur Berechnung der Verfinsterungen der Sonne und Planeten durch den Mond angewandt werden könne. XVII. *Tentamen seriei apte convergentis in solutione problematis Kepleri a Z. Nordmark.* Der Vf. hat bey der Auflösung dieses bekannten Problems: *data Planetae in Elliptica orbita revolventis Anomalia media, quaerere veram,* den Weg gewählt: *per aequationes Foco superiori adplicandas* zum Ziel zu kommen, und er ist dadurch auf eine *series* gerathen, die theils genauer, theils in keiner der andern beiden sonst gegebenen enthalten ist, wohl aber eine oder andere derselben enthält. XVIII. *Rigidiores hyemes ex annalibus praesertim medii aevi collectae, a J. T. Neicter.* Wir haben zwar schon eine Geschichte der harten Winter, die ein gewisser Holländer zu Amsterdam ohne Jahrzahl unter dem Titel: *Historiesch Verhael van veele haarde Winters,* herausgegeben, und worin er die ihm bekannt gewordenen, vom J. C. 289 bis 1740 aufzählt. Die Anzahl derselben kann aus dieser mühsamen Abhandlung des Hn. Prof. Neicter sehr vermehrt werden. Er hat aus den alten Chroniken und Schriften des Mittelalters hier alle die Nachrichten gröfstentheils wörtlich abdrucken lassen, welche vom J. 524 an darin vorkommen, und geht damit bis 1622 fort. Die Anzahl der hier angemerkten Winter steigt an 130 hinan. Es haben ihm doch einige Sammlungen, als z. E. die eines Quercet, Bouquet u. a., woraus die Anzahl derselben noch vermehrt werden könnte, gefehlt. XIX. *De codice Ulphiliano coenobii Werdinensis, aliisque veteris versionis S. Bibliorum gothicae vestigiis observationes Er. M. Fant.* Nicht eine Geschichte des berühmten *Codex argenteus*, seitdem er nach Upsala gekommen, sondern dessen, was ihn vorher, als er noch im Kloster Werben, in der Grafschaft Mark, aufbewahrt ward, betrifft, wo ihn, so viel man weifs, nur nach dem Zeugniss Becans Anton Morillon, der zwischen 1519 und 1572 gelebt haben muss, und nach Gruters Bericht Arnold Mercator gesehen und gebraucht haben. Hr. Prof. Fant gedenkt hier aber auch noch zwey anderer Handschriften der gothischen Version. Eine des ganzen N. T., die Usserius anführt, auf Papier mit goldenen und silbernen Buchstaben, und die andere bekanntere, oder des von Knitteln ans Licht gestellten Wolfenbüttelschen Fragments einer Uebersetzung der Epistel an die Römer Noch wird von Natalius Metellus, Andr. Müller, Hieronym. Roman, Angelus Roccha, Jacob Mauffacus u. a. einiger solchen wirklichen oder vermeynten gothischen Codicum gedacht. XX. *Periculum translationis cippi anecdoti Panormitani, a O. G. Tychsen.* Diese, zu Palermo in der Rathsbibliothek aufbewahrte, und hier in Kupfer gestochene Inschrift eines Grabsteins, hat Hr. Hofr. Tychsen in Rostock hier mitgetheilt und übersetzt. Sie kann zur nähern Kenntnifs sowohl der arabischen Paläographie als des Lapidarstils der alten Araber dienen, wenn gleich der Romban, Abdallahs Sohn, dem sie den 24. May 1136 gesetzt worden, in der Historie selbst nicht von Bedeutung ist. XXI. *Vita Samuelis Aurivillii, Medici Reg., Medic. et Anatomiae Prof. Upsal.* Er starb 1767. XXII. *Vita Johannis Ihre, Reg. Cancellariae a Consiliis, Eloquentiae et Politices Professore Reg. et Skyttiani, Equitis aurati de stella polari*, der sich um die alte vaterländische Sprache, den Ulphilianischen Codex, und besonders durch sein *Glossarium Sueogothicum* in zwey Bänd. in fol. 1769 so berühmt gemacht hat; und dessen Leben hier am ausführlichsten von allen beschrieben ist. Schweden verlor den grofsen Sprachforscher 1781. XXIII. *Vita Dan. Solandri, Jur. utriusque Doct., Juris patrii et Romani in Acad. Upsaliensi Professoris.* Er starb in eben dem Jahr wie Ihre. Das Andenken aller dieser drey Mitglieder der Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala, ist hier für die Zukunft zur Nacheiferung und ihnen zur verdienten Ehre aufbewahrt worden.

Leipzig, b. Hartknoch: *Lukumon* oder Nachrichten von ausserordentlichen Menschen in physischer und psychologischer Rücksicht, ingleichen Merkwürdigkeiten aus der Natur- und Kunstgeschichte, Länder- und Völkerkunde, zur Belehrung und Unterhaltung herausgegeben von *Johann Georg Rivethal*, Conrector an der Domschule zu Riga. *Zweyter Theil.* 1799. 238 S. 8.

Im Ganzen genommen, verdient auch dieser zweyte Theil einer Sammlung von belehrenden und unterhaltenden Auffätzen, deren Gegenstände auf dem weitläuftigen Titel angegeben sind, die Empfehlung, mit welcher der erste Band in der A. L. Z. angezeigt ist. Wenn man beym Lesen desselben hin und wieder die Bemerkung macht, dafs der Herausgeber weniger streng bey der Auswahl der Materialien zu diesem Bande gewesen zu seyn scheint, als es bey dem ersten Theile der Fall war, und dafs zuweilen sich zu allgemein bekannte, zu triviale und zu wenig interessante Auffätze eingeschlichen haben: so geschieht diefs doch so wenig häufig, dafs man diesen Band noch immer Aeltern und Erziehern als eine nützliche Lectüre für junge Leute anempfehlen, und nur den Wunsch nicht unterdrücken kann, dafs Hr. R. sich strengere Gesetze bey der Abfassung künftiger Bände vorschreiben möge.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hilscher: *Belehrungen eines Vaters für seine Kinder über Religion und Moral nach den Bedürfnissen unsrer Zeit* — von D. *Johann Gottlob Benjamin Pfeil*, der kurfürstl. Maynzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt Mitglied. — Erste Abtheilung. 1798. 18½ B. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. ist Vater vieler, gröfstentheils noch unerzogener Kinder, welche er durch richtige Begriffe von

von Allem, was die christliche Religion fodert, zu tugendhaften und glücklichen Menschen bilden wollte. Sein Nachdenken darüber erzeugte dieses Buch, und der Wunsch, auch andern denkenden Christen nützlich zu werden, veranlasste die Ausgabe des Werks. Für Gelehrte aber, und speculirende Philosophen hat er nicht geschrieben. Dieser Band enthält nur den theoretischen Theil der Religion, weil, ohne Ueberzeugung von diesem, das praktische Christenthum (wovon im zweyten Bande gehandelt werden soll) auf einem sehr unsichern Grunde ruhe. Es soll aber das Werk weder einen Unterricht über die Lehren der christlichen Religion vorstellen, noch tiefe Untersuchung über bestrittene Meynungen enthalten, nicht neue Entdeckungen im Reiche der Wahrheit darstellen, noch sich mit Vertheidigung eines oder des andern kirchlichen Systems beschäftigen, und überhaupt weder an Orthodoxie, noch an Neologie anschliessen; sondern es soll ein kurzer Umriss der Lehren und Wahrheiten seyn, die, nach des Vfs. Ueberzeugung, ein jeder Christ annehmen, und darnach handeln muss; es soll die Resultate seines Nachdenkens über religiöse Streitigkeiten unsers Zeitalters enthalten. Der Vf. fürchtet, es bey den jetzt streitenden Partheyen der Theologen nicht ganz recht zu machen. Offenbarung, und, was man jetzt Vernunft nenne, lasse sich nicht unter einen Gesichtspunct bringen. Modernisiren lasse sich die Offenbarung nicht, entweder müsse man sie ganz als Fabel verwerfen, oder einräumen, dass sie uns Lehren vortrage, von denen die sich selbst überlassne Vernunft nichts wissen würde. Hingegen müsse auch ein oder der andere alte gothische Schmuck des Tempels der Religion abgebrochen, und dieser Tempel im richtigern Geschmacke des Wahren und Edlen verzieret werden. Nur der Grund müsse unerschüttert bleiben, und, was er für Grund halte, gebe er treulich an. — Der Leser ersieht aus dem Allen, was er in diesem Buche zu suchen hat.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Erste Vorbereitung für Kinder*, zunächst zum Gebrauch beym häuslichen Unterricht. *Viertes Bändchen.* Von *J. A. C. Löhr*, Pastor in der Altenburg vor Merseburg. 1800 S. 413 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Gemeinnützige Kenntnisse von Löhr etc.

Bey diesen gemeinnützigen Belehrungen über die Himmelskörper, die Erde, das Wichtigste aus der Naturlehre und Naturgeschichte, über den Menschen, die bürgerliche Gesellschaft, Gewerbe, Künste und Handel hat der Vf. nicht nur gute Hülfsmittel benutzt, sondern auch die Durchsicht der verschiedenen Abschnitte sachkundigen Freunden übertragen. Einige Kleinigkeiten abgerechnet, wie S. 7.: es sind nur *sechs Planeten*, ausser dem *Mond* und der Erde, *welche man auch zu denselben rechnet*, entspricht auch dieser Band der Vorbereitungen etc. seinem Zwecke, wie die vorhergehenden, welche wir A. L. Z. 1799. Nr. 305. mit dem ihnen gebührenden Lobe, angezeigt haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Kopenhagen*, b. Brummer: *Nicolaus Fuss Versuch einer Theorie des Widerstandes, zwey- und vierrädriger Fuhrwagenwerke*, auf Fahrwegen jeder Art, mit Bestimmung der Umstände, unter welchen die einen vor den andern den Vorzug verdienen. 1798. 39 S. gr. 4. u Kupf. (8 gr.) — In dieser Abhandlung, welche von der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen den ersten Preis erhielt, classificirt Hr. *F.* die Fuhrwege nach drey Classen: nämlich in feste und ebene, in feste und unebene, lockere und ebene; und berechnet dabey nach gewissen Erfahrungsmaximen, über die Kräfte der Thiere, den Widerstand, welchen ein Wagen und ein Karren auf solchen Fahrwegen der Bewegung entgegensetzt, ganz allein nach statischen Gesetzen, ohne Rücksicht auf den Schwung, welchen das Fuhrwesen bekommt, wenn sein Trägheitsmoment einmal überwältigt ist. — Diese Berechnung wird nun nach jedem dieser Fuhrwege, für den vierrädrigen Wagen und für den Karren geführt, um die respectiven Vortheile und Nachtheile des Fuhrwerks, für solche Wege zu abstrahiren. Eben so berechnet der Vf. auch die Zugkräfte für irreguläre Absätze und Vertiefungen, die sich mitunter auf Fuhrstrassen finden, auch für den Fall, wo der Zug nicht parrallel mit der Fuhrstrasse geht; nur den Fall vermisst Rec., wo der Zug auf der steigenden Ebene mit dem Horizont parallel wird. Eben so scheint auch demselben bey der Berechnung der Kraft, mit welcher ein Karren Bergan gezogen wird, die Formel etwas zusammengesetzter, und für eine Diagonalbewegung geeignet seyn zu müssen. Diese entsteht nach seiner Ueberzeugung aus dem mit der Ebene parallelen Widerstand, und aus der vertical aufwärts wirkenden Kraft, womit der über die Axe hinausfallende Schwerpunct der Last, die Gabel oder Lander des Karrens, an der Stelle des Pferds zu heben strebt. Ausserdem hätte auch auf jenen Umstand Rücksicht genommen werden können, dass die Richtung der Last bey der Karre öfters vor die Achse der Räder trifft. Dies sind nur beyläufige Bemerkungen des Rec., welche der Vortrefflichkeit dieser Abhandlung nicht im mindesten zum Nachtheil gereichen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Junius 1800.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

London, b. Hatchard: *Critical, Poetical, and Dramatic Works, by John Penn,* Esq. Vol. I. II. 1798. gr. 8.

Der Vf., ein Enkel des berühmten *William Penn,* hat in diesen beiden Bänden seine vorhin grösstentheils einzeln gedruckten Geistesarbeiten gesammelt. Den Anfang des ersten Bandes macht ein Trauerspiel: *The Battle of Eddington, or, British Liberty,* welches schon im J. 1792, ohne des Vfs. Namen, zuerst im Druck erschien. Der Stoff ist aus der Geschichte *K. Alfred's* genommen. Zwischen Irland und England hatte das in beide Länder eingeführte Christenthum ein friedliches Einverständniss bewirkt, das aber gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts durch *Egfried,* König von Northumberland, gestört wurde, der ohne alle gegebne Veranlassung einen Einfall in Irland that. Im J. 853, suchten sich die Dänen gewaltsamerweise in Besitz dieses Landes zu setzen, und führten mit dessen Bewohnern in der Folge mehrere Kriege. Sie hatten es fast völlig in Besitz, als *Alfred* im J. 871 zur Regierung kam. *Elsitha,* die Gemalin dieses Königs, leistete ihm während der vielen Drangsale, die er eine zeitlang erdulden musste, getreuen Beystand. Frühzeitig verlor er seinen ältesten Sohn *Edmund,* dem manche Talente seines Vaters eigen waren. Während seines Aufenthalts in den sumpfigten Gegenden von Athelney in Somersetshire, bemerkte er die immer zunehmenden Fortschritte der Dänen, und suchte dieselben zu hintertreiben. *Ethelred,* der sich durch Muth und Einsicht auszeichnete, war dem *Alfred* in seinen kriegerischen Unternehmungen behülflich, und wurde nachher an dessen Tochter *Elfleda* verheyrathet. Es vereinten sich für *Alfred* immer mehr glückliche Umstände zu bessern Aussichten. Er begab sich, in einen Harfner verkleidet, in das dänische Lager bey Eddington in Wiltshire, wusste sich bey den Dänen beliebt zu machen, und fand Gelegenheit, ihr Lager und die Stärke ihres Heers auszukundschaften. Insgeheim zog er die ihm anhangenden Krieger von allen Seiten her zusammen, und griff nun das Lager der Dänen an, die eine zeitlang tapfern Widerstand thaten, endlich aber im J. 880 überwunden wurden. Der Ueberrest ihres Heers musste sich auf Bedingungen ergeben. *Alfred* gewährte den Dänen die Freyheit, und räumte denen, welche sich zum Christenthume bekannten, einen ansehnlichen Strich Landes in der nördlichen Gegend von England ein. Von nun an ward er immer mächtiger, und gelangte zum ruhigen Besitze seines Reichs. Diese historischen Umstände hat der Vf. bey seinem Trauerspiele zum Grunde gelegt, und damit manche andere zu Einer Fabel des Stücks zu verflechten gesucht. — In seiner ersten Gestalt fand diess Schauspiel weder bey den Unternehmern der beiden vornehmsten Londoner Bühnen, noch bey den Kunstrichtern günstige Aufnahme. Jene verweigerten die Aufführung; und die Monthly Reviewers fertigten das Stück mit dem kurzen Urtheil ab: „der Stoff solle zwar von *Milton* als sehr schicklich für ein Trauerspiel ausgezeichnet seyn; aber unter des Vfs. Händen habe er alles Dramatische verloren, und sein Schauspiel sey zur Vorstellung und zum Lesen gleich unbrauchbar; es sey im Grunde höchst schwerfällig." Der Vf. versuchte nun mancherley Aenderungen; und, da ihm das Theater in Coventgarden aufs neue die Vorstellung abschlug, gelang es ihm, es auf das Richmond-Theater gebracht, und mit Beyfall aufgenommen zu sehen. Den neuen umgeänderten Abdruck, der einzeln schon 1796 erschien, begleitete er mit *Briefen über das Drama,* die theils das Schauspiel der Griechen, theils den dramatischen Geschmack, Wahrscheinlichkeit und Täuschung, den Chor, die Einheiten, die französische und englische Bühne, und endlich das gedachte Trauerspiel besonders betreffen. Auf die Regelmäsigkeit desselben, und die strenge Beobachtung der Einheiten legt er doch wohl zu viel Gewicht; denn auch hier entschädigen sie nicht für den nicht immer rasch genug geleiteten Fortgang der Handlung, für die zu weit ausgesponnenen Unterredungen, und für das ziemlich schwache Colorit der Charaktere, unter denen *Edmund* noch am meisten hervorsticht. Uebrigens aber zeugen diese Briefe von Einsicht und Studium der Kunst; und der Vf. scheint wirklich mehr kritisches als poetisches Talent zu besitzen. In diesem Urtheile kann Rec. nicht umhin, den Monthly Reviewers beyzustimmen; so unzufrieden auch der Vf. mit ihrem Urtheil ist, welches im Ganzen bey der Anzeige der Umarbeitung nicht günstiger ausfiel. Diese zweyte Kritik wurde von ihm sehr umständlich beantwortet in *a Reply to the Strictures of the Monthly Reviewers* etc., die auch das dritte Stück in dem ersten Bande der gegenwärtigen Sammlung ausmacht. Zugleich giebt der Vf. darin einen Auszug und ein Supplement seiner kritischen Werke über das Drama. Der Vf. glaubte der englischen Bühne durch strengere Befolgung der Regeln, besonders der Einheiten des Orts und der Zeit, und durch grösere Einfachheit des Plans und der Handlung, eine wesentliche

liche Verbesserung ertheilt zu haben, und legt hier, wie überall sehr viel Gewicht auf die grösere Anzahl der Scenen, unter der schwerlich statthaften Voraussetzung, dass ihre Vielheit mit der Thätigkeit und dem Fortschritte der tragischen Handlung allemal in gleichem Verhältnisse stehe. Schwerlich aber möchte der öftere Wechsel der auftretenden Personen und ihrer Reden selbst, die nicht selten den nämlichen Gegenstand haben, das sichre Mittel seyn, jene handlungsreiche Thätigkeit, und durch sie ein stärkeres Interesse zu bewirken. — Die nun folgende Uebersetzung eines weitläuftigen Schreibens von *Ranieri di Calsabigi* an den Grafen *Alfieri*, über das *Trauerspiel*, welches der Vf. mit Anmerkungen begleitet hat, ist, wie es scheint, in der Absicht veranstaltet worden, um die Grundsätze des Vfs. über die dramatische Kunst noch mehr geltend zu machen. Graf *Alfieri* gieng in seinen vor fünf Jahren herausgekommenen Trauerspielen gleichfalls darauf aus, den tragischen Geschmack seiner Landesleute zu bessern, und ihn nach dem Muster der griechischen Simplicität zu bilden. Seine Arbeiten fanden grossen Beyfall; und *Calsabigi* setzt ihre Verdienste kritisch auseinander, nachdem er vorher die bisherige ihm minder vollkommen und zweckmässig dünkende Manier der italienischen Trauerspieldichter charakterisirt hat. Er schränkt sich indess nicht bloss auf diese ein, sondern würdigt zugleich auch die Werke der berühmtesten tragischen Dicher der Engländer und Franzosen. Malerische Beschreibung dünkt ihm eins der vornehmsten Wirkungsmittel im Trauerspiele zu seyn, für dessen Haupterforderniss er übrigens mit Recht einen reichen Vorrath an Handlung hält; nur denkt er sich auch diese als eine Reihe von Gemälden und malerischer Situationen, wobey jedoch das Meiste auf eine geschickte Anordnung und Zusammenstellung ankommt. Ausser den allgemeinen, zum Theil feinen und richtigen, zum Theil aber doch problematischen und einseitigen Bemerkungen enthält diess Schreiben zugleich eine kritische Zergliederung von *Alfieri's* Trauerspielen, denen zwar grosses, aber doch nicht unbedingtes Lob ertheilt wird. Auch unser Vf. läst sich in seinen beygefügten Anmerkungen auf ihre Beurtheilung ein, und kommt hier wieder auf seine Lieblingsidee über die Berechnung der Handlung nach der Aufzählung der Scenen, und auf sein eignes Trauerspiel und dessen Vertheidigung zurück. — Hierauf folgen, noch im ersten Bande: *Poetical Miscellanies, including Translations from Petrarch.* Ihnen ist eine ziemlich lange Vorrede vorausgeschickt, worin der Vf. die bey seinen Gedichten befolgten Grundsätze entwickelt; vornehmlich in Ansehung der darunter befindlichen Nachbildungen und Uebersetzungen. Von der Art ist gleich das erste Stück dieser Sammlung; *The Squire's Tall*, nach *Chaucer* bearbeitet und modernisirt. Er ist darin dem Originale treuer geblieben, als bisher in ähnlichen Umbildungen geschah, und giebt darüber, wie von seinem ganzen Verfahren, in der Vorrede gute Gründe an. Nicht minder glücklich ist die Nachahmung der sechsten Satire des *Persius*. Unter den *Oden* ist Eine, die ehedem als Chor in dem Trauerspiele des Vfs. angebracht war, hier aber nicht mit der Handlung hinlänglichen Zusammenhang zu haben schien. Sie sind sämmtlich nicht ohne poetischen Werth. Die folgende *Elegie* hat in der Vorrede einige Bemerkungen über diese Dichtart veranlasst, die grösstentheils wider ein paar Behauptungen des Dr. *Johnson* gerichtet sind. Umständlicher noch redet er über das *Sonnet*, welches ihm vorzüglich geschickt dünkt, eine einzelne und allgemeine elegische Empfindung auszudrücken, ehe noch andre damit in Verbindung stehende Gedanken durch den Gegenstand herbeygeführt sind; und dann auch, um Beschreibungen interessanter Oerter und Gegenden, in dieser Form zu entwerfen. In den *Epigrammen* scheint der Vf. nicht viel glücklicher gewesen zu seyn, als die meisten Dichter seiner Nation, die in dieser Gattung, wie bekannt, der französischen nachsteht. Zu den Uebersetzungen aus dem *Petrarca* hatte der Vf. eine besondre Veranlassung. Seiner Geschäfte wegen musste er sich einige Jahre hindurch weit entfernt von seinem Vaterlande aufhalten; und hier lebte er in einer sehr romantischen Gegend, wo er seine ganze Lage mit der Lage jenes Dichters so ähnlich fand, dass dieser Umstand, verbunden mit seinem Hange zu Schilderungen ländlicher Einsamkeit, ihn zuerst auf den Gedanken brachte, einige Petrarchische Gedichte zu übersetzen, die schönsten derselben auszuwählen, und daraus, wo möglich, ein interessantes Ganzes zu bilden. Er folgte dabey der chronologischen Ordnung, in welche der Chev. *de Sades* in seinen *Memoires sur Petrarque* diese Gedichte gestellt hat, und nahm dabey nicht bloss auf ihre Schönheit, sondern zugleich auf den Vortheil Rücksicht, den Dichter durch jene historische Folge zu seinem eignen Geschichtschreiber zu machen, und wählte zuerst die berühmtesten Oden *Petrarch's*, die auch dazu dienen können, den Leser sogleich mit der eigenthümlichen Manier und selbst mit den Fehlern dieses Dichters bekannt zu machen, dann aber auch vornehmlich diejenigen Sonnete, die auf seine Lebensumstände grösseres Licht werfen. Seinen Uebersetzungen suchte er die Vollkommenheit zu geben, dass sie die Worte Geist und Manier des Originals darstellen, und weder mehr noch weniger Wohllaut und Redeschönheiten, als dieses, haben möchten. Und diess Bestreben ist dem Vf. auch meistens in einem rühmlichen Grade gelungen. Was er über diese Verfahrungsart überhaupt, und besonders noch über das Sylbenmaass in poetischen Uebersetzungen, bemerkt, zeugt von nicht gemeiner Kunsteinsicht. Angehängt sind noch übersetzte Oden aus dem *Pindar* und aus dem Lateinischen des englischen Dichters *Gray*.

Der *zweyte Band* liefert zuerst eine Nachahmung der *Horazischen Epistel an die Pisonen*, auf die englische Poesie angewandt, mit der Ueberschrift: *Art of English Poetry*. Auch hier geht eine weitläuftige Vorrede voran, in welcher der Vf. über Nachbildungen dieser Art manche scharfsinnige und lehrreiche Erin-

Erinnerungen macht, die zum Theil auch die Gattung der Lehrpoesie überhaupt betreffen. Zum Theil ist aber auch in diesem Vorberichte von den Vortheilen der schönen Künste und der Vaterlandsliebe umständlich die Rede, und der Vf. verliert sich am Ende sogar in politische Betrachtungen, die man hier nicht erwartete. Das Gedicht selbst ist mehr Nachahmung und Umschreibung, als Uebersetzung; und dadurch nationalisirt, dass er die allgemeinen Regeln auch auf neuere Dichterwerke seiner Nation angewandt, die vornehmsten ältern und neuern Dichter derselben angeführt, und wie *Boileau*, hauptsächlich den historischen Theil abgeändert hat. Sowohl dadurch, als durch die ganze Behandlungsart, ist dieser poetische Brief sehr verlängert, wozu auch die kurzen Zeilen des dazu gewählten vierfüfsigen jambischen Sylbenmaasses beytragen. Eine Probe mögen folgende Verse des Originals mit ihrer Umänderung seyn:

Ingenium misera quia fortunatius arte
Credit, et excludit sanos Helicone poetas
Democritus; bona pars non ungues ponere curat,
Non barbam; secreta petit loca, balnea vitat.
Nanciscetur enim pretium nomenque poetae,
Si tribus Anticyris caput insanabile nunquam
Tonsori Licino commiserit. O ! ego laevus,
Qui purgor bilem sub verni temporis horam!
Non alius faceret meliora poemata; verum
Non tanti est. — —

Because with justice Johnson held
Bright Genius plodding Art excell'd,
Methinks there are, to be revered,
Who soon will scorn to loose their beard;
Will nurse their nails, and, to be seen
In lonely spots with pensive mien,
Fly haunts, disproving not pretence
To the dull claim of common sense.
For all, most surely, must regard,
As some rare prodigy, the bard
Whose head its honours, never thinn'd
By barber, sporting in the wind,
Not the famed Doctor could make sound,
Where his three potent charms, of ground
Water and wood, round Lincoln meet
To soothe him in the still retreat.
O ill-starr'd I, whom scruples warn
To wash both hands and face at morn:
Else might I be what wits require,
Might seem possess'd of native fire
And praised with patriots of these times
Trip in the poetaster's rhymes.
But 'tis no matter.

Der übrige Theil dieses zweyten Bandes enthält: *Milton's Samson Agonistes, Ben Johnson's Silent Woman*, und *Voltaire's Semiramis*, alle drey nach den dramatischen Grundsätzen *abgekürzt*, welche der Vf. in seinem Trauerspiele: *The Battle of Eddington* befolgt hat, um die Wirkung jener Grundsätze an Werken von bewährtem Rufe zu zeigen. Dem ersten dramatischen Gedichte, von anerkanntem poetischen Werth, glaubt der Vf. durch diese Abkürzung einen raschern und thätigern Gang ertheilt, und es dadurch zur theatralischen Vorstellung, wenigstens als Zwischenspiel, geschickt gemacht zu haben. Sollte dieser Endzweck auch erreicht werden: so wird doch der Leser sich immer lieber an das Ganze halten, und manche Ausführlichkeiten, die doch nur selten wirklicher Ueberfluss seyn möchten, nicht gern entbehren. Denn es liesse sich leicht zeigen, dass durch Weglassung vieler Stellen wahre und wesentliche Schönheiten des Detail aufgeopfert sind. Mit dem Lustspiele *Ben Jonson's* ist es schon ein andrer Fall; denn hier gab es manche unnütze Auswüchse wegzuschneiden, und es hat bey dieser Zusammenziehung wirklich gewonnen, die nicht blofs den Dialog, sondern auch die Handlung selbst getroffen hat, weil sie hie und da zu sehr überladen war. An der *Semiramis* glaubt unser Vf. gezeigt zu haben, auf welche Weise sich alle französische Trauerspiele mit Beybehaltung alles wirklich Dramatischen, abkürzen liessen. Dem Engländer, sagt er, muss es erlaubt seyn, sich eben die Freyheit mit *Voltaire* zu nehmen, welche dieser sich mit *Shakspeare* genommen hat.

HANNOVER, b. Helwing: *Modelli di Lettere di corrispondenza mercantile* etc. *con una Phrafcologia in Tedesco, Francese, Inglese ed Ollandese*, per *C. Christiani*. 1797. Auch unter dem deutschen Titel: *Muster von Handlungsbriefen, Wechseln, Verschreibungen und Empfangscheinen* u. s. w. 166 S. 8. (10 gr.)

Wären diese Kaufmannsbriefe nicht so sehr durch Druckfehler verunstaltet: so würden sich viele derselben als brauchbar empfehlen. Fast jede Zeile strotzt davon. Nur die erste und zweyte Seite mag hier zum Beweis dienen. Man siehet daselbst *praestate* für *prestate*, *piacce* für *piazze*, *de far ve ne* für *di farvene*, *stablire* für *stabilire*, *letteri* für *lettere*, *dirigir mi* für *dirigermi*, *profiterò all accorenze delle vostri cortesi esibizioni* für *profiterò all' occorenze della vostre cortesi esibizioni*, *cita* für *città*, *de' prezzi attuale* für *de' prezzi attuali*, u. s. w. Ob sich das alles Druckfehler nennen läfst, mag das Gewissen des Herausgebers entscheiden; wenigstens kann man *Phraseologia* auf dem Titel, und *mi hò acquistato* in der zweyten Zeile des ersten Briefes, unter jene Rubrik nicht bringen. Der Italiener sagt *Fraseologia*, *mi sono acquistato*, oder *hò acquistato*, ohne *mi*. Dergleichen Fehler erscheinen durch das ganze Buch, und müssen auch ohne unsere Erinnerung, Lehrer und Lernende von dem Gebrauche desselben abschrecken.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Lange: *Reden über maurerische Gegenstände, von einem treuen Verehrer der Maurerey.* 1799. XIV u. 226 S. 8. (20 gr.)

1) Einige Lehren und Warnungen für Brüder der ersten maurerischen Grade. 2) Ueber maur. Bruderliebe, besonders in Hinsicht auf die jetzige Lage des Ordens und unserer Loge. 3) Von der Wohlthätigkeit, insoferne sie auch der ärmste Maurer und die ärm-

ärmste Loge auszuüben vermag. 4) Wem ist der Maurer von seinem maurerischen Betragen Rechenschaft zu geben schuldig? 5) Einige Betrachtungen über die Fortdauer des Fr. M. Ordens. 6) Die gute Seite der grossen Ausbreitung unsers Ordens." 7) Ueber maurerische Arbeit. 8) Von dem wahren Lohne des Maurers. 9) Ueber das Studium der Plane Gottes. Diese sogenannten Reden, welche der ungenannte Vf. an Johannisfesten und Stiftungstagen gehalten hat, zeichnen sich weder von Seiten der Gedanken noch des Vortrags aus. Dergleichen Aufsätze pflegen wohl nur darum Reden genannt zu werden, weil man zu ihrem mündlichen Vortrage der Rede bedarf. Das was der Aesthetiker darunter versteht, und was sie wohl in Logen seyn könnten, sind sie nicht. Auch hier wird von maurerischen Tugendpflichten so geredet, als ob die Fr. Maurer eine ganz eigene Moral hätten.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Leipzig: Christiani Theophili Kuinoel*, Prof. Lips., *Narratio de Johanne Friderico Fischero, ad* Virum Magnificum et Summe Rev. *Franciscum Volkmarum Reinhardum*, Theol. D. etc. 1800. 40 S. gr. 8. Wir erwarteten es, dass ein dankbarer Zögling das Andenken des durch seine gründliche Gelehrsamkeit und unermüdlichen Fleiss berühmten und um die Leipziger Thomasschule hochverdienten *Fischer's* in einer besonderen Schrift ehren würde, und wir sehen es gern, dass Hr. K. sich diesem Geschäft, auf des würdigen *Reinhard's* Veranlassung, unterzogen hat. Zwar ist noch immer einem pragmatischen Biographen Stoff genug übrig gelassen, da Hr. *K.*, entweder aus Mangel an speciellern Nachrichten oder aus andern Ursachen, ein genaueres Detail vermieden, da er uns mehr den Mann, wie er war, als wie er es wurde, und noch überdiess in einem fast zu flüchtigen Umrisse, dargestellt hat: indessen gebührt dem Vf. auch für das, was er gab, unser Dank, da dem Ganzen unverkennbare Spuren einer in *Fischer's* Schule gebildeten Urtheilskraft, guten Latinität, so wie einer richtigen und warmen Schätzung, der heut zu Tage auch wohl auf gelehrten Schulen vernachlässigten Alterthumswissenschaften, aufgedrückt sind. *Fischer* war zu Coburg d. 10. Octbr. 1726 geboren. Unter der Aufsicht und Leitung seines Vaters, *Erdmann Rudolph's*, der zuletzt Kirchenrath und Generalsuperintendent daselbst war, und durch die Disciplin wackerer Lehrer; besonders eines *Schwarz* und *Tresenreuter*, die dem Verstorbenen unvergesslich blieben, machte er schon frühzeitig in den alten Sprachen, auch in der hebräischen, syrischen und chaldäischen, ausgezeichnete Fortschritte. Auf der Universität Leipzig, welche er im J. 1744 bezog, wurden *Ernesti*, *Kapp* und *Christ* seine vorzüglichsten Lehrer in der alten Literatur, der er sich ganz besonders widmete. Mit dem ersten verband ihn seit dem J. 1751, wo er auf Empfehlung des berühmten *Mascov* das Conrectorat an der Thomasschule erhielt, das engere Verhältniss eines Collegen; wiewohl diess nie, wie es scheint, eine ächte Blüthe der Freundschaft trug. An *Christ's* Disciplin schloss sich F. inniger an: was er that, lehrte und schrieb, trug das Gepräge derselben. Durch seine fast übertriebene Geradheit und Offenheit, welche der ehrliche Mann selbst in der Vorrede seines Theophrast's schildert, und die, vorzüglich in frühern Jahren, oft in Rauhheit der Sitten und des Tons ausartete, zog sich F. vielleicht mehr noch, als durch den Ruhm seiner Gelehrsamkeit, viele Gegner zu. Mit nachdrücklichem Widerspruche derselben wurde er 1762 ausserordentl. Professor der Philosophie bey der Universität, und erst 1767 Rector der Thomasschule, nachdem er das erstemal, auf *Ernesti's* Anstiften übergangen worden war, und zum zweytenmale, aus Verdruss und Kränklichkeit, sich gar nicht einmal dazu melden wollte. Gross und unverkennbar sind die Verdienste, welche sich F. während seiner 32jährigen Verwaltung seines Rectorats um die Schule erwarb; rastlos seine Thätigkeit, väterlich seine Fürsorge, unbestechlich seine Gewissenhaftigkeit. Mit Vergnügen wird jeder die Lobrede lesen, welche Hr. *K.* seinem Lehrer S. XVII u. f. mit Begeisterung hält: aber man wird wünschen, dass er der Wahrhaftigkeit auch durch Uebergehung nichts vergeben, dass er auch die nicht geringe Pedanterey des gelehrten Rectors, sammt den mannichfaltigen Folgen und dem Einflusse derselben auf die Schulverfassung, nicht verschwiegen haben möchte. Als Philolog und Schriftsteller ist F. von dieser Seite schon bekannter. Rec. weiss, dass der sonst vortreffliche Mann die frühgefasste Abneigung gegen moderne Werke des Geschmacks auch in spätern Jahren nie überwinden konnte, dass er fähig war, Gelehrten, die in dieser Hinsicht andere Meynungen hegten, Unrecht zu thun, und würdigen Schülern, die er ehemals sehr geachtet hatte, sobald sie den vorgezeichneten Pfad steifer Schulgelehrsamkeit verliessen abhold wurde. — Desto schätzbarer war *Fischer's* gründliche, Lehrmethode; desto achtungswürdiger sein durchaus rechtschaffener Charakter; desto nachahmungswerther die hohe Einfachheit in seiner Lebensweise; desto rühmlicher die Anstrengung und Arbeitsamkeit, welche er auch in seinem hohen Alter, bis an seinen Tod, welcher den 11. October vor. Jahres erfolgte, ungeschwächt und ununterbrochen erhielt. Es ist vollkommen wahr, was Hr. *K.* S. XX. *ihm* nachrühmt: *Nosti, quam diligens fuerit diei dispensator, quam mirabilem a natura alacritatem facilitatemque agendi habuerit, quantopere fugerit assiduam et promiscuam cum aliis consuetudinem, quam sobrie et temperanter vixerit. Laborandum esse dictitabat, et saepius eum affirmare memini, se, quamquam senem, quotidie discere debere, nec aliis suas invidere voluptates, se enim unice literis delectari, et studium literarum ac virtutis anteponere studiis rebusque aliis omnibus.* — So wird es begreiflich, wie *Fischer*, bey sorgfältiger Verwaltung seiner Berufsgeschäfte als Schulmann, auch dem gelehrten Publicum so vieles leisten konnte, nicht bloss in der Philologie, die ihm am nächsten lag, sondern selbst in der Theologie, um deren grammatischen und philologischen Theil er sich namhafte Verdienste erworben hat. Die richtigen Grundsätze seiner exegetischen Lehrart hat Hr. *K.* S. XXVI. gut geschildert; unter andern sagt er: *ridebat eos, qui neglecta accurata plenaque linguarum veterum et legum justae interpretationis cognitione, commendarent et nimiis laudibus extollerent interpretationem practicam sive moralem, qua nostra aetate quamplurimi tantopere delectati sunt. Ipse in illustrandis explanandisque scriptorum sacrorum locis assidue grammaticis illis subsidiis utebatur* etc. — Als literarische Merkwürdigkeit führen wir noch aus S. XXXIV an, dass unter mehrern Schülern und Freunden des sel. Mannes, welche sich mit seinen Federn schmückten, *Bahrdt* die Unverschämtheit am weitesten trieb, der die Vorlesungen über Malachias, die ihm jener zum Abschreiben gegeben hatte, unter seinem eigenen Namen ins Publicum brachte; und dass, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, auch der Vf. der geschätzten Dissertation *de Aquilae reliquiis in Hosea* etc., der sonst berühmte *Dathe*, ein ähnliches Plagium an dem Verstorbenen verübte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Junius 1800.

PAEDAGOGIK.

Gotha, b. Perthes: *Bibliothek der pädagogischen Literatur*, verbunden mit einem Correspondenzblatte, welches pädagogische Abhandlungen, Aufsätze, Anfragen, Nachrichten, Wünsche, Zweifel, Vorschläge etc. enthält und einem Anzeiger. Herausgegeben von *Joh. Christph. Fr. Guts Muths*, Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. *Ersten Bandes, erstes bis drittes Stück.* 1800. ohne den Anzeiger 444 S. 8. (jed. Stück in einem farb. Umschlage 9 gr.)

Einer vorausgeschickten Ankündigung zufolge soll diese Bibliothek Recensionen aller Erziehungs-Schriften des laufenden Jahres für das gemischte pädagogische Publicum enthalten, das Correspondenzblatt aber die bessern pädagogischen Grundsätze, Erfahrungen, Vorschläge etc. und der beygelegte Anzeiger ebenfalls dergleichen Notizen in Umlauf bringen. Die ganze Masse der in der letzten Michaelismesse erschienenen pädagogischen Schriften, deren Anzahl sich, laut der dem ersten Hefte vorausgeschickten Titelangabe, (in welcher, wie wir beyläufig bemerken, die *zweyte* Auflage von Dols Leitfaden zum Unterrichte in der allgemeinen Menschengeschichte, aus Versehn unter Hn. *Pölitz* Namen aufgeführt wird,) auf 185 beläuft, *gleich* nach der Ostermesse recensirt seyn soll. Von dieser ganzen Summe sind aber in den vor uns liegenden vier Heften nur 59 Schriften, also noch nicht der dritte Theil angezeigt. Welcher Ueberschuss wird bey der noch ergiebigeren Ostermesse bleiben? Die Regeln, welche für die Abfassung der Recensionen festgesetzt werden, sind sehr richtig. Es sind aber keine andern, als die, welche die Mitarbeiter an jeder guten Recensionsanstalt beobachten, obgleich in vielen Fällen, um Einförmigkeit und unnütze Weitschweifigkeit zu vermeiden, davon abgewichen werden muss, wie diess auch mit allem Rechte in der pädagogischen Bibliothek selbst geschiehet. Was die hier gelieferten Recensionen selbst betrifft; so sind sie grösstentheils gründlich und gut ausgearbeitet. In den angehängten Abhandlungen werden dem oben angezeigten Zwecke angemessene Gegenstände zur Sprache gebracht. Hn. *Weissenborn's* allerdings etwas übertriebene Klage: über die bisherige Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts, im ersten und zweyten Stücke widerlegt Hr. *Giesler* im dritten Hefte. Hr. *Lenz* fodert in seinem Aufsatze über Impfung und Ausrottung der Blattern (St. 2. S. 215.) den Hn. Hofr. *Platner* in Leipzig und Hn. Prof. *Schmidt* in Jena auf, ihre Gutachten über die Sittlichkeit der Impfung abzugeben. Ausser den Aufsätzen, welche die Methode bey dem Sprachunterricht, dem Zeichnen und andere theoretische und praktische Gegenstände der Pädagogik betreffen, führen wir nur noch die im 3. Stück S. 312. befindliche, aus Mungo Parks Reisen genommene Nachricht von den Industrieschulen bey den Negern an. Wir wünschen übrigens dieser Bibliothek Unterstützung und Fortdauer.

Leipzig, b. Crusius: *Correspondance d'une petite famille recueillie et publiée par un ami des adolescents*, imitée de l'Allemand de *Mr. C. F. Weisse*, par *J. La Chaise*. Tome I. II. 1799. 8. (2 Rthlr.)

Bekanntlich machte *Weissens* Kinderfreund 12 Bände aus, und ist mit Komödien, Erzählungen und Gedichten durchwebt. Der Uebersetzer gegenwärtiger Briefe fand aber das Werk zu weitläuftig; er lässt daher alles weg, was nicht wesentlich mit dem Briefwechsel zusammenhängt. Wir haben die Sprache der Uebersetzung oder vielmehr freyen Nachahmung rein, fliessend und dem Gegenstande angemessen gefunden, und empfehlen daher diesen französischen Briefwechsel als ein nützliches Lesebuch für die Jugend. Freylich haben sich manche Druckfehler eingeschlichen, aber sie sind von der Art, dass sie ein geschickter Lehrer leicht bemerkbar machen kann. Möchte Hr. *La Caisse* uns auch bald mit der versprochenen Uebersetzung der Komödien beschenken!

Würzburg, in der Rienuerischen Buchh.: *Die Revision des gesammten Erziehungswesens* in einem leichtern und kürzern Zuschnitt ohne Nachtheil des haltbaren Urstoffes mit ergänzenden Zusätzen versehen. *Ersten Bandes, erstes Heft.* 1798. 144 S. — *Zweytes Heft.* 166 S. — *Drittes Heft.* 170 S. *Zweyten Bandes, erstes Heft.* 1799. 161 S. 8. (jed. Heft. 10 gr.)

Unter der Vorrede, welche die Hauptsache, nämlich die Beantwortung der Frage: zu welchem Zwecke ist dieser mit wenigen eigenen Bemerkungen versehene Auszug aus dem grössern Revisionswerke gemacht worden? ganz unberührt lässt, dagegen aber die wichtige Entdeckung nicht verschweigt, dass ein Zögling erst da seyn müsse, ehe er gebildet werden könne, unterschreibt sich Hr. *Andreas Friedrich*, Pfarrer in Escherndorf. In den vor uns liegenden Heften werden folgende Abhandlungen, als Auszüge aus dem grössern Revisionswerke geliefert. 1) Allgemei-

gemeine Grundsätze der körperlichen Erziehung. 2) Ueber die geistige Natur des Menschen etc. 3) Ueber Verbindung des Körpers und der Seele etc. 4) Ueber die Erziehung des Menschen für das gesellschaftliche Leben (s. II.). 5) Allgemeine Grundsätze der Seelenbildung kleinster Kinder. 6) Ueber die Nothwendigkeit und Art, Kindern zu anschauender Erkenntniss zu verhelfen; (2 H.). Von der Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften. 8) Ob bey der Erziehung die Vollkommenheit des einzelnen Menschen seiner Brauchbarkeit aufzuopfern sey. 9) Ueber die grosse Schädlichkeit einer allzufrühen Ausbildung u. m. a. Wir können uns bey dieser Anzeige auf die von einem andern Mitarbeiter, aber, wie uns dünkt, sehr treffend abgefasste Recension des Campe'schen Revisionswerks in diesen Blättern beziehen. Ob wir gleich sehr gern gestehen, dass in diesem Werke manche gute pädagogische Maxime enthalten sey: so können wir es doch bey den, seit Erscheinung desselben, in allen Fächern der Philosophie, und namentlich im Gebiete der Erfahrungsseelenkunde und Pädagogik gemachten Fortschritten, für kein ganz verdienstliches Unternehmen halten, wenn uns Hr. F. einen immer noch zu corpulenten Auszug aus diesem Werke vorlegt. Auch das, was er giebt, macht, wie die Quelle, aus welcher er schöpft, kein nach allen Theilen verbundenes Ganzes aus, sondern ist und bleibt nur fragmentarisch. Dem Erzieher von Profession kann aber damit unmöglich gedienet seyn, und für andere Leser ist die Schrift, auch bey der von dem Vf. gewählten Briefform, nicht anziehend genug.

SCHÖNE KÜNSTE.

Augsburg, b. Bürglen: *Abbildungen der Gemälde und Alterthümer in dem Königlichen Neapolitanischen Museo zu Portici, welche seit 1738 sowohl in der verschütteten Stadt Herkulanum als auch in Pompeji, und in den umliegenden Gegenden an das Licht gebracht worden,* nebst ihrer Erklärung von *Christoph Gottlieb von Murr. Nach den Originalkupferstichen in richtigen Umrissen geätzt.* 7ter Band. 1794. mit 98 Kupfertafeln und 63 S. Text. 8ter Band, 1799. erster Theil mit 50 Kupfertafeln und 24 S. Text, nebst Vorrede. zweyter Theil mit 46 Kupfertafeln und 18 S. Text. Fol.

Die Erscheinung der Kupferstiche nach den Alterthümern im herkulanischen Museum, hat unstreitig einen überaus wichtigen Einfluss auf den Geschmack unserer Zeit gehabt. Durch sie erhielt man einen weit vollkommnern Begriff und Anschauung von den Wohnungen und Hausgeräthschaften der Alten. Sie brachten überdem eine Menge heitere Ideen, zierliche Formen, Leichtigkeit und Grazie in Umlauf, indem sie seither unzähligemal zum Muster genommen werden sind. Die Nachahmer drangen zwar freylich selten tief in den Geist des Alterthums ein; doch hat man sich im Allgemeinen, zum wenigsten etwas von der Aussenseite dieser Formen, dieses Geschmacks anzueignen gewusst; und es kann weder geleugnet werden, dass Wohnungen und Geräth heut zu Tage gefälliger geziert sind, als vor ungefähr 50 Jahren geschehen ist, noch, dass wir diese Verbesserung hauptsächlich den herkulanischen Alterthümern durch den Anstoss und die Richtung, welche sie dem Geschmack gegeben haben, schuldig sind. Für die allgemeinere Verbreitung dessen, was jenes grosse Werk von den Schätzen im Königlichen Museo zu Portici, zur Bildung und Verbesserung des Geschmacks nutzbares enthält, war also der Nachstich, welchen Hr. v. *Murr* veranstaltet, und mit den nothigen Erklärungen versehen, allerdings vortheilhaft, indem 1771, als der erste Theil desselben erschien, das Originalwerk noch sehr selten war, so dass es darum mancher entbehren musste, der hinlängliche Fähigkeit, und den besten Willen gehabt hätte. Die Nachstiche könnten zwar freylich mit mehrerer Kunst verfertigt seyn: man findet von dem Eigenthümlichen der antiken Denkmale, welche sie uns darstellen sollen, wenig mehr darin; allein derselbe Vorwurf lässt sich ebenfalls bey weitem den meisten Blättern des Originalwerks machen, und dort war es doch eigentlich darum zu thun, durch treue Abbildungen so viel möglich vollständige Begriffe von den Monumenten mitzutheilen: hier aber sollte der blosse Umriss nur von den Gedanken Rechenschaft geben. So viel vom ganzen Werk überhaupt, dessen 6 erste Bände wir nicht näher anzeigen, weil sie noch vor dem *Anfange* der A. L. Z. erschienen sind. Der siebente *Band* enthält 98 Kupfertafeln; alles Abbildungen von antiken Gemälden, worunter zwar keines ist, welches mit den bekannten Tänzerinnen oder den Centauren, die im ersten Bande vorkommen, zu vergleichen wäre, indessen doch einige sehr künstlich geordnete Gruppen und verschiedene einzelne Figuren in ungemein anmuthigen Stellungen sich befinden. Gleich das erste Stück kann als eine sehr reizende Composition angeführt werden. Ein junges Mädchen sitzt vor der Herme des Silenus und mischt Farben, um dieselbe abzumalen: ein kleiner Knabe, wahrscheinlich Amor, steht vor der schönen Malerin, und hält das noch nicht fertige Gemälde: zwey junge Frauenzimmer lauschen neugierig im Hintergrunde. Alle diese Figuren sind voll naiver Grazie, und schön zum Ganzen geordnet. Nicht minder reizend in seiner Art ist das Brustbild eines holden Mädchens, vielleicht einer Schäferin, wie der Hirtenstab anzuzeigen scheint, die von einem Amor umarmt wird, Tab. IV. Der Erklärer macht sie zu einer ländlichen Venus, und will hetrurischen Geschmack darin entdecken; er irrt sich aber wahrscheinlich in beidem. — Tab. XXVI. stellt die Ariadne am Ufer sitzend dar: sie scheint eben aufgewacht, und wendet ihren Blick nach dem Meere hin, wo man das Schiff, auf welchem Theseus entflieht, unter Segel sieht. Der weinende Amor, welcher bey der Ariadne steht, verdient als eine glücklich erfundene Allegorie, Aufmerksamkeit: er componirt gut, und legt dem Wei

den poetischen Gehalt zu, wodurch dasselbe so anziehend wird. Gedanken von ungefähr ähnlicher Art fanden wir auch noch in zwey andern Bildern Tab. XXVIII. XXXXI., wo Narcissus sich in der Quelle spiegelt, und ein klagender Amor neben ihm steht, bemüht die Fackel auszulöschen. Ein Faun, Tab. XXXVI., der eine Nymphe beym Arm fasst, und mit glühender Begierde ihr die Hand küsst, ist des ausserordentlich lebhaften Ausdrucks und der musterhaften Anordnung wegen, gleich schätzbar; beide Figuren sind schwebend dargestellt. Noch eine andere schwebende weibliche Figur, Tab. XXXIX. halbnackend und vom Rücken her anzusehen, ist ebenfalls unverbesserlich gedacht und geordnet, und daher ein sehr reizendes Bild. — Das Originalgemälde von Tab. XLV. mag viele Verdienste haben: es stellt den Silen sitzend dar, dem eine stehende Nymphe den Pokal füllt. An beiden Figuren scheint der Charakter sehr wohl gelungen zu seyn, vorzüglich am Silen. Ein in tiefem Nachdenken sitzendes Mädchen Tab. LI. zeichnet sich durch Wahrheit und Anmuth der Stellung, und im Original überdem noch durch schöne Beleuchtung, vortheilhaft aus.

Der erste Theil des achten Bandes enthält auf 50 Kupfertafeln Abbildungen von Lampen aus gebrannter Erde und von Erz. Ihre Formen und Zierrathen sind grösstentheils sehr elegant. Von der ersten Art gefiel uns vorzüglich eine, Tab. XV. mit 12 Lichtern oder Löchern für Tochte, eine andere mit 9 Löchern auf der folgenden Tafel, und ein herrliches Bruchstück *Tab.* XXVI. — Von der zweyten Art gebührt der schönen Lampe Tab. XIX. deren Deckel mit einer kleinen niedlichen Gruppe des Amors, welcher mit einer Ente spielt, geziert ist, vor den andern der Vorzug.

In des achten Bandes zweytem Theile der in fortlaufenden Numern 46 Kupfertafeln enthält, finden sich, ausser wenigen Lampen von gebrannter Erde, vortreffliche Leuchter, Lampengestelle, Oehlkrügelchen u. d. gl. alles von Erz, einige von den grössern Leuchtern können in Hinsicht auf die Kunst und Feinheit der Arbeit, so wie des Geschmacks der Zierrathen, nie genug studirt und bewundert werden.

Den Text hat Hr. v. *Murr* frey übersetzt; manches besonders in den Noten abgekürzt, anderes hingegen aus den Noten in den Text aufgenommen; auch wo es ihm zweckmässig geschienen, verschiedenes hinzugefügt. Wir sind auf Worte gestossen, wo der Sinn des Originals verfehlt ist. So bedeutet z. B. *Capelli biondi*, blonde, nicht *weisse Haare* wie mehrere male übersetzt worden, auch leidet der richtige Sprachgebrauch nicht, dass man sage *gekochte Erde*, sondern es muss heissen *gebrannte Erde*. Anstatt *zwofach*, hätte sollen geschrieben werden *zwiefach*, anstatt *Handhebe*, *Handhabe* etc. Wir müssen ferner bemerken, dass Zusätze wie jener zu Tab. XXXI. „der daselbst abgebildete Narcissus sey im Geiste Raels gezeichnet," sehr gewagt und wohl gar überflüssig sind; denn es ist hier bloss um Erklärung der Kupfertafeln, nicht um Schätzung oder Vergleichungen zu thun, welche der Uebersetzer auch schon darum nicht füglich machen konnte, weil er ja die Originalgemälde nicht vor Augen, vielleicht nicht einmal gesehen, oder doch gewiss nicht hinlänglich studiert hatte.

Besser wäre es endlich gewesen, wenn der Kupferstecher Hr. Probst, der die Umrisse von den Gemälden im 7ten Bande geätzt, sich die Mühe genommen hätte, aus dem Spiegel zu arbeiten. Mehrere Stücke verlieren dadurch, dass sie verkehrt erscheinen.

Altenburg, b. Richter: *Blumen*, gesammelt von *Ludwig Klein*. 1799. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Blumen pflückte der Herausg., laut der Vorrede, theils im eigenen Gärtchen, theils auf den Beeten verschiedener Freunde und Freundinnen, deren Rath ihn bey der Auswahl (nicht immer mit strenger Unpartheylichkeit) leitete. Er übergiebt nun dem Publicum seinen Strauss in der Hoffnung, dass dieses ihm „einige genossene Momente" danken werde. In der That ist in dieser Anthologie für bunte Mannichfaltigkeit und überraschende Contraste hinlänglich gesorgt. Unter den sechzehen Vfn., welche dazu beygesteuert haben, zeichnet sich der pseudonymische *Hilarion* unstreitig am vortheilhaftesten aus. Sein elegisches Gedicht *Abschied vom Stern in Weimar*, worin das zarteste Gefühl mit einer blühenden Einbildungskraft innig verwebt ist, enthält Stellen, die vielen unserer besseren Dichter zur Ehre gereichen würden. Nur hätte sich schwerlich irgend einer unserer besseren Dichter eine Kakophonie wie folgende zu Schulden kommen lassen:

Und ich *wend' den* nassen Blick.

Von den kleinern, grösstentheils epigrammatischen, Gedichten dieses Vfs. will Rec. zwey der vorzüglicheren, S. 97. und 207., als Belege seines Urtheils ausheben:

Die Führer auf dem Strome des Lebens.

Wie der Sonne die Welt, so harrt auf dem Strome des Lebens
Deines goldenen Lichts, Freude! der schiffende Mensch.
Siehe! die Lächelnde kömmt; doch, ach, sie entfliehet auch wieder!
Wer nun geleitet den Kahn sicher durch Nebel und Nacht?
Lächelnd schwebet der Sonne voran dort Lucifer *Hoffnung*,
Still in die Dämmerung schifft Hesper *Erinnrung* ihr nach.

Die Thränen.

Wie sich, beym Kommen und Gehn der Sonne, die Blume mit Thau füllt:
Füllt sich mit Thränen der Blick, Freude! du kömmst oder gehst.

Die originellen Stücke von *Anton Wall* S. 176. und 225. sind ein angenehmer Beweis, dass der als Prosaist mit Recht geschätzte Vf. sich auch als Dichter zu einem gar nicht unbedeutenden Range zu erheben im Stande wäre. Den meisten Beyträgen der übrigen Vf. fehlt es zu sehr an Correctheit und Kraft, als dass Apoll oder die Musen von ihrem Daseyn etwas wissen könnten. S. 66. stiess Rec. mit Erstaunen auf diese Zeile:

Wer hängt am Erblichnen *in letzter der Stunden.*

und S. 46. singt der nämliche Dichter:

Traub' und Apfel wurden *röther*
Rauh der Wind, die Fluren *öder.*

Solcher Unreime, die jedem an eine richtige Aussprache gewöhnten Ohre wehe thun müssen, findet man in gegenwärtiger Sammlung eine sehr beträchtliche Anzahl; wie z. B. S. 4. *dahinten* (denn *dahinden* ist doch wohl ein Druckfehler) und *schwinden*, S. 5. *scheiden* und *streiten*, S. 7. *Saaten* und *baden*, S. 33. *Freude* und *heute*, S. 40. *leitet* und *weidet*, S. 63. *glühten* und *Frieden*, S. 65. *Todes* und *Gebotes*, S. 190. *getragen* und *sprachen*, ja sogar S. 130. *Dolche* und *Gefolge*. Nun so mag es denn auch erlaubt seyn *Psyche* und *Pflüge* zu reimen, wie dieser Fall sich wirklich, vor nicht gar langer Zeit, in einem unserer Taschenbücher ereignet hat. S. 141. windet die Gottheit aus Millionen Sonnen eine Krone und *bindet* sich diesen Hauptschmuck *prangend* um die Schläfe, und S. 43. umschwebt die *Veränderung* rastlos den Erdball auf — Adlersflügeln. Lesern, die so etwas kühn und erhaben finden können, wird es ja auch wohl nicht darauf ankommen, folgendem Miniaturgemälde Feinheit und Grazie zuzugestehen:

Konnt' ich noch zweifeln
Dass es Wicht Amor war?
Schon an dem blonden,
Lockigen Haar,
Schon an den Augen
Und an dem *milch'nen Bart*
Kannt' ich den kleinen,
Falschen *Bastard.*

Aber wahrlich solche Verse sind eben so wenig einem *milch'nen*, als einem eisgrauen Barte zu verzeihen!

Leipzig, b. Reinicke und Hinrichs: *Naturschönheiten sächsischer Gegenden.* Auf einer gesellschaftlichen Reise gesammelt und herausgegeben von *Günther*, und mit malerischen Schilderungen versehen, *von einem seiner Freunde.* 1800. Zweyter Heft. 8. mit fortlaufenden Seitenzahlen von S. 64. bis 166. und XII. in Kupfer gestochenen landschaftlichen Ansichten.

Der erste Heft ist A. L. Z. 1799. Nr. 68. angezeigt worden. Im gegenwärtigen geht die Wanderung durch das Kirnitzschthal, über Hohnstein, nach Lilienstein und Königstein. Die Ansichten sind mit geschickter Hand sauber in Kupfer gebracht, nur fehlt es ihnen an richtiger Vertheilung von Licht und Schatten, zuweilen an Haltung und am Charakteristischen des Details. Der Text lieset sich nicht ohne Interesse; aber die Schreibart des Vf. ist ein wenig zu geschraubt. Den Hunger nennt er, seinen *innerlichen Feind* oder *innern Belagerer*, und *sich erkühnen mit dem hartnäckigsten Gegner eins auf Tod und Leben anzubinden*, soll so viel heissen als — den Lilienstein besteigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Erlangen*, gedr. b. Hilpert: *Beyträge zu den Wünschen und Vorschlägen zur Verbesserung der Schulen und ihres Unterrichts. Drittes Stück.* Eine Einladungsschrift — von *J. F. Degen*, Dir., Prof. und Insp. 1800. 31 S. 8. In dieser Fortsetzung der *Degen'schen* Beyträge (S. A. L. Z. 1798. Nr. 296. 1799. Nr. 128.) wird abermals ein Gegenstand zur Sprache gebracht, der für das Schulwesen von äusserster Wichtigkeit ist. Der Verfasser sucht nämlich die Quellen und Folgen des vernachlässigten Schulbesuchs auf. Die ersten findet er in einem, durch den anhaltenden Krieg und die damit begleitete Dürftigkeit erzeugten Kaltsinn für alle *geistige* Betriebsamkeit, in dem Geize mancher Aeltern, die, um das Schulgeld einiger Wochen zu ersparen, ihre Kinder von dem ununterbrochenen Schulbesuch abhalten, und endlich in einer gewissen Rechthaberey, welche besser als Staat und Erzieher die Gegenstände, den Umfang und die Methoden der Unterweisung zu kennen wähnt, und daher aus Unzufriedenheit mit der, ihrem Wahne nicht entsprechenden Schuleinrichtung, den Hang der Kinder zum Versäumen der Schule begünstigt. Sehr wahr und ohne Uebertreibung schildert Hr. *D.* die traurigen Folgen, welche nothwendig aus diesem überhandnehmenden Uebel für Kinder, Aeltern und Staat entspringen müssen. Zu den, von dem Staate zur Steuerung dieses Unwesens zu nehmenden Maassregeln rechnet der Vf. vorzüglich, die Begründung einer bessern Schulordnung, in welcher der ununterbrochene Besuch der Winterschulen vom November bis zu Ende des Aprils, so wie gewisse Stunden des Tages in den übrigen Monaten zur Sommerschule, die *vierteljährige* Entrichtung des Schulgeldes etc. festgesetzt seyn müssten. Möge dem thätigen Vf. die Freude zu Theil werden, bey der in den Preussischen Staaten gegenwärtig in Anregung gebrachten Schulreform, auch seine wohlgemeynten Vorschläge realisirt zu sehen! Sie sind wenigstens nicht unwerth, näher geprüft und erwogen zu werden; denn sie kommen aus der Feder eines praktischen Schulmannes, der in Schulangelegenheiten mehr noch als der Prediger gehört zu werden verdient.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Junius 1800.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Martini: *P. S. Pallas*, russ. kaiserl. Staatsr. u. Ritter u. s. w. *Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs*, in den Jahren 1793 u. 1794. Erster Band mit colorirten Kupf. 1799. 516 S. gr. 4. (Die Zahl der Kupferplatten erstreckt sich bis auf 25, und die der Vignetten auf 14. Drey Reisekarten werden im nächsten Theile nachgeliefert.)

Die zahlreichen Bemerkungen, die der Vf. in diesem Werke zusammengestellt hat, beziehen sich vornehmlich auf sittliche und naturhistorische Gegenstände; auch werden durch manche derselben verschiedene Bruchstücke in den frühern Reisebeschreibungen des Vfs. ergänzt, und noch andere schildern den neuen veränderten Zustand einiger Gegenden, oder dienen zur Kenntniss einiger noch ganz unbereister Provinzen des grosen russischen Reichs. Die vorzügliche typographische Schönheit, worin dieses Werk erscheint, und insbesondere die grosse Menge ausgemalter Kupfer von den anziehendsten Gegenständen, hat das Publicum zum Theil einem geschickten jungen Zeichner, Hn. *Geissler* aus Leipzeig und zum Theil dem Verleger zu danken. Eine nicht geringe Anzahl neuentdeckter Pflanzen und Insecten sind übrigens hier ganz weggelassen worden, weil sie der Vf. für seine botanischen und zoologischen Werke bestimmte. — Die Reise selbst ging zuerst von Petersburg nach Zarizyn. In *Wyschnoi-Wolotschok*, welches zur Kreisstadt gemacht worden, und wegen der Hauptschleussen der grosen Wassercommunication Russlands, für die Residenz ein so wichtiger Ort ist, fand der Vf. nach 20 Jahren einen grosen Zuwachs des Verkehrs und Wohlstandes, stärkere Bevölkerung und zum Theil wohlgebaute Häuser. Die seit der vorigen Reise, so wie Gross-Nowogrod, ganz umgeschaffene uralte grossfürstl. Residenz *Twer* war jetzt so weit zur Vollkommenheit gediehen, dass sie für eine der schönsten Provinzialstädte von Europa gelten kann. Am angenehmsten sind den Reisenden hier die frischen Sterlette, die man aus der Wolga in Fischhältern immer vorräthig hat. Auch in Torschock fand sich ein groser Zuwachs des Verkehrs. Der zunehmende baltische Handel und die Vertheurung der ausgehenden Landesproducte und aller Zufuhr nach der Residenz, scheinen der inländischen Betriebsamkeit neues Leben gegeben zu haben. *Moscau* hatte ebenfalls seit den letzten 20 Jahren an Pracht der Gebäude, an Feinheit der Sitten, an Geschmack — aber auch an Luxus unendlich zugenommen, und die Vertheurung aller Lebensbedürfnisse war eben so auffallend, als der Ueberfluss an allen Leckereyen, die sonst in dieser ungeheuern Stadt noch Seltenheiten und grösstentheils nicht einheimisch waren. Am meisten ist die Gartencultur seit wenigen Jahren in die Höhe gekommen, welches man vorzüglich dem Staatsrath Demidof zu danken hat, durch welchen auch das innere Russland einige nützliche Getreidesorten erhielt. Indessen denkt niemand mehr an ihn; sein schöner botanischer Garten, den der Vf. 1783 beschrieb, ist verwüstet, und die mit vielen Kosten aus England verschriebenen seltenen Gewächse, welche er der Moscowischen Universität vermacht hatte, sind zerstreut. Durch einige deutsche Jäger sind auch Trüffeln um Moscau entdeckt worden. Uebrigens scheint in Moscau gewissermasen alles gigantisch. Das *Findelhaus* ist eine der grössten milden Stiftungen in der Welt, und eben diess gilt von der neugestifteten *adelichen Versammlung*, wo im Winter wenigstens 1000 Personen beiderley Geschlechts prachtvoll auf den Bällen erscheinen. So wird man auch schwerlich eine grössere Halle als ihren Versammlungssaal finden. Weiterhin traf der Vf. verschiedene Dörfer an, wo die Bauern Seidenfabriken angelegt hatten, z. B. in *Kirschatsch*, welches nun zu einer Stadt gemacht worden ist. Zu *Wolodimer* ist eine Statthalterschaft angelegt, und die Stadt hat neuerlich viel schöne Gebäude erhalten. Die Stadt *Arsamas* scheint an Gewerbe zuzunehmen. In ihr bemerkt man eine alte Kirche, die sich abwärts von der Strasse schief gelegt hat, indess der auf ihr stehende Thurm merklich nach der entgegengesetzten Seite überhängt. Ein gewisser Kirilof, der das Pottaschenbrennen von polnischen Meistern erlernt, und nach ungarischer Art in den hiesigen Waldungen eingeführt hatte, war dadurch sehr wohlhabend worden; dieses veranlasste die Regierung, für ihre Rechnung dieses Gewerbe im Grossen betreiben zu lassen; diess geschah aber mit so wenigem Erfolg, dass die Anstalt bald wieder eingehen musste. — Zu *Tolskoi*- und *Wassilof-Maidan* fiel dem Vf. die Verwüstung der schönsten Eichenwaldungen auf. Zu den Thorwegen des elendesten Bauerhofes müssen allemal zwey der dicksten und geradesten Eichenstämme dienen, und überall sieht man Vorräthe von Bohlen, deren nur zwey aus einem Stamme gespalten werden, und womit man alle Stuben dielt. Die Waldverwüstung geht hier überhaupt bis ins Unglaubliche. Die 109 Werste lange Ge-

Gegend von Saransk bis Pensa ist mit schönen, meist herrschaftlichen Dörfern dicht besetzt, und eins der fruchtbarsten Kornländer des russischen Reichs. Die Einfassung der Landstrassen mit Bäumen, die durch das ganze Reich befohlen ist, war hier nur ein paar Stationen weit ins Werk gerichtet, und wird überhaupt nur sehr nachläsig betrieben. Ein gleiches gilt auch vom Ackerbau. Die Bauern leben in dieser fruchtbarsten Landschaft in elenden Rauchhütten, und in der ekelhaftesten Unreinlichkeit; auch schienen die Bewohner dem Vf. eben nicht der gutartigste Theil der Nation. Ungeachtet der vielen herrschaftlichen Stuttereyen sind doch die Pferde seit 20 Jahren beynahe in ganz Russland fast doppelt theurer geworden, und bey den Bauern dieser Gegend sind sie fast allgemein schlecht, und von mittler und kleiner Statur. Das Rindvieh ist ebenfalls unter der Mittelgrösse; die Schafe hingegen, hier von der kurzschwänzigen Art, sind ziemlich ansehnlich, von wohlschmeckenden Fleische, aber schlecht von Wolle, mehrentheils schwarz, und werfen im Februar gemeiniglich zwey Lämmer. Auch Schweine hält jeder Bauer zum eigenen Genusse, die in dieser Jahrszeit nebst Ferkeln, Lämmern und Kälbern, fast jedem Bauer zur Gesellschaft dienten. Alles Federvieh ist hier gross. Bey dem Ueberfluss an Rocken, Spelt, Gerste, Hafer, Hirsen, Hanf, Buchweizen, hat man noch wenig gute Mühlen, und in Pensa ass der Vf. fast das allerschlechteste Brod. Alles Korn wird in Haufen gestellt, bis man es im Winter drischt und dörret. Das Stroh, welches sich das Vieh nicht zu Nutze gemacht hat, wird weggeworfen, und so geht auch aller Dünger verloren; den man zwar, der grossen Fruchtbarkeit wegen, nicht nöthig hat, aber doch zur Erzeugung des Salpeters verwenden könnte. Die *Sura*, welche in den bergigten Gegenden nahe bey der Wolga am Dorfe Surka entspringt, und in einer der letzten gerade entgegengesetzten Richtung 239 Werste nordwärts mitten durch die pensische Statthalterschaft fliesst, ist bey Pensa ein beträchtlicher, schiffbarer Fluss, der aber nicht überall mit Zuverläsigkeit zu befahren ist. Ein anderer ebenfalls hier entspringender schiffbarer Fluss ist die *Worona*, auf welcher alle hiesige Getreidearten durch die Flüsse Chopar und Don bis nach Tscherkask, der Hauptstadt der donischen Kosaken und bis zur rostowschen Festung verführt werden. Sollte dereinst der Handel durch das asowsche in das mittelländische Meer durch Anlegung eines Freyhafens am Bosphor mehr in Aufnahme kommen: so würde durch diesen Canal auch der häufige Hanf und Flachs dieser Gegend zum Ausfuhrhandel wohlfeil herbeygeschafft werden können. Alle diese Flüsse haben, ungeachtet ihrer widersinnigen Richtung, eben so wie die Wolga, ihr höheres, hügligtes Ufer zur Rechten ihrer Strömung. Diese Leichtigkeit der Wassercommunication, die wohlfeilen Getreidepreise und der in manchen Gegenden noch hinlängliche Holzvorrath haben zur Anlage vieler und grosser Branntweinbrennereyen, zu Glas- und Eisenhütten, Seifen- und Pottaschensiedereyen, auch Gerbereyen, Anlass gegeben. Die wichtigsten Branntweinbrennereyen, sind im Krasnoslobodischen Kreise. Je weiter man von *Pensa* südwärts kommt, desto grösser zeigt sich der Holzmangel; die Bauern müssen daher in den elendesten Hütten wohnen, und sind überdiess wegen der starken Abgaben an ihre meist adelichen Herrschaften, so arm als möglich; indessen haben sie doch wegen der Steppentriften mehreres und besseres Vieh und Pferde, auch ist die Gänse, Calcutten- und Hünerzucht grösser. Von *Petrofsk* an senkt sich das Land gegen Süden, und es zeigen sich da schon mehrere Gewächse, die in der kalten pensischen Statthalterschaft nicht gefunden werden, z. B. die strauchenden Weichselkirschen, der Hagedorn, die wilden Zwergmandeln, auch hin und wieder Tulpen. In dieser fruchtbaren Gegend liegen rechts von Sokura zwey *deutsche* Colonien, *Jagodnajà-Polàna* und *Pobotschna*, deren Bewohner also ziemlich weit von ihren übrigen an die Wolga verpflanzten Landleuten abgesondert sind. Die Stadt *Saratof* hat seit Einführung der statthalterischen Regierung an Gebäuden, Regelmässigkeit und Nahrung sehr zugenommen. Es ist die einzige in Russland, wo der Vf. alle Lebensbedürfnisse noch ungefähr in eben den wohlfeilen Preisen, wie um 1773 fand. Dasselbe gilt auch von den andern längs der Wolga gelegenen Gegenden, das einzige *Astrachan* ausgenommen. Diese und mehrere entfernte Städte werden sogar von dort aus mit Getreide versorgt, wozu die deutschen Colonien nicht wenig beytragen. Diese haben seit 20 Jahren an Wohlstand und Volksmenge beträchtlich zugenommen. Ihre ganze Bevölkerung an der Wolga betrug damals 33000 Seelen beiderley Geschlechts, die sich vollkommen glücklich schätzen, und nur den einzigen Wunsch haben, dass ihre Obrigkeiten der deutschen Sprache kundig seyn möchten. Diese deutschen Colonien scheinen sich übrigens zur mährischen Brüdergemeine halten zu wollen, wie denn wirklich schon ein Prediger aus derselben für sie ist verschrieben worden, den sie sich auf ihre Kosten halten: hiezu scheint der Verdienst, den die Fabriken zu *Sarepta* den Colonisten durch Baumwollenspinnen geben, und der daraus entstehende Verkehr mit ihnen viel beyzutragen. Die Colonien am *Karamysch* und an der *Ilowla* bereiten, aus gänzlichem Mangel an Feuerung, einen künstlichen Torf aus Mist und Stroh. Es wird nämlich dem Vieh häufig Stroh untergestreut, und der Mist nach und nach auf Haufen gebracht, wo er den Winter über zusammenbleibt. Im Frühjahr wird er zusammen gefahren, nach einem Zusatze von Stroh, mit Wasser begossen, und durch Pferde oder Ochsen stark zusammengetreten. Nun sticht man ihn, sobald er etwas trocken geworden, wie Torf in Stücke. Dieser bey den krimmischen Tataren vorlängst schon gebräuchliche Misttorf brennt beynahe wie Steinkohlen mit einer Flamme, und heizt besonders die Backöfen vortrefflich aus; nur muss man den etwas stinkenden Rauch abzuwenden suchen. Die scharfe Krümmung der Ilowla, wo die Poststation steht, ist

wegen

wegen des Grabhügels des unglücklichen Astronomen Lowitz merkwürdig.

An der *südlichen Wolga* hatten sich die Zugvögel schon im Februar gezeigt, waren aber wieder unsichtbar geworden. Die Winterkälte wechselt hiermit der warmen Frühlingswitterung so schnell, dass innerhalb dreymal 24 Stunden die ganze Natur verändert erscheint. An der Astrachanischen *Steppe* an der *Wolga*, der *Sarpa*, den Urbächen des *Sall* und am *Kumaflusse* sind seit des Vfs. letzten Reise mehrere Dörfer angelegt worden, die von Russen, Tataren u. a. bewohnt sind. Zwischen Zarizyn und Sarepta hat der Generallieutenant Beketof, ein thätiger Oekonom, in einer angenehmen Gegend, wo die *Elshanka* das hohe Land durchschneidet, ein schönes Dorf *Otrada* (Erholung) genannt, mit einer vortrefflichen Mühle, Weingärten und Wohngebäuden angelegt; auch auf seinem Lande dicht an der Wolga und auf der Poststrasse eine starke Colonie von kleinrussischen Herumstreifern angesiedelt. In Otrada hat man zuerst in Russland angefangen, den *weissen Senf* im Grossen zu bauen und Oel daraus zu schlagen; man hat ihn in Handmühlen geschält, das gepresste Mehl wie englischen Senf, dem er auch an Güte nicht nachsteht, behandelt und verführt. Die Einträglichkeit dieser Cultur, da sich der Senf sechzigfältig vermehrt, und in gleichem Maasse an Oel und Senfmehl mehr an Werth als der Weizen austrägt, hat der Hr. v. *Beketof*, so wie die Behandlungsart, ausführlich in den Schriften der freyen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg f. 1796. beschrieben. *Sarepta* fand der Vf. seit seinem vorigen Hierseyn, ungeachtet der gleich darauf, 1773 erlittenen Plünderung, von der Pugatscheffschen Rotte, ansehnlich verbessert, verschönert und im zunehmenden Flore. Der reguläre Marktplatz hat ausser dem, neben dem Bethhause, massiv erbauten Brüder- und Schwesternhause, die hier auf der dritten Platte mit abgebildet sind, durch das schöne Vorsteherhaus, das Wittwenhaus, das Kaufhaus, das Gasthaus, durch die Lichtzieherey und Branntweinbrennerey ein schönes Ansehen gewonnen. Der Springbrunnen in der Mitte des Platzes ist, so wie der Marktplatz und die Hauptstrassen, mit Pappeln bepflanzt; er war durch einen vom Dorfe Schönbrunn hergeleiteten Quell sehr verstärkt worden, diesen hat man aber jetzt wieder abgesondert, und in die Röhren, welche in alle Strassen gehen, geleitet, so dass jedermann das beste Trinkwasser aus dem Hauptbrunnen rein, das Wasser des andern Quells aber zum gemeinen Gebrauch in der Nähe haben kann. Die Zahl der guten Einwohner ist durch Ankömmlinge und Eingeborne ansehnlich vermehrt worden, und es sind fast alle Strassen mit gepaarten, theils massiven, theils andern Häusern bebauet, die von zwey Familien unter einem Dache bewohnt werden. Die innere Vermehrung der Colonie ist wegen der spät gestatteten Ehen, nicht sehr beträchtlich, indessen leben die nun an das Klima gewöhnten Einwohner gesund und zufrieden. Alle Familien haben hinlängliche Viehzucht und kleine Gärten an der Sarpa. Verschiedene Einwohner haben besonders mit dem Weinbau einen guten Anfang gemacht. Vorzüglich zeichnet sich hierin besonders der Arzt der Colonie, D. *Seydel* aus; auch hat dieser zu einem angehenden Seidenbau eine ziemliche Maulbeerpflanzung gezogen. Den besten, einem Champagner sehr ähnlichen Wein, macht der Apotheker Nitschmann. Dieser lässt die weissen ungarischen Trauben seines wohlgelegenen Gartens von den Stielen pflücken, nimmt den Ausbruch davon besonders, und keltert das Uebrige mit einem Zusatze von Wasser, zu Säuerling und Essig. Die tiefgewurzelten Stöcke können in diesem heissen Klima auf 10, 12, ja 15 Augen geschnitten werden. Im Brüderhause sind jetzt die merkwürdigsten Gewerbe die Leinweberey zu halbseidenen Tüchern und die Strumpfwirkerey. Die Krappfarbe wird hier mit Baumöl behandelt, aber noch nicht in der Vollkommenheit, wie bey den astrachanischen Armeniern. Man hat hier versucht, aus den sehr häufigen und wohlfeilen Wassermelonen oder Arbusen, mit einem Zusatze von Hopfen, ein Bier zu brauen: so wie man auch aus selbigen ein statt des Syrups zu gebrauchendes Muss in Sarepta verfertigt. Man hat seit geraumer Zeit in der dasigen Apotheke die Anstalt getroffen, das gemeine, unreine Salz der hiesigen Seen (Busun) durch das Auflösen und Krystallisiren zu reinigen, und es dann an Privatpersonen zu verkaufen.

Die *Kunduran-Tataren*, die der Vf. vormals in ihren korbförmigen Filzzelten wohnend, fand, welche im Ganzen auf die Tragstangen groser zweyrädriger Karren gesetzt werden, hatten jetzt nach dem Beyspiel der Kirgisen, sich meist solche Filzhütten gebaut, die aus Stücken zusammengesetzt sind, und weit geräumiger eingerichtet werden können. Beide Arten sind abgebildet. Gemeiniglich hat jede Familie dieser wohlhabenden Tataren zwey Zelte, das eine für die Besuche und das andere für die Weibspersonen. Ausserdem auch noch ein oder zwey bedeckte zweyrädrige Wagen, die bunt angemalt sind. Vorn ist ein mit saubern Decken behängter Kasten, welcher die besten Kleidungsstücken enthält, auf die Femerstangen gesetzt, im Gehäuse selbst aber sitzen bey ihren Zügen die Weiber und Mädchen, und der Wagen wird gemeiniglich mit zwey Stieren bespannt. Die Gerüste der Filzzelte nebst den schweren Geräthschaften werden auf zweyrädrigen Karren (Araba) fortgeführt. Alles einer Familie gehörige Fuhrwerk hält sich, im Ziehen, bey einander in festgesetzter Ordnung, wobey die auf Räder gesetzte Hütte mit der Hausfrau allemal vorangeht. Die Heerden werden von den Männern neben her getrieben, und jedes Vieh hält sich besonders zusammen. Wenn die Hütten an einem festen Lagerplatze stehen: so wird an der Windseite über der Rauchöffnung eine buntgezierte Decke aufgestellt, die man vermittelst einer aus der Hütte hinausreichenden Stange, an welcher sie hängt, willkürlich nach dem Winde drehen kann, um das Aufsteigen des Rauchs zu befördern. Die *Kurden* in der moganischen Heide bedienen sich der

aller

aller einfachsten Hüttengestelle, die für leichte Truppen am bequemsten seyn möchten. Sie bestehen nur aus zwey grossen gebogenen Stangen, welche sie kreuzweise in die Erde befestigen, oben, wo sie sich kreuzen, zusammenbinden, und entweder Filze oder Matten von Schilf darüber werfen. Die weibliche Kleidertracht der Kundurau-Tataren ist ebenfalls abgebildet. Die Mädchen tragen eine aus Rinden gemachte, roth überzogene und mit Blechen verzierte *Schaube*, in Gestalt eines Bienenkorbs, rund umher mit Korallen und kleinen Münzen behängt; auf dem Kopfe; ein Kleid mit den buntesten Seidenzeugen, die sie finden können, mit schmalen aber langen Aermeln, auf der Brust herunter bis zum Gürtel mit blechernen oder silbernen Schleifen, Knöpfen, Schellen und Ringen besetzt, und über die Schulter einen Riemen oder eine Schnur, woran ein mit Blech beschlagenes Futteral für Amulette, und gemeiniglich eine grosse Schnecke von dem Geschlecht *Cypraea* befestigt ist. — Die Weiber sind die unzierlichsten Creaturen von der Welt, und im Sommer mit einem blossen einfarbigen Oberkleide und einem weissen Tuche über dem Kopfe, worüber sie eine gemeine Pelzmütze setzen, angethan. Alle tragen im rechten Nasenläppchen, welches durchbohrt ist, einen Ring, welchen auch die vielen astrachanischen Tatarinnen zum Schmucke rechnen, und an welchem oft Korallen, Perlen oder Edelgesteine befestigt sind. Merkwürdig ist die S. 153. gemeldete Thatsache, dass des Vfs. Tochter zu Sarepta *ganz zuverlässig zum zweytenmale* von den Blattern befallen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erlangen, b. Walther: *Taschenbuch für Reisende jeder Gattung durch Deutschland* auf das Jahr 1800. von *Joh. Chr. Fick*, Lehrer am illust. Gymn. zu Erlangen. *Zweyte* veränderte und vermehrte Auflage. 354 S. 12.

Ueber die Brauchbarkeit und Zweckmässigkeit dieses Taschenbuchs hat Rec. nichts neues zu sagen. Die allgemeinen Regeln für Reisende, die hier 88 S. einnehmen, sind auch bekannt genug, weil sie aus bekannten Schriftstellern genommen sind. Es ist immer gut, dass der Reisende sie wisse; derjenige aber, der auch nur den dritten Theil davon beobachten sollte, würde besser thun, nie aus seinem Wohnorte zu gehen. Wer viel gereist ist, weiss gar wohl, dass ein grosser Theil derselben ganz unausführbar ist. — Die Nachrichten von etwan 200 deutschen Städten nehmen hier, wie in der frühern Ausgabe, den grössten Theil des Werkchens ein, und sind so brauchbar, dass der Reisende schwerlich irgendwo so viel Unterricht auf einem so kleinen Raume finden wird. Aber der Verbesserungen ungeachtet finden sich auch in dieser neuen Ausgabe Irrungen in Menge. Freylich ist es die Natur dieser Werke, dass sie nie vollkommen seyn können, und das Beste wird noch immer voller Mängel seyn. Aber vieles ist doch so, dass derjenige, der es unternimmt, andere zu unterrichten, es wissen sollte. Wie konnte der Vf. noch 1799 über den Preis der Postpferde abdrucken lassen, was S. 6. sich findet! Schon vor sieben Jahren bezahlte man auf den Reichsposten 37½ und nicht 30 Kreuzer für ein Postpferd. Seitdem ist es auf 45, und in manchen Gegenden auf 1 Gulden gesetzt worden. In den hannöverischen Staaten ist der Preis der Postpferde auch schon seit Jahren erhöhet; auch in den mehresten Provinzen der preussischen Monarchie, in Holstein, und nun auch in Sachsen und den sämmtlichen östreichischen Staaten. — Noch mehr erstaunte Rec., als er S. 4. las, dass die Einwohner des Herzogthums *Altenburg im obersächsischen Kreise katholisch* sind. — Der Vf. hat sehr wohl daran gethan, dass er über Städte, wie Wien und Berlin, nur sehr wenig sagt, weil man über solche Orte besondere Beschreibungen haben muss. Dafür konnte er desto mehr kleinere Städte aufnehmen, über welche seine Nachrichten dem Reisenden um so willkommener seyn müssen, da man über diese in weit grössern Werken oft gar nichts findet. — Von S. 210 bis 229. finden sich Nachrichten über die in Deutschland gangbaren Münzen, wo aber auch Fehler vorkommen, wie denn Rec. noch nie eine solche Tafel gesehen hat, die deren nicht noch viele hätte. — Einige der vorzüglichsten Postrouten durch Deutschland machen den Beschluss.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Cassel, im Waisenhause: *Landgräflich-Hessen-Casselischer Staats- und Adress-Kalender auf das Jahr* 1800. LII u. 144 S. 8. (14 gr.)

Seit 1764 im Wesentlichen wenig verändert, aber wohl in Nebensachen und in der Form: so z. B. seit der Beurtheilung in der A. L. Z. 1796. Nr. 130. mit lateinischen Lettern gedruckt, und mit Weglassung der Courtoisie; *Herr*. Verfasser davon ist Hr. Hofrath und Bibliothekar *Friedrich Wilhelm Strieder*. Im fürstlichen Geschlecht und unter den Ordensrittern ist der Prinz *Carl von Hessen-Rheinfels* (wegen des von ihm angenommenen französischen Bürgertitels) ganz ausgelassen. Die Gesandschaften des Hn. Landgrafen an andere Höfe, und die auswärtigen an den seinigen S. 9 u. 10. sind vermehrt, obgleich Dännemark vacirt: ausserdem 34 charakterisirte Personen und 15 Agenten jüdischer Nation. Das doppelte Register ist sehr brauchbar.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. Junius 1800.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. *Martini*: *P. S. Pallas*, russ. kaiserl. Staatsr. u. Ritter u. s. w. *Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

An der *Achtube* ist schon unter der Kaiserin Elisabeth, sowohl von Seiten der Regierung als durch Privatpersonen alles ersinnliche versucht worden, den *Seidenbau* in die Höhe zu bringen, allein die Bauern behielten immer eine unüberwindliche Abneigung dagegen. Auch in den zu Staroi-Krym angelegten Seidenfabriken und überhaupt im südlichen Rufsland, wo der Maulbeerbaum gut fortkommt, ist dieser Widerwille ein grosses Hinderniss der Aufnahme dieses Nahrungszweiges. Dagegen am Terek die Armenier und Grusiner oder georgianische Emigranten, so wie in der Krym die Griechen und Tatarn sich nicht ungern damit beschäftigen. Für das sicherste Mittel, diese Cultur Rufsland eigen zu machen und die jährliche für Seide nach Persien, der Türkey und Italien ausgehende, über 1 Million Rubel betragende, Summe, dem Reiche endlich zu ersparen, hält der Vf. die Ansiedlung von Colonien solcher asiatischen Nationen, wo der Maulbeerbaum auch in dürren Boden wächst. Ueberhaupt sey auch das asiatische Verfahren dem an der Achtube üblich gewesenen Füttern der Seidenwürmer mit *abgestreiften* Blättern weit vorzuziehen. Der Perser oder Buchar zieht seine Maulbeerbäume nur ungefähr eines Mannes hoch, wozu 4 bis 5 Jahre hinreichen. Alsdann fängt er an ihre Gipfel und Zweige mit der Hippe abzukappen, und giebt den Seidenwürmern, sobald sie etwas zu Kräften kommen, durch sanftes Auflegen der *ganzen Zweige* ihre Nahrung. Die Blätter bleiben an den Zweigen frisch und saftig, und der Seidenwurm zehrt sie bis auf die Rippe und den Stengel ab, ohne dass vom Laube das geringste verloren geht. Der Wurm kriecht von selbst auf die täglich neu aufgelegten Zweige und die untern von Laub entblössten bilden nach und nach ein Gatterwerk, durch welches der Unrath fällt, so dass die muntern Würmer ihre Reinlichkeit ohne alle Pflege behalten, und viel schneller und stärker wachsen. So wie sich nun der Wurm zum Spinnen anschickt, steckt man die dazu bequemen Besen überall auf die Zweighaufen auf. Ein erwachsener Mensch, der die Zweige schneidet, und ein Kind, welches sie forträgt, sind so im Stande, in der Geschwindigkeit einer grossen Menge Würmer das Futter zu verschaffen. In Persien und der Bucharey werden die Zweige in einem Jahre 2mal geschnitten. Der Baum bleibt bey dieser Behandlung immer niedrig, und treibt jedes Jahr mehr junge Zweige, statt dass beym Abstreifen der Blätter viele Zweige absterben und viele Knospen verloren gehen, selbst vieles Laub ungenossen vertrocknet, und, indem es schnell welket, den Würmern wenig Nahrung giebt. Man hatte bey dem Seidenbau in der Achtube beobachtet, dass der Seidenwurm im Nothfall auch die ähnlichen Blätter des *Acer tataricum* frisst. In der Nähe des Dorfes Prischibinskoi an der Achtube befindet sich einer der grösten und merkwürdigsten tatarischen Alterthumsreste. Es ist ein flacherhabner, auf einer viereckigten Erderhöhung errichteter, aus 6 aneinander stossenden sehr flachen Gewölben bestehender, und über den Gewölben mit Erde überschütteter, Grabhügel, der etwa 150 Schritte im Umfange und, an sich, nicht viel über einen Faden, mit dem viereckigten Absatze aber, worauf er steht, wohl 3 Faden senkrechte Erhöhung hat. Die dabey befindlichen Gewölbe sind mit einem Mörtel gemauert, der aus ungelöschten Kalke, zerstossenen Holzkohlen und zerklopften Sandsteinen gemischt und mit den Steinen selbst zu einer völlig steinartigen Masse geworden ist. Ungeachtet der beständigen salzigen Feuchtigkeit kann man die Reste der platten Gewölbe kaum, mit eisernen Brechstangen zertrümmern. Auf der Westseite dieses Mausoleums sieht man Ziegel und Scherben von thönernen Wasserröhren herumliegen. Die Volkssage ist, dass hier der Chanische Pallast gestanden habe; dem Vf. scheint es aber ein Begräbnissort Mongolisch-Tatarischer Fürsten gewesen zu seyn. Zuverlässig ist es, dass man in den Gräbern dieser Gegend unsäglichen Reichthum an Geschmeide, massiv gold- und silbernen Pferdezierrathen und Gefässen, vormals gefunden hat, wovon ein Theil heimlich weggebracht, vieles aber in die Kunstkammer der Kais. Akad. d. Wiss. gebracht worden ist, und daselbst noch verwahrt wird. Die Reise gieng nun nach *Astrackan*. Seit Gmelins Aufenthalt daselbst hat diese, nächst den beiden Residenzen zu den ersten Rangstädten des russischen Reichs gehörige Handelsstadt an schönen steinernen Häusern und öffentlichen Gebäuden ansehnlich gewonnen. Dahin ist besonders das dem Armenier Koloustoff gehörige persische Kaufhaus zu rechnen. Wegen Vertheurung des Bauholzes werden alle neuen Gebäude aus Ziegel und Sandsteinen erbauet. Im J. 1786 kostete der Faden Birkenholz noch 1 Rub. 25 Kope-

Kopeken und 1793 schon 6 bis 8 Rubel. Einem Zimmermann muss man bis 1½ Rubel des Tags bezahlen. Der höchste Wasserstand der Wolga bey Astrachan ist seit 1774 von 7 Fuss bis auf 8 gestiegen. Die fischreichen Mündungen der Wolga und der Ufer der kaspischen See sind für den wahren Bestand von Astrachan zu halten, da der persische Handel in seiner jetzigen Verfassung vielmehr zum Ruin dieser Stadt und zum Verluste des Staates gereicht. Es ist wohl schwerlich in der Welt eine Fischerey, die von Neufundland etwa ausgenommen, so ergiebig und so vortheilhaft für den Staat, als die Caspische mit der Wolgischen vereinigt. So beträgt der Hausenfang 340,535 Rubel; der Störfang 524,135, der Sewrugenfang 983,810. Wenn der rechte Zug der Fische ist: so werden an dem Fischwehre, welches man durch den Fluss gezogen hat, in einem Tage zuweilen 15000 Fische von dem Störgeschlechte mit Haken herausgezogen; ja, wenn etwa ein Tag nicht gefischt werden kann: so sollen sich die Fische gegen das Wehr in dem 4 Arschinen (28 engl. Fuss) tiefen und 60 Faden breitem Flusse vom Grunde bis an die Oberfläche des Wassers übereinander schichten und mit dem Rücken über dem Wasser hervorragen. Der persische, erst seit wenigen Jahren durch die Eigenthümer gangbar gemachte, Fischfang, der mit der Pachtsumme gegen 80000 Rubel Ausgabe verursacht, soll über 200000 Rubel einbringen, und würde noch einträglicher seyn, wenn man nicht grösstentheils nur den Caviar und die Leimblase nähme, den Fisch aber wieder in die See würfe. Ausser diesem kann man das Product der hiesigen Fischereyen an geringern Sorten, noch wohl auf ½ Million rechnen, die theils für die Fische selbst, theils für das daraus gesottene Fett einkommt. Noch ist darin der Robbenschlag in der kaspischen See nicht mit begriffen. Im J. 1788 betrug die Ausfuhr der Hausenblasen in englischen Schiffen 6850 Pud. Sie wird vornämlich zur Abklärung des Biers und Weins gebraucht. Die Ausfuhr nach andern Ländern hat in den letztern Jahren auch über 1000 Pud betragen. Caviar wurde 1781 in englischen Schiffen noch gar nicht ausgeführt; 1792 betrug die Ausfuhr 3781 Pud. Nach Italien gehen über 10,000 und nach andern Ländern etwa 3000 Pud. Eine noch grössere Quantität führen die Häfen des schwarzen und asowschen Meeres aus. In Petersburg war der Preis des Fischbeins in den letzten Jahren 40 und für die beste Sorte 90 Rub. für das Pud gestiegen. Der Preis des Caviars stieg über 5 Rubel. Aus den Bemerkungen des Vf. über den Nachtheil des persischen Handels, ist ein Auszug nicht wohl möglich. Uebrigens sind aber alle persische Zeuge, von weit besserer Qualität als die türkischen, und werden zu unbegreiflich wohlfeilern Preisen verkauft. Unter den ursprünglich persischen Fabricaten sind die buntgestreiften sogenannten *Kutni* und *Aladshi*, seidne und halbseidne; die mit Gold durchwirkten *Isarbati* und *Dibi* etc. die gangbarsten und besten. Die theuern und feinen, den europäischen Damen so werthen wollenen, *Shawls* von allerley Farben, die in Persien um den Kopf und als Leibgürtel getragen werden und sowohl aus Tibet, als Kyschmir oder Kaschmir kommen, sind aus Persien zu weit billigern Preisen, als aus der Türkey zu haben. Sie werden nach der Versicherung des Hn. Schuldir. *Agathi*, der bis nach Kyschmir gereiset war, sowohl aus der den Ziegen abgekämmten feinen Wolle, als aus der seidenartigen und die weisseste Seide an Glanz und Schönheit übertreffenden Wolle der Schaafe in Kermaun und Kyschmir fabricirt; wie denn auch die weissen und nächst diesen die von 7 Farben gestreiften die edelsten sind. Der beträchtlichste Ausfuhrartikel beym persischen Handel ist seit langer Zeit die Cochenille. Es gehen jährlich bis 1000 Pud à 300 Rubel von Astrachan aus. Der Vf. thut gute Vorschläge, wie man den persischen Handel für Russland, wo nicht vortheilhaft, doch weniger nachtheilig machen könnte. Die Marine des kaspischen Meeres bestand damals aus 2 Fregatten, 2 Böten, 1 Transportfahrzeuge und 53 Kauffartheyschiffen; ausserdem noch 138 Rosschüren oder platten Fahrzeugen zu den Seefischereyen und dem Robbenschlage. Nachher ist beym persischen Kriege die Escader ansehnlich vermehrt worden. Von der orientalischen Krappfärberey liefert der Vf. schätzbare Nachträge zu dem, was er in dem petersburger Journal und in den nordischen Beyträgen schon mitgetheilt hatte. Der seit Peter dem Grossen in Astrachan eingeführte Weinbau nimmt, ungeachtet die Gegend und der Boden nicht sehr günstig sind, immer mehr zu, und wird schon nicht mehr allein wegen der Früchte, — die in besondern, auf Ketten hängenden Kästen in kleinen Tonnen mit rohen Hirse eingepackt, sowohl an den Hof, als auch zum Verkaufe in den Residenzen mit Gewinn verführt werden, — sondern auch zum Weinkeltern gebaut. Die von der Krone unterhaltenen Weingärten sind an die Meistbietenden verkauft; dieses und die verschiedenen neuen grossen Anpflanzungen haben dem Weinbau einen ganz neuen Schwung gegeben. Vorzüglich gehört hieher die neue Anlage auf einer eingedeichten Insel, Tschereposch genannt, wo auch noch ein besonderer Maulbeergarten angelegt ist, aus dessen Laube man jährlich 15 bis 20 Pf. Seide zieht. Alle diese Anstalten werden von den leibeignen Bauern, die jährlich 12 Rubel Lohn und 3 Säcke (von 1 Pud) Mehl erhalten und von 3 gemeinen Weingärtnern angeführt sind, besorgt. Es sind auch hier Fasanen ausgelassen worden, die sich sehr vermehrt haben. Die Arbusen-Gärten sind hier eine Anlage der Bauern, wodurch sie in Astrachan viel verdienen. Der Vf. liefert eine ausführliche Geschichte des Weinbau's in Astrachan, und beschreibt die Traubensorten und ihre Behandlung umständlich.

Auf diese wirthschaftlichen Nachrichten folgen ungemein interessante Bemerkungen über den Götzendienst der auf dem Indianischen Hofe (Indeiskoi Dwor) zusammen wohnenden indischen Kaufleute aus Multanistan.

Von der Mündung der Wolga, liess sich der Vf. von der daselbst häufig wachsenden *Nymphaea Nelumbo* Blumen und Früchte von jedem Alter holen. Diese Früchte, welche die Indianer Pabin oder Lilier nen-

nennen, werden von ihnen begierig genossen, weil dieses Gewächs bey ihnen für heilig gehalten wird. Nach ihrer Götterlehre werden die vollendeten Gottheiten in den wohlriechenden Blumen dieses Gewächses wiedergeboren, die ihnen zum Throne dienen. Diese Blumen haben auch wirklich einen vortrefflichen Geruch; das daraus distillirte Wasser nimmt einen sehr dauernden angenehmen und feinen Ambrageruch an, und macht die damit gewaschene Haut der Hände und des Gesichts so weich und zart, dass es billig als ein unschädliches Schönheitswasser in allen Apotheken eingeführt werden sollte. In keiner Blume sind die Zeugungstheile und in keinem Samen die Zurückfaltung des Keimes so deutlich und vergrössert zu sehen als hier. — Nun verschiedene, historische Nachrichten über *Persien*, die keinen Auszug verstatten. Den Beschluss dieses Abschnittes macht noch die Geschichte des berühmten grossen Diamanten, der jetzt im russisch kaiserlichen Reichszepter befindlich ist. Da viele falsche Gerüchte darüber verbreitet worden sind: so verdient der Vf. für seine authentischen Nachrichten desto mehrern Dank. Der Diamant stammt aus Indien und befand sich in dem Thronsessel des Schach Nadir, nebst noch einem andern ähnlichen, wovon der eine die *Meersonne* und der andere der *Bergmond* genannt wurde. Bey der Ermordung des Schachs war jener Diamant, mit vielen andern geraubt worden, und ein in Astrachan wohnender Millionär *Shafrass*, kaufte ihn mit vieler Vorsicht und nebst mehrern andern kostbaren Steinen um 50,000 Piaster von einem awganischen Anführer. Nach 12 Jahren gieng er damit nach Amsterdam und bot ihn feil. Der petersburger Hof liess ihn nach Russland kommen; dort bot der Minister Graf Panin dem Hofjuwelier Lasarew, Shafrass's Unterhändler, ausser dem verlangten Erbadel und einer lebenslänglichen Pension von 6000 Rubel eine baare Summe von 500000 Rubel. Shafrass aber machte noch mehrere Bedingungen, so dass sich der Handel zerschlug. Endlich brachte ihn Graf Orlow wieder in Gang und der Kauf wurde um 450,000 Rubel baar und den Adelsbrief geschlossen.

Reise von Astrachan an die *caucasische* Linie. Auf diesem Wege traf der Vf. eine Menge *Salzseen* an, von welchen er besonders 6 auszeichnet, wo das Salz zum Kronverkaufe geholt wird. Nach ihrer Lage in der Nachbarschaft der caspischen See und nach ihrer Beschaffenheit scheinen sie Seebusen gewesen zu seyn, die entweder durch das Verschlemmen und Vergehen, oder wahrscheinlicher durch den allmählichen Abzug der See, vormals ihre Gemeinschaft mit derselben verloren, und ihren Salzvorrath dem eingefangenen und durch Abdünstung verminderten Seewasser zu verdanken haben. Ihre Entfernung erstreckt sich von 34 bis 140 Werste von Astrachan, und das Salz daraus wird zum Theil in ziemlich entfernte Statthalterschaften des innern Russlands auf der Wolga verführt. Unter den kleinern Seen sind zwey, die ein röthliches, nach Violen riechendes Salz setzen, und unter dem Namen Malinofskye (Himbeer-Seen) bekannt sind. Von Shedeli fährt man starke Sandhöhen hinauf, wo auf einem der höchsten Puncte eine mächtige *Flugsandscholle* liegt, die der Wind Schuppenweise übereinander geschwemmt hatte. Aller Sand, den die caspische See an dieser Seite aufbringt, wird in solche Sandschollen zusammengehäuft, und es scheinen alle die Sandhügel auf der westlichen Seite der Wolgamündungen bis gegen den Kuma hin, einen solchen Ursprung gehabt zu haben. Wären diese Sandgetriebe, die auch den Ausfluss des Kuma verstopft haben, nicht vorhanden: so dürfte vielleicht das caspische Meer nur einige Faden steigen, um sich in die niedrige Steppe am Ursprunge des Mantysch zu ergiessen. Auf den salzhaften schlammigten Ufern der in einiger Entfernung von hier befindlichen Wasserbusen sah der Vf. die grauen Tamarisken aus ihrem fast unsichtbaren Saamen hervorsprossen; ein Umstand, den man bisher in Zweifel gezogen hat. Höchst wahrscheinlich findet es der Vf., dass die Niedrigungen von Ulagan-Terni, Alabuga und Bjeloe osero das alte Bette der Meerenge bezeichnen, die vormals nach des Vfs. frühern Hypothese, das caspische und asowsche Meer mit einander verband. — Die *Truchmener* oder *Turkmannen*, mit welchen der Vf. nun seine Reise fortzusetzen hatte, waren jetzt ein wohlhabendes, mehr als alle andern Steppenvölker die Kleiderpracht liebendes, wohlgebildetes und lebhaftes Volk, welches mit seinen Brüdern, den an der Ostseite des caspischen Meeres wohnenden, unabhängigen, aber armseligen und ungesitteten Turkmannen, gar nicht mehr verglichen werden kann. Jenseits der Kuma erhebt sich ein sanft hüglichtes Land, das 12 Jahr vorher eine noch ganz wüste Gegend war. Das erste Dorf hier ist nächst Wolodimerofka Madshary, oder wie es nachher benannt worden: Kawkaskoi Uswät. Ein gutes mit einem Garten versehenes herrschaftliches Haus giebt den Reisenden in dieser wüsten Gegend einen bequemen Aufenthalt. Der Ackerbau ist hier so leicht und ergiebig, als man wohl wenig Beyspiele findet. Hier folgt nun eine allgemeine Uebersicht der neuen, seit 1781 in diese Gegenden am Caucasus angesetzten Colonien. Sie sind in kleinen Dörfern angesiedelt, und insgesammt, wegen der Streifereyen, die sie von den Gebirgvölkern zu besorgen haben, mit kleinen Verschanzungen und spanischen Reitern versehen. Diese Dörfer bauen beynahe völlig so viel Getraide, als zum Unterhalt der hier an der Grenze stehenden Truppen nöthig ist. Ja, wegen Mangel an Absatz, fangen schon einige Bauern an, sich auf den Weinbau zu legen. *Reisebemerkungen am Caucasischen Gebirge. Georgiefsk* liegt auf dem hohen Ufer der holzreichen Niedrigung des Podkuma oder Gum, hat Festungswerke und eine Kirche, nebst einem Gouverneurhause, übrigens schlechte Wohngebäude. Man übersieht von hier das ganze caucasische Gebirge vom caspischen bis zum schwarzen Meere, wovon hier ein trefflicher Prospect mitgetheilt wird. Die umliegende Gegend ist mit dem besten Ackerlande, Heuschlägen, Weide, Brennholz und Wild überflüsig versehen. Auch die übrige

Strecke

Strecke bis an das Gebirge gegen den Kuban und Kalaus ist nicht minder zur Bevölkerung geschickt. Der *alexandrowsche Sauerbrunnen*, auf Abassisch und Tscherkessisch Nar-Zana, d. i. Riesen- oder Koboldstrank, auf Tatarisch Atsche-Su (Sauerwasser), liegt 4 Werste von den abassischen Dörfern und 5 von dem Uebergange über den Podkuma, wo sich der Weg nach dem Kuban in das höhere Gebirge theilt. Die nähere Beschreibung dieses sehr wirksamen Wassers ist durch mehrere Seiten sehr ausführlich mitgetheilt. Am Metschukaberge giebt es heisse Bäder von Schwefelwasser, und in der Nachbarschaft einer solchen ist oben an der sehr steilen Seite eines Berges ein fürchterlicher Schlund, der durch den Einsturz einer cylindrischen, und auf 20 Faden dicken Masse des Kalkfelsens entstanden zu seyn scheint. Die Tiefe ist 18 Faden gemessen worden, und es vergehen fast 3 Sec., ehe man den Fall eines hineingeworfenen Steins hört. Im Grunde scheint fast eine Arschine tief Wasser zu seyn, aus welchem die Gewichte warm herauf kamen. Aus dem Abgrunde steigt ein starker Schwefelgeruch auf und doch überwintern hier die wilden Tauben.

(Der Beschluss folgt.)

Leipzig, b. Baumgärtner: *Bildliche Darstellung aller bekannten Völker*, nach ihren Kleidertrachten, Sitten, Gewohnheiten, und mit Beschreibung aus den besten englischen, französischen und italienischen Werken bearbeitet und herausgegeben von M. *Friedrich Gottlob Leonhardi*, ord. Professor der Oekonomie, mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitgliede. 1798. *Erstes* Heft. 36 S. und 4 illum. Kupfer. *Zweytes* Heft. 18 S. und 4 Kupf. *Drittes* Heft 20 S. und 4 Kupf. *Viertes* Heft 30 S. und 4 Kupf. *Fünftes* Heft 16 S. und 4 Kupf. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jede Unternehmung, welche dem grössern Publicum statt der verderblichen Romane eine nützlichere Lectüre in die Hände zu geben sucht, darf auf den Beyfall der Mitwelt rechnen, folglich auch dieses Bilderbuch. Vielleicht würde ihm eine unterhaltendere Schreibart noch mannigfaltigeres Interesse und zahlreichere Abnehmer verschaffen; die bisher erschienenen haben sie nach unserm Bedünken in keinem vorzüglichen Grade. Einer jeden Beschreibung der Sitten und Kleidung der in der Kupfertafel abgebildeten Einwohner, geht eine Beschreibung des Landes voraus, welches sie bewohnen, und diess ist sehr gut; aber diese Beschreibung fällt bisweilen so mager, auch wohl so unbestimmt aus, dass der in der Erdbeschreibung wenig geübte Leser, welchen man hier voraussetzen muss, zuweilen seine Belehrung, und noch öfter die Unterhaltung vergeblich suchen wird. Im dritten Hefte z. B. ist die Schilderung der Minorkaner nach einer französischen Reisebeschreibung enthalten. In der vorausgeschickten Schilderung der Insel wird bemerkt, dass Abulfeda sie Mannorka nennt, dass gegen Süden die Ufer sehr glatt, gegen Norden aber ausserordentlich ausgeschnitten sind etc. Was kümmerts einen solchen Leser, wie Abulfeda, den er vielleicht noch nie hat nennen hören, und auch hier nicht näher kennen lernt, die Insel in seinem Arabischen nannte; und wird er sich bey dem Ausdrucke *glatt* nicht die Vorstellung machen, dass man sich an dieser Küste vor dem Ausglitschen in Obacht zu nehmen habe? Beides ist aus Büsching genommen, wird Hr. L. sagen; wohl wahr, aber B. durfte mit seinen Lesern wohl vom Abulfeda sprechen, und der Ausdruck glatt ist auch bey ihm nicht gut gewählt. Aehnliche Arten der Vorstellung finden sich überall; wir wollen nur noch S. 3 im ersten Hefte ausheben. „Von 1642 an erregten erst diese Inseln (Polynesien) die Aufmerksamkeit der Europäer, welchen sie Fourneaux und Cook 1777 genauer beschrieben haben." Der Geograph erräth wohl, was Hr. L. hier sagen wollte; aber der Anfänger setzt bey diesem gewaltigem Sprung in den Jahrzahlen sehr wahrscheinlich einen Druckfehler voraus; errathen kann er wenigstens nicht, dass in der Zwischenzeit wenig Versuche zur nähern Entdeckung dieser entfernten Striche gemacht wurden, und grosse Erbauung werden ihm so leer hingeworfene Sätze auch nicht verschaffen. Hiezu kommen noch die Mängel der illuminirten Kupferstiche. Rec. bescheidet sich ganz gerne, dass man hier keine Meisterstücke erwarten darf, fodert sie auch nicht; aber manche sind doch sehr übel ausgefallen. Z. B. der tanzende Jolof Neger im vierten Hefte ist eine wahre Teufelsgestalt, da doch die Beschreibung die gute Bildung der Nation rühmt; und am übelsten ist zuweilen die Wahl der Illumination. Im zweyten Hefte erscheint eine Peruanerin von Quito mit schönen rothen Wangen; eben so die schwarzbraune Bewohnerin von Amboina im fünften Hefte; und der gelbbraune Krieger von Amboina (ein Malaye), ist vollkommen mit der Gesichtsfarbe des Europäers vorgestellt. Die angeführten Fehler oder Missverhältnisse lassen sich aber bey den künftigen Stücken leicht vermeiden. Die Schilderung der Gewohnheiten, Kleidung und auffallender Gebräuche sind auch hier schon gut gerathen. Diese fünf Hefte liefern folgende Völkerschaften: 1) die Bewohner der freundschaftlichen Inseln; 2) die Bewohner der Gegend um Bern; 3) die Bewohner der dalmatischen Inseln Lussin und Calamota; 4) die Barbaresken (in Aegypten); 5) die Cephalonier; 6) die Korfuaner; 7) die Bewohner von Quito; 8) die Minorkaner; 9) die Syrer; 10) Bewohner der Insel Ceylon; 11) die Jolofneger; 12) Kalmücken; 13) die Caraiben aus Surinam; 14) Bewohner der moluckischen Inseln; 15) Bewohner der Insel Amboina; 16) der canadische Wilde und seine Frau.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Junius 1800.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Martini: *P. S. Pallas*, russ. kaiserl. Staatsr. u. Ritter u. s. w. *Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nachrichten über die Völker des Caucasus, besonders die Tscherkessen. Die Güldenstädtischen Nachrichten waren bisher die besten, indessen doch noch sehr mangelhaft. Unser Vf. hat diese Mängel möglichst zu ersetzen gesucht, und ist dabey der güldenstädtischen Classification und der geographischen Lage gefolgt. Vom Ursprunge des Kubanflusses, der am Elburus, (dem höchsten Berge des Caucasus und dem Montblanc wohl an Höhe gleich) seinen Anfang nimmt, liegen westlich gegen das schwarze Meer: 1) *Die kleine Abasa*, auch Altikisek, die 6 Stämme, genannt: Schantemir, Klitsch, Kescha, Leu, Bibert, Dudaruk. Diess geht bis Podkuma. Sie bewohnen also theils die türkische, theils die russische Gränze; haben keine Fürsten, sondern nur Stammältesten. 2) *Die grosse Abasa:* Beschilbai, Barakai, Tubi und Ubuch, Schapsich, Natuchasch. Alle Abassiner oder Absne, wie sie sich selbst nennen, haben in ihren schmalen Gesichtern, und seitwärts zusammengedrückten Köpfen, kurzem Untergesichte und hervorstehenden Nasen einen besondern Nationalcharakter und sind mehrentheils dunkelbraun von Haaren. Sie scheinen uralte Einwohner des nordwestlichen Theils des Caucasus zu seyn. 3) *Die kriegerische Nation der Tscherkessen*, wohnt mehr in den Vorgebirgen des Caucasus, und breitet sich in die benachbarte schöne Ebene aus, von wo sie die ältern Bewohner verdrängt, und den grössern Theil sich unterthan gemacht hat. Sie sind eine Art von Rittern, die ein vollkommenes Feudalsystem unter sich, und gegen ihre Unterthanen beobachten. Derjenige Theil dieser Nation, der um und an der caucasischen Linie wohnt, und unter dem russischen Zepter steht, wird unter dem Namen der Ebinen und grossen Kabarda verstanden. Dieser ganze lange Abschnitt ist ungemein lehrreich, und durch viele Kupfer erläutert. 4) *Die Stämme der Nogaier oder kubanischen Tataren.* Sie ziehen um und neben den vorigen herum, und führen ein wahres Hirtenleben. 5) *Aeltere abgerissene Zweige der Nogaier und Tataren* sind im caucasischen Gebirge hin und wieder zerstreut. 6) Ein ganz eignes Volk, welches sich völlig in das hohe Gebirge hat zurückziehen müssen, sind die *Osseten* oder *Ir* und *Ironen* wie sie sich selbst und ihr Land Ironistan nennen. Ihre Gränze ist auf der Nordseite des Caucasus, westlich der Urup und östlich der Terek, auf der Südseite westlich der Rion oder Phasis der Alten, östlich der Aragwa. 7) Ein anderer durch Sprache, Statur und Gesichtsbildung ganz von allen übrigen Bewohnern des Caucasus unterschiedener Volksstamm sind die *Galgai* oder *Inguschen*, die sich selbst Lamur (Gebirgbewohner) und ihre Stamm- und Sprachverwandten die Tschetschenzen, Natschaa nennen. Sie wohnen um den Ursprung des Kumbelen und Sunsha bis an das östliche Ufer des Terek. 8) Eben so im hohen Gebirge wohnt die Nation der *Suanen* (hochgebirgige) am südlichen Fusse des Elbrus.

Reise von Georgiefsk nach Tscherkask und Taganrog. Alexandrofsk gehört zu der 1777 angelegten neuen Linie, welche jetzt durch eine mehr zusammenhängende Befestigung des Kubanflusses und die Bevölkerung seines untern Theiles durch die Tschernomorskischen Kosaken gewissermassen überflüssig, und alle Festungen derselben zu Districtstädten geworden sind, die aber noch einem Theile der daselbst unterhaltenen zahlreichen Truppen zur Garnison dienen. *Tscherkask*, die Hauptstadt der donischen Kosaken, war seit den letzten 20 Jahren noch sehr erweitert, und mit vielen schönen Privathäusern geziert worden. Indessen werden die schmalen Winkelstrasen, und die Frühlingsüberschwemmungen, niemals eine wahre Verschönerung derselben erlauben. Wenig Empfehlung verdient auch die Sittlichkeit der Einwohner beiderley Geschlechts. Beständiges Wohlleben, Müssiggang und Völlerey, durch die vortrefflichen Besitzungen dieser freyen Militz erzeugt, haben die Sitten aufs äusserste verderbt. Das Einzige, was die Reichen wirklich verbessert haben, ist der Weinbau. Tscherkask besteht aus 11 Kosaken Stanitzen, deren das ganze Volk der donischen Kosaken 100 ausmacht. Ueberhaupt hat diese Stadt durch den Seehandel viel Nahrung, und könnte noch wichtiger werden, wenn die allgemeine Quarantäne zu Kertsch, für das ganze Asowsche Meer zu Stande kommen sollte. Auf dem Wege nach Taganrog kommt man auf ein hohes Land, an dessen Abhange wahrscheinlich das Ufer des mit dem Caspischen Meere vereinigten Asowischen gewesen ist. Hier liegt sehr anmuthig das Kosakenstädtchen oder Stanitz *Askai*, welches eine schöne, aus Quadersteinen gebaute Kirche, nebst noch einer alten hölzernen hat. Von hier geht es nach *Nachtschiwan* 1 Werst östlich von der Festung Rostowsk, der ersten ganz armenischen Stadt, die

die im russischen Reiche unter der Kaiserin Katharina II, angelegt worden; die Industrie in Fabriken, Handwerken und Handelsgewerben sticht hier, im Vergleich mit den Russisch - Griechischen, ja so gar den ersten deutschen Colonien, so sehr hervor, dass man sich des Wunsches nicht erwehren kann, das ganze bedrängte armenische Volk aus der Ebene des Aras nach Russland versetzt zu sehen. Einige asiatische runde Windmühlen mit horizontaldrehendem Windrade, die bey allen Winden mahlen, und durch einen Kranz mit Windladen nach der Stärke und Richtung des Windes temperirt werden können, liegen auf der freyen Höhe umher, und sollen eine armenische Erfindung seyn. Sie sind auch abgebildet. Ausser Nachtschiwan sind hier noch 4 andere von krymischen ausgewanderten Ackerleuten angelegte Colonien. Die guten braven Bauern leben sehr reinlich, haben aber hier zu wenig Land, und an Feuer- und andern Holze gänzlichen Mangel; auch wollen ihre mitgebrachten Büffel nicht recht gedeihen. Die ganze armenische Bevölkerung dieses Districts kann etwa auf 7000 Seelen gerechnet werden. Die meisten wohnten vorher in Taurien zusammen, und alle sehnen sich sehr wieder dahin zurück. Die Festung *Taganrog* oder in Kanzleyschriften, *Troitzkaja Krepost na Taganroge*, liegt auf dem höchsten Theil einer Landzunge, die durch Gründe, welche zum Meere laufen, abgeschnitten, wie ein Vorgebirge in den Seebusen ausläuft, in welchen sich der Don ergiesst. Ihr gegen über sieht man die Festung Asow liegen. Die Zahl der Einwohner ist gegen 6000, hierunter, sind 2000 vom See - Etat, und 1500 zur Garnison gehörig, die übrigen sind Kaufleute. Ein Grieche aus Zante hatte alle Maschinen und Arbeiter zu einer Makaronenfabrik hieher gebracht. Auch in Absicht des auswärtigen Seehandels nach den türkischen Staaten und dem ganzen mittelländischen Meere ist Taganrog ein wichtiger, und für Russland vortheilhafter Ort. 1793 waren bis zum 10ten Oct. 80 Schiffe angekommen. Hierunter sind kaum 6 wirklich russische Schiffe; die übrigen sind von den venetianischen Inseln, türkische, ragusanische, kaiserliche und neapolitanische. Alle, bis auf die kaiserlichen, gehen unter russischer Flagge, die sie unter dem Vorwande russischer Theilnehmer erschleichen. Durch diesen Missbrauch wird die Entstehung einer russischen Handelsmarine auf dem schwarzen und mittelländischen Meere auf immer verhindert, und Fremde geniessen die Vortheile, welche die Vorrechte der russischen Flagge dem Rheder in den türkischen Gewässern geben. Die Assecuranz steigt oft von 5 und 6 bis 20 Procent. In den Wintermonaten wird die Schiffahrt unterbrochen, weil die Strasse von Kertsch und ein grosser Theil des asowschen Meers gefriert. Nach den Zollangaben sind 1792 eingeführt worden, an auswärtigen Waaren für 97,653 Rub.; an russischen Producten ausgeführt, für 370,551. Der Zoll für erste betrug 29,041; für letzte 7,307. 1793 eingeführt für 156,058, ausgeführt für 428,087. Die Fruchtbarkeit aller umliegenden Gegenden bietet hier einen unerschöpflichen Vorrath von Getreide zur Ausfuhr dar, und die Communication, welche man durch den Don, Donez, die Wolga und ihre Nebenflüssen mit den wohlfeilsten Gegenden des Reichs hat, ist diesem Handel vorzüglich günstig. Der Vf. ist hier überaus lehrreich und ausführlich, und seine Vorschläge verdienen die grösste Aufmerksamkeit, leiden aber keinen Auszug. Eben diess gilt von der nun folgenden Culturgeschichte und der natürlichen Beschaffenheit der Gegend von Taganrok und überhaupt des ganzen dortigen Landes. Den Beschluss dieses Theils macht die *Reise von Taganrok nach Taurien*. Es ist jetzt keine directe Postgemeinschaft zwischen Taganrog und Taurien eingerichtet, sondern es sind bloss bis an das Berdaflüsschen feste Dorfer, und theils mit donischen Kosaken besetzte Stationen vorhanden. Weiterhin passirt man eine von Nogaiern bewohnte Steppe, *Mariupol* oder *Mariaupel*, wie diese griechische Stadt in der Ansiedlungsukase genannt wird, wurde mit Nachtschiwan zugleich von emigrirten Griechen aus dem taurischen Gebirge angelegt. Der District wird östlich vom Kalmius und westlich vom Berdaflüsschen begrenzt, ist überaus fruchtbar, aber ganz von Holzung entblösst. Oberhalb der Stadt ist ein Kalkflötz, ganz voll Pectiniten, Telliniten und Ooliten in grau weissen Lagen. Man sieht hier deutlich den alten Abschnitt dieser Lagen, wie er vom Anspielen der Wellen mit unzählichẽu Hölen durchfressen ist, und wie seine Muscheln zerstört sind. In einigen dieser oft 3 Spannen tief in horizontaler Richtung in die Steinlagen gehenden Löcher fand der Vf. Quarzsand und darunter gemischte ziemlich frische Schalen solcher Muscheln, wie man sie auf der caspischen Steppe und im heutigen Meere überall sieht, zu einem sichern Beweise, dass die See vormals gegen 4 Faden höher an diesem Ufer gestanden hat. Die weisse, mit dem scharfen Quarzsande gemischte, Kalkerde brauchen die Griechen als einen natürlichen Mörtel. Hier folgen noch eine Menge interessanter Nachrichten über mineralogische Gegenstände z. B. von einem ungeheuren Granitfelsen u. a. Die hier von dem Berda bis zur Molusch̃na herumziehenden Nogaier, ein kleiner Theil des sonst zahlreichen, und zuletzt unter dem Namen der kubanischen Tataren bekannten, Volkes waren erst seit 2 Jahren wieder aus der Gegend um den Kuban in diese schönen Weideplätze versetzt worden, wo sie Ueberfluss und Ruhe geniessen, da sie dort mit den Tscherkessen und Kalmucken in beständiger Fehde lebten. Der geh. R. v. Shegulin, Gouverneur von Taurien, hat durch Austheilung von Saatkorn dieses nomadische Volk zu fleissigen Ackerleuten gemacht, die ihren meisten schönen Sommerweizen (Arnautka) zur Ausschiffung nach dem Handelshafen Koslof oder Eupatoria führen. Sie haben keine Kameele, und ihr Rindvieh ist klein, läuft aber sehr schnell im Trotte, wenn es an den Araba's oder 2 rädrigen Karren, worauf sie ihre Hütten führen, vorgespannt ist. Ihre Pferde sind schlecht und klein, mit Schweinshälsen und vorgestrecktem Kopfe, aber stark, willig und dauer-

dauerhaft. Schafe haben sie von der gemeinen taurischen Art, mit langen halbfetten Schwänzen, d. i. die oben mit Fett länglich gepolstert, am Ende rund und mager sind. Im Sommer ziehen sie mit ihren Heerden längs der Bäche nordwärts, bestellen ihre Weizen- und Hirsenäcker an entlegenen Orten, und überlassen sie bis zur Aerndte ganz der Natur. Gegen den Winter nähern sie sich wieder dem asowschen Meere wo sie das Gras geschont, auch wohl einen Heuvorrath in den Gründen vorbereitet haben. Am Bache Moloschna zieht eigentlich der Stamm Jedissan, dessen von der Regierung eingesetztes Oberhaupt Bajasid Bey zugleich über die beiden andern Stämme zu befehlen hat. Sie werden zum melitopolskischen Bezirke des taurischen Gouvernements gerechnet, dessen Kreisstadt noch nicht bestimmt ist. Sie haben keine fürstliche Familie unter sich, sondern nur Mursen oder Edle. Diese Nogaier wohnen eben so, wie ihre Brüder an der caucasischen Linie, und an der Achtuba, in kleinen Filzhütten (Iis) die im ganzen auf Karren gehoben, und weiter geführt werden. Pomp. Mela und andere alte Geographen setzen um den mäotischen Sumpf oder das heutige asowsche Meer die Agathyrsen und Sauromaten, die von den Griechen Hamaxobiten (Wagenbewohner) genannt wurden; also war in diesen Gegenden schon damals, wo nicht dasselbe Volk, doch dieselbe Lebensart vorhanden.

Berlin, b. Oehmigke: *Kleines Magazin von Reisen* zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung der Jugend, nach den neuesten deutschen und ausländischen Originalwerken bearbeitet von *Schulz*. *Erstes Bändchen*. 1800. 180 S. — *Zweytes Bändchen*. 204 S. 8. mit 5 K.

Der Vf. hat dem Werke eine sehr ernsthafte Einleitung vorausgeschickt, die wohl für Kinder, auch für solche, wie er sie annimmt, nämlich die schon von einem gewissen Alter sind, und vorläufigen Unterricht genossen haben, eben so wenig unterhaltend, als verständlich seyn dürfte. S. 4. fängt er seine Reisen mit Surinam an, liefert die Geographie des Landes, die Geschichte seiner Entdeckung, die Beschreibung seines Climas, seiner Erzeugnisse u. s. w. So giebt er viel Langweiliges und Ueberflüssiges bis S. 72. wo die Reise anfängt, die Hauptmann *Stedman* 1772 und 1773 in dieses Land machte. Hiermit wird der erste Band geschlossen. Der zweyte Band enthält die von *Milet-Mureau* herausgegebene Reise von *Peyrouse* nach Botany-Bay. — Hätte der Vf. einen Auszug für Erwachsene aus diesen Werken liefern wollen: so könnte man ihm mit Recht vorwerfen, dass er hin und wieder langweilig und weitläuftig geworden, indem er Dinge aufgenommen hat, um die der Leser, der bloss durch einen Auszug unterrichtet seyn will, sich nicht bekümmert; beurtheilt man ihn aber nach dem, was er auf dem Titel verspricht, nämlich eine angenehme und belehrende Unterhaltung, und für die Jugend bearbeiten: so ist er noch mehr zu tadeln. Was liegt Kindern, oder jungen Leuten (und nebenher auch den mehresten Erwachsenen) daran, dass Heinsius der erste holländische Gouverneur von Surinam war; dass, als die Colonie der westindischen Compagnie überlassen wurde, unter den Kriegsvorräthen sich auch 50 Kanonen fanden; dass man ein dreymaliges Musketenfeuer bey dem Begräbnisse eines Gouverneurs gab; dass der Commodore Cassard der Colonie eine Contribution von 56,618 Pf. St. auferlegte u. dergl. Eben so ist es mit vielen unnöthigen Zahlen und Namen. Kommt eine Kriegsflotte nach Surinam: so werden die Schiffe nach ihren Namen, der Menge der Kanonen, und der Mannschaft angegeben. Bey Kriegen werden alle Verhandlungen weitläufig geliefert, die Aufforderungen der Festungen, die gegenseitigen Vorschläge, Bedingungen, Drohungen. — Diess ist genug, auch einem erwachsenen und lehrbegierigen Manne Langeweile zu machen. Und so geht es auf einem sehr grossen Formate und mit engem Drucke fort bis S. 34. — Der Vf. macht gern Noten, und lässt doch eine Menge Dinge unerklärt, über die junge Leute schlechterdings Auskunft bedürfen, z. B. über Guineen, Pfund St., Schillinge, Sixpence, Kronen, Stüber, Gulden und Florins etc. über die verschiedenen Arten von Meilen, über die Grade der Länge, von denen nicht angegeben wird, ob sie von der Insel Ferro, von Paris, oder von Greenwich aus gezählt sind u. s. w. — Er redet von Meilen, ohne anzugeben, was es für Meilen sind, ob er gleich aus Schriftstellern verschiedener Länder schöpft. Ja in dieser Rücksicht ist er so nachlässig verfahren, dass er grosse Fehler hätte vermeiden können, wenn er sich nur die Mühe genommen hätte, einen Blick auf eine Karte zu werfen. So steht z. B. S. 4. dass Guiana 1220 geographische Meilen lang, und 680 breit seyn soll. Wie kann man so verstossen! Ja der Vf. durfte nur damit vergleichen, was er kurz vorher selbst gesagt hatte, nämlich dass Guiana 20 Grade 20′ lang, und 11 Grade 20′ breit wäre. Oder wusste er nicht, dass man geographische Meilen solche nennt, deren 15 auf einen Grad des Aequators gehen? Aber er schrieb vermuthlich einem englischen Schriftsteller nach, der von englischen und nicht von geographischen Meilen redet. — Die Sprache ist etwas schwer, und der Periodenbau bey weitem nicht einfach genug für junge Leute, hin und wieder auch wohl für Erwachsene ermüdend. Nachlässigkeiten in der Sprache finden sich auch hin und wieder, als denenjenigen statt denjenigen, — das Wasser geht augenblicklich nach den Porus — die Trockniss S. 71. — Man speisst in den *Auberges* etc. ibid. — Ueber die sehr interessante und unterhaltende Reisebeschreibung des Hauptmannes Stedman hat Rec. nichts zu sagen, so wenig als über Peyrouse's Reise nach Botany-Bay, weil das erste dieser Werke in der A. L. Z. schon angezeigt, und vom letzten noch eine besondere Anzeige erscheinen wird. — Die Kupferstiche sind illuminirt und nur mittelmässig.

VER-

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, b. Rehm: *Der wiederaufgelebte Eipeldauer.* Mit Noten von einem Wiener. 1799. 1. 2. 3. 4. 5 Heft. Jedes von 48 S. 8.

Dass der alte Eipeldauer einer gewissen Classe von Wienern *Spass* machen konnte, begreift Rec. gar wohl; und so erhielt er sich durch eine beträchtliche Menge von Heften. Es waren Briefe, die ein roher, ganz ungebildeter Mensch, der so eben vom Lande nach Wien kam, über diese Stadt schrieb, und zwar in einer Sprache, die den Ton und die Art der niedern, und freylich auch zum Theil der mittlern Stände so ziemlich traf. Diese Briefe wurden vor ein paar Jahren beschlossen. Jetzt aber lebt der Eipeldauer wieder auf, und scheint, so viel Rec. sich des alten erinnert, der nämliche Schriftsteller zu seyn. Es ist die nämliche sogenannte Wienersprache, der nämliche derbe Witz, eben die Art zu sehen, zu urtheilen und zu beschreiben. Er geht in der Stadt umher, und macht seine Bemerkungen über das, was er sieht, besucht die öffentlichen Häuser, Schauspiele, Bälle, Maskeraden etc. erzählt und urtheilt über das, was von Woche zu Woche, oder von Monat zu Monat vorgeht, und mischt hin und wieder etwas Satire ein, der er die Gestalt einer einfältigen Bemerkung, oder einer wohlmeynenden Entschuldigung giebt. Jeder dritte oder vierte Brief ist politisch, und enthält das, was man eben vorher in den Zeitungen gelesen hatte, und das er seinem Vetter, einem Müller zu Eipeldau, auf seine Art vorträgt. Nebenher beständige Geschichten von seiner Frau, die er als eine Satire über die Wienerinnen einer gewissen Classe aufstellt. — Um von seiner Sprache einen Begriff zu geben, muss man ein Stück abschreiben. Hier ist der erste Brief! „Was wird der Herr Vetter und d' Frau Mahm von mir denken, dass S' schon über Jahr und Tag kein Zeiln von mir gsehn habn? Nicht wahr, der Herr Vetter wird glaubt habn, dass ich vielleicht gar in d' andre Welt marschirt bin? — Wie ich's erstemal auf Wien kommen bin, da bin ich noch ein dummer Baur gwesen, und da hab ich halt als ein dummer Baur räsinirt. — Hernach hab ich ein Aemterl erschnappt; und da ist schon mit'n Aemterl ein bissl Verstand kommen. Hernach hab ich's Stubenmadel von mein Scheff gheuraht" etc. — In Norddeutschland möchten diese Briefe wohl nie ihr Glück machen; denn ausserdem, dass diese Harlekin-Sprache gar bald ermüdet, und durch die vielen Provinzialismen uns zum Theil unverständlich ist, findet sich auch so viel Locales, dass man sich lange zu Wien aufgehalten haben, und es sehr genau kennen muss, um sie mit einigem Interesse zu lesen. Das Verdienst einer lebhaften und anschaulichen Darstellung kann man dem Vf. allerdings nicht absprechen, so wenig als die genaueste Bekanntschaft mit Wien und mit gewissen Classen seiner Einwohner. Der Notenmacher, der vermuthlich der Vf. selbst ist, und der den Paillasse, oder Pickelhäring macht, ist mehrentheils ekelhaft, und kann nur für einen sehr verdorbenen Geschmack unterhaltend seyn.

Koburg und Leipzig, in der Sinnerschen Buchh.: *Sittenbuch* oder von den Pflichten des Menschen mit Beyspielen der Weisheit und Tugend von *J. H. M. Ernesti.* 1800. 414 S. 8.

Laut des Vorberichts war der Vf. Anfangs gesonnen, eine *historische Moral* nach dem heutigen, obgleich nicht vollendeten Systeme zu schreiben. Da er aber daran gehindert wurde, so gab er statt jener diese *moralische (?) Pflichtenlehre in Beyspielen* heraus. Zuerst werden die einzelnen Sätze aus der Pflichtenlehre bald kürzer bald umständlicher aufgestellt, und dann eine längere oder kürzere Erzählung aus der ältern oder neuern Geschichte hinzugefügt, je nachdem der Vf. mehr oder weniger für seinen Zweck brauchbaren Vorrath fand. Der grösste Theil der gewählten Beyspiele lässt uns vermuthen, dass dieses Buch für solche junge Leute bestimmt sey, die sich dem gelehrten Stande widmen wollen. Dass dann alles hintereinander, ohne Abtheilungen fortgeht, ist in einem Buche der Art nicht zu billigen. Vielleicht aber vermied es Hr. E. absichtlich, Rubriken mit den gehörigen Ueberschriften zu machen, um den Mangel der strengern Ordnung, die ebenfalls unerlässliche Bedingung für jeden Schriftsteller seyn sollte, zu verbergen?

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Mühlhausen*, gedr. mit Müllerschen Schriften: *Vorläufige und kurze Nachricht über das mühlhäusische Gymnasium* und dessen veränderte Einrichtung. 1800. 2 Bog. 4. In des Hn. Superint. *Demme* Vorrede werden einige Gedanken über *allmählige* Schulverbesserung vorgetragen, denen gewiss kein praktischer Schullehrer und Schulreformator seine Zustimmung versagen wird. Nach der in Mühlhausen getroffenen neuen Schuleinrichtung, sind den neun angestellten Lehrern noch drey Gehülfen, und ein Sprachmeister gegeben und 100 Rthlr. zur Schulbibliothek und zum sonstigen Schulapparat verwilliget worden. Die Schule zerfällt in drey Abtheilungen, deren erste auf die allgemein nothwendigen, die zweyte auf höhere Kenntnisse und die dritte besonders auf Studirende Rücksicht nimmt. Um den Fleiss und die Sittlichkeit der Schüler zu befördern, wird alle Woche Schulconferenz, vierteljährig Sittengericht und jährlich ein Schuldankfest gehalten. Dass das gesammte Schulgeld in eine gemeinschaftliche Casse gethan und unter alle Lehrer vertheilt wird; dass das Zeugniss der Abgehenden nicht nur von dem Rector und den andern obern Lehrern, sondern auch von dem Superintendenten unterschrieben wird, findet Rec. zweckmässig. Jedoch wünscht er die zuletzt angeführte Einrichtung nur da nachgeahmt zu sehen, wo der Superintendent sich mit dem Geiste und Eifer eines Demme die Verbesserung der Schulen angelegen seyn lässt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Junius 1800.

LITERATURGESCHICHTE.

Magdeburg, b. Keil: *Geschichte der Niedersächsischen oder sogenannten Plattdeutschen Sprache, vornehmlich bis auf Luthers Zeiten; nebst einer Musterung der vornehmsten Denkmale dieser Mundart;* entworfen von M. *Joh. Friedr. August Kinderling*, zweytem Prediger zu Calbe an der Saale. Eine von der königl. grossbritt. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. 1800. 414 S. gr. 8.

In der bisher nur noch theilweise bearbeiteten Geschichte der deutschen Sprache füllt die gegenwärtige, mit vorzüglicher Sorgfalt und Einsicht bearbeitete, Preisschrift eine zu beträchtliche Lücke aus, als dass sie nicht in diesen Blättern eine etwas umständliche Anzeige verdienen sollte. Vergleichungsweise hatte man bisher die niederdeutsche Mundart bey weitem keiner so grossen und anhaltenden Aufmerksamkeit, als die hochdeutsche, gewürdigt; und doch verdiente sie dieselbe in so manchem Betracht gar *sehr*. Einige einzelne Abhandlungen, und verschiedene niedersächsische Idiotika, waren fast Alles, was bisher geleistet wurde; und selbst unsere berühmtesten Sprachforscher schienen diese Mundart keines sorgfältigen Studiums werth zu halten, sondern sie nur dann und wann einiger Seitenblicke zu würdigen. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke der Göttingischen Societät, eine historische Untersuchung über diese Mundart zum Gegenstande einer Preisaufgabe zu machen; und schwerlich hätte irgend ein anderer Sprachgelehrter Deutschlands diese Untersuchung so befriedigend anstellen können, als unser Vf., der dazu schon durch vieljährige Forschungen ausgerüstet und vorbereitet war, und dessen bekannte bisherige Verdienste um unsere Sprachliteratur durch die vorliegende Schrift keinen geringen Zuwachs gewinnen.

Durch Unkunde der niedersächsischen Sprache sind nicht nur verschiedene wichtige Bücher von ihren hochdeutschen Uebersetzern verunstaltet und unbrauchbar gemacht worden; sondern diese Unkunde hat auch eine unglaubliche Menge historischer Irrthümer veranlasst.

Der Vf. hat seine Schrift, der Aufgabe gemäss, in drey Haupttheile getheilt. In dem ersten handelt er von der *Entstehung* der niedersächsischen, und der deutschen Sprache überhaupt; im zweyten von ihrer stufenweisen *Bildung*: und im dritten von der *Geschichte* und den vornehmsten Denkmälern dieser Mundart, mit eingestreuten Anmerkungen und Worterklärungen. Und weil bey dieser ganzen Untersuchung, wegen des Mangels historischer Nachrichten, Vieles aus einer Vergleichung mit den verwandten Sprachen, oder mit den Mundarten, die als Töchter der niederdeutschen Sprache anzusehen sind, gefolgert werden muss: so hat der Vf. auch die Geschichte der alten friesischen, angelsächsischen, niederländischen oder holländischen Sprache mit berührt.

Von den sehr verschiedenen, und, wie hier kurz gezeigt wird, grösstentheils verwerflichen Meynungen über den *Ursprung der deutschen Sprache* scheint dem Vf. die Ableitung von der *celto-scythischen*, unter gewissen Bestimmungen der Wahrheit am nächsten zu kommen, wenn man nämlich annimmt, dass der Name der Scythen ein allgemeiner Name verschiedner aus Asien nach Europa verbreiteten Völkerschaften gewesen sey, folglich auch die Celten mit unter sich begreife. Nimmt man, nach *Adelung's* Vorstellung an, dass die aus Asien auswandernden Horden nach und nach längs den Ufern der Donau weiter zogen, doch so, dass die Eine mehr nordwärts, die Andere mehr südwärts ging: so ist auch die frühe Entstehung der zwey Hauptmundarten begreiflich. Nach dieser Vorstellung lässt sich Manches, unter andern auch die grosse und bis jetzt gebliebene Verschiedenheit des Ober- und Niederdeutschen am besten erklären. Dem letzten ist nach aller Wahrscheinlichkeit ein eben so hohes, vielleicht noch höheres Alter, als dem ersten, beyzulegen. Man macht die niedersächsische Sprache viel zu jung, wenn man sie für eine erst im zwölften Jahrhundert entstandene Tochter der Niederländischen ansieht, ob sie gleich durch die damals in Deutschland einwandernden Holländer einigermassen bereichert wurde. Auch Tochter der Angelsächsischen ist sie nicht, so wenig die gesammte deutsche Sprache von der Gothischen abstammt. Der Vf. führt einige Spuren in dem Sprachbau und einzelnen Wörtern an, die auf das frühe Daseyn der niederdeutschen Mundart zu führen scheinen, wohin auch ihre offenbare Aehnlichkeit mit andern Sprachen gehört, deren Alter Jedermann eingesteht, vornehmlich mit der griechischen, gallischen, gothischen und angelsächsischen.

Im zweyten Hauptstücke fasst der Vf. *Bildung* und *Ausbreitung* der niedersächsischen Sprache zusammen, weil diese zu jener, wenigstens zur Bereicherung, viel beyträgt. Vom frühern Zeitraume, bis zum fünften, oder vielmehr siebenten Jahrhundert,

dert, fehlen uns schriftliche Denkmäler, und sie war damals noch wenig oder gar nicht Schriftsprache; hier also war ihre Bildung eine natürliche und blofs zufällige. In dem spätern Zeitraume hingegen war sie mehr willkürlich, und folglich eine künstliche und absichtliche. Für jenen läfst sich nur aus wenigen aufbehaltenen Ausdrücken und Nachrichten etwas folgern, wovon hier S. 46 ff. Beyspiele gegeben werden. Aber auch von Aufsen her wirkte Manches zur Bereicherung und Ausbildung der niedersächsischen Sprache, und der deutschen überhaupt, nämlich: die Vermischung mehrerer Mundarten, die Einwanderung der Gallier in Deutschland und die Auswanderung der Deutschen nach Gallien; der Handelsverkehr mit den Griechen; Kriege und andere Verbindungen mit den Römern; die Einwanderung der Druiden nach Deutschland; die erste Pflanzung des Christenthums; die gothische Bibelübersetzung; die Völkerwanderungen; die Züge der Sachsen nach England, der Slaven nach Deutschland, und der Langobarden nach Italien u. s. f. Von spätern Einflufs waren die Kreuzzüge, die Anpflanzungen der Fläminger und Niederländer in Deutschland, und die Verbindung der Deutschen mit den Böhmen unter Kaiser Karl IV. — Die kunstmäfsige Bildung der deutschen Sprache durch Schriften wurde vornehmlich bewirkt: durch die Gesetzgebung, die zuerst von den Ostfranken unternommen wurde, und die Verbreitung des Christenthums, wodurch zugleich die angelsächsische Literatur nach Deutschland verpflanzt wurde. Selbst den ältern Mönchen hat gewifs die deutsche Sprache Manches zu danken; und man sollte daher nicht so schlechthin die Mönche als Verächter und Verderber derselben ansehen. Uebrigens ist der Vf. die Stufen der Verbesserung unserer Sprache nicht besonders durchgegangen; wohl aber theilt er S. 99 f. einen sehr geschickt angelegten Entwurf mit, wie dieses Stück der Sprachgeschichte billig müfste behandelt werden, wenn es nicht aus Mangel an Denkmälern sich blofs unvollständig darstellen liefse. Vergleichung der ältern und jüngern Denkmäler würde indefs zur Bildungsgeschichte der beiden Hauptmundarten am dienlichsten seyn. Von der Beschaffenheit der niedersächsischen Sprache im achten und neunten Jahrhundert giebt der Vf. dem Leser einen Begriff durch Auszüge aus drey alten Glossarien von ungefähr gleichem Alter, die *Nyerup* herausgegeben hat.

Das dritte Hauptstück enthält die *besondere Geschichte der niedersächsischen Sprache*, vornehmlich durch die vorhandenen Denkmäler erläutert, ohne jedoch die wenigen Geschichtsnachrichten darüber unbenutzt zu lassen. Beide Mundarten, die ober- und niederdeutsche, waren lange Zeit hindurch dergestalt in einander verschmolzen, dafs ihre Unterscheidung und Aussonderung schwer fällt; und man weifs, dafs die vielen Varianten, besonders in poetischen Handschriften, meistens daher rühren, weil jeder Abschreiber seiner Mundart folgte, und mehr oder weniger davon in seine Abschrift hineinbrachte. Bey der Vergleichung mehrerer Handschriften liegt indefs selbst hierin ein Mittel, die Abweichungen der Ausdrücke in Bezeichnung der nämlichen Begriffe kennen zu lernen. Unentschieden ist jedoch noch immer die Frage, zu welcher Zeit sich beide Mundarten getrennt haben, und welche von beiden die älteste sey. Die Trennung geschah gewifs nicht auf Einmal, sondern allmälig. Für das höhere Alter des Niederdeutschen giebt es manche sehr wahrscheinliche Vermuthungsgründe. In der gemeinen Sprechart scheint es lange die Herrschaft behauptet zu haben. Der Vf. unterscheidet bey der besondern Geschichte der niedersächsischen Sprache folgende Hauptpuncte: 1) ihre weite Ausbreitung, wobey er zugleich auf die verschwisterten oder abgeleiteten Sprachen Hinsicht nimmt; 2) ihre theils gröfsere, theils eingeschränktere Herrschaft; 3) ihre Veränderungen im Wörterbau und Ausdruck; und 4) ihre Denkmäler in Inschriften, Urkunden und Büchern von verschiedener Art.

Die weite *Ausbreitung* der niederdeutschen Sprache, nach ihrer Absonderung vom Ober- und Hochdeutschen, zeigt der Vf. in der sehr geschickt ausgeführten Charakterisirung ihrer Töchter oder der von ihr abgeleiteten Sprachen, nämlich der angelsächsischen, der normännischen und nachherigen dänischen, wobey auch etwas von der runischen Sprache erwähnt wird; der heutigen niedersächsischen; der flämischen und holländischen; der islandischen; der norwegischen; und der schwedischen Sprache. — Ihre gröfsere *Herrschaft* läfst sich wohl nicht ableugnen, wenn man auf die gemeine Volkssprache sieht; allein in der Schriftsprache ist ihre Herrschaft weit früher eingeschränkt worden. Bis zum funfzehnten Jahrhunderte behauptete sie wirklich eine gewisse Alleinherrschaft. Je mehr sich aber das Hochdeutsche durch Luthers Bibelübersetzung verbreitete, desto mehr nahm das Plattdeutsche in Schriften ab, bis es völlig aus den öffentlichen Vorträgen in Predigten, in Gerichtshöfen und Kanzleyen, und überhaupt aus der Büchersprache, fast gänzlich verdrängt, und nur noch in belustigenden Schriften gebraucht wurde. Die kaiserlichen Kriegsvölker, welche im dreyfsigjährigen Kriege Deutschland allenthalben durchzogen, scheinen die Verbreitung des Oberdeutschen mit bewirkt, und die niedersächsische Mundart noch mehr verdrängt zu haben. — Da die Hochschätzung und Verachtung einer Sprache mit zu ihrer Geschichte gehört, und die Ursache ihres häufigern oder sparsamern Gebrauchs enthält: so führt der Vf. S. 131 ff. auch etwas von den Verehrern und Verächtern des Niederdeutschen an, und kommt sodann S. 137. auf dessen *Veränderungen* im Wörterbau und Ausdruck. Die niedersächsische Sprache hat sich zwar vergleichungsweise reiner erhalten, als ihre nächste Verwandtin, die holländische, auch reiner, als die hochdeutsche; aber sie ist dennoch von Einmischungen fremder Wörter nicht frey geblieben.

In

In dem Bau der einzelnen Wörter sind wenige Veränderungen vorgegangen; mehr aber in der Verbindung und Zusammenfügung mehrerer Ausdrücke. Sie sowohl als die holländische Sprache haben sich nach und nach durch selbstgebildete Wörter ansehnlich bereichert. Leichtigkeit im Gange und Wortverbindung sind der niedersächsischen Sprache vorzüglich eigen. Durch die Vermischung beider Mundarten, besonders am Niederrhein, sind die Geschlechtswörter undeutlich geworden, und Artikel und Fürwörter zum Theil schwer zu unterscheiden. Dass sie übrigens, gleich der oberdeutschen, verschiedene Mundarten hat, ist bekannt.

Unter den einzelnen *Denkmälern* der niedersächsischen Sprache führt der Vf. zuerst verschiedene alte *Inschriften* an, deren Anzahl sich ohne Zweifel ansehnlich vermehren lässt, und die wohl eine besondere Sammlung verdienten. Auch aus den niedersächsischen Urkunden ergiebt sich sowohl das hohe Alterthum dieser Mundart, als ihre viele Jahrhunderte hindurch fortgewährte Vermischung mit der oberdeutschen, und beider allmälige Absonderung. Die älteste, zum Theil in niederdeutscher Mundart abgefasste, Urkunde möchte wohl das *Instrumentum Presbyteri Beringeri* vom J. 779 seyn, welches *Eccard* in seiner *Francia Orient.* mitgetheilt hat. Spätere, völlig niederdeutsche, werden mehrere von dem Vf. angeführt, und S. 173 ff. über die deutschen Urkunden überhaupt einige gründliche Anmerkungen gemacht. Die Alleinherrschaft der hochdeutschen Sprache in denselben ist etwa von 1540 oder 50 zu rechnen, wiewohl hier und da nachher noch einige Urkunden niedersächsisch geschrieben sind. Erst im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts kam diese Mundart darin ganz ausser Gebrauch. Uebrigens muss man nicht zu viel von der Mundart des ganzen Landes aus den Urkunden schliessen.

Noch umständlicher und reichhaltiger ist die Geschichte der niedersächsischen Sprache *in andern Schriften* ausgeführt, nämlich in theologischen Aufsätzen, Bibelübersetzungen, Gesängen und Gebeten, Wörterverzeichnissen, Rechts- und Geschichtsbüchern und witzigen Schriften verschiedener Art. Die vornehmsten Denkmäler dieser Gattung sind hier, mit einigen kritischen und grammatischen Bemerkungen und Erläuterungen, der Zeitfolge nach angezeigt, und zwar vom fünften Jahrhundert an bis zum J. 1530. Unstreitig ist das salische Gesetz das älteste unverdächtige Denkmal der niederdeutschen Sprache, wenn es auch ursprünglich sollte lateinisch abgefasst seyn, welches sich, da wir den ersten Entwurf vom J. 422 oder 424 nicht mehr haben, nicht entscheiden lässt. Ueberall findet sich eine Menge deutscher, und gröſstentheils niederdeutscher, Wörter in den jetzt vorhandenen Text eingemischt. Im achten Jahrhunderte finden sich die ersten Spuren des Niederdeutschen, als einer ganz besondern Mundart. Rec. stimmt dem Vf. völlig bey, wenn er das vorgebliche Alter und die Aechtheit des an Gosler auf- bewahrten Gelübdes der Sachsen an den Wodan und ihren Huldigungseid für einen gelehrten Betrug erklärt. Im neunten Jahrhunderte findet sich das erste Denkmal der niederländischen Sprache, nämlich das Capitulare Ludwigs I. vom J. 819. Das zehnte Jahrhundert ist überhaupt nicht so reich an deutschen Schriften, als das neunte; und etwas ganz Niederdeutsches findet sich gar nicht, wohl aber trifft man auf Spuren, dass es mit der fränkischen und allemanischen Mundart damals noch sehr vermischt gewesen ist. Auch aus dem eilften Jahrhunderte hat man bis jetzt noch kein ganz niederdeutsches Sprachdenkmal; und der Vf. musste sich damit begnügen, dass er die hin und wieder eingemischten niederdeutschen Ausdrücke aufsuchte. Die Denkmale der angelsächsischen Sprache hören mit diesem Jahrhunderte auf. Das zwölfte aber sieht der Vf. als den Zeitpunct an, in welchem die niederdeutsche Sprache theils eine gröſsere Herrschaft in Deutschland durch die Niederlassungen der Fläminger und Holländer erhalten, theils auch von der schwäbischen und fränkischen Mundart sich merklich abgesondert hat. Es zeigt sich indess selbst in den Gedichten der sogenannten Minnesinger die Einmischung der niederdeutschen Sprache. Im dreyzehnten Jahrhunderte werden die Sprachdenkmale zahlreicher, und die niedersächsische Sprache erscheint in einigen in solcher Regelmäſsigkeit des Ausdrucks, in solcher Deutlichkeit in den Verbindungen, auch Uebereinstimmung in der Rechtschreibung, als bey der ober- und hochdeutschen Mundart der Fall nicht ist. Am längsten verweilt der Vf. sich hier bey dem Sachsenspiegel, wovon die niedersächsischen Handschriften doch die ältesten zu seyn scheinen. Im Ganzen veränderte sich die Sprache in diesem Jahrhunderte wenig, und behielt in Hinsicht der Wortfolge einen leichten, sehr natürlichen Gang, auch war sie mit sehr wenig lateinischen Wörtern vermischt. In den folgenden beiden Jahrhunderten war die Verbesserung der gesammten deutschen Sprache sehr geringe; aber das vierzehnte ist sehr reich an niedersächsischen Denkmalen, vornehmlich an deutschen Stadtrechten; und im funfzehnten häufen sich jene noch mehr. Hier giebt der Vf. eine ausführliche Anzeige von zwey schätzbaren Sammlungen niedersächsischer Gedichte, wovon die eine, *dat Harte Boek der Flanderfahrergesellschaft in Hamburg*, von *Staphorst* in seiner hamburgischen Kirchengeschichte, und die zweyte aus einer helmstädter Handschrift unlängst von Hn. Hofr. *Bruns* herausgegeben ist. Bey dieser letzten sind nicht unerhebliche Worterklärungen und Berichtigungen mitgetheilt. Auch von dem Gedichte, *Reynaart die Vos* (Reinecke der Fuchs) wird S. 350 ff. umständlich gehandelt. Der Vf. pflichtet der Meynung *Tiaden's* bey, dass *Nikol. Baumann*, ein Ostfriese, Urheber dieses Gedichts, und diess letzte keine Nachahmung, sondern wirklich deutsches Original sey. Die holländische Mundart darin macht keine Hauptschwierigkeit, weil noch jetzt in Jülich, Cleve, und einem Theile von Ostfriesland jene Mundart bekannter und allge-

allgemeiner ist, als die hochdeutsche und niedersächsische. Von den allgemeinen Bemerkungen, die der Vf. über dieses Jahrhundert macht, heben wir nur die aus: dass die lateinische stehende Schrift, die nach und nach zur Kanzleyschrift ausgebildet wurde, während derselben herrschend war, und die gegenwärtige Currentschrift erst später, nämlich im sechzehnten Jahrhundert aufkam. Diese fand so viel Beyfall, als sie jetzt Feinde findet; denn, wie man weiss, wurden auch französische Bücher mit ihr gedruckt. Bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts herrschte das Niedersächsische als Schriftsprache noch in einigen Theilen Deutschlands; sonst wurde es, besonders von 1530 an, durch Luthers Ansehen aus den öffentlichen Vorträgen, Schriften und Kanzleyen verdrängt. Dass Luther die unreinere oberdeutsche Sprache, und nicht vielmehr die niedersächsische, zur hochdeutschen ausbildete, ist daraus zu erklären, dass in Eisleben und der ganzen Grafschaft Mansfeld, woher Luther gebürtig war, vorlängst die oberdeutsche Mundart herrschte, obgleich durch die Nachbarschaft etwas mit der niedersächsischen vermischt. Vielleicht kam Jenes daher, weil die mannsfeldischen Bergwerke von einer Colonie aus Franken angebauet und betrieben wurden. Diess hat schon *Michaelis* in seiner lateinischen Rede über die deutsche Schriftsprache weiter ausgeführt, und unser Vf. weiset in der Note S. 391. mehrere Belege dazu nach. In Erfurt lernte Luther auch die thüringische Mundart, und auf seinen Reisen das Niedersächsische. In seine Bibelübersetzung hat er manches niederdeutsche Wort eingemischt. Späterhin erschien diese Mundart noch in Büchern allerley Art; und in Religionsvorträgen behauptete sie sich noch an einigen Orten bis ins gegenwärtige Jahrhundert. Von den Bibeln in niedersächsischer Mundart ist S. 393 ff. eine kurze Nachricht ertheilt; die letzte ist 1621 zu Goslar gedruckt. Dadurch wird des Vfs. Muthmasung aufs neue bestätigt, dass die niedersächsische Mundart vornehmlich durch den dreyssigjährigen Krieg aus den Schriften verdrängt worden sey. Von den darin während der beiden letzten Jahrhunderte geschriebenen Wenigen Büchern und Gedichten werden zuletzt noch einige angeführt. Rec. wünscht mit dem Vf., dass seine mit so gründlichem Fleisse ausgearbeitete Schrift dazu dienen möge, dass man die niedersächsische Sprache mit erneuerter Hochachtung betrachte, und dass diese Hochachtung ein Antrieb werde, sie zur Ehre des Deutschen besser verstehen zu lernen, und lieber aus ihren Schätzen, als mit schlechtgebildeten neuen Wörtern, die hochdeutsche Sprache zu bereichern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DORTMUND, b. Mallinckrodt: *Johann Franz La Harpe: was heisst Schwärmerey in der Sprache der Staatsumwälzer, oder über die von den Barbaren des achtzehnten Jahrhunderts gegen die christliche Religion und ihre Lehrer erregte Verfolgung.* Aus dem Französischen übersetzt. 1799. 295 S. 8. (18 gr.)

Dieses Meisterstück von kraftvoller Beredsamkeit eines unpartheyischen, freymüthigen und als Augenzeuge von allem, was zur Sache gehört, hinlänglich unterrichteten Mannes, bedarf nicht erst unserer Empfehlung. Wenn gleich die gegenwärtige Uebersetzung den Nachdruck, und den hinreissenden Strom der Rede, der das Original auszeichnet, bey weitem nicht erreicht hat: so ist sie doch im Ganzen treu und sorgfältig genug gearbeitet, um die Leser mit dem interessanten Inhalt und der kräftigen Darstellungsart der Urschrift einigermassen bekannt zu machen. Auch für Deutsche, und auch noch jetzt, ist manche bitter gesagte Wahrheit, die dies Buch enthält, in politischer und moralischer Hinsicht der Beherzigung würdig, ob man gleich sehr unwissend oder sehr boshaft seyn müsste, um alles das Schlimme, was *la Harpe* gewissen französischen Philosophen nachsagt, auf die ernste, gründliche und bescheidene Philosophie, die jetzt Deutschlands denkende Köpfe vornehmlich beschäftigt, und nur von einzelnen Schwindelköpfen zur Frivolität verkehrt wird, anzuwenden.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. Zwickau, b. Höfer: *Lesebüchlein für die Landschulen, zur Bildung guter und treuer Dienstboten.* (Ohne Jahrzahl.) 63 S. 8. — Bey dem mit jedem Jahre immer grösser werdenden Mangel an guten Dienstboten, war es vom Hn. Diac. *Göpfert* in Werda (der sich unter der Vorrede nennt,) gar kein übler Gedanke, ein Schulbuch zu verfertigen, dessen Zweck zunächst auf die Bildung der zum dienenden Stande bestimmten Personen berechnet ist. Die kurzen Geschichten, in welche der Vf. seine Belehrungen einkleidet, sind grösstentheils aus Rochow's Kinderfreunde entlehnt. Bey einer neuen Bearbeitung dieses Büchelchens wird der Vf. nicht nur etwas mehr Sorgfalt auf den Stil verwenden, und Sprachunrichtigkeiten, wie S. 4. geschicht (geschieht) lesen lernen (lehren) u. a. vermeiden, sondern auch die Gegenstände in einer bequemern Ordnung vortragen. Sollen aber die hier ertheilten Belehrungen Eingang finden: so ist es vor allen Dingen nöthig, auf eine fassliche Art die Ueberzeugung zu bewirken, dass es nicht nur nicht entehrend, sondern für die künftige gesellschaftliche Brauchbarkeit überaus nützlich sey, wenn junge Leute einige Jahre im Dienste Anderer gewissenhaft verleben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. Junius 1800.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Cruſius: *Ideen zu einer Apologie des Glaubens.* Herausgegeben von *Johann Auguſt Heinrich Tittmann*, Prof. zu Leipzig. 1799. XV und 348 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

„Das höchſte Streben des Menſchen, heiſst es S. 4 der *Vorrede*, geht nicht auf das *Sichtbare*, ſondern auf das *Unſichtbare*; und jeder, der von demſelben zu dem unendlichen Ziele getrieben wird, befindet ſich, indem er durch ſeine Handlungen daſſelbe zu erreichen ſtrebt, an der Grenze der eigentlichen Erkenntniſs, in ſich ſelbſt erzeugend den *Glauben deſſen, das er nicht ſieht*. Und indem er gewahr wird, daſs er, nicht allein zur Speculation, ſondern vielmehr hauptſächlich, um ſeiner Freyheit ein äuſseres Object zu geben, nicht bey dem ſtehen bleiben könne, wovon er eine wirkliche Erkenntniſs hat, wird er von neuem Veranlaſſung erhalten, gewahr zu werden, wie unzertrennlich das menſchliche Wiſſen mit dem Glauben verbunden iſt." Dieſer Glaube iſt nun, wie der Vf. zu zeigen ſucht, nicht das Widerſpiel der vernünftigen Erkenntniſs; auch nicht bloſs, wie andere vorgeben, eine Stütze für den empiriſchen Menſchen; ſondern er iſt (Vorr. S. 12) „*der Fels*, auf welchem der Menſch unerſchütterlich, und ganz im Bewuſstſeyn ſeines wahren inneren Weſens, ſteht, *der Grund*, worauf ſelbſt alle Erkenntniſs beruht." Dieſe und ähnliche Sätze, bemüht ſich der Vf., mit beſonderer Rückſicht auf die dogmatiſchen und ſkeptiſchen Beſtreitungen des Glaubens, auszuführen und zu begründen. In der ausführlichen *Vorbereitung* ſucht er den Begriff des Glaubens zu beſtimmen, und die Merkmale anzugeben, wodurch der *Glaube* ſich von dem *Wiſſen* und *Meynen* unterſcheidet. Unter *Glauben* verſteht er (nach S. 16) „das Fürwahrhalten eines Gegenſtandes, um Etwas wirklich vorhandenen willen, oder die Ueberzeugung, daſs Etwas wirklich ſey, weil Etwas anderes gewiſs vorhanden (erkannt) iſt." Schon dieſe unbeſtimmte Erklärung läſst nicht viel für die ganze Unterſuchung des Vfs. erwarten; und bey näherer Anſicht findet ſich dieſs Miſstrauen gerechtfertigt. Der Vf. dringt nicht tief genug in ſeinen Gegenſtand ein, und wiewohl er im Einzelnen manches Gute ſagt: ſo hat er doch das eigentliche Fundament des Glaubens, d. h. des freyen Vertrauens der vernünftigen Natur, unerörtert gelaſſen. Eine Apologie des Glaubens hat, nach S. 42. kein anderes Geſchäft, als zu zeigen, „daſs keine Entwickelung des Bewuſstſeys möglich ſey, ohne daſs der Menſch zum Glauben gelange; daſs alle Speculation am Ende auf dem Glauben beruhe, und daſs die Vernunft mit dem Glauben anhebe und endige."

Wir wollen zuerſt den Inhalt dieſer Schrift in der Kürze darzulegen ſuchen, und ſodann einige Bemerkungen über das Ganze hinzufügen. Die Schrift zerfällt in *drey Abſchnitte*. Der *erſte* (S. 43 fg.) handelt von dem *Naturglauben*; der *zweyte* (S. 123 fg.) von dem *moraliſchen Glauben*; und der *dritte* (S. 203 fg.) von dem *religiöſen Glauben*. Angehängt iſt noch eine Schluſsanmerkung: *über Religion, Glauben an Gott und Atheismus*, die gewiſs mit näherer Beziehung auf *Fichte's* Aeuſserungen über dieſe Gegenſtände geſchrieben iſt, obgleich die Vorrede der Schrift ſchon vom Auguſt d. J. 1798 datirt iſt. Der *erſte Abſchnitt* beginnt mit einer weitſchweifigen Betrachtung über die Erkennbarkeit des Daſeyns der Dinge auſser uns; hierauf ſucht der Vf. darzuthun, daſs auch in Beziehung auf die Körperwelt und ihre Realität, nur ein Glaube (Naturglaube) Statt finde, nicht aber ein Wiſſen. Den Beweis für dieſe Behauptung führt er aus ſeinem, in der Vorbereitung aufgeſtellten Glaubensbegriffe, wornach nur von dem eigenen Seyn ein Wiſſen möglich iſt, hingegen in Rückſicht allen übrigen Dinge bloſs eine mittelbare Ueberzeugung, d. h. ein Glaube, Statt findet. Hiernach wäre alſo die Wiſſenſchaft des Mathematikers, des Naturforſchers u. ſ. w. ein Inbegriff von Glaubenslehren; welches Hr. T. ſelbſt ſchwerlich zugeben wird. Nachdem der Vf. S. 65 geſagt hatte: „Folglich iſt kein Daſeyn auſser dem Bewuſstſeyn, als ſolches erkennbar; und nichts iſt wirklich erkennbar, als das, was ſich ſelbſt ſetzt, das eigene Seyn;" ſo wirft er ſich ſelbſt die Frage auf: „aber iſt dieſs auch kein *leeres Wortſpiel?*" Was er jedoch nachher zur Hebung dieſer bedenklichen Frage vorbringt, hat uns nicht befriedigt. Dennoch ſchlieſst er S. 114 mit folgenden Worten: „Wir ſind alſo hier ganz *vom Glauben umfangen*, und es giebt kein Bewuſstſeyn, wo wir nicht den Glauben gewahr würden. So früh das Bewuſstſeyn, ſo früh der Glaube; und wenn uns auch der Glaube *nie in die Hände kommen kann*, eben weil er Glaube iſt: ſo hebt doch das Bewuſstſeyn mit dem Glauben an, das Selbſtbewuſstſeyn grenzt an denſelben, und unſer Wiſſen endigt ſich da, wo der Glaube anfängt!" Das *Umfangen des Glaubens* ſcheint ein Lieblingsausdruck des Vfs. zu ſeyn. S. 5 der Vorrede „*umfängt der* Glaube den Menſchen auf jeder Stufe ſeines Daſeyns." Dieſem erſten Abſchnitte ſind noch vier Korollarien angehängt, worin gezeigt wird, daſs der Menſch weder die Vernichtung ſeines Weſens überhaupt, noch das Aufhören ſeiner Perſönlich-

lichkeit, theoretisch, vernünftigerweise denken könne u. s. w. Der *zweyte Abschnitt* dieser Schrift handelt von dem *moralischen Glauben* (S. 123 fg.). Den Inhalt und Zweck dieser Abhandlung findet man am besten vom Vf. S. 197 fg. angegeben. Freyheit, höchstes Gut und Unsterblichkeit hält er für die einzigen Gegenstände des moralischen Glaubens, die Theologie will er durchaus von der Moral abgesondert haben, und den Glauben an Gott stellt er als eine ganz eigene Art des Glaubens, unter dem Namen des *religiösen Glaubens*, dar. Der Rec. kann diese Absonderung der moralischen und religiösen Ueberzeugung nicht billigen, sondern hält Moralität (pflichtmäfsiges Handeln) von Religion (pflichtmäfsigem Glauben, der jenes Handeln begleitet) für unzertrennlich. Viel Neues haben wir übrigens in diesem Abschnitte nicht gefunden. — Der *dritte Abschnitt* (S. 205 fg.) handelt von dem *religiösen Glauben*, worunter Hr. T. den Glauben versteht, der sich auf das Daseyn eines unendlichen Urhebers und Regierers alles dessen, was da ist, bezieht. Hier findet man vorerst einige Bemerkungen über die Methode dieser Untersuchung, alsdann wird der (zu sehr speculative) Begriff von Gott gegeben, und darauf von den Eigenschaften Gottes gehandelt. Mit vieler Weitläuftigkeit sucht der Vf. nun zu zeigen, dass von Gott und dessen Daseyn keine Erkenntnifs, sondern blofs Glaube möglich sey, und giebt sodann „die Thatsachen der Vernunft" an, aus welchen die Nothwendigkeit dieses Glaubens hervorgeht. Wenn man jedoch hier die Foderungen der Einbildungskraft von den Gründen des Vf. für die Sache des Glaubens hinwegdenkt: so dürften dieselben nicht geeignet seyn, zum Glauben an ein aufserhalb unserer Ideen existirendes Wesen zu führen. Der Zweifler könnte immer noch fragen: „ob uns das Bedürfnifs unseres innersten Wesens berechtige, einem Ideale, aufserhalb der Vorstellung, Wirklichkeit in einem existirenden Wesen beyzulegen? Viele *gute* Menschen, auf die sich der Vf. beruft, dürften sich auch mit den *Ahnungen* desselben nicht begnügen lassen. Den Geist des *wahren* Glaubens an Gott stellt der Vf. übrigens treffend dar; nur würde sich dieser Abschnitt mit gröfserm Vergnügen lesen lassen, wenn er nicht so oft durch gezierte und unpassende Ausdrücke unangenehm unterbrochen worden wäre. Dahin gehört z. B. das *Einbalsamiren des Lebendigen im Worte* u. s. w. Dafs der Vf. bey der Abfassung der bereits erwähnten Schlufsanmerkung über Religion, Glauben an Gott und Atheismus Fichte'n im Auge gehabt habe, sieht man unter andern deutlich aus S. 329. „Ist es nicht, heifst es da, höchst willkürlich, zu sagen: wenn ich Gott Existenz zuschreibe, so mache ich ihn zu einem sinnlichen Wesen, oder, welches unerhört ist, zu einem *Götzen?"* u. a. m. Die gewöhnliche Eintheilung des *Atheismus* in den *positiven* (welcher das Daseyn Gottes geradezu leugnet) in den *negativen* (skeptischen), welcher das Daseyn Gottes für zweifelhaft und ungewifs erklärt, wozu man noch den praktischen Atheismus setzt, der, ob er gleich Gott *nicht leugnet*, ihn doch in seinen Maximen und durch seine Handlungen *verleugnet*; — diese Eintheilung hält Hr. T. nicht für genau und richtig; und theilt den Atheismus lieber in den *theoretischen* und *praktischen* ein. Der erstere ist ihm Unglaube aus (vermeyntlichen) *Erkenntnissen*; der andere aus *praktischen Gründen*. Den erstern theilt er wieder in den *objectiven* und *subjectiven* ein. Der praktische Atheismus soll entweder auf eine Vorstellung von dem praktischen Vermögen des Menschen, der Freyheit, oder auf der Unlauterkeit der Maximen beruhen, wodurch der Glaube an Gott entweder aufgehoben, oder in leeren Schall verwandelt wird. Jenen möchte der Vf. den *moralischen*, diesen den *ausübenden* nennen. — Von der *Religion* (der blofsen Vernunft), heifst es S. 325. „Sie ist überhaupt etwas, das sich nicht erklären und demonstriren läfst, als vielmehr dadurch erkannt werden kann, dafs sie ausgeübt wird. Wer sie durch Begriffe anschaulich zu machen hofft, kennt das wahre Wesen der Religion nicht; und so wenig ich die Fäden, an denen mein Leben gleichsam hängt, verzeichnen kann, ohne dieses zu zerstören: so wenig kann ich mit blofsen Begriffen ausdrücken, worin meine Religion bestehe, die das Princip des geistigen Lebens in mir ist." Neue Aufschlüsse haben wir auch in dieser *Schlufsanmerkung* nicht gefunden.

So sehr auch der Vf. dieser Schrift hier und da gezeigt hat, dafs es ihm nicht an Scharfsinn fehle: so vermifst man doch im Ganzen den so wünschenswerthen systematischen Geist; manche seiner Aeufserungen sind mehr witzig als durchdacht, in manchen Beweisen liegt mehr Sophistik, als Wahrheit, und nicht selten vertreten auch Declamationen und leere Tiraden die Stelle der Gründe. Auf den Rec. hat diese Schrift gar keinen angenehmen und wohlthätigen Totaleindruck gemacht. Der Vf. will sprechen als Philosoph, und scheint doch das Uebergewicht einer Offenbarung über die blofse Vernunft darthun zu wollen. Und wenn der Vf. frey von allen Nebenrücksichten war, woher denn das so häufig vorkommende, ängstliche Verfechten der Sache des Glaubens? Auch ist manches so gesagt, als ob es blofs um gewisser *Localverhältnisse* willen gefügt worden wäre. Bisweilen findet man auch nur täuschenden Wortklang und ein Spiel mit Sentenzen, ohne dafs die Wahrheit selbst einigen Gewinn dadurch erhalten haben sollte. Die Schreibart des Vfs. entfernt sich zwar von der ermüdenden Trockenheit und Dürre einiger neuern philosophischen Schriftsteller, aber sie ist auf der andern Seite oft zu declamatorisch und pretiös. Einigemal wird seine Sprache mystisch, und dadurch unverständlich. Sollte er vielleicht den Stil eines bekannten geistreichen und originellen philosophischen Schriftstellers, der bey manchen Eigenheiten, dennoch stets Verstand und Gefühl aufs angenehmste zu beschäftigen weifs, nachahmen: so wäre ihm diese Nachahmung nicht geglückt. Da es dem Vf. keinesweges an Talent fehlt, auch würdig und erhebend zu schreiben: so sollte er den wortreichen Kanzelton, in welchen er nicht selten verfällt, um

so

so mehr vermeiden. Nach der Vorrede, haben wir noch eine besondere Apologie der christlichen Religion vom Vf. zu erwarten.

NATURGESCHICHTE.

London, b. White: *Prodromus stirpium in horto Chapel Allerton vigentium.* Auctore *Ricardo Antonio Salisbury*, Reg. Soc. Lond. ac Linn. Socio. 1796. 422 S. gr. 8.

Hr. *Salisbury* ist uns schon durch sein angefangenes Prachtwerk von Abbildungen seltener Gewächse und durch einige in den *Transactions of the Linnean Society* abgedruckte Abhandlungen als Botaniker bekannt. Hier giebt er uns ein Verzeichniss des Gartens zu *Chapel Allerton*, das viele seltene und neue Gewächse enthält. Er hat bey deren Aufzählung nicht das Linnesche System gewählt, sondern nach der Zahl der Staubfäden alle Pflanzen in neun Classen vertheilt. Die Ordnungen oder Unterabtheilungen hat er nach der natürlichen Verwandschaft derselben entworfen. Auf diesem Wege glaubte er ein natürliches System zu erhalten, aber er scheint selbst am Ende davon zurückzukommen, da nach seiner eigenen Aeusserung, ihm alle Hoffnung eine natürliche Methode aufzufinden, nachdem er das vortreffliche Werk eines *Jussieu* studiert hat, gänzlich schwindet.

Wir wollen dem Vf. seine Art zu classificiren gerne lassen, wenn wir gleich auch nicht derselben zu folgen Willens sind; aber die häufigen Veränderungen der Namen, und der botanischen Kunstsprache, so wie die Zusammenziehung verschiedener Gattungen können wir unmöglich gut heissen. Er glaubt, dass die Trivialnamen, da sie sehr oft nicht schicklich gewählt wären, mit richtigeren müssen vertauscht werden. Als Beyspiele falscher Benennungen führt er folgende an: *Begonia capensis*, *Schwenkia americana*, die an den Orten nicht wild wachsen, und *Diosma rubrum*, welches durchaus an keinem Theile etwas Rothes hat. Wer wird hierin ihm nicht beypflichten; aber dergleichen Namen sind auch nicht sehr zahlreich, und es folgt keinesweges daraus, dass um dieser wenigen willen alle Trivial-Benennungen umgeändert werden müssen. Wir sind im Gegentheil der Meynung, dass alle einmal angenommene Namen, wenn sie nicht geradezu widersinnig sind, und die Pflanze nicht zu einer andern Gattung gehöret, unverändert beybehalten werden müssen. Wir haben noch so viele Lücken im weitläuftigen Felde der Botanik durch nähere Untersuchungen auszufüllen, dass wir uns bey solchen Kleinigkeiten unmöglich aufhalten können, die dem Ganzen eher Schaden als Vortheil bringen werden. In vielen Fällen sind die neuen Namen des Hn. *S.* von der Art, dass sie den ältern nachstehn, oder doch wenigstens keine Vorzüge haben; als Beyspiel wollen wir nur die Arten der Gattung *Globularia* wählen. *G. vulgaris* nennt er *collina*, *G. spinosa* — *bellidifolia*, *G. cordifolia* — *saxatilis*, *G. nudicaulis* — *alpina*, *G. alypum* — *virgata*, *G. longifolia* — *procera*. Eben auf diese Art hat er auch viele Gattungsnamen verändert. Würden wir nicht eher in unserer Wissenschaft zurückkommen, als vorwärts schreiten, wenn jeder Botaniker nach seinem Gutdünken die Namen abändern wollte? — Als überflüssige und unrichtige Veränderungen in der Kunstsprache, die unser Vf. gemacht hat, wollen wir nur unter mehreren zwey anführen. Wenn er ein Blatt beschreibet, nennt er die ganze Fläche desselben *lamina*, und bey jeder Beschreibung führt er diesen Ausdruck, der dem Ganzen keine Deutlichkeit giebt, mit an, und ein *folium ternatum* heisst bey ihm *folium impariter binatum*. Eine Beschreibung nach seiner Art, mag das Gesagte bestätigen. *Rhus radicans* nennt er *R. scandens* und giebt davon folgende Diagnose: *R. caule fulcris scandente, foliis impariter binatis deciduis, lamina media majore.* Wer würde den Vf., wenn er uns neue Pflanzen beschreiben sollte, hier wohl verstehen, und lässt sich dieses nicht durch unsere alte Kunstsprache, eben so gut und noch besser ausdrücken? — Die Gattungen *Avena*, *Bromus* und *Festuca* zieht er in Eine zusammen; eben so vereiniget er *Hyacinthus*, *Lachenalia* und *Scilla*. Auf ähnliche Art werden ihrer mehrere zusammengeschmolzen, die offenbar durch beständige Merkmale verschieden sind. — Die meisten Pflanzen sind nur namentlich ohne weitere Bestimmung, ohne Vaterland und ohne Bemerkung ihrer Dauer angezeigt. Nur bey neuen Arten findet sich eine Diagnose, und so auch bey neuen oder verbesserten Gattungen, und bey wenigen ist das Vaterland, wo es durch neuere Reisende bestätiget wurde, angemerkt. Am ausführlichsten ist er bey den lilienartigen Gewächsen, die ziemlich vollständig abgehandelt sind, und viele artige Bemerkungen enthalten; obgleich die gegebenen Bestimmungen derselben, durch Weglassung vieler überflüssigen Ausdrücke, um ein Merkliches könnten abgekürzt werden.

Weimar, im Industrie Comptoir: *Thomas Pennant's allgemeine Uebersicht der vierfüssigen Thiere.* Aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von *Johann Matthäus Bechstein.* *Erster Band.* Mit (34) Kupfertafeln. 1799. XXX und 318 S. 4.

Die Auffoderungen mehrerer angesehener Männer dieses Werk, welches zum erstenmal im J. 1771 herauskam, auf eine ähnliche Art, wie die *Lathamsche* Uebersicht der Vögel, zu übersetzen, bewogen den um die Naturgeschichte so verdienten Vf. zu dieser Arbeit. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob diese Uebersetzung, die nach des Hn. B. eigner Aeusserung mehr für Liebhaber als eigentliche Naturforscher, denen das Original nicht unbekannt seyn kann, bestimmt ist, bey dem Schreberischen Werke nicht entbehrlich seyn möchte, da auf dasselbe ohnehin manchmal zurückgewiesen wird, sondern zeigen nur an, dass die Uebersetzung treu sey, und sich so gut wie

das

das Original, dessen Stil freylich nicht immer der angenehmste ist, lesen lasse, und Hr. B sich Mühe gegeben habe, den Text für Liebhaber etwas angenehmer einzukleiden. Wir müssen hierbey bemerken, dass wir diess in Vergleichung mit der Ausgabe vom J. 1781 sagen; denn die neueste, von 1792, die Hr. B. übersetzte, haben wir noch nie gesehen. Die Zusätze und Bemerkungen sind von gleicher Art, wie die bey *Latham*; es sind in ihnen manche von *Pennant* begangne Fehler und Uebereilungen verbessert, verschiedene neue Thierarten hinzugefügt, und die Geschichte der vom Vf. beschriebnen ergänzt oder berichtigt. Von Synonymen sind nur die angeführt, welche das Gesagte aufs neue bestätigen, oder die Geschichte des Thieres vollständiger zu machen dienen können. Vorzüglich finden wir die Gmelinsche Ausgabe des Linneischen Natursystems, Zimmermann, Donndorf, Pallas, Schreber u. s. w. benutzt. Die Abbildungen sind im Original schlecht, und es wäre zu wünschen, dass Hr. B. Wort gehalten, und „die bekannten und besonders die in dem v. Schreberschen „Werke über die Saugthiere befindlichen Abbildungen weggelassen" hatte, aber nicht nur von Hn. v. Schreber aus Pennant copirte Arten finden wir hier noch auf den Tafeln, wie z. B. *Felis rufa*, sondern auch die abscheulichen Figuren der Pariane, die man doch im Schreber viel besser findet, sind hier geblieben. Hr. B. verspricht: am Ende alle vierfüssigen Thiere mit den Kennzeichen der Art aufzuführen, und die neuentdeckten in Supplementen folgen zu lassen.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Johann Heinrich Helmuths* Herzogl. Braunschw. Läneb. Superintendentens, Predigers in Calvörde etc. *Volksnaturgeschichte.* Ein Lesebuch für die Freunde seiner Volksnaturlehre. *Vierter Band.* Beschreibung der Amphibien. Mit 36 illuminirten (in Holz geschnittenen und eingedruckten) Abbildungen. 1799. 196 S. 8. (1 Rthlr.)

So wie die drey ersten Bände, ist auch dieser aus Müller, Leske, Bloch u. a. ohne eigene naturhistorische Kenntniss des Vf. zusammengetragen, und enthält daher wahres und falsches, je nach dem es die Quellen lieferten, woraus der Vf. schöpfte, oder er diese richtig oder falsch verstand. Daher sind hier die schwimmenden Amphibien am besten bearbeitet, weil dabey Blochs treffliches Werk die Materialien lieferte, die andern Ordnungen, und besonders die allgemeine Geschichte lehren aber, dass Hr. H. nicht einmal einen *de la Cepede*, *Schöpff*, *Rösel*, *Schneider* kannte, und noch weniger selbst, auch nur oberflächlich, diejenigen Thiere, deren Geschichte er schrieb. Würde er sonst gesagt haben: „Die Naturforscher verstehn „durch die Amphibien solche Thiere, die ein Herz „mit einer Vorkammer, und einer einzigen Herzkammer, und rothes kaltes Blut haben?" Denn alles dieses haben ja Amphibien und Fische mit einander gemein. Es ist unwahr, dass „die meisten der Knorpelthiere eine unförmliche Gestalt, und ein so widriges Ansehn haben, dass sie Grausen erwecken." Denn was ist in der Bildung der Eidechsen, der Schlangen unförmliches, und prangen nicht die mehresten derselben mit den schönsten Farben? Als allgemeine Bemerkung über die ganze Classe ist es falsch, „dass sie sich häuten," denn bey den Schildkröten und schwimmenden Amphibien findet dies nicht statt. Eben solche Unrichtigkeiten trifft man in der Geschichte der einzelnen Arten an. So sollen die Blindschleichen bey der Berührung sich so steif wie ein Stock machen, die gemeine Runzelschlange, *Caecilia tentaculata*, einem Aale gleichen, u. s. w. Einigen sind ganz unrichtige und falsche Abbildungen beygefügt, z. B. bey *Coluber Vipera* und *Crotalus Durissus*, bey *Lacerta Lacustris* sogar die von *L. Salamandra* gesetzt, und noch andere ganz falsch illuminirt, z. B. *Boa Constrictor*, welche himmelblau angestrichen ist. Eine Volksnaturgeschichte muss Irthümer vertilgen, belehrend und unterhaltend seyn, wenn sie Nutzen stiften soll; wenn sie daher, wie es hier der Fall ist, viele Arten aufführt, von denen nur äussere Gestalt und Vaterland bekannt sind, durch Mangel an Kenntniss ihres Vf. unrichtige Vorstellungen veranlasst, und mehr für diesen als für die Leser geschrieben zu seyn scheint: so verdient sie der letztern nicht viele, und schadet vielleicht eben so sehr, als sie nützt.

IPSWICH, b. Jermyn: *Hortus botanicus Gippovicensis* or a systematical enumeration of the plants cultivated in *Dr. Cotye's* botanic Garden at Ipswich in the county of Suffolk etc. 1796. 158 S. gr. 4. (4 Rthlr.)

Ein prachtvoll gedruckter Catalog des Gartens zu Ipswich, der aber eben nicht sehr reich an Pflanzen ist, und ausser den lateinischen und englischen Benennungen, und Anzeige der Cultur und Dauer durch Zeichen, eben nichts besonderes enthält. Das einzige, was ihn noch einigermassen brauchbar macht, sind die Gattungscharaktere, die aber nur selten einige eigene Bemerkungen enthalten, und grösstentheils aus anderer Botaniker Schriften genommen sind. Verschiedene neue Arten werden zwar namentlich aufgeführt; ihre Anzeige ist aber ohne weitern Nutzen, da nichts von ihnen gesagt wird. Am Schlusse ist noch eine drey Seiten lange Nachricht über die Futterkräuter von Suffolk angehängt, die aber auch nichts neues enthält.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

